# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Achtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1912

# Inhalt.

Die Zukunft.

**Berlin, den 6. Juli 1912.**

# Reguli.

1812.

Einen rechtgläubigen Selbstherrscher aller Reussen, der zum Kampf für die Freiheit ruft, für Rousseaus Naturrecht, für Laharpes Liberalismus erglüht und sich, nach dem Muster Robespierres, einen Tugenfreund nennt, wird in Aeonen der Erdkreis nicht wiedersehen. Den Eitlen, der sich mit Komoedianteneifer in solche Rolle aufreckt, soll Bonaparte fürchten? Dieser Alexander Pawlowitsch ermannt sich niemals zu kräftigem Entschluß. Als Bundesgenosse war er das Bild eines Gewaltigen. Als Feind ist er ein schwatzender Schwärmer, den der kluge Krieger leicht überrumpeln wird. Beide Herrscher wollen den Krieg; müssen ihn wollen. Beide ersehnen die Möglichkeit, ihn auf russischer Erde zu führen. Und weil Alexander sich nicht rührt und den Bedroher herankommen läßt, hält ihn Bonaparte für furchtsam und taumelt, wie zu neuer Hochzeit mit Fortunen, hastig und jauchzend in umlodertes Eis. Ist der Weg, der ihn und Marie Luise über Metz und Mainz nach Norddeutschland führt, nicht geschmückt und bestrahlt wie einer Hochzeitreise? Ihn zu ebnen, mit Kies zu bestreuen, mit Holzhaufen, deren Flamme die Nacht erhellt, zu säumen, sind ganze Dörfer mobil gemacht worden. Durch ein Spalier jubelnder Menschen rollt der Prunkwagen des Imperators; rollt der Fourgon, der die Kaiserkleinodien, den Hermelinpurpur und die zwei Kronen trägt, die aus Goldlorber gewundene und

die dem Legendenschmuck Caroli Magni nachgeahmte. Die braucht er; denn vom dresdener Fürstentag wirbelt die Windsbraut den gekrönten Soldaten bald ins Russenreich, südwärts an den Bosporus, durch Persien, an die Weihestätten des Ganges. Alexander und Karl der Große: Beider Stirnschmuck schlingt er morgen sich um die Schläfe. Deutsche Könige, Herzoge, Kurfürsten warten ihm in der Haltung demüthiger Diener unterwegs auf; senden aus Anbeterinbrunst scheue Blicke zu seinem Gebieterauge empor. Lächelt es oder dräut hinter Wolken der Blitz? Friedrich August, den König von Sachsen, treibt die Ungeduld aus der Hauptstadt. In Freyberg harrt er, mit seiner Königin, des hohen Kömmlings und der Minister Senft-Pilsach muß auf einem Stuhl übernachten, um das Paar für die Empfangsfeierlichkeit wecken zu können. Beim Einzug läuten von allen Thürmen Dresdens die Glocken, aus hundert Feuerschlünden donnert der Ehrensalut und durch den Troß der Prinzen, durch die Hellebarden der in gelbe und veilchenfarbige Seide gekleideten Schweizergarde (deren bunter Pomp die Männer der Großen Armee an den Scaramuccia der Italerbühne erinnert) schreiten Napoleon und Marie Luise in die Prachtgemächer Augusts des Zweiten. Te deum laudamus: aus der Schloßkirche steigt am nächsten Morgen dem Herrgott, der den Unermeßlichen ins Wettinerland geführt hat, heißer Dank himmelan. Der ganze Hofstaat ist aus Paris mitgeschleppt worden; mit den Großwürdenträgern des Reiches, den Kammerherren, Stallmeistern, Pagen der Kaiserin auch der Silberschatz. Laetitiens Sohn will sich zu Haus fühlen, nicht von fremdem Geschirr speisen noch von fremden Lakaien bedient sein; will sich den Rheinbundesfürsten in nie erschauter Glorie zeigen. Sie nahen. Auch Kaiser Franz kommt mit seiner Frau, den (heimlich gehaßten) Schwiegersohn zu begrüßen. Und Hatzfeldt erbittet, als Gesandter des Königs von Preußen, für Friedrich Wilhelm die Erlaubniß, sich dem Imperator vorzustellen. Dresden ist im Festrausch. Was Mitteleuropa an Glanz und Ruhm besitzt, scheint in der sonst so stillen, fast schläfrigen Stadt versammelt. Galawagen und Glockengeläut, Böllerschüsse und Illumination: Das endet nicht. Da fährt Metternich. Saht Ihr die Kaiserin von Oesterreich mit ihrer Stieftochter Marie Luise? Der drüben ist ein Turenne. Nein: der Andere; Du hast ihn mit dem Herzog von Bassano verwechselt. Nur

Einen sieht das Auge der Gaffer kaum je: ihn, den es überall sucht. Der geizt mit seinem Anblick; mag nicht Alltagserlebniß werden. Nur er ist der Kaiser. „L'Empereur“: so wird er von seinen Dienern auch dem Schwiegervater gemeldet, dem guten Franz, der sich in Dresden gräßlich langweilt, wo er weder kochen noch über wienerischen Vorstadtwitz lachen, nicht einmal mit Siegelwachs spielen kann. Er selbst muß, Viertelstunden lang, warten, bis Josephinens kleiner Artillerielieutnant zur Mahlzeit zu kommen geruht. „L'Empereur!“ Der geht vornan; allein, den Hut auf dem Kopf. Dann folgt Franz, barhäuptig, mit seiner Tochter; und das Gewimmel der Fürsten drängt sich, mit dem Hut oder Helm in der Hand, hinterdrein. Nur Napoleon wird bei Tisch von Pagen bedient. Nur er spricht, wann es ihm beliebt. Spricht gern, in dieser Tafelrunde, von der Revolution; deren Sohn er sich nun nicht mehr, wie als Erster Konsul, noch neben Josephine so oft, mit Parvenustolz nennt. Als dem Erzhaus Habsburg Angehöriger ist er den Bourbons verwandt. Und die Lippe zittert nicht, von der das Wort fällt: „Wer weiß, wie Alles gekommen wäre, wenn mein armer Onkel mehr Festigkeit gezeigt hätte?“ Der arme Onkel hatte als König Ludwig der Sechzehnte von Frankreich geheißen.

Wie das schmucklos vom Herd geholte Aschenbrödel neben einer Märchenkönigin, erzählten die eleganten wiener Hofdamen später den Basen, sahen wir neben den Französinnen aus. Die mußten sich in Gold- und Silberbrokat wickeln, von Geschmeide strotzen und funkelnde Diademe aufs Haar stülpen; mußten dem Neid zeigen, welche Schätze ihr Kaiser zu verschenken habe, und in ihrem Betragen dabei die abgemessene Würde eines alten Hofes wahren. Ringsum knickste und dienerte es; sie blieben steif. Senfts hatten ihre achtjährige Tochter zu aufdringlichem Napoleonkult gedrillt und brachten sich selbst durch Adoranteneifer Tag vor Tag in die Gefahr der Lächerlichkeit. Kein Ton verräth, kein lächelnder Blick, was gallische Spottlust vor solchem Schauspiel empfindet. Alles hat größeren Stil und würdigere Form als einst in Erfurt. Vor den Nächsten höhnt Bonaparte die „Albernheit dieser Deutschen“; doch nur einmal wird sein Ekel laut. Als die Galavorstellung, die mit einer Kantate zum Ruhm des Korsen enden soll, mit dem Bild einer strahlenden Balletsonne beginnt, unter der in Flammenlettern zu lesen ist: „Moins grand et moins

beau qui lui!“ Kaiser Franz („le chétif François“ hat ihn der Korse genannt) nickt Beifall und bestätigt damit, daß er Absicht und Urtheil billige. Andächtig haften, wie in Verzücktheit, tausend Augen am Haupt Bonapartes. Der aber hebt die Achseln, die Brauen und brummt über die Orchestra hin: „Die Leute müssen mich für bodenlos dumm halten“. Am folgenden Tag empfängt er den König von Preußen (dem schon an der sächsischen Grenze gesagt worden ist, daß er ohne das den Kaisern vorbehaltene Gepräng einziehen müsse, den die Dresdener aber, nach dem Bericht des Französischen Gesandten Serra, wie eine Hoffnung begrüßen). Napoleon hat ihn oft einen Rekrutendriller, beschränkten Unteroffizier und Dummkopf („une bête“) gescholten; macht ihm aber, nur ihm, jetzt den ersten Besuch. „Sie sind Witwer?“ Die Frage trifft ins Herz, dessen Herrin Luise so lange war. Dann sänftigt sich der Ton; die Klugheit und Wesensanmuth des Kronprinzen (Franz hat, dem Imperator zum Aerger, keinen Erzherzog mitgebracht) wird huldvoll gelobt und Friedrich Wilhelm darf, mit Friedrich August, in jeder Woche dreimal am Tisch des Kaisers speisen (während die Herzoge und anderen deutschen Fürsten im Vorzimmer stehend warten, bis der Allmächtige, der an der Elbe den Hausherrn spielt, die Tafel aufhebt). Preußen braucht Geld? Gut; ich will, wenn es Spandau und Pillau meinen Truppen geöffnet hat, seinem Handel das Halfterband ein Bischen lockern. Der Sold für das österreichische Kontingent ist knapp? Meinem Schwiegervater leihe ich, was er begehrt. Auch den Sachsen, da sie in enger Klemme sind, noch eine Million. Nur nicht knausern; diese ausgepreßten, geduckten Kronenträger müssen reichliches Almosen einsäckeln. Und ihre Minister, Marschälle, Kammerherren, Adjutanten sollen sich an goldenen Dosen und Diamanten freuen, die sie, wenn Schmalhans vor dem erkaltenden Kochherd steht, beim Trödler verschachern können. Das Beispiel weckt Nacheiferung. Muß der Mann, der sich von den Enkeln der ehrwürdigsten deutschen Geschlechter, von Fürsten, die er entmachtet, mit Skorpionen gepeitscht und bespien hat, wie von hungrigen Hunden umwedelt sieht, nicht Alles, auf Höhen, in Tiefen, für käuflich halten? Als er, mit einem Gefolge von Sachsenkürassieren im schwarzen Harnisch, auf seinem Schimmel mit der von Goldstickerei blitzenden Scharlachschabracke die in Lenzblüthe prangende Thalsohle der von Herder als deutsches Florenz ge-

priesenen Hauptstadt umreitet, braust ihm aus allen Straßen, vom winzigsten Rebenhügel der Volksjubel entgegen, der nur die Befreier sonst, die Beglücker geleitet. Und als er im Osten der Altstadt vom Roß steigt und, wie zu stillem Gebet, vor dem Altar der Frauenkirche steht, schwingt sich aus den Sachsenherzen ein Lobgesang auf, den kein Hofceremoniale vorschrieb. Muß er sich nicht der Gottheit nah, nicht ihr ähnlich dünken, da Die sogar, die er schlug, wie einen Heiland ihn mit dem Leuchtfeuer ihrer Seele grüßen? Alexander Pawlowitsch hört, um die selbe Zeit, in einer litauischen Dorfkirche einsam die Messe. Kein Jauchzen umbrandet ihn. Kein Pole dankt dem rechtgläubigen Selbstherrscher aller Reussen, daß er vor einem Römeraltar das Andachtbedürfniß stillte. Einsam ist er; und von West her wälzt der Schrecken der Großen Armee sich in bunten Farbenbündeln heran. Doch freundlich blinkt in das Matutinum von Ost des Tages Gestirn.

„Ich werde nicht als Erster das Schwert ziehen: denn ich will nicht vor Europa für das Blut verantwortlich sein, das in solchem Krieg fließen wird. Ich könnte längst zehn englische Unterhändler hier haben; doch ich verstopfe mein Ohr.“ (Eine von der Staatsraison entschuldigte Lüge: schon im April war ein russisches Bündnißangebot nach London gelangt.) „Dreihunderttausend Franzosen bedrohen meine Grenze. Der Kaiser hat Preußen, Oesterreich, alle Völker das Festlandes gegen Rußland ins Feld gerufen: und noch immer bin ich sein Bundesgenosse. Mit zähem Eigensinn bleibe ich diesem Bündniß treu, weil meine Vernunft den Glauben weigert, der Kaiser könne dieses ihm nützliche Verhältniß dem Wahn eines Kriegserfolges opfern. Aber Rußland weicht vor keiner Gefahr furchtsam zurück. Ich habe Rußlands Ehre zu wahren und alle Bayonnettes Europens werden mich nicht in die Redeweise feiger Schwachheit zwingen. Ist der Kaiser zum Krieg entschlossen und das launische Glück meiner gerechten Sache nicht hold, dann muß das Franzosenheer bis in die Beringstraße, bis in die Küstenprovinz Ostasiens vordringen, um die Urkunde eines Friedensschlusses heimzuholen.“ So hatte, am achtzehnten Mai 1812, Alexander zu dem Grafen Narbonne gesprochen. Ihn zur Abendtafel geladen, am nächsten Morgen ihm aber, mit dem Bilde des Kaisers, den für die Rückreise nöthigen Mundvorrath geschickt und angezeigt, daß um sechs Uhr nach-

mittags Alles zur Abfahrt bereit sein werde. Nichts zu machen. Das vom Fürsten Kurakin in Saint-Cloud überreichte Ultimatum sagt deutlich, was Rußland will; und Napoleon hat seinen Gesandten vergebens von Berlin nach Wilna gehetzt. Sind die Russen, die bei Austerlitz und bei Friedland doch das Fürchten gelernt haben konnten, wirklich zum Kampf entschlossen? Lockt den Zaren, der nicht einmal zweihunderttausend Mann gegen fast dreifache Uebermacht des Feindes ins Feld stellt, keine List mehr in neues Zaudern? Noch regt er sich nicht. Doch die Meldung, die General Narbonne nach Dresden bringt, lehrt, daß sich sein Wille gehärtet hat. Unnützes Plaudern! Schon wirds, unter gekrönten Schranzen und Speichelleckern, dem Schlachtenträumer im Philisterpferch allzu schwül. Nach Lagerluft lechzt er; will in Rußland sein, wenn der Roggen reift und seine Reiter die Pferde im Haferfeld füttern können. Schüret im russischen Polen den Geist des Aufruhrs; haltet bei Elbing den Pontontrain bereit, der mir über den Njemen helfen soll („Auf diese Möglichkeit," schreibt er an Davout, „stützt sich mein ganzer Feldzugsplan"); und gliedert die ins Weichselland vorgeschickten Truppen so straff, daß ich am Tag der Ankunft vierhunderttausend Mann in der Hand habe. Reibet den Schlaf, die letzte Spur des Festtaumels aus dem Auge und tummelt Euch! Die Majestäten, Fürsten und Fürstinnen bitten um die Gnade, einmal noch, in Abschiedsaudienz, empfangen zu werden. Meinetwegen. Um vier Uhr früh. Nur kein langwieriges Geflenn. Im Jagdrock, der erst anderthalb Jahre alt ist, also noch sechs Monate zu dienen hat, schreitet Bonaparte im Morgengrau durch die Monarchenhecke. „Rasch! Ich bin eilig. Adieu!" Um Fünf rasselt und dröhnt es hinter ihm drein. Noch auf der Treppe, haucht, unter feuchtem Auge, eines Oesterreichers Mund, hat er mich auf die Schulter geklopft. Ostwärts entschwindet der Komet; und mählich verbleicht nun auch der purpurne Glitzerschweif. Schade, seufzt Friedrich August, daß dieser schöne Traum so kurz war. Und Friedrich Wilhelm läßt in einer Cirkularnote die „köstlichen Tage" rühmen, die er in Dresden erleben durfte.

Zwölf Stunden vor Napoleons Aufbruch hat Kutusow in Bukarest den Vertrag unterzeichnet, der zwischen Türken und Russen den Frieden herstellt. Dem Zaren wird das Patronat über Rumänien und die im Sinn der Griechenkirche rechtgläubigen

Christen der Levante zugesprochen und seinem Reich Bessarabien einverleibt. Der Sultan wird wieder Souverain der Donaufürstenthümer und bleibt der Schutzherr aller Serben. Blinde Hast hat den Vertrag zurechtgestümpert; einerlei, was drin steht: wenn Rußland nur nicht mehr genöthigt ist, in Südost seine Truppenmacht zu verzetteln. Im petersburger Hochadel gährt es, seit das austro-französische Bündniß bekannt ward. Rastoptschins Freunde trauen dem verträumten Sohn Pauls nicht den Muth und die Kraft zu, mit der Wucht eines unbeugsam Starken sich wider solche Koalition zu stemmen. Sie wissen nicht, was er weiß: daß aus Wien geheime Botschaft nach Wilna gekommen ist, die den Zaren versichert, das Bündniß sei nur Blendwerk und von Oesterreich nichts Ernstes zu fürchten; daß Metternich und Hardenberg sich in Dresden verständigt haben und, Jeder für sich, heimlich mit England verhandeln; daß Friedrich Wilhelm dem Freund Luisens geschrieben hat, er ersehne den Tag, der ihm gestatte, wieder an Rußlands Seite zu treten; daß die meisten Häupter der Fürstenbrut, die den Korsen wie einen Gott anbetet, den Gruß zärtlicher Ehrerbietung über die Weichsel schickten. Leise webt sich im Dunkel um den Imperator ein Netz, das ihn drosseln soll. Ward sein Ohr getäubt, daß er aus Wettern nicht des Herrn Stimme hört, die zu seiner Willensfluth, wie zu dem gebäumten Meer einst, im Gebieterton spricht: Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter? Mancher Scharfblick ahnt im Wolkenzug schon das Unheil. Aus Danzig, der seiner Hut anvertrauten Festung, schreibt der Elsässer Rapp: „Ich bin kein Alarmschreier, möchte auch nicht als Schwarzseher gelten; läßt uns aber jemals das Kriegsglück im Stich, dann steht, vom Rhein bis nach Sibirien, der ganze Erdtheil gegen uns in Waffen.“ Senator Sémonville ruft, das Heer werde in den Schlachthof geschleppt; und weissagt der Bourbonenlilie einen neuen Lenz. Höchste Zeit, daß die Armee ihren Feldherrn wiedersieht. Nur sein Blick, der Athem seines Genius nur bringt ihr die Siegesgewißheit zurück. Die Nebel sinken schnell und aus blauer Ferne winkt Ruhm und Reichthum, wenn er wieder im Lager thront. Wer denkt dann winterlicher Entbehrung, klagt noch über den freudlosen Nordlandsfrühling oder bebt gar vor dem plumpen Feind? „Den kleinen Zaren“, schreibt ein Gardefüsilier an seinen Vater, „werden wir bald in weißer Sauce zubereitet haben. Wohin es dann

geht, weiß Keiner genau; oft hört man, nach Indien. Mir ists einerlei; gehts bis ans Ende der Welt, so bin ich zufrieden.“ Rußland? Eine Etape zu kurzer Rast. Und die Sonne, die aus dem Indischen Ozean steigt, glüht heißer als die von Austerlitz.

Fühlt Napoleon sich Fortunen noch unlöslich vermählt? Als er in Posen wie der Slavenerlöser begrüßt wird, wittert er im wilden Gejauchz des Polenvolkes stärkere Kraft als in allen Heucheldelirien entmannter Germanen; als über der Jesuitenkirche die Flammenblätter einer Lorberkrone auflodern, blickt er aus finsterem Auge dem Qualm nach, der gen Ost zieht. In Thorn sieht er seine Kerntruppe wieder. Da gilts kein Feiern. Ein Lager, das zweihundert Meilen umfaßt; ein Heer von fünfhunderttausend Köpfen. Was an Munition zu erraffen ist, muß heran; noch wichtiger ist für den Feldzug in unwirthliche Bezirke der Proviant. Der muß vom Tag des ersten Treffens an mindestens drei Wochen lang reichen. Leget auf alles Getreide Beschlag und lasset es flink, bei Tag und bei Nacht, von klappernden Rädern zermahlen. Wenn wir abmarschirt sind, können die Müller ausschlafen. Ostpreußen grünt und der rasche russische Lenz hat schon alle Wiesen bestickt. Ein ungeheurer Heerhaufe ist zum Angriff gerüstet und der Bedrohte scheint die nahe Gefahr noch nicht zu ahnen. Jedes Corps muß dem Blick des Feldherrn sein Innerstes aufthun; jedes wird noch einmal, bis ins Kleinste geprüft. Alles fertig. Alles brennt von Begierde, dem Kaiser zu zeigen, was seine junge, seine alte Mannschaft vermag. Mit solchem Heer, wagt ein Batteriechef zu sagen, können Eure Majestät Indien erobern. Ein Lächeln dankt ihm. Nie sah man den Herrn so heiter. Sind seine Kräfte verzehnfacht oder neue Dämonen ihm unterthan? Von früh bis tief in die Nacht an der Arbeit. Dann wandelt er, fast nackt, durch die Gewölbe und Kreuzgänge des Klosters, das ihm Quartier ist, und besinnt seine Schlachtpläne. In einer Nacht hört der Adjutant ihn eine Strophe aus dem Abmarschlied singen. „Zittert, Ihr Feinde Frankreichs!“ Solche Töne hat das Gemäuer nie vernommen. Noch ist der Krieg nicht erklärt, das Ultimatum nicht beantwortet. Aber die Schicksalsstunde hat geschlagen. Juni! Worauf noch warten? Bis der Reisewagen geflickt und gefirnißt ward? Unsinn. Zu Pferd! Er will in Danzig geschwind noch Rapp, Davout, Murat sehen. Der läßt, weil er nicht zum Fürstentag eingeladen war,

die Lippe hängen. Ein Schürzenheld. Hilft mir von meinen Verwandten wohl einer ernstlich? Ich habe die Leute reich gemacht, ihnen Throne gezimmert: und sie denken nur an ihr Vergnügen, ihren Glanz und vergeuden das Geld an Krimskrams. „Wenn ich Geld ausgebe, geschiehts, um die Künste zu ermuthigen und der Nation nützliche und ruhmvolle Erinnerung zu hinterlassen. Ich bin des Volkes König und Keiner kann mir nachsagen, daß ich Günstlinge und Lustweiber mäste. Nur der dem Vaterland geleistete Dienst wird von mir belohnt.“ Jetzt aber ist zu solcher Betrachtung nicht Muße. Von Danzig nach Königsberg. Der Soldat fängt schon wieder zu murren an. Kalte Nächte nach heißen Tagen. Seine Lagerstatt ist hart und morgens vom Nebel durchnäßt. Sein Gepäck wächst, weil er so viel Nahrung aufbuckeln muß, ins doppelte Gewicht. Und in der Runde ist nichts Freundliches, Lustiges, Hübsches zu schauen. Das Heer braucht einen Schnaps, eine Aufmunterung; weils im Kern aus Franzosen besteht, werden Worte genügen. Am sechzehnten Juni diktirt Napoleon die Kriegserklärung (der Herzog von Bassano muß sie um vier Tage zurückdatiren und Thorn als Ursprungsort nennen) und läßt dem Vertreter des Zaren melden, daß seiner Abreise aus Paris nichts im Weg stehe. Mir zumuthen, hinter die Elbe zu weichen, und diese dreiste Forderung von allen Thürmen Europas herunterbrüllen? Meinem Gesandten Lauriston die erbetene Audienz weigern? Unerträglich. Lasset die fröhlichsten Märsche blasen, alle Trommeln rühren und auf der letzten Grenzwacht den Ruf an die Große Armee verlesen. In der dreiundzwanzigsten Juninacht erreicht er, dem Heer voran, bei dem Dorf Alexota den Njemen. Ein paar polnische Lanzenreiter taumeln schlaftrunken auf, als der von sechs schwitzenden, dampfenden Pferden gezogene Wagen heranrasselt. Ein kleiner, müd blinzelnder Mann in bestaubten Kleidern öffnet den Schlag. Der Kaiser (neben ihm Berthier). Vive l'Empereur! Das gellt, als solle es die Scham der auf dem wichtigsten Vorposten schlafend Ertappten übertönen. Hört es der Feldherr? Aufrecht steht er; stumm; mit dem hellen Blick, in der straffen Haltung eines aus quickendem Schlummer Erwachten. Ganz Auge. Da liegt Kowno; das Ziel erster Rekognoszirung. Er will selbst hin. Darf sich aber den Russen, die auf polnischer Erde nur Polen vermuthen, nicht als Franzosen zeigen. Zwar ist er nicht, wie Mephisto, gewohnt, incognito zu gehen. Doch

hier wills die Sache. In der Dämmerung zieht er, der sich noch nicht gewaschen, noch keinen Imbiß genommen hat, den Gardejägerrock aus und zwängt sich in die Uniform des polnischen Obersten. Kopfbedeckung? Das Hütchen mit der dreifarbigen Kokarde verriethe ihn. Die viereckige Ulanenczapka ist ihm zu schwer. Eine Schutzmannskappe genügt. Auch Berthier muß sich vermummen. Vorwärts! Die Bewohner eines Bauernhauses werden herausgepocht. Von ihren Fenstern sieht man den Fluß. Dahinter liegt Rußland. Still; ohne die leiseste Ahnung naher Gefahr. Lange steht der Kaiser und durchforscht das Gelände, das er bis heute nur von der Karte her kannte. Munter kehrt er zurück. „Kleidet der Rock mich nicht ganz gut? Doch man muß zurückgeben, was Anderen gehört.“ Zweiter Umzug. Kurzes und karges Morgenmahl. Das Gefolge kommt mit dem Leibpferd. Die Generale Caulaincourt, Davout, Duroc, Haxo sprengen herbei. Erster Rekognoszirungritt. An dieser Stelle muß, nur an dieser darf der Fluß überschritten werden. Zweiter Ritt. Diese Schlucht verbirgt die Truppen, bis der Pontontrain mit seiner Arbeit fertig ist; ehe es hell wird, müssen sie ... Sein galopirendes Pferd scheut, bäumt sich steil auf und wirft den Reiter ab, der, in Gedanken versenkt, die Zügel lose hielt und nicht merkte, daß seinem Gaul ein Häschen zwischen die Beine lief. Das war ihm manchmal geschehen; und immer hatte er dann heftig das Stallpersonal gescholten oder gegen das Thier, die elende Schandmähre, getobt. Nun schweigt er; blickt schweigend ins Grau und steigt dann wieder in den Sattel. Ein schlimmes Vorzeichen, raunt Berthier ins Ohr des Marschalls Caulaincourt; ich wünschte, wir gingen nicht über den Njemen. Denkt der Mann, der stumm vornan reitet, eben so wie sein Generalstabschef aus dem italischen Krieg? Fühlt der Bleiche noch an diesem Tag sich Fortunen unlöslich vermählt?

Pflicht ruft aus thatloser Selbstschau. Soll ein aufgeschreckter Hase, eines überanstrengten Pferdes Nervenschreck ihm die Laune vergällen? Das darf ein geckiger Tagdieb sich gönnen; nicht der Meister über Menschheitgeschick. Von allen Seiten stampfen die Heersäulen heran. Bevor die Sonne sinkt, muß der Flußübergang bis ins Winzigste geordnet sein. Zwischen den blauweißen Zwillichwänden seines Zeltes sitzt er vor Rapporten und Landkarten. Die zuverlässigste hat er unter der Hirnschale. Écrivez: „Ordre pour le

passage du Niémen". Punktum. Für jede Möglichkeit ist jetzt vorgesorgt. Wenns nur nicht so heiß wäre! Und der Kopf nicht so schmerzte. Vielleicht eine Folge des Sturzes? Muß übrigens drollig ausgesehen haben, wie der Gaul mich abschüttelte; zum Brüllen komisch. Aber das betreßte Volk macht so unheimliche Gesichter; verkneift sichs das Lachen oder hats Aberglaube mit eisklammer Hand am Schopf? Kindische Zeichendeuterei. Guten Tag, Grenadiere! Anstrengender Marsch? Drüben wirds besser. Drüben, Artilleristen! Auch schon da? Wenn von drüben nur irgendein Echo käme! Nichts. Höchstens mal eine Kosakenpatrouille, die durchs Gebüsch schlüpft und dem nächsten Augenblick spurlos verschwunden scheint. Ein von Schemen bewachtes Totenland? Spukgeschichten, die ans Kaminfeuer von Ajaccio taugen. Die Kerls haben Witterung; wissen, endlich, daß ich ihnen dicht an der Kehle bin, und verkriechen sich, so lange es geht. Sind wir erst drüben, dann schlage ich sie, daß die Fetzen bis nach Moskau, in Mütterchens Waschküche, fliegen. Wärs nur erst so weit! Dieser Tag will nicht enden. Caulaincourt soll kommen. „Sie kennen Rußland ja aus der Zeit Ihrer Gesandtschaft. Schwatzt man hier im Hauptquartier etwa noch von meinem Hasenabenteuer? Hat ja auch nicht die geringste Bedeutung. Ich möchte Sicheres über den russischen Bauer hören; ob er tollkühn ist und sich zu einem Kleinkrieg aufraffen kann, wie ihn die Spanier geführt haben. Meinen Sie, daß man mir Wilna freiwillig räumen wird? Das würde mir nicht passen. Ich brauche eine Schlacht, einen schnellen Sieg." Die Russen haben so viel Land, daß sie uns große Strecken hinwerfen werden, um uns zur Zersplitterung unserer Kräfte, zur Entfernung von unseren Nährquellen zu zwingen und ins Innere zu locken. Schlachten im Stil europäischer Kriege sind hier unwahrscheinlich. „Auch gut! Dann bin ich morgen Herr von Polen und kein Regen wäscht dem kläglichen Alexander die Schande ab, daß ers ohne Schwertstreich hingab. Nie wird ein Pole ihm so feige Schwachheit verzeihen. Solches Land opfern? Nur ein Hasenherz kann sich dazu entschließen; das Herz eines Vetters des Hasen, der meinem Gaul ... Unsinn. Und wenn Sie, Zar aller Reussen, glauben, der Rückzug könne Sie retten, dann irren Sie. Dann sind Sie so dumm wie feig. Kennen mich nicht. Ich bin rasch wie der Blitz; und treffe wie er. Bei Wilna schon zerreiße ich Ihre

Linie; und ehe Ihre Trägheit aufgerüttelt ist, haben Sie Artillerie und Train verloren und können noch froh sein, wenn mein Schlitzmesser Ihnen nicht ganze Armeecorps aus dem Schutzgewand trennt. Trauen Sie, Caulaincourt, dem Enkel der großen Katharina, die ihm den Namen des makedonischen Eroberers zugedacht hat, wirklich zu, daß er mir um jeden Preis ausweichen werde? Er wird lieber nach Kamtschatka laufen als eine Hauptschlacht liefern, eine Provinz abtreten, einen ihm ungünstigen Friedensvertrag unterzeichnen? Ist heute denn der Tag des Spukglaubens? Warten Sie nur ein Weilchen, Herzog von Vicenza! Bevor der Mond zweimal gewechselt hat, bettelt Alexander um Frieden. Hat der Grundadel ihn dazu gezwungen. Aber die Sonne neigt sich. Wenn sie wiederkehrt, müssen wir auf russischem Boden sein."

Um Mitternacht sind die Pontonkolonnen mit ihrer Arbeit fertig. Kein Licht hat ihnen geleuchtet, kein widerhallender Lärm sie verschrien; aus dem dicht an den Njemen gerückten Zelt hat der Caesar ihnen zugeschaut und manchmal leise Befehle gezischelt. Endlich. Drei Brücken führen ins Land alter Sehnsucht. Morands Division deckt die Vorhut. Das Corps Davout nimmt die Führung. Derber Soldatenfrohsinn ist wiedergekehrt. Uebermüthiger Scherz flattert von den schwanken, unter der Last der Geschütze und Rosse stöhnenden Brücken hinüber, herüber. In fünf, spätestens in sechs Wochen sind wir an der Newa und feiern unseres Kaisers Geburtstag in Peters Stadt. Alles lacht. Habt Ihrs gehört? In Petersburg! Vive l'Empereur! Da ist er. Wo war er noch nicht? Seit Drei zu Pferd. Ueberall, wo sein Kriegsvolk sich staut und Nachdrängenden die schmale Straße sperrt. Kein Gespenst schreckt ihn noch. Ein flüchtiges Häslein könnte ihn heute nur heiterer stimmen. Hinüber! Aus trunkenem Auge sieht er nun, vom russischen Ufer, seine Macht ins Reich Alexanders fluthen. Aus Dämmerschleiern winkt neuer Sieg; größerer, als je erstritten ward. Seine Sonne ist mit ihm; heiß brennt sie am Himmel. Den Franzosen, Bayern, Holländern, Sachsen, Florentinern, Hessen, Polen und Schwaben, die in buntem Zug über die Brücken marschiren, sengt sie die Stirn. Gegen Mittag wirds finster und bald danach speit das Gewölk ungeheure Wassermengen ins Litauerland. Alles trieft. Alles jauchzt. Zweihunderttausend Mann in Rußland hinein! Am sechsundzwanzigsten Juni sind auch Grouchys Dra-

goner drüben. Bis aufs Tüpfelchen ist das Programm durchgeführt. Bonaparte steht dicht vor dem Ziel seines kühnsten Wunsches.

„Führt einen Partherkrieg!" Scharnhorst hats den russischen Kameraden gerathen. Jetzt, am ersten Tag des Marsches über den Njemen, schreibt Rastoptschin an Alexander: „Ihr Reich hat zwei gewaltige Vertheidiger: den Raum und das Klima. Der Kaiser von Rußland ist furchtbar in Moskau, schrecklich in Kasan, unüberwindlich in Tobolsk." Biegt er der Kraftprobe aus? Seit dem zwölften Juniabend hat er den Freiherrn vom Stein als Berather bei sich. Wie kann, fragt am ersten Juli Napoleon den Polizeiminister und Generaladjutanten Balaschow, Ihr Herr solchen Kerl an seinem Tisch dulden? „Dieser Wicht und Hochverräther ist nicht um Haaresbreite besser als irgendeiner der Buben, die Alexanders Vater gemordet haben. Ich schätze Ihren Kaiser noch immer sehr hoch. Aber Engel dürfen mit Teufeln nicht gemeinsame Sache machen." Vergebens. Der allzusinnliche Engel, der noch aus dem Feldlager in die schönen Arme der Frau Sulistrowskaja eilt, ist zum Bündniß mit dem preußischen Teufel entschlossen. Ein Glück, daß von Preußen nichts zu fürchten ist. Diesem Glauben kann kein Jerome, Rapp, Davout den Imperator entankern. Schon schreibt Major von der Goltz den Bericht, der die zum Kampf wider Bonaparte bereiten Offiziere Friedrich Wilhelms aufzählt; schreibt über Hans David Ludwig von Yorck: „Von mittlerem Alter, unterrichtet, ehrgeizig, unzufrieden, Frankreich hassend; allgemein anerkannter, braver und schnell überblickender, mehr praktischer als theoretischer Soldat, eines kühnen Entschlusses leicht fähig; völlig unbemittelt." Doch der Condottiere aus Korsika spricht: „Von Preußen ist nichts zu fürchten." Und zu Caulaincourt: „In Moskau unterzeichne ich den Friedensvertrag."

## 1912.

„Im Auswärtigen Amt des Staates, dem Eure Excellenz beglaubigt sind, wird man versuchen, von Ihnen Einiges über die Kaiserbegegnung von Baltijskij Port zu erfahren. Ihrem Scharfblick wird nicht entgangen sein, daß die hiesige Regirung von ihren Gegnern, drinnen und draußen, der Absicht verdächtigt wird, den Werth solcher Zusammenkünfte aufzubauschen und von ihnen weltgeschichtliche Epochen zu datiren. Und wir dürfen uns nicht

verhehlen, daß nach den potsdamer Nebengeräuschen der Perservertrag hier und da enttäuscht hat. Deshalb empfiehlt sich, diesmal die Familientradition zu betonen, die den Brauch solcher Besuche überliefert hat, und anzudeuten, daß die Allerhöchsten Herren, trotz der Anwesenheit des Deutschen Reichskanzlers und zweier russischen Minister, keinerlei neue Vereinbarung planten. Daß insbesondere auf unserer Seite nicht etwa der Wunsch herrscht, dem turko-italischen Krieg durch Druck oder Einschüchterung ein Ende zu machen. Dieser Krieg ist ja nicht nur uns unbequem geworden (weil wir den Italienern verbündet, den Türken befreundet sind und unser Botschafter der Hohen Pforte den friedlichen Sinn Italiens verbürgt und die Abberufung des in Rom längst mißliebigen Gouverneurs von Tripolitanien erreicht hat); lenken Sie die Aufmerksamkeit des Ministers auf die Thatsache, daß den Briten der Status von heute noch lästiger ist. Sie hatten auf den Zusammenbruch der Türkei gerechnet, der in Arabien ein leicht unter britischen Einfluß zu bringendes Gegenkhalifat geschaffen hätte, und erleben nun, daß, erstens, die Türkei noch Stand hält, daß, zweitens, die um ihre in den Orient verliehenen Milliarden besorgten Franzosen den Nutzen der entente cordiale noch lauter als sonst bekritteln, daß, drittens, die Intimität zwischen Petersburg und Rom ein Bischen schnell zunimmt; und sie müssen sich sputen, wenn sie 1916 im Mittelmeer noch mitreden und sich neben den Dreadnoughts des Dreibundes behaupten wollen. À bon entendeur salut! Wir haben einstweilen noch keinen Grund, Töpfe, aus denen es der Britennase brenzlig riecht, vom Feuer zu rücken. Denn die Flottenbegrenzung (ungefähr auf die Relation von 1913) ist zwar im Prinzip beschlossen, auch von drüben zugestanden, daß die fremden Bauaufträge künftig nach der selben Verhältnißzahl getheilt werden, damit England nicht im Kriegsfall alles auf seinen Werften Brauchbare in Beschlag nehmen, gegen uns verwenden und damit den Gedanken friedlicher Kontingentirung zum Kinderspott machen kann; immerhin räth nüchterner Menschenverstand, auch in Verhandlungen mit Ministern Seiner Huldvollen Majestät bis zum Austausch der Unterschriften en vedette zu bleiben. Streifen Sie diese untiefe Stelle nur ganz sacht. Was in die Kanzleien gesickert ist, hat Tümpel gebildet, an deren Austrocknung wir kein Interesse haben. Der halbwegs geschulte Diplomat weiß, daß ein Mann von siebenzig Jahren, der sich als

Botschafter, mit allen Mitteln Schwarzer Kunst, eine neue Jungfräulichkeit zurechtgeflickt hat, nicht von Konstantinopel nach London übersiedeln und die mühsam zusammendiktirte, zusammengeplauderte Reputation aufs Spiel setzen würde, wenn er nicht mindestens glaubte, die Trumpfkarte im Aermelfutter zu haben. Graf Metternich hat sich in seinem Groll ja auch weit aufgeknöpft und Jedem gesagt, daß seinem Nachfolger nur die Aufgabe bleibe, die Sahne von der Milchschüssel zu löffeln. Seitdem (und besonders seit den kieler Reden Seiner Majestät) schwört man überall auf die anglo-deutsche Verständigung; und lacht über die braven Professoren, Bankiers und Dilettanten eiusdem farinae, die das ausgemolkene Thema noch immer zum Gegenstand ehrbarer Artikel aufplustern. Wir gelten als mit England glatt ins Reine gekommene Großmacht. Und wollen es dabei lassen. Daß noch Haken und Häkchen drohen, brauchen wir den Leuten nicht auf die Nase zu binden. Wahrscheinlich ist ja der Abschluß auch; weil nur er einen Krieg vermeiden kann, den selbst der Sieger kaum in einem Halbjahrhundert verwände, und weil man weder drüben noch bei uns so dumm ist, wie Napoleon war, als er die Russen angriff, statt sich auf sie zu stützen. Alles, was nach Triumphgesang schmeckt, wäre von Uebel. Wir können, primo, bis wir die halbe Milliarde für das neue Gewehr haben, nicht auf eine etwas beklommene Nationalstimmung verzichten, die den von der letzten Militärvorlage noch schlappen Diätarien im Reichstag den Daumen lockert, und dürfen, secundo, nicht alles Feuerwerk verpuffen, ehe zum Regirungjubiläum Seiner Majestät geblasen wird. Am fünfzehnten Juni 1913 ist auch noch ein Tag; für den Vorsicht eine stattliche Bescherung aufsparen muß. Und nach dem Börsenboom in Waffen und Munition morgen, wegen der Aussicht auf anglo-deutsche Partnership im Schiffbau, eine Werftaktienhausse: nicht vernünftiger Menschen Begehr. Also verbindliches Lächeln, Achselzucken und schnell ein paar Happen aus der Bonbontüte. Die Ehrlichkeit (feinste Blüthe zeitgemäßer Diplomatie) verbiete, stramm zu leugnen, daß uns mancherlei Offerten vorliegen. Kein Wunder: fünf Millionen Bayonnettes, eine Flotte, die uns wenigstens die Wahrung der inneren Linie unter allen Umständen sichert, Technik, Industrie, Handel vornan, eine Viertelmilliarde Jahresüberschuß im Reichshaushalt. Und die seit einigen Jahrtausenden gebräuchliche Methode der Menschenerzeugung noch, mit Allem, was drum und dran hängt,

in jeder Volksschicht so beliebt, daß die Aktien einer Gesellschaft für künstliche Befruchtung kaum, selbst wenn Gwinner, Prophet und Peer von Preußen, laut davor warnte, bis auf Pari zu kitzeln wären. Unbehaglichere Lagen sind, nicht nur im Ferienzug Berlin-Innsbruck, zu erdenken. Und, bei Tageslicht besehen, ist eigentlich doch kein Anlaß, gierig nach einer Extrawurst zu strampeln, die das Zarenreich up to date uns braten könnte. Das hat für sämmtliche Fettstoffe in der eigenen Küche Verwendung und kann, mögen die Pariser noch so inniglich mit dem Geldschrankschlüssel winken, an einen Vormarsch nach Westen nicht denken. (In dieses Kapitel ließe sich wohl die Bemerkung glissiren, daß die Unruhe der Französischen Republik Dem erklärlich sein muß, der bedacht hat, welche kurze Frist ihr auch nur für den Traum von wirksamer Rache gewährt ist. Geschieht es morgen nicht, so geschieht es, trotz aller hamletischen Weisheit, ganz sicher nicht in der Zukunft, die unserer Menschenübermacht durch Reichthumszuwachs auf allen Gebieten die Schlagkraft erhöht.) Etwas kräftiger, als bisher üblich war, dürfen Sie schon auftreten; ohne, versteht sich, bramsig zu werden oder die Beine in einen Futternapf zu strecken. Sind wir den Engländern verbündet (und darauf muß es, wenns überhaupt ernst werden soll, via Kohlenstation westlich vom Aermelkanal, deutsche Bürgschaft für Indien, Afghanistan, Tibet, Pool zwischen Massaua und Benguela, hinaus), dann ist dieser Sozietät die Welt nirgends mehr mit Brettern zu vernageln und sie kann, in den Grenzen ziemlicher, vom Genius der Rassen bedienter Vernunft, thun, was ihr beliebt. Gerade deshalb wären beide Vettern Uresel (Asinus Gray), wenn sie, zum Vergnügen der Mongolen, Tataren und anderer Schlitzaugen, einander zerfleischten. Können Sie von Alledem Etwas für den Diplomatenempfang brauchen, so will ich vergnügt sein wie weiland der Prinz von Gaure. Ueber Baltijskij Port hüpft Ihre Zunge geschwind ins Freiere. Will der excellente Empfänger Sie durchaus in diesem tristen Esthennest festhalten, dann lotst der Handelsvertrag Sie hinaus. Rußlands Baltenmeerflotte? Uns auch unter Dampf Hekuba. Wir wollen nur einen Zolltarif, mit dem sich leben läßt. Darum die drei Ministerfracks. Sonst? Familienbesuch ohne Abstecher ins Hochpolitische. Begleitet der treuste Blick Ihres Auges diese Versicherung, dann glaubt der Hörer, daß diesmal ein Kern in der Hülse steckt.

# Die Memoiren eines Landarbeiters.

Als Paul Goehre vor bald zehn Jahren die Erinnerungen und Denkwürdigkeiten des Arbeiters Karl Fischer veröffentlichte, wirkten sie wie eine Sensation. Seitdem ist solcher Arbeiterbiographien eine ganze Literatur erwachsen. Goehre selber hat ihrer noch drei weitere folgen lassen. Auch Naumann, Bebel und Andere haben ähnliche Lebensbeichten patronisirt. Aber der Erfolg des ersten Buches (der buchhändlerische wie der innerliche, der in gewissem Sinn freilich mit jenem zusammenzufallen pflegt) ist nie wieder erreicht worden. Das lag doch wohl nicht nur daran, daß literarisch Fischers Denkwürdigkeiten die stärksten waren: auch von den Späteren hat der Eine und Andere Manches erzählt, was des Aufmerkens werth blieb. Wesentlicher ist, daß die Zeiten inzwischen sich gründlich wandelten. Damals lebten wir in einer Renaissance der Sozialpolitik (richtiger: der sozialen Beziehungen) und ließen uns von Posadowskys aufbauendem Optimismus die Herzen wärmen. Heute sind wir Alle rechtschaffen ernüchtert und auch die Selbstlosesten (man denke an den letzten Evangelisch-Sozialen Kongreß) beginnen, diese Probleme mit kühl abwägender Skepsis abzuhandeln. Es ist eine große Friedlosigkeit aufgekommen zwischen Bürgerthum und Arbeiterschaft; den Meisten von uns erscheint der Arbeiter nur noch im Bilde des Sozialdemokraten, die Sozialdemokratie aber als dreiste, pietätlos vom Heimathboden sich lösende Auflehnung wider die „gottgewollte Ordnung". Wozu dann noch ein Anderes kommt (ein ganz unpolitisches Moment), das abflauende Interesse zu erklären. Dem Kulturhistoriker werden diese Biographien ohne Frage ein bedeutsames Material zur Geschichte der arbeitenden Bevölkerung in Deutschland, vielleicht überhaupt zur Wirthschaft- und Sozialgeschichte um die Wende des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts bieten. Das Interesse der Zeitgenossen aber, die, seit man sie einmal darauf gestoßen hat, immerhin die Möglichkeit haben, diese Dinge durch eigene Beobachtung nachzuprüfen, war eigentlich durch die beiden ersten Bücher gedeckt. Denn im Grunde gleichen all diese Lebensläufe einander. Ihr großes Thema ist fast immer: wie aus einer verkümmerten, versinkenden Handwerkerschicht die letzten Sprossen in das Millionenheer der Ungelernten hineingestoßen werden und hier in ziel- und planloser Pilgrimschaft das stete Auf und Ab der ewig ungesicherten Existenz erfahren, auf der Lebenshöhe noch nicht besser dastehend und um keinen Deut zuverlässiger fundamentirt als in den Anfängen des eigenen Daseinskampfes. Bis dann (nicht zu Allen, aber zu den

Meisten) die große Trösterin Sozialdemokratie kommt mit ihren chiliastischen Verheißungen, so den anderen, den überlieferten Glauben ersetzend, den wir selber, zumal wir rastlos hadernden Protestanten, ihnen aus den Herzen rissen.

Trotzdem hat Goehre noch einmal gewagt, ein solches Lebensbuch*) dem deutschen Publikum vorzulegen. Er hat lange gezaudert, hat auch manches Angebot (denn mehr als ein Arbeiter hatte nach dem Vorgang der Fischer und Bromme den Trieb zur Memoirenschriftstellerei in sich entdeckt) mit Dank abgelehnt. Diesmal glaubte er, es versuchen zu müssen. Weil Rehbeins Leben eben das eines Landarbeiters ist. Und doch wieder ist es nicht ganz ein solches Leben. Denn dieser Franz Rehbein war, da er als Vierziger seine Erinnerungen niederschrieb, schon seit zwölf Jahren kein Landarbeiter mehr. Eine Dreschmaschine hatte dem jung verheiratheteten Tagelöhner den rechten Arm abgerissen. Da war er in die Stadt gegangen; war erst Hausirer, dann Zeitungausträger geworden. Und schließlich hatte er, nachdem er die ihm gebliebene Linke zu solcher Technik erzogen, zu schreiben begonnen. Zuerst in das kieler sozialdemokratische Organ, dann in den „Vorwärts“. Zwar ist Rehbein, wie Goehre berichtet, nicht über die Bethätigung innerhalb der lokalen Sparte hinausgekommen; doch hätte, nach seinem Buch zu urtheilen, das Können wohl noch zu Höherem ausgereicht. Es ist nämlich, wie man neuerdings, ein Wenig salopp, zu sagen pflegt, „Schmiß“ in der Arbeit; eine gar nicht alltägliche schriftstellerische Gewandheit. Aber es ist auch Absichtlichkeit darin; trotzdem von der Sozialdemokratie nur in der Einleitung in ein paar Briefen an den Herausgeber die Rede ist und dann in allgemein gehaltenen Sätzen im Schlußwort: die Absichtlichkeit des bewanderten sozialdemokratischen Agitators, der mit Bewußtsein auf den Kontrast hinarbeitet und durch ihn wirken will. Dadurch verliert dieses Lebensbild viel von seinem ursprünglichen Bekenntnißwerth. Das Naive fehlt, das unbekümmerte Sichausströmen einer bedrückten Seele. Der dieses Buch schrieb, war gewohnt (Rehbein ist 1909 im Alter von zweiundvierzig Jahren in Berlin gestorben), so zu sagen von Berufes wegen auf die Schlechtigkeit der heutigen Gesellschaftordnung hinzuweisen (daß sie unvollkommen ist, wissen wir ja Alle), sie zu „brandmarken“ und der Verachtung preiszugeben. Darum wird (ich möchte annehmen: bisweilen fast wider Willen) retouchirt, werden Lichter aufgesetzt und von einem mit solcher

---

*) Franz Rehbein: Das Leben eines Landarbeiters. Jena 1911, Eugen Diederichs Verlag.

Kunst Vertrauten die Gegensätze allemal hübsch herausgeputzt. Deshalb beginnt die Schilderung der Kinderjahre auch mit Sätzen wie diesen: „Hinterpommern! Puttkamerun! Es ist, als wenn heute noch ein Hauch des Mittelalters über die pommerschen Flachfelder weht ... So repräsentirt sich uns das Land der Herren von Puttkamer, von Köller, von Zitzewitz, von Waldow, von Kamecke, von Glasenapp und wie die alteingesessenen blaublütigen Herrschaften alle heißen mögen." Und die Beschreibung einer kurzen Fahrt von Schneidemühl nach Berlin in der Vierten Klasse hebt an wie eine Schilderung aus Dantes Inferno. „Gewiß," heißt es da am Schluß, „dies Bild war traurig, tieftraurig sogar; doch wem von uns wäre wohl ein solcher Gedanke gekommen? Keinem. Wir glaubten eben, arme Leute hätten überhaupt kein Unrecht darauf, bequemer zu reisen." Du lieber Himmel! Wie oft sind wir, die wir aus dem Osten stammten, als junge Studenten die weite Strecke von Berlin nach Königsberg, Insterburg, Memel, ja, bis an die russische Grenze „zweimal zweiter" gefahren, ohne daß uns darum auch nur eine Perle aus der Krone fiel! Vielmehr denken wir (wenigstens kann ich Das von mir bezeugen) noch heute gern an diese vielleicht nicht sonderlich bequemen, aber immer fröhlichen Reisen zurück, die uns daneben manche soziale Einsicht öffneten, von der wir bis auf diesen Tag zehren.

Wer den wahren Werth der Erinnerungen Rehbeins ermitteln will, muß also Einiges abziehen. Dennoch bleibt genug wohl übrig, die Publikation zu rechtfertigen. Das Zuständliche wird im Allgemeinen treu und zutreffend wiedergegeben sein und manche Anmerkung gewinnt gerade dadurch, daß sie ein anerkannter und überzeugter Sozialdemokrat, ein von der Sozialdemokratischen Partei Angestellter sogar, einstreut, ihre besondere Färbung und Bedeutung. Dieser Berichterstatter des „Vorwärts" und Bureaubeamte der Berliner Gewerkschaftkommission, den die Landwirthschaft zum Krüppel gemacht hat, ist nämlich bis an sein Lebensende ein schier zärtlicher Freund der Landwirthschaft geblieben. Er hängt an der ländlichen Natur und hängt an der ländlichen Arbeit, die er niemals blos mechanisch betrieben hat; deren einzelne Prozesse er als nachdenklicher, wißbegieriger und lesefreudiger Mensch in ihrem Sinn und Wesen begreifen zu lernen strebte. Er hat sogar ein ganz spezifisch norddeutsch gefärbtes Heimathgefühl. Als er in Metz seine drei Jahre Kavallerie abgedient hat und an ihn wie an jeden dieser Leute die Frage: „Stadt oder Land?" herantritt, die nachgerade zur Schicksalsfrage der deutschen Landwirthschaft geworden ist, da entscheidet er sich nach reiflicher Ueberlegung wieder

für die Landwirthschaft. Aber nicht im Südwesten will er bleiben. „Die Landwirthschaft da unten,“ schreibt er, „war mir zu ‚püttcherig‘, zu unpraktisch, zu unmodern.“ Und spottet über die dortigen Bauern, die, mit langen leinenen Kitteln oder großknöpfigen Jacken angethan, die scheusälige Zipfelmütze auf dem Kopf und klobige Holzschuhe an den Füßen, umherliefen. Wie anders zeigt sich ihm dagegen der norddeutsche Bauer! „Der heutige Marschbauer,“ erklärt er mit unverkennbarem Stolz, „und nicht nur Dieser allein ist mit dem dummrobusten zipfelmützigen Bauerntypuh von anno dazumal gar nicht mehr zu vergleichen.“ Und an einer anderen Stelle, nachdem er von der neueren landwirthschaftlichen Betriebsweise berichtet hat und eifriger Lecture in der landwirthschaftlichen Fachpresse: „Auf diese Art wurde mir bald klar, daß ein ‚dummer Bauer‘, wenn er mit der Neuzeit vorwärts will, eigentlich doch recht viel mehr wissen muß, als man gemeinhin annimmt.“

Dieser lesende und theoretisirende Großknecht, der nach Feierabend zusammen mit seinem Dienstherrn und dessen Söhnen Wahrscheinlichkeitberechnungen über Bodengüte, Fütterungskosten und den Ertrag dieser oder jener Fruchtsaat aufstellt, ist natürlich eine Ausnahme. Die meisten Knechte und ländlichen Tagelöhner werden darüber denken, wie Rehbein einmal von Arbeitgenossen berichtet: „Wat schöllt wi uns veel darüm kümmern? Wi ward ja doch keen Bur!“ Dennoch nehmen auch diese dumpf und stumpf Hindämmernden auf ihre Weise Antheil an dem Unternehmen und seinen Erträgnissen. Im ganzen Bereich der (sogenannten) städtischen Gewerbe hat die moderne Form der Waarenproduktion den Arbeiter von seinem Werk getrennt. Auch die Landwirthschaft ist in weitem Umfang Erwerbswirthschaft geworden. Trotzdem ist noch ein Rest von Patriarchalismus, sind auch die sittlichen Beziehungen, die Arbeiter und Arbeitprodukt verbinden, geblieben. „Man hat mitgesät und gepflanzt,“ bekennt Rehbein, „man sah, wie junges Vieh zur Welt kam, und freut sich, wenn Alles gedeiht und sich weiterentwickelt. Wurden Kälber oder Füllen geboren, so opferte man gern einige Stunden Schlaf, wenn nicht gar die Ruhe einer ganzen Nacht, um hilfbereit zur Stelle zu sein, damit das Junge wie auch das Mutterthier keinen Schaden nehmen solle. Eben so ging es, wenn ein Stück Vieh erkrankt war. Hatte Unwetter oder Hagelschlag die sprießenden Halme geknickt, so empfand man die Schädigung mit, die den Landwirth, den sie in erster Linie anging, betroffen hatte. Es ist eben doch ein Unterschied, ob man es mit toten oder mit lebenden Produkten eines Berufszweiges zu thun hat. Man lebt und fühlt mit der Natur, in der man schafft und ar-

beitet, ganz gleich, ob Einem selbst davon Etwas gehört oder nicht. Deshalb entwickelt sich auch bei dem ungebildetsten Knecht ein natürlicher Verantwortungtrieb und selbst rohe Naturen zeigen sich bestrebt, Das, was sie mitsäten, pflanzten und pflegten, auch zu hegen und zu fördern, bis es seiner zweckdienlichen Bestimmung entgegengeführt ist ..."

Das sind doch einfach ideale Arbeitverhältnisse. Die idealsten, die unsere heutige Wirthschaftordnung überhaupt noch kennt. Dennoch wandern die Leute ab. Warum wohl? Die landläufige Darstellung lautet: weil die große Stadt mit ihrer Ungebundenheit und ihren Vergnügungen winke. Ungebundenheit? Das könnte stimmen: die Gesindeordnung mag, wo herzensharte und unkluge Arbeitgeber, die es schließlich überall giebt, sich ihrer bedienen, für den heutigen Arbeiter wohl nur noch schwer zu tragen sein. Aber die Vergnügungmöglichkeiten, scheint mir, des platten Landes werden doch wohl unterschätzt. Auch in Berlin sitzen die Arbeiter nicht gerade zu Claire Waldoffs Füßen. Bier und Tabak aber für die älteren Semester giebt es auch im Dorfkrug. Und das Vergnügungbedürfniß der jüngeren ist am Ende aus einem Punkte zu kuriren. Jenem einem, in dem das flache Land bei der Urwüchsigkeit seiner Sitten nicht eben schlechter abschneidet. „Die drallen dithmarschen Deerns hielten denn doch jeden Vergleich mit den bleichsüchtigen Wespentaillen der Städterinnen aus", sagte Franz Rehbein, als er vom Militär freikam. Und ging von Metz direkt nach Dithmarschen ...

Noch einmal also: warum wandern die Leute ab? Die Landwirthschaft ist, seit die Maschine sich auch die Urproduktion unterwarf, nahezu ausschließlich Saisongewerbe geworden. Im Sommer kann die Zahl der helfenden Hände nicht leicht groß genug sein; für den Winter hat sich der Bedarf an Arbeitkräften gegen früher erschreckend vermindert. Bis zu einem gewissen Grade wird die Abwanderung demnach in der Richtung der veränderten Betriebsweise liegen und als ein schwer reparables Uebel zu tragen sein. Aber daneben giebt es doch wohl auch noch andere Ursachenreihen. Rehbein hat sie in seinem Schlußwort, wo er als Sozialdemokrat spricht, mit dem heißen Athem des Agitators zusammengefaßt. Eindringlicher reden sie zu uns aus der Schilderung des Zuständlichen, da er manchmal Partei und Anstellung vergißt und einfach schildert, wie es war. Daß er in den zwölf Jahren seines Landlebens kaum eine Bettstatt fand, in der nicht Mäuse nisteten und die Ratten nicht umraschelten; daß die dem Gesinde angewiesenen Wohn- und Schlafräume oft unwirthlich und unsauber, gelegentlich wohl

nicht einmal heizbar waren und im großen Durchschnitt den Vergleich mit den unter Benutzung der modernsten Erfahrungen errichteten Stallungen nicht aushielten. Daß die Kost bei schwerer Arbeit oft schlecht und die Behandlung nicht selten unangemessen war. Nun giebt es, Dem zu entgehen, ja ein Mittel: man wird freier Taglöhner. Dann hat die Gesindeordnung keine Gewalt mehr über den Mann; dafür drückt auf ihn die ganze Unsicherheit der Saisonarbeiterexistenz. Eine Verwaltungbehörde hat in Schleswig-Holstein den Jahresverdienst eines ländlichen Arbeiters auf sechshundert Mark berechnet; Rehbein selber bringt es einmal auf etwas über siebenhundert. Das langt auch bei großer Sparsamkeit nur selten für eine Familie. Darum wird im Winter geborgt und der Sommer vergeht über der Abzahlung der alten Schulden. Aber den Gemeinden scheint an verheiratheten Taglöhnern im Allgemeinen auch nicht viel zu liegen. Die Taglöhnerwohnungen sind baufällig und spärlich. Wird eine einmal erledigt, so geschieht es nicht selten, daß die Gemeinde die Kate ankauft und niederreißen läßt. Der unverheirathete Mann ist bequemer. Er verringert die Lasten und die Verantwortung der Gemeinde. Aus den Gesprächen der Taglöhnerfamilien an den langen Winterabenden berichtet Rehbein: „Wir Alle waren im landwirthschaftlichen Dienst aufgewachsen, ja, die Meisten hatten ihre Eltern und Großeltern schon als Taglöhner grau werden sehen; von Vielen dienten schon wieder die Kinder auf verschiedenen Höfen. Was Wunder also, daß uns die Landwirthschaft, so zu sagen, ans Herz gewachsen war? Sie erschien uns als die Nährmutter der Menschheit, ohne die ein Volk nicht bestehen könne. Wir liebten die Landwirthschaft. Aber wir verstanden nicht das von Jahr zu Jahr gesteigerte Geschrei der Landwirthe über die ‚Noth der Landwirthschaft'. Wenn von Noth in der Landwirthschaft die Rede war, so mußten wir, Niemand anders, von ihr reden ..." So ist es leider. Man hat der Landarbeiter bei den großen Agrarreformen des anhebenden neunzehnten Jahrhunderts vergessen; man vergaß ihrer auch 1848 und bis auf den heutigen Tag. Inzwischen aber ist die Landarbeiterfrage, die ja nur eine andere Seite der Leutenoth ist, zur am Meisten kritischen Frage der deutschen Landwirthschaft geworden.

Darum wünsche ich gerade unter den Männern, denen das Wohl unserer heimischen Urproduktion am Herzen liegt (und es müssen schon ausgemachte Narren sein, die hier gleichmüthig bleiben) dem Buch Rehbeins viele nachdenkliche Leser. Man soll auch aus den Stimmen lernen, die aus der Tiefe zu uns dringen. Selbst wenn sie nicht mehr ganz rein und unverfälscht unser Ohr erreichen.

Dr. Richard Bahr.

# Mene Tekel.

Die jungen Herren und jungen Mädchen, die ungestüm von den Geschäftsräumen hinaus auf die Straße drängten, warfen, als sie draußen waren, einander vielsagend lächelnde Blicke zu: Da stand er ja wieder, der Verehrer von Fräulein Hasberg, und wartete auf sie.

Es war immer ein Amusement für die Anderen, wenn sich vor ihren Augen so ein kleiner Roman abspielte. Daß es für die Hauptbetheiligte kein Vergnügen sein konnte, von allen diesen neugierigen Augen verfolgt, ihren Verehrer zu begrüßen, erhöhte noch den Spaß, der ihnen durch Fräulein Hasberg bereitet wurde. Wie verlegen sie war! Ueber und über roth. Krumm lachen könnte man sich, wenn man der Begrüßung zusah. Es wurde auch laut gelacht, was zur Folge hatte, daß Fräulein Hasberg noch tiefer erröthete, während ihr jugendlicher Verehrer die Stirn runzelte und die ausgelassene Bande mit einem zornigen Blick maß.

„Machen wir, daß wir fortkommen“, raunte er dem jungen Mädchen zu. „Jeden Abend die selbe Geschichte. Daß sie es nicht endlich satt kriegen!“

Sie schwieg, hastete aber fort mit ihm, in eine stille Seitengasse, wo sie von ihren Bedrängern nichts mehr sahen und hörten.

„So. Jetzt sind wir sie los.“ Sie athmete tief auf und blickte voll schüchterner Zärtlichkeit in sein hübsches, aufgewecktes, noch bartloses Gesicht, das einen verärgerten Ausdruck hatte. „Sind Sie mir böse? Ich kann doch nicht für die Ungezogenheit meiner Arbeitgenossen.“

„Nein. Dafür können Sie nicht. Aber vermeiden ließe sich dieses Spießruthenlaufen, wenn Sie vernünftig sein wollten.“ Es klang arg verdrossen.

„Wir könnten einander anderswo treffen“, meinte sie noch schüchterner. „Nicht gerade vor dem Geschäft... In der Schottenkirche, zum Beispiel. Die ist ja sehr nah...“

„Das schon. Aber Rendez-vous in Kirchen sind so wenig mein Fall wie Rendez-vous auf der Straße.“

Sie sagte nichts mehr. Es war ja auch überflüssig. Wußte sie doch ganz genau, was er von ihr wollte und daß sie ihm seinen Wunsch nicht erfüllen konnte, nicht durfte. Aber sie fühlte auch, daß in ihrem Verweigern eine große Gefahr lag: seine Liebe und ihn zu verlieren.

„Sie sollten nicht so unfreundlich zu mir sein!“ Sie war dem Weinen nah. „Wenn Sie wüßten, wie uns der Chef heute geplagt hat! Es war kein Fertigwerden.... Immer hatte er noch einen Auftrag zu geben, noch einen Brief zu diktiren. Mich schmerzt die Hand vom Stenographiren und meine Augen brennen. Den ganzen Nachmittag mußten wir bei Gaslicht arbeiten. Es war wirklich recht hart. Und Sie, statt ein Bischen lieb zu sein...“

Sie mußte abbrechen. Wenn sie nicht verstummte, fing sie allen Ernstes zu weinen an. Das spürte sie.

„Sind etwa Sie nett gegen mich?“ fragte der junge Mann nach kurzem Bedenken; aber es klang schon sanfter. „Sagen Sie nicht zu jeder meiner Bitten Nein? Ist es nicht eine Pein für mich, Sie nur auf der Straße sehen und sprechen zu können? Nur am Abend, nach Geschäftsschluß, wo Sie müde sind und kaum hören, was ich sage?“

„Doch!“ unterbrach sie ihn. „Ich höre jedes Wort.“

„Es wäre viel hübscher und gemüthlicher, sich anderswo zu treffen,“ meinte er zuredend. „Wenn Sie allein wohnten, würde ich vorschlagen: bei Ihnen, in Ihrem Heim. Uebrigens schreckt mich Ihre Tante gar nicht, ... wenn sie vernünftig ist.“

„Das ist sie nicht; in Ihrem Sinn, meine ich“, erwiderte das junge Mädchen mit schwachem Lächeln. „Herrenbesuche sind ihr etwas Unbekanntes. Sie wäre über Ihr Kommen sehr verwundert, würde tausend Fragen an mich stellen und uns im besten Fall keinen Augenblick allein lassen.“

Er schnitt ein Gesicht. „Dann ist es also nichts mit der Tante. Warum aber wollen Sie nicht einfach zu mir, in mein Atelier kommen? Was wäre denn dabei?“

Sie hatte die Frage (eine schon oft gehörte) erwartet und suchte, um ihn durch eine entschiedene Weigerung nicht aufs Neue zu erzürnen, nach einem Aufschub.

„Heute wäre es nicht möglich“, sagte sie.

„Es muß ja nicht gerade heute sein. Doch weshalb geht es heute nicht?“

„Weil ich für den Abend schon Etwas vorhabe.“

„Wirklich? Und was denn?“

„Der Frauenverein, dem ich seit Kurzem angehöre, hat heute sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Und ich habe bestimmt versprochen, der kleinen Feier beizuwohnen.“

„So. Und zu welchem Zweck gehören Sie diesem Verein an? Amusant ist der gewiß nicht!“

Sie vertheidigte ihren Verein: „Danach habe ich nie gefragt. Das ist ja auch nicht seine Aufgabe. Er hat das Ziel, zum Erwerb unfähig gewordenen alleinstehenden Frauen eine bescheidene Pension zu sichern, in Krankheitfällen unterstützend einzugreifen, in Noth gerathenen Mitgliedern zinslose Darlehen zu gewähren, Stellensuchenden behilflich zu sein.... Unser Verein ist etwas überaus Nützliches, wie Sie sehen.“

„Zugegeben; eben so nützlich wie öde. Herrgott! daß Frauen nichts Besseres mit ihrem Leben anzufangen wissen, als zu schuften, um schließlich bei einer kleinen Pension langsam zu verhungern! Seid Ihr dazu auf die Welt gekommen, Kinder?“

„Wenn man arm ist, muß man trachten, sich sein Brot zu verdienen, und arbeiten“, entgegnete sie mit kindlicher Ueberlegenheit.

„Nein. Wenn man eine Frau, jung und hübsch ist, läßt man einen Mann fürs tägliche Brot sorgen und liebt diesen Mann.“

„Und wenn dieser Mann nicht da ist?"

„Ach, er ist immer da. Man muß ihn nur sehen wollen."

Sie schüttelte den Kopf. „Es giebt viele Frauen, in deren Leben solcher Mann fehlt."

„Gewiß. Ich rede ja auch nicht von den reizlosen Frauen, die uns nicht gefallen. Die existiren nicht für mich und haben in meinen Augen keine Daseinsberechtigung. Und ich möchte darauf wetten, daß es in Ihrem nützlichen Verein von solchen Weibern wimmelt.... Deshalb mag ich auch nicht, daß Sie zu der Feier gehen. Solche Weiber hassen den Mann, von dem sie (Das bestreite ich nicht) nie Gutes erfahren haben. Und sie wollen, aus Neid, versteht sich, ihren jungen und hübschen Geschlechtsgenossinnen den selben Haß suggeriren..., damit die nicht etwa durch einen Mann glücklich werden."

Sie fiel ihm ins Wort. „Das ist ein Irrthum. Vom Manne ist in unserem Verein nie die Rede. Sie sind hart und ungerecht. Unter unseren Mitgliedern sind viele tüchtige, opferwillige, arbeitfreudige und hilfbereite Frauen, die oft nicht nur für sich, sondern auch für Andere sorgen müssen. Es ist empörend, wie Sie reden. Als ob eine Frau nur der Männer wegen auf der Welt wäre!" Das Blut war ihr in die blassen Wangen gestiegen und ihre Stimme hatte gebebt.

„Wie entzückend sie ist!" dachte er und verschlang sie mit den Augen. Und Das ist „tugendhaft", läuft in ehrbare Frauenvereine und denkt an eine schäbige Alterspension. Hat keine anderen Wünsche, keinen besseren Ehrgeiz. War es denn möglich?

„Nein", entschied er bei sich selbst. „Es ist einfach undenkbar."

„Höre, Liebes", sagte er in verändertem, zärtlich werbendem Ton und drängte sich so nah an sie, daß ihre Arme, Schultern und Hüften einander berührten, „sei doch gut und klug und komm mit mir, statt zu diesen Weibern zu gehen. Du kennst mein Atelier noch nicht und kannst nicht wissen, wie hübsch es da ist. In einem traulichen alten Haus ist es, ganz oben, unter dem Dach. Keine Nachbarn, kein Mensch in der Nähe. Niemand sieht Dich, wenn Du ins Haus oder hinaus schlüpfst.... Der Portier wohnt irgendwo im Hofe und kümmert sich nicht um die Leute, die kommen und gehen. Und auf den Treppen ist es immer ein Bischen dunkel. Unbeachtet, unbelästigt gelangen wir hinauf in meine Mansarde. Und da brennt im Ofen ein lustiges Feuer und es ist hell und warm und weich bei mir.... Wie wollte ich Dich hätscheln und verzärteln, Du Liebes, Armes, wenn ich Dich so ganz für mich hätte! Du weißt ja gar nicht, wie gut ich sein kann, wenn man mir zeigt, daß man mich ein Wenig lieb hat. Du zeigst es mir ja nicht, sagst zu allen meinen Bitten Nein." Er beugte sich zu ihrem gesenkten Gesicht nieder, seine Lippen streiften kosend ihre heiße Wange: „Willst Du lieb sein und mit mir kommen?"

Sie athmete schwer. Uebermächtig zog es sie hin zu ihm, in seine Arme. Wie herrlich wäre es, wenn man thun dürfte, was zu thun so süß wäre; wenn man Muth hätte. Aber diesen Muth hatte sie noch nicht. „Vielleicht morgen", sagte sie schwach, ganz schwach. „Heute kann

ich nicht. Ich habe den Damen bestimmt versprochen, zu ihrer Feier zu kommen."

Der Ausdruck seines Gesichtes verwandelte sich, wurde kalt und hart, fast feindsälig. „Und ein artiges Kind hält, was es versprochen hat," sagte er in höhnischem Ton. „Gott bewahre mich vor der Vermessenheit, so wackere Grundsätze erschüttern zu wollen. Ich denke, unsere Wege trennen sich hier? Sie sind ja nah am Ziel? Guten Abend, Fräulein."

Erschreckt machte sie eine hastige Bewegung nach ihm hin. So durfte er nicht von ihr gehen; so nicht. Ihr war, als wenn sie gewürgt würde: so groß war ihre Angst.

„Sehe ich Sie morgen?" Mühsam brachte sie es heraus.

„Vor dem Geschäft? Nein, Fräulein. Aber ich will morgen um diese Zeit zu Haus bleiben und auf Sie warten. Ist es morgen wieder nichts, so weiß ich wenigstens, woran ich bin: daß meine Wünsche nichts für Sie bedeuten und Sie mich nicht lieb haben. Und merken Sie wohl: Ich bin kein Brackenburg und höre zu lieben auf, wenn meine Liebe keine Erwiderung findet. Adieu."

Weg war er; und sie stand da und starrte ihm mit verstört blickenden Augen nach. Hatte sie ihn verloren? Noch nicht. Aber (Das fühlte sie) es würde bald dahin kommen, wenn sie sich nicht fügte. Und diese würgende Angst bei dem bloßen Gedanken!

Völlig verwirrt kam sie in den Saal, wo ihr Frauenverein seine Feier abhielt. Es war ein mäßig großer Saal, mit Reihen von Stühlen und Bänken an den Wänden, wie bei einem Konzert. Bänke und Stühle waren dicht besetzt, denn die Feier hatte schon begonnen. Sie vernahm, daß schon einige Reden gehalten worden waren und jetzt Musik folgen solle. Da sie erst seit kurzer Zeit Mitglied des Vereins war, fühlte sie sich als Fremde, suchte bescheiden nach einem Plätzchen und fand es an der Wand rechts, zwischen zwei ihr unbekannten Damen, die artig rückten, um Raum für sie zu schaffen. Sie dankte schüchtern, setzte sich, machte sich so schmal wie möglich, um ihre Nachbarinnen nicht zu stören, und wendete die Augen dem Podium zu.

Zuerst wurde Klavier gespielt; dann kam ein Quartett von Streichinstrumenten. Sie wußte nicht, was gespielt wurde; sie achtete nicht darauf.... Immer mußte sie an ihn, an den kalten Abschied von ihm denken. Die Anderen waren ganz bei der Sache, applaudirten stürmisch, erzwangen eine Zugabe. Ihr aber thaten die Töne blos weh...

Nach dem Quartett trat eine Sängerin auf: ein noch junges und recht hübsches Mädchen, das eine angenehme Altstimme und einen guten Vortrag hatte. Diese Sängerin interessirte sie mehr als die Musik. Schon die Wahl der Lieder sprach zu ihrem Herzen. Es waren durchwegs Lieder, die von Liebe handelten. Das erste klang zart, fein und keusch: „Du bist wie eine Blume." Sie lauschte dem Gesang voll Andacht und fühlte sich bewegt. Dann aber sprach die Leidenschaft; sie jauchzte aus dem wundersamen Lied von Hugo Wolff: „Die Sterne, sie fliegen, mein Lieb ist verschwiegen und schön wie die Nacht..."

Wie Das klang! So aufreizend und hinreißend, so sehnsuchtvoll und doch auch so süß gesättigt. So jubelt ein schon Glücklicher, dem aber das Glück noch viel zu geben hat...

Und wieder kam ein Lied von der Liebe. Und wieder klang es berauschend, bethörend, die Nerven und das Herz erschütternd. Da geschah der so hingebend Lauschenden etwas Sonderbares. Ihre Augen wendeten sich von der Sängerin ab und glitten, langsam und forschend, über die Versammlung hin.

In den vorderen Reihen saßen nur ältliche und alte Frauen, die dem Verein seit seinem Entstehen angehörten, ihn hatten gründen helfen und vielleicht damals schon nicht mehr jung gewesen waren. Merkwürdige Gesichter; und merkwürdiger noch war ihr Ausdruck. Was sagten ihnen diese süßen, sehnsuchtvollen und leidenschaftlichen Lieder? Erweckten sie holde Erinnerungen in den alten Herzen oder ein vergrämtes Bedauern darüber, daß ihnen keine Erinnerungen kommen konnten? Die Augen des jungen Mädchens wanderten von einem dieser welken Gesichter zum anderen. In manchem, das auch in der Jugend reizlos gewesen sein mochte, drückte eine Art Verlegenheit sich aus, so wie Menschen dreinzusehen pflegen, wenn in ihrer Gegenwart von Etwas die Rede ist, das sie nicht kennen und doch kennen sollten. Sie wollen nicht für ungebildet gelten und thun, als wenn sie in Dem, wovon gerade gesprochen wird, Bescheid wüßten. Aber ihre gezwungene Miene und ihr verlegenes Lächeln verrathen sie... Das Thema ist ihnen etwas Fremdes. Man merkt es ihnen an. Andere wieder blickten finster, gehässig, verbittert. Das waren wohl Die, deren Herzensleben nicht ein unbeschriebenes Blatt geblieben war, die von der Leidenschaft und ihrer Qual berührt, vielleicht zerstört worden waren, die von allen Leiden der Liebe wußten und nichts oder nur wenig von deren Glück. Ein instinktiver und unversöhnlicher Haß gegen den Mann mochte, halb unbewußt oder auch furchtbar bewußt, in Allen wohnen. Gegen den Mann, von dem allein das Glück der Frau, das Glück als Geliebte, als Braut, als Gattin und als Mutter hätte kommen können und der ihnen dieses durch nichts zu ersetzende Glück vorenthalten hat. Nicht nur das harte Arbeitleben, das Alle von Jugend auf zu führen genöthigt waren, nicht nur die Zeit, die kein Antlitz verschont, hatte ihren Gesichtern diesen herben, vergrämten, verbitterten Ausdruck eingeprägt. Der Mangel an Weibesglück, der freudlose Coelibat trugen in erster Linie die Schuld daran. Was hatten sie erlebt, diese Frauen? Ein Bischen Hofmacherei; vielleicht einen kurzen Wahn von Glück, der in Enttäuschung endete; ein flüchtiges Werben um ihre Gunst, das zu wenig stürmisch, zu wenig ausdauernd gewesen war, um sie hinzureißen, und das bald abließ von seinem Mühen, weil es nicht schnell genug ans Ziel kam; eine heimlich getragene, heimlich begrabene Neigung, die kein Echo fand und, nach langer und stummer Qual, endlich starb: so ungefähr waren ihre Erinnerungen, wenn sie an die Zeit der Jugend und Liebe gemahnt wurden.

Wahrscheinlich, gewiß beinahe gab es unter ihnen auch Solche,

denen der Muth zum Glück gefehlt hatte; die aus Feigheit (man kann es auch „Tugend“ nennen), aus Angst vor den Folgen, dem Kinde, den Lockungen des Mannes widerstanden und das Glück versäumt hatten; die vielleicht sogar in der Jugend stolz gewesen waren auf ihre Keuschheit und Unnahbarkeit und erst, als es zur Umkehr zu spät geworden, schaudernd erkannt hatten, daß ihr Glück einem Wahn geopfert war. Wie immer sie in ihrer Jugend gewesen sein mochten, alle diese Frauen: ein ganzes, volles Liebesglück hatte Keine gehabt. Das sah man ihnen ja an....

In sich versunken, mit emporgezogenen Schultern, als wenn sie fröre, saß das junge Mädchen da und starrte die alten Frauen unverrückt an. Diese geschlechtlos Gewordenen, einmal Weib Gewesenen kamen ihr vor wie Gespenster, die ihr höhnend zuzuraunen schienen: „So, wie wir heute sind, wirst auch Du einmal sein.“ Ihr war, als thäte der verschlossene Schoß der Zukunft sich vor ihr auf und als könnte sie einen Blick in diesen dunklen Schoß werfen....

Eine unsagbare Angst packte sie an und schnürte ihr die Kehle zu. Sie hätte um Hilfe schreien mögen.

Und da winkte ihr Etwas aus der Ferne: hell, warm und hold. „Du brauchst nur zu wollen. Das Glück ist da. Komm, Liebe. Du weißt ja, daß ich auf Dich warte.“

Sie meinte die Stimme, die lockenden Worte zu hören. „Ich komme!“ flüsterte sie, als gäbe sie Antwort.

Mochte es enden, wie es wollte. Und wenn Gram, Verzweiflung, Selbstmord das Ende waren: das Glück war nie zu theuer bezahlt. Sich muthig hineinwerfen ins schäumende Wasser und nicht zaghaft fragen: Werden die Wellen mich ans Ufer tragen oder in die Tiefe ziehen? Nur hinein ins Leben, ins Glück! Alles war besser als die fruchtlose Reue, die sich nie vergeben und nie verwinden kann, daß sie nichts zu bereuen hat; das Gespenst der nicht begangenen Sünden ist das einzige, das nie und nimmer zur Ruhe kommen kann.

Wien. Emil Marriot.

# Anzeigen.

**Arthur Schopenhauer** von Ernest Seillière. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlag von H. Barsdorf in Berlin.

Ein französischer Verleger, der eine Sammlung von Biographien der großen Schriftsteller des Auslandes herausgiebt, forderte mich auf, meinen Landsleuten ein deutliches Bild Schopenhauers in knappem Rahmen zu geben. Ich habe mich bestrebt, dieses Bild recht lebendig zu gestalten, indem ich mich von vorn herein auf einen bestimmten Moralstandpunkt stellte, den ich bereits in meiner „Philosophie des

Imperialismus“ und neuerdings auch in einigen noch unverdeutschten Schriften über Charlotte Stieglitz, über Barbey d'Aurevilly, die Mystiker der Neuromantik und in meiner „Einleitung in die Philosophie des Imperialismus“ eingenommen hatte. Man wird mich in Deutschland vielleicht offenbarer Einseitigkeit zeihen, ohne zu bedenken, daß sie gewollt ist; und da Schopenhauer unter den mystisch gestimmten Geistern aller Länder noch viele Anhänger und Bewunderer hat, so werden sich diese Verehrer durch meine freimüthige Kritik vermuthlich verletzt fühlen. Trotzdem drängte es mich, darauf hinzuweisen, wie verhängnißvoll Schopenhauers Einfluß und noch mehr der Einfluß gewisser von ihm angeregter Schriftsteller ist, die auf dem Wege, den er gewiesen hat, ungleich weiter gelangt sind als er. Karl Jentsch ist in der „Zukunft“, bei der Besprechung meiner „Philosophie des Imperialismus“, insbesondere des Buches über Barbey d'Aurevilly, meiner Kenntniß der deutschen Literatur gerecht geworden. „Seillière“, so schreibt er, „hat die deutsche Literatur gründlich studirt und nicht oft wird man einen Franzosen finden, der von den geistigen Strömungen Deutschlands so viel weiß“. Und er setzt hinzu: „Seillière gehört zu den französischen Patrioten, denen der sittliche Zustand ihres Volkes Besorgniß einflößt“. Das trifft durchaus zu; aber ich glaube auch, daß ganz Europa (und vielleicht folgt die übrige Welt nach) von den selben sittlichen Gefahren bedroht wird; sie sind neuerdings in der skandinavischen und russischen Literatur deutlich hervorgetreten und zeigen sich vielleicht auch (darüber mögen die Deutschen selbst entscheiden) in gewissen Erzeugnissen der jüngsten deutschen Schule. Ich sehe voraus, daß es schwer sein wird, diesem Buch gerecht zu werden; trotzdem scheue ich vor seiner Veröffentlichung nicht zurück. Ehrliche Geister werden erkennen, daß der Verfasser von bester moralischer Absicht geleitet wird. Als Mensch kann er irren, wie Alle, die den Weg zu ethischem Fortschritt suchen. Die leipziger Studentenschaft bat mich neulich, in ihrem „Taschenbuch“ auszusprechen, welche Stellung die studirende Jugend dem romantischen Mystizismus gegenüber einnehmen solle. Mehr als eins ihrer Mitglieder, so versicherte man mich, sei durch das Lesen meiner Schriften von der romantischen Krankheit dauernd geheilt worden. Ich habe geantwortet: „Die Jugend sollte sich bemühen, die Stärke und die Schwäche jenes mystischen Hanges zu erkennen, zu dem sie durch ihr Alter und Temperament hingedrängt wird und den sie in den Theorien der Romantik und der Neuromantik von allen Seiten an ihr Ohr schlagen hört. Der Mystizismus ist ein unvergleichlicher Ansporn zur That. Er ist also nützlich, ja, nothwendig; aber er muß von der Vernunft gezügelt und von den Schlacken des Fetischismus befreit werden, die ihm als Erbtheil aus den Urzeiten der Menschheit noch zu oft anhaften. Als edelster Mystizismus erscheint mir der Mystizismus des vernünftigen Fortschritts; er begreift die gesammte Menschheit als Bundesgenossin eines gütigen Gottes, der sie der Wahrheit und dem Glück näher führt, indem er ihr die geduldige Aufspeicherung der bewußten Erfahrungen der Gattung erleichtert. Das

neunzehnte Jahrhundert hat den Boden für die Reaktion gegen den moralischen Optimismus bereitet, der (als Lehre von der natürlichen Güte des Menschen) die Grundlage des romantischen Mystizismus bildet. Die so ergebnißreiche historische und biologische Forschung dieses Jahrhunderts und seine Erfahrungen mit der ‚Freiheit der Leidenschaften‘ und der demokratischen Regirungform liefern den kaltblütigen Geistern die werthvollsten Elemente zur Berichtigung des romantischen Mystizismus“. Arthur Schopenhauer erscheint mir als einer der thatkräftigsten und einflußreichsten Vertreter dieses romantischen Mystizismus. Das habe ich in meiner Schrift zu beweisen versucht.

Paris. Ernest Seillière.

**Lukian.** Sämmtliche Werke. Mit Anmerkungen. Nach der Uebersetzung von C. M. Wieland bearbeitet und ergänzt vom Dr. Hanns Floerke. 5 Bände. München, bei Georg Müller, 1911.

Des großen Satirikers Lukian aus Samosata hat sich der münchener Verlag Georg Müller mit großer Liebe angenommen und in Dr. Hanns Floerke einen vortrefflichen Bearbeiter der wielandischen Uebersetzung gefunden. Ueber Lukian, der mit Voltaire und Heine nicht mit Unrecht verglichen wird, den Dichter der köstlichen Göttergespräche, läßt sich eben so wenig Neues sagen wie von C. M. Wielands Uebersetzung. Nur Eins möchte ich nicht unerwähnt lassen. Man hat Lukian einen Christenfeind genannt. Ich meine, trotz der bekannten Stelle in seinem „Peregrinos“ sollten ihm die Christen dankbar sein, da alle seine Schriften den Zweck haben, „die Betrüger zu entlarven, den Betrogenen die Augen zu öffnen und besonders die Götter und Philosophen jener Zeit in ihrer Blöße darzustellen“.

Posen. Karl Wilczynski.

**Kritische Miniaturen.** Verlag von Karl Konegen in Wien.

Ich habe diese erste Sammlung meiner Essays zur modernen Literatur „Kritische Miniaturen“ überschrieben, weil ich schon durch den Titel das Vorwalten des plastischen und malerischen Elementes andeuten wollte. Ich habe mich bemüht, von Dichtern, die ich liebe, persönliche und geistige Schattenrisse zu zeichnen. Ich hoffe, wer diese in zwei Gruppen, deutsche und österreichische Profile, gesonderten Essais über Storm und Eichendorff, über Speidel und J. J. David, über Karl Hauptmann, Fritz Mauthner und Max Burckhard, über Schönaich-Carolath, Marie Ebner-Eschenbach und Arthur Fitger unbefangen liest, wird diese Gestalten vor sich sehen; ich hoffe, daß auch das Bemühen um die anschauliche Greifbarkeit des Wortes in meiner Darstellung sichtbar wird. Von der zweiten, heimathlichen Gruppe meines Buches erhoffe ich noch insbesondere, daß sie in ihrer Gesammtheit ein Bild des österreichischen, so mannichfachen und im Deutschen Reich noch immer nicht völlig erkannten österreichischen Wesens gewährt.

Wien. Dr. Paul Wertheimer.

Gedichte. Von Wilhelm Holzamer. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Nina Mardon-Holzamer. Egon Fleischel & Co. in Berlin.

Versäumt — verträumt.

Ein stolzer Schimmel hält vorm Thor,
hat goldnen Sattel und Zaum;
ein lachend Mädchen kraut ihm am Ohr,
schön wie ein Traum.

Mir ist, der ganze Himmel ist blau,
blau, wie er niemals war,
und schöner blinkt und bunt der Thau
dem schönen Mädchen im Haar.

Und der Schimmel, der Schimmel ist so weiß,
weiß, wie ich keinen gesehn,
sein menschlich Aug' ist groß und heiß,
als ob drin Flammen wehn.

Und Funken sprühen ihm unterm Huf,
unruhig stampft er den Sand . . .
ein Gertenhieb, — ein Ruck und Ruf!
Und er verweht im Land.

Im weiten Land, das feierstill,
still wie im Traume liegt.
Ich weiß nicht, was ich denk' und will,
wie er über die Felder fliegt.

Ich weiß nicht, ob mein bebend Herz
lacht vor seliger Lust,
ich weiß nicht, ob ein wilder Schmerz
wühlt in meiner Brust.

Ich weiß nicht, ob der wachsende Tag
Angst oder Wonnen trägt,
ich weiß nicht, ob ich lach' oder klag',
wie die Uhr den Mittag schlägt:

. . . Ein Schimmel mit goldnem Sattel und Zaum
hielt draußen vor meinem Thor,
ein Mädchen, schön wie ein Frühlingstraum,
kraut ihm lächelnd am Ohr.

Und all das weite, das weite Land
und die Blumen im Morgenlicht!
Und Alles blühte von ihrer Hand —
mehr weiß ich nicht . . .

Wilhelm Holzamer.

# Emden.

Der Bundesrath hat der Vereinigung wirthschaftlicher Unternehmungen der Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen und Max Egon zu Fürstenberg die erbetene Konzession für einen Auswandererverkehr von Emden nach Amerika verweigert. Das Auswanderergesetz fordert den Nachweis des Bedürfnisses, der, nach dem Spruch des Bundesrathes, nicht erbracht worden ist. Nun rufen die Freunde der Besiegten, die Verbündeten Regirungen seien zu Schützern eines wirthschaftlichen Monopols (der beiden Hansafirmen) geworden und Ballin habe über Fürstenberg (nicht den „richtigen“ freilich, der Karl heißt) triumphirt. Dreierlei war zu bedenken: die Wünsche der Hafenstadt Emden; die Mitwirkung der Fürsten; die Tradition der hanseatischen Großrhedereien. Emden ist der westlichste Posten unter den deutschen Nordseehäfen und könnte vielleicht mit den holländischen und belgischen konkurriren. Ein Theil der Auswanderung, die über Rotterdam und Antwerpen geht, sollte, so wünscht die emdener Stadtverwaltung, dem jüngsten preußischen Hafen erobert werden. Der Staat hat fast 100 Millionen Mark für den Emshafen und 50 Millionen für den Bau des Dortmund-Ems-Kanals ausgegeben und muß trachten, dieses Kapital nutzbar zu machen. Aber die Hamburger und die Bremer können die Auswanderung allein bewältigen; und die Nothwendigkeit einer neuen Konzession müßte doch begründet werden. Wenn behauptet wird, daß die Auswanderung über Hamburg und Bremen seit zehn Jahren abgenommen habe, während der Verkehr über Antwerpen, Rotterdam und Havre unvermindert geblieben sei, so ist damit noch nicht bewiesen, daß Emden sich auf Kosten Hollands und Belgiens, ohne Nachtheil für die Hansestädte, ernähren könne.

Sollte die neue Dampfergesellschaft eine Rivalin von HAL und Lloyd werden? Fürs Erste hatte sie noch keine Schiffe. Das Organ der Fürsten ist die Deutsche Rhederei-Gesellschaft m. b. H., die (1911) mit 5 Millionen Mark Kapital (eingezahlt 1¼ Millionen) gegründet worden war, um eine Reihe anderer Schiffahrtgesellschaften des Concerns (Seetransportgesellschaft; Unionrhederei; Erzvertriebsgesellschaft) zu ersetzen. Da diese Gesellschaften durch allerlei Prozesse gehemmt sind, sollte die neue G. m. b. H. das Mittel zur Betriebsfähigkeit liefern. Für das emdener Projekt hatte sie einstweilen weder das erforderliche Kapital noch die nothwendigen großen Dampfer. Die Fürsten wollten zunächst fünfzig Millionen Mark in die neue Rhederei stecken und allmählich sechs bis sieben Dampfer von 15000 Tonnen in den Verkehr stellen. Durch die Verfügung des Bundesrathes seien nun, heißt es, den deutschen Werften, denen es an lohnender Arbeit fehlt, beträchtliche Aufträge entgangen. Dieses Argument hätte am Ende gewirkt, wenn die Fürsten als Rheder schon erfolgreich gewesen wären. Aber die unfertige Gesellschaft, der Mangel an Dampfermaterial, der ungünstige Stand der Fürstengeschäfte: da war die Frage

nach dem Befähigungnachweis nicht zu bejahen. Die Fürsten haben sich auf vielen Gebieten wirthschaftlicher Bethätigung versucht. Im Bereich ihrer Gründungen finden wir Waarenhäuser, Hotels, Bankinstitute, Bergwerke (Erz, Kohle, Kali), Grundstücke, Rhedereien. Aber man kann nicht behaupten, daß der Erfolg des feudalen Geschäftseifers jedem Auge einleuchten müsse. Die Hohenlohegruppe ist in enger Verbindung mit der Deutschen Levante-Linie, die eine lange Reihe dividendenloser Jahre und eine Sanirung hinter sich hat. Das vorige Geschäftsjahr hat zum ersten Mal wieder einen Ertrag gebracht; und der Rechenschaftbericht hob die Umstände hervor, die als günstige Zukunftchancen anzusehen seien. Die Levantelinie soll, nach der Absicht der Hohenlohegruppe, den beiden großen Dampfergesellschaften in Hamburg und Bremen eine ebenbürtige Rivalin werden. Dieser Plan hat zu einem Konflikt in der Verwaltung der Levantelinie und zur Sezession der von den Fürsten unabhängigen Personen geführt. Im Aufsichtrath der Gesellschaft waren die HAL und der Norddeutsche Lloyd vertreten, der, gemeinsam mit der bremer Rhederei „Argo", etwa den vierten Theil des Aktienkapitals der Levantelinie besitzt. Die Hamburger und Bremer verließen ihre Posten im Aufsichtrath und gaben den Durchlauchtigen das Feld frei. Den äußeren Anlaß zum Bruch bot die Absicht der Hohenlohegruppe, das Stammkapital der Levantelinie um 3 Millionen zu erhöhen, damit der Schiffpark vergrößert werden könne. Die Bremer meinten, daß der Schiffraum, den eine Hochkonjunktur fordert, durch Charterung zu beschaffen sei, für die sie das nöthige Geld geben wollten. Die Vermehrung des Aktienkapitals und die Anlage des Geldes in neuen Schiffen schien ihnen unnöthig. Die Levantelinie hat ihren Schiffraum rasch vergrößert (die letzte Bilanz weist für neue Erwerbungen und Neubauten Verbindlichkeiten von 3,60 Millionen auf); und das Kapital, das in Dampfern steckt, muß amortisirt werden und lastet um so schwerer auf der Bilanz, je geringer die Chancen der Ausnutzung sind. Wer sich zu Expansionen entschließt, weil die geschäftlichen „Stimmungen" ihm günstig scheinen, kann in seinen Engagements ersticken. Davon müßten die Fürsten einige Erfahrung haben. Aber sie setzten ihren Willen auch diesmal durch. Die Erhöhung des Aktienkapitals wurde im Juni von der Generalversammlung beschlossen. Gegen die 4900 Stimmen der fürstlichen Mehrheit wurde ein Protest von 2200 Stimmen protokolirt; einstweilen dürfen also neue Aktien nicht ausgegeben werden. Eine Anleihe soll das für die Schiffkäufe nöthige Geld liefern. Die Fürsten haben mit ihrer Flagge bisher kein Glück gehabt. Einst hatten sie sich mit der Menzell-Gruppe in Hamburg verbunden, um sich mit den Großrhedereien im La Plata-Verkehr zu messen. Von diesem Versuch sind aber nur Prozesse übrig geblieben; der Fürstentrust ließ das Projekt fallen.

In der emdener Sache waren die Fürsten besser berathen als bei ihren früheren Rhedereiversuchen. Preußen hat für Emden große Summen aufgewandt. Man durfte also von „nationalem Interesse"

sprechen; und betonte obendrein die Thatsache, daß an dem neuen Unternehmen ein „Organ“ betheiligt sei, dessen Mitwirkung den „preußisch-nationalen“ Charakter der emdener Großrhederei verbürgen werde. Aber die Hauptfrage bleibt: Soll Emden mit der Hilfe der preußischen Regirung Auswandererhafen werden oder haben die Hanseaten das Recht, den Schutz ihres Monopols zu fordern? Die HAL und der Lloyd haben sich verpflichtet, Emden regelmäßig anlaufen und Auswanderer und Waaren von dort mitnehmen zu lassen. Damit würde dem Bedürfniß wohl genügt. Die Emdener murren freilich, Hamburg und Bremen würden sich mit der Förderung des Emshafens nicht wehthun. Immerhin müßte man abwarten, wie die gute Absicht ausgeführt wird. Daß der Auswandererverkehr Takt, Verständniß und sanitäre Ueberwachung fordert, ist durch die Einrichtungen in Hamburg und Bremen erwiesen worden. Was da geleistet wird, hat das Lob der ganzen Welt gefunden; und es ist für Reich und Staat von großer Bedeutung, die Kontrole eines mit mancherlei Schäden behafteten Menschenstroms in bewährten Händen zu wissen. Zweite Frage: Könnte die Stadt Emden von den Auswanderern großen Nutzen haben? Die ziehen doch keine Frachten nach sich; ohne Auswanderer kann sich ein Waarenverkehr entwickeln, wenn die Vorbedingungen dafür günstig sind. Menschen und Güter, die über Holland nach fremden Erdtheilen gehen, lassen sich auch nicht einfach nach Emden abkommandiren. Der Auswanderer sucht sich die Linie aus, die er zur Ueberfahrt benutzen will. Wenn er sich nicht blind in die Hände eines Agenten giebt, erkundigt er sich nach der Leistungfähigkeit der verschiedenen Rhedereien. Ein neues Unternehmen könnte sich gegen die großen, berühmten Dampfergesellschaften schwer durchsetzen. Der Exporteur, der seine Waaren in Rotterdam verfrachtet, ist den Emdenern auch nicht sicher.

Für die HAL und den Lloyd wäre ein neuer Wettbewerber um den Auswandererverkehr ein lästiger Genosse, da die Regelung dieses Dienstes ohnehin nicht einfach ist. Davon zeugen die Tarifkämpfe mit fremden Dampfergesellschaften und die Schwierigkeiten, die sich jedem internationalen Pool entgegenstemmen. Hätten die beiden Großen auch den Dritten nicht sehr zu fürchten, so könnte er doch ihre Kreise stören und Unruhe ins ganze Gewerbe bringen. Hamburg-Amerika-Linie und Norddeutscher Lloyd haben zusammen ein Kapital von 300 bis 400 Millionen. Die Aktien beider Gesellschaften sind tief ins Publikum eingedrungen. Soll ein so beträchtlicher Theil des Volksvermögens ohne zwingenden Grund um wesentliche Bedingungen seiner Rentabilität gebracht werden? Das „Monopol“ der Großrhedereien schützt schließlich doch nur die Aktionäre. Nicht um die Auszeichnung einer Privatperson durch ein Privilegium handelts sichs, sondern um den Besitz Tausender, die Aktien gekauft haben, weil sie in der Vorherrschaft der beiden angesehensten Schiffahrtgesellschaften eine Bürgschaft für ihre Anlage erblickten. Die hamburger und die bremer Flagge deckt kein Blendwerk. Deshalb muß der Unbefangene die ablehnende Entscheidung des Bundesrathes billigen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Juli 1912.

# Kronprinz.

Friedrich.

„Die Jagd ist eine der sinnlichen Vergnügungen, die den Leib bewegen und dem Geist nichts sagen. Man verfolgt mit wildem Eifer ein Thier und hat seine grausame Freude daran, es zu töten. Ich weiß, daß große Männer die Jagd leidenschaftlich geliebt haben. Auch sie hatten ihre Fehler und Schwächen: lasset uns, statt sie im Kleinlichen zu kopiren, ihrer Größe nachahmen. Die Jagd, wirft man ein, ist gesund, hilft zu hohen Jahren und ziemt, als ein harmloses Vergnügen, den großen Herren, die dabei ihren Kummer vergessen, ihre Pracht entfalten können und im Frieden das Bild des Krieges erblicken. Ich denke gar nicht daran, ein maßvolles Vergnügen zu verdammen; doch vergesse man nicht, daß solche Uebung nur den Zügellosen nöthig ist. Und muß man Alles thun, was ein langes Leben verheißt? Die Mönche leben meist länger als andere Menschen: soll man deshalb Mönch werden? Nicht darauf kommt es an, daß der Mensch bis in Methusalems Alter träge und unfruchtbare Tage hinschleppe; je mehr er sich seinen Gedanken überläßt, desto mehr Gutes und Nützliches wird er leisten, desto reicher wird also sein Leben werden. Von allen Lustbarkeiten ist die Jagd übrigens die für Fürsten ungeeignetste. Ihre Herrlichkeit können sie auf hundert andere, den Bürgern viel nützlichere Arten zeigen; und schädigt die Ueberfülle des Wildes den Landmann, so kann die Pflicht, die Thiere zu töten, bezahlten Jägern überlassen werden. Fürsten dürften eigentlich

nur eine Beschäftigung kennen; nur danach trachten, sich zu bilden, Kenntnisse zu sammeln, regiren zu lernen, damit sie ihren Beruf sicher erfassen und in seiner Ausübung konsequent handeln. Um ein großer Heerführer zu werden, braucht man nicht Jäger zu sein. Gustav Adolf, Turenne, Marlborough, Prinz Eugen, denen Keiner den Ruhm geschickter Generale bestreiten kann, waren nicht Jäger; auch von Caesar, Alexander, Scipio überliefert das Buch der Geschichte uns keine Jagdleistung. In der Armee müßte man die Jagd sogar verbieten, weil sie zu Unordnung auf den Märschen verführt. Den Fürsten mag man die Jagd verzeihen, wenn sie diese Vergnügensart selten wählen und nur als Erholung von ihrem ernsten und oft recht traurigem Geschäft betrachten. Ich will kein anständiges Vergnügen verbieten. Aber die Bemühung, gut zu regiren, den Staat zur Blüthe zu bringen, alle Künste zu schützen und zu fördern, ist sicher das größte Vergnügen; und der Fürst ist zu beklagen, der ein anderes braucht." Das sind Sätze aus dem „Antimacchiavell" Fritzens von Preußen. Der, sagt man, kein Ofenhocker, kein schlapper Kerl war. Auch als Kronprinz nicht; trotzdem der knurrige Vater schon an dem Zögling der Frau von Rocoulle und Philipps Duhan das weichliche Wesen bekrittelte, den Sechsjährigen, dem nun die Finckenstein und Kalckstein den Weg ins Leben wiesen, „aufgeblasenen Stolzes und der Neigung zu Depensen" zieh und, vor Grumbkows Ohr, zu dem eben zwölf Jahre alt Gewordenen sprach: „Ich möchte wissen, was in diesem kleinen Kopf vorgeht. Ich weiß, daß er nicht so denkt wie ich; es giebt Leute, die ihm andere Gesinnungen beibringen und ihn veranlassen, Alles zu tadeln. Das sind Schufte. Schufte! Glaube mir, Fritz! Denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte Dich an das Reelle. Halte immer auf eine gute Armee und auf Geld. Das sichert die Ruhe eines Fürsten." Ofenhocker? Wenn der König auf der Jagd ist, kann Fritz, der sonst, nach dem Wort des Theologen Francke, temperamenti melancholici scheint, tollen wie der wildeste Bengel; mit „moquanter Miene" die Nächsten durchhecheln, daß die Tischgenossen sich hüten müssen, mit unhöfisch lautem Lachen herauszuplatzen. Der Vater ist freilich stets unzufrieden. Fritz frisirt sich wie ein Narr, verzerrt sein Gesicht auch in Narrengrimassen, läßt sich das Haar nicht schneiden, ist unsauber, eigensinnig, bösartig, dummstolz, kann weder reiten noch

schießen und giebt sich in allen Stücken als einen durch und durch effeminirten Kerl. Oberstlieutenant von Rochow (der 1729 den Grafen Finckenstein als Erzieher ablöst) soll dem Kronprinzen „männliche Inklination“ beibringen und ihn lehren, „daß alle effeminirte, lascive, weibliche Occupationes einem Manne höchst unanständig sind. Das ist für die Gecken, die Damoiseaux; ein Damoiseau aber ist ein Lump und ein schurkischer Kerl, zu nichts nutz in der Welt als zu Nasenstübern. Dem Prinzen muß die Schlafmütze aus dem Kopf vertrieben werden; er muß mehr vivacité bekommen. Wenn er reitet, isset oder gehet, hält er sich krumm und schief. Wer aber den Kopf zwischen den Ohren hangen läßt und schlotterig ist, Der ist ein Lumpenkerl.“ Soll er einen preußischen Prinzen, der die Uniform seinen Sterbekittel schilt und sich nach dem Dienst in einem Schlafrock aus Goldbrokat räkelt, etwa, weils sein Fleisch und Blut ist, als ganzen Mann achten? Kein Wunder, daß ein so Verweibter von edlem Waidmannsvergnügen nichts hören mag; auf dem Anstand die Augen in einen aus der Tasche gezogenen Schmöker bohrt; nie den lumpigsten Hasen zur Strecke bringt; und in den Briefen an seine aus dem selben weichen Holz gezimmerten Freunde stöhnt: „Morgen Parforcejagd, übermorgen Parforcejagd und Montag wieder Parforcejagd!“

Er ist der Sohn der Welfin Sophie Dorothea, die der Ehemann Fiekchen, das Diplomatencorps aber Olympia nennt; der aus dem Geschlecht Mariens Stuart stammenden Frau, die, trotzdem sie dem Angetrauten vierzehn Kinder gebären muß, in Berlin und Potsdam nie ganz heimisch wird und am Liebsten im engen Monbijou still zwischen ihren Büchern lebt. Ist der Sohn des unermüdlichen Drillmeisters, der sich rühmt, „keine französischen Manieren zu haben und keine Bonmots hervorbringen zu können (was aber auch die größte Bärenhäuterei ist).“ Aus zärtlicher Ehrfurcht blickt er zu der feinen Mutter auf, „die sich mehr als je eine um ihre Kinder verdient gemacht habe“; und schüttelt sich fröstelnd bei dem Gedanken an die Rothe Kammer, wo, im dicksten Qualm, nach jeder Jagd das Tabakskollegium seine langwierigen Sitzungen hält. Er wird bei der Mahlzeit auf den schlechtesten Platz gewiesen; wird vom Vater an den Haaren gepackt, zu Boden gerissen und gezwungen, des Peinigers Füße zu küssen; und hört aus dem Munde des Jähzornigen das Wort, er werde von Tag

zu Tag härter behandelt werden. („Ich hätte mich erschossen, wenn ich von meinem Vater so behandelt worden wäre; aber Ihr lasset Euch Alles gefallen.“) Nach dem Fluchtversuch will Friedrich Wilhelm ihn von der Thronfolge ausschließen und antwortet dem General von Katte, der für seinen Sohn Hans Hermann Gnade erbittet: „Sein Sohn ist ein Schurke, meiner auch; also was können die Vaters davor?“ Während der Kronprinz im küstriner Gefängniß sitzt, schreibt der König: „So einen schlechten Offizier will ich nicht in meiner Armee haben, geschweige denn in meinem Regiment. Wenn dieser Schurke fragt, wie es mir, meiner Frau und meinen Kindern geht, so muß ihm gesagt werden, daß Niemand mehr an ihn denkt und meine Frau nicht von ihm reden hören will.“ Fritz muß sehen, wie Katte sich auf dem Platz über der Mühlenpforte zur Hinrichtung entkleidet; er wirft dem Freund, für dessen Begnadigung er den Verzicht auf die Krone, auf seine Freiheit, sein Leben angeboten hat, noch einen Kuß zu und sinkt dann in Ohnmacht. Dreizehn Tage danach muß er vor der Königlichen Kommission schwören, „dem Willen des Königs strikt und getreulich nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret; wofern er aber wieder umschlagen und auf die alten Sprünge kommen würde, soll er der Kron und Kur bei der Succession verlustig sein.“ Rückkehr in die Armee? Nein. Ein der Desertion Schuldiger darf nicht den Rock des Preußenkönigs tragen. „Ueberdem ist es auch nicht nöthig, daß alle Leute von einem Metier seind, indem der Eine zum Soldaten, der Andere aber zur Gelehrsamkeit und zu anderen Sachen applizirt werden muß.“ Als Auskultator soll der Kronprinz, ohne Stimmrecht, in der Kammer arbeiten und lernen, „daß kein Staat sonder Wirthschaft und gute Verfassung bestehen kann und ohnstreitig das Wohl des Landes davon dependire, daß der Landesherr Alles selbst versteht und ein Wirth und Oekonomus ist: sonsten, wann Dieses nicht geschieht, das Land den Premierministern und Favoriten zur Disposition bleibet, welche den Vortheil davon haben und alle Sachen in Konfusion setzen. Der Kronprinz soll nur auf die häufigsten Exempel der Welt sehen, wie miserabel die meisten Fürsten haushalten und, ohngeachtet sie die schönsten Länder haben, dennoch selbige Länder nicht recht ausnutzen, sondern Schulden machen und sich dadurch ruiniren.“

Bald aber grollt es wieder vom Preußenhimmel; der König tobt: „Der Bösewicht lässet sich nicht balbiren; wann der Bösewicht gehet, so gehet er en cadence, en faisant un coupé oder ein pas de passepied oder ein contretemps. Auch auf die Spitze von die Zehen gehet, auch sich nicht auf die Füße plantiret; schief und gebogen gehet und den Kopf und Leib nicht gerade hält und keinem ehrlichen Menschen in die Augen siehet. Er ist schrecklich malpropre, hält sich nicht reinlich, isset sehr unanständig, lieget mit der Nasen immer auf dem Teller und macht einen Haufen Grimassen.“ Krank ist er? „Wie er prädestinirt ist, wird Alles gehen; wo was Gutes an ihm wäre, würde er sterben; aber ich bin gewiß, daß er davon nit stirbet, denn Unkraut vergehet nit.“ Sein Geld soll er hinfüro nicht für „Döschens, Etuichens, bernsteinerne und andere Bagatellen“ vergeuden. Für den Sommer will er einen leichten Anzug? „Solches ist keine preußische oder brandenburgische Mode, sondern eine französische.“ Nach des Königs Besuch in Küstrin bittet Fritz wieder, ins Heer zurückkehren zu dürfen. Nein. „Wenn es auf Jagden, Reisen und andere Occasionen angekommen, hast Du allezeit gesuchet, Dich zu schonen, und lieber ein französisches Buch, des bonts mots, ein Komoedienbuch oder das Flötenspiel gesuchet als den Dienst oder die Fatiguen. Wenn ich Dir recht Dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musikbüchern, ingleichen eine ganze Bande Komoedianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich Franzosen und Französinnen, auch ein paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petits-maîtres verschriebe, so würde Dir Dieses gewiß besser gefallen als eine Compagnie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, Deiner Meinung nach, nur canailles; aber ein petit-maitre, ein Französechen, ein bon mot, ein Musiquechen und Komoediantechen: Das scheinet was Nobleres; Das ist was Königliches; Das ist digne d'un prince.“ Erst im April 1732, nach der Verlobung mit Elisabeth Christine von Braunschweig, bekommt Fritz das ruppiner Regiment. Der Dienst gefällt ihm. Die Braut? Die schickt Braunschweiger Würste; schickt eine Tabaksdose, die unterwegs zerbricht. Und der Bräutigam schreibt an seine Schwester: „Die Person ist weder schön noch häßlich, aber sehr schlecht erzogen, schüchtern und ohne Lebensart. Diese Schilderung ist nach der Natur. Du magst danach beur-

theilen, ob sie nach meinem Geschmack ist oder nicht." Nach dem Polterabend aus Salzdahlum: „Just in diesem Augenblick ist die ganze Ceremonie zu Ende und Gott sei Lob und Dank, daß Alles vorbei ist!" Elisabeth Christine bleibt in Berlin. Fritz kehrt nach Ruppin zurück. Und jauchzt, als er im Juni 1734 ins Kaiserliche Hauptquartier geschickt wird, um gegen die Franzosen, die Kehl genommen haben und Stanislaus Leszczynski, den Schwiegervater Ludwigs des Fünfzehnten, wieder zum König von Polen machen wollen, unter Eugen als Volontär mitzufechten.

Fünf Jahre ist er verheirathet; im Innersten der Frau noch immer fremd, doch ihrem gütigen Wesen längst nicht mehr unzugänglich. „Ich müßte der niedrigste Mensch auf dem Erdboden sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen wollte; denn sie ist das sanfteste Gemüth, so gelehrig, wie sich nur denken läßt, und gefällig bis zum Aeußersten, so daß sie mir Alles an den Augen absieht, womit sie glaubt, mir Freude machen zu können." Die Schätzung schwankt nicht; das Stümpfchen eines Gemeinschaftbewußtseins aber verglimmt nach der rheinsberger Zeit rasch. In dem Sechsundzwanzigjährigen ist der Staatsmann erwacht. Der noch nicht selbständig mithandeln darf, will wenigstens mitreden. „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe": unter diesem Titel schleudert er die erste Politikerschrift aus seiner Seele. Montesquieu ist der Anreger; als Betrachter wird (mit einem seit den Lettres Persanes beliebten Literatenmittel) ein Britenhirn vorgetäuscht. Die Franzosen werden den Makedonen Philipps, den Römern caesarischer Hochzeit verglichen. Ihr Sehnen langt nach der Weltherrschaft. Deshalb haben sie dem Deutschen Reich den Elsaß und Lothringen, seine Thermopylen und sein Phokis, geraubt, deshalb die Seemächte eingeschüchtert oder gefoppt und deshalb heischen sie das Weltrichteramt, das ihnen die Möglichkeit schaffen soll, über jeden Streitfall, wie eben wieder über den zwischen Preußen und Pfalz-Sulzbach um Jülich-Berg entstandenen, das letzte, entscheidende Wort zu sprechen. Die Schrift funkelt; zündet aber noch nicht. Sie darf nicht ans Licht, weil Preußen genöthigt ist, die Empfindlichkeit Frankreichs zu schonen. Doch im Gemüth des Kronprinzen wühlt der Zorn über das Wirken des Kardinals Fleury fort. Der ist ihm „der Machiavell in der Kutte, der Gott dient und die Welt betrügt; der weise und geschickte

Minister, dem es bei den Lehren Machiavells viel zu wohl geworden ist, als daß er jetzt auf halbem Weg sollte einhalten wollen". An ihn denkt er, als er, im März 1739, den „Antimacchiavell" schreibt. Ein Siebenundzwanzigjähriger nennt den König den ersten Dienstboten des Staates, fordert, als wichtigste Pflicht, von ihm unparteiische Rechtspflege, mahnt ihn, sich selbst und seinen Vortheil, nach dem Muster aller großen Fürsten, völlig zu vergessen, gerecht und im tiefsten Sinn sittlich des hohen Amtes zu walten, und seufzt: „Immerhin kann es traurige Nothlagen geben, in denen ein Fürst nicht umhinkann, seine Verträge und Bündnisse zu brechen; nur soll Das dann auf gute Art geschehen, mit rechtzeitiger Benachrichtigung der Verbündeten und nur, wenn das Landeswohl und eine starke Nothwendigkeit es gebieterisch fordern." Denkt er auch des Vaters? „Der Souverain, der nicht Philosoph ist, wird leicht ungeduldig, ereifert sich über Schwächen seiner Diener, entzieht ihnen seine Gnade und verliert sie. Die Fürsten, die tiefer urtheilen, sind bessere Menschenkenner; sie wissen, daß Jeder menschlicher Bedürftigkeit seinen Zoll zahlt, daß es nichts Vollkommenes in der Welt giebt, daß große Vorzüge sich mit großen Fehlern, so zu sagen, das Gleichgewicht halten und daß der Mann von Genie sich Alles zu Nutzen zu machen versteht." Da spricht Friedrich Wilhelms verprügelter Sohn; der Zögling seiner strammen Regentenweisheit ruft: „Die meisten kleinen deutschen Fürsten richten sich durch ihren unverhältnißmäßigen Aufwand zu Grunde und kommen durch ihre Eitelkeit auf den Weg zum Spittel; der Nebensproß vom Nebensproß einer auf Leibgeding angewiesenen Linie bildet sich ein, Etwas wie Ludwig der Vierzehnte zu sein: baut sein Versailles, küßt seine Maintenon und unterhält seine Armeen. Wirklich große Fürsten haben stets ihr eigen Ich vergessen, um nur an das Gemeinwohl zu denken. Kleinlichkeiten dürfen den Blick Derer nicht trüben, die ganze Völker lenken sollen. Für sie gilt es, auf das Große zu schauen und ohne Zaudern das Kleinere der Hauptsache zu opfern."

Fritz ist Generalmajor; der König hat ihn nach der Truppenbesichtigung vor der Front umarmt und hält ihn, der im „Antimacchiavell" die Kriegerpflicht des Fürsten so stark betont hat, endlich für einen guten Soldaten. „Stramme Griffe, ein Wenig Mehl auf das Haupt der Soldaten ausgestreut, Kerls von vollgemessenen sechs Fuß und viel Rekruten sind stärkere Argumente

gewesen als die meiner Verleumder." Das Verhältniß zum Vater ist leidlich geworden: Der Kronprinz braucht nicht mehr in Wusterhausen zu stöhnen; und der König kann selbst kaum noch an Parforcejagd denken. Seit Jahren kränkelt er; spricht oft von nahem Tod, rafft sich aber stets wieder zu alter Kraft auf. Wenn dieses Auge bricht, ist Fritz Herr und kann seinen Fürstentraum leben. Soll er, wie mancher zärtlicher erzogene Thronfolger, des Vaters Tod wünschen? Daß der Wunsch ihn beschlichen, des Bewußtseins Schwelle benagt hat, lehren seine Briefe an die Schwester Wilhelmine. „Die Krankheit des Königs ist rein politischer Art; er ist wohlauf, sobald er Lust dazu hat, und macht sich kränker, wenn er es für zweckmäßig hält. Sie können sich darauf verlassen, liebste Schwester, daß er die Natur eines Türken hat und das kommende Geschlecht überleben wird, sobald er Lust dazu hat und sich nur ein klein Wenig schonen will. Ich muß mich nun seitwärts schlagen." Die Stimmung ändert sich, als der Augenschein ihn genöthigt hat, an das Siechthum des Vaters zu glauben. Aus Ostpreußen schreibt er über das in Litauen von Friedrich Wilhelm Geleistete an Voltaire einen Brief, der zur Hymne auf den Ruhm des zweiten Preußenkönigs wird. Und als er den totkranken Herrn im Rollstuhl, vor dem potsdamer Marstall, findet, schreit ehrlicher Schmerz aus ihm auf und zwingt den Schluchzenden aufs Knie. Der Vater hat ihn achten gelernt. Seine schönen Parforcehunde schenkt er dem alten Dessauer („weil ich in dieser Welt ausgejagt habe und mein ältester Sohn doch kein Liebhaber der Jagd ist noch werden wird"); fragt aber nach dem letzten Abschied vom Gefolge: „Thut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben hat?" Wer aus solchem Ruf das Geflenn eines kraftlos Reumüthigen zu erhorchen wähnt, hat diesen König nie gekannt. Der läßt sich den Eichensarg vors Auge setzen; verfügt, daß nach seinem Tode „keine Façons mit ihm gemacht werden"; überträgt, noch lebend, dem Kronprinzen die Herrschergewalt; und blickt in den Spiegel, um sein Antlitz sterben zu sehen. Er will versöhnen; und hat versöhnt. An seinem Grab spricht der Jüngling, den er einen Bösewicht und Schurken gescholten hat: „Er bewahrte eine bewundernswerthe Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblick seines Lebens: als Staatsmann seine Geschäfte ordnend, die Fortschritte seiner Krankheit verfolgend wie ein Arzt und über den Tod triumphirend als ein Held." Und die Parole heißt nun: Schlesien.

Wilhelm.

„Diese kleinen Skizzen, schlicht und schmucklos, sollen keinen Anspruch auf schriftstellerischen Werth erheben. Lose Blätter sind es, genommen aus dem Tagebuch eines Menschen, der die echte, waidgerechte Jagd liebt und dem die schöne, große Natur ein unversiechbarer Quell von Schönheit uud Lebensfreude ist. Der Zügel, die Büchse, der Bergstock sind meiner Hand gewohnter und gefügiger als die Feder. Von ganzem Herzen bedauern wir Waidmänner die Menschen, denen die Birsch versagt oder unbekannt ist. Und wenn ich sage: ‚Jagd‘, meine ich eigentlich: ‚Birsch‘. Denn mir scheint, wer über die Jagd überhaupt nachdenkt, diese wunderbare Verbindung von Kampf, Naturgenuß, Selbstbetrachtung, läßt nur die Birsch gelten und spricht der Treibjagd nur eine Berechtigung als Schießübung, aber keine waidmänische zu. Die Lust am Kampf allein (an Dem, was wir heute noch ‚Kampf‘ nennen dürfen) ist es wahrlich nicht, die uns Jäger hinauszieht ins Revier. Das große Buch der herrlichen Gottesnatur öffnet sich willig und ganz von selbst dem echten Waidmann. Im glühenden Aufgehen der Sonne oder im müden, lautlosen Mittagsschlaf der Natur, im sanften Abend, der seinen Frieden über Wald und Feld breitet, im wilden, stöhnenden Föhn im Gebirge redet die große, herrliche Natur mit immer verschiedenen, immer gewaltigen Stimmen zu uns einsam birschenden Jägern und singt uns das Hohe Lied des Schöpfers. Ueber religiöse Gefühle und Auffassungen zu sprechen, ist eine diffizile Sache. Ich weiß nur das Eine: ich, dem die Maxime des großen Ahnherrn: ‚In meinem Staat kann Jeder nach seiner Fasson selig werden‘ aus innerster Seele gesprochen ist, habe mich meinem Gott nie näher gefühlt, als wenn ich, die Büchse über den Knien, in der goldenen Frühe des einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des abendlichen Forstes saß. Das bescheidene Gefühl der eigenen Kleinheit und Nichtigkeit im Vergleich zur ewigen, unendlichen Natur und im Angesicht der Werke unseres Schöpfers (nenne man ihn, wie man wolle), das träumerisch Ausruhende und die Gelegenheit zu stiller Betrachtung im Wechsel mit ehrlicher Anstrengung und Anspannung des Körpers und Geistes zur Ueberlistung des Wildes: dies Alles erfährt vielleicht Keiner schöner und besser als der echte Jäger. Solche in der großen Natur einsam verlebte Stunden machen allein schon das Erdendasein lebenswerth; und manche

Abendbirsch kann meines Erachtens an Schönheit und Frieden durch nichts übertroffen werden.“ So spricht heute der Kronprinz von Preußen. In seiner Skizzensammlung „Aus meinem Jagdtagebuch“ erwähnt er (nicht ganz wortgetreu) den Toleranzgrundsatz des „großen Ahnherrn“, nicht aber dessen Urteil über die Jagd. Glaubt er, der es doch kennen müßte, daß dieses Urtheil nur die Treibjagd verworfen habe? Die liebt Kronprinz Wilhelm nicht; entzieht sich ihr, so oft ers darf, und spräche wohl noch härter über ihr Wesen, wenn sie nicht ein Lieblingvergnügen seines Vaters wäre. In Eckartsau drei Dutzend Hirsche, in Donaueschingen eine Fuchsbrigade im Lauf eines Jagdtages. Seit der Unheilszeit Ludwigs des Sechzehnten hat kein Regirender so viele Thiere zur Strecke gebracht. Wer sich das Wild in Rudeln vor die Büchse, die Standgabel hetzen läßt und allen Komfort eines üppigen Hofes in den Wald mitnimmt, braucht weder Ausdauer noch überlegene List. „Schießübung“: sagt der Kronprinz. Der von 1739 hat aber auch die Birsch verdammt. („Man verfolgt mit wildem Eifer ein Thier und hat seine grausame Freude daran, es zu töten.“) Der junge Fritz will dem Vater unähnlich scheinen. Der junge Wilhelm? Schlicht, schmucklos, bescheiden: solche Worte scheint seine Feder zu streicheln; er citirt Faust und räth, fast mit Goethes, fast mit Bismarcks Worten, die Welten bewegende, Welten beseelende Macht nach freiem Belieben zu taufen. Sein Buch (das nicht Tagebuch heißen dürfte) ist hübsch; der klare Spiegel einer nicht großen, doch in Gesundheit anmuthigen Persönlichkeit und das Geschöpf einer in Deutschland ungewöhnlichen Erzählerkunst. Kein Junger aus der Literatenzunft hätte sich dieser Leistung zu schämen; und manchem Alten wären mehr Ausdrucksmängel anzukerben. („Falsche Illusionen“ und „sensationelle Thatsachen“, „Weihnachtsabend“ und „ein selten gutes Maulthier“: Zeitungfrucht. Leute, die anständige Unterhaltungliteratur liefern, kann selbst ein Prinz nicht auf des Olympos Höhe heben. Und just ein Prinz müßte den Jargon meiden, die salope Fachwortsimpelei, die den Jäger im Kreis Waidfremder nicht schöner kleidet als den Börsenbirschgänger.) Wo Andacht geweckt, das Gefühl in Wirbel gerissen werden soll, ist, hier und da, dem Leser, als hörte er das Gesumm und Gesaus aus einer Muschelwölbung; als müsse er das Ohr reiben, damit ihm die Wortschälle nicht dumpf vorüberrauschen. Weile, sprach Flaubert zu Maupassant, so lange vor

einem Baum, einer Wiese oder Hütte, bis Du sie sehen lernst, wie nur Dein Auge sie sehen kann; auch Dein Ausdruck wird dann persönlich werden. Der des Kronprinzen riecht manchmal nach dem Gemeinplatz, auf dem er, nicht in diesem Sommer, wuchs. Manchmal. Was sich tief eingedrückt hat, formt sich zu kräftigem Ausdruck. Mittag im indischen Dschungel: „Grelle, weiße Sonne, Hunderte brauner Kerle, ein scharfer, fremder Geruch, wie man ihn nur dort findet, so ein Duftgemisch von Knoblauch, Sandelholz und Holzkohle.“ Auerhahnjagd im Schwarzwald: „Mit wortlos vorgestrecktem Arm zeigte mir der Jäger etwas Dunkles. Einen schwarzen Klumpen, so schien mirs, der auf dem Schnee einen absonderlichen Tanz aufführte. Der Hahn! Stumm und vorsichtig schlichen wir weiter, mit großer Mühe uns durch den tiefen Schnee arbeitend. Dann zwei- bis dreimal tief Athem geholt, die Flinte entsichert: der Schuß kracht und der eben noch so tolle Tänzer, der lebenslustige Minnesänger sinkt zusammen im Schnee. Einen schönen Tod hat er gehabt, der stolze Kerl: aus dem vollen Liebeswerben heraus direkt in die ewigen Jagdgründe!“ Morgenfrühe im schlesischen Kreis Oels: „Die Sonne ist aufgegangen, die Vögel werden laut, Alles riecht nach frischer Erde, nach nassen Wiesen und Korn. Und zwischen dem Korn leuchten farbige Tupfen, wilde Blumen.“ Rec. gegen die endemisch gewordene Pest der Reisebriefschreiberei.

Ein hübsches, gerade gewachsenes Buch; vornehm, weils nicht mehr vortäuschen will, als es zu bieten hat. Der Verfasser, der auf mancher eingefalzten Photographie ein Bischen kokett scheint, sieht im Spiegel seiner Worte gar nicht selbstgefällig aus; nicht im Mindesten blasirt. Sein Blick ist hell, sein Sinn frisch, seines Wesens Ton fröhlich; und der (fühlbare) Wunsch, liebenswürdig zu sein, rennt nicht hastig über das Ziel hinaus. Auf den Höhen des Lebens, sagt Treitschke, „ist kein Amt so freudlos, so von Versuchungen bedroht wie die Stellung des Kronprinzen in einem mächtigen Staat; nirgends wird der Geist des Widerspruches stärker gereizt, nirgends der nothwendige Unterschied der Generationen, die einander niemals ganz verstehen können, schmerzlicher empfunden.“ Diesem hat kein Schatten der Thronfolgertragik den Weg verdüstert. Er reitet, jagt, sitzt im Auto oder im Luftschiff, exerzirt sein Regiment (das er und das ihn ernstlich lieb hat), freut sich wie ein Fähnrich an Sport, Spiel, Flirt, scheut keine Anstrengung, kein tollkühnes Leibeswagniß und ist immer „fit“. Einer Frau vermählt, die er wählen

durfte und deren grazile Weltdamenart den Mädchenreiz überdauert. Ein sorgenlos Glücklicher. Allzu sorgenlos? Wo er auf deutschem Boden sich sehen läßt, umlärmt ihn Jubel. Weil er schlank ist, kein Loth Fett auf dem langen Rumpf hat, gut zu Pferd sitzt, eine charmante Frau und hübsche Kinder zeigt, noch nie einen Menschen, eine Gilde oder Klasse kränkte und für muthig gehalten wird. Einmal kam er in unfreundliches Gerede: als er, im Kongowinter, auf der Tribüne des Reichstages seinen Aerger über Kiderlen-Hollweg nicht barg. War ihm zu Sinn wie Fritzen, dem Grumbkow gepredigt hatte, das Fuchsfell sei dem Preußenkönig nöthiger als die Löwenhaut und Klugheit empfehle, dem Kampf gegen vier Großmächte auszubiegen? „Der König von Preußen ist wie der edle Palmbaum: Du willst ihn beugen, aber hoch schnellt er seinen stolzen Wipfel. Das würde ich antworten. Unsere Antwort gleicht der Erklärung eines Mannes, der keine Lust hat, sich zu schlagen, und doch den Anschein erwecken möchte. Ich bin nicht der feine Politiker, ein Gegeneinander von Drohungen und Unterwürfigkeiten zusammenzupaaren. Ich bin jung, ich würde vielleicht dem Ungestüm meines Temperaments folgen; unter allen Umständen würde ich nichts halb thun." Könnte Kronprinz Wilhelm in seiner Seele solchen Willens Kraft finden? Hatte nicht nur das Schauerwindchen einer Kasinolaune ihm die Stirn umwölkt? Er ist dreißig Jahre alt; so alt, wie Friedrich war, als er bei Mollwitz und Chotusitz gesiegt und sein Land, durch die Angliederung Schlesiens, um ein Drittel vergrößert hatte. Wilhelms Aeltester sieht blutjung aus; und sein Buch müßte, wenn der Autor unbekannt wäre, als eines Zwanzigers gelten. Ungerecht wäre, es den „Betrachtungen", dem „Antimacchiavell" gar zu vergleichen; dumm, in magistralem Mißtrauen den Murrkopf zu schütteln, weil ein Vater und Regimentskommandeur noch jünglinghaft schwärmen kann. Aber fehlts nicht, trotz Elephanten- und Tigerjagd, an Erlebniß? An innerem, das, in engem Verkehr mit Caesar und Cicero, Bayle und Descartes, Wolff und Montesquieu, den Sohn Friedrich Wilhelms früh reifte? Und ist dieser Lober des Waidwerkes, der Goethes Osterspazirgänger für einen Naturschwelger hält, nicht zu reichlich mit dem besonderen Saft der Zeit genährt, die sich mit verschlossenem Auge und Ohr in den Gischt der Sportwoge stürzt, dem Körperkult Altäre baut und, mit höflichem Lächeln, allen Intellektualismus als den Erbtheil der Krüppel betrachtet, verachtet?

Plöner Kadettenschule, potsdamer Garde, Jagdfahrten durch schlesische und schottische, italische und anglo-indische Millionärbezirke: die Summe solchen Erlebnisses hätte den Mann nicht gesättigt, der sich, unter des Vaters Fuchtel, selbst so zu erziehen vermochte, daß er stark genug ward, sieben Jahre lang ohne den winzigsten Ertrag zu fechten und mit dem Bilde dieses „nutzlosen" Feldzuges in den Nachlebenden unendliche Sehnsucht nach gleicher Persönlichkeitleistung zu wecken. Wie hat Fritz die Aufgabe des Prinzenerziehers umgrenzt? Von Soldatenthum soll er, wie der Priester von Gottes Offenbarung, dem Zögling mit heiliger Ehrfurcht sprechen. Alte und neue Geschichte ihn gründlich kennen lehren und dafür sorgen, daß er sich um die Dinge mehr als um die Worte kümmere. Wo jeder wichtige Staat seine Wurzel hat, wohin jeder streben, welche Frucht tragen und welche Waare verhandeln muß: Das zu wissen, ist einem Prinzen nützlicher als Physik und Metaphysik. Edel und ehrgeizig soll er sein, dankbar für jeden Dienst, mitleidig mit dem von Unglück Gebeugten, mild, doch nicht matten Herzens. Feldherr und Haushalter. Kühn und dennoch in feste Ordnung gewöhnt. Was er für sich ausgiebt, muß er selbst buchen und, wenns verlangt wird, wie ein pünktlicher Kassenwart, Rechenschaft davon geben. Reisen? Nur in der Heimath; im Ausland färbt sich ein junger Prinz leicht an fremder Sitte, deren Schaustellung dann die Landsleute verletzt. Den Charakter kann kein Erzieher ändern; kein Saatkorn dringt bis in die Tiefe des Willensschoßes. Drum soll man niemals die Neigung zu tyrannisiren trachten. „Wenn der Knabe die Jagd, die Musik, den Tanz, das Spiel, was immer, liebt, so lasse man ihn seiner Vorliebe ungehindert nachgehen, bis er von selbst genug hat: so läßt man ihm das Vergnügen und nimmt ihm die Leidenschaft." Unbelohnt bliebe auch der Versuch, Wissenschaft zu erzwingen; nur den Drang nach Wissen kann eine andere Hand aus trägem Schlummer pochen und zu dem Born allen Erlebens den Weg zeigen heißen. „Man lernt bei einem Lehrer nie so gut wie durch Selbstunterricht. Alles ist gewonnen, wenns gelungen ist, einem Prinzen Lust zum Lesen beizubringen." Müßiggang ist, mag er noch so bunt aufgeputzt sein, aller Verdummung und deshalb aller Laster Anfang. „Der Mensch muß arbeiten, wie der Ochs pflügen muß." Nicht lind wünscht dieser Preußenkönig das Prinzenleben. An rauhem Menschenschicksal soll der Wille sich wetzen; auch der

im Purpur Geborene täglich Leben und Freiheit erobern. Heute? Hundert Hände mühen sich, die Karosserie eines Prinzenschicksals zu polstern. Auf weichen Radreifen jagts von einer zur anderen Wonne. Auf dem Eisenstrang dehnt sich neben dem Badezimmer der Prunksalon. Eine Gemsjagd gilt als Kampf, fast schon als heraklische Heldenprobe, von der man nach Jahren noch, die Cigarette zwischen den Zähnen, im breiten Klubsessel träumt. Ins Alltagsleben, das mit der Grausamkeit ungebändigter Natur die Brauchbarsten ausliest, tönt nur die Huppe der vorbeisausenden Kaiserlichen, Königlichen Hoheit hinein, die schon entschwunden ist, als um geblößte Häupter der Jubelruf schallt. Preußens Hof ist nicht mehr fritzisch. Und kanns, auch wenn er wollte, nie wieder werden.

Das mag Kronprinz Wilhelm fühlen: und zeigt sich drum als Einen, der vor Tigerzahn und Wildschweinsgewehr nicht zagt. Reitet hitzige Pferde, nimmt Hindernisse und trotzt im Hochgebirg der Lawinengefahr. Was bliebe ihm, wenn er aus einem nicht von Poseidons ungeschlachten Söhnen bedrohten Phaiakenglück sich auf den steilen Grat thätigen Schöpferlebens sehnte? So hoch hinauf darf er nicht, ehe zwei Augen geschlossen sind, denen Sohnesliebe noch lange Sehkraft wünschen muß. Darf auch nicht ungeduldig scheinen, der Parteiung oder des Hanges in Widerspruch verdächtig werden noch wider das Taktgebot sündigen. Der König ist ihm Schicksal; kann ihm Verhängniß sein. Denn er bestimmt ihm den Aufenthaltsort, die Arbeit, ihm und seinen Kindern die Einkunft. Der kräftige Sohn eines Henckel, Thyssen oder Rothschild könnte sich selbst des Daseins Floß oder Kahn, Kesselschmiede oder Palast schaffen. Der Kronprinz kanns nicht. Weh ihm, wenn er, weil er Unwiederbringliches entgleiten sieht, nur zu murren wagt! Und würde die Reichspflicht versäumt, das Reichsrecht verschleudert: seine Lippe müßte den Seufzer morden, den der Schmerz über solche Machtminderung aus der Brusttiefe heraustriebe. Er erfährt auch kaum, was morgen geschehen, welchem Ziel der neue Tag heimlich zustreben soll. Der Sohn Wilhelms des Ersten saß (ohne Stimmrecht, versteht sich) im Ministerrath und durfte mithören, mitreden; bis ihn (oder seine Frau) nach zwei Jahren die Wahnvorstellung packte, er sei für die Kabinetsbeschlüsse mitverantwortlich, und er in Danzig laut das Handeln der Regirung rügte. Als Dreißigjähriger. Die Kriegszeit gab ihm zu thun und wirkte dem von Blumenthal klug Geführten einen

Feldherrnnimbus. Dann? Armee-Inspecteur und manchmal zu Repräsentation der Kaiserwürde berufen. Er patronisirt die Kunst, kümmert sich um die Museen, treibt in Bornstedt ein Bischen Landwirthschaft und durchstöbert die Briefe seiner Tante Elisabeth Ludovica. Sein Leben ist leer. Er muß warten. Mit Stockmar, mit Normann plaudert sichs gut; doch das beste Wort verhallt ohne Echo. Der Thatlose lernt sich lieben. Allzu zärtlich pflegt er die Hochgestalt, übt er den Blick milden Ernstes und spitzt die Zufallsrede, daß sie sich ins Gedächtniß bohre. Allzu dankbar sammelt er alle freundlichen Urtheile, die irgendwo über ihn gefällt wurden. Das Geräth und Ceremoniale alter Kaiserei wird ihm wichtiger als das neudeutsche Wesen, von dessen Gestaltung er ausgeschlossen ist. Nothwendiges und Mögliches, wägbare Pflicht und unwägbares Gefühl umnebeln sich seinem müden Auge. Er vergrämt sich, mäkelt an allem Erlangten, entwurzelt sich fast schon dem Heimathboden und ist mit fünfzig Jahren ein alter Mann. Da er für den verwundeten Vater eintreten mußte, mit bedeutendem Geschäft und schwerer Verantwortunglast bebürdet ward, blühte er noch einmal auf; zu kurzem Lenz. Nach 1880 schien seine Freude am Leben, sein Muth zu frischem Entschluß und männlichem Handeln schnell zu vertröpfeln. Den Sechzig nah: und noch unselbständig; ohne je nur im Engsten baumeisterliche Freude empfunden zu haben. Was wäre aus dem Fritz, nach dem er sich gern nannte, geworden, wenn der erste Friedrich Wilhelm bis ins Jahr 1770 gelebt hätte? Rebell oder Selbstmörder? Schöngeist oder Lüdrian? Die siedende Masse hätte ihr Gefäß zersprengt. In Augustens Sohn hat nie ein Dämon genistet. In der schönen Hülle war er dennoch ein Märtyrer preußischer Kronprinzlichkeit.

Sein Sohn hats besser gehabt. Neunundneunzig Tage Kronprinz; neben einem stumm verröchelnden Kaiser. Die Morgensonne, die einen verblassenden Mondrest überstrahlt. Haftet ihm aber des Vaters langes Leid nicht mehr im Gedächtniß? Und kann er, dem nach Menschenermessen noch Jahrzehnte rüstigen Lebens beschieden sind, wollen, daß seines Vaters Schicksal seinem Sohn sich erneue? Von Georg Wilhelms bis in unsere Tage ist, durch drei Jahrhunderte, jeder Hohenzollern andere Wege gegangen als der Kurfürst, König, Kaiser, der ihm vorangeschritten war. Jeder hat ein Stück der Zeitstimmung auf den Thron mitgebracht und dem Greisenwiderstand das Willensspektrum der mit ihm Geborenen

aufgezwungen. Nützlich oder schädlich: das gewandelte Auge forderte die Ergänzungfarbe. Wird sie stets wieder fordern. Soll der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen noch fortan aber verdammt sein, an Sport und Spiel sein Feuer zu dämpfen, dem Reiz der Gefahr und Verantwortlichkeit im Dschungel oder verschneiten Gebirg nachzubirschen? Soll er mit seiner Generation altern, ohne mit seinem, mit ihrem Wesenston durch einen Mauerspalt in die Polyphonie des Volkslebens klingen zu dürfen? Ist im Staatsall nirgends für ihn Raum? Ein Regimentskommando währt nicht ewig; und was der Oberst nicht lernte, wächst dem Brigadechef oder Divisionär selten noch zu. Die Entfernung vom höchsten Hof kann niemals schaden; nicht klassischen Tragoedien und modernen Ehen nur wird (nach Nietzsches Witzwort) die Pflicht zur Ortseinheit gefährlich. Der König wohnt nicht im leichten Feuer mit dem Salamander; kann und soll nicht Jedem gefallen. Zieht ihm die Massengunst den Sohn vor, dem ernsten, zu Härte gehämmerten Herrn das hübsche Bild prinzlich heiteren Wandels, so frißt am Regentenhaus geiler Schwamm. Der Kronprinz könnte sich als Haupt einer Provinz (nicht als Reiherfeder auf ihrer Feiertagsbarrette) leise zum Monarchen erziehen; Eigenart und Bedürfniß jeder Provinz sacht ergründen lernen, im Staatsministerium und im Herrenhaus seinen Sitz haben und dennoch die Muße zum Erwerb ansehnlicher Geistesbildung behalten. Er darf den Quellen der Kultur, den großen Zeichen der Zeit nicht ferner sein als der tüchtigste Bürger; nicht glauben, liebenswürdiger Schwung lange gewahrter Jugend ersetze dem Blick des Gehudels da unten den Schatz gespeicherten Könnens und Wissens. Und: Der Mensch muß arbeiten, wie der Ochs pflügen muß. Hier ist ein heller Kopf und ein tapferes Herz. Kein Kronprinz, der, wie der Erbe Friedrich Wilhelms des Dritten, mit der Fintenkunst seiner Rede die Hörer zu entzücken sinnt, blanke Wortmünze aus dem Schloßfenster wirft, mit dem Flackerlicht seines Geistes alle Schaffensbezirke, tellurische und himmlische, beleckt und sich nach dem Frühstück als Genie frisirt. Hier ist Einer, der (vielleicht) nicht genäschig von Kelch zu Kelch flattern, nicht mit der „Vielseitigkeit“ begabter Weiber prunken, sondern sich männlich beschränken möchte. Er empfindet Natur, ist mit der Lerche fromm, sieht sich noch nicht in ewigem Glanz; und der Anblick deutscher Erniedrigung hitzt ihm das Blut. Darf diese Flamme nicht ins Vaterland schlagen?

# Die jungen Leute.

Junge Leute? Sie sind es nur noch dem Namen und den Registern nach. In Wirklichkeit hat sie die vergangene Zeit mit sich genommen. Wenn jung sein heißt andächtig sein, bereit zu tausend Thorheiten, froh und kunstlos, dann giebt es keine jungen Leute mehr.

Vielleicht liegt es an diesen rastlosen, immer bewegten und fordernden Jahren der Schule. An ihrem Zwang, der den Leichtmuth, und ihrer Drohung, die die Unbefangenheit tötet. Daran, daß Vernunft und Ehrgeiz, allzu machtvoll geweckt, die Wege ins Helle, Unbeschwerte mit Nüchternem verschütten. Und daß man so stolz darauf ist, die Kinder in Klugheit zu erziehen. O, unsere Kinder sind maßlos klug! Ueberall hört man es. Ein Dreijähriger kann einen Pfarrer lehren, die Vier- und Fünfjährigen haben den Urgrund der Dinge erfaßt und es wird durchaus nicht Staunen erregen, wenn nächstens ein Baby im Wickelkissen die Worte „freie Liebe" eher formen sollte als „Vater" und „Mutter".

Doch begreift sich schwer, wie diese Frühgereiftheit Eltern Freude und Befriedigung bedeuten kann, statt stets erneuter Sorge. Haben sie denn aus ihrem eigenen Leben, aus ihrer Verbrauchtheit und ihren früh ermüdeten Nerven nicht einmal die Belehrung gewonnen, welcher Fluch sich dem vorzeitigen Erwecken des Intellekts, dem beeilten Hinlenken des noch am ungedeuteten Anblick ergötzten Auges auf Grenzen und Bestimmung anheftet? Dieses Feld Vernunft bebauen sie, ganz in Zuversicht, daß damit das Beste schon bestellt sei, und vergessen, wie unbehütet und kümmerlich der Acker Fröhlichkeit dabei verwelkt. Mag sein, die Zeitnoth läßt wenig Raum, den Kindern zum A-B-C Lieder zu singen: dennoch, man erkämpfe dieses Opfer vor den anderen! Und man schäme sich nicht zu sehr, wenn mit den ersten Zähnen nicht zugleich die ersten berichtenswerthen Aussprüche heranwachsen, die man mit einem befriedigten: „Jawohl, Herrschaften, ein unglaubliches Kind!" zu belohnen pflegt.

Aber es ist noch eine zweite Wurzel, die aus dem Baum der Jugend Saft und Sonne saugt: die Eitelkeit. Eitelkeit verbündet mit der Lust am Sonderbaren, Verschnörkelten. Man frage einen jungen Mann von Zwanzig nach seinem Alter. Die witzlose Konstatirung einer Zahl auftischen: eher zerbisse er sich die Zunge. „Noch jünger ... Keiner der Aeltesten," würde er vielleicht mit malitiösem Lächeln sagen. Oder man belausche den jungen Mann, wie

er sein Wohlgefallen an der Erscheinung des Mädchens zum Ausdruck bringt, dem seine Sympathien gehören. Früher hätte man von herzlicher Freude, Bezauberung, ja geradezu von Schönheit gesprochen, wohl auch zum Vergleich eine altmodische Blume bemüht. Früher; welches Wort! „Sie, Myrl, ich hab' Sie schon hundertfünfundfünfzigmal weniger hübsch gesehn!" So. Nun ist es ordentlich. Es geht übrigens auch um die Namen. Welches junge Mädchen wollte heute Johanna heißen? Man denke: Johanna. Drei hausbackene Silben ohne Schalk. Himmel hilf! Johanna ... Jonna (schon viel umwobener) ... nein: Jo! Wunderbar. Von diesem Namen müssen Siege ausgehen.

Die Eitelkeit schürft tief, sie verfälscht Gebräuche und wandelt Ueberzeugungen. Niemand hätte es vormals wahr haben wollen, daß ein so tiefes und entrücktes Gefühl wie die Liebe einer Umkehr ins Gegentheil fähig sei. Aber die Eitelkeit hat auch Das vollbracht. Sie erfand ein oberflächliches, an den Verstand gewandtes Diminutiv: den Flirt. Sicherlich ist dieses Diminutiv bejahrter Herkunft und die zimmerische Chronik behält recht: „Liebeley alt dreytausend Jahr und drey." Nur war die Liebelei eine harmlos heitere Person, übermüthig, doch ohne Prätensionen. Jetzt hat sie sich zum Erschrecken verändert, ist modisch geworden und thut, vermöge ihrer Gaben, reservirt, bequem und chic zu erscheinen, der jungen Welt vortreffliche Dienste. Denn auf nichts ist sie erpichter als auf Haltung. Sich nichts vergeben! Nicht lächerlich werden!

Wahrhaftig, der Flirt ist kein stolzes Gegenwartsymbol. Die Angst vor der offen und frei bekannten Neigung, die Ueberzeugung, echtes Gefühl fordere Spott heraus; die eitle Beflissenheit, sein Herz dem Rockschnitt und der Laune der Zuschauer anzupassen: Das ist und versinnbildlicht er. Nicht lächerlich werden! Ob die Briefe an Frau von Stein, in die alle leisen Schwingungen seiner Seele gesammelt sind, Goethe sehr ridikül machen? Schon des unbesorgten Schlußwortes wegen: „Lieben Sie mich!" bleibt es zweifelhaft. Unzweifelhaft aber, daß den jungen Mädchen ein Augenaufschlag ohne Fünfuhrtheetasse nicht gelingen wird.

Man hat die Liebe als etwas Ueberflüssiges, Gewöhnliches und Unkleidsames verbannt und sich (wie Herzl es nennt) einer verliebten Geselligkeit" verschrieben. Das ist bequem, es ist auch chic. Liebe fällt Einem ja nicht mühelos zu, bedingt Seltenes: Charakter und Beständigkeit. Der Flirt hat reizvollere Möglichkeiten. Er entschuldigt (man sagt: „Sie flirten nur, wer wollte viel Aufhebens machen?") und erobert rasche Ungebundenheit. Erstaunlich, wie bald zwei junge Leute, die einander kaum kennen, vertraut und ein-

verstanden sind. Ihre Intimitäten beginnen beim Vornamen; damit, daß sie das „Fräulein“ und „Herr“ sogleich zu den ungesagten Dingen verweisen. Sie haben freilich ihre Entschuldigung: daß sie beim Familiennamen nie enden werden.

Wer aber glaubt, solche Freiheit verführe zu Ungebührlichem, etwa dazu, daß der junge Mann und das Mädchen einander manchmal küssen, Der revidire seinen Irrthum. Zu hundert hinterhältigen, moquanten, zugespitzten Redensarten: gewiß. Zu einem Kuß: bewahre! „Es ist kein unschuldiger Ding, kein natürlicher Ding denn ein Kuß,“ sagt Novalis. Welche Verblendung! Ein Kuß ist vielmehr das Tückischeste und Verworfenste, was einem mißleiteten Wesen begegnen kann. Ja, das Gesellschaftspiel Flirt bewahrt Wohlanständigkeit, und Die es spielen, wissen von Anbeginn, daß sie nichts gewinnen werden; sie sprechen von dem Recht der Geschlechter, aber sie küssen sich nicht. Und ein Rendezvous gehört zu den Verwegenheiten.

Es wäre denkbar, daß man morgen den Flirt begräbt und ein neues, nützlicheres Zuneigungverfahren anwendet. Der Hang zum Bilderstürzen war ja immer in den jungen Leuten. Nur befriedigen sie ihn heute anders: sie erheben Götzen und verdammen Götter. Kahl und entblättert steht der Garten der Ideale; was dereinst, um seines Uebermaßes willen, verhöhnt ward, Traumfreude und Lust am Hohen, nicht Erringbaren, nun kennt man es nicht. In Jena revoltirten die Studenten, weil man im Lehrsaal „Die Braut von Korinth“ als ein Gedicht voll unkeuscher Leidenschaften verurtheilte. Die Studenten von heute revoltirten kaum mehr. Es ginge denn um die Abschaffung der Rigorosenordnung.

Damit soll keineswegs den Empfindsamen und Schwärmern das Wort geredet sein. Doch da jetzt eine Zeit ist, die Extremen zustrebt, zwischen Ueberschwang und Nüchternheit keine Brücke hat, so mag Feuer der Jugend noch besser und natürlicher anstehen als Berechnung, Entflammtheit schöner als Verneinung. Ueberhaupt: das breite und unbedingte Zustimmen, die Fähigkeit zur Begeisterung scheint verloren, bedrohlich verdichtet sich das Behagen an negativer Werthung. Neinsager und die Vorsichtigen, die der Anerkennung sogleich ein pastoses „Aber“ ins Gefolge geben, sind Legion. Und mit dem Bemühen, zu zersetzen und zu verkleinern, geht Skeptizismus Hand in Hand. Die schwarzen Brillen, von je ein Vorrecht des grämlichen kanonischen Alters, benützen nun Halbwüchsige. Furchtbar häufen sich Selbstmorde und verzweifelte Thaten junger Schüler. Das Mitleid mit diesen früh Verirrten dämpft Erschreckenderes fast als die That: daß noch dem Tode Un-

ehrlichkeit und Verkünstelung treu bleibt, ein Hang sich zeigt, auch dieses Letzte, Größte auf Applaus und Publikum einzurichten, komoediantisch ein verfehltes Dasein mit der Pose des Heldenthums zur Glorie zu erheben. Der junge Mann, der in einer Loge des Opernhauses zu sterben beschloß, bot ein unvergeßliches Dokument von der Szenirung des Todes.

Vergebens erforscht man den Grund solcher Verdüsterung in Jahren, die dem Jubel bestimmt sind. Furcht, Frevel, Enttäuschung, jähes Leid, sie Alle bedeuten ja nur Triebfedern, willkürliche Auslösungen einer zuinnerst wurzelnden Erkenntniß. Wer einem mißlungenen Examen sein Leben opfert, wie umstellt von Trostlosigkeit muß Der sein, in Finsteres verjagt, gleich dem Wanderer des Märchens, der aus unendlichen Wäldern nie mehr zum Tage findet. Die Jugend zeigt sich vom Tod seltsam umlockt, erliegt den Schatten und dunklen Räthseln. Man sieht es allzu oft: in der jungen Musik, in der jungen Dichtung. Nichts Helles, Erlöstes mehr; Weisen, von Thränen umzittert, vom Hauch der Trauer überweht. Und das Jauchzen klingt con sordino.

Wenn diese Nachbarschaft des Ergreifendsten den jungen Leuten Gefühl und Nachsicht für Menschliches verstärkte, man könnte sich mit dem gespenstischen Anrainer befreunden. Aber so ists nicht. Keine behenderen und schärferen Urtheiler als die jungen; keine schrofferen Ankläger. Und dabei welches Maß einer besonderen und originalen Unduldsamkeit: der Unduldsamkeit gegen die Eltern. Denn was ehedem Zerwürfnisse zwischen Eltern und Kindern bereitete, war Ungehorsam, Trotz, kam wohl auch vom Egoismus her. Jetzt einfach und schlicht von Ueberhebung. Die Kinder sind eben weit voran, beständig mit dem Feinsten und Subtilsten befaßt, und die Eltern, — mein Gott, sie können nicht Schritt halten, bleiben zurück, genügen nicht mehr. Nöthig wäre, sie immer und immer zu belehren, aus den Niederungen emporzuziehen: Das ist mühsam, zu mühsam. Wir meinen es ihnen ja gut, den Braven, und unter vier Augen mögen wir sie recht sehr, aber vor der Welt, Verehrtester, sehen Sie, vor der Welt schämen wir uns ihrer ein Bischen. Immerhin: Das ist eine hübsche und rücksichtvolle Eintheilung; man muß sie loben. Es giebt auch andere. „Mein Lieber," schrieb ein im Verlagshandel angestellter junger Mann an einen Wahlverwandten, „es erträgt sich nicht mehr. Durchaus nicht. Als ich neulich ein paar Freunde zu mir gebeten hatte und wir im aufschlußreichsten Gespräch über die Paradoxe Wildes waren (Du schätzest diesen begabten Briten gleich mir), trat mein Vater ein. Ermiß: ohne Umstände, trat unbekümmert ein! Er habe nicht gewußt,

daß er unerwünscht sei, sagte er. Das war seine Entschuldigung. Davon abgesehen, glaube ich, daß er von der Existenz Wildes keine Ahnung hat. O ja, mein Lieber, Das giebt es! Bei mir, in meinem Hause ..." O ja, Das giebt es. Und wenn man auch noch so sehnlich wünscht, daß einem solchen Schreibenden die Feder zur Schleuder wird und ihm jedes Paradox des begabten Briten einzeln und für Ewigkeiten gegen die empörte Stirn schnellt, es hat beim Wunsch sein Bewenden. Und der Wahlverwandte wird den Nothschrei hören und Mitleid spenden.

Haben die jungen Leute einmal so ein siebentöterisches Urtheil gefaßt, dann giebt es keine Appellation; und mag es immer ein Vorurtheil sein. Auch hierzu führt ja die uralte Leidenschaft, zu lehren, wo man selbst noch des Lehrers bedarf, der ewige Zwiespalt zwischen Denen, die Autorität üben, und Denen, die sie leiden. Auch hier aber sind die Namen anders geworden. Was man früher Naseweisheit schalt und mit einem Klaps oder in besonderer Humanität mit einer Verwarnung abthat, heißt jetzt „mit der Zeit gehen", „die Sentimentalität eines verzopften Jahrhunderts abschütteln". Aber den Vater Vater nennen und nicht „mein alter, redlicher Thunichtgut", ist noch keine Sentimentalität; und der Weg mit der Zeit muß nicht Schritt vor Schritt den bewährten und gewohnten verwüsten. Es genügt, daß man an die Stelle der verwetterten Meilensteine Zielweiser von unfehlbarer und endgiltiger Bedeutung setzt. Die Formeln hierfür durchschwirren die Luft ja zum Ersticken: Man beginnt mit der „Individualität des Kindes", dem „Triebleben der erwachten Seele", schreitet zur „instinktverwirrenden Berufsnoth" und dem „Geld als entsittlichendem Faktor" fort und gelangt mit gelegentlichen Abwegen („Schiller ein schönrednerischer Phantast", „Wir müssen mit dem Ohr der tausend Völker hören") zum „Unfug des Sterbens". Es ist ein nicht ganz klarer Weg. Aber schöne und bedeutende Worte gedeihen an seinen Seiten.

Doch es hieße, in ihren Fehler verfallen, wollte man den jungen Leuten nur absprechen, nicht auch freudig die Vielfalt des schöpferischen Talentes rühmen, das die Gegenwart gerade ihnen beschied. Nie ist in solcher Jugend so Vieles und so Vortreffliches geschaffen worden wie jetzt. Die gleichsam nachtwandlerisch gereifte Begabung eines Dreizehnjährigen läßt uns heute die Schauer des Unfaßbaren fühlen. Das Thor der Kindheit früher gesprengt denn je: an Geist gebricht es nicht. Nur die Seele nimmt Schaden.

Wien. Ernst Lothar.

# Deutscher Impressionismus.

Wir sind gewohnt, den Impressionismus als eine Errungenschaft der französischen Kunst anzusehen. Aber ich sage, daß er damals überall in der Luft hing. Er umwitterte auch die deutsche Kunst und Manchem knisterte er an den Fingerspitzen. Aber es fehlte der Elan zur Entladung. In einem Vortrag über Römische Maler deutscher Nation wies Professor Mackowsky, der Direktor des Rauchmuseums, auf Martin Rohden, den Vater, hin, von dem jetzt die Ausstellung der Sammlung Bernt Groenvoldt in der Nationalgalerie ein Bild giebt. Er hatte Sinn für impressionistische, durch die Farbe auszudrückende Probleme. Zaghaft faßt er die Impression des Abends oder des Morgens in dem Verhältniß von Pflanze und gebauter Form unter sich und gegen die freie Luft.

Die Nationalgalerie enthält aber in ihrem Bestand mehrere Werke von unbewußtem deutschen Impressionismus; und vielleicht das beste Stück dieser Art: die „Badenden Frauen am Meer bei Dieppe" von Spitzweg. Unter Impressionismus verstehen wir die Kunstrichtung, die auf die bildhaft geordnete Wiedergabe subjektiver Eindrücke ausgeht. Diese Eindrücke können sein: Raum-, Zeit-, Bewegungeindrücke, solche der Perspektive oder atmosphärischer Art. Es ist gewissermaßen die Betonung der subjektiven Wahrheit des Sehens; während man sich früher nur bemüht hatte, um gegenüber dem dargestellten Objekt wahr zu sein. Auch Menzel hat ja eine Weile Probleme bearbeitet, die nachher vom französischen Impressionismus wieder in unsere Kunst hineingebracht wurden. In diese Epoche gehört das „Balkonzimmer in der Schöneberger Straße" und mehrere Darstellungen dieser Wohnung. Unter den Neuerwerbungen für die Nationalgalerie ist ein Nachtbild von Menzel, wo der Oberkörper eines berittenen Schutzmannes übernatürlich groß vor der Helligkeit schwälender Fackeln steht. Wenn irgendwo, so gilt im Bilde das Wort: „Nach seinem Sinne leben, ist gemein, das Edle strebt nach Ordnung und Gesetz".

Um die selbe Zeit wie Menzels Balkonzimmer entstand in Deutschland ein Bild, das in seinem Einklang von Mensch und Landschaft den Werken des reifen Impressionismus nicht nachsteht: das schon erwähnte Bild Spitzwegs. In seinem duftigen Silberton ähnelt es dem schönsten Corot. Als es gemalt wurde (1851), war Manet neunzehn Jahre alt; was Zola sechzehn Jahre später begeistert von den Arbeiten dieses Bahnbrechers schrieb, paßt auch auf das Werk des Autodidakten Spitzweg. Zola spricht von der „zarten Richtigkeit in den Beziehungen der Töne unter einander". Er lobt die Ordnung der Valeurs nach einem einmal angeschlagenen Grundton, wodurch das Bild eine durchgängig helle oder dunkle Note erhält. Spitzweg folgt diesem Gesetz der Valeurs. Er trägt den Grundton nicht von außen in das Bild hinein, sondern entwickelt ihn aus der Stimmung. Der Himmel bezieht sich mit heiteren Wolken; in der Meerluft liegt noch

Sonne; Frauen baden. Die Farbentöne und Bewegungen der zurückweichenden Sonne und der Frauen stehen in einer atmosphärischen Ordnung und entwickeln daraus die Impression. Was Zola (und uns) „frappirt, ist die nothwendige Folge der genauen Beobachtung des Gesetzes von den Werthen". Das heißt: die logische Folgerung, daß die Valeurs nicht für sich, sondern in ihrem Einfluß auf einander gesehen werden; das Sehen in farbigen Flecken. Spitzwegs farbiges Vermögen ist nicht so differenzirt wie das der späteren Impressionisten, aber dadurch wird die farbige Spannung der Fläche stärker, das farbige Relief kräftiger. Unter freiem Himmel baden am Strand, geschützt von dem bewachsenen Abhang der Düne rechts und von einer Klippennase vorn, einige Frauen. Die farbige Buntheit dieser Gruppe mit dem vielfach bewegten Weiß der Wäsche und Laken, den blonden Fleischtönen, den kräftigen Haarfarben, den bunten Kleidungstücken auf dem graugelben Sand, der nach links unterm Wasser bis in dessen fernstes Blau fortläuft, ist der Mittelpunkt einer Menge wohl abgewogener farbiger Zusammenhänge innerhalb der Bildfläche. Jeder Ton findet in dieser reich gegliederten, mit Menschen und Badekarren bestellten Landschaft seine stillende Vollendung. Aus einer großen künstlerischen Ordnung wurde diese Natur von malerischer Festigkeit bildhaft und doch impressionistisch aufgebaut. Wir haben einen wahrhaft dreidimensionalen, nämlich räumlichen, farbigen und dynamischen Mittelpunkt in der Frauengruppe, der kompositionell doch wohlgeborgen ist unter der Diagonale von links unten nach rechts oben. Diese unbedingt nothwendige Bildhaftigkeit läßt der Expressionismus, der im Impressionismus latent war, in seinen Futuristen außer Acht. Ein Bild ist aber immer noch die künstlerische Synthese und nicht die Analyse eines optischen Eindruckes. Paul Mahlberg.

# Die mohammedanische Frau.*)

Die mohammedanische Frau ist schon lange der Gegenstand des Mitleids ihrer abendländischen Schwestern. Diesen bedeuten Harem und Polygamie die verabscheuungwürdigen Mittel, um die Frau rechtlos zu machen. Und doch ist der Harem nichts Anderes als das vor zudringlichen Blicken geschützte Frauengemach, der Herr-

*) Fragmente aus dem Band „Fahrten ins Blaue", den Herr Oskar Schmitz bei Georg Müller erscheinen läßt und der über Spanien und Marokko, über Lourdes und Madeira, Albanien und Griechenland, die alte und die neue Türkei, über Mallorca und Cypern allerlei Lesenswerthes bringt.

schaftbereich der Frau, wo sie mit Kindern und weiblichen Verwandten den Tag verbringt. Harem (gleich das Verbotene) heißt in Egypten auch das Damencoupé in der Trambahn. Der Harem dient eigentlich mehr zum Schutz als zur Einschließung der Frau, kann sie es doch, genau wie die Europäerin ihr Heim, jeden Augenblick verlassen, um Einkäufe oder Besuche zu machen, ja, um einige Zeit bei Verwandten auf dem Lande zuzubringen. Die Polygamie wird bekanntlich wegen ihrer Kostspieligkeit nur von sehr Wenigen geübt. Sie stammt aus der Zeit der arabischen Eroberungen, wo der herrschenden Rasse ein Uebermaß von Reichthum zufloß, während die Kopfzahl verhältnißmäßig gering war. Der seelische und geistige Tiefstand der orientalischen Frauen muß also einen anderen Grund haben als diese Institutionen. Er liegt an dem Volkscharakter, an der seelischen Roheit und geistigen Stumpfheit der großen Mehrzahl der mohammedanischen Männer. Wenn man sagt, die mohammedanische Frau sei durch den Harem gehindert, an den Interessen des Mannes theilzunehmen, so ist Das mehr oder weniger eine Redensart; denn was sind die Interessen ihres Mannes? Sein geistiger Horizont geht nicht über den Koran hinaus, den zu lesen und sich auslegen zu lassen der Frau erlaubt ist. Freilich sehen mittelmäßige Männer, genau wie bei uns, nicht gern, wenn die Frau zu klug wird. Was aber die materiellen Interessen betrifft, so hat Mohammed, der selbst eine reiche, außerordentlich geschäftstüchtige Witwe geheirathet hat, der Meinung gehuldigt, die Frau halte das Geld besser zusammen als der Mann, und ihr ein vollkommen selbständiges Verwaltungrecht auf ihr Eigenthum eingeräumt, um es vor der kopflosen Verschwendungsucht des Gatten sicherzustellen.

Wenn die Stellung der Frau im Orient den Begriffen einer höheren Kultur entgegengesetzt ist, so liegt es daran, daß die ganze mohammedanische Kultur heute keine höhere mehr genannt werden kann. Als Räuber der antiken Kulturtrümmer waren die Araber allerdings im frühen Mittelalter den europäischen Völkern überlegen. Es ist bekannt, daß sie Aristoteles studirten, während er in Europa vergessen war. Der feingeistige Hohenstaufe Friedrich II. zog den Verkehr arabischer Gelehrter dem mit plumpen deutschen Pfaffen vor. Bei Alledem darf nicht vergessen werden, daß diese Kultur eine rein alexandrinische, reflektirende, nicht eine produktive war und daß sie bereits verblaßte, während sich bei uns die Gothik als der klare Ausdruck neuen produktiven Lebens durchsetzte. Als die kurze Jünglingszeit des erobernden Islams vorüber war, trat keine schöpferische Männlichkeit ein, sondern starre Zeloten gewannen die Oberhand und erstickten jede höhere geistige Regsamkeit und feinere Sittlichkeit in Fanatismus und Formelkram. Damit ging eine große Eigenschaft der frühen mohammedanischen Kultur, die Ritterlichkeit, fast ganz verloren. Die Poesie aus der Zeit der omaijadischen Kalifen verräth, daß man damals, ähnlich wie bei uns die Minnesänger, auch den seelischen Reizen der Frau zu huldigen wußte und sie nicht einfach als Mittel zur

Erhaltung der Rasse oder als Arbeitsthier betrachtete, sondern als eine anbetungwürdige Sonderart der Gattung Mensch. Uns wird sogar von Dichterinnen berichtet und von Künstlerinnen der Liebe, die an die Kulturstellung einer Sappho oder Imperia erinnern. Alles Dies wurde durch Harem oder Polygamie keineswegs verhindert; erst die Erstarrung und Abstumpfung des mohammedanischen Menschen hat die heutigen beklagenswerthen Zustände hervorgebracht.

Warum sind sie beklagenswerth? Auch hier kann der allgemeine Ausdruck, die Frau sei geknechtet, nicht Stich halten. Wie überall, hängt die Stellung der Frau in der Ehe, auch im Harem, von dem persönlichen Charakter der beiden Gatten, viel weniger von dem Eherecht ab. Auch im Harem existirt der Pantoffelheld; und eine Frau, die stärkere Willenskraft besitzt als der Mann, ihn durch ihre Reize gefangen zu nehmen weiß oder die Hand auf das Vermögen hält, eine solche Frau wird niemals vom Mann geknechtet werden, wie auch immer die Ehegesetze sind. Dagegen wird eine charakterschwache oder unliebenswürdige Frau auch bei vollkommener Gleichberechtigung der Geschlechter sehr geringen Einfluß auf den Mann haben, was ja freilich dadurch bisweilen korrigirt wird, daß sie vermögend ist. Nur Charaktereigenschaften, nicht Gesetze können die durch ihre Natur gegebene stärkere Gebundenheit der Frau entweder zu einem mit Liebe getragenen Schicksal oder zu einer schweren, dumpfen Sklaverei machen. Eben so kann aber nur da, wo Ritterlichkeit der Instinkte und Verfeinerung der Intelligenz den Mann befähigt, die edlen Werthe der Weiblichkeit erfassen, von jenem Einfluß der Frau die Rede sein, der für die Kultur wohlthätig ist. Dieser Einfluß fehlt nun in der mohammedanischen Welt ganz und gar; und er kann nicht plötzlich durch die Aufhebung mehr oder weniger unvollkommener Einrichtungen, sondern nur durch eine vollkommene Umwälzung aller Lebenswerthungen begründet werden. Die muß von dem Mann ausgehen. Die instinktive Frauenklugheit ist (im Gegensatz zu dem entwickelten Männerverstand) mehr von der Natur gegeben. Was nützt sie aber, so lange der muskelkräftigere Mann zu stumpfsinnig ist, um sie zu werthen und zu nützen? Ich meine hier nicht die Klugheit, die heute manchen Frauen ermöglicht, allenfalls in männlichen Berufen zu konkurriren, sondern jenen anonymen Frauenverstand und Fraueneinfluß, den man erst ganz würdigen lernt, wenn man ihn einmal vermißt hat, zum Beispiel in den Kolonien, deren Klima Frauen und Kindern dauernden Aufenthalt verbietet. Wie schnell dort auch der wohlerzogene europäische Mann verroht, obwohl seine Sehnsucht nach der weißen Frau niemals einschläft, während er von farbigen Frauen umgeben ist, ist bekannt. Ich habe einige Tage auf einem Dampfer gelebt, der aus den deutschen Kolonien Afrikas kam und auf dem nur Männer waren, die seit Jahren nicht mehr den Einfluß weißer Frauen gespürt hatten. Manche erklärten selber, sie fühlten sich vollkommen verroht, und einige beabsichtigten sogar, sich erst in Portugal acht

Tage lang wieder an halbwegs europäische Zustände zu gewöhnen, bis sie sich in die Gesellschaft ihrer Landsmänninnen wagen würden. Immerhin waren geistige Interessen in diesen Männern wach und die Erörterung politischer und wissenschaftlicher Fragen unterbrach von Zeit zu Zeit die namenlosen Gespräche ihrer Saufgelage. Dieses Niveau, aber ohne die immer wieder durchbrechenden geistigen Interessen des Europäers, ist das der mohammedanischen Gesellschaft, in der das Salz weiblicher Klugheit und der Schmelz weiblicher Grazie vollkommen fehlt.

Wie soziale Sonderglieder fast immer die Eigenschaften, besonders die Fehler, des ganzen gesellschaftlichen Körpers, zu dem sie gehören, annehmen, so sind die christlichen Araber Nordsyriens um nichts besser als die Mohammedaner. Sie besitzen weder Harem noch Polygamie: und dennoch gilt die Frau hier eben so wenig wie dort, da der gleiche männliche Stumpfsinn ihre Blüthe bricht. Man sieht unter den Christen voll Theilnahme diese blumenhaften, weichen Geschöpfe unverschleiert, die läppischen, charakterlosen Männern gegeben werden, von denen sie prinzipiell kein freundliches Wort, oft aber Mißhandlung erfahren, besonders nachdem das unter solchen Umständen unvermeidlich frühe Alter eingetreten ist. Alles, was der europäische Mann in der Kinderstube von Mutter und Schwestern, im gesellschaftlichen Leben durch weiblichen Verkehr lernt und gewinnt, dieses nicht hoch genug zu schätzende Gut wirft der Orientale weg. Das hat ihn selbst heute so dürftig gemacht.

Aus diesem Grunde dehnt der so rassenstolze Bekenner des Islams seinen Stolz keineswegs auf die mütterliche Abstammung aus. Da die Frau nur als Mutter Etwas gilt, kann die Sklavin, sobald sie nur geboren hat, gleichberechtigt neben die langjährige Gattin von guter Herkunft treten. Die meisten Sultane waren Söhne von Sklavinnen, die von jenen seit Jahrhunderten verprügelten Rassen abstammen. Daß die gepeitschten Instinkte einer solchen Rasse dann auf dem Thron in die wüsteste Grausamkeit umschlagen, ist begreiflich.

Es war nicht nur der sinnliche Charakter seines Volkes, der Mohammed veranlaßt hat, die Polygamie zu erlauben; er sah darin vielmehr einen Hauptfaktor für die Machtentwickelung seiner Rasse. Materielle Sorgen gab es in der ersten Zeit des Islam nicht, da die siegreichen Waffen immer wieder neue Quellen in den eroberten Ländern erschlossen, so daß jeder Muselmann als solcher aus öffentlichen Mitteln dotirt werden konnte. Viel schwieriger war die Frage, ob die arabische Rasse zahlreich genug bleiben würde, um die Welteroberung im Namen Allahs zu vollenden. Nichts wäre unter den Umständen des frühen Islam unsinniger gewesen, als die natürliche Quelle der Fruchtbarkeit durch die Monogamie zu verengen.

Aber nicht nur vermehrend, sondern auch verschönernd hat die Polygamie im Orient gewirkt, indem sie naturgemäß die gesündesten und schönsten Frauen bevorzugte. Da konnte sich der unserem Em-

pfinden zunächst unbegreifliche Brauch einführen, daß der Bräutigam die Braut nicht vor der Hochzeit zu sehen bekommt, daß ihm vielmehr von seinen weiblichen Verwandten nach Erwägung sozialer und materieller Umstände das schönste und gesündeste Weib, das zu finden ist, ausgesucht wird. Seit dem neuen Regime pflegt in der Türkei der Bräutigam seine Braut aus der Photographie zu kennen. Gewiß ist, daß der orientalische Bräutigam, der seine Braut nie gesehen hat, über ihre Körperlichkeit mehr weiß als, in der Regel, der europäische, denn sie ist bei der Ungenirtheit des orientalischen Frauenlebens in ihrem Harem von der Mutter, den Schwestern und Tanten des jungen Mannes in allen erdenklichen Situationen genau beobachtet worden. Ueber Gestalt, Farben und den Duft seiner künftigen Frau weiß der mohammedanische Bräutigam mehr als der europäische. Es ist ganz klar, daß die seelischen, individuellen Eigenschaften bei dieser Wahl keine Berücksichtigung finden. Uns aber sind diese Momente fast wichtiger geworden als die Körperlichkeit; ja, es wird heute für eine Untugend des Mannes erklärt, wenn er zu sehr auf das Aeußere sieht. Wir bezahlen diese psychologische und moralische Verfeinerung allerdings mit einem sehr hohen Preis. Häßlichkeit und körperliches Leiden sind in unseren Kulturzonen fast das Gewöhnliche geworden; Gesundheit und Anmuth dagegen zeichnen eine (nicht ganz kleine) Minderheit aus. Nicht als ob Geistigkeit unbedingt häßlich und krank machen müßte! Da, wo sie zur wahrhaft harmonischen Beherrschung des Daseins kommt, bringt sie sogar eine hohe Schönheit hervor, die der primitiven Natur nicht gegeben ist. Die breiten Massen jedoch und besonders die gebildeten Mittelstände, die der Geist berührt, werden dadurch zunächst in quälende, von Generation zu Generation vererbte Konflikte zwischen Natur und Geist getrieben, welche die schöne Unbefangenheit primitiver Völker durch Gewissensqualen und innere Unrast vernichten. Die Triebe werden weder erfüllt noch gebändigt. Sie schwären in ekler Mißbildung oder sie brechen in zügelloser Häßlichkeit hervor. Reue und Zerknirschung, Bitterkeit und Ressentiment sind die charakteristischen Seelenzustände der Mühsäligen in unserer geistigen und moralischen Kultur.

Daß Schönheit und Gesundheit bei dem orientalischen Regime blühen, beweist die heutige Türkei. Andererseits aber glaube ich, die kümmerliche Nüchternheit ihrer Kultur dadurch erklären zu dürfen, daß der unschätzbare geistige und seelische Einfluß anmuthiger und kluger Frauen auf die Männer in Haus und Gesellschaft vollkommen fehlt. Von Dem, was uns die Mutter, die Schwester, die Freundin, die Geliebte und vor Allem eine uns verstehende Gattin zu geben vermag, wissen sie nichts, da von ihnen in der Frau nicht nur Launen und arrogante Intellektualansprüche, sondern auch die Entfaltung ihrer echten, natürlichen Klugheit und Kraft verhindern wird.

Oskar A. H. Schmitz.

# Chinesen.

Ein solches Sammelsurium von Empfindlichkeiten, Geheimnißthuerei, Versteckenspiel, Heuchelei, Habgier und wohlwollender Gesinnung wie bei den Vorbereitungen für die große chinesische Anleihe, die chinese government reorganisation loan, ist kaum je dagewesen. Ein Schauspiel für Götter. Die Republik der Mitte sagt: „Ich will nicht so viel Geld haben, wie mir die Mächte aufdrängen"; die sechs Nationen erklären: „Wir geben Dir nur dann Geld, wenn Du uns ausreichende Sicherheit bietest". Dabei handelt sichs um den netten Betrag von 1200 Millionen Mark; mit dem wird jonglirt, als sei es ein Zinnteller. Nach Monate langem Feilschen war zunächst unter den sechs Großmächten (Deutschland, Britanien, Frankreich, Vereinigte Staaten, Rußland und Japan) ein Abkommen vereinbart worden. Das wurde von Amtes wegen veröffentlicht. Wichtiger als diese Bestätigung war ein Kommentar, der feststellte: im Februar 1912 habe die neue chinesische Regirung die Bankgruppen um finanzielle Unterstützung ersucht, die in der Gestalt von Vorschüssen gewährt und aus den ersten Zahlungen für die „Reorganisationanleihe" gedeckt werden solle; die chinesische Regirung habe 60 Millionen £ verlangt und nach langem Zögern eine genügende Garantie gegeben. Das Dokument, das die volle Einigkeit aller Betheiligten verkündete, erschien am zweiundzwanzigsten Juni. Gleich danach aber kam via London aus Peking eine Meldung, die Alles, was in der offiziellen Erklärung der sechs Mächte gesagt war, auf den Kopf stellte. China denke nicht daran, 60 Millionen £ aufzunehmen; es brauche nur 10 Millionen. Die Banken haben auf dem großen Betrag bestanden und gefordert, daß die chinesische Regirung sich verpflichte, in den nächsten sechs Jahren nur bei dem Sechstett zu pumpen. Durch die europäischen Geldleute sei verhindert worden, daß sich die chinesische Regirung zwei ansehnliche Guthaben in London (7 Millionen £) telegraphisch überweisen ließ. Das sollte in Peking die Verlegenheiten steigern und die Kontrahenten gefügig machen. Nur England wurde von dem Verdacht übler Mächlerei ausgenommen und ihm die Absicht zugeschrieben, die Maschen des Wuchterernetzes zu zerreißen, um dem neuen chinesischen Staatswesen die Freiheit der Entwickelung zu verschaffen. Wo aber blieb die gerühmte entente cordiale? Zwölf Tage nach dem ersten war ein zweites Sendschreiben an die „Oeffentliche Meinung" nöthig, weil sich seit der ersten Kundgebung das Gerücht verbreitet hatte, die chinesischen Auguren hätten die Verhandlungen mit den bankers abgebrochen. Diesmal marschirten und proklamirten die Nationen getrennt.

Deutschland sagt: „Die Verhandlungen mit der chinesischen Regirung hatten kaum begonnen, konnten also noch nicht abgebrochen werden. Die Banken hatten ihr Geld nicht aufgedrängt, sondern waren von den Chinesen darum ersucht worden. Von Anschlägen gegen die

Unabhängigkeit Chinas kann nicht die Rede sein. Die sechs Mächte wollen den wirthschaftlichen Kredit der neuen Republik sichern, um sich in ihren eigenen geschäftlichen Beziehungen zu schützen. Daß die Banken für eine Summe von 1200 Millionen genügende Sicherheit haben wollen, kann ihnen Niemand verdenken.“ Wichtig ist, daß die deutsche Partei politische Ambitionen nicht nur für sich, sondern auch für die Sozien (Rußland und Japan?) ablehnt, aber den Betrag von 1200 Millionen als gegebene Größe festhält und die Einsetzung einer europäischen Kontrole, ähnlich der Seezollverwaltung, über die dem Dienst des neuen Anlehens zu verpfändenden Einnahmen (Salzmonopol) fordert. China erklärt (nach Meldungen aus Paris und London): „Die Behauptung, die chinesische Regirung habe 60 Millionen £ gefordert, ist unwahr. Verlangt wurden und werden nur 10 Millionen. Die Mächte dürfen dem chinesischen Staat nicht Bedingungen auferlegen, die den Stolz des Volkes verletzen. Wenn China sich unter die Aufsicht der europäischen Banken stellt, ist eine Revolution, die schlimmer sein wird als die von 1911, unvermeidlich.“ Daneben entstand eine Diskussion zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Die österreichische Finanz hat keinen ersten Platz in dem großen Konsortium erlangt und mußte sich mit einer Unterbetheiligung begnügen. Da sie der chinesischen Regirung mehrmals Vorschüsse gegeben hat, war ihr Wunsch, in den Mächtebund aufgenommen zu werden, und ihr Aerger über die Ablehnung berechtigt. Man soll einer wirthschaftlich leistungfähigen Nation nicht wehren, was andere Länder sich selbst zugesprochen haben; und der Umstand, daß Oesterreich-Ungarn erst in jüngster Zeit aktive Wirthschaftpolitik im Reich der Mitte treibt (eine österreichisch-chinesische Bank soll nächstens, wie man erzählt, gegründet werden), ist kein Grund, ihm den Eintritt in den Sozietätbereich zu weigern.

Was ist nun Wahrheit? Daß die große Anleihe noch in der Schwebe ist; daß China Geld braucht; und daß jede der betheiligten Mächte das Geschäft am Liebsten ganz für sich hätte. Die Währunganleihe vom April 1911, die von den vier Stammhaltern (England, Deutsches Reich, Frankreich, Vereinigte Staaten) abgeschlossen wurde, blieb auf dem Papier. Die Revolution sperrte den Weg, der von den leeren Kassen des Staates nach den Tresors der europäischen Banken führen sollte. Seit den letzten Eisenbahnanleihen hat China mit Vorschüssen fortgewurstelt. Diese Gelegenheitgeschäfte sind als störende Intermezzi für das Werk der Milliardenanleihe empfunden worden, obwohl man zugeben mußte, daß ein Nothstand vorhanden war. Aus Oesterreich kamen die Skoda-Anleihen, die von Banken, gemeinsam mit der bekannten Geschütz- und Munitionfabrik, den Skodawerken, gegeben wurden; rund 1½ Millionen £. Dafür verpflichtete China sich, Kriegsmaterial in Oesterreich zu bestellen. Eine Anleihe von der Firma Friedrich Krupp in Essen und dem Bankhaus Delbrück, Schickler & Co. hat der Kanonenfirma Aufträge für 2 Millionen Mark gebracht. Der Rest des Darlehens (4 Millionen) wurde an die Provinzialregirung

bar ausgezahlt. Hier, wie bei den Skodageschäften, war der Partner nicht die Centralregirung, sondern ein Provinzialgouverneur. Das dritte Sondergeschäft (5 Millionen Mark) wurde von der deutschen Firma Diederichsen & Co., die in China die Rheinische Metallwaarenfabrik vertritt. mit der englischen Chamber of Commerce gemacht. Gegenleistung: die Bestellung von Artilleriematerial. Also überall die typischen Kennzeichen der Geldgeschäfte mit dem chinesischen Reich: do ut des. Das entzopfte Reich hat Reize, bedroht Den, der mit ihm Geschäfte machen will, aber auch mit Gefahren. Deshalb werden Gegenleistungen verlangt. Kompensationen, wie der Diplomat sagt. Und weil das große Geldgeschäft sich wie eine ewige Krankheit fortschleppte und allzu sacht von Ort zu Ort rückte, machten kleinere Leute auf eigene Faust die Geschäfte, zu denen ihr Athem ausreichte. Doch allmählich wurden die Großen ungeduldig und fingen an, sich zu rühren.

China hat nie zuvor die Chance eines so riesigen Finanzgeschäftes geboten wie seit der Revolution. In der letzten Zeit des Kaiserreiches stand die Reform der Währung auf dem Programm. Wäre die Politik nicht täppisch in das feine Gewebe der Geldleute gefahren, dann hätte die wirthschaftliche Tradition, die von England, Deutschland und Frankreich gepflegt wurde, gesiegt; und die Russen und Japaner wären auf die territoriale Eroberung beschränkt geblieben. Nun sind sie Mitglieder des Syndikats und müssen für ihre Betheiligung einen „stillen Gesellschafter" suchen; denn aus eigenen Mitteln könnten sie ihre Quoten nicht aufbringen. Diese „Theilhaberschaft" ist unter den Sonderbarkeiten des chinesischen Geldhandels eine der amusantesten Das Geld, das man Einem als Darlehen giebt, muß man sich erst anderswo pumpen. Dabei haben sich Rußland und Japan bitten lassen, ehe sie sich an dem Anleihekonzert betheiligten. Man erfüllte ihre Sonderwünsche (Mandschurei und Mongolei) nur, um die lieben Kollegen nicht im Orchester zu missen. Und am Ende kommts dahin, daß das alte Syndikat den beiden neu geworbenen Mitgliedern noch die politischen Eroberungen bezahlt. Latest novelty von 1912.

Nicht ganz unwichtig aber scheint die Frage, wie es mit der Sicherheit der chinesischen Staatspapiere steht; denn die neuen „Chinesen" würden nicht unveräußerlicher Besitz der Banken bleiben, sondern sehr bald „Gemeingut des Volkes" werden. Die Zinsen der alten Anleihen sind pünktlich bezahlt worden. Die Revolution hat den Werth der Coupons nicht verringert, obwohl, wie einst für Rußland, der Staatsbankerot vorausgesagt worden war. In diesem Fall klang die Prophezeiung nicht so unglaubhaft; denn die letzten Finanzkunststücke der kaiserlichen Regirung (Zwangsanleihe bei den Beamten und gewaltsame Reduzirung der Gehälter) waren Zeichen äußerster Verlegenheit. Aber Alles ging glatt; und heute könnte die gelbe Republik in Geld schwimmen, wenn es die Weisheit ihrer Diktatoren und das „Solidaritätgefühl" der sechs Nationen zuließe. Der Kurs der chinesischen Staatspapiere hat keine ärgeren Risse als der Börsenpreis

deutscher Hypothekenpfandbriefe; sicher hat das Publikum an ihnen nicht mehr Geld verloren. Damit ist freilich die Sicherheit der alten und neuen Renten nicht für alle Zeit verbürgt. Die europäische Verwaltung der Seezölle ist die wesentliche Bürgschaft für die „Chinesen"; ohne Oberaufsicht ist ein zuverlässiger Zinsendienst nicht gesichert. Aber die Erträge der Seezölle sind nicht groß genug, um außer der alten Staatsschuld von 2600 Millionen Mark noch eine neue Riesenanleihe von 1200 Millionen zu decken. Die Mächte haben sich deshalb nach anderen Einkünften umgesehen. Das einzige greifbare Pfand ist das Salzmonopol. Chinesisches Salz ist beinahe so kostbar wie attisches, obwohl das Meerwasser diese Würze in ungeheuren Mengen liefert. Aber die Siedereien der Salzkreise (jeder Distrikt versorgt einen bestimmten Theil des Reiches) stehen unter der Obhut von staatlichen „Generalpächtern", die, mit ihrem Anhang, so viel Gold aus dem Salz gewinnen, daß die 400 Millionen Konsumenten gesalzene Preise zahlen müssen, um nicht ohne Salz zu bleiben. Die Thatsache, daß Salz das am Höchsten besteuerte Produkt im chinesischen Reich ist, hat eine für die Geldgeschäfte des Staates sehr brauchbare Garantiereserve geschaffen. Die Furcht vor einer Kränkung der heiligsten Gefühle des gelben Mannes durch eine europäische Verwaltung des Salzes hat also triftige Gründe. Dem Volk könnte es nur lieb sein, wenn fremde Aufsicht allzu reichliche Ausbeutung des Monopols hinderte; aber die Beamten würden ungern die ihnen so liebe Gewohnheit des Salzsiedens aufgeben. Hinc illae lacrimae. Wer geht gern vom vollen Trog?

Das chinesische Staatswesen ist noch heute ein unfertiges Gebild. Keiner weiß, ob die republikanische Regirung sich halten und ob es gelingen wird, das ganze Reich einer Centralgewalt unterzuordnen. Wer mit dem neuen China Geschäfte macht, hat also ein Risiko auf sich zu nehmen; und die europäischen Finanzkonsortien würden sich nach neuen Geschäften nicht so eifrig drängen, wenn sie nicht alte Beziehungen und Interessen zu schützen hätten. Daß die Liebe zu den gelbhäutigen Brüdern und Schwestern nicht das stärkste Motiv im Handeln der Geldmänner ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Banken sind keine Missionanstalten; und die wirthschaftliche „Hebung" der Republik soll für jeden Konsortialen ein gutes Geschäft werden. Idealisten sind nur die Yankees. Der amerikanische Gesandte in Peking hat dem chinesischen Finanzminister erklärt, daß er nicht begreife, warum China auch nur einen Cent im Ausland borgen wolle. Bis zu solchem Gipfel der Selbstlosigkeit hat sich keine andere Nation verstiegen. Alle meinen, daß China Geld braucht; nur der Dollarmann denkt anders. Vielleicht sieht er die chinesische Republik schon im Bereich der Monroedoktrin und betrachtet deshalb New York von Peking aus als Inland. Der heißeste Wunsch der Vereinigten Staaten ist ja, in China der Staatsbankier (ohne Konkurrenz) zu werden. Ob Onkel Sam die Fünf, die nicht dumm sind, so bald überrennen kann? Abwarten. Ladon.

# Schutz der Deutschen im Ausland.

Die laut werdenden Klagen lassen keinen Zweifel darüber, daß der Schutz der Deutschen im Ausland oft unzulänglich ist; sich mit dem nicht vergleichen läßt, den die anderen Nationen Angehörigen genießen. Früher wußte mans nicht anders und fügte sich resignirt in sein Schicksal. Nach 1870 glaubte man, Ansprüche machen zu dürfen, und wurde unzufrieden. Jetzt mehrt sich diese Unzufriedenheit in dem selben Verhältniß, wie die Hoffnung auf Reichsschutz von höchster Stelle mit dem Hinweis auf unsere „Zukunft auf dem Wasser“ gestärkt wird. Mancher ist im Vertrauen auf diesen Reichsschutz über den Ozean gegangen und hat dann böse Erfahrungen gemacht, wenn er sich vertrauensvoll an die Vertreter des Deutschen Reiches wandte.

Denen werden zwei ganz bestimmte Vorwürfe gemacht: allzu demüthiges Gebahren gegenüber den Machthabern der Reiche, vor denen sie Deutschland vertreten sollen; und allzu hochmüthiges Gebahren gegenüber ihren Landsleuten. Der erste dieser beiden Vorwürfe soll hier nicht eingehend erörtert werden. Er gehört mehr der Erörterung allgemein politischer Thätigkeit an und seine Wirkung kommt dem deutschen Staatsbürger erst mittelbar ins Bewußtsein. Immerhin sollten doch gewisse Aeußerlichkeiten vermieden werden, die geeignet sind, das deutsche Selbstgefühl zu verletzen. Hat ein Deutscher lange in einer südamerikanischen Republik gelebt, so weiß er ganz genau, weß Geistes Kinder dort die meisten Excellenzen sind, und schätzt sie im Vergleich mit heimathlicher Bildung und Gediegenheit sehr gering ein, so bestechend auch ihr Aeußeres, ihr korrektes gesellschaftliches Benehmen sein mag. Darum ärgert er sich, wenn er sieht, daß die Franzosen, Spanier, Engländer und Italiener im Vorzimmer des Präsidenten ungezwungen ihre Cigarette rauchen und sich in ihrem Tropenhausanzug behaglich fühlen, während der Deutsche, den Cylinder in der Hand, mit geschlossenen Hacken Reserveoffiziersverbeugungen zum Besten giebt. Gewiß wird mit der Zeit auch der deutsche Diplomat sich abschleifen und anpassen; aber dann wird er versetzt und ein anderer kommt, der wiederum mit seinen militärischen Gepflogenheiten Anstoß erregt. Warum wechselt man so oft, warum läßt man dort nicht Leute, die genau Bescheid wissen und sich nicht von Glanz und Titeln verblüffen lassen? Oft zum Nachtheil deutscher Interessen.

Die Haltung deutscher Diplomaten gegenüber ihren Landsleuten kann natürlich noch mehr ärgern und verletzen. Und man muß wirklich sagen, die Herren Konsuln lassen in dieser Hinsicht oft sehr, sehr viel zu wünschen übrig. Der frühere Herr Assessor wittert jenseits vom Ozean im deutschen Landsmann sofort eine verkrachte Existenz. Manche Erfahrung mag als Entschuldigung oder doch als Milderungsgrund dafür gelten, daß diese Herren bei der ersten Bekanntschaft mißtrauisch sind; verhängnißvoll und betrübend aber ist, daß sie meist in jedem Hilfesucher einen Querulanten erblicken und vor allen Dingen festzu-

stellen suchen, ob nicht dem deutschen Landsmann selber eine Schuld nachgewiesen werden könne; dann brauchte man sich ja nicht bei der fremden Regirung mißliebig zu machen.

Nur zu oft macht sich, auch wenn die ansässigen Deutschen zum größten Theil achtbare Leute sind, der leidige Standesdünkel geltend; der Herr Regirungassessor und Oberlieutenant d. R. kann unter den titel-, rang- und ordenlosen Landsleuten keinen rechten Anschluß finden und fühlt sich aus Lebensgewohnheit im Kreis des exotischen Beamtenthumes so behaglich, als wäre es seine eigentliche Interessensphäre. Damit ist die Schranke aufgerichtet und der Verkehr wird kühl.

Gewiß gehört der größere Theil der Auslandsdeutschen, wenigstens, wo sie in Masse zu finden sind, der arbeitenden Klasse an; denn die „feine“ Gesellschaft geht nur zum Vergnügen auf Reisen. Aber dann sind auch die Konsulate eben dieser größeren Massen wegen da, die unter Umständen ihren Schutz anzurufen gezwungen sind, und nicht nur dazu, den exportirenden Inlandsdeutschen saubere Berichte über den Handelszustand einzusenden.

Und dieser Schutz ist den meisten überseeischen Völkern gegenüber wirklich nicht so schwer zu gewähren und wirksam zu machen; der dazu nöthige Einfluß des Konsuls hängt ja nur davon ab, wie er selbst sich hält, welches Ansehen er sich und dem von ihm vertretenen Lande zu geben versteht. Dazu gehört aber Erfahrung und Takt. Beides kann er nur durch längeren Aufenthalt erwerben. Unsere Diplomaten werden aber viel zu oft versetzt; es ist, als schickte man sie nur zu ihrer Ausbildung und Unterhaltung ins Ausland. Ehe sie richtig wegbekommen haben, wie in Valparaiso die tropischen Excellenzen zu behandeln sind, versetzt man sie nach Konstantinopel und von da, noch bevor sie ganz warm geworden sind, nach Bahia, so daß sie nie und nirgends das sichere Selbstbewußtsein erlangen, das den Vertretern anderer Länder ihre Aufgabe so sehr erleichtert. Ein junger Assessor braucht Jahre, um die berliner Alluren abzustreifen, die ihm im Ausland so hinderlich sind, und dennoch läßt man ihm nirgends die nöthige Zeit, sich einzugewöhnen. Wenn dann noch Direktiven und Beispiel von oben kommen, so ist es ganz erklärlich, daß der Vertreter des Deutschen Reiches allen Differenzen mit der Landesregirung ängstlich und sorgsam aus dem Wege geht. Besonders gern, wenn es sich darum handelt, einem im Privatleben über die Achsel angesehenen Landsmann zu seinem Recht zu verhelfen.

Mir werden Alle zustimmen, die Gelegenheit hatten, den tiefen Eindruck zu sehen, den rechtzeitiges, energisches Auftreten eines Konsuls oder Gesandten bewirkte. Man braucht dabei gar nicht an die italienische Flottendemonstration vor Rio de Janeiro zu denken; gar nicht an das Vorgehen des französischen Konsuls in Marokko (Fall Dr. Mauchamp) und in Smyrna, wo es sich um eine Bagatelle handelte. Bei ernsterem Anlaß haben unsere Vertreter sich schwach gezeigt. Vor mehreren Jahren ward in einem südamerikanischen Staat

während eines Putsches die Plantage eines Deutschen von den Regirungtruppen vollständig ausgeraubt, all sein Eigenthum, Pferde, Rinder, Waffen, Sättel, Lebensmittel, Kleider, Alles gewaltsam fortgenommen, von den mit ihm ins Land gekommenen Arbeitern wurden vier Mann in bestialischer Weise mit Buschmessern zu Tode gehackt und die übrigen gewaltsam in die Polizeitruppe gesteckt. Der Präsident des Staates rieth dem Geplünderten höhnisch, sich sein Recht zu suchen, wo er wolle und könne, der Generalkonsul schnauzte ihn barsch an und fragte wegwerfend, was er in solchen wilden Ländern zu suchen habe, der Gesandte rieth ihm sehr höflich, sich an das Auswärtige Amt in Berlin zu wenden, und schließlich stellte man ihm in der Wilhelmstraße anheim, die Regirung des Staates, in dem er wohnte, vor dem Civilgericht zu verklagen. Das war Alles. Und dabei haben die Leute dort drüben die abenteuerlichste Vorstellung von der Macht des Deutschen Kaisers. Den selben Mann haben vor seiner Vertreibung die Nachbarn gefragt, wen der Kaiser nach Leo dem Dreizehnten zum Papst machen werde. Um so lächerlicher wirkt Zaghaftigkeit auf diese halb Civilisirten, von denen man täglich die Ansicht hören kann, daß es gefahrlos sei, Deutschland mit Nasenstübern zu traktiren.

Und manchmal sind es gerade die Reichsvertreter, die daheim eine üble Meinung über die Auslandsdeutschen verbreiten. Muß es nicht wie kindische Albernheit anmuthen, wenn soignirte Herren, die den größten Theil ihrer Zeit auch im Ausland im Genuß aristokratischer Vergnügungen hinbringen, ihrem mittellosen Landsmann, der in der bittersten Noth um das Dasein kämpft, verächtliche Gesinnunglosigkeit vorwerfen, weil er, von Gesandtschaft und Konsulat seines Vaterlandes im Stich gelassen, dem Haß und der Verfolgung der Eingeborenen dadurch zu entgehen hofft, daß er so wenig wie möglich mit seinem von den Herren Attachés und Räthen lächerlich gemachten Deutschthum prahlt? Diese Herren können sich nicht in die Seele eines solchen Mannes hineindenken, der, im vollen Besitz der Reichsangehörigkeit, verlassen und rathlos dasteht und sehen muß, wie ein anderer Deutscher, der sich naturalisiren ließ, eine Brasilianerin heirathete, seine Kinder nur die portugiesische Sprache erlernen ließ und sich immer politisch gutgesinnt zeigte, sorglos und behaglich im Wohlstand lebt.

Im Mutterland hat man in letzter Zeit große Hoffnungen an die Abänderung des Gesetzes geknüpft, die den Auslandsdeutschen die Beibehaltung der Reichszugehörigkeit erleichtern sollte. Den guten Willen muß man freudig begrüßen; aber das Wichtigste wäre, allen im Ausland lebenden Deutschen den Werth der Reichsangehörigkeit deutlich zu zeigen. Das kann kein Gesetzgeber. Das kann nur das Auswärtige Amt durch die Gesandten und Konsuln. Die müssen allen persönlichen Dünkel fahren lassen und das Vertrauen ihrer Landsleute zu gewinnen suchen, müssen den aufrichtigen Willen haben, mit Muth und Entschlossenheit für die Sicherheit und das Recht ihrer Schutzbefohlenen einzutreten, müssen sich im Ausland Respekt verschaffen.

Hamburg. Kapitän Jermann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

# Pixavon-Haarpflege

auf wissenschaftlicher Grundlage

PIXAVON
Veredeltes Teerpraparat

**Die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare.**

Preis pro Flasche 2 Mk.
Mehrere Monate ausreichend.

---

# Grill-Room

Berlin W., Motzstr. 22
Inhaber: Paul Ostermann

Vornehmstes Unterhaltungs-Restaurant
-- in Berlin W. --

# „Pompadour“

---

# MURATTI

*Cigarettes*

*Manchester*

---

Einheitspreis für Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.

# Salamander

*Schuhges. m. b. H., Berlin*

MARKE SALAMANDER

Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstr. 182

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Juli 1912.

# Liquidation.

Alla turca.

Egypten britisch, Tunesien, Algerien, Marokko französisch: die weiße Rasse, von der Bonaparte im Exil sagen konnte, sie habe der Hälfte des Erdkreises ihre Herrschaft aufgezwungen, ist im neunzehnten Jahrhundert rüstig vorwärts geschritten und reckt nun die Hand nach dem letzten Stück islamischen Besitzes am Südrand des Mittelmeeres. Im Sturmschritt sind hier einst, unter ihren ersten Khalifen, die Araber vorgedrungen; langsam werden sie, seit achtzig Jahren, auf dem selben Weg zurückgetrieben. An den Syrten, wo Sahara und Mittelmeer in Nachbarschaft genöthigt sind, hatte der Islam sich ein Bleibsel zu wahren gehofft, noch unter Abd ul Hamid auch getrachtet. Jetzt greift ein weißer Arm, über die Adria hinweg, nach dem letzten Juwel aus der Zeit leuchtenden Türkenglanzes. Ueber dem Zollamt von Tripolis, dem alten Tarabolos-el-Gharb, weht Italiens grünweißrothe Kriegsflagge und grüßt, als ein Symbol des dritten Rom (dessen imperiale Zukunft Vincenzo Gioberti in seinem Buch „Del primato morale e civile degli Italiani“ vor sieben Jahrzehnten, sammt der Rolle, die Piemont in dieser Staatsaktion spielen werde, vorausgesagt hat), die Kuppel der Römerkirche und den zu ehrendem Gedächtniß der Marc Aurel und Lucius Verus errichteten Triumphbogen. Die Stadt schläft nicht, wie mancher andere Ort in der regio syrtica; aus allen mediterranischen Ländern strömt Schachervolk in die Oase, die dieser Levantinerhafen öffnet, und ein bunter

Haufe europäischer und afrikanischer Produkte wird hier verhökert: Straußenfedern und Elphenbein aus dem Sudan, an der Küste von Griechen gefischte Schwämme, maurische Lederwaare, spärliche Goldstaubreste aus der Sahara, Datteln und Oliven, Honig und Gummi, Silberschmuck und Wolle, Vieh und Getreide aller Sorten und der ganze Stapel der aus der Europäermode gedrängten, in den Orient hinübergeschwemmten Geräthe und Kleider. Wüstenland? Die achttausend Meter lange, mindestens zweitausend Meter breite Oase wird durch die Pumparbeit der Neger so reichlich bewässert, daß sie Weizen, Gerste und Mais, Orangen, Feigen, Pflaumen, Pfirsiche, Citronen und das feinste Gemüse trägt und dem Wohlhabenden das behaglichste Villenleben erlaubt. Die dürftigen Hütten der Schwarzen bergen sich dem Blick; er sieht elegante Landhäuser, erspäht, unter Palmen, manchmal schöne Circassierinnen, die zwischen Rosen und Jasmin auf leichten Sohlen sich am Haschspiel ergötzen, und ahnt dahinter den verschwiegenen Harem eines reichen Türken, den der fremde Eroberer noch nicht von dem lieblichen Gestade heimwärts gescheucht hat. Das Türkenlager, die Zeltstadt, wo, weil Abd ul Hamid die errafften Millionen nicht für Steinkasernen hingeben wollte, zwanzigtausend Mann, Fußvolk, Reiter und Artillerie, hausten, ist längst geräumt oder italischer Mannschaft als Wohnort angewiesen worden. Tripolitanien (das Land der drei Städte Oea, Leptis, Sabrata empfing seinen Namen von griechischen Sikelern) galt den Türken stets als eine schlechte Garnison, als das Viribi des Osmanenreiches. Die Soldaten erhielten zwar gute Waffen, aber abgetragene, verschlissene und geflickte Uniformen und mußten sich, da der Sold fast nie pünktlich gezahlt wurde, in allerlei Handwerk und Frondienst schicken, um den Leib zu nähren. Trotzdem waren sie dem Khalifen treu und in jeder Stunde bereit, mit männlichem Anstand für ihn zu sterben. Der Hauptfeind, den sie zu bekämpfen hatten, war der Wüstensand, den jeder Windstoß auf die Pflanzungen wirbelte. Und neidisch mochte ihr Auge auf die Kameraden schauen, die, nicht weit von ihnen, in der Kyrenaika ein bequemeres Dasein hatten. Hinter den weißen Mauern von Benghasi wird das Land fruchtbar und braucht nicht von Menschenhand bewässert noch vor Versandung geschützt zu werden. Hier, auf dem Hochland von Barka, haben im siebenten vorchristlichen Jahr-

hundert die Dorer aus Thera die Stadt Kyrene gegründet. Hier, neben der Quelle, die dem Araber bis in unsere Tage die Mutter des Grüns heißt, hat König Battos über ein graeco-libysches Mischvolk geherrscht; ist Aristippos und Hegesias geboren, die Hedonikerweisheit gepflegt und, nach dem Zusammenbruch des Perserreiches, die kyrenaische Pentapolis, der Staat der fünf Städte Kyrene, Apollonia, Ptolemais, Arsinoe, Berenike (Benghasi), geschaffen worden. Hier wuchsen Fohlen, die später auf hellenischen Rennplätzen siegten; wuchs ein im ganzen Griechenland berühmtes Heilkraut. Und hier, über dem grünen Gebirg, schien, nach Herodots Bericht, dem Libyer der Himmel durchlöchert, weil er gnädig Thau und Regen, im Saharabezirk unbekannte Wohlthat, spendete. Die rothe Erde ist so dankbar für jede Saat und prangt in so üppigem Pflanzenschmuck, daß frommer Wahn geglaubt hat, auf dem Barkaplateau, dem Djebel Akhdar, die Stätte des Hesperidengartens suchen zu dürfen. Doch das Land ist dünn bevölkert und das im Mutessarriflik lebende Menschenhäuflein so träg, daß Benghasis Hafenverkehr ärmlich blieb. In diesem den Europäern günstigen Klima kann Italien, mit seiner großen und tüchtigen Kolonistenschaar, viel leisten. Deshalb hat es die Zumuthung, die Kyrenaika den Türken zurückzugeben, schroff abgelehnt und wird sich nicht leicht auch nur zum Verzicht auf Benghasi entschließen. Strategische Erwägung warnt davor; wer im Ostbecken des Mittelmeeres seiner Macht sicher sein will, darf keine Fußbreite von dieser Naturfestung opfern, die, dem Kap Matapan und den drei Spitzen von Hellas gegenüber, nach Kreta und Malta blickt und den Weg nach Suez und Indien bewacht. England kann morgen aus Tobruk ein neues Malta oder Bizerta machen. Auch Italien braucht für sein Kolonialreich einen Kriegshafen ersten Ranges; ist Benghasi dazu nicht geeignet oder fällt es, unter dem Druck der Großmächte, für ein Weilchen noch an die Türkei zurück, dann werden die Admirale Victor Emanuels den Busen von Bomba empfehlen, dessen Tiefe durch eine Hügelkette vor widrigen Winden geschützt ist und von dem schon Rohlfs gesagt hat, er müsse eines Tages der wichtigste Kriegshafen Nordafrikas werden. Gerhart Rohlfs hat freilich auch geschrieben, nur der Besitzer von Tripolitanien, das zehnmal werthvoller als Tunesien sei, könne den Sudan beherrschen. Kitchener hat bewiesen, daß solche

Herrschaft ohne tripolitanischen Stützpunkt erreichbar ist; und Frankreich würde sich heute, trotz der Freude an der fratellanza latina, hüten, tunesisches gegen kyrenaisches Land hinzugeben.

Andiamo a Tripoli? Seit zehn Jahren, seit Italiens Wirthschaft zu erstarken begann, taucht, immer wieder, aus Römerhirnen die Frage ans Licht. Drüben ist, dicht vor unserer sizilischen Thür, besiedelungsfähiges Land; worauf warten wir noch? Ein Lebensgesetz scheint die Völker in den Versuch zu drängen, Herren des ihrer Heimath gegenüberliegenden Bodens zu werden. Hellas wollte die kyrenaische Pentapolis, wollte einst sogar das Pharaonenland an sich reißen; der Ehrgeiz der Berbern langte nach Spanien hinüber; England heischte die französische Nordküste; von Toulon und Marseille schauten die Enkel der Jakobiner gierig auf Algeriens helle Pforte; und Rom, das Vorbild aller Erobererstaaten, hatte nicht geruht, bis seine Adler, die Zeichen seiner Hoheit, am ganzen Südrand des Mittelmeeres himmelan blinkten. Sind wir, so fragte zwischen Turin und Palermo unter jeder Frühlingssonne der Unmuth, nicht mehr würdig, der Ahnenthat nachzueifern, und deshalb verdammt, mit unserem Volksüberfluß fremde Erde zu düngen? Soll die einzige Folge unserer nationalen Einung bleiben, daß England und Frankreich sich als Gebieter am Mittelmeer verankern und wir nicht einmal die Ostflanke der Adria, die den Vätern noch der Golf von Venedig hieß, als ein unserem Reichsleib zugehöriges Glied regen dürfen? Nein. Das Werk Piemonts fordert endlich die Krönung. Das Königreich der Savoyer will ins Imperium wachsen; das neue Rom Weltmacht werden, wie das alte war. Oft genug ists ihm, seit Giobertis Tagen, verheißen worden. Nordafrika muß uns zufallen, ruft Mazzini. England muß uns am Mittelmeer gegen Frankreich helfen, spricht Cavour. Und Bismarck schreibt: „Das Mittelmeer ist ein Erbe, das unter Verwandten nicht getheilt werden kann. Italien ist hier zur Herrschaft berufen; seine Küsten sind ums Doppelte länger als die Frankreichs und seinen Häfen können Marseille und Toulon sich nicht vergleichen. Die Herrschaft über das Mittelmeer zu erlangen, muß der Leitgedanke jedes italienischen Ministeriums sein.“ Englands Wink, dem der Großwesir Ali Pascha gehorcht, vereitelt im Januar 1871 den kecken Plan, Tunis zu überrumpeln. Noch plagt Kinderkrankheit den jungen Staat. Doch der Traum vom primato

italiano wirkt leise fort; und Campo Fregoso bespöttelt den franko-britischen Wahn, in Nordafrika je die Römer ersetzen zu können. „In Egypten, Tunesien, Algerien leben große Schaaren italischer Männer; sie sind die Pfleger der Künste, die schaffenden Kräfte in Gewerbe und Handel. Diese nahen Länder sind, sammt Tripolitanien, schon von der Natur selbst uns als Kolonien zugedacht.“ Die Französische Republik fühlt früh die Gefahr, die ihr aus dem von Italien beherrschten Ostbezirk drohen könnte; Ferry, Gambetta und Barthélemy-Saint-Hilaire erkennen die Nothwendigkeit des Zuges nach Tunis: und am zwölften Mai 1881 wird der Vertrag von Kassar-Said unterzeichnet, der den Bey zum geputzten Schützling Frankreichs, zum Werkzeug der pariser Regirung macht. Tunesien ist verloren, Egypten wird Britaniens Beute; was bleibt? Abessinien wird unter italisches Protektorat gestellt. Ein schöner Gestus. Aber Menilek will nicht Vasall sein und der Tag von Adua, der Baratieris Heer vernichtet, begräbt auch Italiens Hoffnung auf eine Expansion in den Bereich des Rothen Meeres. Die Finanznoth erzwingt die Verständigung mit Frankreich: und bald tönt über die Alpen wieder das Hohe Lied von der Gemeinschaft, dem unzerstörbaren Brudergefühl der Lateinerrasse. Verklungen ist Proudhons Warnung: „Nachbarschaft nährt stets Feindschaft und einander ähnliche Nationen sind schwerer in Einverständniß zu bringen als im Wesen einander ferne. Die Italiener leben heute noch in ihren gewaltigen und dramatischen Erinnerungen; wenn sie den Rang einer Großmacht erworben haben, wird ihr nächstes Ziel sein, das Papstthum dem Königthum unterzuordnen und der dadurch gebändigten Kirchenmacht das Protektorat über die katholische Christenheit zu schaffen.“ Wer denkt noch daran? Nur ein Fähnlein standhafter Imperialisten. Die empfinden (und flüstern): „Wir müssen nach Tripolis.“

Als Waddington, Frankreichs Erster Bevollmächtigter, vom Berliner Kongreß heimkam, wies er lächelnd auf seine Aktenmappe und sprach: „Darin bringe ich der Republik Tunis“. Salisbury hatte es ihm angeboten; wenn England Cypern nehme, müsse auch Frankreich einen Theil der Türkenhabe bekommen. England hat den Wechsel, als er präsentirt wurde, nicht eingelöst, sondern, offen oder heimlich, Italiens Sache gegen Frankreich geführt. Zwei Jahrzehnte lang. Unterstaatssekretär Fergusson erklärte im Par-

lament, die Behauptung, ein Geheimvertrag schreibe den beiden Reichen für bestimmte Fälle die Pflicht zu gemeinsamer Abwehr vor, sei ein haltloses Märchen; und am Tisch des Lord Mayor spricht Salisbury: „Nur durch Sympathie, nicht durch einen Vertrag, sind die Regirungen von London und Rom verbunden." Depretis aber darf sagen: „Was Graf Robilant als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten von England erlangt hat, ist mehr, als irgendein Kabinet hoffen konnte. Unsere Stellung ist, zu Land und zu See, jetzt völlig gesichert." Vier Jahre danach singt Rudini die selbe Hymne. „Italiens Lebensinteresse ist mit dem Englands identisch und ich sehe nirgends eine Frage, die in Rom anders als in London beantwortet werden könnte." Nirgends? Als Baron Blanc in der römischen Kammer die Solidarität Englands und Italiens gerühmt hat, wird ihm aus der Foreign Office abgewinkt und den Italienern die Möglichkeit des Vormarsches in den Sudan gesperrt. Nach der Niederlage bei Adua und dem Frieden von Adis-Abeba will Italien sich in Tripolitanien und der Kyrenaika entschädigen; stößt aber auf britischen Widerstand. Herr Delcassé ist seit einem Jahr Minister: und sieht seinen Herzenswunsch schon erfüllt. Das gute Verhältniß zu England ist, trotz Faschoda, wiederhergestellt und das Hinterland von Tripolis der französischen Einflußsphäre zuerkannt. Italien soll spüren, daß es zwar im Dreibund bleiben, doch die Hemmung britischer Politik nicht einmal durch schweigende Duldung erleichtern dürfe. Zwei Kreuzer müssen vor Tripolis, Bomba und Tobruk Britaniens Flagge zeigen und die Herren der Consulta an die Thatsache mahnen, daß die Wilajets, in die, zweimal in jedem Monat, die vom Staat unterstützte Rubattino-Gesellschaft Missionare, Händler und Bauern hinüberführt und in denen Italien schon eine Postanstalt hat, noch dem Osmanenreich angehören. Januar 1902. König Eduard hat zwischen Paris und Rom die Fäden fester geknüpft. Auf Montecitorio ruft, in der letzten Maiwoche, Minister Prinetti: „Der Dreibund ist fern von jedem Gedanken an einen Angriff auf Frankreich; wird auch nicht etwa durch eine Militärkonvention ergänzt. Da er die Ruhe und die Sicherheit der Republik nicht im Geringsten bedroht, kann er auch unser herzliches Verhältniß zu der lateinischen Schwester nicht trüben." Am dritten Juli antwortet im Palais Bourbon der liebe Kollege Delcassé: „In keinem Fall und unter

keinen Umständen kann Italien, als Gehilfe oder Werkzeug, zu einem Angriff auf unser Land mitwirken". Ist Italien aber nicht mehr Frankreichs Feind, dann braucht Britania ihm nicht länger eine finstere Miene zu zeigen. Auf dem Weg in die Entente Cordiale wird zuerst von Frankreich, später von England das Vorrecht Italiens auf Tripolitanien und die Kyrenaika anerkannt. Grenznachbar Egyptens oder Tunesiens? Nein. „Die Souverainetät des Sultans darf nicht geschmälert werden." Wir kennen die Melodie. Der Sultan sitzt in einem mit allem Orientalenkomfort ausgestatteten Käfig; Frankreich ist Herr in Marokko; und England erzöge sich in Arabien gern einen neuen Khalifen. Wäre längeres Zaudern nicht fast Landesverrath? Aehrenthal, der auf dem Westbalkan Ruhe haben will, hat nicht abgerathen. Zum Schrei wird das Raunen: „Wir müssen nach Tripolis!" Und die Röthesten schreien mit.

In den zehnten Monat schleppt sich nun der Krieg. Hundertzwanzigtausend Italiener kämpfen gegen zehntausend Eingeborene, Araber und Türken, von denen kaum sechstausend mit guten Gewehren bewaffnet sind. Kämpfen? Sie vermeiden jede Feldschlacht, schicken nie starke Abtheilungen ins Innere vor, haben bis heute noch nicht versucht, das feindliche Lager zu zerstören; sie beschränken sich auf Scharmützel und lassen die Zeit für sich wirken. Nicht sehr heroisch; aber vernünftig. Das Heer bleibt unter dem Schutz der Kriegsschiffe und kann nicht irgendwo in einen Hinterhalt fallen. Der Plan, eine Küstenbahn zu bauen, der ein Elektrizitätwerk den Strom zu liefern hätte, scheint fürs Erste aufgegeben zu sein; und im Wüstensand käme Mann und Roß nicht weit. Die wichtigsten Häfen sind besetzt, ein paar Türkeninseln als Pfänder in Verwahrung genommen. Jetzt, denkt der Generalstab, ist Geduld nützlicher als Kühnheit. Sieg oder Niederlage der Italiener: jeder laute Widerhall fördert die Werberarbeit der Senussi, die gegen den Feind, den Christen, die Gesammtmacht der islamischen Stämme zusammenballen möchten. Noch fehlt ihrem Ruf das rechte Echo. Noch ist die Trägheit nicht abeschüttelt. Nur eitle Thorheit kann rathen, diesen Schlummer zu stören. Das verheißene Wunderwerk türkischer Wehrkraft ist nicht Ereigniß geworden. Die Mannschaft empfängt pünktlich Nahrung und Sold. Die Offiziere werden mit Versprechungen gemästet und haben mit Leuten zu thun, die weder für den Wehr-

dienst gedrillt noch in Ausdauer gewöhnt worden sind. Mit tapferen Kerlen, die ihr Leben wie einen welken Dattelzweig hinwerfen, doch früh erlahmen, wenn der Krieg nicht Glanz und Gewinn beschert. Das schaart sich und läuft wieder auseinander. Schwört heute, auch nach einem in Konstantinopel beschlossenen Waffenstillstand weiterzufechten: und hat morgen, wenn ein Feiertag, eine Privatfehde, ein heißes Mädchen lockt, das Gelübde vergessen. Wer wähnt denn, ein libyscher Krieg sei wie einer gegen Franzosen oder Japs zu führen? Italien hat, ohne allzu schwere Opfer, Beträchtliches erreicht. Der Nimbus der Jungen Türkei ist (nur bei ihren Pensionären noch nicht) verblaßt, der Zorn der albanischen Offiziere hat den Kriegsminister Mahmud Schewket Pascha weggefegt und Kiamil, Englands zuverlässigster Lehnsmann, ist, sobald ers sein will, wieder Großwesir. Räth nüchterne Vernunft da nicht, dem Wagniß einer Schlacht auszubiegen? In thatlosem Lungern erschlafft auch der Italiener (dessen Lager die schlimmsten Seuchen umschleichen); aber lange kanns ja nicht mehr währen. Daß die Wilajets dem Osmanenreich verloren sind, weiß in Stambul der räudigste Bettler; und der (einstweilen noch geduldete) Großwesir winselt nach „annehmbaren Friedensbedingungen". Das Gesicht soll gewahrt, das Khalifat vor unheilbarem Schaden geschützt werden.

„Kann das Khalifat aus dem Westen importirte Latwergen vertragen? Aus Schlössern und Ministerien fliegen Glückwünsche ans Goldene Horn, wo ein Sultan von meuternden Truppen entthront, ein neuer aus dem Prunkkerker auf den Khalifensitz geholt worden ist. Unzufriedene Offiziere sind die Faust, Journalisten das Hirn des neuen Türkensystems. Journalisten, die Jahre lang in London, Paris, Brüssel gefaulenzt oder Aufruhrblätter redigirt, Keir Hardie, Jaurès, Vandervelde als die representative men edelster Menschlichkeit angestaunt haben und froh waren, wenn ein reicher Mann aus Albaner- oder Syrerland sie an seiner Tafel sättigte. Die regiren heute Bajesids und Suleimans Reich. Humaner als Abd ul Hamid? Weniger grausam? Nein. An Wahlschwindel, Sprengeltyrannis und Korruption aller Art haben sie in kurzer Herrschaftzeit das Menschen Mögliche geleistet; und der Aasdunst der von ihnen Gehenkten, Gemetzelten stinkt zur Mondsichel hinauf. Aber sie haben, wie alle Jakobinerenkel, die Oeffentliche Meinung für sich. Und in der Heimath noch die hungernde

Hoffnung aller bisher Unbefriedigten. Wird dem türkischen Offizier und Beamten fortan der (viel zu hoch normirte) Sold, von dem er stets nur ein Viertel, höchstens ein Drittel erhielt, vom Staat voll und pünktlich ausgezahlt werden? Darauf rechnet er, fragt nicht, woher das Geld kommen solle, und preist jubelnd drum die Rebellen. Wird der Türke, der im europäischen Theil des Reichsrestes nicht die Mehrheitgewähr hat, wird der Mohammedaner, der in dem Christen immer einen unreinen, starken und deshalb gefährlichen Feind, in dem Juden gar einen schmutzigen, tückischen Sklaven sah, sich, weil die regirenden Redakteure so heischen, entschließen, Christen und Juden in das Besitzrecht zuzulassen, in dem er so lange allein gewohnt hat? Ihrem Glauben, ihrer Sitte, ihrem nationalen und politischen Anspruch die selbe Raumweite zu gönnen wie den vom Prophetenmantel Gewärmten? Das ist die Hauptfrage. Europa sollte mit der Antwort vorsichtig warten. Mohammed und Robespierre, Koran und Contrat Social: Das giebt keinen Reim. Daß die flinke Modernisirung des Khalifates, einer hochmüthig abgeschlossenen Glaubensgenossenschaft, auf die Dauer haltbar sein werde, ist mindestens unwahrscheinlich. Revolution und Reaktion werden mit einander abwechseln und das Reich so zerrütten, daß der Angstruf nach einer Militärdiktatur den Schwatz der Bohemepolitiker übertönen wird. Dem Deutschen Reich könnte die Demokratisirung des Osmanenreiches eben so wenig nützen wie die ungezügelte Selbstherrlichkeit des Reussenvolkes." Als diese Sätze hier veröffentlicht wurden, gefielen sie kaum Einem vom Dutzend. Die Freiheit hatte ja gesiegt; morgen (wartet nur!) duftet von Ost her der holdeste Lenz. Jetzt sieht, nach drei Jahren, unter der Julisonne das Bild herbstlich aus. Mahmut Schewket, dessen unermeßliche Lebensleistung (an der Spitze einer bis in die letzte Minute vom Führer listig getäuschten Truppe hat er den schlotternden Großherrn entthront und ins Verließ geriegelt) höchsten Heldenruhmes würdig sein sollte, wird von tausend Kameraden verflucht und bespien. Ein anderer Heros, Enver Bey, dessen heraklische Tagwerke mit so rastloser Emsigkeit ausposaunt wurden, daß man hinter dem Gedröhn nicht eine Person, sondern eine G. m. b. H. vermuthen durfte, wird der Konspiration mit England beschuldigt, dem er Arabien ausliefern wolle. Während des Feindes Heer die afrikanischen Wilajets, des Fein-

des Flotte die Inseln des Türkenreiches bedroht, rügt das Offiziercorps die Sünden der Regirung und zwingt sie, vor Aller Augen sich selbst zu zerstücken. Am sechsten August 1910 sprach Talaat Bey, als Minister des Inneren, in Saloniki: „Unsere wichtigste Pflicht ist, den Jungtürken die Macht zu erhalten. Diese Pflicht können und werden wir erfüllen. Unser Regime hat sich die Achtung aller europäischen Staaten erworben. Da wir, neben den Sympathien, die uns von allen Seiten ausgedrückt werden, einen festen Stützpunkt brauchen, sind wir genöthigt, uns in ein intimes Verhältniß zu dem allmächtigen Dreibund einzulassen und besonders die Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn und mit Deutschland zu pflegen, das uns seine Kraft und sein Wohlwollen so oft bewiesen hat. Ich bin hierher geeilt, um Ihnen, den Mitgliedern des Ausschusses für Einheit und Fortschritt, zu sagen, daß keine Gefahr uns droht und daß wir getrost sein dürfen, wenn die Festigung unserer Organisation gelingt." Das klingt heute schon wie ein Märchen aus uralter Zeit. Die Offizierklubs haben die Jungtürken besiegt, die Streber und Profitjäger angeprangert. Und der Dreibund wird wie ein kraftloser Götze geprügelt.

„Oesterreich hat Bosnien und die Herzegowina genommen, Deutschland den Franzosen Marokko verschafft, Italien die letzten afrikanischen Provinzen annektirt. Diese Bescherung haben wir dem Dreibund zu danken. Hat Baron Marschall, der doch unser Freund sein wollte, nicht immer, im selben Ton untrüglicher Zuversicht wie die Freimaurer aus Rom und Turin, betheuert, daß Italien sich mit Handelsprivilegien begnügen werde und nicht an Eroberung denke? Uns nicht gerathen, den Gouverneur, weil die Italiener ihn haßten, abzurufen und seinen Posten fürs Erste nicht wieder zu besetzen? Er ist mitschuldig daran, daß wir drüben nicht, wie unter Abd ul Hamid, zwanzigtausend, sondern kaum dreitausend Mann hatten; daß die Rekrutirung, trotz den Wünschen der Tripolitaner, nicht durch ein Reichsgesetz gesichert worden war; daß dem Wilajet das gebietende Oberhaupt fehlte. Alles wäre anders gekommen, wenn man in Rom gewußt hätte, daß hinter der dem Schiffsgeschütz erreichbaren Küstenlinie eine starke Kerntruppe den Feind erwarte. Der Botschafter des Deutschen Kaisers mag ehrlich gewesen sein. Wir konnten ihm den Irrthum niemals verzeihen; deshalb wars höchste Zeit, daß er

ging. Schewket, der ihm damals noch blind vertraute, in der Betriebsamkeit des alten Herrn den Beweis guten Willens sah und als Kriegsminister für Handeln und Unterlassen verantwortlich war, konnte ihn nicht lange überleben. Einmal nur war sein Blick nicht geblendet: als er, im vorigen Herbst, nach Berlin schrieb, das Deutsche Reich solle sich von Italien trennen und, wenn es in Konstantinopel nicht so machtlos werden wolle wie in Fez, der Türkei aus der Klemme helfen. Bald aber ließ er sich ins Netz schöner Worte einspinnen und meinte, Italien werde in Tripolis die selbe Enttäuschung erleben wie einst in Abessinien. Er ist nicht aus dem Stoff, der die Staatsmänner liefert. Sein Versuch, durch einen Armeebefehl, der allen dem Heer Angehörigen den Eintritt in politische Vereine wehrte, die Offiziere dem Klub für Einheit und Fortschritt zu entfremden, wurde verlacht und tiefte schließlich nur die zwischen Militär und Civil entstandene Kluft. Djavid Bey, den er als einen dem Islam zugelaufenen levantinischen Juden verachtet, hatte ihn früh durchschaut und sich, mit seinem Freund Talaat, an Mahmud Muktar gehalten, der jetzt Schewkets Nachfolger geworden ist. Leider zu spät. Was soll nun werden? Der Großwesir Said Pascha scheut jede Verantwortlichkeit und ließe am Liebsten einer Konferenz die Pflicht, den Kriegszustand zu enden; dann könnte er stöhnen, gegen die Uebermacht Europas sei kein Widerstand möglich gewesen, und seine Zukunft retten. Ob ihm für solches Spiel aber Zeit bleibt? Die zitternde Hand Kiamils kann ihn stürzen. Der ist Englands Mann. Und die Meinung Englands, das uns mehr als irgendein anderes Land zu schaden vermag, muß uns wichtiger sein als die Freundschaftphrase der Leute, die nur ihr Interesse bedenken und keinen Finger für uns rühren. Der Britenbotschafter erzählt, Marschall habe sich vor seiner Abreise verpflichtet, in Berlin und in London für einen Friedensschluß zu wirken, der uns Benghasi zurückgebe und die Möglichkeit lasse, die Hafenstadt zur Zufluchtstätte der tripolitanischen Mohammedaner zu machen. Das wäre immerhin Etwas; und könnte, wenn die Fortdauer des Khalifates feierlich verkündet wird, den Patriotenschmerz lindern. Eine günstigere Lösung ist ja nicht zu erhoffen. Deshalb der Aerger über Enver, der die Araber aufhetzt. Die Nation fängt zu vergleichen an, merkt, daß in der ganzen Regirungzeit Abds ul Hamid das Reich nicht so einge-

schrumpft ist wie unter der Scheinherrschaft Mohammeds des Fünften, und fragt murrend, welche Frucht ihr der Sommer von 1909 getragen habe. Wir müssen zu leidlichem Ende kommen, ehe die Ungeduld den Fanatismus der Masse wider uns waffnet."

So ist die Stimmung. Das hat die feige Thorheit erwirkt, die weder den Türkenbesitz schirmen noch den Italienern einen starken Vorstoß ins Herz des Gegners erlauben wollte. Wann herrscht in einer Kanzlei Europens wieder ein Schöpfergeist, der erkannt hat, daß der Islam in unserem Erdtheil nicht heimisch werden, den reichsten Boden nur verwüsten kann und daß die Stunde schlug, die ihn nach Asien zurückruft? Dort gedeiht er; wird er auch bündnißfähig. Jeder Versuch, die alte Schale der Glaubensgemeinschaft zu sprengen und in der Mummenschanz europäischer Gesittung mitzuhüpfen, mehrt ihm nur die Lebensgefahr. Einst hat er von Niederösterreich bis an die Ukraine, von Budapest bis nach Cerigo dem ganzen Südosten Europas sein hartes Joch aufgezwungen. Wenn das Türkenreich hinter Gallipoli beginnt, können die im letzten Halbjahrhundert erwachsenen Großmächte sich endgiltig einrichten; können auch Oesterreichs und Rußlands gerechte Wünsche Erfüllung finden. Sonst? Der kranke Mann am Bosporus stirbt langsam. Und sein Bett umstehen die Zaghaften, die niemals den Muth zu eigenem Denken in ihr Hirn dringen ließen, und greinen: „Wahrt, um des lieben Friedens willen, den status quo! Weh Jedem, der die Unabhängigkeit, Unantastbarkeit der Türkei bedroht! Nur sie sichert dem Händlereden die Ruhe."

## Quantilla prudentia!

„Seht Ihr? War der Rath, den ich am sechsten Juli vom Stapel ließ, nun nicht gut? Familienbesuch ohne Abstecher ins Hochpolitische; Familientradition hat den Brauch solcher Zusammenkünfte überliefert; keinerlei neue Vereinbarung im Werk. Das war mein Rezept. Die Staatsapotheke hat prompt gearbeitet. ‚Es konnte sich weder um neue Abmachungen handeln, da hierzu ein besonderer Anlaß nicht vorlag, noch auch darum, irgendwelche Aenderungen in der Gruppirung der europäischen Mächte herbeizuführen, deren Werth für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes und des Friedens sich bereits erprobt hat.' Offiziell. ‚In dem Geist, wie sie geplant war, ist die Kaiserzusammenkunft in Baltisch-Port

verlaufen. Schöne Tage eines ungetrübten Beisammenseins, die in herzlichem, verwandtschaftlichem Verkehr zwischen den Mitgliedern der beiden Herrscherhäuser verliefen. Ueberraschungen sollten dabei nicht vorbereitet werden.' Offiziös. Pends-toi, Bulow, tu n'as pas trouvé cela! Sonst gings viel höher her; von Danzig bis nach Wiesbaden und von Björkö bis nach Potsdam. Das Verwandtschaftliche und persönlich Herzliche (poor Nika!) wurde, weils mal so Sitte ist, erwähnt; zwinkernd aber auch Hochpolitisches angedeutet. Daraus wurde, natürlich, nichts. Der Selbstherrscher aller Reussen schickte einen Getreuen nach Paris oder fuhr selbst hin. ‚Deutschland? Mein Gott: Verwandtschaft. Und die Leute sind stets so nett. Aber zwischen uns bleibt Alles beim Alten.' Eduards Juliplaisir. Als der Dicke den letzten Stich gemacht hat, wagt der von einem dürstenden (diesmal nach Prestige) Balkandiplomaten aufgekitzelte Theobaldus ein Spielchen. Potsdam! Das wird zum Begriff. Das klingt wie Belle-Alliance oder Sedan. Alle Puppen tanzen. ‚Auf keinem Gebiet eine Meinungverschiedenheit. Beide Regirungen sind entschlossen, sich in keinerlei Kombination einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnte.' Donnerwetter! Ist der Assekuranzvertrag, den der militärische Bethmann zu komplizirt fand, erneut, in London und Paris die Russenfreundschaft gekündigt worden? Sicher. Mit Kleinigkeiten giebt sich ein Kanzler nicht ab. Also: neuste Aera. Bis wir nach Agadir taumeln, der Perservertrag, ein putziges Mäuslein, sich den kreißenden Bergen entbindet, Herr Sasanow der Erdfeste künden läßt, daß jede Fährniß ihn an Frankreichs Seite sehen werde, und Europa wieder das Lachen lernt. Die alte Tante hatte ohne Grund für ihr Nachmittagsschläfchen gezittert.

Diesmal? Der Anblick stimmt noch lustiger. Die liebe Menschheit ist (nur ihr zum Heil, versteht sich) so oft und so wacker belogen worden, daß sie, unter allen Umständen, was ihr, offiziell oder offiziös, erzählt wird, für Schwindel hält. Verwandtenbesuch? Das bindet Dümmeren auf die Nase. Keine neue Abmachung (so schreiben wir), kein Streben nach Ueberraschung? Schöne Maske, ich kenne Dich! Da müssen tolle Sachen verabredet worden sein. Deshalb waren die Franzosen auch schon im Juni so nervös. (In ein paar Blättchen war den Fanfaren unserer Winkelpresse ein Bischen heftig geantwortet worden. Die Größeren blieben still

und die Größten hatten von der geehrten Lippe der Poincaré und Delcassé, Iswolskij und Tittoni die Gewißheit erlauscht, daß sich in dem Esthenneſt nichts Beträchtliches ereignen werde.) Was? Erstens: Schlichtung des turko-italischen Zwistes. Zweitens: Wiederherstellung des Drei-Kaiser-Bundes. Marianne ächzt über Seitenstiche und Britania muß (Montag!) ein frisches Unterhöschen aus dem Wäscheschrank nehmen. Dabei war das Drum und Dran ganz wie in jedem Sommer. Zuerst wurde wieder ein Prominenter (diesmal der Ministerpräsident) aus Paris nach Petersburg eingeladen; vier bis fünf Wochen nach S. M. fällig. Dann mußte Nikolai Alexandrowitsch den Botschafter der Republik empfangen und ihn bitten, an die Seine zu melden, daß nicht der winzigste Treubruch zu fürchten sei. Thut nichts: Alles ‚Falle'. Nur, weil abgewiegelt und der Staatswagen aufs Familiengleis geschoben worden ist. Der brave Bürger (und der noch bravere Dutzendredakteur) stellt sich solche Sache so würdig wie simpel vor. Nach den Salutschüssen, dem Monarchenkuß (mit Gethsemanesauce) und der Ministerberiechung wird die Erdkarte (selbst Kiderlen hat jetzt eine) auf den Kajütentisch gelegt: und nun gehts los. ‚Ihr fordert die Meerengenöffnung? Hm . .' (Das darf nicht fehlen.) Bethmann strahlt und Kokowzew pfaucht. Oder Bethmann pfaucht und Kokowzew strahlt. Dann aber nicht lange. Einer nur führt, von Amtes wegen, für uns das Wort; gegen Vier Einer. Doch ein Löwe. Und die Pausen im Kampfspiel werden von den Kaisern mit Hermelinreden ausgefüllt. Wers je erlebt hat, lacht sich einen Ast vom Stamm solches Kindertraumlandes herunter. ‚Niemals werde ich dulden, daß vor der Kriegserklärung ein Schuß fällt. So mag die Tücke der gelben Rasse handeln; nicht ein gläubiger Christ, der die Krone von Gottes Gnade hat.' ‚Dann müßte die deutsche Handelsflotte, die westlich vom Aermelkanal dampft, sich aber höllisch sputen; wenn sie nicht schnell genug in neutrale Häfen unterschlüpft, ist sie verloren. Auf die Kriegsmarine darf sie nicht hoffen. Deren Aktion bleibt, ohne Kohlenstation und armirten Hafen, von den Ufern der Ost- und der Nordsee beschränkt'. ‚Nach unerforschlichem Rathschluß mag die Vorsehung walten.' Die gemeine Wirklichkeit ist anders. Irgendein Kleinkram wird erledigt. Der Rest ist Konversation. Die Verwandtschaft; Kinder und Kindeskinder. Jagd. Militär. Hofklatsch. Flotte. Noch einmal Jagd. Klagen über dumme, faule, schlecht angezogene Diener. Die-

ser hat zu lange Arme und jener einen fauligen Mundgeruch. Mahlzeit. Musik. Kinematograph. Parade. Warum der Eine nur Apfelwein, der Andere nur Orangensaft trinkt. Hat Cécile nicht gottorpische Augen? Fabelhaft, wie der alte Herr in Wien sich hält! Neulich . . . Livadia und Korfu. Die Welt wird nicht vertheilt. Jeder schmeckt sogleich, was der allergroßmächtigste Freund auf der Pfanne hat. Mißklang muß vermieden werden. Schließlich will man sich auch amusiren. Daß es gelingt, daß der Allerhöchste und seine Kanzler den Fremden gefallen, scheint dem Philister das unbegreiflichste Wunder. Mir nicht. Der Kaiser kann (namentlich, wenn ers nicht will) ungemein charmant sein. Er ist das Oberhaupt des stärksten Reiches. Macht eine weite Reise, um den Zaren am Finenbusen aufzusuchen. Bringt ihm seine beste Laune, Geschichten, Geschenke, Belustigung mit. Und will nichts von ihm. Nicht das Allergeringste. Hauptsache, messieurs! Käme er mit lästiger Zumuthung, mit einem aufrüttelnden Plan, sein Nahen könnte erschrecken. Doch er bringt nur; denkt nicht an Nehmen. Zeigt sich auch nicht dadurch geärgert, daß zuvor Franzosen und Briten zugetuschelt ward: ‚Keine Angst! Ihr seid mir doch die Liebsten!‘ Er hat nie eine Verlegenheit Rußlands ausgenützt, ihm nach Persien geholfen und den Ton nicht um die kleinste Schwingung herabgestimmt, als er in jedem Engpaß den Herrn Vetter bei den Gegnern deutscher Macht traf. Muß ein in Glanz und Wehr so Bescheidener nicht willkommen sein? Und warum, Kinderchen, soll unser Theobald nicht auch draußen alle Herzen gewinnen? Ein guter Mensch, sittlich fast vollkommen, hat sogar was gelernt, spricht wie ein in Prachtband gekleidetes Buch; und will auch nichts. Auf dem weiten Rund der Erde: nichts. Ruhe, Ordnung, Weltfrieden; Wahrung der Religion (duldsamer) und der Autorität (milder, Jungen!); das Huhn im Topf und den Wahlzettel in der Hand des Kulturträgers, der fleißig Kinder zeugt und sich schämt, mit einer Knipsbüchse den Staat um die Zündholzsteuer zu prellen. Viel angenehmer als ein Bismarck oder nur ein Schwarzenberg. Davon sollten kleine Leute aus dem russischen Tshin, die der Hochadel lange kaum mit der Wimper gegrüßt hat, nicht entzückt sein? Ich verstehe die Welt der Schwarzkünstler nicht mehr. Freue mich aber, daß sie auf jeden Leimstengel kriechen und immer wieder die ‚völlige Uebereinstimmung‘ mit Artikeln besabbern.

Erst wenn der Magen mit Makronen überladen ist, werden

sie eklig. Wie Edward Grey behandelt wurde: ein Schauspiel für Götter. Der Mann hat nichts Genialisches, doch den Stil, die Allure der besten Britenzeit; und dem Kenner ists eine Gourmetlust, die Reden dieses letzten Diplomaten, wie den Duft leckerer Speise, mit allen Sinnen zu schlürfen. Nicht ein Wort zu viel, keins zu wenig; nie feig, immer höflich. Diesmal (da wir ziemlich im Reinen sind) beinahe herzlich. Doch der Herr Redakteur vom Mottenburger Tageblatt oder vom Niederkyritzer Anzeiger streift die Aermel bis an den Ellbogen auf. Nun soll es an ein Schädelspalten! Kein Inhalt; leere Phrasen; fühlbar nur Englands Verlegenheit; die Leute wissen nicht mehr aus noch ein; im Mittelmeer wehrlos, in der Nordsee von Angst verwirrt; Baltisch-Port hat ihnen den Rest gegeben. Warum sind denn gerade bei uns von zwölf Schreibern mindestens acht so subaltern? Warum wissen sie niemals, was die Glocke geschlagen hat? Muley Hassan selbst weiß keine Antwort. Den Russen, die uns für absehbare Zeit nichts anthun können und deren Gewimmel uns ewig, wie der Faule den Fleißigen, hassen wird, setzen sie in breiten Waschschüsseln Schlagsahne vor. Den Briten? Was Anderes. Neue Kähne bauen: der letzte Schluß patriotischer Weisheit. Diese Zeitgenossen lieben ihr Vaterland doch; ists denn unter unserem Himmel unmöglich, sie so zu informiren, daß die Schaukel nicht bis in die Wipfel des Unsinns schwingt? Das müßte in zehn Bierminuten zu erreichen sein. Paragraph Eins: Das Deutsche Reich hat seine Kraftwurzeln in festem Boden, ist nur auf diesem Boden tötlich zu treffen und müßte auch einen Streit mit England schließlich auf dem Kontinent ausfechten. Dieser Streit kann vermieden, die Eintracht der Germanenvormächte gesichert werden. Wir sind fast am Ziel. Wer Ohren hat, mußte es aus den Reden der Herren Grey und Lloyd George heraus hören. Weil die Russen den Frieden als besiegelt ansehen, sind sie artiger als je seit San Stefano. Weil die Franzosen via Bertie erfahren haben, wie der Hase läuft, und nicht zu spät kommen möchten, schicken sie Journalparlamentäre nach Berlin, die, trotz Agadir und Millerands Militärmusik, erkunden sollen, ob die Verständigung noch gewünscht werde. Und Euch ist wie in dem kalten Lenz, der dem australischen Premierminister Fisher aus London die Botschaft brachte, der Ausbruch des anglo-deutschen Krieges sei jeden Tag zu erwarten. Eure Macht zum Guten ist klein. Aber Ihr könnt Alles verderben."

# Englische Zustände.

Von den Parlaments- und Wahlreden des Schatzkanzlers Lloyd George, die unter dem Titel „Bessere Zeiten" bei Eugen Diederichs in Jena deutsch erschienen sind, kann man mit gutem Gewissen sagen: Solche Ministerreden sind noch nicht dagewesen. Die Sensation wird von unserer nach Sensation lüsternen Presse nicht verwerthet, weil unsere Parteien, jede aus einem anderen Grunde, die Wahrheit über England nicht sagen mögen; so sei denn wieder einmal an dieser Stelle der Katze die Schelle angehängt.

Lloyd George bestätigt durchaus das Bild, das ich vom Zustand Englands bei verschiedenen Gelegenheiten, ausführlich in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus", entworfen habe. Wie dieser Zustand geworden ist, erzählt er freilich nicht, aber er streift wenigstens zwei der Entstehungursachen: den Raub am Gemeindeland durch Einhegungen im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert und das clearing of estates, besonders in Schottland (Vertreibung der Pächter und Abbruch ihrer Hütten zur Schaffung von Jagdgründen, in denen das Wild nicht durch Menschen gestört wird) im neunzehnten. Desto gründlicher wird das Endergebniß dargestellt und gegeißelt: Sieben Prozent der Bevölkerung Lumpenproletariat, dreißig Prozent mühsam am Rande des Sumpfes sich haltend; der Boden Englands Eigenthum von zehntausend Familien, von denen ein Viertel zwei Drittel besitzt. Und nun die Art, wie dieser ungeheure Besitz verwaltet und genützt wird! Der landwirthschaftliche Boden wird von Pächtern bebaut, die in Folge ungünstiger Pachtverträge oder weil sie nicht sicher sind, daß sie die Frucht ihrer Verbesserungen und Kapitalaufwendungen ihr Leben lang genießen und ihren Kindern vererben werden, nicht intensiv genug wirthschaften. (Hier vergißt Lloyd George den mildernden Umstand zu erwähnen, daß viele Landlords beim Sinken der Getreidepreise durch Erlaß eines Theils des Pachtzinses, mitunter sogar des ganzen, ihre Pächter über Wasser gehalten haben, bis sie sich durch Uebergang zur Viehzucht der veränderten Lage angepaßt hatten. Den Grundbesitzern legte diese ihre Großmuth keine Entbehrung auf, weil sie der steigende städtische Bodenzins reichlich entschädigte.). Da die bedrängten Pächter nur schlechte Löhne zahlen können, wandern die Landarbeiter in die Städte, Industriebezirke und Bergwerke ab; große Flächen des kleinen Landes liegen wüst, abgesehen davon, daß die Parks der Lords übermäßig viel Raum einnehmen. Der Werth des landwirthschaftlichen Bodens sinkt, während der des städtischen enorm steigt.

In den Städten wird die vom Land vertriebene Bevölkerung auf den engsten Raum zusammengedrängt, weil die Landlords, die mit verschwenderischer Hand Hunderte von Quadratmeilen an Rebhühner, Hasen, Hirsche und Füchse verschenken (der ländliche Boden wird, namentlich in Schottland, blos noch als Vergnügungfond behandelt) den städtischen Boden nur zu Radiumpreisen abgeben. In der Schilderung dieses Bodenwuchers nun liegt das Eigenartige der Reden. Im Ton unserer Scheidemänner spricht der englische Minister von den vornehmen Faulenzern, die sich nicht einmal die Mühe geben, ihr Einkommen selbst einzunehmen, sondern auch dieses Geschäft von einer Abtheilung ihres Dienertrosses besorgen lassen. Er erzählt böse Anekdoten und nennt deren Helden, so die Herzöge von Northumberland und Westminster, mit Namen. Jener hat sich für den Morgen eines werthlosen Terrains, das für einen Schulbau erbeten wurde, 18 000 Mark geben lassen, Dieser einem tüchtigen Geschäftsmann, Gorringe, den auf ein paar Hundert Pfund lautenden Miethkontrakt nur unter der Bedingung erneuert, daß nach des Herzogs Anweisungen Neubauten aufgeführt würden, die 50 000 Pfund kosteten, und daß der Mann 4000 Pfund Pacht zahle. Wenn es Raub und Konfiskation sein soll, apostrophirt der Minister seine Zuhörer, daß wir von dem Herzog ein Scherflein für Staatsnothwendigkeiten fordern, wie wollen Sie es nennen, daß dieser selbe Herzog Herrn Gorringe neun Zehntel seines mit ehrlicher Arbeit verdienten Einkommens nimmt? (Bei dieser Gelegenheit hätte Lloyd George angeben können, wie hoch das Einkommen des Herzogs von Westminster aus londoner Boden geschätzt wird; vor einigen Jahren wurde es einmal auf zwanzig Millionen Mark angegeben; die elendesten Slumviertel sollen ihm gehören, so daß also dieses Einkommen zum Theil von den Allerärmsten aufgebracht würde. Den Boden von ganz London schätzt Lloyd George auf 500 Millionen £, also zehn Milliarden Mark, die jährliche Werthsteigerung auf 10000000 £.) Ganz im Stil eines sozialdemokratischen Agitators ruft er: Wenige Hundert Schritte von hier schneidern abgearbeitete alte Frauen um einen Wochenlohn von 6 bis 7 Shilling, von dem sie 3½ Shilling auf Wohnungmiethe abgeben müssen, für Personen, die in einer müßigen Stunde für Vergnügen mehr ausgeben, als die Näherin in drei Jahren verdient. Die Zahl der vornehmen Müßiggänger sammt Familienmitgliedern und ihrem Anhang von Schmarotzern berechnet er auf zwei Millionen; Das seien nun noch dazu Leute, die die höchste Schulbildung genossen haben, also fürs Gemeinwohl Etwas leisten könnten. Zwölf solche Personen, meint er, könnten bequem 250000

Nothleidende ernähren. Was sein Budget besonders verhaßt mache, sei der neue Kataster, den er anlegen lasse und durch den herauskomme, wie viel die Herren einnehmen. Das Interessanteste an der Opposition gegen die Einschätzung sei, daß besonders über die Arbeit geklagt werde, welche sie verursache. Einen Mann der Unter- oder Mittelschicht koste die Ausfüllung des Fragebogens wenige Minuten, jene Herren aber behaupten, alle ihre Sekretäre und Inspektoren könnten in zwei Monaten damit nicht fertig werden. So ungeheuer sei ihr Besitz. Wenn man diesen Ueberreichen die Millionen gegenüberstelle, die gar nichts haben, so erklärten sich aus diesem Gegensatz zur Genüge „die Erdbeben, welche die Grundlage der Gesellschaft bedrohen". Von den 420000 Erwachsenen, die im Lauf eines Jahres sterben, hinterließen fünf Sechstel — nichts. Das sechste Sechstel hinterlasse 300000000 £, und von diesen falle die Hälfte auf noch nicht 2000 Personen (so daß also jede von ihnen im Durchschnitt über anderthalb Millionen Mark hinterläßt). „Verdanken Die etwa sämmtlich ihr Vermögen ihrem Fleiß, ihrer Arbeit, ihrer Enthaltsamkeit?" (Kinder und Gatten werden nach dem Budget von Lloyd George zur Erbschaftsteuer nur herangezogen, wenn die Nachlaßmasse 15000 £ übersteint. Hätte Bülow die Gatten- und Deszendentensteuer bei 300000 Mark anfangen lassen, statt bei 20000, so hätte kein Mensch dagegen zu mucken gewagt.) Und diese Leute nun, die enorme Summen arbeitlosen Einkommens bezögen, wollten zur Landesvertheidigung, zu einer Rente für die Invaliden der Arbeit keinen angemessenen Antheil beisteuern. Dreadnoughts könnten die Tories nicht genug bekommen, aber das Bezahlen wollten sie Anderen überlassen.

Und während (Das ist die härteste Anklage, die Lloyd George erhebt) die Landlords den städtischen Boden und den die Städte umgebenden den Wohnung Suchenden, den Kommunen für Schulen, Gas- und Wasserwerke und andere Zwecke des Gemeinwohls, auch den Eisenbahngesellschaften, zu Apothekerpreisen verkaufen oder verpachten, tragen sie zu den Kommunallasten keinen Pfennig bei. Diese Monstrosität wird mit vielen Beispielen illustrirt, von denen ich nur eins anführe. In Liverpool ziehen die drei Lords Derby, Sefton und Salisbury eine jährliche städtische Grundrente von zusammen 345000 £ „und nicht mit einem Penny dieser enormen Summe sind sie an den öffentlichen Lasten des Ortes betheiligt". Dem Geschäftsmann, der einen Erweiterungbau, einen Umbau dringend nothwendig hat, werden vom Landlord auf Grund des Vertrages die größten Schwierigkeiten bereitet. (Die landwirthschaftlichen Pachtkontrakte seien schlecht, aber der schlechteste

Farmerkontrakt sei immer noch besser als der beste der Erdrosselungverträge, die sich städtische Hausbesitzer und Miether gefallen lassen müßten.) Und noch mehr! Bekanntlich wird in England dem Manne, der ein Haus bauen will, der Boden für gewöhnlich nicht verkauft, sondern nur (im günstigsten Falle auf 99 Jahre) verpachtet. Ist die Pachtzeit abgelaufen, so fällt nicht allein das Grundstück an den Grundherrn zurück, sondern auch Alles, was darauf steht, fällt ihm zu, weshalb der Werth der vom Pächter errichteten Gebäude in dem Maße sinkt, wie das Ende der Pachtzeit naht. Darum hat Lloyd George in sein Budget außer der Grund- und Werthzuwachssteuer eine Rückfallsteuer aufgenommen für diesen Glück- und Heimfall, der den Grundherrn zum Besitzer von Häusern und anderen Gebäuden macht, die ihn keinen Pfennig kosten. Unter den Fällen, mit denen die Berechtigung dieser Steuer dargethan wird, ist einer, der zugleich die Wirkung des Bergregals beleuchtet. Wie die Oberfläche des Bodens, so gehört auch, was an Mineralschätzen darunter liegt, dem Landlord und wird dem Benutzer nicht verkauft, sondern verpachtet. Der Landlord ists gewöhnlich nicht, der schürft; ein Unternehmer ists, der sein Ingenium und sein Kapital in die Grube steckt, während die Lohnarbeiter ihre Muskelkraft liefern. Beide müssen dem Regalherrn zinsen, der durch den Bergwerksbetrieb Gelegenheit bekommt, auch die Oberfläche des Bodens höher als bisher zu verwerthen. Denn die Arbeiter, die der Betrieb herbeizieht, brauchen Wohnung; und für die Häuschen, die sie sich bauen, müssen sie dem Grundherrn Rente zahlen. „Das Rhonddathal in Südwales, das 1851 nur 1000 Einwohner zählte, hat heute 132000. Die Landlords ziehen 200000 £ vom Bergregal und 30000 £ an Bodenrente; die Grubenbesitzer zahlen 54000 £ Steuern, die Grundbesitzer keinen Groschen."

Nehmen wir hinzu, daß von der Bodenfläche der Vereinigten Königreiche nur 4 Prozent mit Wald bestanden sind, vom deutschen Boden beinahe 26 Prozent (258 Tausendstel; Lloyd George giebt den Bestand mit 27 Prozent etwas zu hoch an) und daß der Straßenbau vernachlässigt wird (eine Automobilsteuer und andere kleinere Steuern seines Budgets sollen dem Minister die Mittel verschaffen zur Verbesserung der Landstraßen, zur Aufforstung, zur Förderung der Landwirthschaft durch innere Kolonisation und durch landwirthschaftliche Unterrichtsanstalten), so müssen wir bekennen: solche Ungeheuerlichkeiten wären selbst im verrottetsten der deutschen Kleinstaaten des achtzehnten Jahrhunderts nicht möglich gewesen, geschweige denn in Preußen. Wo in Deutschland die Regenten nicht viel taugten, sorgten wenigstens die tüchtigen und

ehrlichen Kameralisten ihrer Regirungen für die Erhaltung der Volkskraft und der Bodenschätze. Die Adelsrepublik, die sich Lords und Gentry unter den jämmerlichen Georgen eingerichtet haben, sorgte nur für die äußere Machtstellung des Reiches und sicherte den Mitgliedern ihre Grundrente; alles Uebrige im Innern ließ sie laufen, wie es wollte. Dieses laisser faire, laisser aller gewährte Jedem, der Unternehmungsgeist, Kraft und Mittel hatte, die uneingeschränkte Freiheit, sich daheim auf Kosten des versklavten Lohnarbeiterstandes, in den Kolonien auf Kosten der Eingeborenen, in den europäischen Staaten auf Kosten der durch billige englische Waaren vernichteten eigenen Industrien zu bereichern, und da dieser Bereicherungprozeß die Maschinen- und Verkehrstechnik ausbildete, so hat er eine weltgeschichtliche Mission für die gesammte Menschheit erfüllt. Aber das englische Volk hat einen doppelten theuren Preis dafür gezahlt: bis dahin unerhörtes Elend eines großen Teils des Arbeiterstandes und die Zerstörung der natürlichen Grundlage jeder Volkswirthschaft, der bäuerlichen Landwirthschaft. Eine deutsche Zeitung nach der anderen rückt in der letzten Zeit endlich mit dem Geständniß heraus, daß durch das Zweite die Lage Englands prekär geworden und daß Dieses die Ursache der Nervosität der englischen Nation und der englischen Staatsmänner und ihres Dreadnoughtfiebers ist. England lehrt auch, daß Nationalreichthum und Volkswohl zwei verschiedene Dinge sind. Nicht die Engländer mit ihren Nabobs und ihren Lumpenproletariern sind ein glückliches Volk, sondern die Dänen sinds. Das kleine Dänemark mit seiner zum größten Theil bäuerlichen Bevölkerung, seinem gleichmäßig vertheilten Wohlstand, der fast gleich hohen Bildung aller Volksgenossen ist wahrscheinlich das glücklichste Land Europas.

So unerhört die Reden des leitenden englischen Ministers sind: auf seine Beschreibung der englischen Zustände können wir uns unbedingt verlassen, denn die kleinste Ungenauigkeit, jede falsche Angabe von Personen, Zahlen, Thatsachen, die er gewagt hätte, wäre vernichtend für ihn gewesen. Nicht im selben Grade zuverlässig ist er natürlich in der Deutung der Thatsachen und in Angaben über das Ausland. Zunächst hilft ihm der Parteijargon die Lage verdunkeln. Alles Vernünftige, was gegen die bestehende Unvernunft vorgebracht wird, alle Reformvorschläge, alle Menschen, die bessern wollen, nennt er „liberal“. Die heutige Liberale Partei Englands ist bekanntlich die alte Whigpartei; und die Wighfamilien waren genau solche Landlordfamilien wie die Toryfamilien. Als aber nach der ersten Parlamentsreform das moneyed interest

sich dem landed interest zugesellte und die Whigpartei verstärkte, wurde dadurch der sogenannte Liberalismus der erbittertste Feind der Arbeiterorganisationen und der Sozialgesetzgebung, die von dem menschenfreundlichen Aristokraten Shaftesbury, von frommen Professoren der aristokratischen Universitäten Oxford und Cambridge und von ein paar bibelgläubigen, darum für ihre Seelenheil zitternden Fabrikanten eingeleitet wurde. Lloyd George selbst gesteht, daß der heutige Liberalismus ein anderer sei als der alte; dieser habe die Unzufriedenheit des armen Volkes für seine eigenen Zwecke ausgenützt. Jetzt seien alle Menschen der drei Königreiche, die hart arbeiten, liberal, die Gegenpartei sei die Partei der Müßiggänger. Nicht verschiedene politische Prinzipien werden von den Parteien vertreten (den Prinzipien des politischen und des wirthschaftlichen Liberalismus hat die englische Gesetzgebung längst entsagt und das Mindestlohngesetz drückt das Siegel auf den Bruch mit der Vergangenheit), sondern verschiedene Gesellschaftschichten; auf der einen Seite stehen die Landlords, auf der anderen alle arbeitenden Berufstände, die Industriellen, die Kaufleute, die Lohnarbeiter. Ein Ideal des phantasievollen Ministers, an dessen Verwirklichung noch ziemlich viel fehlt. Die Liberalen halten den Unionisten zur Noth das Gleichgewicht und haben die entschiedene Mehrheit nur mit der ihnen nicht sehr bequemen Arbeiterpartei zusammen. Um einigermaßen zu imponiren, müssen sie auch noch die Iren auf ihrer Seite haben und das gefährliche Homerule betreiben, das von Gladstones liberaler Mehrheit die Unionisten abgesprengt und den sogenannten Konservativen verbunden hat. Wie es kommt, daß auch die zweite und die dritte Parlamentsreform an der Zusammensetzung des Unterhauses aus Land- und Geldaristokraten zunächst nichts geändert haben, ist uns von Hans von Nostitz und Sidney Low erklärt worden. Ein Mandat kostet den Inhaber sehr viel Geld; die Engländer sind eine ehrfürchtige Nation, welche die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten den geborenen Herrschern gern überläßt, und die Arbeiter haben sich gut gestanden bei der Praxis, das Zünglein an der Waage zu bilden, indem sie ihre Stimmen immer der von den beiden Parteien gaben, die ihnen am Meisten versprach. Ich habe als vierte Ursache das Analphabetenthum der Unterschicht hinzugefügt. Daß dieses im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts einigermaßen überwunden worden ist, hat wahrscheinlich nicht wenig dazu beigetragen, daß seit 1906 eine demokratische Welle entstehen und daß sogar eine ansehnliche Arbeiterpartei ins Unterhaus einziehen konnte. Eine eigene Presse haben übrigens die Arbeiter auch heute noch nicht. Wie es

früher bei den Wahlen zugegangen ist, davon erzählt Lloyd George auch Einiges. Die Pächter verkauften bei Abschluß des Pachtvertrages ihre Stimmen: der Pächter eines Tory hatte unweigerlich toryistisch, der eines Whig whigistisch zu wählen. Gegen diesen alten Brauch lehnten sich 1868 die Walliser auf, die keine ehrfürchtigen Angelsachsen, sondern hitzige und rebellische Kelten sind. Kündigungen waren die Folge; die widerspänstigen Pächter wurden an die Luft gesetzt. Aber Wales ist seitdem „liberal" geworden, wobei auch das Dissenterthum und der Haß gegen die Etablished Church mitgewirkt hat, die ja jetzt disestablished wird. Kirchliche und bürgerliche Gleichberechtigung erkämpfen (die also in England noch nicht vorhanden sind): Das ist eine der Parolen des Reformministers. A propos Wales: in einer zu Cardiff gehaltenen Wahlrede lobt Lloyd George das starke Nationalgefühl der Walliser. „Wenn Sie uns (die Liberalen) morgen allesammt aus dem Parlament hinauswerfen und durch Kandidaten der Independent Labour Party ersetzen, werden Diese, so weit sie wallisische Arbeiter sind, ihrem patriotischen Ideal genau so eifrig dienen wie irgendein Mitglied einer anderen Partei. Das liegt ihnen im Blut." Im rühmlichen Unterschied von den Iren, die ihre keltische Sprache aufgegeben haben (ohne dadurch Engländerfreunde geworden zu sein), seien die Walliser ihr treu geblieben. Man denke sich einen preußischen Minister polnischer Abstammung, der eine solche Rede in Posen hielte, und ermesse, wie weit der Alldeutsche Hasse danebengeschossen hat, der die preußische Polenpolitik mit der Unterscheidung von Nationalstaat und Nationalitätenstaat rechtfertigte und uns England als das Muster eines Nationalstaats anpries.

Die sozialen Zustände seines Landes malt Lloyd George so schwarz, wie sie sind; doch hat er auch Rosa auf seiner Palette. Das trägt er dick auf, wo es gilt, durch Vergleichung der britischen Industrie- und Handelsblüthe mit dem zurückgebliebenen Ausland die Schutzzöllnerei zu bekämpfen. Die unglücklichen Berliner müssen von Schwarzbrot und Pferdefleisch leben. (Bekanntlich haben seine Gegner mit Frohlocken konstatirt, daß Pumpernickel eine Delikatesse ist. Nebenbei bemerkt: die Nahrungmittelchemiker rechnen uns vor, um wie viel Weizenbrot nahrhafter sei als Roggenbrot. Ich glaube ihnen nicht, sondern halte es mit einem Freunde in Baden, der 1870 sagte: „Franzosen, die sich von fadem Weißbrot nähren, können es nimmermehr mit den kräftiges Schwarzbrot essenden Westfalen und Pommern aufnehmen.") Einmal lügt der Vertheidiger des Freihandels geradezu: er giebt den britischen Export auf 517, den deutschen auf 200 Millionen £ an. (Die richtigen

Zahlen für 1911 lauten: England 9268: Deutsches Reich 8101 Millionen Mark; der deutsche Export hat also den englischen beinahe eingeholt. Daß England und Deutschland die besten Kunden für einander sind, gesteht er gelegentlich, verschweigt aber, daß der englische Export nach Deutschland unter Schwankungen abnimmt, der deutsche nach England in der selben Weise wächst.) Und er wagt die großartige Unwahrheit: unter der Herrschaft des Freihandels sei England das reichste Land der Welt geworden. England ist das reichste Land geworden bei einem System von Schutzzöllen, Ausfuhrverboten, Unterdrückungmaßregeln (nicht einen Hufnagel sollten die nordamerikanischen Kolonisten selbst machen dürfen, alle Gewerbeerzeugnisse sollten sie aus dem Mutterland beziehen, und zwar auf englischen Schiffen; den Iren wurde der Heringsfang an ihrer eigenen Küste verboten), gegen das anzukämpfen, Adam Smith für aussichtlos hielt. Erst nachdem sie die Industrien, namentlich die Textilindustrien aller anderen Länder vernichtet hatten, ihre eigene Industrie also keines Schutzes mehr bedurfte, gingen die Engländer zum Freihandel über, den sie von da an allen Nationen predigten, wie der Fuchs den Gänsen die Freiheit der offenen Wiese predigt. Die anderen Nationen haben ja von uns erst das Geschäft erlernt, bemerkt Lloyd George einmal. Ganz richtig! Namentlich wir Deutschen haben, unter Friedrich Lists Anleitung, von den Engländern gelernt, wies gemacht wird. Uebrigens ist natürlich die Zollpolitik nur eine der Kräfte, die den Fortschritt oder Rückgang von Industrie und Handel bestimmen, und seit der Verbreitung der Maschinenindustrie über die ganze Kulturwelt keine ausschlaggebende mehr. Schmoller hat in seinem „Grundriß“ nachgewiesen, daß die Konjunktur ziemlich unabhängig von der Zollpolitik auf und ab schwankt.

Lloyd George ist im Recht, wenn er behauptet, daß sein Budget und seine gesammte Politik nicht sozialistisch, sondern ein Schutz vorm Sozialismus sei; aber „bessere Zeiten“ herbeizuführen, werden sich seine Maßregeln zu schwach erweisen. Die Riesenaufgabe, das Industrieproletariat in Bauern zurückzuverwandeln, wird er nicht lösen, das gesunde Gleichgewicht zwischen Urproduktion und Industrie, zwischen Menschenzahl und Bodenfläche nicht wiederherstellen, den Gegensatz zwischen Mammutreichthum und stinkendem Elend nicht aufheben. Dem Studium unserer Parlamentarier seien noch ganz besonders die beiden in die Sammlung aufgenommenen Unterhausreden empfohlen, aus denen man erkennt, wie souverain die leitenden Minister Englands dem Parlament gegenüberstehen und welche anständige Zurückhaltung die Opposition übt.

Neisse. Karl Jentsch.

# Tanzlied.

Tanze, tanze, mein Kind,
Dort, wo die Wiesen sind,
Wo aus den Nebeln die Elfen steigen
Und sich schlingen zum wirbelnden Reigen;
Nur tanze Du heißer als sie und behender,
Sonst ziehen herab Dich die feuchten Gewänder.
Luftig und leicht wie der Wind,
Tanze, tanze, mein Kind!

Tanze, tanze, mein Kind,
Dort, wo die Wasser sind,
Die rauschen und brausen, stäuben und sprühen
Und flimmernd im Sonnenstrahl aufwärtsziehen,
Die schleiernd über die Klippen gleiten,
Ein Schaumgespinnst Dir zu Füßen breiten.
Auf Spitzzehen, leis und gelind,
Tanze, tanze, mein Kind!

Tanze, tanze, mein Kind,
Dort, wo die Tannen sind,
Wo unter Felsen in Mittagsgluthen
Starr und schweigend die grünen Fluthen,
Wo dunkle Worte die Bäume rauschen.
Doch hüte Dich, dem Geheimniß zu lauschen,
Das leuchtend das Märchen dort spinnt.
Tanze, tanze, mein Kind!

Tanze, tanze, mein Kind,
Dort, wo die Sterne sind,
Wo durch die nächtlich schwarzblauen Räume
Funkeln und fallen die silbernen Träume
Und wo der Sehnsucht zitternde Stimmen
Verhalten über die Erde schwimmen.
Dort, wo der Schmerz zerrinnt,
Tanze, tanze, mein Kind!

Tanze, tanze, mein Kind,
Nicht, wo die Menschen sind;
Sieh, wie sie hasten, lärmen und streben
All um ihr ärmliches, lebloses Leben!
Deine zierlichen Füße, sie blieben kleben,
Deine weiße Hand griffe nur Spinnenweben.
Wo die Seele den Tod gewinnt,
Darfst Du nicht tanzen, mein Kind.

Tanze, tanze, mein Kind,
Dort, wo die Träume sind;
Und wirst Du müde, so will ich Dich tragen,
Die Augen brauchst Du nicht aufzuschlagen;
Und schläfst Du in meinen Armen ein,
Müde vom Tanzen, müde vom Schein,
Küß ich Dich weich und lind.
Träume, träume, mein Kind . . .

Hamburg. Theodor Suse.

# Reiseziele.

Der Graf sah in seinem neuen grauen Reiseanzug wirklich hübsch aus. Das wußte er auch. Im Zimmer ging er, blaue Rauchwolken aus der duftenden Cigarette blasend, auf und ab. Kam er vor den Spiegel, der seine ganze Figur zeigte, so blieb er wohlgefällig stehen, warf einen prüfenden Blick hinein, that einen großen Zug aus der Cigarette und ließ den eingezogenen Rauch langsam durch die Nüster seiner feinen Nase gleiten; dann nickte er mit dem aristokratischen Kopf und war zufrieden, sehr zufrieden.

„Ah! Enchanté, lieber Victor, daß Du kommst, ich habe gerade noch etwas Zeit, Du siehst ...“

„Reisefertig? Famos! Günther, Du bist zu beneiden. Die Festlichkeiten, Rußland, die Gesellschaft ... pompik! ... Anzug übrigens ausgezeichnet; ... wo?“

„London.“

„Natürlich London; immer das Beste. Auch neue Uniform?“

„Freilich. Aber hier ... selbstverständlich!“

„Certainement! ... Du fährst Orientexpreß?“

„Ja. Konstantinopel. Habe dort Rendezvous mit Baron Possonew. Du kennst ihn doch?“

„Parbleu! Und die junge Baronesse? Soll reizend geworden sein. Sicher fährt sie mit nach Kiew.“

„Das weiß ich nicht bestimmt, aber ich glaube es; die Baronin käme um die Gelegenheit, Alexandra in die Gesellschaft einzuführen.“

„Und um welche Gelegenheit! Wann wird das Denkmal des Großfürsten enthüllt?“

„Am Zehnten.“

„Da hast Du doch eigentlich Zeit?“

„Non, mon cher!“

„Ich beneide Dich! Die Reise allein schon, in angenehmster Gesellschaft. Und als Repräsentant des Herzogs, der Dich befohlen! Hochgradige Auszeichnung. A propos Auszeichnung: sicher zum Halse heraus, tiefrothes Band ... Günther! Ich beneide Dich! Du bist ein Glückspilz. Dir fliegt Alles zu. Wie viele Orden hast Du denn schon?“

„Ach, viele ... Aber ich höre das Auto vorfahren. Siehst Du: da ist es auch schon, Karl ... Ja, ich komme gleich. Cher Victor: Lebewohl!“

„Also denn Adieu, Günther! Grüße die Jacquelin, die Baronesse ... und mach' Deine Sache gut!“

„Ich hoffe, obwohl Denkmalenthüllungen gerade in Rußland nicht angenehm sind. Unruhen etcetera. Du weißt ja!“

„Seit wann hast Du Furcht?“

„Jamais, mon cher; nur sind Ungewißheiten nicht behaglich ... Nun aber nochmals: Adieu! Auf Wiedersehen!“

„Wiedersehen!“

Das Automobil brachte den Grafen schnell an den Bahnhof. Im Frühlingssonnenglanz brauste der Orientexpreß durchs Land.

*

Die Hitze lagert schwer über der Stadt. In der Bahnhofshalle ist sie kaum zu ertragen. Der Personenzug nach Salzburg, schon überfüllt, nimmt immer noch Passagiere auf. Man drängt und stößt. Plätze, die belegt waren, werden wieder frei gemacht; endlich werden die Wagenthüren zugeschlagen und der Zug setzt sich langsam und stöhnend in Bewegung.

In der Dritten Klasse sind alle Fenster geöffnet; die schmutzigen Vorhänge flattern draußen in der Luft, in der die schwarzbraunen Wolken der Maschine wie große Ballen gefärbter Watte schwerfällig auf die heiße Erde niedergleiten. Acht in einem Coupé; und fast Jeder mit reichlichem Handgepäck, das noch nicht völlig untergebracht ist. Koffer, Kisten und Menschen stehen im Gang. Man versucht, sich zu arrangiren. Ungeduldig sehen die Bequemen, wie man an ihrem Gepäck schiebt, um Platz zu gewinnen. Ein ganze Weile geht es so. Da pfeift der Zug, verlangsamt sein Tempo und hält.

Der dicke Bauer steht mit seiner Bäuerin auf; er hat den Regenschirm fest unter den Arm gedrückt, greift mit derben Händen zwei Kasten und windet seine Frau und sich gemächlich aus der Thür.

Das giebt ein Bischen Luft. Gott sei Dank! Auch den Sachen ist jetzt besserer Platz zu schaffen. Ein in graue Leinwand eingenähtes spitzauslaufendes Gestell steht oben auf dem Brett. Die Lokomotive zieht an, die Wagen stoßen auf einander, man wackelt hin und her. Aus der grauen Leinwand tröpfelts von oben auf das Kleid der Bürgerin, die entsetzt aufschaut. Ihr Mann, vis-à-vis, der längst neugierig das mysteriöse Handgepäck besehen und ein eigenthümliches Ticken im Innern des Gestells zu hören geglaubt hat, fragt laut nach dem Besitzer solcher Höllenmaschine. Bescheiden und höflich erhebt sich ein schlanker, großer, junger Mann und bittet in gebrochenem Deutsch um Entschuldigung. „Vogel; Perroquet: Brasilien!“ Vorsichtig nimmt er mit seinen feinen, schmalen Händen das Gestell herunter und setzt es sich auf den Schoß, den er vorher mit den Seiten des langen Winterüberziehers bedeckt. Dann löst er oben die Schnur der Leinwand. Das Bauer mit zwei reizenden Papageien wird sichtbar, die sogleich an den zarten Fingerspitzen des ihnen Wohlbekannten mit ihren Schnäbeln und dicken Zungen zu nagen und zu tasten beginnen.

Rasch wechselt die Stimmung. Man ist erfreut, bei der so lästigen Hitze eine Zerstreuung gefunden zu haben, die wie Erfrischung wirkt. Die Aufmerksamkeit gilt den Papageien und deren Besitzer, der in Allem den Ausländer erkennen läßt.

Unter der großen, etwas abgetragenen Reisemütze fallen wellige, blauschwarze Haarsträhnen in das gelbbraune, fast mädchenhafte Gesicht. Zwei tief dunkle, von langen Wimpern verschleierte Mandel-

augen blicken rührend und unruhig zugleich umher. Die feingebogene Nase erinnert an Velazquez; wäre der Mund mit den vorspringenden Zähnen nicht allzu grob und slavisch, so dürfte man den Jüngling schön nennen. Sein Betragen, der gute Accent, mit dem er Französisch und Englisch spricht: Alles läßt ihn als einen gebildeten und angenehmen Menschen erscheinen. Er war in Brasilien gewesen, hatte Paris und Genf, Studirens halber, kennen gelernt und wollte nun in seine Heimath, nach Südrußland, zurück.

Auf freier Strecke hält der Zug. Herrenchiemsee mit dem Königsschloß wird deutlich sichtbar. Alles schaut hinaus. Auch der Russe wird neugierig und fragt in seiner höflich bescheidenen Art den Maler, der schon seit München ihm gegenüber gesessen und interessirt den feinen Kopf des jungen Ausländers bewundert hat: „Was ist da?“ Der Maler erzählt ihm von den Königsschlössern und von Ludwig dem Zweiten. Träumerisch schauen die dunklen Augen des Russen in die Weite. Als aber der Maler vom tragischen Ende des Königs erzählt, scheint in dem jungen Mann plötzlich eine Veränderung vorzugehen. Das mädchenhaft Weiche schwindet, Trotz und Männlichkeit treten hervor, der Schleier der Augen sinkt, dahinter flammt es muthig auf, in den Mundwinkeln zuckts, die Zähne werden sichtbar. Eben noch milder, blauer Frühlingstag; nun Gewittersturm und Blitz. Hat der Maler es bemerkt?

Langsam rollt der Zug, der das Einfahrtzeichen erhalten hat, vorwärts.

Station Prien. Mit ihren Gepäckstücken verlassen fast alle Passagiere das Coupé. Da Niemand einsteigt, schließt der Schaffner die Thür; und der Zug fährt weiter.

Die Hitze ist drückend. Der junge Russe zieht seinen Winterüberzieher aus und athmet erleichtert auf. Seine Blicke streifen dabei den Maler, der die Gelegenheit zur Wiederaufnahme des Gespräches benutzt.

„Fahren Sie nach Wien?“

„Nein; Rußland.“

„Da sind Sie wohl sehr glücklich, in Ihre Heimath zu kommen und Ihre Eltern wiederzusehen?“

Der Schleier senkt sich auf die Augen; die Lippen schließen den Mund. Nach einer Pause fragt der Maler: „Werden Sie nicht in Wien übernachten? Die Reise nach Rußland ist weit.“

„Nein, direkt Rußland; noch drei Tage.“

„Noch drei volle Tage? Sie werden bei der Hitze ja ganz erschöpft ankommen; muß es denn sein?“

„Es muß sein; keine Stunde verlieren!“ Als ob ein Verhängniß über ihm wäre, wehrte er mit den schmalen Händen des Malers Versuch ab, weiter zu fragen; und sprach nur: „Ich muß in drei Tagen dort sein; Kiew.“

Eine lange Pause folgte.

Der Russe stand auf; er suchte, dem Maler den Rücken kehrend, in seiner auffallend eleganten Reisetasche einen Gegenstand, den er bald gefunden hatte. Zutraulich begann er wieder: „Wird an der Grenze scharf revidirt? Darf man Waffen tragen?“

„Wenn Sie welche bei sich führen, ist es wohl besser, sie zu verbergen; man kann leicht Unannehmlichkeiten haben.“

„Hier die Menschen sind gut, aber bei uns muß man Waffen haben.“ Aus einem Futteral nimmt er einen Browning, den er sehr geschickt unter der Weste in seiner Achselhöhle verbirgt. Ein Stilett mit schön verziertem, silbernem Griff, der aus weicher Lederhülle blinkt, verschwindet in die weite Brusttasche des Russen, der sich, wie selbstverständlich, für die nahende Grenze zu rüsten weiß.

„Bleiben Sie in Rußland oder kehren Sie bald wieder zurück?“

„J'espère!“ Müde und schmerzlich klingt die Antwort.

Die Feste Hohensalzburg thront über der Stadt. Im Osten haben sich schwere Gewitterwolken zusammengezogen. Dröhnend rasselt der Zug über die Salzachbrücke.

Scharfling. Paul Kalisch.

# Russenhausse.

Russische Spezialitäten sind ein Leibgericht der Börse. Die ist schon seit Jahr und Tag für Russen fest und hat jede Sorge um die Kreditwürdigkeit des Zarenreiches und seiner Wirthschaft längst in die Räucherkammer gehängt. Die Spekulation in Russenwerthen war schon vor Monaten so hitzig, daß vor die Ausschreitungen der lustigen petersburger Börsenkumpanei ein amtliches Warnungsignal gestellt wurde. Genützt hat es nicht. Was an Bank- und Industriepapieren haussefähig ist, wurde in Petersburg, Paris, Brüssel, Berlin ins Höhenklima gebracht; und die Luft ist keinem der kühnen Kletterer je zu dünn geworden. Wie lange wird die Fröhlichkeit noch währen?

An der Spree wurde die Entente durch die Nobel-Aktie vermittelt. Als im April 1912 die Aktien der Naphthaproduktiongesellschaft Gebrüder Nobel ihren Einzug in die berliner Börse hielten, sah man ein gutes Omen darin, daß für das Debut einer russischen Industrieaktie in Berlin (die Obligationen der Nobelgesellschaft haben schon seit Jahren Heimathrecht) ein so gutes Papier gewählt worden sei. Naphthanobel ist in Rußland fast so viel wie Petroleumrockefeller in Amerika (mutatis mutandis natürlich); und nicht einmal die russische Herkunft des Papieres gab Anlaß zu der bekannten Gänsehaut. Aber eine so phänomenale Entwickelung, wie die Aktie seit ihrem berliner Geburts-

tag genommen hat, hätte ihr die üppigste Jobberphantasie nicht zugetraut. Der Zeichnungpreis war 201; der erste Kurs 207½. Und in diesen Tagen erklomm die Aktie den höchsten Gipfel von 309 Prozent. Das sind über 100 Prozent Agio in zwei Monaten. Gründe? In Petersburg werden die Drähte gezogen und in der Burgstraße hüpfen die Puppen. Die Dividende für 1911 wurde (um 2) auf 14 Prozent erhöht. Das war das für die Aktieneinführung erforderliche Ornament. Aber bei solchem Ertrag wäre ein Kurs, der nicht hoch über 200 lag, gerade genug gewesen; denn 6 bis 7 Prozent Zinsen darf man von einem ausländischen Dividendenpapier fordern, ohne gierig zu sein. 4½ geben die besten deutschen Anlagewerthe. Was darüber ist, geht auf Kosten des Schlafes; und den darf man sich theuer bezahlen lassen. Die Dividende allein thuts also nicht. Vielleicht boten die Trustpläne der russischen Petroleumindustrie ein brauchbares Motiv? Neulich wurde die Russian General Oil Corporation gegründet, die einen Ring um die zweite große Naphthagruppe des Zarenreiches legt. Die Firmen, die nicht zum Nobelconcern gehören, sind unter dem Schild der englischen Gesellschaft vereint. Die britische Form wurde gewählt, weil die Aktien in London die Feuertaufe bekommen sollen. Hie berliner Börse, hie Stock Exchange! Nobel sucht Anschluß in Deutschland, die anderen Naphthaleute gehen nach England. Diese Thatsache allein würde noch nicht auf eine Rivalität schließen lassen. Man könnte sich denken, daß das Belegen der beiden stärksten Kapitalmärkte Europas wohldurchdachte Politik sei. Aber ein anderer Umstand erweckt Verdacht. Die Russian General Oil Corporation hat an der Spitze ihres Programms die Forderung der Kontrole über den ganzen russischen Naphthabereich. Auch die Nobelgruppe müßte also in den neuen Concern als Syndikatsmitglied eintreten. Da nun die englische Partei eine Produktion von etwa 75 Millionen Pud beherrscht, während Nobel nicht weniger als 150 Millionen Pud Rohprodukte und Destillate kontrolirt, so ist nicht einzusehen, warum der Mächtigere sich dem Schwächeren unterwerfen solle. Daß die russische Petroleumindustrie durch einen Trust ein starker Konkurrent der Standard Oil auf dem Weltmarkt werden könnte, ist gewiß. Die Möglichkeiten einer bis an die letzten Grenzen reichenden Expansion sind aber noch nicht sichtbar; und so scheint das Auftreten der russisch-englischen Naphthagruppe kein viel besseres Haussemotiv zu sein als die Dividendenerhöhung. Sicher ist dagegen, daß die Bemessung der in Berlin aufgelegten Kapitalsquote Einfluß auf die Kursbewegung hat. Von dem Aktienkapital (20 Millionen Rubel) wurden nur 6 Millionen zur Subskription gebracht. Damit war die Grenze für die freien Stücke gezogen; das Uebrige bleibt in solchen Händen, die sich, aus erklärlichen Gründen, die unbedingte Majorität erhalten wollen. Der Kurs der Nobelaktie wäre nicht auf so steile Höhen gesprungen, wenn die für Berlin bestimmte Aktiensumme größer gewesen wäre. Je weniger Material, desto mehr Spannungraum.

Um dem Stückmangel abzuhelfen, könnte man die Usancen im Handel mit Nobelaktien ändern. In Petersburg werden, neben den einzelnen Stücken im Nominalwerth von 250 Rubeln, noch Packete von 20 Aktien gehandelt. Daß solche Haufen die Beweglichkeit des Aktienkapitals hindern, ist begreiflich. Wichtiger als die Verbesserung der Handelstechnik ist die wirthschaftliche Seite der Verbrüderung russischer Petroleumwerthe mit deutschem Geld. Das Papier wäre nicht nach Berlin gekommen, wenn die Nobelgesellschaft die Absicht hätte, bei ihrer konservativen Politik zu bleiben, die jeder allzu breiten finanziellen Ausdehnung abhold war. Sie kann wohl auch nicht dabei bleiben; denn das Petroleumreich ist in einem Zustand, der zur Neuregelung der Grenzverhältnisse zwingt. Die Oelfelder am Kaspisee sind nicht unerschöpflich. Werden die ersten Zeichen der Ermüdung sichtbar, so muß, durch sichere Verfassung der Produktion, ein Gegengewicht geschaffen werden. Natürlich wartet man nicht, bis die Gefahr nah ist. Der kluge Taktiker baut vor; und ein solcher Vorbau ist die Konzentration: Kontrole über Waare und Preis. Daß die nächste Zeit in der russischen Petroleumindustrie im Zeichen der Kartellirung stehen wird, sagte ich schon. Die Mittel aber, die das neue System braucht, müssen durch Effektentransaktionen aufgebracht werden. Der kosmopolitische Sinn des Geldes wird stets erkennbar, wenn ihn Gewinn verheißende Geschäfte reizen. Der Philister fragt wohl: „Wie kommt deutsches Geld dazu, die Pläne russischer Oelmagnaten zu fördern?“ Der Kapitalist aber sagt: „Ubi bene, ibi patria“.

Die russische Haute Banque hat noch Etwas vom Wesen der reichen Kaufleute, die in Sokolniki mit Champagnerflaschen Spiegel und Kristall zerschmettern und nachher lachend die ganze Zeche bezahlen. Die Banken sind sehr rasch groß geworden, haben ihre Kapitalien und ihren Filialenbereich weit ausgedehnt, schreiben vergnügt das an zweifelhaften Kunden Verlorene ab und zahlen, nobel, anständige Dividenden. In den letzten Jahren hat kein Institut seine Quote erniedrigt, obwohl fast alle ihr Aktienkapital erhöhten. Gute Ernten (für alle Wirthschaft des Zarenreiches das Wichtigste) sind der Entwickelung der Banken nützlich gewesen. Die berliner Börse hat acht russischen Banken Gastrecht für ihre Aktien gewährt; und man sagt, daß der deutsche Kapitalist sie fast zärtlich liebe. Jetzt soll eine dritte russische Bankaktie in den Ultimoverkehr gebracht werden. Die Russische Bank für Auswärtigen Handel und die Petersburger Internationale Handelsbank besitzen den Vortheil des Terminhandels für ihre Werthe schon. Die Darmstädter Bank hat für die Aktien der Azow-Don-Kommerzbank das selbe Privilegium beim Bundesrath beantragt. Das Grundkapital dieser Bank wuchs seit dem Juni 1911 von 20 auf 40 Millionen Rubel und das Jahr 1911 verzeichnete einen Umsatz von 24215 Millionen oder fast 50 Milliarden Mark (der Schaaffhausensche Bankverein mit 145 Millionen Aktienkapital setzte 53 Milliarden, die Diskontogesellschaft, ohne Norddeutsche Bank, mit 200 Millionen 58 Milliarden um). Man sieht, daß es der Azow-

Don-Kommerzbank nicht an Temperament fehlt. Die Petersburger Internationale Handelsbank steht mit der neuen Naphthagruppe in Verbindung und wird deshalb von der Börsenspekulation mit freundlichem Auge angesehen. Auch ihr Ehrgeiz ist ins Kraut geschossen.

Die Wirthschaftkultur zeigt sich nicht nur im Positiven, sondern auch im Negativen: Petersburg hat seinen Fall Humbert; freilich keinen vom pariser Format. Vor einem Jahr wurde in Peters Stadt ein „Bankhaus der russischen Industrie" gegründet, das mit Hilfe nationaler Gesinnung und hoher Protektion einen Strom von Spargeldern in seine hungrigen Kassen lenkte. Der Gründer verspielte das Geld an der Börse. Die anständigen Bankfirmen hielten sich von der anrüchigen Kollegin fern und warnten das Publikum. Auch das Finanzministerium hatte gegen die Existenz der Schwindelbank Einspruch erhoben, ohne den Nimbus der wirksamen Gönnerschaft, deren sich das Unternehmen erfreute, zerstören zu können. Schließlich brach der Bau zusammen; und der Staatsanwalt griff zu, da Urkunden gefälscht worden waren. Eine Kassenrevision ergab einen Bestand von ganzen 18 Kopeken. Solche Erfahrungen sind Symptome. Sie deuten auf verstärkte Resonanz für die Lockung mit hohen Zinsen. Das ist in den Tagen des Rentenelends nichts Besonderes. Aber Rußland kennt keinen Jammer dieser Art. Seine Staatspapiere stehen, im Gegensatz zu den westeuropäischen Fonds, gut; und die Obligationen der Eisenbahnen sind, nicht nur in der Heimath, ein begünstigtes Anlagepapier (wie das Ergebniß der Subskription auf die letzte Serie 4½prozentiger Schuldverschreibungen der Wladikawkasbahn lehrte). Trotzdem hat das Börsenspiel sich sehr verbreitert; es ist nicht so „populär" wie in Deutschland (dazu fehlt dem Effektenhandel das „Hinterland"), macht aber auffallende Fortschritte. Die Hybris ist erwacht; und nachgerade müßte man zweifeln, ob solche Kapitalisirungen der Wirthschaftleistung entsprechen, wenn in Rußland nicht so große Mengen ungenützter Kräfte der Ausbeutung harrten.

Die Spekulation möchte sich der Abhängigkeit vom Ernteertrag entbinden, an dessen Ziffernwerth schließlich nicht gedeutelt werden kann. Das wissen die Unternehmer und suchen deshalb mit ihren Dispositionen unter Dach zu kommen, bevor die unerbittliche Arithmetik ihr reinigendes Werk vollzieht. So hat mans mit den Eisenbahnaktien getrieben, die, nach westeuropäischer Tradition, zu den beliebtesten Spielpapieren gehören. Die Kurse der bekannten Effekten dieser Gattung haben kaum glaubhafte Höhen erklettert (die Aktie der Moskau-Kasan-Bahn erreichte einen Höchstkurs von 640, nachdem eine Dividende von 32 Przenot zugesagt worden war; Moskau-Kiew-Woronesch wurde bei 200 Rubel Nominalkurs mit 1000 Rubel bezahlt) und sind bei solchen Spannungen natürlich schroffen Veränderungen ausgesetzt. 1909 und 1910 hatten, in Folge günstigen Ernteresultats, gute Frachten. 1911 brachte eine Untermittelernte; dieser Umstand wirkte aber nicht auf die Bewerthung der Aktien. 1912 wird besser

sein als 1911. Die Daten der russischen Staatsbahnen sind die beste Entschuldigung für die Liebhaber der Privatbahnaktien. Das Endergebniß für 1911 ist über die Summe des Voranschlages hinausgegangen (710 gegen 690 Millionen), und da für 1912 wieder eine niedrige Ziffer eingesetzt wurde, so ist abermals eine angenehme Enttäuschung vorbereitet. Die russischen Bahnen waren stolz auf ihre Masutheizung, an deren Zukunft bei der scheinbaren Unerschöpflichkeit der Naphthagruben nicht gezweifelt wurde. Die Entwickelung der Naphthapreise hat in den Glauben an den ewigen Quell Bresche gelegt und die Eisenbahnmänner gezwungen, neue Wege für die Versorgung der Lokomotiven mit billigem Brennmaterial zu suchen. Wäre der Leib des Heiligen Rußland so reich mit Kohle geschwängert wie der Deutschlands, dann gäbe es kein Problem. Nun aber muß man versuchen, die Kohlenfeuerung, um die einstweilen noch nicht herumzukommen ist, in möglichst rationeller Form anzuwenden.

Das bekümmert die Spekulation nicht. Die spielt lieber mit den Möglichkeiten neuer Verstaatlichung von Privatgesellschaften und hat die Enttäuschung, die ihr Warschau-Wiener brachten, rasch vergessen. Anzeichen ernster Absichten des Staates sind nicht sichtbar; und der Finanzpremier Kokowzew, der vor Kurzem erst über die zu schwere Belastung des russischen Kapitalmarktes mit privaten Emissionen, besonders mit Hypothekenpfandbriefen der Aktienagrarbanken und städtischen Kreditgesellschaften, klagte, wird wohl eine günstigere Gelegenheit abwarten, um auf neue Eroberungen im Schienenreich auszugehen. Rußlands Verschuldung an das Ausland (die Summe der auswärtigen Anleiheschulden betrug, Ende 1911, 8,95 Milliarden Rubel) ist noch immer ein Schönheitfehler; und die Verstaatlichung der Bahnen würde da mehr störend als fördernd wirken. Das wichtigste Gegenstück zur großen Auslandschuld ist der Saldo des russischen Außenhandels. Je größer der Ueberschuß, desto breiter die Basis für die Befriedigung der fremden Gläubiger. Rußlands Außenhandel hatte 1911 einen Gesammtwerth von 2484 Millionen Rubeln (148 mehr als 1910) und der Ueberschuß des Exports betrug 452 Millionen Rubel. Um den Ertrag der Getreideausfuhr zu steigern, wollen einige unternehmende Wirthschaftpolitiker den Staat zu einem Exportmonopol überreden. Der Plan ist so abenteuerlich, daß er nur als Kuriosum weiterleben wird. Die Getreidepreise und der Umfang der Ausfuhr sollen in jedem Jahr durch Gesetz bestimmt und die Kosten dieser sonderbaren Sanirung des Getreidemarktes durch besonderes Papiergeld („Weizenassignaten“) gedeckt werden. Der Ersinner sollte sich den Plan patentiren lassen. Die Russen lächeln, wenn sie davon hören, sind, nicht ohne Grund, stolz auf die rasche Kräftigung ihrer Wirthschaft, die auch (Ludwig Max Goldberger wird die Anleihe verzeihen) fast unbegrenzte Möglichkeiten bietet, und denken, gehts einmal schief: „Nitshewo!“

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Juli 1912.

# Responsorium.

Pater ecstaticus:

Eurer Excellenz wird nicht entgangen sein, daß Marineminister Delcassé am vorigen Sonntag einen Plan von ungemeiner Tragweite enthüllt hat. Während eines Frühstücks, das er an Bord des „Edgar Quinet“ (witzig, daß diese Jakobiner ihre Kriegsschiffe auf die Namen von Politikern, Geschichtschreibern und sogar Dichtern taufen) im Golf von Ajaccio den Spitzen des Geschwaders und der korsischen Behörden gab, verkündete er den Beschluß, aus dem (von der Citadelle und dem Granitmolo gut geschützten) Hafen der Festung zweiten Ranges eine Flottenstation ersten Ranges zu machen. Noch in diesem Winter sollen acht Unterseeboote und zehn Torpedozerstörer hin; was natürlich nur ein Anfang sein kann. Die Franzosen sind schlau genug, die Sache sacht, mit ein paar Zeilen, zu streifen; aber auch unsere Presse, die immer zu spät merkt, nach welchem Ziel geschossen wird, geht im Türkengalop drüber weg. Die Leute am Leipziger Platz werden ihren Vers darauf haben; doch weil sie mit jedem für den politischen Kampf brauchbaren Sprengstoff wie Kinder mit Feuerwaffen umgehen, können sie auch diesmal uns Nützliches vertölpeln. Und das Sonntagsvergnügen muß behutsam behandelt werden. Wen bedroht denn die korsische Seefestung? Oesterreich, würden die Pariser antworten; und sich auf Balfour berufen, der Montag im Unterhaus gesagt hat, das Kräfteverhältniß im Mittelmeer werde dadurch verändert, daß Oesterreich-Ungarn, trotzdem es weder eine lange Küste noch Kolonien habe, den Rang einer maritimen Groß-

machterstrebe. (Kein schlechter Stoß des feinen Fechters. Er weiß, daß man in Wien ziemlich rathlos vor der Aufgabe steht, den dicken Forderungen für Heer und Flotte eine zulängliche und nach dem Maß der Reichsfinanzen zugeschnittene Deckung zu schaffen, daß dem Grafen Berchtold manche berliner Zumuthung sehr unbequem ist, und will erwirken, daß der Oesterreicher, noch lauter der Ungar sich fragt: Wem bringen wir eigentlich diese Rüstungopfer? Und antwortet: Dem deutschen Nachbar; denn unsere Interessen sind auch mit kleinerem Aufwand zu schützen. Auf diesem Gedankengang, denkt Balfour, kann der Donaumenschheit das Bündniß verekelt werden.) Solche Auffassung dürfen wir nicht durch Schweigen begünstigen. Müssen, ohne Bitterkeit im Ton, sagen, daß wir in der Annahme, Oesterreich rüste gegen England und Frankreich, mit denen es (leider) optime stehe, nur einen nicht gerade gloriosen Sommerwitz sehen. Delcassé ist ja nicht der erste französische Marineminister, der in Ajaccio geredet hat. Vor zehn Jahren war der langmähnige Pelletan dort und nannte Korsika „eine geladene Pistole, die auf das Herz Italiens zielt". Ging dann nach Biserta und rief nach Sizilien hinüber: „Im Besitz dieses starken, den Angriff erleichternden Stützpunktes und als Herren Korsikas und Toulons können wir, trotz Gibraltar und Malta, zwischen den beiden Hälften des Mittelmeeres die Thür offen halten." Väterchen Combes wüthete; fand, sein auf die Marine losgelassenes Kabinetsmitglied habe wie ein Journalist geschwatzt, nicht wie ein Staatsmann gesprochen. Begreiflich. Die franko-italische Freundschaft schwelgte noch im Wonnemond. Vier Jahre wars her, seit in dem Restaurant neben der Madeleine (wo Boulanger sein Hauptquartier gehabt hatte) aus dem Nachtischgeplauder Luzzattis mit Delcassé (der noch nicht lange auf dem Stuhl des minder kniffligen Hanotaux saß) der Handelsvertrag entstanden war, der die réconciliation dans la Méditerranée einleiten sollte. Rudini, Visconti-Venosta, Luzzatti, Prinetti, Zanardelli, Reßmann und Barrère hatten sich in Schweiß geredet und geschrieben. Alles fix und fertig. Marokko für uns, Tripolitanien für Euch. In Toulon huldigt die Italerflotte Herrn Loubet. Victor Emanuel nennt in einer Depesche die Französische Republik Italiens Freundin. Delcassé klettert im Mai auf die Kammertribüne und jauchzt: „An keinem Punkt stoßen die berechtigten Ansprüche der beiden Völker auf einander." Instruirt den Botschafter Bar-

rère, in Rom nicht gegen die Verlängerung des Dreibundes zu arbeiten, sondern nur dafür zu sorgen, daß Italien der Republik befreundet bleibe und die Möglichkeit schaffe, auf beiden Seiten der Alpen zu erklären, das Königreich werde sich niemals als Werkzeug der Franzosenfeindschaft brauchen lassen. Abgemacht. Prinetti und Delcassé blasen ihr berühmtes Flötenduett. Und zwei Monate danach plumpst der Taps Camille Pelletan mit seinen Schmierstiefeln in ihr Idyll. Eine geladene Pistole, die auf Italiens Herz zielt. Korsika, das bis tief ins achtzehnte Jahrhundert den Genuesen gehörte und dessen Bewohner noch heute, trotzdem es französisches Departement ist, wie echte Süditaliener aussehen und empfinden. Der Kamillenthee kann auch kalt noch wirken. Aus der Pistole soll eine geladene Kanone werden. Deren Rohr sich morgen gegen Spezia richten und das Centrum italischer Mittelmeermacht bedrohen kann. Wer daraus nichts zu machen versteht, ist ein Esel mit Eichenlaubkranz; reif fürs verantwortlichste Amt.

Der Heilige Vater hat, diesmal in kühlerer Wohnung, die Hitze bisher leidlich überstanden und ist, trotz Gicht, nicht ganz so morsch, wie seine Gegner austuscheln. Immerhin können wir bald eine Papstwahl haben. (Da Rampolla nicht wieder kandidirt, arbeitet sein mächtiger Anhang für den pisaner Erzbischof; gelehrtes Haus und Mathematiker wie der große Pisaner Fibonacci.) Das Schwarze Rom, seit dem Anfang des Krieges, den man gern für einen späten Kreuzzug ausgäbe, stärker als zuvor, ist geräuschlos rührig; und auf die kirchenfeindlichen Pariser nicht gut zu sprechen. Je kräftiger es sich regt, desto besser für uns; den Luxus neuen Kulturkampfes dürften wir uns jetzt ja nicht leisten. Unter Mac Mahon, der doch nicht, wie sein Vorgänger Thiers, den Italienern nachgesagt hatte, ihre Dankbarkeit werde ihre Schwäche nicht überleben, war Rom den Franzosen ein so schwieriges Pflaster, daß ihre beiden Vertreter (am Quirinal und am Vatikan) kaum mit einander verkehrten und der bei Pius beglaubigte Bürger der Republik, als der Militärbevollmächtigte seines Vaterlandes gestorben war, das Verlangen würdiger Totenfeier ablehnte. Nach der Meinung sämmtlicher Monsignori genügte die stille Beisetzung für einen Offizier, der sich dazu hergegeben hatte, dem Räuber aus Piemont aufzuwarten. Als Noailles aus Washington nach Rom versetzt und die Legation in eine dem Rang einer Großmacht angepaßte Gesandtschaft umgewandelt wurde, verbanden die

Häupter der Aristokratie sich zu dem Gelübde, dem Marquis keine Wohnung einzuräumen. Der mochte im Hotel bleiben oder sich in der schäbigen Eleganz einer Fremdenherberge einrichten. So wärs geworden, wenn Noailles nicht den Palazzo Farnese entdeckt und dem König Beider Sizilien abgemiethet hätte; zunächst für drei Jahre, dann, als Savoyens Herrschaft sich einzuwurzeln schien, für zwölf. Die Schwarzen pfauchten; aber die Republik thronte sicher im Fürstenschloß. Moral der Geschichte: Wenn unter der Firma des Mannes, der bei Magenta die rechte Flanke der Oesterreicher zerdrückt hatte, solche Stimmung möglich war, kann sie, nach Waldeck, Combes, Pelletan, nicht ausgestorben sein. Damals blickten wenigstens die Demokraten der beiden Lateinerländer noch zärtlich über die Alpen. Während des deutsch-französischen Krieges wurde, nach Sedan, am florentiner Hof eifrig der Plan erörtert, den General Nino Bixio mit einer Freischaar auf Korsika landen und die Insel, wenn die Korsen dazu gute Miene machten, annektiren zu lassen. Victor Emanuel wollte nicht; das Abenteuer roch ihm wohl zu garibaldinisch. Schon am dreizehnten Tag nach Napoleons Kapitulation aber hatte Rochefort, einer der Regenten der Défense Nationale, beantragt, Korsika den Italienern zurückzugeben; und am siebenten März 1871 nahm der Abgeordnete Clemenceau den (vom pariser Positivistenklub unterstützten) Antrag wieder auf. Clemenceau! Alles vergessen? Siebenmal in jeder Woche müßte die Thatsache illuminirt werden, daß es nicht nur unter Habsburgs Doppeladler eine Italia irredenta giebt. „Nizza und Korsika gehören Euch; das Messer der Franzosen hat sie aus dem Leib Eures Landes geschnitten. Und die Insel, die ein redliches Reugefühl Euch, wie gestohlenes Gut dem legitimen Besitzer, zurückgeben wollte, soll, mit ihrer durch alle Künste moderner Seestrategie gestärkten Naturfestung, nun die Waffe liefern, die Euch hindert, im Mittelmeer wieder so groß zu werden, wie der römische Ahn einst war. Da Ihr Euch rühmt, manchmal zwar dumm zu reden, doch nie dumm zu handeln, müßt Ihr Euch entschließen, aus nüchternem Auge auf die Landkarte zu gucken. Seit vor dreißig Jahren Jules Ferry dem General Forgemol befahl, Tunesien zu besetzen, und drei Wochen danach den Bey, durch den Bardovertrag, zum Vasallen der Republik duckte, gebietet Frankreich über ein mediterranisches Dreieck, dessen Spitzen Oran, Biserta, Toulon heißen und dessen rechte Seite die Kanonen von Ajaccio schirmen. Haupt-

gläubiger der Türkei: deshalb an deren Erhaltung mit triftigerem Grund interessirt als unsere heimischen Hohlköpfe, in deren Hirnschale nur alte, verlebte Gedanken nisten und die nicht fühlen, wie läppisch sie sind, wenn sie mit aufgeblasenen Backen von der ‚Integrität des Osmanenreiches‘ radotiren; deshalb der franko-italische Hader über Neutralitätpflicht, tote und lebende Schiffsfracht. Jetzt soll die Zange einem Imperium, das vom Brenner bis ans Syrtenmeer, von Verona bis Bomba reicht, ans Licht helfen: und Ihr hegt die Schrulle, auf diesem Weg in Eintracht mit Frankreich bleiben zu können? Ehe Ihr die ‚natürliche Einflußsphäre‘ von Brindisi nach Valona weitet und durch das Kitzeln der östlichen Adriaflanke die Oesterreicher aus der Phaiakenruhe scheucht, braucht Ihr eine Verdauungpause, die nicht zu knapp bemessen ein darf. Sorge des nächsten Weltquartals. Wer Euch, für heute und morgen, das Leben schwer macht: Das kann selbst ein Kurzsichtiger erkennen. Zwischen den Kaps Spartel und Bon lauert Gefahr. Die Torpedoboote aus Mers el Kebir können den Bauch Eurer Schiffe eben so schnell aufschlitzen wie die aus Toulon. Und nun wird der Doppellauf von Ajaccio und Porto Vecchio auf Spezia gerichtet. Muß das selbe Mißtrauen nicht die Mannschaft des Königs fortan der des Papstes vereinen?“ Aufputschen, Excellenz! Theophilos Delcassé hat uns was Feines in den Skat gelegt. Wenn wir nicht selbst, wie stümpernde Lehrlinge vor dem Sirupfaß, unser Spiel verderben, kanns einen Grand mit Dreien geben.

Pater profundus:

Grand wird nur möglich, wenn ein Wenzel tournirt worden ist. Denke ich an den Heiligen, dem Brudershand in Altbunzlau die böhmische Herzogskrone sammt dem Kopf nahm, und übersetze den Fall aus dem Skatlichen ins Staatliche, so habe ich die alte Geschichte: Auf Rom können wir nur noch mit wiener Hilfe wirken. Was bieten wir ihm? Beistand gegen Mächte, mit denen es längst Frieden gemacht hat; im Mittelmeer nichts. Auf solche Assekuranz wollte Bismarck sich nicht einlassen. Darum war Graf Robilant schon 1886 verschnupft; meinte, Italien habe ein Bündniß erbettelt, das es der Gefahr eines Landkrieges aussetze, ohne ihm gegen einen Seekrieg Sicherheit zu schaffen, und schrieb: „Italien ist dieses unfruchtbaren Bündnisses müde und auch ich bin überzeugt, daß es uns nie lohnenden Ertrag bringen wird.“

Seitdem ist viel Wasser ins Tyrrhenermeer und in die Adria geflossen; unser Liebreiz hat die Römer bis jetzt aber nicht erobert. Weder ihre Einheit noch ihre Hauptstadt ist von irgendeiner Seite bedroht; und um uns Elsaß-Lothringen, den Oesterreichern Trient und Triest zu erhalten, werden sie kein Pulver verschießen. Die Behauptung, nur unter der Hut des Dreibundes sei ihnen der Zug nach Tripolis möglich geworden und dieser Zug habe sie den Bundesgenossen fester verpflichtet als jedes Pergament, klingt hübsch, wird aber von jedem neapolitanischen Bummler belächelt. Die Paßkarte für Tripolitanien und die Kyrenaika haben sie, ohne in Berlin oder Wien auch nur höflich anzufragen, aus Paris geholt und in London zur Gegenzeichnung vorgelegt. Nizza und Korsika sind fast vernarbte Wunden; und daß Ajaccio gegen Italien befestigt und zur starken Marinebasis ausgebaut wird, glaubt uns von hunderttausend Risottoschleckern kaum einer. (Ein grimmiges Gesicht machen sie vielleicht und schelten, um ein Profitchen herauszuschlagen, Theophilum; doch die Liebe rostet nicht.) Im Mittelmeer siehts heute anders aus als 1879. An einen anglo-französischen Krieg ist eben so wenig zu denken wie an einen franko-italischen. Seit Nordafrika den Musulmanen entrissen ward, ist England an der Küste nicht mehr die Vormacht. Für Italien aber wichtiger als je zuvor; viel wichtiger als das Verhältniß zum Deutschen Reich. Von Malta, Tobruk, Alexandria und der Sudabai aus könnten britische Schiffe rasch Italiens Häfen sperren und beschießen, Italiens Handel zerstören. Wenn Asquith den Gedanken, England könne zum Kampf gegen die vereinigten Flotten Oesterreichs und Italiens genöthigt werden, absurd nennt und Winston Churchill, wie von verbriefter Gewißheit, von der franko-britischen Flottengemeinschaft spricht, ists nicht nur blauer Dunst. Aufputschen? Ich zweifle, ob Holstein, der das Wort liebte, den Versuch heute empfehlen würde. Er hatte aufgehört, mit Italien als einem Aktivum unserer Bilanz zu rechnen. Im Dreibund wird es so lange wie möglich bleiben (schon 1902 waren, wie Sie erwähnten, Delcassé und Barrère dafür: weil sie das génie de la juxtaposition kannten, das in Italien Geschäft und Vergnügen, Pflicht und Liebe zu vereinen weiß, und den Werth eines im feindlichen Lager lebenden Freundes richtig einschätzten). Ich sehe keinen ministrablen Mann, der den Vertrag kündigen, hinter sich die Thür der Wartehalle zuschlagen würde, in der Franz Ferdinand leichter als von draußen

zu beobachten ist. Aber Leistungen dürfen wir nicht erwarten; uns nicht einbilden, am Tiber beliebt zu sein. Wir ahnten nichts von dem mediterranischen Geheimvertrag und der Auslieferung Tripolitaniens; und schimpften, als Visconti-Venosta in Algesiras mit Frankreich ging. Schimpften wieder, als in der Zeit der bosnischen Krisis das Königreich bereit schien, einem neuen Nelson so nützlich zu sein, wie dem alten Sizilien und Neapel gewesen waren. Zum dritten Mal, als der Krieg gegen die geliebten Türken begann. Goltz, als Politiker stockblind, hat mit seinen turkophilen Artikeln und stets widerlegten Prophezeiungen nicht nur sich geschadet; in Rom glaubt man nicht, daß ein preußischer Feldmarschall, der im Türkendienst stand, ohne amtliche Erlaubniß während des Krieges die Sache der Türkei, die ihn als Pascha besoldet hat, in der Presse führen dürfe, und hält die Betheuerung, der ausgezeichnete Soldat sei ersucht worden, diese Thätigkeit einzustellen, für eine Finte. Mußten wir das Talent, uns zwischen zwei Stühle zu setzen, wieder so herrlich offenbaren? Der Türke schwört drauf, daß wir ihn mit der Versicherung, in Nordafrika sei nichts zu fürchten, in die Falle gelockt haben. Der Italiener knirscht, weil aus dem Bezirk unserer Oeffentlichen Meinung kein freundliches Wort zu ihm dringt. Nicht einmal die von den Fachleuten als kühn und klug bewunderte That der Torpedoflotille, die in die Dardanellen einfuhr und von der Rekognoszirung fast unbeschädigt zurückkam, ist nach Gebühr gewürdigt worden. Oesterreich schwang sich, sehr schlau, auf den höchsten Gipfel des Lobes. Wir blieben par terre; frostig und mürrisch. Unterstrichen jede Osmanenlüge dick, als wärs ewige Wahrheit. Und dürfen uns nicht beklagen, wenn Generale und Lazzaroni uns die kalte Schulter zukehren.

Unsere Oeffentliche Meinung zieht uns hinab. Die Bestimmtheit, womit sie den falschen Standort wählt, überwältigt mich immer wieder. Wermuth ist gegangen, weil er die Zukunftrechnung nicht auf den Ueberschuß eines günstigen Jahres gründen und für die Kosten des neuen Gewehres (450 Millionen) dauernde Deckung sichern wollte. Public opinion kümmert sich nicht drum; hütet sich, auch nur zu fragen, welche Kraft die Aktien der Waffenfabriken in die Höhe trieb. Seit Monaten sieht, wer Augen hat, daß unter den Jungtürken der Boden wankt, daß sie sich nur noch mit Trugmitteln halten und eine Revolution, leise oder laute, unvermeidlich ist. Der Zeitungleser mußte glauben, daß am Goldenen Horn

Schewket, an den Syrten Enver der ehrfürchtig angebetete Herr sei und das Reich Mohammeds in strahlende Glorie schwebe. Katsura fährt von Tokio nach Petersburg. Auch in Ostasien, heißts flink, ist nun also Englands Schicksal besiegelt; Japan wendet sich von ihm zu Rußland. Scherz? Ernst. Britanien hat in einem Lustrum die Japaner zweimal benutzt. Zuerst, um Rußland zu schlagen, dann, um sich Rußland zu verbünden. (Bismarck bot das Vorbild: daß er schon in Nikolsburg das Bündniß mit Oesterreich bedachte, preist nicht nur Oppert aus Blowitz als das Meisterstück des Einzigen.) Jetzt soll, gegen chinesische Wirrniß und Yankee-drang nach Osten, das Band junger Freundschaft fester geknüpft, in der Mongolei und der Mandschurei die Sicherheit ruhigen Regimentes hergestellt werden. Gelingts, so hat England mit dem lumpigen Einsatz der Japaneranleihen ein großes Spiel gewonnen; mit einer Klatsche zwei Fliegen geschlagen. Wahrung des Handelsrechtes auf den ostasiatischen Markt und Köderung Rußlands für europäische Möglichkeiten: Das wäre der Mühe werth. Und erweitert sich Japans Nahrungspielraum auf dem Festland, dann brauchts nicht nach Amerika hinüberzuschielen und erspart dem Verbündeten die gefährlichste Wahl. Ein glattes Exempel, das für die Diplomatenschule verwendbar ist. Ende 1915 wird Rußland so weit sein, daß es schlagen kann; links Japan, rechts Frankreich und Italien: solche Kameradschaft weist den breiten Weg in den Westconcern. Und doch ist die ehrwürdige Britania in engster Klemme? Täglich lesen wirs. „Englands Furcht vor der deutschen Flotte"; und andere unanständige Prahlerei. Weil wirs täglich lesen und John Bull nicht, als ein um jeden Preis auf Verständigung Angewiesener, zum Kinderspott werden will, zeigt er seine Reserven (Steigerung des Aufwandes für die Flotte, Beschleunigung des Baues und der Schlachtbereitschaft, Beisteuer aus den Kolonien, im Mittelmeer Kooperation mit Frankreich) und läßt sogar unseren Freund Haldane als düster blickenden Warner an die Rampe. Letzter Versuch, den plötzlich leck gewordenen Vernunftpakt mit Deutschland wasserdicht zu machen. Der finstere Ernst darf uns nicht schrecken; lehrt aber, daß die Zeit der Mittelchen hinter uns liegt. Wir schreiten durch das schmucklose Portal eines Bündnisses oder marschiren in den Krieg. Ich passe. Wer reizt nun?

## Der goldene Spiegel.

Jakob Wassermann, bekannt als Verfasser von acht guten Büchern und keinem schlechten, hätte das Zeug in sich, im Epischen den Deutschen Das zu geben, was Gerhart Hauptmann im Dramatischen ihnen zugewiesen. Auch er, vielem menschlichen Betracht zugänglich, heilig wie der Andere, nur noch von stärkerer Reinheit, einer reinwaschenden; nur ist seine Reinheit deutlicher, die Hauptmanns rührender. Was ihm dennoch das Amt verwies, ist nicht ein Mangel an epischen Mitteln, die sogar von außerordentlicher Gewalt sind, auch nicht ein Mangel an Herrschaft über den Stil, in dem er ein laut zu preisender Meister ist, sondern sein merkwürdiges Verhältniß zur Welt, das ihn nicht in die Dinge verwandelt, wie Jenen, sondern einen Punkt außerhalb der Welt, auf der wir leben, einnehmen läßt. Mit einer schmerzlichen Innigkeit, einer überhellen Klarheit und einer mystischen Leidenschaft sucht er die Verworrenheiten der Menschen, aber er sucht sie von dort; und Das ist es mehr, als daß er es mit Augen thut, die sich Vielem verschließen, nur das Bedeutende, Heroische ergreifen, das im Großen Unglückliche, und angewidert von der Erkenntniß banaler Täglichkeiten ihn dazu führen, nur das Große in einer großen Weise zu erfassen und darzustellen.

Ein solcher Mann kann nicht der größte Erzähler sein (denn sein Verhältniß zur Welt ist nicht unrichtig, doch zu besonders) aber in seiner Weise die merkwürdigsten und bedeutendsten Werke schaffen. Wenn man dennoch schwankt, welchen Erzähler man höher stellen solle als ihn, so deshalb, weil er auf der Besonderheit seines Wesens oder Dämonions seine Fähigkeiten in einer so erstaunlichen Weise ausgebildet hat, daß, obwohl die Anderen eine Vorgabe im Spiel haben, er sie Alle erreichte oder übertraf. Auch wenn man sich wehren will, ist hier eine heroische Arbeit zu bestaunen, ein wüthendes Aufkochen aller Kräfte, das jeden Gedanken aufzehrte, jeden rinnenden Puls in sich sog. Es ist eine Leistung, um seine Ehrfurcht vor sie hinzulegen.

Niemals aber war sein An-, sein Aufstieg größer denn in diesen letzten Jahren. Aus ihnen floß der „Kaspar Hauser“, ein Buch von einer Ueppigkeit und Reine, wie sie mir, entsinnlich, nicht begegnet sind; kamen, als man ihn von solchem Riesenbuch erschöpft glaubte, ihm, als Rekonvaleszenten, etwas Leichtes, Buntes, Vertröstendes nachgesehen hätte, die „Masken Erwin Reiners“, nicht von fern dem Hauser zu vergleichen, durchaus nicht sein bedeutendstes Buch, aber von solchem Glanz in der sprachlichen Fülle,

Straffung der Handlung und Schilderung des Seelischen, wenn auch nicht von der selben Kraft in der Schilderung der Charaktere, daß man den starken Gang eines immer weiter und bedeutender ausschreitenden Menschen hörte.

Nun hat er, nur ein Jahr später, den „Goldenen Spiegel“ herausgegeben und damit den höchsten Punkt in seiner bisherigen Entwickelung erreicht. Wenn man es auch aussprechen möchte, man bezwinge sich, zu sagen: den höchsten ihm erreichbaren Punkt überhaupt. Auch eine überschwängliche Bewunderung des Buches sollte dies nicht zulassen, da der Mann zu groß ist und zu jung, als daß man schon seine Grenzen feststellen könnte. Aber es ist auch der einzige Grund, der verwehrte, es zu sagen; alle Lobpreisungen sonst seien auf sein Werk geheftet und ergossen.

In ihm ist eine Fabel, in die sich die Erzählungen fügen. Sie mag nicht ausnehmend gelungen sein, aber sie will nur das italienische Vorbild nachahmen. Doch sie übertrifft es im Geistigen, in den Verknüpfungen zwischen den Geschichten, die in der Form beinahe spielend, aber fern aller Leere, weit von jenem schillernden Geist sind, der bei Anderen hier so leicht Platz genommen hätte, gesättigt von Tiefsinn und so von einer dunkel zielenden Hand geführt, daß die Erzählungen, wie die Schnüre auf einer Seilerbahn, sicher verbunden vorübergleiten.

Ein goldener Spiegel kostbarer Art, heißt es, soll dem Erzähler der schönsten Geschichte zufallen; darum führt das Buch ihn in seinem Namen. Aber wie Kaspar Hauser die Trägheit des Herzens im Untertitel führt, so sollte dieses Buch den des heroischen Erlebnisses tragen. Wassermann beklagt in ihm die tragische Verdünnung des Handelns und Aufnehmens unserer Zeit und ruft erschüttert aus: „Wir athmen eine unheroische Luft, Freunde“. In seinem Buch athmen wir sie nicht. Denn in ihm giebt es „wirkliche Erlebnisse, die fast wie Träume sind“. Eine Frau wird erwähnt, die von ihren Träumen spricht, wie Andere von ihren Eindrücken auf einem Spazirgange. Mit der Bildkraft dieser Frau hat der Dichter die Erzählungen geschrieben, wechselnd von der schlanken, aber tiefsinnigen Anekdote bis zur Erzählung von gigantischem Wuchs, vielfach verschlungene menschliche Erlebnisse, lauter zusammengepreßte letzte Säfte, Erlebnisse von dunkler Leidenschaft, alle außerordentlich, immer packend, oft entsetzend. Um Einiges von dem Reichthum zu nennen, der am Ende des Buches unübersehbar wird, einem Reichthum, der verwahrt ist wie das Allerheiligste hinter der goldenen Schranke und Zierath seiner Sprache, so sind da der wahnsinnige Schauspieler Collot d'Herbois, Antonio Varga,

ein namenloser Invalide von Mars la Tour, Nachtwächter mit einem Bein, ein Mann von Ehrgeiz, wenn nicht Leidenschaft; in einer finsteren, ergreifenden Geschichte der Entdecker Geronimo de Aguilar, der die ernste und furchtbare Lehre hinterläßt, daß der Ruhm nichts weiter sei als die Einbildung und die Qual eines lieblosen Herzens. Ich halte das köstliche Buch mit seinem tiefen Grün und glänzenden Gold geschlossen und vor mich hin tauchen die Tahiterin Anima, die Kaiserin von China und ihr Sohn, der Dichter Hypolit Paterner und sein abgeschnittener Kopf mit dem melancholischen Petroniusgesicht im Tode, entsetzend in dem Verlauf ihrer Beziehungen Nimführ und Willenius, rührend Herr de Landa und seine beiden Frauen. Dann kommt eine Pause und erst danach heben vier besondere Stücke wie vier Punkte einer Landschaft sich heraus, jegliches von einem merkwürdigen und schönen Grausen: die Pest im Vintschgau, die Gefangenen auf der Plassenburg, die Geschichte des Grafen Erdmann Promnitz und die Aurora. Wer dem Buch selbst widerstände: diesen vier Novellen gegenüber wird es ihm nicht gelingen, zu widerstehen. Wenn er später eine Novellensammlung aufschlägt, wird eine von ihnen ihm entgegenschlagen; und wenn es ihm nicht geschieht, wird es seinem Sohne widerfahren. Und erschräke er selbst vor dem Namen Wassermanns und überspränge eine Geschichte, die diesen Namen trägt, auch dann würde er den vier Geschichten sich nicht entziehen können. Denn die eine oder die andere von ihnen wird in die Volksseele dringen und man wird namenlos sie ihm erzählen.

Martin Beradt.

# Zwei Fürstinnen.*)

## Königin Nikotris.

Nikotris, das Weib des großen Egypterkönigs Sesostris, gebar ihrem Gatten sechs Söhne. Es waren herrliche Jünglinge; wer die schlanken, hohen Gestalten sah, pries die Mutter als aller Mütter stol-

*) Als Herodotos von Halikarnassos aus dem uralten Fabelland Egypten von den grünen Ufern seines geheimnißvollen Wunderstromes und aus seinen rothen Wüsten wiederkehrte, schrieb er die Geschichte von Land und Volk. Von den vielen Werken, in denen der große Reisende über Abstammung, Schicksale und Sitten fremder Völkerschaften berichtet, in denen er von ihren Göttern, überirdischen Gewalten und Mythen aussagt, ihre Tempel, Pyramiden und andere unerhörte Bauten und Skulpturen beschreibt, ist das Buch: „Egyp-

zeste und glückseligste. Die Königin war ihren sechs Söhnen mit leidenschaftlicher Liebe zugethan; ihre beiden Jüngsten liebte sie jedoch besonders heiß. Heftig klagte sie selbst sich bei der Mutter des leuchtenden Horus, der großen Göttin Isis, an; aber ihre übermächtige Liebe fand keine Linderung. Ja, je mehr die beiden Jüngsten heranwuchsen und je mehr sie zunahmen an Schönheit, Kraft, Frömmigkeit und ehrfurchtvoller Zärtlichkeit für die Mutter, um so inbrünstiger wurde Nikotris in ihrer Liebe und ihrem Stolz auf die beiden zuletzt Geborenen. In diesem Stolz vermaß sie sich sogar zu Abydos, an dem Grabe des Osiris, einem Bildniß der Isis ins Antlitz zu sagen: „Ich bin eine glückseligere Mutter als Du, o große Göttin! Denn siehe: Du hast nur den einen Sohn Horus, während mein gesegneter Schoß dem König Sesostris sechs Söhne gebar, von denen meine beiden Jüngsten und Liebsten in göttlicher Herrlichkeit prangen."

Diese Jüngsten waren Zwillinge und hießen Amosis und Amasis. Sie waren einander so ähnlich wie ihre Namen; unzertrennlich schienen sie, Beide ein Herz und eine Seele. Wie ihre Jugendschönheit an göttlichen Ursprung erinnerte, so hatte auch ihre Liebe zu einander nichts Irdisches. Beide gelobten deshalb: wenn Einer von ihnen sterbe, werde ihm der Andere sogleich ins Todesreich nachfolgen.

Nun begab es sich, daß König Sesostris in einen großen Krieg zog, in den ihn nicht nur seine sechs Söhne, sondern auch die Königin Nikotris begleiteten. Diese Nikotris war nämlich ein Weib von überaus starker Seele, ebenbürtig der Königsseele ihres hohen Gemahls und würdig, dem Reich solche Söhne geschenkt zu haben: ein wahres Königsgeschlecht. Damit das Land während der Abwesenheit seines Königs nicht ohne Herrn bleibe, ernannte der König seinen einzigen lieben Bruder Sechnat zum Statthalter, einen Mann herrschwüthigen Geistes, der seinen Bruder haßte, weil er der Aeltere war und die doppelte Krone trug: die mit der Lilie und die mit der Lotosblume.

Nach blutigen Kämpfen und glorreichen Siegen rüstete König

---

ten" das berühmteste. Es ist ein bewundernswerthes Dokument scharfen Forschergeistes aus Zeiten, die noch von keinem Licht durchleuchtet waren. Der ernsthafte Mann, der den Ehrentitel eines „Vaters der Geschichtschreibung" erhielt, spricht nicht nur von großen und bedeutsamen Dingen, sondern plaudert auch von Geringerem, von seltsamen Begebenheiten aller Art. Sogar Frauengeschichten weiß der Halikarnasser zu erzählen; und darunter sind etliche, die von einem nach Sensation lüsternen Schreiberlein erfunden scheinen. Freund Herodotos freilich versichert feierlichst, so, wahr und wahrhaftig, habe sichs zugetragen. Zwei dieser merkwürdigen Historien von berühmten oder berüchtigten, von anmuthigen oder heldenhaften Egypterinnen mögen hier (nicht wortgetreu wiedererzählt, sondern) nach der Art phantastischer Poeten vorgetragen werden. Allerdings mit möglichster Beibehaltung „geschichtlicher Wahrheit".

Sesostris mit seinem tapferen Heer, seinem heldenhaften Weib und der Sechszahl seiner blühenden Söhne die Rückkehr. Er führte mit sich gefangen Könige und Fürsten und eine unabsehbare Schaar Gefetteter; darunter die schönsten Jungfrauen und Jünglinge; führte mit sich zahllose Wagen voll Goldes, Silbers und Kupfers, voll von Juwelen, Wohlgerüchen und tausend anderen köstlichen Dingen. Desgleichen viele Kunstwerke aus Marmor und Erz, mit denen er die Tempel und Städte seines gewaltigen Reiches zu füllen gedachte. Dem König entgegen zog sein Bruder Sechnat, um, tötlichen Haß im Herzen, dem Triumphator zu huldigen. Sesostris empfing ihn mit großer Freude und inniger Bruderliebe.

Das königliche Zeltlager dehnte sich in seiner ganzen Pracht zu Daphnae bei Pelusium. Hier gab es viele Sümpfe, von Kanälen durchzogen, mit hohen Dickichten von Papyrus und Röhricht. Die Fluthen bedeckten weiße und gelbe, blaue und purpurfarbige Lotosblumen so dicht, daß ein lebendiger bunter Teppich über die regungslose Wasser ausgebreitet schien, während die Ufer Bollwerke schlanker Weiden mit lang niederhängenden, zart rosigen Blüthenzweigen und Mengen goldiger Lilien säumten.

In diesem schönen Revier veranstaltete Sechnat, seinem königlichen Bruder zur Ehre, eine Jagd auf Reiher, Kraniche und Flamingos. Da nun nicht nur Sesostris, sondern auch die Königin, gleich allen Herrschern der Erde, dem edlen Jagdvergnügen so leidenschaftlich ergeben war wie die feurigen jungen Söhne, schien die anmuthige Belustigung nach den wilden Erregungen des Krieges Allen doppelt erfreulich. In schmalen Nachen aus starkem Papyrusrohr schiffte sich der Fürst mit den Seinen ein. Statt der Hunde dienten den Jägern gezähmte und abgerichtete schwarze Panther. Die schönen Thiere mußten die Vögel aus den Dickichten jagen und die mit Pfeil und Schleuder erlegte gefiederte Beute aus den Fluthen oder den schier unzugänglichen Gebüschen herbeibringen.

Die Königsbarke mit dem Herrscherpaar und seiner prangenden Nachkommenschaft wurde von Sechnat selber in das Labyrinth der Wasserwege geleitet. Das Schiff war mit Purpur ausgelegt, führte auf vergoldeten Masten Purpursegel und trug einen Kranz von rothen Rosen. In einiger Entfernung folgten den Majestäten mit Lautenspielern und Sängerchören besetzte Nachen, aus denen zu sanften Weisen Ruhmeshymnen auf die Heldenthaten des Königs, auf die Schönheit der Königin und die Herrlichkeit der Söhne ertönten.

Nun stürzten sich die Panther aus den Fahrzeugen in die Fluthen und in die Wirrnisse der zahllosen winzigen Inseln des Sumpflandes, daraus sie das Gevögel aufjagten. Gleich einem lebendigen Gewölk umflatterte es kreischend und wehklagend die frohen Jäger, die nur ihre grausamen Pfeile abzuschießen, nur ihre mörderischen Wurfgeschosse zu schleudern brauchten: ohne zu zielen, beinahe blindlings. Es ward denn auch ein wahres Vogelschlachten, so daß den Tep-

pich der Blüthen und, wo dieser zerriß, das schwarze Gewässer sehr bald die Königsröthe färbte.

Die Panther, angesteckt von der Mordgier der Menschen, trieben mit heiserem Geheul immer neue Flüge Opfer auf, die unbeachtet liegen blieben, wo sie sterbend oder verwundet niederfielen.

Als der Blutdurst gestillt war, gelangte die Königsbarke, noch immer unter Sechnats Führung, an ein gleichfalls von hohem Schilf und Papyrus umschlossenes Eiland. Hier nun, inmitten des dichten Röhrichts, war ein freier Platz ausgeschlagen, darauf man das Königszelt aufgerichtet und das Königsmahl gerichtet hatte. Fürst Sechnat in eigener Person kredenzte seinen hohen Verwandten in goldenen, mit Rosen bekränzten Schalen den Wein, der von solchem wundersamen Wohlgeschmack war, daß auch die Königin davon immer von Neuem trank. Danach pflegten Alle auf kühlen, mit schwülen Wohlgerüchen angefeuchteten Polstern einer tiefen Ruhe.

Königin Nikotris träumte: ihr erscheine Isis, die große Göttin, und gebiete: „Opfere zwei Deiner lieben Söhne, o Nikotris, Königin!“ Diese erwiderte im Traum der Göttin: „Weshalb befiehlst Du einer Mutter, zu vollbringen, was keine Mutter vollbringen kann, Du göttliche Mutter des göttlichen Horus?“ Die große Göttin sprach zum anderen Male: „Opfere zwei Deiner lieben Söhne, o Nikotris, Du Weib des Sesostris!“ In ihrem Traum rief die Mutter der sechs blühenden Söhne: „Befiehlst Du mir so Unmütterliches und Unmenschliches, weil ich zu Abydos vor Deinem Bildniß mich rühmte, auf Erden die stolzeste und glückseligste Mutter zu sein? Stolzer und glückseliger als selbst Du, o göttliche Gattin des göttlichen Osiris?“ Da sprach die Göttin zum dritten Male mit deutlich vernehmbarer drohender Stimme: „Opfere zwei Deiner lieben Söhne, o Nikotris, Du stolze und glückselige Mutter der von Göttern und Menschen geliebten, in Schönheit und Kraft strahlenden Zwillingbrüder Amosis und Amasis!“ Nachdem die Göttin der Königin im Traume also zum dritten Mal geboten, stieg eine mächtige Flamme auf, darin die himmlische Erscheinung verschwand.

Mit gellendem Aufschrei erwachte die Königin aus schwerem Schlaf. Aber siehe: sie schien noch immer zu schlummern und schrecklich zu träumen. Rings um das Königszelt loderten Flammen. Inmitten des gewaltigen Feuerkranzes aber lagen, in tiefen, friedlichen Schlaf versunken, ihr herrlicher Gemahl und ihre sechs lieben Söhne. Der gräßliche Traum war gräßliche Wirklichkeit....

Die Königin weckte die Schlummernden, die taumelnd, in halber Betäubung, aufschreckten. Sie sahen sich von der feurigen Lohe umzingelt wie von einem haßglühenden Feind, der die Königsfamilie im Schlaf überfallen hat und vor dem es keine Rettung gab. Auch Das erkannten sie: daß sie verlassen und verrathen waren. Verlassen und verrathen und zum Feuertod verurtheilt von des Königs eigenem lieben Bruder Sechnat, der nach der Vertilgung Königs Sesostris und

seiner sechs Söhne mit den Kronen beider Reiche gekrönt werden müßte. Näher und näher züngelte das Heer feuriger Schlangen. Da bereiteten sie sich vor, wie Helden zu sterben. Und sie sprachen zu einander: „Wir sterben einen Königstod!“

Plötzlich fiel der Königin ein, was ihr im Traume die Göttin geboten hatte: „Opfere zwei Deiner lieben Söhne!“ Sie rief: „Wenn Zwei von uns in die Lohe sich werfen, so wird Isis, die große Göttin, durch die beiden Geopferten das Feuer löschen und die Lebenden werden über die Toten wie über eine Brücke hinwegschreiten, die ihnen die Götter durch das Flammenmeer bauten.“

Und die Königin sprach weiter:

„Ich und der König könnten jene Beiden sein, auf daß unsere lieben Söhne am Leben bleiben, den Mord an ihren Eltern rächen und Egypten ein junges starkes Königsgeschlecht habe. Aber sie sind noch zu jung und zu unerfahren; und die Reiche und Völker bedürfen noch zu sehr des Lebens und der Kraft ihres großen Vaters. Aber auch ich kann nicht eins der Opfer sein; denn König Sesostris bedarf noch zu sehr der Liebe und Stärke seines Weibes bei seiner schweren Regierung. Darum müssen nach dem Gebote der Göttin zwei unserer lieben Söhne für die Anderen den heiligen Opfertod sterben, um im Gedächtniß der Völker unsterblich zu leben.“

Und die Heldenmutter befragte ihre sechs lieben Söhne:

„Welche von Euch sind die beiden Helden, die für die Anderen den Tod erleiden wollen, um das ewige Leben zu haben?“

Da wollten alle sechs Jünglinge sterben.

Näher und näher und näher die gefräßigen, gräßlichen Flammen!

In letzter Noth entschied das Weib des Sesostris: „Meine beiden jüngsten und liebsten Söhne sollen sich opfern. So will es Isis, die göttliche Mutter des göttlichen Horus, die meiner Liebe solche Prüfung auferlegt.... Amosis und Amasis, eilt, Euch in die Flammen zu werfen, auf daß Eure Mutter die Prüfung bestehe.“

Mit einem Jubelschrei gehorchten die Söhne; warfen sich jauchzend in den wüthenden Brand; bildeten mit ihren Jünglingleibern eine leuchtende Brücke, über welche die Geretteten, von der durch solchen Gehorsam versöhnten Göttin geleitet, hinschritten, ohne daß auf ihrem Haupte ein Haar, an ihrem Gewande der Saum versengt ward.

König Sesostris hielt triumphirenden Einzug in seine Reiche und seine Völker jauchzten dem Sieger entgegen.

Mit dem Pharao kam sein königliches Gemahl; kamen vier seiner Söhne. Fragte Jemand nach den beiden Jüngsten und Liebsten, so erwiderte die Königin Nikotris strahlenden Angesichts: „Wenn es Nacht wird, geht aus Euren Häusern und blickt zum Himmel empor. Ihr werdet in dem ewigen Aether, nah bei einander, zwei neue leuchtende Sternbilder schauen. Das sind meine beiden lieben Söhne Amosis und Amasis, die in die Lichtwohnungen der Götter einzogen und darin glänzen werden in alle Ewigkeit.“

Dann erzählte sie die Geschichte der Zwillingsterne: wie die Königsfamilie in den Sümpfen von Daphnae bei Pelusium auf einer Vogeljagd nach üppigem Gelage fest eingeschlummert und während ihres Schlafes das Röhricht des Eilands durch die Sonnengluthen in Brand gerathen war; wie der treue und theure Bruder ihres Gemahls, Fürst Sechnat, und alles Gefolge zu spät zur Hilfe kamen; wie ihre beiden jüngsten und liebsten Söhne für die Anderen sich in die Flammen geworfen und auf welche wunderbare Weise sie durch göttliche Hilfe gerettet worden seien.

In sämmtlichen Tempeln Egyptens wurden den Himmlischen Dankopfer gespendet; wurden den beiden jungen Helden Standbilder errichtet und die Völker streckten nachts ihre Arme zu den Gestirnen empor und riefen dabei die Namen der beiden unsterblichen Toten mit Wehklage und Jubel zugleich.

Nachdem eine Zeit verstrichen war, beschloß die Königin, in Theben, in ihrem Palast am Nil, ein Dankes- und Siegesfest zu feiern. Dazu lud sie den Bruder ihres Gemahls und Alle, die damals zu spät die Rettung der Königsfamilie versucht hatten.

In einem mit Goldplatten ausgelegten Saal, an dessen Decke aus Lapislazuli ein Heer smaragdener Sterne funkelte, wurde bei dem Spiel von Lauten, Flöten und Harfen das Fest gefeiert. Inmitten des Saales, auf mächtig erhöhtem Thronsitz, schauten König und Königin mit ihren vier Söhnen dem Schauspiel zu. Neben ihren Sesseln standen große Körbe voll kostbarer Schmuckstücke, die sie von hoch her als Ehrengaben unter die Gäste warfen, so daß auf alle Gold, Juwelen und Perlen herabregneten. Nachdem die dienenden Jungfrauen und Jünglinge die Geladenen mit Wohlgerüchen gesalbt hatten, begannen die Tänzerinnen ihre anmuthigen Reigen. Sie waren mit Kleinodien behangen und schlugen zu den Bewegungen ihrer binsenschlanken Leiber kleine goldene Handtrommeln. Inzwischen boten die Dienenden den Gästen die bekränzten Schalen, wobei sie Jedem zuriefen: „Feiere den frohen Tag!“

Plötzlich trat ein Schweigen ein, das einer Todesstille glich. Das hohe Thor des Saales öffnete sich und herein wallte ein langer Trauerzug. Jünglinge trugen eine Bahre mit einem offenen Sarkophag, darin zwei tote Jünglinge ruhten: die Zwillingbrüder Amosis und Amasis. Es waren getreue Abbilder der Gestorbenen, um die nun im Saal eine gellende Totenklage erhoben ward. Totbleichen Angesichts stimmten auch die Gäste mit ein. Die Weiber in dem Trauerzug rauften ihr Haar, streuten sich Asche aufs Haupt und zerschlugen sich mit der Geißel Brüste und Nacken. Auf der Empore aber stand die Mutter der beiden Toten; keinen Laut hatte sie; starrte aus glühenden Augen regungslos auf die Mörder ihrer lieben Söhne herab....

Jetzt winkte sie: und der Trauerzug verließ den Saal. Wiederum auf einen Wink der Königin begannen Flöten, Lauten und Harfen von Neuem; begannen von Neuem die Tänzerinnen ihre Reigen; be-

gannen von Neuem die Dienenden, Lotos zu streuen, gefüllte Schalen zu reichen und die verwelkten Kränze mit frischer Blumenpracht zu vertauschen. Zugleich stimmten die Sänger das Freudenlied an:

„Feiere den frohen Tag!
Bereite Salben und Wohlgerüche!
Kränze von Lotosblumen für Glieder und Stirn,
Für den Leib der Geliebten, die in Deinem Herzen wohnt,
Die neben Dir ruht.
Schmücke Dich, so schön Du kannst!
Lege Balsam auf Dein Haupt!
Lasse vor Dir singen und tanzen!
Mit strahlendem Antlitz feiere den frohen Tag!
Wirf hinter Dich alle Sorgen und denke nur an die Freude;
Nur an das Leben denke, o Lebender,
Bis einst kommt der Tag, wo Du fährst zu dem Lande,
Welches das Schweigen liebt;
Bis Deine Seele gleitet nach Westen; nach Westen!“

Und Alle sangen erschaudernd im Chor:

„Nach Westen! Nach Westen!
Denn der Tag kommt!“

Da Alle von den schwülen Wohlgerüchen und den Dämpfen brennenden Weihrauchs aus dem Fabellande Punt betäubt, Alle trunken waren von Wein und Wollust und das Fest zur Orgie geworden, siehe: da kam der Tag! Der Tag der Sühne und des Gerichts für die Schuldigen; der Tag höchsten Glücks und Triumphes für Nikotris, die Richterin und Rächerin.

Eine der vier goldenen Wände des Saales barst krachend auseinander und herein wälzte sich, ein fluthendes furchtbares Ungethüm, mit gelben mordgierigen Wogen der Nilstrom.

Regunglos, gleich einem Bildniß aus Juwelen und Gold, stand die Königin Nikotris hochaufgerichtet im Kreis von Gatten und Söhnen und schaute mit strahlendem Lächeln auf die grauenvolle Vernichtung herab. Bis zu ihren Füßen stieg die Rachefluth und wälzte einen Wall toter Leiber rings um den Königsthron, der wie ein goldener Felsengipfel den Wogen entstieg.

Aus dem Knäuel der Sühneopfer, dicht vor dem königlichen Hochsitz, tauchte das von Todesangst verzerrte Antlitz des Verräthers Sechnat auf. Mit dem Blick und dem Lächeln einer Verzückten rief die Mutter von Amosis und Amasis dem verzweiflungvoll Ringenden zu: „Feuer wird nur durch Wasser gelöscht!“

Und als der Ertrinkende mit letzter, versagender Kraft an den Rand der Estrade sich klammern wollte, riß die Rächerin dem Pharao die Doppelkrone seiner beiden Reiche von der Stirn, hob das heilige Gold mit beiden Händen hoch empor und rief: „So stirb denn gekrönt!“

Riefs und schmetterte die zwiefache Königskrone auf das Haupt des Mörders ihrer lieben Söhne herab.

## Helena in Egypten.

Im Aegaeischen Meer kämpfte im Sturm ein Griechenschiff mit den wüthenden Wogen. Es wäre rettunglos untergegangen, hätte nicht die schaumgeborene große Göttin, nicht Aphrodite selbst das hin- und hergeschleuderte Fahrzeug gegen den Grimm Poseidons geschützt. Ihr, der holdseligen Himmlischen, hatte des Priamus junger Sohn Alexandrus, der schlanke Bruder des hehren Helden Hektor, vor allen Göttinnen den Schönheitpreis zuerkannt und sie hatte dafür dem Jüngling zum Lohn der Erde allerherrlichste Frau verheißen und auch verliehen.

Dieses wunderbare Weib, darin die Göttin selbst Mensch geworden schien, war Helena, „Tochter des Tyndaros", Gattin des Menelaus, des Fürsten von Sparta. Als dessen Gast hatte der junge Treuker mit Aphrodites Hilfe die Wunderschöne berückt. Das heilige Gastrecht hatte Alexandrus (er führte auch den wohllautenden Namen Paris) schnöde gebrochen; hatte das Weib des edlen Gastfreundes entführt und wollte nun die köstliche Beute in dem Königreiche seines Vaters bergen, das der vielfach gewundene Skamandros durchströmt und in dem das hochragende, stark umwallte Troja die prangende Königsburg ist. Da erreichte den Frauenräuber der Zorn des Meergottes. Von der Götterkönigin Hera und der Zeustochter Pallas Athene, den beiden durch die Schönheitwahl des jungen Königssohnes tötlich gekränkten Olympierinnen, schwer gereizt, schwang der Beherrscher der purpurnen Salzfluth seinen grimmigen Dreizack über Wogen und Schiff.

Der Jüngling Alexandrus aber achtete nicht des nahen Unterganges; achtete bei aller Todesgefahr nur Eines: daß der Erde schönstes Weib sein durch Treubruch errungenes Eigenthum sei und daß es sich ihm noch immer versagt habe. Denn Helena hatte zu Sparta im Tempel der Aphrodite vor dem Bildniß der Göttin gelobt: „Nicht eher, o Alexandros, darf Dein Mund den meinen berühren, als bis Deine hehre Mutter in der Stadt Deines königlichen Vaters uns das Brautbett bereitet und mit Rosen und Myrrhen bestreut hat." Nun sah der Liebende vor seinen Augen den grausen Tod, ohne ein einziges Mal die Geliebte selig umfangen zu haben....

Um von den rasenden Elementen nicht in den Schoß des Meeres gerissen zu werden, hatte Helena sich am Mast festbinden lassen. Der Sturm wühlte in ihrem langen Goldhaar; löste es aus seinen Banden; wehte es wie einen glanzvollen Schleier hoch in die Lüfte. Ihr veilchenfarbiges Gewand riß er der Göttlichen vom Leib, daß sie hüllenlos dastand und die treukischen Schiffer keiner Rettung gedachten, sondern in verzücktem Staunen auf die weiße Erscheinung starrten. Die Wogen schlugen herauf; krochen an den glänzenden Gliedern empor; umfingen sie voll wilder Lust; so, wie es dem in wahnsinniger Leidenschaft befangenen Jüngling versagt blieb.

Als er die Qual nicht länger ertrug, stürzte er zu der von den Wellen Umschlungenen und schrie auf: „Laß uns sterben im Kuß!"

Aber ihr mahnender Blick scheuchte ihn zurück wie ein Götter-

gebot.... Und Aphrodite gewährte die Rettung; doch verharrte Poseidon voll tückischer Arglist.

Denn die östlichen Winde trieben das Fahrzeug weiter und weiter von den treukischen Gestaden hinweg, bis zu den wilden Küsten Phoinikiens, wo die Frauen von Sidon die prächtigen Purpurgewebe wirken und Gold gemeines Metall ist. Und weiter noch trug die empörte Salzfluth Helena, die Edelentsprossene, mit ihrem verruchten Entführer: bis in das egyptische Meer und zu jener Mündung des Nilstromes, welche die kanobische heißt.

Hier erhob sich am öden Ufer von Sand und Gestrüpp ein Tempel des Herakles; und ein Heiligthum dieses von Göttern und Menschen geliebten, hilfreichen Heros bietet seit uralten Zeiten allen Flüchtigen und Verfolgten ein Asyl. Selbst der mit Fluch bedeckte Vater- und Muttermörder ist in den heiligen Hallen vor den schrecklichen Rachegöttinnen geborgen.

Da die treukischen Schiffer den schützenden Tempel gewahrten, steuerten sie sogleich in die rettende Bucht, warfen Anker und verließen Fahrzeug und Herrn. Sie glaubten sich nämlich wegen der Schmach, die der Königssohn dem Gastfreunde angethan hatte, von den Himmlischen gehaßt und verfolgt. Nun sollte Herakles, der göttliche Nothhelfer, sie gnädig vor weiteren Gefahren bewahren.

In dem Tempel waltete ein weiser Priestergreis, Thonis mit Namen, seines frommen Amtes. Ihm beichteten die Treulosen ihr angstvolles Elend und die Schuld des Gebieters, welche freilich die gewaltigen Götter gewollt hatten. Thonis hob jammernd die Arme und rief: „Ihr großen, geheiligten Götter, weshalb versucht Ihr den Menschen, der doch sterblich geboren ist und daher menschlicher Schwachheiten voll! Weh! Auch dem Herrscher dieses mächtigsten Reiches der Erde wurde ein schönes und theures Weib von einem Buben, den die Götter versuchten und der der Versuchung erlag, schändlich entwendet. Verödet liegt zu Memphis das Königshaus, in einem Schweigen, als sei der Palast der Totentempel jeglichen Lebens geworden, welches denn auch dem Pharao seit dem lebendigen Tode der geliebten Gattin gestorben ist. Seine Krone hat König Proteus abgethan; in Sterbelinnen sich gehüllt und sein erhabenes Antlitz mit dem Staube der Gasse gezeichnet. Weh! Schmach und Jammer! Weh uns!“

Als er den Treukern im Heraklestempel Zuflucht gewährt hatte, entsandte Thonis Eilboten nach Memphis in den Königspalast. Sie berichteten dem Pharao, was an der kanobischen Mündung geschehen sei, und erhielten von Proteus an Thonis den Befehl: „Führe den schuldigen Mann und das ruchlose Weib als Gefangene vor meinen Thron und vor mein Gericht, auf daß ich den Beiden das Urtheil spreche, als wäre sie mein eigenes treuloses Weib und er der von mir und den Göttern verfluchte Verführer!“

So geschah es, daß Alexandrus, des Königs Priamus jüngster und liebster Sohn, mit Helena, dem Weib des würdigen Fürsten von Sparta, in seinem eigenen treukischen Schiff gefangen den Nilstrom

aufwärts geführt ward, um vor das Antlitz des Egypterkönigs zu treten, dem das selbe Schicksal widerfahren war wie dem Menelaos, dem vertrauenden und gütigen Gatten der Weib gewordenen Göttin, der beseligenden und verderblichen. Denn es macht die Liebe den Mann zum Gott; und sie macht ihn zum Ehrlosen, zum Verräther und Mörder. Nilaufwärts ging die langsame Fahrt; in beständigem Kampf gegen reißende Wirbel und bedrohliche Untiefen. Von dem Deck ihres Schiffes aus schaute das schönste Liebespaar, das jemals in Menschengestalt auf Erden gewandelt, die Wunder des Fabellandes: an beiden Ufern die Pracht der Städte und die Herrlichkeiten der Tempel mit den gigantischen Bildsäulen der Pharaonen vor den thurmhohen Pylonen; die Palmenhaine und Rosengefilde, die der mächtige Fluß wie in einem Blumenbett durchwogte. An Inseln schifften sie vorüber, auf denen Schaaren brauner Wüstengeier im Sonnenschein ihre Schwingen ausbreiteten, die rosige Flamingos und Pelikane bevölkerten. Oder heilige Krokodile, mit Kleinodien geschmückt, wurden in Tempelteichen gehegt. Oder auf blauen Lotosblumen ruhten schneeweiße Ibisse, auch sie den Gottheiten des Landes geweiht. Dann aber stieg es vor den Gefangenen auf im rothen Glanz, als stünde die Erde in Flammen: die Wüsten Arabiens und Libyens im Feuer des Sonnenunterganges lodernd. Aber was wie brennende Felsengipfel erschien, waren die Pyramiden von Gizeh und Abusir und Memphis, waren die Gräber der Könige. Eine lange Reihe von flammenden Bergspitzen wars: eine lange Reihe von Pharaonengrüften. Bald danach ließen die Egypter das Schiff der Treuker landen: Alexandrus und Helena waren in Memphis, der Königsstadt.

Der Sohn des Priamus war von dem Paar der Erste, den die Häscher vor den König führten. Mit trauriger Strenge sprach Egyptens Majestät zu dem bethörten Jüngling: „Du stehst in Wahrheit vor mir wie ein Königssproß. Wer Du aber auch sein magst (denn ich weiß nicht, ob Deine Leute, die Dich verriethen, nicht Lüge aussagten), Jüngling, wer Du auch seiest: so Du Dich an Deinem Gastfreund vergingst, bist Du des Todes schuldig."

Alexandrus entgegnete erhobenen Hauptes: „Das bin ich, o König. Da Du mich in Deiner Gewalt hast, so lasse mich töten. Nur gönne mir zuvor eine Nacht am Herzen der Frau, um deren willen ich den Gastfreund verrieth und würdig ward eines schimpflichen Todes durch Henkershand. Denn ich kann nicht sterben, bevor nicht Helena mein ward, und bisher hat sie es mir wegen eines Gelübdes bei der großen Göttin der Liebe grausam verweigert." Und er verrieth dem Herrscher Egyptens der Geliebten Eidschwur.

Proteus saß auf seinem Thron; ein durch seinen Schmerz um sein für ihn gestorbenes Weib gebrochener Mann. Doch auch in seiner völligen Verstörtheit ein König. Er winkte: und sie führten Helena in den Saal. Auch Diese schritt einher nicht wie zu einem Gericht, sondern wie zu einem Triumph; und Alle, die sie sahen, ergriff Schrecken vor der göttlichen Gewalt solcher Schönheit.

Lange schaute König Proteus auf das wundersame Weib; lange schwieg er. Dann kamen über seine Lippen leise, leise diese Worte: „Alexandrus! Du, der Du Dich nennest des Königs Priamus Sohn, schuldig bist Du dreifachen Todes. Dennoch fälle ich über Dich einen anderen Spruch. Denn dreifach mörderischer als Tod trifft Dich, Mörder von Gattenehre, dieses, mein anderes Urtheil: Trennung von dem Weibe, dessen Schönheit nicht von dieser Erde ist."

Da schrie der zum Leben Verdammte auf, als empfange er den Todesstoß. Er sank dem furchtbaren Richter zu Füßen; streckte beide Arme empor; flehte mit herzzerreißender Stimme: „Töte mich, König Proteus! Töte mich unter unmenschlichen Qualen und Martern! Nur sei barmherzig und gnädig, sei menschlich, o König! Lasse mich nicht leben und lebend von diesem Weib scheiden!"

Der König hätte das treulose Weib dem gramvollen Gatten unter sicherem Geleit sogleich zurückzusenden vermocht; ließ Helena jedoch in seinem Palast, wo er sie nicht wie eine Gefangene, sondern wie eine Königin hielt. Er gab ihr die Frauen und Jungfrauen seines eigenen mit einem Nichtswürdigen entwichenen zuchtlosen Weibes als Gefolge, wies ihr die Säle und Gemächer von Egyptens ehemaliger Königin als Wohnung an und gebot, die königlichen Gärten und Lustgefilde für die schöne Frau aus Sparta wieder zu öffnen. Auch lud er sie oft vor sein trauerndes Angesicht und würdigte die aus dem Haus des Gatten Entflohene, seinen Kummer zu schauen.

So lebte nun Helena, fern von der lieben Heimath und fern von dem Geliebten. Den hatte König Proteus unter dem Geleit seiner eigenen Palastwache auf das Meer zurückgesandt, dessen Küsten er scharf bewachen ließ, damit der Treufer nicht etwa heimlich lande und ein zweites Mal mit der schönsten Beute entweiche.

Inzwischen erfuhr Helena in jeder Stunde eines träg dahinschleichenden Tages, welchen Jammer die treulose Gattin von Egyptens Majestät hinter sich zurückgelassen hatte und was Dieses heiße: ein Menschenleben zerstören; das Leben eines heilig liebenden, heilig vertrauenden Gatten. Die ihr beigesellten guten Jungfrauen hörten nicht auf, den Treubruch der Herrin zu beweinen und für die Lebende die Totenklage anzustimmen; hörten nicht auf, der Spartanerin die Schändlichkeit eines solchen Verrathes vor die Seele zu führen und ihr den Gram des edlen Königs zu schildern. Da Helena sich nicht als Herrin fühlte, so gebot sie den Frauen nicht Schweigen; saß wie ein wundersames Marmorbild und hörte Stunden lang, Stunden lang auf das Weinen und Trauern, auf das Klagen und Anklagen der Getreuen. Und täglich erfuhr sie am Ufer des Nil an ihrer eigenen Seele das Unheil eines Schicksals, wie solches dem König von Egypten, wie solches dem Fürsten von Sparta beschieden war. Da wollten die großen gütigen Götter, daß eine strahlende Erleuchtung über sie kam, gleich einer Erkenntniß, aus himmlischen Höhen hernieder....

Als König Proteus die Wirkung seiner weisen Absicht merkte, fand er: „Nun ist es Zeit!" Sogleich sandte er an den Herrscher von

Sparta heimliche Botschaft, die den Trauernden nach Egyptens Hauptstadt eilen hieß, während die Fürsten Griechenlands ihre Völker zum Kriege wider Ilion rüsteten. Des Königs Botschaft an Menelaos war von solcher Art, daß der Fürst in großer Hast aufbrach und bereits nach zehn Tagen den Nil heraufgefahren kam, nicht wissend, wen er in Memphis finden solle, von seinem entflohenen Weib nur wichtige Kunde erwartend. Eben so wenig ahnte Helena, was sich im Königspalast ereignen solle.

Abends nun brachten ihr die Jungfrauen Trauergewänder mit des Königs befehlender Bitte: Spartas Fürstin möge die düsteren Gewebe anlegen, da im Palast die Gedächtnißfeier für eine Gestorbene beginnen solle. Auch ihr leuchtendes Antlitz und Haupt möge sie dunkel umschleiern. Nachdem Helena in stiller Betroffenheit die Forderung erfüllt hatte, geleitete sie eine gleichfalls in Trauer gekleidete Frauenschaar in die Königssäle hinüber.

Als solle sie zum zweiten Mal gerichtet und nun des Todes schuldig befunden werden, trat die Herrliche vor Proteus' Thron. Da hörte sie sich von des Königs milder Stimme fragen: „Bekenne jetzt auch Du, o Helena, Tochter des Tyndarus, Weib des Menelaus, was des Priamus Sohn vor meinem Königsantlitz bekannte und was Du, bevor Dich Jener dem edlen Gatten geraubt, der Himmlischen gelobtest, die das fromme Volk der Hellenen als die Göttin der Liebe verehrt."

Und mit lauter, feierlicher Stimme sprach Helena nochmals das Gelübde, das nicht nur König Proteus, sondern auch Fürst Menelaus vernahm. Dieser aber erhielt sein Weib aus den Händen des weisen und gütigen Pharao zurück. „Ohne daß ihm ein Leides geschehen war!"

Bald nach solchem seltsamen Begebniß erhob sich zu Memphis, der leuchtenden Königsstadt am Nilstrom, im heiligen Bezirk des Proteus ein glanzvoller Tempelbau, geweiht der „fremden Aphrodite": der Helena, aller Völker der Erde herrlichstem Weib.

... Noch ein Anderes berichtet Herodotos von der selben Helena; und muß auch Dieses wiedererzählt werden.

Menelaus, nachdem König Proteus ihm so viel Güte erwiesen, wurde zum Frevler an dem König und den Egyptern. Widrige Winde hinderten den Fürsten von Sparta an der Abfahrt mit Helena; und als das böse Wetter gar zu lange währte, verfiel der Fürst auf folgende Unthat: Er ergriff zwei egyptische Knaben; opferte sie und entwich, um der Rache der Egypter zu entgehen, nach Libyen.

Auf der Flucht des Spartanerherrschers vor dem Zorn der Egypter mag dann der Grimm der Götter gegen den Unthäter Menelaus bewirkt haben, daß Alexandrus die Helena zum zweiten Mal raubte und sie (um ihren Gatten für die Frevelthat zu strafen) zum zweiten Mal von dem schönen Treuker sich rauben ließ. Schwerlich sehr ungern. Danach entbrannte vor Ilion der grausame Krieg um Helena, das schönste Weib aller Völker der Erde, und der göttliche Sänger Homer sang davon sein unsterbliches Lied.

Berchtesgaden. **Richard Voß.**

# Anzeigen.

**Die verirrte Magd.** Roman von Georg Engel. Konkordia Deutsche Verlangsanstalt in Berlin.

Rebekka West ist auf Rosmersholm eingezogen. Ihr heißes Blut hat nach Herrschaft begehrt und rücksichtlos ward das Weib, das ihr entgegenstand, in den Tod gejagt. Aber da sie sich am Ziel sieht, muß sie erkennen, wie sie selbst sich gewandelt hat. Ihr Wille ist gebrochen, das Zusammenleben mit dem reinen Mann hat die häßlichen Gelüste von ihr gejagt. Seelenfriede kam über sie. Die Lebensanschauung der Rosmer hat ihren Willen krank gemacht, geknechtet, ihre Seele geadelt.

Eine Gestalt Ibsens kehrt wieder in Hertha Boddin, der Heldin von Engels Roman „Die verirrte Magd“, wie er sie mit einer der biblischen Wendungen, die durch das ganze Buch klingen, nennt. Viel weniger bewußt als ihre nordische Schwester, aber auch viel liebenswürdiger und bestrickender stellt sich uns diese Hertha dar. Das Gold, das ihr schmuckes Köpfchen umrahmt, strahlt leuchtend und lockend in Sonne und Mondlicht, sie nimmt die Menschen gefangen und unterwirft sich die Herzen. Selbst am Sterbebett ihrer Mutter, wo wir sie kennen lernen, vibrirt ihre Stimme in leisem Triumph. Sie ist ein Soldatenkind und hat von ihrem Vater den Drang, zu herrschen, unabhängig dazustehen, geerbt. Wie ein Schreckbild taucht vor ihren Augen die drohende Noth auf, die keine energische Handbewegung fortzuscheuchen vermag. Da greift sie nach einer biederen Faust. Heinrich Kalsow nimmt sie in das Haus seiner Mutter, die unberedten Lippen des plumpen Riesen stammeln ungefüge Hoffnungen, die die kleine Blonde ihm zu verheißen scheint. Während er ihrer harrt und schon die alte strenge Frau, die, mit Brille und Bleistift rechnend, über ihn und den Hof gebieterisch schaltet, mit trüben Ahnungen erfüllt ist, sucht Hertha die erste Zuflucht bei ihrer Schwester, der Gattin des Professors Oskar Rogge. Einst ist dieser Schönheit suchende Mensch, wie sie, als Eroberer ins Leben gezogen; heute muß er für die kleinliche, gedrückte Frau und seine Kinder sorgen. Wilde Regungen und Freiheitstriebe haben ihm eine vorläufige Enthebung vom Lehramte gebracht. Die kleine Blonde begreift diese unruhige Seele und sucht ihn zu erobern, weil er Furcht vor ihr zu haben scheint. Er aber fühlt die Gefahr und tritt ihrer Lockung mit Heftigkeit entgegen, weil ihm seine Vergangenheit durch diese, wie er es nennt, „moderne Pholosophie der weiblichen Fessellosigkeit“ bedroht scheint. Eine furchtbare Nacht jedoch läßt alle Leidenschaften in den drei Menschen entbrennen: die Frau, nah daran, den Weg Beatens, der Gattin Rosmers, in den Mühlbach zu gehen, schwankt am Meeresufer hin und her, der Mann fiebert in einsamer Nacht vor der Thür des Schlafgemaches, in dem Hertha ruht, und die kleine Blonde vermag sich nicht zu entscheiden: zwischen der Ruhe des Daseins, wie sie ihr eben noch der täppische

Freund Heinrich geboten, und der wilden Unrast und tausend Möglichkeiten, die ihr der erbitterte Kampf um die Seele des Schwagers bereitet. Der frühe Morgen entscheidet. Der Direktor des Gymnasiums erscheint und verkündet dem Professor Rogge seine Wiedereinsetzung. Er hat gewonnen, was er braucht, die rechte biedere Bürgerlichkeit, er taucht beglückt in Entsagung und Bescheidung; und für das sonnige Nixchen ist kein Raum mehr in seinem Haus.

So zieht sie hin nach Werrahn, dem Gute der Kalsows, wo Heinrich sehnsüchtig ihrer harrt. Ihre bestrickenden Schmeichelkünste, ihre kokette Lieblichkeit erobern ihr nicht nur das Herz der mißtrauischen Mutter Lotting: selbst der Hausfreund, der abergläubige Küster, der in ihr ein Geschöpf des Teufels sieht, wird von ihr völlig bestrickt. Was zuerst Kunst und Absicht war, wandelt sich nach und nach in Natur. In diesem ernsten Frieden wird es in ihr selbst friedlich; vielleicht liegt darin für sie das ersehnte Glück, das sie festzuhalten strebt, indem sie der tiefen Neigung des bäuerlichen Bewerbers entgegenkommt. Aber neue Erschütterungen bewirkt der Eingriff einer Person aus dem vornehmen Kreis, dem sie innerlich anzugehören meint. Der junge Offizier Graf Hohensee, ein liebenswürdiger Dilettant des Lebens wie der Kunst, gewohnt und geübt, zu erobern, hat nicht nur Anna Kalsow, die feste, echt bürgerliche Haustochter, in eine heimliche heiße Leidenschaft verstrickt, er bemächtigt sich auch im Sturm der schwankenden Seele Herthas, der er vorhält, wie sie sich in eine Welt dränge, der sie nicht angehören kann, und treibt sie wieder in den alten Geist der Lüge und des Widerspruches hinein. Sie schwört der eifersüchtigen Nebenbuhlerin, daß zwischen dem Grafen und ihr nichts vorgefallen sei, und stürzt sich, Schutz suchend, in die Arme des gewaltigen Riesen, der sie mit der Axt vor dem Angriff eines wilden Hundes vertheidigt hat. Aber der Versucher naht wiederum. Die erklärte Braut wird nochmals in einer einsamen Stunde von Hohensee überfallen, noch einmal siegt ihr Verstand über den lockenden Ruf, der ihr die Pflicht gegen sich selbst verführerisch ausmalt. Doch der herannahende Tag des Verlobungsfestes stellt ihr wieder die erschreckende Aussicht eines Zusammenlebens mit diesen ihr innerlich so fremden, unerschütterlich klaren Menschen in der unbeweglichen Umgebung vor die Augen. Sie begehrt letzten Rath von dem einst heiß begehrten Schwager, der sie jedoch zurückweist und erklärt, es dürfe keine Menschen geben, die einer Glücksstunde wegen ein ganzes Leben fortschleudern dürfen. So fügt sie sich in die ländliche Feier, die mit viel Speise und Trank und plumpen Reden begangen wird. Sie will glücklich sein und klammert sich an den künftigen Gatten. Da naht der Graf vor seiner Reise in die Hauptstadt. Mit leichten, wenig und doch viel sagenden Versprechungen gelingt es ihm, zuerst in Anna trügerische Hoffnungen zu erwecken. Hertha waffnet sich mit Hohn gegen seine dringenden Werbungen; aber im entscheidenden Augenblick versagt ihr die ersehnte Stütze. Heinrich, von ungewohntem Trunk überwältigt, erweckt mit dem Ekel

zugleich in ihr wieder die Triebe nach Freiheit und Selbstbethätigung. Mit dem Grafen fährt sie in die Welt hinaus, während die Wellen des Schwarzbaches den Leichnam Annas ans Land tragen. Ruhelos jagt die Verirrte nun an der Seite des Geliebten durch die Welt, völlig unbefriedigt und mit sich verfallen. Jetzt spricht sie Rebekkas Gefühle aus: „Zu lange hat sie unter Mutter Lottings Dach gelebt. Seit sie zu Werrahn in der guten Stube gesessen, abgeschnitten von dem Sturmwind, den die neue Zeit entfesselt. Da sind leise und unvermerkt Gewalten über sie eingebrochen, die sie früher nicht gekannt hat. Es sind die schweren, biederen Anschauungen der Leute, die den unverbrauchten Kern des Volkes darstellen. Das ist stark über sie geworden. Und jetzt schreit es in ihr, weil sich ihr Dasein ohne Güte und in Herzlosigkeit verschwendet, und daß sie sich nicht habe bescheiden können“. In Berlin, wo dem Grafen die niederschmetternde Nachricht wird, daß es mit seiner militärischen Laufbahn vorbei sei, stürzt sich der leichtsinnige Aristokrat in die Verführung der Großstadt. Hertha ist schwer erkrankt; sie wird von dem treuen Küster aufgefunden und auf das alte Gut, das einst ihre Heimath werden sollte, zurückgebracht. Dort sitzt Frau Lotting Kalsow, gelähmt an Füßen und Sprache, aber mit ihren glühenden Augen, beredt wie Zolas Mutter Raquin. Dort schleift Heinrich in stummem Schmerz das Beil, das den Räuber seines Glückes treffen soll. Wortlos weisen sie die Reuige von ihrer Schwelle. Das Haus des Küsters nimmt sie auf. Dem ihr nachjagenden Grafen tritt, wild aufbrüllend, Heinrich mit seiner Waffe entgegen. Aber der furchtbare Mord wird durch das sich bäumende Pferd, das seinen Reiter abwirft, abgewendet. Mild verzeihend naht Heinrich der einst Geliebten. Hertha aber entsagt der wilden, begehrlichen Jagd durchs Leben, die sie nie in das Land der Verheißung geführt hat. Sie erkennt, daß Eins immer den Menschen erzieht: die Arbeit. Ihr will sie sich weihen. Und dann, verheißt ihr Heinrich, werde sie vielleicht doch noch Licht in Mutter Lottings Gute Stube bringen.

Die Irrungen wie die Läuterung einer rastlos suchenden Seele stellt der Dichter dar. Einen verwandten Gedanken gestaltet Schnitzlers „Hirtenflöte“ aus, wo die vom Leben zerrüttete Frau wieder zum Gatten zurückkehrt, der sie mitleidlos hinausstieß. Bei Engel sind die Irrungen viel überzeugender, anschaulicher ausgeführt als die Läuterung. Das hängt mit der Eigenart seiner Technik zusammen. Gerade die Hauptmomente des zweiten Theiles, die Katastrophe beim Fest und den Schluß, berichtet nicht der Erzähler, sondern Herthas Entführung wird aus den Reden der ländlichen Zeugen in ihren äußeren Momenten zusammengesetzt. Und von ihrer Heimkehr und innerlichen Befreiung meldet eine Predigt des Küsters. Die Absicht des Verfassers, diese thatsächlichen Vorgänge, die ihm nicht Gelegenheit zu psychischen Analysen boten, zu objektiviren, ist klar; und die Ausführung gelingt ihm in geradezu virtuoser Weise. Aber dieser Einbruch fremder Elemente, namentlich in dem fast lyrischen Schluß, der in eine heftig pol-

ternde Philippica gegen bäuerische Klatschmäuler so wenig paßt, trennt uns für den Augenblick von den Menschen, deren Innenleben wir so lange mit Spannung gefolgt sind. Und auch ein zweites Moment macht sich hier, wie in früheren Werken Engels, eigenartig, doch auch befremdend geltend. Dieser Dichter vermag Unbelebtes wahrhaft zu beleben. Aber er geht zu weit, wenn die Tragbalken des Hauses, die elf Stundenschläge der Thurmuhr ihr Eigendasein, ihre bestimmten Physiognomien und körperlichen Schilderungen erhalten, wenn sich innere Kämpfe in leise flüsternde Stimmen, in Dialoge zwischen guten und bösen Geistern umsetzen. Diese Gebrechen, die namentlich den guten Ausgang nicht genügend begründet erscheinen lassen, sollen die Freude an der reichen Begabung, der innigen Vertiefung in Stoff und Gestalten dem Leser aber nicht verkümmern.

Wien. Professor Alexander von Weilen.

**Wenn die Sonne untergeht.** Verlag Konkordia in Berlin.

Mich hatte im Leben das Empfinden gepackt und es ließ mich in Jahren nicht wieder los, daß der Glaube an einen Menschen so stark sein kann wie nichts sonst auf der Welt, daß vor Allem eine Frau unter ihm geht, wenn sie liebt. Ein hochgeartetes, echtes Weib hat einen tiefschauenden Blick in der Liebe. Ihre Seele giebt sich hin, wenn Größeres sie packt und fortreißt. Und mit dem Augenblick, wo sie, vielleicht sich selber noch unbewußt, liebt, beginnt sie auch, unbewußt, zu idealisiren; und sie idealisirt weiter, — auch wenn sie mit der Zeit einsehen gelernt hat, daß der Mann ihres Herzens sehr anders geartet ist, als sie wähnte. Wenn er sie leiden macht, wenn sie erkennt, daß er ihr innerstes Wesen nicht verstanden hat. Immer glaubt sie, daß er im Tiefsten doch mit ihr geht, daß ihre Gedanken im Größten zusammen kommen und ihn nur die Verhältnisse von ihr fortführen. Der Glaube an ihn ist so groß, weil die Liebe echt ist. Ein Empfinden, das der Frau des Lebens tiefste Schönheit und auch sein grenzenloses Leid entschleiert. Wie ein Verhängniß steht das Geschick zuletzt über dem Haupt der Frau; ganz von fern winkt am Ende nur noch die leise, schmale Hoffnung, daß der geliebte Mann einmal im Leben noch erkennen möge, welche große Liebe ihm ward. Der Ausklang kann von zweierlei Art sein. Es kann geschehen, daß der Mann, der so geliebt wird, am Ende seines Lebens sehend wird und klar empfindet, wie rein und groß die Liebe der Frau zu ihm war. Oder es kann geschehen, daß das liebende Herz der Frau tief verwundet und zurückgestoßen wird, daß es sich endlich gegen den einst Geliebten aufrichtet und ihm zeigt, wie er erreicht hat, die Liebe zu töten und den Stolz und die Würde zu heben. So zu heben, daß nur sie noch, nach den grausamsten Schmerzen, leben bleibt und das Wort „Liebe“ in dieser Frau nicht mehr widerklingt. Ich habe den ersten Ausklang gewählt. Emma Böhmer.

# Panama.

Im Jahr 1881 wurde unter der Aegide Ferdinands von Lesseps die französische Panamagesellschaft gegründet; 1914 wird der erste Dampfer, mit dem Sternen- und Streifenbanner am Heck, das Wasser des 79 Kilometer langen Kanals pflügen. Den Franzosen blieb die Erinnerung an ihr „Panama“; den Yankees bleibt der Kanal. 1500 Millionen Francs und ein gerüttelt Maß guten Rufes hat er verschlungen. Nie hätte französisches Kapital sich an das Wagniß eines solchen Unternehmens gemacht, wenn ihm eine glaubhafte Kostenrechnung gezeigt worden wäre. Aber man verschwieg ihm nicht allein die Höhe der „Finanzgebühren“, sondern täuschte die für Panama enthusiasmirten „Sparer“ auch über die Menge des zu entfernenden Erdreiches. So wurde mit viel zu niedrigen Baukosten (843 Millionen Francs) gerechnet; und als nach sieben Jahren 1400 Millionen verarbeitet waren, gab es noch nicht einmal einen Kanaltorso. Der einzige fühlbare Erfolg war der Strike der Zinscoupons. Dann kam der Krach; ein so ungeheurer, daß noch heute, nach fast fünfundzwanzig Jahren, von dem zertrümmerten Mauerwerk Staubtheilchen in der Luft zu finden sind. Das einzige Besitzthum, das unter dem Schutt unversehrt blieb, war die von der kolumbischen Regirung gewährte Konzession. Um sie nicht verfallen zu lassen, wurde 1894 eine neue französische Gesellschaft (Compagnie Nouvelle du Canal de Panama) gegründet. Die hatte schon die richtige Witterung: ihr Stammkapital erschien nicht in Francs, sondern in Dollars. Acht Jahre nach ihrer Geburt ließ sich Mister President vom Kongreß ermächtigen, die Konzession für den Bau des Panamakanals zu erwerben; und für 40 Millionen Dollars kaufte die Union, was von dem stolzen Lessepsbau geblieben war. Die neue Republik Panama sorgte für die Konzession. So sollte es sein; und so ists geworden.

Die Kosten haben wohl an zwei Milliarden Mark betragen; aber die technische Leistung darf sich sehen lassen. Der Panamakanal ist 16 Kilometer länger als sein Ahne, der Kanal von Suez, der eine glatt verlaufende Fahrrinne bildet, während der Panamakanal sechs große Schleußen hat. Die erste direkte Wasserverbindung zwischen Atlantischem und Stillem Ozean; das berüchtigte Kap Horn braucht nicht mehr zu schrecken. Das ist keine Kleinigkeit. Amerika hat vollendet, was seit vierhundert Jahren geplant und durch politische Bedenken vereitelt worden war. Der Einfluß Spaniens in Central- und Südamerika ließ Projekte fremder Unternehmer eben so wenig durchdringen, wie es die Monroedoktrin der nordamerikanischen Republik that. Die Yankees wußten schon vor achtzig Jahren, daß sie einst gezwungen sein würden, die Herrschaft über den kürzesten Weg zwischen Atlantic und Pacific mit einer anderen Macht zu theilen; deshalb suchten sie Schutz hinter der Coulisse eines Vertrages mit England (Clayton-Bulwer), der beide Kontrahenten vom selbständigen Bau und von der

Kontrole eines mittelamerikanischen Kanals ausschloß. Damals dachte man noch an die Landenge von Nicaragua. Fünfzig Jahre später hatte Amerika seinen Schein in der Tasche: zwischen dem Staatssekretär John Hay und dem englischen Botschafter Pauncefote wurde vereinbart, daß nur die Vereinigten Staaten das Recht zum Bau und Betrieb des Panamakanals haben sollten. Das Recht zur Befestigung der neuen Straße wurde ihnen erst später zugestanden. Von diesem Pakt machen die Amerikaner nun Gebrauch. Sie wollen, daß ihre Schiffe ohne Entgelt (oder gegen einen kleinen) den Kanal durchfahren dürfen, alle fremden Schiffe aber Abgaben zu leisten haben. In England wird dieses (noch nicht gesicherte) Privilegium als Verletzung des Hay-Pauncefote-Vertrages empfunden. Man wird wohl einig werden.

Den Yankees liefert der Panamakanal eine neue Möglichkeit, ihrer Wirthschaft die Welt zu erobern. Die halbe Milliarde Dollars, die für die Besiegung Magalhaes' aufgewendet wurde, soll nicht nur hohen Zins tragen, sondern auch die Flecke auf dem Ehrendiplom für wirthschaftliche Leistungen tilgen, die durch die ungeschickten Prozesse gegen das Großkapital entstanden sind. Der Herausgeber der „Zukunft" hat schon vor Jahren hier an das Wort erinnert, das Goethe 1827 sprach, als der Durchstich der Landenge von Panama erwähnt wurde, über den Alexander von Humboldt geschrieben hatte. Goethe sagte: „Gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze civilisirte und nichtcivilisirte Menschheit unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen." Die Fahrt um das Kap Horn nennt Goethe „langweilig, widerwärtig und kostspielig"; nöthig sei, zwischen der Ost- und der Westküste Nordamerikas eine rasche Verbindung zu schaffen. Wird der Panamakanal wirklich „unberechenbare Resultate" hervorbringen? Die Welt sieht heute anders aus als anno 1827. Damals war die Landenge von Suez noch nicht zum Wasserweg gewandelt; und in die kühnsten Träume drängte sich kaum die Vorstellung eines Schienenweges von Moskau bis Peking. Die Thatsache, daß man von London in zwölf Tagen nach Peking kommen kann, hat dem Panamakanal einen Theil seiner Bedeutung vorweggenommen. Billigste Fortbewegung von Massengütern: nur darum handelt sichs; Passagiere und Post kommen für die Volkswirthschaft erst in zweiter Linie und die Post wählt stets den kürzesten Weg, zieht also, wo es geht, die Eisenbahn dem Dampfschiff vor. Das ist bei der Möglichkeit einer Konkurrenz zwischen dem neuen Kanal und der Sibirischen Bahn zu bedenken. Der Schienenstrang, der Sibirien durchschneidet und in China eindringt, wird auch nach der Eröffnung des neuen Weges nach Ostasien und Ozeanien nicht weniger oft und stark vibriren als zuvor.

Was gewinnen die Vereinigten Staaten und was verliert Eu-

ropa? Der Weg von New York nach San Franzisko beträgt (um das Kap Horn) 14400 Seemeilen oder 27000 Kilometer. Durch den Panamakanal wird die Strecke auf 5400 Seemeilen oder 9990 Kilometer verkürzt. Ein Dampfer, der von New York nach Hongkong, Shanghai oder Sydney via San Franzisko fährt, hat 20000 bis 22000 Seemeilen zurückzulegen. Durch den Panamakanal werden diese Strecken halbirt. Die Bedeutung eines solchen Ereignisses wäre „unberechenbar“, wenn es noch keinen Suezkanal gäbe. Durch ihn ist für die Fahrt nach Ostasien und Australien die Umseglung der Südspitze Patagoniens und die Fahrt durch die Magalhaesstraße unnöthig geworden. Wer von New York nach Hongkong oder Shanghai will, benutzt den Suezkanal. In der Zukunft aber wird Shanghai, Yokohama, Sydney via Panama schneller zu erreichen sein als via Suez, während Hongkong etwa die selbe Distanz auf beiden Wegen hat. So gewinnen die ostamerikanischen Häfen 2000 bis 4000 Seemeilen für den Verkehr mit Ostasien und Australien. Das ist auf das Verlustkonto des Suezkanals zu setzen. Dagegen wird ihm die ostamerikanische Passage nach Indien bleiben; und sicher wird der ältere Kanal den gesammten Verkehr von den europäischen Häfen nach Ostasien und Australien behalten; denn die Entfernung zwischen Hamburg und Hongkong ist über Suez um 4300 Seemeilen kürzer als über Panama. Gefährdet ist die europäische Schiffahrtstraße nach der Pacifickiste. Die Schiffe, die Kap Horn oder Suez passiren müssen, um die Häfen der westamerikanischen Küste zu erreichen, werden den viel kürzeren Weg durch den Panamakanal nehmen. Ob die Suezkanalgesellschaft versuchen wird, den Rivalen durch niedrige Gebühren zu schlagen? Bei ihren enormen Einnahmen wäre eine neue Herabsetzung des Tarifs möglich. Die Fahrt ist noch immer sehr theuer. Für die Nettoregistertonne sind 6,75 Francs und für jeden Passagier 10 Francs zu bezahlen. Ein Dampfer von 10000 Registertonnen und 1000 Passagieren hat also für eine Durchfahrt 77500 Francs oder 60000 Mark zu entrichten. Kein Wunder, daß 1911 eine Gesammteinnahme von mehr als 134 Millionen Francs brachte (das Aktienkapital beträgt 200, die Obligationenschuld 279 Millionen) und die Dividende munter in die Höhe klettert (33 Prozent). Vereinbart war, daß bei einer Maximalquote von 25 Prozent der höhere Ueberschuß zur Minderung der Gebühren bis auf 5 Francs dienen sollte. Aber dieses Abkommen ist vergessen wie manches andere Ereigniß aus der Geschichte des berühmten Kanals. Die Vergangenheit ist von den Nachkommen einiger Gründer wieder aufgerüttelt worden. Man hat Dokumente gefunden, aus denen hervorgehen soll, daß Lesseps, der „grand farceur“, wie ihn Louis Napoleon nannte, überhaupt keine Konzession für den Bau des Kanals hatte. Der Gesellschaft würde dann das gesetzliche Fundament fehlen und England müßte die Aktien, die der kluge D'Israeli von Ismael Pascha zu Ramschpreisen kaufte, wieder herausgeben. Doch Britanien wird sich die Kontrole über den Seeweg nach Indien nur

von übermächtiger Gewalt rauben lassen. Die Aktie des Suezkanals kostet heute 6000 Francs (bei 500 Francs nominal). Für die 178000 Aktien Ismaels bezahlte England 100 Millionen Francs und heute sind sie 1068 Millionen werth. D'Israeli verstand sein Geschäft.

Der Hauptkunde des Suezkanals ist England. Nach ihm folgt Deutschland. Werden diese beiden guten Zahler durch den Panamakanal abgelenkt werden? Die Gebühren sind ungefähr gleich hoch (wenns in Panama bei dem geplanten Höchstsatz von 5,20 Mark für die Nettotonne bleibt). Wichtiger ist die Intensität des anglo-deutschen Handels mit Westamerika. In den süd- und mittelamerikanischen Republiken ist der englische und der deutsche Kaufmann ein gern gesehener Gast, sehr zum Aerger der Dollarmanager, die sich dadurch in ihrem Monroestolz verletzt fühlen. Daß aber die Entscheidungschlacht auf amerikanischem Boden geschlagen werden wird, ist leicht zu sehen. Das Ziel der Yankees ist die Industrialisirung der Gebiete an der Pacificküste. Waaren und Menschen sollen dorthin gebracht werden, damit Nordamerika die unbestreitbare Herrschaft über den westlichen Theil des Erdballs erlange. Wie eifrig die Union sich um die Eroberung neuer Reiche für ihre Industrie bemüht, hat das (mißglückte) Abkommen mit Kanada gezeigt. Nun wird durch den Panamakanal eine Planke an die kanadische Westküste gelegt, die vielleicht den Vertrag ersetzt. Vancouver ist schon Kopfstation mehrerer Pacificlinien; der Kanal schafft dem aufblühenden Hafen eine neue Verbindung mit den Häfen Ostamerikas. Das gilt auch für San Franzisko. Und die Ausfuhr der üppigen Gaben kanadischer und kalifornischer Landwirthschaft nach Europa wird durch den neuen Weg ungemein erleichtert. Den europäischen Wirthschaftstaaten bringt der Kanal keinen Nutzen; wo sie schneller als auf dem alten Weg sein werden, kann der Yankee noch schneller als sie eintreffen. Der amerikanische Kanal ist der Schlüssel zur westlichen Hemisphäre: aber nur für die Vereinigten Staaten. Die wollen die Macht über den Kanal behalten. Deshalb soll bestimmt werden, daß den Dampfern amerikanischer Eisenbahngesellschaften das Thor verschlossen bleibe. Die Eisenbahnkönige sollen ihre Tyrannis nicht auch dem Kanal aufzwingen, gegen den sie ein Vierteljahrhundert lang gekämpft haben. Für die Bahnen nach der Pacificküste ist der Kanal ein böses Ding; trotz allen Gebühren und Abgaben kommen die Güter zu Wasser billiger an als im Eisenbahnwagen. Zu den betroffenen Linien gehört auch die Canada-Pacific-Bahn, die eine eigene Rhederei hat und sich gern für eine englische Gesellschaft ausgeben würde, um dem unangenehmen Verbot zu entgehen. Diese Maskirung ist aber nicht durchzusetzen. Und der Regirung kann man, nach den Erfahrungen mit der Monopolisirung der Schienenstränge, nicht verdenken, daß sie den Panamakanal nicht als Schauplatz von Drosselkunststücken und selbstherrlichen Tarifen sehen will. Die Eisenbahnen können versuchen, durch Ermäßigung ihrer Frachtsätze den Strom der nach dem Wasserweg drängenden Güter in ihr Netz abzulenken. Im

Innern des Landes wird ihre Souverainetät nicht angetastet werden; und die Möglichkeit, daß die Pacifickuste neu besiedelt und wirthschaftlich kultivirt wird, ist auch für die Eisenbahnen eine Chance, da der Passagier den Landweg oft der Kanaldurchfahrt vorziehen wird. Jedenfalls ist die Kanalpolitik der Regirung eine konsequente Fortsetzung des Verhaltens gegen die wirthschaftlichen Monopole. Die neue Waffe wird besser treffen als das stumpfe Instrument eines unzulänglichen Gesetzes. Amerika kann wieder einmal lachen. Ladon.

# Zwei Briefe.

I

Sehr verehrter Herr Harden! Vorgänge der jüngsten Zeit haben zur unvermeidlichen Folge gehabt, daß in deutschen Tageszeitungen wieder einmal laut über die „Deutschenverfolgungen in Prag" geklagt wurde. Deshalb möchte ich Sie bitten, Ihren Lesern heute eine Auffassung zu unterbreiten, die mindestens für sich hat, daß sie sich ganz auf die bestehenden Thatsachen stützt. Ich lebe seit drei Jahren in Prag, stehe dort im Brennpunkt der deutschen Interessen; und ich habe nie und nirgends beobachtet, daß auf irgendwelchem Gebiet in irgendwelcher Art die Bewegungfreiheit des Deutschen von Czechen beeinträchtigt wurde; daß Jemand die Rechte eines Deutschen schmälerte oder dessen Bequemlichkeit hemmte. Es ist beinahe beschämend, mit welchem Takt und welcher Liebenswürdigkeit in durchaus czechischen Kanzleien deutschen Beamten, in czechischen Theatern deutschen Bühnenkünstlern begegnet wird, welches fast übertriebene Entgegenkommen deutsche Käufer in czechischen Kaufhäusern, deutsche Gäste in czechischen Lokalen finden: beschämend angesichts des Mißtrauens, das vielfach in den Deutschen lebt. Niemand hat je daran Anstoß genommen, wenn ich etwa im Restaurant Chodjera, der Hochburg des Czechenthums, in deutscher Sprache ein Wiener Schnitzel bestellte; ich habe im Czechischen Haus deutsche Zeitungen verlangt und erhalten und ich habe auf Ausflügen in stockczechische Nachbarorte niemals einen unfreundlichen Blick aufgefangen oder auch nur das Gefühl unsicheren Unbehagens gehabt, das eine feindsälige Umgebung bewirkt. In Wahrheit: die Deutschen haben keinen Grund, unzufrieden zu sein. Daß Prag heute keine deutsche Stadt mehr ist, mag jeder Deutsche beklagen; daß es aber eigentlich noch immer eine deutsche Stadt sei, sollte keiner, der weiß, daß von der Bevölkerung kaum mehr als fünf Prozent Deutsche sind, zu behaupten versuchen. Am letzten Junitag war das große Sokolfest. Wo immer Menschen in großer Masse zu festlicher Kundgebung eines gemeinsamen Gefühles zusammenkommen, pflegt der Einzelne, von den Wogen der allgemeinen

Begeisterung getragen und aus dem eigenen Gleichgewicht gerissen, an persönlichem Verantwortlichkeitgefühl einzubüßen; der große Verbrüderungrausch, ohne den es kein Nationalfest giebt, macht ihn, was seine Zurechnungsfähigkeit betrifft, dem Betrunkenen ähnlich. Wer aber einer Ueberzahl von Betrunkenen ohne Noth breitspurig und herausfordernd in den Weg treten wollte, handelte nicht männlich, sondern knabenhaft; und nicht feig, sondern verständig, wer, der Ueberlegenheit des Nüchternen bewußt, heftige Begegnungen vermiede. Aber die Czechen, die ihr Sokolfest feierten, hatten mit Betrunkenen keine Aehnlichkeit; der Tag, der ein wahrhaft imponirendes Bild ungemessener Begeisterung bot, zeigte zugleich ein Beispiel von musterhafter Massenorganisation: Alles war bis ins Kleinste mit staunenswerther Umsicht vorbedacht und der Gefahr irgendwelcher Ausschreitungen mit überraschendem Erfolg vorgebeugt worden. Immer wieder hatte man die Bevölkerung durch Aufrufe gewarnt, die deutschen Studenten zu belästigen, und so hat man erlebt, daß der weltberühmte Grabenbummel von den organisirten Czechen vor jeder Ausschreitung einer festlich-übermüthigen czechischen Volksmenge bewahrt wurde. Immerhin: eine mäßig breite Hauptstraße, gerade um die Stunde des Festzuges, von Schaulustigen besetzt gehalten und seit frühem Morgen von lärmendem Gedräng erfüllt, an einem Tag, da die ganze Stadt (deren Bevölkerungzahl auswärtige Gäste beinahe verdoppelt haben) in Bewegung ist: man muß zugeben, die Gelegenheit, in geschlossenen Gruppen zu promeniren, war nicht eben bequem. Nun, es ist ja dann auch (wer hätte nicht davon gelesen?) hier und da zu unbedeutenden Zusammenstößen gekommen, wie sie wohl noch nie und nirgends gefehlt haben, wo es ein großes Nationalfest mit Umzügen, Volksgewühl, Reden unter freiem Himmel gab. Keiner, der den Willen hat, sachlich zu bleiben, konnte hierin etwas grundsätzlich Bedeutsames, gar ein für die Deutschen bedrohliches Symptom erblicken. Wäre wirklich im Nationalgefühl des Czechen ein deutschfeindliches Element enthalten: was hätten wir wohl jetzt erfahren müssen, als Hunderttausende von Czechen ein paar Tage lang in Prag gar nichts Anderes wollten als: alle die in Jahren aufgespeicherten Gefühle gründlich ausleben? Darum, wer bis jetzt um das Wohlergehen der Deutschen Prags in Sorge war, Der sollte sich durch das Verhalten der Czechen während der Sokolfeier belehren lassen. (Auch im Deutschen Reich dürfte man sich ernsthaft freuen, wenn diese freundliche Auffassung von eben so ruhigen und dabei national nicht unempfindlichen Beobachtern bestätigt werden könnte; und noch mehr, wenn der deutsch-czechische Ausgleich, der jetzt wieder versucht wird, endlich Ereigniß würde. Schon der Blick über die Leitha müßte beide Stämme bestimmen, sich in eine Gemeinschaft zu finden, die keinem allzu schwere Opfer aufbürdet und der Macht und der Bündnißfähigkeit der Monarchie beträchtlichen Zuwachs brächte.)

II. Im zweiten Juliheft Ihrer „Zukunft“ beginnt der Artikel „Kronprinz“ mit den Sätzen: „Die Jagd ist eine der sinnlichen Ver-

gnügungen, die den Leib bewegen und dem Geist nichts sagen. Man verfolgt mit wildem Eifer ein Thier und hat seine grausame Freude daran, es zu töten.“ So schrieb Friedrich von Preußen. Und hier sprach er wie der Blinde von der Farbe. Er war eben kein Waidmann. Sein Urtheil kann also für den Jäger nicht maßgebend, kann und soll es auch nicht für den Kronprinzen sein, um so weniger, als die Jagd von heute denn doch etwas ganz Anderes ist als die der großen Herren früherer Jahrhunderte. Die pflegt wohl der Kaiser noch. Möglichst viele Kreaturen, die ihm vor die Büchse getrieben werden, unter höfischem Trara zur Strecke zu bringen, ist ihm manchmal ein Vergnügen. Nicht ausschließlich allerdings. Der balzende Hahn läßt sich nicht „treiben“. Den muß die Majestät so gut anspringen wie ein Anderer auch. Bevor noch der Tag dämmert. Er wartet nicht. Läßt sich auch nicht festmachen wie ein Vierzehnender oder einkreisen wie ein starker Keuler, ziemlich totsicheres Wild, das umzulegen nicht des Waidmanns, sondern nur des Schützen bedarf. Der Kaiser ist ein sehr guter Schütze, aber nicht Waidmann. Dazu fehlt ihm die Ruhe; er hat zu viel Temperament, Beweglichkeit, Lust nach rasch wechselnden Bildern; Geduld wird ihm schwer; er wartet nicht gern.

Sicher ist Ihnen aufgefallen, daß Bismarck in Gesprächen und Reden oft Jägeraussprüche anwandte, Jagdszenen vergleichsweise zu Begriffsbildern ausmalte. Nicht nur, weil er selbst Waidmann war, sondern, weil Jagd und Politik von Dem, der sie betreibt, allerlei gleichartige Eigenschaften fordern: genaue Terrainkenntniß, scharfe Beobachtung, Vorsicht, kluge Ausnützung der gegebenen Situation, klaren, sicheren Blick, Geduld, Zähigkeit, raschen Entschluß, dem sofort auch die That folgt. Ein alter Rehbock, namentlich einer von denen, die schon einmal im Feuer standen, läßt sich nicht, mir nichts, Dir nichts, über den Haufen knallen. Der Kerl braucht die ihm von der Natur verliehenen Wehrwaffen so sicher und gewandt wie irgendein Routier im Gestrüpp der Diplomatie. Wenn also der Kronprinz als Waidmann seine Sinne schärft, kann ihm Das als Kaiser einst sehr nützlich werden. Haben Sie von unserem bayerischen Prinzregenten jemals ein allzu rasches Wort gehört, eine übereilte Handlung gesehen? Ich wüßte mich weder des Einen noch der Anderen zu erinnern. Ob Das nicht mit der Thatsache zusammenhängt, daß der alte Herr heute noch, wie von je her, der waidgerechteste Jäger im Königreich ist? Und gesund an Leib und Seele bis in sein hohes Alter. An Strapazen gewöhnt und an Einfachheit. Ja, wer im Hochgebirge die Gams birscht, Dem kann der Leibkoch und der Mundschenk nicht nachkraxeln. Da heißts: aus dem Rucksack leben oder den Leibriemen enger schnallen, bis man wieder zu Thal kommt. Dann noch Etwas! Fürsten sehen bei Jagden, wie sie der Kronprinz liebt, die Menschen, wie sie sind, nicht, wie sie scheinen möchten. Draußen in der einsamen Natur gilt nur deren Majestät; und die ist im Glanz der Sonne, im Sturm der Elemente, im Geflimmer der Sterne so hehr, daß jede andere daneben verblaßt. Das

macht den Abstand zwischen Allerhöchst, Hoch und Niedrig kleiner, läßt dort Ueberhebung nicht aufkommen, mehrt hier das Selbstbewußtsein, weil Jeder für sich einstehen muß, besonders, wenn die Strapaze zum Wagniß oder gar zur Gefahr wird. In solchem Fall gilt nur der Mann, sonst nichts, und ein kühner Sprung werthet da mehr, steht besser an als stolze Wappenzier. Gönnen wir dem Kronprinzen also seine Freude am edlen Waidwerk. Wie er sie genießt, wird sie ihm nützen an Körper und Geist. Jener stählt sich, dieser bleibt frisch, froh und einfach. Ein echter Jägersmann war zu keiner Zeit eine komplizirte Natur. Die verträgt den lauschigen Wald nicht, nicht die Wucht und den strengen Ernst des Hochgebirges, nicht den stillen Frieden enger Thäler und die dösende Langeweile sommerlich schwüler Wiesen und Aecker. Das aber ist die Umgebung, in welcher der Mensch (einerlei, ob Herr oder Knecht) am Ehesten zu sich kommt, Einkehr hält und Zwiesprache pflegt mit dem eigenen Ich. Giebts für die Stunden der Muße, der Erholung Besseres für eines Fürsten Sohn? Der an der Seite seines Vaters in den Städten die Menschen immer nur in einer Art Kirchweihstimmung sieht mit Zinra-Bumra, Hurra und Hoch und bei Hof die Beobachtung machen muß, daß Rücken und Knie vor irdischer Größe und Pracht sich tiefer beugen als vor schöpferischer Allmacht und Herrlichkeit? Die hat sich, nach seinem eigenen Bekenntniß, dem Kronprinzen nie eindringlicher offenbart, als wenn er, „die Büchse über den Knien, in der goldenen Frühe des einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des abendlichen Waldes saß." Andere bedürfen, um in solche Stimmung zu kommen, stilvoller Tempelbauten, musikalischer Reize und der suggestiven Aeußerlichkeiten religiöser Kulte, die zwischen ihnen auch noch Glaubensscheidewände errichten. Im Dom des Waldes aber, dessen tiefheiliger Orgelklang eines Bismarck Innerstes zum Gebet drängte, hebt frei sich die Seele zu lichter Höhe, denn keine Schranke zwingt sie in abgestempelte Gleise. Schwärmerei eines Dreißigjährigen, die mit Zeit und Umständen vergeht? Gott bewahre! Der Wald trügt nicht. Den er gefangen nahm, hält er wurzelfest für immer. Die Sehnsucht nach ihm läßt nicht los. Nimmt Einer Sorgen in den Wald mit: dort auf schmalem, weichem, einsamem Birschpfad, in dessen rostbraunen Grund die Sonne durch das feine Filigrandach der Bäume goldene, tanzende Kringel zeichnet, weichen sie Schritt um Schritt zurück hinter Gottes geheimnißvolle Räthselwelt. Jedes Blatt grüßt vertraut, jeder Nadelzweig winkt und das tiefblaue Himmelsband zu Häupten ist dem Jäger Wegzeiger für und für. Freuen wir uns, daß der Kronprinz so die Jagd empfindet.

Neustadt an der Haardt. Treutler.

(Dieser Freude ist hier auch vor vierzehn Tagen schon Ausdruck gegeben worden. Ob man Jeden aber, der, wie Fritz von Preußen, die Jagd verwirft, mit dem Wort, er sei nicht Waidmann, abfertigen darf?)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. August 1912.

# Diwan.

## Meiji Tenno.

Mutsuhito, der Kaiser von Japan, ist gestorben. Nippon hüllt sich in Weiß, die Farbe der Trauer, darf weder Thierfleisch essen noch Musik hören; und das Gewimmel der Unkrautjäter, Drescher, Wasserträger und Kärrner, Aller, die seit Wochen über der Lebensfrage brüten, welchen Ertrag im Oktober die Reisernte bringen wird, erfahren vielleicht jetzt erst, wie der Mann hieß, der seit fünfundvierzig Jahren auf dem ältesten Thron der Erde saß. Er war der Tenno (das vom Himmel gezeugte Reichshaupt), der Tenshi (des Himmels Sohn), der Shujo (höchster Gebieter); war, wie vor ihm jeder regirende Ahn, „der Kaiser“. (Europa kann, seit sie Sullivans Japaneroperette geschlürft hat, sich von dem Titel Mikado nicht trennen, der in Nippon längst aber nur noch in den feierlichsten Formen der Dichtung und des Ceremonials angewandt wird. Wie wir Wilhelm nicht „die Krone“, Mohammed nicht „die Hohe Pforte“ nennen, so sollte unsere Alltagssprache auch das Haupt der jüngsten Großmacht nicht Mikado heißen. Kado ist eine Pforte, mi unser hoch; andere Etymologen haben den Titel von dem archaistischen Wort mika und von To abgeleitet und gesagt, Mikato bezeichne die erhabene Stätte, wo der Kaiser herrscht. In jedem Fall deutet der Ausdruck auf den Gipfel, der den Thron der Macht trägt, nicht auf die Person, deren Fuß ihn erklettert hat.) Dem Volke frommt nicht, den Namen des Herrschers zu kennen, noch gar, diesen Namen im Munde zu führen; solche

Vertraulichkeit müßte die Würde des Amtes, die Höhe der Stellung mindern. Der Gebieter stammt aus dem Himmelsreich. Izanagi und Izanami-no-Mikoto, die von der schwimmenden Himmelsbrücke aus die Menschenwelt schufen, sind seine ältesten Ahnen. Von ihrem Speer rannen die Tropfen, aus denen Nippons Inseln entstanden; und aus Izanagis Augen wurden dann Sonne und Mond. Das ist Mythos. Doch gelehrte Japaner behaupten heute noch, daß sie einst von den Göttern und Engeln (Tennin) selbst regirt wurden, die im siebenten vorchristlichen Jahrhundert einen Theil ihrer Macht an den Jimmu Tenno, den ersten Monarchen aus Menschenstamm, abtraten. Der Erdosten verbraucht seine Dynastien rasch. Die Erben des Jimmu Tenno aber haben im Archipel geherrscht, seit Japan eine Geschichte hat. (Freilich war die Erbfolge nicht an so strenge Regeln gebunden wie die des Westens; der Tenno durfte Söhne seiner Verwandten und Nebenfrauen an Kindes Statt annehmen und dem Adoptirten das Vorrecht auf die sechzehn Blätter der Chrysanthemumblüthe vererben.) Alter und Ursprung aus dem Bezirk der Gottheit weisen der regirenden Familie den Rang. Sie war immer, wird immer sein; sie zu verehren, ist Gottesdienstpflicht. Der Europäer, der die technische Leistung der Japaner bewundert und seit acht Jahren hört, daß die Arsenale in Koisnikawa und Yokosuka sich denen von Portsmouth und Woolwich vergleichen dürfen, bedenkt selten, daß in der Harmonie des japanischen Lebens Frommheit die Dominante ist. Marquis de Nadaillac schrieb 1904: „Das Volk ist fromm. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Tempel zu betreten. Da führt eine Mutter ihr krankes Kind vor Benzurus Bild; das Kleine muß zuerst die Augen des Heilgottes, dann die eigenen reiben. Hier fleht ein von Lepra Heimgesuchter zu dem tausendarmigen Kiwannon. Dort schneidet ein Weib sich das üppige Haupthaar ab und bringt es dem Buddha als Spende dar. Oft freilich fällt der Blick auf Zeichen ekleren Aberglaubens. Gemiethete Priester lesen, so schnell sie können, Totengebete herunter und schlagen während des Lesens mit einem Hammer auf einen dicken Holzklotz: damit der angerufene Gott nicht einschlafe. Doch an der Inbrunst des Volkes kann Keiner zweifeln, der sah, wie Tausende, Männer und Frauen, von Gebet und Opfer beruhigt nach Haus gingen. Das Heer wird von buddhistischen Priestern begleitet, die aber von der Regirung weder beauftragt noch

bezahlt sind; sie tragen schwarze Kleider und auf der Stola das in Gold gestickte heilige Buddhazeichen. Die Lehren des Confucius haben nicht mehr viele Anhänger; er ist ein Feldherr ohne Soldaten und sein großer Tempel in Tokio ist in ein Unterrichtsmuseum umgewandelt worden. Ein Kaiserlicher Erlaß aus dem Jahr 1890, den man die Japanische Bibel nennt und der von Zeit zu Zeit in den Schulen verlesen wird, sät nützliche Lehre ins Gewissen. ‚Ihr, meine Unterthanen, sollt den Eltern gehorchen, die Brüder lieben, in der Ehe zärtlich, den Freunden treu sein. Handelt, wie der Anstand befiehlt, zeigt Euch den Nachbarn großmüthig und wohlwollend; seid fleißig bei Eurer Arbeit. Schärft den Geist, adelt Eure Sittlichkeit, seid den Gesetzen und der Reichsverfassung gehorsam und fördert den Fortschritt des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens. Zeigt persönlichen Muth und Gemeinsinn, so oft es nöthig wird, und erhaltet auf diese Weise die kaiserliche Macht, die ehrwürdig ist wie Himmel und Erde.‘ Mutsuhito, der diesen Erlaß ins Land gehen ließ, ist ein Kaiser, den wir im Westen ‚aufgeklärt‘ nennen würden; aber sein Hof ist noch immer ein streng abgeschlossenes Reich. Der Palast, ein mit herrlichem Schnitzwerk und prächtiger Lackarbeit geschmücktes Holzgebäude, ist sehenswerth. Große, im Glanz Elektrischen Lichtes strahlende Säle, elegante Möbel: Alles modern; auch das Menu. Lakaien in reicher Livree, weißseidenen Strümpfen und Puderperrücken bedienen bei Tisch. Ein langer Gang trennt die offiziellen Räume von den Privatgemächern des Kaisers. Hier ist Alles japanisch; herrscht die alte Sitte des Reiches der Aufgehenden Sonne. Hier vertauschen die Kaiserin und ihre Hofdamen schnell die von den großen pariser Schneidern gelieferten Roben mit dem bequemeren und kleidsameren Kimono; sie schmiegen sich in weiche Matten und schlürfen aus winzigen Täßchen den geliebten Thee. Nach altem Brauch hat jede Wohnung drei Zimmer; die Wände sind mit feinster Lackarbeit, die Decken mit Panneaux in Seidenstickerei verziert. Die größte Wohnung hat natürlich der Kaiser; nach ihm kommt die Kaiserin; dann der Kronprinz Yoshihito (der nicht deren Sohn, sondern von einer Nebenfrau geboren ist und erst zum Thronfolger ernannt wurde, als von der Kaiserin kein Kind zu hoffen war). Der Tenno darf, nur er, zehn Frauen nehmen; die erste, die bei allen Ceremonien hinter ihm schreitet und den Titel Kaiserin trägt, darf er

nur aus den fünf höchsten Adelsfamilien wählen. Die Wahl der neun anderen steht ihm frei; doch müssen sie nicht nur einen flecklosen Ruf und vornehme Manieren haben, sondern auch literarisch und musikalisch gebildet sein. Der Hof von Tokio liebt die Literatur und Damen, die nicht in Vers und Prosa zierlich improvisiren können, spielen in den Abendunterhaltungen der Kaiserin eine schlechte Rolle. Der Tenno leiht diesem graziösen Wettstreit gern Auge und Ohr; seine Höflinge finden andere, männlichere Spiele ihrer Würde angemessen. Mutsuhito soll ein Gegner der Polygamie sein. Doch seine hübschen und anmuthigen Frauen beleben den Hof; und als eine Weile zwei fehlten, waren die loyalen Japaner über solche Abweichung von alter Sitte sehr betrübt. Besonders sichtbar wurde natürlich die Trauer der Familien, die sich durch ihren Rang berechtigt fühlten, die offenen Stellen zu besetzen." Ein Musenhof? Die Kaiserin dichtet, auch der Kaiser thürmt gern aus Worten einen Wolkenpalast, und wer nicht flink ein Verschen zu schmieden vermag, findet im engsten Kreis keinen Platz.

Ein Märchenhof. Dessen Haupt größeres Geschehen sah, seltsameres als irgendein Ahn, seit auf dem Weg über Korea chinesische Kultur auf die Ainu-Insel vordrang und der Buddha die Seelen in sanftes Joch zwang. Amaterasu-Omikami (die vom Himmel her leuchtende Gottheit), Izanagis weise Tochter, hieß ihren Enkel Ninigi-no-Mikoto aus der Wolkenburg niedersteigen, gab ihm, als unzerstörbare Symbole der Herrschgewalt, ein Schwert, einen Edelstein, ein Siegel mit und sprach also: „Ewig, wie Himmel und Erde ist, sei auf Japans grünender Flur die Herrschaft unseres Geschlechtes." Der Urenkel dieses Enkels der höchsten Götter war Jimmu-Tenno, der feindliche Nachbarn besiegte, dem Reich innere Einheit schuf und im Jahr 660 vor Christi Geburt, am elften Tag des zweiten Monats, in dem selbst am Fuß des Unebiberges erbauten Schloß den Thron bestieg. Jimmus Erben regiren noch heute; und wenn längst auch, mit anderem abergläubigen Brauch, die Sitte abgewelkt ist, neben einen toten Kaiser lebende Kammerherren, damit sie ihn im Jenseits bedienen, ins Grab zu legen, so war Mutsuhito doch, wie Jimmu, dem Volk stets der heilige Göttersproß. Ungeheures hat diese Familie in Japan gewirkt. Korea erobert, neuer Morallehre (Kung-fu-tse und Buddha) das Land geöffnet, die Ahnenverehrung (Kamikult) in die reineren Formen des

Shintoritus übergeleitet, allzu mächtige Sippen niedergerungen und für redliche, kluge Verwaltung gesorgt. Die große Umwandlung (Taika) beginnt schon im siebenten Jahrhundert nach Christus. Das Amt wird nicht mehr vererbt, die Provinz nicht länger übermächtigem Adel zu willkürlicher Ausbeutung hingegeben, den Aermsten die Lebensmöglichkeit verbürgt. Kaiser Mommu gründet in jeder Provinz eine Schule (in der Hauptstadt eine den frühen Universitäten des Westens ähnliche), stärkt das Heer und reformirt das Strafgesetz; das nur drei Arten der Pönung noch kennen soll: Prügel (mit Stock oder Peitsche), Verbannung (in eine andere Provinz oder auf eine ferne Insel), Tod. Kammu baut die Stadt Kioto, die fast elf Jahrhunderte lang (bis 1869) die Residenz des Kaisers bleibt. Der reiche Hofadel (Kuge) drängt den Militär- und Beamtenadel (Buke) aufs Ackerland zurück und die im Machtbesitz gemästete Familie Fujiwara erlistet die Vormundschaft über die Dynastie und bläht sich in die Hausmeierwürde auf. Unter ihrer prunkvollen Herrschaft sprießen die ersten Keime nationaler Kultur ans Licht. Japanische Maler, Dichter, Baukünstler, Möbelschnitzer gewinnen sich Gunst, das Chinesenkleid wird durch den Kimono ersetzt und die Frau naht mit so schnellem Schritt den Quellen geistiger Bildung, daß die Satire laut der „verkehrten Welt“ zu spotten beginnt, in der die Weiber sich vermännlichen, die Männer in weibischen Tand untertauchen. Die Kaiser Go-Sanjo und Shirakawa brechen die Macht der Fujiwara. Bald aber entsteht im Kaiserhaus ein Zwist, der den Häuptern zweier Kriegeradelsfamilien auf die Höhe hilft. Die reichere (Taira) wird von der kräftigeren (Minamoto) besiegt; und im Jahr 1192 muß Go-Toba-Tenno, dem nur der Schein monarchischer Gewalt noch geblieben ist, den vom Sieg gekrönten Minamoto Yoritomo als den Oberbefehlshaber (Shogun) im Reich anerkennen. Japans Feudalzeit kommt herauf. Ritterlichkeit (Bushido) wird der Inbegriff des Tugendideals. Ueber den Partikularherren (Daimio) und deren immer bereitem Heerbann (Samurai) thront der Shogun; und scheucht die Enkel Izanagis in den Schatten. Der Kaiserstamm spaltet sich und erst nach einem Halbjahrhundert blutigen Haders wird (1392) die Einheit wiederhergestellt: die Süddynastie liefert das Schwert, den Edelstein, das Siegel, die Reichsinsignien, dem Haupt des Nordens aus und entsagt dem (hundert Jahre zuvor ihr gewährten) Recht, mit den Vet-

tern in der Kaiserwürde abzuwechseln. Das Shogunat aber überdauert den hundertjährigen Bürgerkrieg und in der ganzen Heroenzeit Japans steht der Kaiser unter Vormundschaft. Er muß dulden, daß Holland an der japanischen Küste Handel treibt, England auf Hirato eine Faktorei errichtet, William Adams die Söhne Nippons den Bau europäischer Schiffe lehrt und japanische Fahrzeuge, mit einem vom Shogun roth gestempelten Erlaubnißschein, nach Mexiko, Indien, den Philippinen, sogar nach Spanien und Italien segeln. Der Verkehr mit dem Ausland hört auf, als die Christenmissionare (dem baskischen Jesuiten Francesco Xavier waren Dominikaner und Augustiner gefolgt) allzu rasch Anhang werben und den Verdacht wecken, ihres Strebens Ziel sei, das Inselreich unter katholische Fremdherrschaft zu bringen. Mit Schwert und Feuer wird die gefährliche Lehre ausgerodet. Wer von Jesus nicht zum Buddha zurückkehren will, muß sterben; der Säugling schon den Kruzifixus mit Füßen treten. Jeder Handel mit Fremden wird unter Strafe gestellt, jede Einfuhr fremder Bücher und Schriften verboten, jeder Hafen gesperrt; nur den Holländern bleibt, als Jesuitenfeinden, Nagasaki offen. Durch diese Hafenpforte drängen den Niederländern (die auch ihre Literatur verbreiten und Lehrer sein dürfen) Kaufleute anderen Stammes nach. Admiral Perry erzwingt mit einem Geschwader von sieben Schiffen den Abschluß eines Handelsvertrages mit den Vereinigten Staaten. Rußland, Britanien, die Niederlande heischen und erlangen die selben Verkehrsbedingungen. Darf blasse Furcht die Heimath edler Ritterschaft den Fremden zur Beute hinspreiten? Ein Sturm braust durchs Land. Schon ist, in der Stille der Friedenszeit, der Schatz alter Mythendichtung ausgegraben, der Ahnenkult, in der Glaubensform des Shintoismus, zu neuer Gemüthsmacht erhoben worden. Schon wird ringsum gefragt, ob das Reich sich nicht selbst dadurch schände, daß es auf dem den Göttersprossen zugedachten Platz freche Emporkömmlinge schalten lasse, deren Schwachheit nun der Fremde schlau nützt. Ji Naosuke hat die Handelsverträge (die den Ausländern Kultfreiheit und Konsulargerichtsbarkeit sichern) ohne die Zustimmung des Tenno abgeschlossen; in seiner, des allmächtigen Kabinetsministers, Hand ist der dreizehnjährige Shogun ein willenloses Püppchen. Ji wird gemordet; sein Nachfolger im Shogunatsschloß überfallen und unschädlich gemacht. Von Tag

zu Tag erstarkt die Kaiserpartei. Im Januar 1867 besteigt Mutsuhito den Thron. Am neunzehnten November empfängt der Fünfzehnjährige von dem Shogun Tokugawa Yoshinobu die Abdankungurkunde, die mit den Sätzen schließt: „Die Zeit fordert die Rückkehr in den Zustand unzersplitterter Regirungmacht. Wenn der Kaiser wieder über das ganze Reich herrscht und alle Klassen und Schichten zum Schutz des Vaterlandes vereinen kann: dann erst winkt uns im Wettbewerb mit anderen Staaten der Sieg. Die dem Kaiser und dem Reich schuldige Pflicht treibt mich, die mir überlassene Macht in die Hände Seiner Majestät zurückzulegen." Das Shogunat ist verlebt; will aber nicht ohne Kampf sterben. Nach sieben Jahrhunderten thatlosen Schattendaseins tritt das Kaiserthum wieder in den Lichtkreis nationalen Lebens.

Achtzehn Monate danach waren die Bleibsel des Shogunates vernichtet. Wieder war endlich ein Sproß des Kaiserhauses mit dem Reichsschwert und dem Brokatbanner ins Feld gezogen. Im Februar 1868 ließ der Tenno den Vertretern der fremden Mächte melden, daß zwischen ihnen und dem Thron fortan kein Shogun stehe. In der selben Woche verlas er im Schloßtempel von Kioto die Proklamation, die eine Volksvertretung, schnelle Abschaffung alter Mißbräuche, willige Aufnahme aller irgendwo als nützlich bewährten Lehre, den Bruch der Klassenvorrechte und die Modernisirung des Reiches ankündete. Am sechsten November wählte er, nach ehrwürdigem Brauch, der beginnenden Aera den Namen; Meiji (leuchtende und erleuchtete Regirung) sollte sie heißen und für die ganze Dauer seiner Herrschaft diesen Namen tragen. Alle Reste der Feudalzeit fielen; nur Bushido wurde, die Mannestugend, von frommer Treue gewahrt. Im Oktober 1881 sprach der Kaiser zum Volk: „Mehr als zweitausendfünfhundert Jahre währt nun meines Hauses Regirung. Die im Mittelalter eingeschränkte kaiserliche Gewalt habe ich aus diesen Schranken befreit und dem Reich die Einheit wiedergegeben. Heute ist mein Wunsch, dem Volk eine Verfassung zu schenken, an die auch meine Folger im höchsten Amt gebunden sein sollen. Sie ward vorbereitet durch den Senat und die Kammer der Bezirksvorsteher, die ich im Jahr 1875 einberufen ließ. Noch ist die europäische Kultur nicht so verbreitet und eingewurzelt, daß sie das Gebälk einer Verfassung zu stützen vermöchte. Doch im dreiundzwanzigsten Meiji-Jahr wird der

Reichstag eröffnet werden. Das verkünde ich, damit die Nation und die Beamtenschaft sich zu rechter Zeit darauf vorbereiten." Mutsuhito hat sein Wort gehalten: am neunundzwanzigsten November 1890 die beiden Kammern des Reichstages eröffnet. (Freilich keine von allgemeinem Wahlrecht erkürte. Wählen darf, wer über fünfundzwanzig Jahre alt ist und mindestens zwanzig Mark direkte Reichssteuern bezahlt.) Das selbe Jahr bescherte das Bürgerliche Gesetzbuch und die neue Gerichtsordnung. Leuchtende und erleuchtete Regirung: der Tenno hat sein Recht zu so stolzer Namenswahl redlich erwiesen. China und Rußland hat er geschlagen, Kwangtung, Südsachalin, Korea erobert, die Erste Hypothek auf die Mandschurei eingehandelt und, als Haupt einer gefürchteten Großmacht, sich Briten, Franzosen, Russen verbündet. Daß so Unahnbares ihm gelang, war dem zähen Willen zur Wahrung alten Heldengeistes zu danken, der in einer Zeit hastiger Modernisirung und Mechanisirung nicht verkümmern durfte. In dem Band „Bushido, the soul of Japan" sagt Professor Nitobe: „Japan soll seine Siege dem modernen Schulsystem, den Murata-Gewehren und Krupp-Kanonen zu danken haben. Das ist allgemeiner Glaube. Doch nur halbe Wahrheit. Die besten Gewehre und Kanonen schießen nicht von selbst und die modernste Schule wandelt den Feigling nicht in einen Helden. Am Yalu, auf Korea, in der Mandschurei haben die Geister unserer Ahnen gesiegt; sie pochten in unseren Pulsen und führten unsere Hand. Wähnet nicht, daß diese Ahnen tot seien! Ihr Kriegergeist lebt heute, lebt ewig fort, er wirkt in und aus Japans Seele, und wer Augen hat, zu sehen, Der erkannte in Kampf und Sieg das Heldenwerk dieses Geistes."

Und der Kaiser, unter dessen Regirung dieser steile Aufstieg eines kleinen, armen, zerfurchten Asiatenstaates Ereigniß ward, der Mann, der aus dunkelstem Mittelalter seine Nation in den neuen Tag zu führen wagte, wurde kaum je genannt. Aller Ruhm blieb seinen Ministern, Feldherren, Admiralen. Denen gönnte ihn Mutsuhito (der freundliche Herr). Die waren nicht seines Stammes noch seiner Art. Tüchtige Menschen, nicht Göttersöhne. Huldvoll sah aus dem finsteren, bleichen Antlitz (dessen langgestreckte Linien von dem astigmatischen Auge des Greco erträumt scheinen) durch schwarze Schleier sein Blick auf die treuen Diener herab. Sollte er etwa mit ihnen um die Volksgunst ringen? Den Tenno unter

den Spruch der Menge stellen? Alter Brauch will, daß des Kaisers Fuß niemals fremden Boden betrete (drum wird, wo er rastet, sein Teppich gebreitet) und daß kein Menschenauge je den Himmelssohn von oben herab sehe. Kein Sterblicher darf höher stehen und dadurch größer scheinen als der Shujo. Keiner aus einem Oberstockfenster auf den Wagen des Kaisers niederblicken. Kein Ruf ihn grüßen. Göttern huldigt stumme Andacht. Auf Münzen und Marken sucht der Europäer vergebens das Bild Mutsuhitos. Der wollte nicht gesehen sein; nicht auf der Lippe des Haufens leben. Zwei Jahrzehnte lang hatte er auf dem Thron gesessen, als er beschloß, sich dem Volk zu zeigen; schweigend saß er, ohne die kleinste Geberde, aufrecht in dem Prunkwagen, der ihn, am Tag des Verfassungfestes, durch die schweigende, in Ehrfurcht erstarrte Menge trug. Im Uenopark, nah bei dem Riesenbilde des Buddha, hat sie ihn manchmal dann noch erschaut; wenn die Kirschbäume blühten. Noch bleicher schien er da, unter den blattlosen, mit rosigen Blüthen überschütteten Zweigen; noch unnahbarer. Ueber die langen Flächen dieses Gesichtes hüpfte nie eine Regung lenzlichen Fühlens. Ein Priester-König, der Anbetung als ihm ziemenden Zoll hinnimmt. Hinter den Mauern seines Palastes ein schlichter Mensch, der sich gern aufs Fahrrad, auf eines Pferdes Rücken schwang und dessen Blick glücklich lächelte, wenn die Schaar seiner Hündchen ihn mit Schwanz und Pfoten umbettelte. Draußen (wenn die Ausfahrt sich gar nicht vermeiden ließ) ein Gott. Keinem wägenden Auge oder Urtheil unterthan. War er weise, tapfer, weitsichtig und schnell zu vorbedachtem Entschluß? Wie sah es im Hirn dieses Gottes aus, des ersten, der ein Parlament schuf? Japan weiß nichts davon; ehrt in ihm nur den Tenno, der Macht und Glanz in die felsige Inselwelt brachte. Nach einem Russensieg hätte es ihm nicht murrend den Rücken zugekehrt. Dieses Volk ist fromm und ist schlau; und hat stets empfunden, daß Einer, der sich ins Richtmaß eines göttlichen Amtes aufzurecken wagt, die Male und Runzeln eng begrenzter Menschlichkeit scheu verbergen muß.

## Trias superflua.

Vor fünfundachtzig Jahren sprach das Häuflein der europäischen Politiker eifernd von einem seltsamen Dreibund. England, Frankreich, Rußland hatten sich verbündet, um dem Balkan den

Frieden und den Griechen staatliche Selbständigkeit zu sichern. George Canning, dem, als Pitts sechsundzwanzigjährigem Unterstaatssekretär, antijakobinische Satiren einen Namen gemacht hatten und der dann, als Castlereaghs Nachfolger in der Foreign Office, plötzlich zum Gonfaloniere aller Freiheitschwärmer wurde, war der Vater des Planes. Er verstand sich schon besser als irgendein Späterer auf das Britengeschäft, überall atrocities zu enthüllen und, mit der Miene des selbstlosen Erlösers, den Völkern der Erde religiöse und politische Freiheit zu spenden, für die nach der Bescherung die Rechnung präsentirt werden kann. Wie schwächt man Spanien? Durch Begünstigung der südamerikanischen Rebellion. Wie hindert man russischen Machtzuwachs im Orient? Durch Unterstützung des Griechenaufstandes. 't is for liberty, sagt Jack Cade, Shakespeares unsterblicher Demagoge; und will sich den Wanst füllen und hübsche Jungfern umarmen. Aberglaube, daß zwischen Britanien und Rußland eine Verständigung nicht möglich sei. Vielleicht unter dem mattherzigen Zauderer Alexander; unter Nikolai durfte mans versuchen. Mußte. Denn diesem Zaren, der die altmoskowitische Sitte wieder aufnahm und mit seinem orthodoxen Christenthum vor Europa prunkte, war zuzutrauen, daß er das Kreuz gegen den Halbmond ins Feld tragen und, in rothem Waffenrock und weißen Hosen, das berittene Gefolge hoch überragend, als Sieger in Konstantins Stadt einziehen werde. Das durfte nicht sein. Lieber sollte die Welt das Schauspiel sehen, in dem der Bannerträger des Liberalismus dem härtesten Tyrannen zum Bunde die Hand bot. Das Ende des Jahres 1825 hatte den Dekabristenaufstand gebracht; nur ein Krieg konnte, nach der Gardemeuterei, dem russischen Heer die innere Einheit zurückgeben. Und durfte der Gossudar aller Reussen ruhig zusehen, während von Türken und Egyptern die griechischen Christen gemetzelt wurden? Cannings Berechnung war richtig; auch die Erkenntniß, daß mit dem Philhellenismus ein Geschäft zu machen sei. Nur hat der Brite die slavische Schlauheit unterschätzt und ist selbst in die Grube gefallen, die er dem Bären graben wollte. In dem Rechenschaftbericht, den der Kanzler Graf Nesselrode dem Zaren am fünfundzwanzigsten Jahrestag der Thronbesteigung erstattete (und der erst unter Alexander dem Dritten ans Licht kam) stehen die Sätze: „Religion und Menschlichkeit haben die erste politische Handlung Eurer Majestät diktirt. Ihre christlichen Glaubens-

genossen in Griechenland schienen vom Schwert der egyptischen Mörder unvermeidlichem Untergange geweiht. Ein denkwürdiges Protokol hat sie vor einem Vertilgungskrieg bewahrt, ihnen eine selbständige Verwaltung gesichert und die Maßregel ermöglicht, durch die der Griechenstamm allmählich in den Rang der Nationen erhoben wurde. Eure Majestät haben immer, um Rußlands Zukunft nicht durch Ketten zu lähmen, sorgsam vermieden, durch eine Territorialbürgschaft sich einem verfallenden Reich zu verpflichten. Eure Majestät sind aber auch nie von dem Grundsatz gewichen, die Integrität des Osmanenreiches einstweilen zu wahren. Rußland, die Macht, in der man lange den natürlichen Feind der Türkei sah, ist ihre festeste Stütze und ihr treuster Bundesgenosse geworden.“ Das wurde im November 1850 geschrieben. Im März 1826 hatte mans anders gehört. Krieg gegen den mörderischen Islam: hieß da die Losung. Und diesen Krieg, der die russische Macht im Orient stärken mußte, wollte Canning hindern. Er schickt den Herzog von Wellington (der mit raschem Blick auch die Wehrkraft des Zarenreiches prüfen kann) nach Petersburg und läßt ihn bestellen, die Sache der Humanität und Gerechtigkeit sei auch durch unblutige Intervention zum Sieg zu führen. Droht sacht zugleich mit der Revolution, die England stets, wie Aiolos die widrigen Winde, entfesseln könne. Und ist selig, als diese Saite in Nikolais Seele widerklingt. England und Rußland werden dafür sorgen, daß Griechenland in die Stellung Serbiens vorrückt, dem Sultan zwar Tribut zu zahlen hat, aber das Recht zu freier Selbstverwaltung erwirbt. Abgemacht. Am vierten April 1826 unterzeichnen Nesselrode und Wellington das „denkwürdige“ Geheimprotokol. Am siebenten Juli 1827 tritt Frankreich (im Londoner Vertrag) dem Abkommen bei. Canning, der im Februar den kranken Robert Liverpool als Premier beerbt hatte, war selbst nach Paris gegangen, um Karl den Zehnten und das konservative Ministerium Villèle für seinen Plan zu gewinnen; und pries in stolzer Rede nun den neuen Dreibund als seines Hirnes kräftigstes Kind.

Metternich nannte ihn ein Produkt kindischer Dummheit und schwor, die drei Köpfe seien nicht unter einen Hut zu bringen. Hatte zunächst aber selbst dem Briten den Weg geebnet. Die alte Zwangsvorstellung lähmte den klugen Kabinetskünstler. Die „Solidarität der konservativen Interessen“ mußte um jeden Preis gewahrt werden. Also kein Pakt mit englisch liberaler Zuchtlosigkeit noch gar

etwa mit griechischer Rebellion. Metternichs Mann war Nikolai, der die Meuterer zu Paaren getrieben und den Aufruhr mit eiserner Faust niedergezwungen hatte. Dem mußte Habsburg helfen. Half ihm auch am Bosporus. Aus der wiener Kanzlei, die so oft vor russischen Anschlägen gewarnt hatte, kam nach Konstantinopel nun der Rath, die Wünsche Rußlands rasch zu erfüllen. Sultan Mahmud der Zweite, der die Janitscharenverschwörung in Blut erstickt, dadurch aber seine Wehrkraft auf Jahre hinaus geschwächt hatte, mußte sich dem Drängen der beiden großmächtigen Nachbarn fügen und bewilligte im Vertrag von Akkerman Alles, was der Zar heischte. Weder er noch sein wiener Berather wußte von dem anglo-russischen Protokol, das sechs Monate vorher heimlich unterzeichnet worden war. Als es bekannt wurde, knirschte der Osmane; heulte der österreichische Staatskanzler in weibischer Wuth auf. Zwar durfte der Sultan noch hoffen, Ibrahim Pascha werde mit den Griechen fertig sein, ehe die Verbündeten eingriffen; dann aber wurde ihm der egyptische Vasall am Ende allzu stark. Metternich sah den Ausgang deutlicher; sah schon die Griechen gerettet und den Zaren, den Heros seiner Träume, nach Westen abschwenken. Und fand dennoch, der Dreibund sei zerbrechliches Kinderspielzeug? Nicht ohne Grund. Karl Lüderlich, sagte er bei der Jause wohl zu Gentz, denkt an die Gesta Dei per Francos, fühlt sich als Kreuzfahrer und sucht, nebenbei, im Osten das Prestige, das ihm im Westen, so bald nach Bonaparte, unerreichbar ist. Canning, dem die Griechen, als er ihnen Englands Protektorat anbot, einen derb geflochtenen Korb gegeben haben, will dem Inselkrämer den türkischen Markt erhalten und den russischen Vormarsch hindern. Den gerade muß Nikolai aber wollen; und wird ihn, wie auch das Griechenlos fällt, über Kurz oder Lang erzwingen. Die Drei einig? Unsinn. Canning hat den Russen eingeseift. Der aber nimmt jetzt (paßt auf) das Messer und durchschneidet dem Barbier, der sich so schlau dünkelte, die Gurgel. Dahin kams noch nicht. Der britische Premier starb, ehe der Nimbus des Hellenenerlösers verblaßt war; und die drei Mächte blieben einstweilen zusammen. Nach dem Abschluß des Londoner Vertrages hatten sie eine Flotte ins Jonische Meer geschickt, die den egyptischen Christenschlächter zur Vernunft bringen sollte. Da der Padischah sich nicht zum Waffenstillstand bequemte und Ibrahim Pascha das Morden nicht einstellte, griffen die drei verbündeten Admirale die türkische

Flotte an und vernichteten, am zwanzigsten Oktober 1827, in der Bucht von Navarino fünfundfünfzig Kriegsschiffe. Metternich und sein Kaiser Franz pfauchten; beruhigten sich nach dem ersten Schreck aber schnell wieder. Griechenland war frei. Doch der allzu große Sieg mußte den Dreibund das Leben kosten. Mahmud hatte keine Flotte mehr, konnte, in seiner schlechten Finanzlage, auch keine neue bauen und dem Russen fortan den Balkan nicht sperren. Frankreich hatte nichts erreicht. England nur für den alten Feind gearbeitet. Denn jetzt war für Rußland die Bahn frei; endlich. Der politische Instinkt der Briten witterte rasch den Fehler. Drei Monate nach dem Tag von Navarino nannte König Georg in der Thronrede die Seeschlacht ein untoward event. Nesselrode und Metternich hörtens lächelnd. In London hatten die drei Mächte sich verpflichtet, im Orient keinen Sondervortheil zu erstreben. Natürlich; 't is for liberty. Da in Konstantinopel nun aber eine Christenverfolgung entstand und Mahmud, mit der Tollkühnheit des Verzweifelnden, die grüne Fahne entrollte und den Islam gegen die Ungläubigen aufrief, mußte Rußland für die Sache der Christenheit fechten. Hatte der Türke nicht gedroht, den Vertrag von Akkerman zu brechen? War im Bosporus nicht der russische Handel gefährdet? Das ging an die Ehre. Der gestern geknüpfte Dreibund löste sich auf. Im April begann Nikolai gegen die Heiden den Krieg, den Cannings listige Künste zu vermeiden gesucht hatten.

Preußen war all dem Hader fern geblieben. Friedrich Wilhelm mochte sich nicht von Oesterreich trennen und Christian Bernstorff merkte noch früher als Metternich (dem ihn der Glaube an die Allheilkraft der Karlsbader Beschlüsse verband), daß die Dreieinigkeit da unten nicht lange halten werde. Doch war auf Oesterreich zu bauen? Ja, sagten der Kronprinz, Ancillon und die anderen Legitimisten. Nein, schrieb Maltzahn, Preußens kluger Gesandter, aus Wien; hier wird nur für die Türken gearbeitet: und mit solcher Politik darf ein aufrechter deutscher Christ keine Gemeinschaft haben. Und wie sahs im Lande der Habsburger aus? Ungefähr wie im Russenreich des mandschurischen Krieges. Kein Geld; ein desorganisirtes, schlaffes Heer, dessen Kopfzahl nur auf dem Papier stand; ein schwacher, zu muthigem Entschluß längst unfähiger Herrscher. Als Maltzahns nüchterne Berichte diese Erkenntniß verbreitet hatten, rückte Preußen von Oesterreich ab; sacht zwar, doch so sichtlich, daß Metternich nervös wurde und den

sonst stets getreuen Bernstorff einen schlechten Commis schalt. Die „Grundsätze und Ziele“ des Londoner Vertrages wurden in Berlin, nach Navarino noch, ohne Rückhalt gebilligt. Aber Friedrich Wilhelm war unkriegerischen Sinnes, fand, als höchster Friedensherr, daß auch sein petersburger Schwiegersohn mit dem Sultan in Frieden auskommen könne, und verbot dem tapferen Prinzen Wilhelm, mit den Russen ins Feld zu ziehen. Nikolai Pawlowitsch war ihm zu stark und zu stürmisch. Wenn Brunnows Noli me tangere sein Wahlspruch blieb, ließ sich mit ihm reden. Nun aber, da der Sieg über Persien ihm eben erst im Süden Gebietszuwachs gebracht hatte, über die Türkei herfallen: Das behagte dem schwächlichen König nicht. Der wollte aber auch nicht zwischen Oesterreich und Rußland optiren. Ließ den Schwiegersohn, der auf warnenden Rath wieder einmal nicht hörte, seinen Weg gehen und lehnte Metternichs Aufforderung ab, einem antirussischen Bunde der Großmächte beizutreten. Wellington, dessen Name unter dem Petersburger Protokol stand, war jetzt, als Premierminister, bereit, sich den Oesterreichern zu einem Kriege gegen Rußland zu verbünden. Solcher europäische Krieg hätte Preußen in eine schlimme Lage gedrängt. Feinde ringsum; nirgends ein Rückhalt. Wenn es den noch unersetzlichen Deutschen Bund sprengte und sich der franko-russischen Koalition anschloß, verlor es das Rheinufer an Frankreich (dessen Wortführer, Soldaten und Bürger, grimmig danach schrien) und tauschte höchstens ein unverdauliches Stück vom Turbankuchen ein. Was von Englands Freundschaft zu halten sei, hatte es in mancher Noth erfahren. Und in Oesterreich rief Radetzky, eine Vergrößerung Preußens dürfe unter keinen Umständen gestattet werden. Da wars schließlich gut, daß Friedrich Wilhelm sich von kriegerischen Plänen nicht locken ließ und, um Europens für Preußen so wichtige Ruhe zu sichern, in Konstantinopel als Vermittler auftrat. Wer denkt heute noch an Müfflings Mission? Und doch hat der Chef des preußischen Generalstabes, nach Paskiewitschs und Diebitschs Siegen, die Türkei vor Revolution und tötlicher Zerstückung bewahrt, die Gefahr eines europäischen Krieges beseitigt und dem Preußenstaat in der islamischen Welt zu Ansehen verholfen. Alle Großmächte hatten den Sultan zu täuschen, übers Ohr zu hauen versucht. Auch der preußische Vermittler bedachte ein nationales Interesse, forderte aber keinen Vortheil; gab den guten Rath, ohne nach einem

Trinkgeld zu langen. In der Audienz, die Mahmud dem General Müffling zum Abschied gewährte, nannte er Friedrich Wilhelm seinen „alten Freund, den großmüthigen König“ und bat, ihm auszurichten, daß der Padischah geruht habe, sich nach seiner kostbaren Gesundheit zu erkundigen. Eine damals fast beispiellose Ehre, die dem König aus den meisten Hauptstädten Glückwünsche eintrug. Wichtiger war: Preußens Vermittlung hatte die Stunde, in der die Türkenfrage beantwortet werden muß, noch einmal hinausgeschoben. Und solche Verzögerung war damals Wohlthat.

Die Macht des Sultans schrumpfte; schwand aber noch nicht. Rußland erhielt im Frieden von Adrianopel alles in den Verträgen von Bukarest und Akkerman Zugesagte; ein paar Grenzplätze am Kaukasus; das Recht zu freier Fahrt durch die Dardanellen, also auch die Herrschaft im Schwarzen Meer; eine Entschädigung im Betrag von sieben Millionen Dukaten, für deren Zahlung der Sultan haftbar blieb; die Donaufürstenthümer fielen in die russische Einflußsphäre und das Donaudelta wurde zarischer Besitz. Nikolai hatte, trotz den militärischen Enttäuschungen, die der über Erwarten schwierige Krieg ihm brachte, klug gehandelt, als er das Schwert zog. Daß ihm die Philhellenen aller Länder als dem Retter Griechenlands zujauchzten, ließ den kalten Stahl seines grauen Auges wohl nur in einem spöttischen Lächeln aufblinken. Ernsthafter zu nehmen war, daß Rußland auf dem Boden des Osmanenreiches nun die Erste Hypothek erworben hatte. Auch Preußen hat damals gehandelt, wie es mußte. Dumm nur Oesterreich; verhängnißvoll dumm. Gezaudert und gedroht, geprahlt und an kleine Mächlereien die Zeit verzettelt, statt, ehe die Russen so weit waren, mit seinen besten Truppen die Donaufürstenthümer zu besetzen. Ohne diese Versäumniß hätte Oesterreich-Ungarn im Balkangebiet heute eine stärkere Stellung. Schwachheit und redselige Nachgiebigkeit hat ihm, nach großen Worten, in den Augen des Islam die gleißende Glorie des Prinzen Eugen geraubt.

Alles wiederholt sich nur im Leben. Noch einmal hatte die Welt sich in den Gedanken gewöhnt, Rußland und England seien für immer unversöhnliche Feinde. Dann hat sogar ein liberales britisches Ministerium sich mit dem Zaren verständigt. Was vor achtzig Jahren Feldmarschall Wellington thun durfte, that später General Hamilton: er sah sich in Rußland um und prüfte die Möglichkeit militärischer Vereinbarung. Wieder ist Frankreich mit von

der Partie. Nur solls diesmal kein Dreibund, sondern ein beträchtlich stärkeres Syndikat werden. Und was wird geschehen? „Wenn Rußland sich für ausreichend gerüstet halten wird, wozu eine angemessene Stärke der Flotte im Schwarzen Meer gehört, so wird, denke ich mir, das petersburger Kabinet, ähnlich wie es im Vertrag von Hunkiar-Iskelessi 1833 verfahren, dem Sultan anbieten, ihm seine Stellung in Konstantinopel zu garantiren, wenn er Rußland den Schlüssel zum russischen Haus (Das heißt: zum Schwarzen Meer) in der Gestalt eines russischen Verschlusses des Bosporus gewährt. Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und es zu vertheidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich als Hetzhund gegen russische Bosporus-Gelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwarten können, ob Oesterreich angegriffen wird und damit unser casus belli eintritt. Die Betheiligung Oesterreichs an der türkischen Erbschaft wird nur im Einverständniß mit Rußland geregelt werden. Wenn man die Sondirung, ob Rußland, wenn es wegen seines Vorgreifens nach dem Bosporus von anderen Mächten angegriffen wird, auf unsere Neutralität rechnen könne, so lange Oesterreich nicht gefährdet werde, in Berlin verneinend oder gar bedrohlich beantwortet, so wird Rußland zunächst den selben Weg wie 1876 in Reichstadt einschlagen und wieder versuchen, Oesterreichs Genossenschaft zu gewinnen. Das Feld, auf dem Rußland Anerbietungen machen könnte, ist ein sehr weites, nicht nur im Orient auf Kosten der Pforte, sondern auch in Deutschland auf unsere Kosten. Gelingt es der russischen Politik, Oesterreich zu gewinnen, so ist die Koalition des Siebenjährigen Krieges gegen uns fertig; denn Frankreich wird immer gegen uns zu haben sein, weil seine Interessen am Rhein gewichtiger sind als die im Orient und am Bosporus." Das sind Sätze aus den „Gedanken und Erinnerungen". Bismarck meinte, Rußland werde die Wahl haben, ob es mit deutscher oder mit österreichischer Hilfe sich den Käfig öffnen und aus Yildiz den Schlüssel zu seinem Haus holen wolle. Doch ists ganz anders gekommen. Abdul Hamid war stärker als Mahmud; Nikolai Alexandrowitsch schwächer als Nikolai Pawlowitsch. Und Lord Lansdowne und Sir Edward Grey waren vorsichtiger als Canning und Welling-

ton: sie haben, ohne früh Wesentliches zu riskiren, zuerst für die Schwächung Rußlands gesorgt (die kein Bismarck gehindert hat) und dann Verhandlungen begonnen. Einem Volk von hundertvierzig Millionen verfeindet kein Kluger sich auf Zeit und Ewigkeit; keiner wähnt, ein solches Volk ohne Bewegungfreiheit im engen Pferch halten zu können. England braucht die russische Freundschaft heute viel mehr noch als in Cannings Tagen; braucht sie auch, um den Concern der Westmächte vor Rissen und vor Uebergriffen der Vereinigten Staaten zu bewahren. Ein für alle Verluste nur mit Hohn entschädigtes Rußland müßte zu der Politik zurückkehren, deren Ziel Nesselrode 1850 mit den Worten zeigte: „La dissolution de cette alliance anglo-française, si hostile à nos intérêts politiques, si fatale à la situation des gouvernements conservateurs.“ England opfert heute nichts Beträchtliches mehr, wenn es einem ihm befreundeten Rußland im Südosten Europas die Vormachtstellung einräumt und die Pforte ins eisfreie Meer öffnet. Und selbst ein Opfer würde reichlich rentiren. Auf ein Menschenalter Ruhe in Asien; Verringerung der Gefahr, daß der amerikanische Konkurrent Bundesgenossen findet; die einzige Möglichkeit, allen Syndikatsmitgliedern einen wichtigen Wunsch zu erfüllen und das künstliche Gebäude vor Einsturz zu schützen; und die Hoffnung, mit den vereinten Kräften überall, in Persien und der Türkei, in Nordafrika und Südamerika, Deutschland bedrängen zu können. Brunnow schrieb vor siebenzig Jahren an seinen Kaiser, vom Schlimmen das Schlimmste sei, daß die Beziehungen der Staaten nicht mehr von den Interessen, sondern von den Sympathien der Oeffentlichen Meinung bestimmt werden. Heute gruppirt eine Antipathie die Staaten; wider Deutschland die stärksten.

Der Balte Brunnow gab auch den klugen Rath, dem Bundesgenossen nie mehr abzufordern, als ihm von der Selbstsucht bediente Freundschaft gewähren könne. Nach diesem Grundsatz hat bis in unsere Tage England gehandelt. Den Ministern Georgs des Fünften fehlt die stolze Gelassenheit, die steife, manchmal mürrisch, doch nie furchtsam dreinblickende Würde, die ihre berühmtesten Vorgänger dem Auge Europens zeigten; sie reden und klagen, stöhnen und fuchteln zu viel, betheuern zu laut ihre fromme Gemüthsart, künden zu oft, was sie morgen thun werden. Die Spielregel ihres Berufes aber haben sie im Handgelenk; und kommen drum nicht leicht in die Gefahr, befreundete Mächte aus ihrer

Nähe zu schrecken. Mit unbestreitbarem Recht konnte Herr Asquith im Unterhaus an die Thatsache erinnern, daß Britaniens beste Freunde noch vor kurzer Zeit die bissigsten Feinde des westlichen Inselreiches waren. Von den Tagen Wilhelms des Eroberers bis in die des Oraniers hat eigentlich nur die Episode der Stuartherrschaft den franko britischen Kriegszustand unterbrochen. Alle Versuche dauernder Friedensstiftung sind, von den Normannen bis in Eduards erstes Regirungjahr, fruchtlos geblieben. Bonapartes Adjutant Lauriston wurde, als er im Oktober 1801 die vom Ersten Konsul unterzeichneten Friedenspräliminarien nach London brachte, auf allen Straßen bejauchzt; die Menge entsträngte seinem Wagen die Pferde und zog ihn schwitzend vors Portal des Auswärtigen Amtes. Vier Jahre danach vernichtet, wieder unter dem Weinmond, Nelson bei Trafalgar Villeneuves Flotte und läßt dem Korsen als ganzen Besitz nur zehn Schiffe übrig. Louis Philippe, der erste Sucher der entente cordiale, wird vom Hof, von der Gentry und dem Gassengewimmel wie der liebste Kömmling gefeiert, von der Behörde der Hauptstadt durch eine feierliche Grußadresse geehrt, die der Lord Mayor an der Spitze der Rathsherren in feierlichem Zug nach Windsor bringt; und Victoria wohnt zweimal unter dem Dach des Bürgerkönigs. Doch aller Liebe Mühen bleibt unbelohnt. Auch unter Louis Napoleon. Als der Pariser Friede die vom Krimkrieg erzwungene Gemeinschaft der Westmächte gelockert (und Louis Napoleon den Russen heimlich Dienste geleistet) hat, schreibt Victoria an John Russell, gegen Frankreich müsse sich, weil es überall den Weltfrieden störe, der nächste Kreuzzug richten. Das Zwitterwesen hatte nicht viel länger gelebt als Cannings Angstkind; und die Queen möchte am Liebsten ihren Ministern das Warnerwort Chathams ins Gedächtniß ätzen: „Die einzige Gefahr, die England zu fürchten hat, entstünde an dem Tag, der Frankreich im Rang einer großen See-, Handels- und Kolonialmacht sähe. Dieser Gewißheit muß sich der Leitsatz britischer Politik anpassen.“ Hundert Jahre, fast auf den Tag, danach preßt im Parlament ein Mann ganz anderen Schlages, der schottische Russenfeind David Urquhart, den selben Gedanken in engeres Ausdrucksgefäß. „Unsere insulare Lage läßt uns nur die Wahl zwischen Allmacht und Ohnmacht. England stand jedem Eroberer offen, bis es seinem Willen das Meer dienstbar machte und als Gebieter auf jeder See die Weltherrschaft

an sich riß. Britania wird des Meeres Königin sein oder vom Meer verschlungen werden." Noch im November 1908 ruft Joseph Chamberlain aus Cobdens Hochburg Manchester über den Aermelkanal: „Frankreich muß, wenn es ein bequemeres Verhältniß zu uns erreichen will, die uralte Neigung abthun, überall unsere Kreise zu stören, selbst da, wo kein Sonderinteresse zu solchem Störungversuch zwingt." 1908. General Kitchener hat, nach dem Sieg bei Omdurman, in Faschoda die Egypterfahne gehißt und den Hauptmann Marchand zum Rückzug vom Nil aufgefordert. Denn was Sir Edward Grey, damals noch Unterstaatssekretär, als eine unfreundliche Handlung mit der Britenrache bedroht hat, ist jetzt geschehen: die Französische Republik hat ihre Einflußsphäre ins Nilthal zu dehnen getrachtet. Der Sturm bricht los. Sir Michael Hicks Beach, der Schatzkanzler, überschreit aus einem Fieberanfall Salisburys Staatsmannsstimme. „Wenn wir nach achtzig Friedensjahren zum Kampf gegen Frankreich gezwungen werden, ists sicher ein großes Unglück; schließlich ist aber ein Krieg nicht das schlimmste der Uebel." Und aus der Presse heults: „Räumt, Einbrecher, rasch unser Haus!" Am vierten November befiehlt, nach Delcassés Vortrag, die pariser Regirung dem tapferen Marchand schleunigen Rückzug. Sie kann nicht anders. Auf Rußland ist in afrikanischen Händeln nicht zu zählen. Deutschland hat eine Verständigung über die portugiesischen Kolonien, über die noch nicht vertheilten kleine Südgebiete erstrebt, durch den Mund eines fürstlichen Unterhändlers sogar ein Ehrenopfer im Bezirk des Reichslandes verheißen, aber seit dem Sturz des Ministeriums Méline-Hanotaux kaum noch eine Antwort erhalten. (Delcassés Rechnung war falsch; er hoffte, sein frostiges Schweigen werde die Berliner zu noch höherem Preisangebot reizen, hoffte, mit ihrer Hilfe Egypten einheimsen zu können, und begriff nicht, warum die so unhöflich Behandelten während des Burenkrieges sich seiner Werbung versagten. Der Zorn des Enttäuschten zeugte dann den Entschluß, Britanien grenzenlos zu lieben und mit Eduard bande à part zu machen.) Frankreich war allein und durfte, im ungeschirmten Besitz von Algerien und Tunis, Tongking und Madagaskar, mit dem Erbanspruch auf Marokko, den Schlüssel zu seinem nordafrikanischen Reich, den Kampf gegen die Königin der Meere nicht wagen. In Chamberlains Rede war, nach vergrollendem Donner, ein Wetterleuchten, das den Weg in die neue entente cordiale wies.

Seitdem ists leidlich gegangen. Frankreich hat vergessen, was England ihm anthat. („Wenn ich Franzose wäre“, schrieb Lord Grey 1829 an die Fürstin Lieven, „würde ich die Briten hassen. Was haben wir seit 1815 gegen dieses Land unternommen! Der Haß wird, fürchte ich, dauern.“) Und Angelnklugheit hat dem Genossen nie mehr zugemuthet, als er gewähren konnte. Aus gemeinsamem Haß ward eine Nothehe, in der sich athmen läßt. Cannings Dreibund lebt wieder, will wieder in der islamischen Welt des Schiedsrichteramtes walten und zeigt noch keine Spur von leise beginnender Kacherie. Redliche Deutsche aber, in deren Hirn der Denkstoff von vorgestern schimmelt, wähnen, von Petersburg aus den Bindknoten lösen zu können, und sehen im zweiten Nikolai, wie ihre Väter im ersten, den Hort heller Zukunft. Hitzt sie der Hundsstern?

Jeder russische Minister von Durchschnittsverstand muß sich Tag vor Tag sagen, daß seinem Reich kein Zustand nützlicher sein könnte als der anglo-deutscher Feindschaft, der ihm von beiden Seiten Werbungen einbringt. Diesen bis in das Weichbild von Teheran wohlthätig fühlbaren Status wird er zu erhalten trachten und neue Papierwälle scheuen. Die Trennung von Frankreich (nur als Folge glaubhafter deutscher Kriegsdrohung denkbar) würde theuer, die von England mit jedem Tag chinesischer Wirrniß gefährlicher. Die alten Rezepte helfen nicht mehr. Was also bleibt uns zu thun? Anbiederung wäre jetzt Selbstschändung. Diese ekle Herzensausschüttung hat uns schon zwei Drittel des Ansehens gekostet. Eben so schädlich ist das (leider nicht nur im Souterrain beliebte) Geschimpf gegen die Briten, die, in Wahrung ihrer Interessen, gethan haben, was unsere Lammsgeduld ihnen zu thun erlaubte. Kriegsschiffe bauen? Ehe die jetzt auf die Hellinge zu legenden fertig sind, muß, nach Menschenermessen, die Entscheidung gefallen sein. Auch würde durch den hastigsten Bau zwar auf beiden Seiten die Ziffer, nicht aber die britisch-deutsche Machtrelation geändert: denn England läßt sich nicht überflügeln und hat in der alten Handelsflotte eine Mannschaftschule, die seine mächtigsten Kampfschiffe vor Menschenmangel noch schützt. Die Dummheit, immer wieder auszututen, daß wir noch nicht fertig, nicht stark genug seien, sollten wir uns nachgerade doch abgewöhnen; sie wirkt nach außen ja wie eine Aufforderung zum Tanz. „Wer ein Herz im Leib hat, muß den Deutschen Ruhe lassen, bis sie die Lücken in ihrer Rüstung ausgefüllt haben.“ Glaubt Einer,

daß die Nachbarn so kindisch denken werden? Längst sind wir zu tapferer Politik stark genug. Sogar zu einer, die hohe Ziele zu zeigen wagt und in stolzer Ruhe ausspricht, daß kein Widerstand sie je auf dem Weg dahin hemmen wird. Die würde in England gewiß verstanden. Nicht schimpfen; still sitzen und den Herrn Vetter an sich kommen lassen. Der weiß jetzt schon Allerlei. Daß er mit Persien die sorglose Herrschaft über Indien verlöre; daß in der Zeit der chinesischen Wirrniß, die zu früher Anmeldung britischer Erbansprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in der Nordsee zu halten, zu schwer erträglicher Last werden kann; daß im Mittelmeer den Lateinern eine Macht erwächst, der England eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht auf Hauptgrundsätze britischer Politik (Keine Europäermacht an der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan; keine Grenzgemeinschaft mit einem Reich, das über ein großes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit Deutschland abgenöthigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hat. Er sehnt sich nach Verständigung; möchte nicht, wie auch nach ihm günstigen Kriegsverlauf unvermeidlich wäre, geschwächt vor dem schadenfroh leuchtenden Auge der Yankees stehen; und zweifelt, ob die Russen, die er verhätscheln muß, nach ihrer Genesung ihm helfen würden. Könnte er mit den fünfundsechzig Millionen Deutschen paktiren: er ließe sichs gern was kosten. Wir haben auf dem Weg von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des geltenden Marineprogramms Wichtiges zu bieten und fänden als Forderer zuverlässiger Kohlenstationen und bewohnbaren Siedlungbodens heute in London Gehör. Kein Mittel darf unversucht bleiben, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vormächte der Entschluß fest wird. Die schwachen, an Homerule und Sozialreform kränkelnden Minister Georgs fürchten, der Kaiser habe ihnen den verschlagenen Redaktor der Burendepesche geschickt, um sie mit Naschwerk hinzuhalten, bis er in der Nordsee bereit ist. Daher das Juligeräusch unmuthigen Argwohns. Lasset Euer Ohr nicht täuben! Eine Schicksalsstunde fordert einen Entschluß, der für ein Menschheitjahr unserem Erdtheil die Uhr stellt. Die Europa der Metternich und Nesselrode ist tot. Und Deutschlands arbeitsames Volk hat noch nicht gelernt, seinen Willen zu wollen.

# Der Kulturwerth des Krieges.

In dieser Zeit, wo der Krieg allgemein als ein Rest barbarischer Sitten und als absolut kulturfeindlich, als ein Uebel, wenn auch vielleicht ein nothwendiges gilt, bedarf es einer kurzen persönlichen Legitimation, wenn man von dem Kulturwerth des Krieges sprechen will. Ich erkläre also, daß ich persönlich in meinem Interesse den Krieg eben so wenig wünsche wie irgendein Anderer. Weder bin ich Offizier, noch sind es meine nächsten Angehörigen, eben so wenig habe ich ein besonderes Interesse an den schweren Industrien, die im Kriegsfall verdienen. Vielmehr übe ich eine friedliche Kunst, für die in Kriegszeiten sehr wenig Interesse bestehen wird, zumal, da mir die fachlichen Kenntnisse fehlen, um als Kriegskorrespondent auf das Schlachtfeld zu eilen. Alle meine Einkünfte werden durch einen Krieg in Frage gestellt. Ich bin also ein friedlicher Bürger und freue mich, wie die anderen, wenn aufgestiegenes Kriegsgewölk sich wieder vertheilt. Würde aber das Schicksal den allgemein erwarteten europäischen Krieg doch wollen, so könnte ich Das unter bestimmten Umständen nicht durchaus für ein nationales Unglück halten; „je m'en ferais une raison." Diese „raison" aber ist folgende: Wer sich bewußt ist, daß die schöpferischen Kulturwerthe männlich sind, während die Schöpferkraft der Frau physischer Art ist und sich im Gebären bethätigt, und wer wünscht, daß die Kultur schöpferisch, also männlich bleibt, Der muß sich freuen, wenn nach langen Jahren des Friedens, in denen immer wieder die physische wie die geistige Uebermacht des Mannes erlahmt und darum mit vollem Recht von den Frauen in Frage gestellt wird, irgendein Anlaß kommt, der alle Debatten darüber, ob das größere Hirngewicht des Mannes wirklich geistige Ueberlegenheit bedinge, ob nach Generationen langer methodischer Erziehung die Frau dem Manne Gleiches leisten werde, zum Verstummen bringt. Dieser Anlaß muß als eine tragische Nothwendigkeit eintreten, alle männlichen Kräfte der Nation wie Strahlen in einer Linse sammeln, wodurch wieder ein Glanz der heroischen Tage in unser blasses Zeitalter fallen würde. Wenn es um Tod und Leben ginge, würden die Frauen wieder einmal daran erinnert werden, daß sie in ihrem eigenen Interesse, um das Beste in sich entwickeln zu können, auf den Schutz des Mannes angewiesen sind: und Das würde zum Mindesten die Generation, die einen Krieg miterlebt hat, so leicht nicht vergessen. Ist aber die männliche Autorität durch einen Krieg, auch wenn er mit einer ehrenvollen Niederlage geendet hat, wieder einmal gefestigt, dann wird auch der männliche Geist von Neuem zu seinem

Recht kommen. Es ist Zeit, daß ihm in dieser allzu bequem gewordenen Welt die physische Kraft des Armes wieder einmal Platz schafft.

Der männliche Geist kann und soll nicht Alleinherrscher sein. Philosophische Doktrinen und Theorien vermögen die Welt nicht zu leiten, vielmehr bedarf der Geist der Vermählung mit dem Stoff, an dem er sich nährt und den er doch bändigt. Als Deutschlands materielle Lage in Folge des Dreißigjährigen Krieges beklagenswerth war, hat sich der Deutsche ganz in der geistigen Welt zu trösten gesucht. Das war die Zeit einseitiger Intellektualität. Heute, nach unserem ungeheuren Aufschwung, hat das materielle Leben ein viel zu großes Uebergewicht über das geistige gewonnen; und wenn auch die Behauptung paradox klingt, daß der vormärzliche Deutsche tiefere menschliche Werthe besessen habe als der Reichsdeutsche von heute, so ist darin doch ein Kern von Wahrheit. Von dem deutschen Wesen, an dem nach dem Dichterwort einmal die Welt genesen soll, ist jedenfalls heute weniger vorhanden als einst. Wir wollen unseren Handel und unsere Industrie nicht schmähen, denn ihre Vertreter haben gewiß ihr Theil zu unserer heutigen Größe beigetragen, eben so wie die Männer, die ihr Blut auf dem Schlachtfeld verspritzten; aber es ist klar, daß die Ideale einer auf Erwerb gerichteten Klasse andere werden als die einer Klasse, der die Pflege der männlichen Ehre Selbstzweck ist. Diese Verschiebung der Ideale hängt mit dem wachsenden Wohlstand zusammen; das Leben wird leichter, das ästhetische Niveau der Kultur erhebt sich, die Zahl intellektueller und künstlerischer Menschen von geistigem Niveau wächst, aber die einzelnen, wahrhaft schöpferischen Geister werden dann immer seltener. In solchen Zeiten aber verliert die Frau allmählich den Respekt vor dem Mann und verlangt, selbst ein Wort mitzureden; man kann es ihr nicht übelnehmen, denn so, wie die Frau geartet ist, wird sie auf die Dauer niemals aus Pflichtgefühl, sondern immer nur aus einer inneren Ueberzeugung heraus die Ueberlegenheit des Mannes anerkennen; wenn sie auch hundertmal in Gehorsam und Demuth erzogen wird: so lange sie in dem Manne keinen Mann fühlt, wird sie gerade aus der Echtheit ihrer Natur heraus seine Autorität verlachen und sie höchstens äußerlich aus praktischen Gründen anerkennen. Deshalb kann den Frauen kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie sich die Autorität des Mannes im Allgemeinen nicht länger gefallen lassen wollen. Wo die Frauen erst einmal so weit sind, da ist immer der Mann daran schuld. Wir haben eine Frauenbewegung, weil die männlichen Werthe nicht mehr stark genug sind. Aber auch die Männer sind individuell nicht für diesen Zustand verantwortlich

zu machen. Wer nicht von Haus aus besonders starke männliche Instinkte hat, Der verweichlicht nur allzu leicht in einem Leben, das zwischen Erwerb und ästhetischen Freuden dahinfließt. Wenn die Frauen auch gewiß den materiellen Besitz zu würdigen wissen und meistens auch eine ästhetische Ausgestaltung des Daseins lieben, so imponirt ihnen doch als männlicher Typ weder der Erwerbende noch der Aesthet. Auf die Dauer kann ihnen nur Das gefallen und ihre Instinkte klären und bändigen, was sie selber nicht besitzen: körperliche Männlichkeit, in der ein klarer Geist wohnt. Besonders der steril gewordene männliche Geist vermag heute der Frau keinen tiefen Eindruck mehr zu machen. So groß die Errungenschaften der Wissenschaften sind: der einzelne Vertreter dieser Wissenschaften ist ein flinker Mechanikus oder ein alexandrinischer Aufstapler von allerlei mehr oder weniger gleichgiltigem Wissen. In der Kunst aber herrscht das rein Aesthetische, die Nerven Reizende, Bekenntnißhafte; die wirklich gestaltete Form fehlt. Warum soll nun die Frau (so denkt sie ganz logisch) in einer Zeit so allgemeinen geistigen Tiefstandes nicht eben so gut oder schlecht Bücher schreiben und Reden halten wie der Mann? Wirklich ist nicht einzusehen, warum Frauen in ihren Debatten nicht durch Erziehung das Niveau der Reichstagsreden erreichen sollen, die wir heute hören. Warum sollen sie nicht eben so sensationelle Bekenntnißromane verfassen, warum nicht eben solche unbeherrschten Farbenorgien auf die Leinwand pinseln, warum nicht ein eben so neurasthenisches Geheul und Gestöhn als Musik ausgeben wie die modernen Männer? Das einzige Mittel, die Frau aus der Politik und dem geistigen Leben als Mitwirkende zu verdrängen, ist, durch ihr versagte Schöpferkraft dieses Leben wieder auf ein so hohes Niveau zu erheben, daß sie nicht konkurriren kann. In wirklich schöpferischen Kulturepochen haben die Frauen zwar eine sehr große Rolle gespielt, als die Freundinnen und Anregerinnen der bedeutenden Männer, als feine Versteherinnen und geniale Geliebte; aber warum sollen sie sich neben den erschöpften oder ungehobelten Männern von heute mit solchen Rollen begnügen? Warum sollen sie den Mann zu den Mittelmäßigkeiten anregen, die sie selber können? Das lohnt sich nicht. Man hört heute sehr viele gut veranlagte Mädchen und Frauen sagen: „Wie gern würde die Frau die Autorität des Mannes anerkennen, ja, sogar ihm dienen, wenn er danach wäre!“ Die größte Frauenenttäuschung ist die, sich ganz hingegeben zu haben und dann die Lächerlichkeit des erwählten Herrn und Meisters zu erkennen.

Gegen all Dies ist nun weder durch Erziehung noch durch Er-

kenntniß irgendetwas zu thun. Mir scheint, daß nur ein Krieg den Kurs der Männlichkeit wieder steigern kann. Wir wollen ihn nicht vom Zaun brechen, nicht einmal erhoffen, denn ein moderner Krieg wäre von einer unübersehbaren Gräßlichkeit. Wenn er aber kommt, dann ist es besser, als in ihm ausschließlich ein Unheil zu erblicken, daran zu denken, daß er vielleicht die tiefste Nothwendigkeit zu unserer Rettung aus dem Sumpf ist, in dem unsere Kultur steckt; die einzige Gelegenheit, wo nur männliche Werthe gelten, wenn auch zunächst die brutal physischen. Die aber haben den Vorzug der Meßbarkeit. Und Niemand wird behaupten, die Frauen könnten gerade so gut ins Feld ziehen wie die Männer. Ganz anders steht es aber mit der geistigen Ueberlegenheit. Sie ist nicht in der selben Weise meßbar. Gewiß: es hat keinen weiblichen Shakespeare, Rembrandt oder Bismarck gegeben, aber heute giebt es ja auch keine männlichen Shakespeare, Rembrandt und Bismarck; und wenn auch heute noch viel, sehr viel von Männern auf geistigem Gebiete geleistet wird, was den Frauen unerreichbar ist, so gelingt es ihnen doch mit großer Kunst, Scheinwerthe hervorzubringen und als hochwerthig preisen zu lassen, und die Kulturlosigkeit der Zeitgenossen läßt sich täuschen. Wenn trotz dem Gesagten auch heute noch immer nicht eine einzige Frau in der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur oder der Politik mit Dem wetteifern kann, was die paar besten Männer selbst unserer Zeit auf diesen Gebieten leisten, so kann doch jede darüber hin und her schwatzen. Das hört in dem Augenblick der Kriegserklärung auf. Darüber wird dann nicht geschwatzt werden, daß die Männer hinausziehen und die Frauen (außer den Krankenpflegerinnen) daheim bleiben. Eine andere Möglichkeit, die männliche Ueberlegenheit wieder einmal über alle Diskussion zu stellen, giebt es nicht. Ein Krieg aber wird mit einem Schlag alle die faulen Kulturtümpel auslaufen lassen und die Männer, die ein verwirrtes Heim verlassen haben (heute sind fast alle Heime durch die Ansprüche der Frauen und Töchter verwirrt) werden vom Schlachtfeld ihren weiblichen Verwandten eine überzeugende Antwort mitbringen auf alle die Fragen, die sie augenblicklich in Versammlungen und Büchern stellen. Die praktische Noth wird dann an die Frauen wieder so viele ihrer Natur entsprechende Forderungen stellen, daß das öffentliche Schwatzen, Tintenklecksen und Pinseln ein Ende nehmen wird. Hat aber die Faust des Mannes sich im Kriege wieder einmal bewährt, dann mag der Sohn wieder den Geist pflegen, bis ein langer Friede die Kultur abermals verflacht hat und neue Katastrophen erheischt, um die heroischen Instinkte der Menschheit wieder zu wecken.

Charlottenburg. Oskar A. H. Schmitz.

# Selbstanzeigen.

**Heinrich von Ofterdingen in der deutschen Literatur.** Berlin, Mayer & Müller.

August Wilhelm Schlegel hat 1812 im Juliheft des von seinem Bruder herausgegebenen Deutschen Museums „eine Zusammenstellung aller Stellen, wo von Heinrich von Ofterdingen die Rede ist“, gewünscht; Das könnte, wie er meint, noch einiges Licht in die Vermuthungen über den merkwürdigen Mann bringen. Diesen Wunsch des romantischen Kritikers glaube ich durch meine Arbeit erfüllt zu haben. Ofterdingen ist durch sein Schicksal in dem fabelhaften Sängerkrieg auf der Wartburg, den eine Dichtung aus dem dreizehnten Jahrhundert überliefert hat, zuerst bekannt geworden. Die Frage, ob es sich überhaupt lohnen könne, einer im Zwielicht von Sang und Sage lebenden Gestalt ein Buch von 360 Seiten zu widmen, muß bejaht werden, wenn man Ofterdingens hervorragende Stellung im deutschen Geistesleben kennt. Wichtig ist die Ermittelung der eigenartigen Wechselbeziehungen zwischen der dichterischen Behandlung Ofterdingens. So hat, zum Beispiel, erst Novalis berühmter Roman die Person Ofterdingens der Theilnahme großer Germanisten nah gebracht. Wie sich in diesem Fall die gelehrten Forschungen und Vermuthungen über den großen Unbekannten des Wartburgkrieges durch die Lesung einer bedeutenden Dichtung anregen ließen, so haben die wissenschaftlichen Versuche, das Leben und Wirken des Ofterdingers zu ermitteln, auf die poetischen Gestaltungen seines geheimnißvollen Wesens Einfluß geübt. Die sehr widerspruchsvollen Aeußerungen der wissenschaftlichen Literatur über ihn sind also auch bei der dichterischen Behandlung des Ofterdingers verwerthet worden. Der erscheint darum in einer langen Reihe von Dramen, Epen, Romanen, Novellen, Balladen und Meistersingerversen als eisenacher Bürger, Oesterreicher, Schwabe, Minnesänger, Heldendichter, Gefolgsmann der Hohenstaufen, als Verfasser der Nibelungen und als ein der Person Tannhäusers völlig gleicher Ritter. Schon die beiden letzten Thatsachen dürften mein Buch, das Ergebniß vierjähriger Arbeit, berechtigt erscheinen lassen; denn bei der gewiß nicht nebensächlichen Frage nach dem Schöpfer der Nibelungen hat gerade Ofterdingen von je her einen großen Theil des Interesses in Anspruch genommen; und eben so wichtig ist, daß Richard Wagner ihn zum Doppelgänger Tannhäusers gemacht, dadurch zwei ursprünglich getrennte Sagenkreise verbunden und erst durch sein Werk Heinrichs Schicksalen eine volksthümliche Bedeutung gegeben hat. Das lückenlose Verständniß der Dichtungen, in denen Ofterdingen vorkommt, ist jedenfalls bedingt durch die Kenntniß aller wesentlichen Angaben, die in Chroniken, alten Handschriften, philologischen Abhandlungen und in kritischen Aufsätzen über ihn gemacht worden sind. Daher werden im ersten Theil des Buches alle diese bibliographischen Zeugnisse chronologisch zusammengestellt. Auf Wesen und Werth der Dichtungen selbst bin

ich im zweiten Theil näher eingegangen; dessen Ziel ist, zu zeigen, wie sich im Lauf von sieben Jahrhunderten das Lebensbild Osterdingens in ganz verschiedenartigen Werken spiegelt. Dabei mußten mittelhochdeutsche Gedichte und lateinische Prosaschriften eben so beachtet werden wie E. Th. Hoffmanns „Kampf der Sänger“, Grabbes Hohenstaufendramen, Geibels Ballade „Friedrich Rothbart“, Scheffels Romanzen über den „Heini von Steier“, der Schlußtheil der Wartburg-Trilogie Lienhards, die Staufertragoedie „Manfred“ von Georg Fuchs oder Parodien des Sängerkrieges auf der Wartburg. Das letzte Kapitel befaßt sich mit Osterdingens Erscheinung in der Bildenden Kunst. (Zwei Proben aus Schwinds Werk sind in Abbildungen beigegeben.) Im ersten Theil überwiegen Quellennachweise und Anmerkungen als Folgen statistischer Kleinarbeit. In dem viel größeren zweiten Theil treten die äußeren Merkmale fachwissenschaftlicher Leistungen zurück. Auch die stilistischen Unterschiede ergeben sich aus den verschiedenen Wesensarten des philologisch-historischen und des literarisch-kritischen Theils; so hat das Gefühl „Ich bin des trocknen Tons nun satt“ an der Schreibweise in dem Kapitel über Novalis mitgewirkt. Man deute diese Selbsteinschätzung nicht etwa so, daß der zweite Theil feuilletonistisch und volksthümlich gehalten, der erste aber in Folge seiner Befrachtung mit wissenschaftlichem Rohstoff entbehrlich sei. Untersuchungen über Osterdingens Bedeutung für die Germanistik können kein Unterhaltungbuch geben; die Germanisten, an die ich mich zunächst wende, werden auch in den ersten Theil eindringen müssen, um die Grundlage der Stellung Osterdingens in der deutschen Literatur zu erkennen. Leser mit weniger fachwissenschaftlichen Neigungen müssen vom ersten Theil wenigstens das letzte Kapitel kennen, wenn Heinrichs Gestalt in neueren Dichtungen vor ihnen fest stehen soll. Der Plan des Buches hat mancherlei Gründe. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß ich mit meinem Freund Ludwig Wüllner, dem siegreichen Kämpfer im Sängerwettstreit und feinsinnigen Germanisten, auf der Wartburg Schwinds Gemälde des Sängerkriegs betrachtete. Meine und meines Weggenossen Beziehungen zur Musik, zur Germanistik und zu Eisenach ließen in mir den Plan reifen, den Wartburgsinger Osterdingen, dessen Name mit der Musik, der germanistischen Forschung und dem eisenacher Sagenkreis eng verknüpft ist, in seiner Bedeutung für die deutsche Literatur und Kunst zu behandeln.

Breslau. Dr. Paul Riesenfeld.

**Wer nicht sucht, findet.** Georg Müller in München. — **Impressionen.** Aus dem Notizbuch eines Wanderjournalisten. Leipzig, Ernst Rowohlt Verlag.

Ich künde das Erscheinen zweier Bücher an, aufrichtig gesagt: um die Quantität meiner Produktion zu entschuldigen. Besser gesagt doch: zu erklären. Am Ende des vorigen Jahres ist von mir ein starker Band über Gesellschaftkultur erschienen („Lebensformen“, auch bei

Georg Müller in München), ein Novellenband, eine Neuausgabe des Briefwechsels zwischen Abälard und Heloise, dessen Einleitung ein Versuch zu neuer psychologischer Darstellung erotischer Charaktere war, und daneben kamen und kommen Bände heraus, die Balzacs unbekannte Aufsätze über die Physiologie des eleganten und des alltäglichen Lebens, begleitet von Abbildungen Gavarnis, Daumiers, Monniers und Anderer geben. Nun kommen noch zwei Bücher nach so kurzer Frist und der kritische Leser fragt: „Warum so viel? Ist nicht ein großer Theil Dessen, was Sie da veröffentlichen, flüchtig auf den Markt geworfen?" Ich würde nicht die Freundlichkeit des Herausgebers der „Zukunft" in Anspruch nehmen, wenn es mir nur um eine captatio benevolentiae zu thun wäre. Ich habe vielmehr die Ueberzeugung, meine Erklärung, weshalb ich so viel (natürlich immer quantitativ!) schaffe, könne ein Beitrag zur Psychologie der schriftstellerischen Arbeit sein und darum, über mein Persönliches hinaus, Anderen, Selbstschreibenden und Lesenden, nützen.

Das Eine, was ich gern einmal vor einem großen Publikum gewissermaßen als Dokument zur Aufklärung gesagt haben will, ist die Konstatirung einer Thatsache. Die Jahreszahl, die man als Erscheinungdatum auf unseren Büchern liest, giebt durchaus keinen Aufschluß über die Entstehung der Arbeit. Der Maler, der sein Bild 1910 oder 1912 signirt, sagt damit: So sah ich die Welt 1910 oder 1912. Wer sich später um die Atmosphäre einer Zeit kümmern wird, kann wohl das Datum, das er auf einer Malerei, Skulptur, Architektur findet, zur Grundlage seiner Ueberlegung machen. Er irrt (für unsere Zeit; in anderen Jahrhunderten und Jahrzehnten wars anders), wenn er die Jahreszahl, die auf dem Titelblatt der ersten Auflage eines Buches liest, als irgend charakteristisch für dieses Jahr, für die Zeit der wirklichen Vollendung oder gar Entstehung eines literarischen Werkes nimmt. Das wäre nun von ganz geringer, wenn überhaupt von einer Bedeutung, wenn es sich um den Einzelnen, seine Biographie sozusagen handelte. Aber die Frage, welche Literatur hat eine Epoche hervorgebracht, welche Beziehungen giebt es zwischen Literatur und aller anderen (nicht nur geistigen) Bethätigung, ist wesentlich, so wie die andere: Wie ists mit dem Publikumsgeschmack einer Periode bestellt? Darum möchte ich die Aufklärung beibringen: Rein technische, ökonomische, oft vom Urheber ganz unbeeinflußbare Verhältnisse bringen es mit sich, daß das eine Buch fünf Jahre, das andere zwei Monate, das dritte zwei Jahrzehnte später erscheint, als es angefangen und beendet worden ist, und darum einen falschen Geburtstag bekommt. Romane erscheinen in Zeitungen, nachdem sie dort, aus Anciennetätgründen, warten mußten. Nach der Publikation im Blatt, in der Zeitschrift, muß eine Schutzfrist verlaufen, dann entscheiden fast immer verlegerische, buchhändlerische Gründe darüber, ob nicht noch ein Jahr bis Ostern oder Weihnachten mit der Ausgabe gewartet wird. Und kaum eins unter tausend Büchern kommt deshalb in die Hände des

Lesers in Tagen, in denen der Verfasser noch die selben oder ähnliche, wenn überhaupt irgendwelche Beziehungen zu Dem hat, was er „damals“ schrieb. Das ist das Eine. Das Andere, noch ein Wenig Verästeltere, ist gegeben durch das rasche Tempo, den eiligen Rhythmus unseres Lebens, aus dem (Goethe nannte seine Dichtungen „Lebensspuren“) ja doch unsere Bücher werden, aus der wiederum ökonomischen Thatsache, daß der Buchhandel seine Autoren so schlecht bezahlt. Es wäre zu weitläufig, darauf näher einzugehen. Gewiß ist die Folge: eine merkwürdige Kreuzung von Journalistik und Buch. Mehr oder weniger deutlich sind zwei Drittel unserer deutschen Bücher Erzeugnisse dieser Mischehe. Ob man nun in Tageszeitungen oder fürs Bücherbrett der Bibliothek schreibt, Eins bleibt gleich: der Literat befreit sich durch sein Schreiben von einer Spannung. Indem er (die Formen ändern und verschieben sich) schreibt, giebt er, Romanschriftsteller oder Politiker, Leitartikler oder Historiker, Antworten auf Fragen, die ihm die Welt stellt. Das ist nun für Einen, dem Schreiben wirklich die Lebensform ist, was Wunderschönes. Nur kommt, wiederum aus technischen Gründen, die Antwort meist zu einer Zeit, wo die Frage längst vergessen ist. Und gar, wenn es sich um Bücher handelt, deren Material oder Theile vorher, in anderer Gruppirung meinetwegen, in der Presse erschienen sind, muß es so kommen, daß dieses ursprünglich so wundervolle Spiel von Antwort und Frage zu einer Wirkung führt, die unendlich traurig ist: der Autor ist seinen Büchern beim Erscheinen meilenfern.

Das hier Angedeutete giebt schon einige Hinweise, warum es aus technischen Ursachen geschieht, daß von einem Autor in einem Jahr fünf neue Bücher da sind. Er hat sie beileibe nicht in dem einen Jahr geschrieben. Damit will ich nicht ganz überflüssige Sammlungen von Zeitungartikeln oder gar flüchtig hingeschmierte Romane vertheidigen. Aber um auf meine eigenen Bücher zu kommen, die ich anzeigen will und darf: für die „Impressionen“ schien mir die Berechtigung der Veröffentlichung in dem Umstand zu liegen, daß Artikel aus mehr als zehnjähriger Thätigkeit für die Presse, aus dem berliner Gerichtssaal oder aus den Tropen, doch irgendwie ein Gefühl der Zeit und des Journalismus geben können. Und da ich zu den wenigen für Zeitungen schreibenden Leuten gehöre, die den wirklichen, ehrlichen Journalismus bis ins Letzte mit Freude thun, möchte ich unterstreichen: Ich wollte nicht aus Aufsätzen ein Buch machen. Viele hundert Artikel, die ich geschrieben habe, sind längst verweht; mit Recht. Ein paar schienen mir das Recht auf die auch nicht überlange Lebensdauer eines Buches zu haben, nicht, trotzdem sie Journalistik sind, sondern, weil sie es sind. Das andere Buch versucht, die kosmopolitische Welt dieser Zeit, in der wir leben, zu schildern. Und ich bitte, noch hinzufügen zu können, daß ich es immer ein Wenig thöricht gefunden habe, wenn man einem Schriftsteller nachrühmt oder vorwirft: er sei schon wieder so fleißig gewesen. Erstens aus den schon mitgetheilten Thatsachen, die

unmöglich machen, zu erkennen, wie viel Arbeit er wirklich in diesem Jahr gethan hat. Dann aber: kommt nicht mit den Phrasen von literarischem Großbetrieb neudeutscher Art! Seht Euch um! Was haben Große und Kleine, Balzac und Paul de Kock, Carlyle und längst vergessene Historiker oder Biographen in ein paar Jahrzehnten geschrieben! Im heutigen Frankreich wäre Der ein kläglicher Dilettant, der, wie unsere hochmüthigen Faulpelze thun, glaubt, sein Amt als Schriftsteller erfüllt zu haben, wenn er alle paar Monate ein Dutzend Seiten sich abquält. Nein, die große Quantität der schriftstellerischen Leistung spricht nie gegen den Autor. Aber sie kann für ihn sprechen. Nicht etwa für seine bürgerliche Tugend, den Fleiß. Sondern für sein aufrichtiges Gefühl: Ich bin da, um zu schreiben. Und ich habe keine Angst, daß mir je Stoff oder „Stimmung" fehlen wird. Schließlich sehe man sich bei den strengsten Formkünstlern die Lebensleistung genau an: wie viele Briefe, Entwürfe, Notizen hat, zum Beispiel, Platen hinterlassen, den die Verfechter des „Wenig" so gern anrufen. Mißdeutungen ist übrigens diese persönliche Anzeige mehr noch als die meisten anderen ausgesetzt; aber ich weiß es. W. Fred.

# Diskonten.

Der Wechsel gehört zu den edlen Organen des Wirthschaftkörpers. Die Umwandlung von Geld in Waaren und die Entstehung neuer Umlaufmittel aus dem wirthschaftlichen Anlagekapital braucht Zeit; ohne Brücke ist da nicht vorwärtszukommen; Kredit und Wechsel sind unentbehrlich. Lehrreich ist der Unterschied, der zwischen Wechseln und Werthpapieren in den Bankbilanzen gemacht wird. Die Reichsbank darf zwei Drittel ihres Notenumlaufs mit Wechseln decken. Das ist der schönste Befähigungnachweis für die papierene Urkunde über ein Waarengeschäft, dessen Ergebniß von zwei bis drei solventen Personen verbürgt wird. Die Vereinigten Staaten, deren wirthschaftliche Kultur hinter der materiellen Leistung zurückbleibt, haben die Bedeutung des Waarenwechsels noch nicht ganz erkannt. Er spielt in ihrem Geldwesen noch keine beträchtliche Rolle und soll erst durch die berühmte Reform der Zettelbanken, die niemals fertig zu werden scheint, zu besserem Ansehen gebracht werden. Vorläufig nehmen die staatlichen Schuldverschreibungen den Platz ein, den im Gebiet der deutschen Währung die „Diskonten" haben. In den Vermögenbeständen der Finanzinstitute folgen die Wechsel unmittelbar auf die Barvorräthe und gehören zu den Aktiven erster Ordnung. Die acht berliner Großbanken, die Zwischenbilanzen veröffentlichen, hatten Ende April

1912 von 4859 Millionen fremder Gelder 1635 Millionen in Wechseln angelegt, während die Summe der eigenen Werthpapiere nur 365 Millionen betrug. Und doch stehen den Effekten alle Einrichtungen des offiziellen Handels zur Verfügung, während der Wechsel nur die amtliche Notirung des Reichsbankdiskonts hat, sonst aber auf den privatim festgestellten Diskontsatz angewiesen ist. Daß die Reichsbank sich gegen die Ausschreitungen der Effektenspekulation eben so energisch wie gegen ein Uebermaß von Wechseleinreichungen wendet, darf nicht zu der Meinung verführen, beide Erscheinungen seien von gleicher Art. Schon in der Distanz zu den Kassen des Centralinstitutes unterscheiden sie sich: das Werthpapier hat mit der Reichsbank direkt keine Verbindung, der Wechsel ist ihr ständiger Gast. Dann aber tritt die Verschiedenartigkeit beider Faktoren in ihren Eigenschaften hervor: die Tratten, welche die Bank, wenn auch zu Zeiten widerwillig, diskontirt, müssen den strengen Vorschriften des Bankgesetzes genügen. Ihre Laufzeit darf nicht länger als drei Monate dauern; und die Unterschriften von in der Regel drei, mindestens aber zwei als zahlungfähig bekannten Personen oder Firmen müssen auf der Tratte stehen. Die Werthunterlage des Wechsels muß ein Waarengeschäft sein. Der Finanzwechsel hat, ohne materielle Voraussetzung, nur den Zweck, Geld zu beschaffen. Wenn, zum Beispiel, eine Bank von einer Industriegesellschaft, die ihre Schuldnerin ist, auf sich ziehen läßt, um sich durch diese Tratte selbst Geld zu besorgen, so ist Das, trotz der Form, ein reines Finanzgeschäft, dem die Reichsbank keine Unterstützung leiht. Der Typus des Finanzwechsels ist die Tratte von einer Bank auf die andere. Aber der Widerstand, den sie gegen den Zudrang legitimen Wechselmaterials leistet, ist im Grunde nur eine platonische Wahrung ihres Aufsichtrechtes über den Geldmarkt. Die Reichsbank sucht zu verhindern, daß die Außenstände der Finanzinstitute in ein Mißverhältniß zu den „greifbaren" Vermögensstücken gerathen.

Zwischen den Debitoren und den Wechselanlagen besteht aber ein gewisser innerer Zusammenhang. Ein Posten im Kontokorrent kann leicht in einen Wechsel umgewandelt werden, wenn es darauf ankommt, die Liquidität der Bilanz für eine bestimmte Gelegenheit zu erhöhen. Ist der Termin der Besichtigung vorüber, so wird der status quo ante wiederhergestellt. Die Beziehungen zwischen den beiden Trägern der Aktivseite zeigen sich aber auch darin, daß die Kreditbanken sich durch Weiterbegeben von Wechseln aus ihren Beständen an die Reichsbank die Mittel zur Nährung ihres Kontokorrentverkehrs verschaffen. Die Reichsbank kann den Strom legaler Wechsel nicht zurückdämmen, sondern nur versuchen, neue Ueberschwemmung vom Reich des Kredites abzuwenden. Zum Börsenpapier aber steht das Centralinstitut anders als zur Tratte. Objektiver, möchte man sagen; deshalb ist es auch in der Kritik weniger gebunden. Bei der Warnung vor Auswüchsen der Effektenspekulation wird darum stets die Gefahr der Werthverminderung betont. Dieses Risiko bedingt auch den großen Unterschied zwischen

Anlagen in Wechseln und in Effekten. Jener ist so gut wie bares Geld; denn am Tage der Fälligkeit wird die Valuta ohne irgendeinen Abzug bezahlt. Soll das Papier vor seinem natürlichen Ablauf zu Geld gemacht werden, so kann, als Folge inzwischen eingetretener Diskonterhöhung, ein kleiner Zinsverlust entstehen, der aber, selbst im schlimmsten Fall, nicht an die Möglichkeit der Kursminderung bei Werthpapieren heranreicht. Das lehrt täglich die Erfahrung.

Der amtliche Wechselzinsfuß, den die Reichsbank festsetzt, hat mehrere Funktionen zu erfüllen, die aber meist die Hoheitrechte des ersten Finanzinstitutes zum Ausdruck bringen. Die Rücksicht auf das geschäftliche Leben kommt erst in zweiter Linie. Deshalb fehlt dem Reichsbankdiskont die Eigenschaft rascher Anpassung an die Bedürfnisse des Marktes. Die Bankrate kann nicht täglich geändert werden. Ihre Aufgabe ist die Beherrschung eines weit abgegrenzten Zeitraumes, um die große wirthschaftliche Maschinerie vorher auf ein bestimmtes Tempo einzustellen. Bei der letzten Aenderung des offiziellen Diskontsatzes sprach der Präsident die Hoffnung aus, mit dem neuen Satz bis zum Herbst auszukommen. Das ist die Politik auf lange Sicht, die dem Reichsbankdiskont seinen besonderen Charakter verleiht. Da der Handel in Wechseln älter ist als die Reichsbank und deren Diskontregime, so fand sie schon Einrichtungen für den Wechselmarkt vor, dessen wichtigstes Instrument der Privatdiskont ist. Dieser (durch private Vereinbarungen hergestellte) Geldsatz für den Ankauf von Wechseln hat die Anpassungfähigkeit, die seinem Rivalen mit Amtscharakter fehlt. Der private Wechselzinsfuß wird täglich neu „gemacht“ und richtet sich nach Angebot und Nachfrage der an der Börse gehandelten Tratten. Zu bedenken ist, daß sich nicht der gesammte Umsatz auf offenem Markt abspielt. Es ist, wie oft im Effektengeschäft: die Börse bekommt nur die „Spitzen“: die Aufträge, die nicht direkt in den Bankbureaux erledigt werden. Die Banken bieten oft den Wechselverkäufern besonders günstige Bedingungen (sie nehmen ihnen die Papiere unter dem Privatdiskont ab), um auf diese Weise Kunden zu gewinnen. Wer irgendeine große, solvente Firma zu seiner Kundschaft zählen will, muß sich niedlich machen. Da hat der Privatdiskontsatz, der an der Börse festgesetzt wird, kaum noch Bedeutung; und solche Geschäfte sind statistisch nicht zu fassen, weil die Wechsel, die für sie in Frage kommen, keine eigentlichen Privatdiskonten sind. Als solche werden im Allgemeinen nur die Accepte der Großbanken und der angesehensten Privatfirmen, wie Mendelssohn und Bleichröder, angesehen. Das sind die „Primadiskonten“, die wie bares Geld umgesetzt werden. Es gab eine Zeit, da das Accept der Aktienbank weniger galt als die Unterschrift eines der alten Finanzpatrizier. Die berühmte „Konzentration“ hat den Schwerpunkt der Werthung in den Bereich der Großbanken geschoben, deren Accepte nun Bargeld sind.

Der private Wechselzinsfuß entsteht im Börsenhaus, nicht auf der Rampe, aber ohne jede feierliche Formalität. Die Diskonteure,

die Banken und wenigen großen Privathäuser, haben die tägliche Festsetzung des Privatdiskonts einer Bankiersfirma übertragen, die sich ausschließlich mit dem Wechselmarkt beschäftigt und da genau Bescheid weiß. Aber die Notirung des Privatdiskonts folgt freier Vereinbarung und den täglich vorhandenen Aufträgen für Kauf und Abgabe. Es giebt weder einen amtlichen Kursmakler noch einen Kurszettel oder einen Staatskommissar, der Streitigkeiten zu schlichten hat. Weigert sich eine Bank, den öffentlich genannten Wechselzinsfuß anzuwenden, so muß Das vom Verkäufer als unabänderliches Schicksal hingenommen werden. Die Frage, ob der Handel in Privatdiskonten durch die Börsenorgane zu kontroliren sei, wurde natürlich schon erwogen; und, eben so natürlich, von den zu Beaufsichtigenden verneint. Die Qualität der Wechsel ist so verschieden, daß ein Einheitkurs nur durch Gewaltthat herzustellen wäre. Neben den Primawechseln der Hohen Finanz giebt es Kommerzwechsel, die ohne genaue Kontrole der Personen nicht durchgehen. Sollen die nun zum selben Diskont genommen werden wie die ganz einwandfreien Papiere?

Ein zweiter Umstand drängt sich in den Weg: das Verhältniß des Privatdiskonts zum amtlichen Wechselzinsfuß. Bekannt ist, daß zu den Schwierigkeiten der Diskontpolitik die privaten Wünsche der Bankwelt gehören. Da der Privatdiskont veränderlich ist, kann er auf bestimmte Absichten der Finanz eingestellt werden. Will sie die Reichsbank zwingen, ihre Rate zu ermäßigen, so wird sie den privaten Wechselzinsfuß so niedrig wie möglich halten, um einen auffallenden Höhenunterschied zwischen den beiden Geldsätzen herzustellen. Wenn nun der Privatdiskont eine amtliche Notiz bekäme, könnte manchmal ein Konflikt zwischen zwei offiziellen Instanzen entstehen, an dem Beide schuldlos wären, da der private Wechselzinsfuß unter allen Umständen von den Dispositionen der Großdiskonteure abhängt. Also wirds bei der Formlosigkeit bleiben; denn die Usancen, die in den „Bedingungen für die Geschäfte an der berliner Fondsbörse“ für den Handel in Privatdiskonten aufgestellt sind, beziehen sich nur auf Größe und Laufzeit der Wechsel. Als Privatdiskonten sind nur Abschnitte von mindestens 5000 Mark lieferbar, die 56 Tage und nicht mehr als drei Monate noch zu laufen haben. Der Betrag von 5000 Mark versteht sich von selbst: der an der Börse festgestellte private Wechselzinsfuß ist als Durchschnittssatz aufzufassen, der Wechseln, die unter Mittelgröße sind, nicht zukommen soll. Wichtig ist, daß die Dauer des Wechsels ohne Einfluß auf die Notirung des Diskontsatzes bleibt, obwohl die Logik des Geschäftes eine Erwägung der Laufzeit in der Berechnung des Zinsfußes fordert. Ein Accept, das bald fällig wird, ist Zufallseinwirkungen (man denke an die Veränderlichkeit der Situation des Geldmarktes) nicht so sehr ausgesetzt wie ein Papier, dessen Endtermin noch in der Ferne liegt. Man müßte also aus der Notiz des Privatdiskontsatzes erkennen, welche Art von Wechseln besonders angeboten oder verlangt war.

Daß hier ein Mangel zu beseitigen ist, hat eine jüngst vom Börsenvorstand beschlossene Aenderung des erwähnten Paragraphen über die Privatdiskonten gezeigt. Wenn es nöthig ist, soll eine besondere Notiz für Wechsel mit „langer Sicht" gegeben werden. Nach dem geltenden Brauch darf der Verkäufer Schnittwechsel (mit 56tägiger Dauer) oder „lange Sichten" (Dreimonatwechsel) liefern. In Zukunft soll den Parteien die Vereinbarung erlaubt sein, daß langsichtige Appoints mit wenigstens achtzigtägiger Lebenszeit gegeben werden. Begründet wird die Neuerung mit der Gewohnheit, im letzten Monat des Quartals Schnittwechsel anzubieten, die gerade in solcher Zeit weniger beliebt sind als „lange Sichten" und deshalb den Privatdiskontsatz in die Höhe treiben. Wer Wechsel von längerer Laufzeit haben will, muß unter den notirten Privatdiskontsatz gehen, der also nur nominell ist. Um Das zu ändern, wurde der erwähnte Zusatz gemacht, der die Möglichkeit einer Doppelnotiz für den Privatsatz bietet. Im Uebrigen soll aber, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, an der formlosen Feststellung des Diskonts nichts geändert werden. Daß die Möglichkeit einer Differenzirung auch im Handel mit Privatdiskonten besteht, lehrt der Brauch des londoner Wechselmarktes. Dort werden Unterschiede nach den Wechselterminen gemacht. Und die Bankaccepte erster Ordnung haben einen anderen Privatdiskontsatz als die gewöhnlichen kaufmännischen Tratten. Solche Qualitätmerkmale findet man übrigens auch in den Notizen des hamburger Privatdiskonts.

Amtlicher Zwang würde auch der wirthschaftlichen Bedeutung des Wechsels nicht entsprechen, der auf alle Beziehungen des geschäftlichen Verkehrs anwendbar ist. Im internationalen Waarenhandel ist er eben so wichtig wie in den Finanztransaktionen von Handel und Industrie. Wie groß der Umsatz in Privatdiskonten ist, läßt sich schwer feststellen, da es keinen umgrenzten Markt giebt, der Handel vielmehr so viele Spielarten wie Geldgeber kennt. Nur für die Primadiskonten, die Bankaccepte, bieten die Ausweise in den Bankbilanzen einen statistischen Stützpunkt. Nach den Aprilbilanzen der acht berliner Großbanken haben die Acceptverbindlichkeiten 1164 Millionen betragen. Im Durchschnitt darf man etwa 1200 Millionen annehmen. Da die Tratten in zwei oder drei Monaten fällig sind, so ist als Jahresumlauf das Vier- bis Sechsfache der genannten Ziffer anzusetzen. Das ergiebt eine Durchschnittsumme von 6000 Millionen für die als Primadiskonten geltenden Accepte der berliner Aktienbanken. Dieses Wachsthum kann durch die Erhöhung der Provisionen nicht gehemmt werden; wer Geld braucht, fragt nicht lange nach den Kosten. Die Philippika des Reichsbankpräsidenten brachte auch nichts Besseres auf den Plan als die Vertheuerung der Gebühren. Damit wird man den Umlauf der Bankwechsel nicht hindern. Schäden sind höchstens dadurch zu vermeiden, daß die Wechselbeschauer sich noch schärfere Brillen anschaffen und sich genügende Zeit zur Prüfung nehmen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. August 1912.

# Diagnose.

Ueber dem Tintengerinnsel, das in vier Erdtheilen nach dem Tode des Kaisers von Japans entstand, schwamm, wie Wasserpest über Sümpfen, das verständnißlose Bestaunen einer Regirung, die in vier Jahrzehnten vermocht hat, ein im dunklen, dreifach verriegelten Sektenkäfig hindämmerndes Asiatenvolk mit allem Rüstzeug europäischer Wissenschaft und Technik zu waffnen und auf die Zinne anerkannter Großmacht zu führen. Der Vorgang ist ohne Beispiel in aller Geschichte; und bleibt auch Dem der Erwägung werth, der nicht vergaß, daß Japan sich einen fertigen Anzug nach der neusten Europäermode angeschafft, nicht den Stoff zu seinem Staatskleid selbst gewebt noch einen besonderen Schnitt ersonnen hat. Immerhin (auch wir hatten bei jedem Gewandwechsel Muster vor dem Auge) wars nöthig, die beste Bezugsquelle zu erkunden und bei der Maßnahme wachsam zu sein, damit der Angelsachsen zugedachte Rock nicht über dem winzigen Mongolenleib schlottere und eine zu lange Hose den Schritt hemme. Türken und Perser, Russen sogar haben, als sie den Gelben nachahmen wollten, erfahren, daß die flinke Bestellung in einem londoner Laden nicht genügt. In Japan konnte der kühne Versuch gelingen, weil ihm Alles, was Mythos und Ratio an Kräftigungmitteln bot, dienstbar gemacht, alles der Schwachheit Schmeichelnde, Unrath aus Urväterzeit und das Unkraut geiler Genußsucht, aus der Bahn gerodet wurde. Weil die Herrschermacht nicht

von umwölkter Höhe ins Straßengewühl niederstieg; der Tenno nicht ins Amt eines Aufspürers und Agenten einträglicher Geschäfte schrumpfte. Weil neben den neuen Werkstätten die alten Tempel offen blieben und der steile Weg auf den Grat der Gefühlseinheit den Klüften ausbog, in denen, wie Opium im Milchsaft der Mohnkapseln, der Traum vom Glück der Gleichheit, vom Segen des Massenregimentes braut. Weil bis in die Höhlen der Heminkaste Jeder das Ziel des Weges kannte oder ahnte und Keinen die Furcht trübte, Unzulänglichkeit des Führerkopfes könne den Aufstieg erschweren. Weil die Auslese der Tauglichsten nicht durch Vorurtheil, die Staatsraison nicht durch feige Rücksicht auf Volksstimmung gelähmt war und vom First bis ins Kellergewölbe Alle, ohne gierig nach dem Land schädlichem Recht auf den Mitleiterrang zu langen, dumpf oder klar empfanden, daß für ihr Haus, das Heim ihrer Kinder, gesorgt, ihrer Zukunft das schützende Dach, Luftraum und Nahrungzufuhr gesichert werde. Aus dieser Willenszone, wo Mythengewalt sich rationaler Rechnerkunst verband (und wo das rückwärts gewendete Auge keinen beträchtlichen Fehler im Kalkul sieht) ist manche Lehre zu holen. Wir sind dadurch geschwächt, daß aus breiter Schicht, viel breiterer, als der Stimmzettel erkennen läßt, der Glaube versickert ist, das Vaterland sei der jedem Einzelnen wichtigste, köstlichste Besitz und die nationale Sache stehe auch im Werth für die Person über jeder privaten. „My country“: die Zahl der Deutschen, in deren Sinn dieses stärkende Bewußtsein alles Nebengeräusch übertönt, ist gering; viel länger die Reihe Derer, die denken: „Ich bin froh, wenn Staat und Regirung, von denen Schöpferleistung doch nicht zu hoffen ist, sich still halten und mir nicht wieder durch unkluges Handeln meine guten Geschäfte stören.“ Uns fehlt die Empfindenseinheit, die Zuversicht auf kluge und stetige Führung, die Gewißheit einer nur vom Reichswohl bestimmten Menschenauswahl, die Erkenntniß des Zieles, zu dem nationaler Drang mit dem Aufgebot aller Kraft hinstreben muß. Wir ähneln, als Volkheit, dem goethischen Kaiserjüngling, der sich zuerst bereichern, dann amusiren wollte. Wir sind fleißiger als andere Völker, nicht unredlicher als irgendeins und die Arbeitleistung ist so gewaltig, daß ihr Ertrag immer wieder dem Blick die Mängel des Politikergeschäftes verhüllt und einstweilen gestattet, nach einer Häufung von Fehlern die Welt mit neuer Rüstung zu verblüffen. Die Weis-

sagung nahenden Unheils scheint immer wieder aus einem irrenden Hirn geboren: weil die Schaar der Feinde noch stets vor dem Entschluß gebangt hat, mit der ungeheuren, schwer zu schätzenden Macht Deutschlands den Kampf zu wagen. Wir handeln thöricht und beweisen, in neuer Wehr, dann, daß wir ungestraft auch solche Thorheit uns erlauben durften. Wer nicht blind sein will, muß sehen, daß im letzten Vierteljahrhundert nur die Volksleistung, die Menschenzahl und Vermögen über alles Ahnen hinaus mehrte, uns aufwärts geholfen und vor dem Absturz bewahrt hat, gegen den keine Führerumsicht uns Assekuranz bot. Die Erkenntniß dieser Leistung, der von der Regirung und der von der Nation gelieferten, muß rasch in den Willen zu schrankenloser Demokratie verleiten. Wer sie als unnützlich verwirft, muß den Zustand ändern, dessen Entschleierung nicht lange noch gehindert werden kann.

Das nüchterne, arbeitsame, redliche Volk der Deutschen ist in den Ruf gekommen, daß es sein Reichsgeschäft nach dem Muster der Marktschreier und Rummelplatzpächter treiben lasse. Nicht völlig schuldlos. Jähe Ueberraschung, coups de théâtre, allerlei bunten Bühnentand haben wir mehr geliebt als stille Vorbereitung zu kräftigem Handeln; Wortgedröhn war aus unserem Bezirk oft, kaum je noch der Widerhall einer That zu hören. Schellenbaum, Donnerblech, Kesselpauke wurden gerührt und die aufgeschreckten Nachbarn dann mit Flötentönen beschwichtigt. „Wir wollen ja nichts; sind die friedlichsten Leute auf dieser Erde“: der Betheuerung antwortet, laut oder leis, ringsum die Frage, warum wir dann so viel Lärm machen und Europens alten Leib in drückende Rüstung zwingen. Was sich als Oeffentliche Meinung vermummt, ist nicht tauglich, uns irgendwo Freundschaft zu werben; ist nur bestimmt, den Deutschen in den Wahn einzulullen, daß jedes andere Reich in Lebensnoth ächze und er nur, er ganz allein in heller Sonne sitze. Er glaubts nicht. Die Mißstimmung ist (auch im Heer, dessen Führer im Leutedrill Betäubung suchen) ärger, als die Ziffer der röthesten Abgeordneten (110) und des Reichsanleihestandes (80) erkennen lehrt. Und draußen bringt der kalte Emporkömmlingshochmuth, der leidenschaftlos protzige Hohn unserer Meinungmacher von Mond zu Mond uns in schlimmeren Verruf. Das Geschrei über den Splitter in des Nachbars Auge befreit unseres nicht von dem dickeren Balken. Englischer Bluff, französischer Schwindel, italischer Raubzug und Lügenkram, Diebskunst

der Yankees: selten noch liest mans anders. Weil die Franzosen in Marokko, wie jedes Kolonistenvolk in lohnenden Ländern, jede Fußbreite neuen Bodens zäh erkämpfen müssen, wird ihnen zugeschrien, sie seien um dieses Gebiet (das politisch wichtigste, wirthschaftlich hoffnungvollste auf dem Europäer naher Erde) nicht zu beneiden; weil ihre Marine noch unter den Nachwehen zuchtloser Jakobinerherrschaft leidet, wird spöttisch der Heldenmuth ihres Ministerpräsidenten gepriesen, der für die Fahrt von Dunkerque nach Kronstadt sich dem Kreuzer „Condé“ anvertraut habe. Kein Tag ohne grobe, nutzlose Beschimpfung fremden Wesens. Unsere Allure ist schlecht; auch da, wo sie von der Amtsautorität bestimmt scheint. Geschäftsstörung zu erstreben, wo der Versuch niemals gelingen kann, Mißtrauen zu säen, wo die Aussaat fruchtlos bleiben muß, ist dumm und erbärmlich. Frommts, in jeder Woche den Franzosen lehrhaft zu wiederholen, daß sie von Newa und Themse nichts zu hoffen haben, von den Russen ausgebeutelt, von den Briten als Prügeljungen erkiest worden sind? Der wache Blick zeigt, daß alliance und entente der (bis 1890 vereinsamten) Republik schnell in die bequeme Stellung einer umworbenen Großmacht halfen, daß die nach Rußland verliehenen Millionen (die in Frankreich nicht, wie in Deutschland geschähe, industriellem Bedürfniß entzogen werden) fette Rente heimsenden und daß der Britenfreundschaft die Weitung und Sicherung des nordafrikanischen Reiches, der Nouvelle France, zu danken ist. Müssen wir thun, als seien wir mit Rußland intimer als Frankreich und alles von Sasonow, Iswolskijs gehorsamem Statthalter, der Republik Gespendete werthlos wie eine in Goldschaum gewälzte Pfeffernuß? „Baltijskij Port! Ja, Kinder, ein Kaiser richtet beim Gossudar doch Anderes aus als irgendein Faure oder Poincaré. Zu Aktionen gegen uns ist Peterhof, trotz schönen Trostworten, niemals zu haben.“ So prahlen wir. Und die Folge so übler Gewohnheit ist, daß sich die Bänder festigen, die unser stumpfes Federmesser durchschneiden wollte; daß jeder entrevue der Majestäten ein höflich erzwungener Verzicht auf Tischreden (die flüchtigen Gefühlsausdruck annageln könnten) und ein neuer Treuschwur ins Ohr des Verbündeten vorangeht, jeder eine sichtbare Bekräftigung des Bündnißgedankens nachhinkt. Statt in breiten Waschschüsseln den Moskowitern Schlagsahne vorzusetzen, sollten wir bedenken, daß sie jedem möglichen Gegner deutscher Zukunft Hilfe zugesagt ha-

ben; und gleich danach, daß wir sie zur Illuminirung dieser Zusage nöthigen, wenn wir zwinkernd andeuten, ihr Haupt und ihr Herz habe sich von papiernen Verträgen zum warmen Odem des Nachbarmundes gekehrt. Rußland und Frankreich sind verbündet. fühlen sich in diesem Verhältniß wohl; und wir werden verächtlich, wenn wir uns stellen, als sei in dunkler Nacht die Lockerung des Bundes geglückt und der Lose von unserem Liebreiz bezaubert.

Unsere Allure ist schlecht. Draußen und drinnen. Wir scheinen uns in Concerns zu drängen, deren Lebenszweck uns feindsälig ist. Wir scheuchen die Genossen, die uns vertrauen sollen, durch übertreibende Zumuthung (Flotte) und durch den Versuch, ihnen unfreundlich Gesinnten (Russen, Türken) uns anzubiedern, aus zuversichtlicher Ruhe. (Wars nöthig, Oesterreich-Ungarn, wo die Conrad und Auffenberg nur schwer das dem Landheer Unentbehrliche den Parlamenten ablisten, in einen Marineaufwand zu treiben, den kein Bedürfniß des Ueberseehandels oder Küstenschutzes gebietet, und in der Liste der bald gegen England zum Gefecht klaren Schiffe mit den auf Habsburgs Werften gebauten Dreadnoughts zu prunken? Wars nicht das sicherste Mittel, Polen, Magyaren, Czechen und schließlich sogar Deutschen ein Bündniß zu verleiden, das die Monarchie, ohne ihr über den Besitzstand hinausreichenden Vortheil zu gewähren, in solche Fährniß hineinzöge? Der russophile Graf Berchtold weiß, wo dieser Besitzstand billiger zu assekuriren wäre; weiß, warum er seit dem Beginn der Türkenkrisis so oft und so stark betont hat, daß Oesterreich nur zur Wahrung eigener Interessen das Schwert ziehen werde. Ehe Herr Asquith die Vorstellung, England müsse im Mittelmeer Oesterreich und Italien bekämpfen, „absurd“ nannte und damit das Gewicht des Dreibundes wieder um manches Kilo erleichterte, mußten wir selbst aussprechen, daß uns nie eingefallen sei, für den Fall anglo-deutschen Krieges auf Oesterreich zu rechnen, dem die einfachste Staatsklugheit empfehle, sich von Gefahr und Kosten dieses Falles auszuschalten und, als den Westmächten unverdächtiger Anrainer des Mittelmeeres, die ganze Macht zur Expansion nach Südost zu ballen. Ob die austrische Neutralität, die britische Schonung der Adriaküste mündlich oder schriftlich gesichert wurde, ist nur dem Aktenwurm wichtig.) Wir erreichen nicht, daß die natürlichen Magnete unserer militärischen und wirthschaftlichen Macht Stammessplitter anziehen und gegen Widerstände

festhalten; daß Polen, Elsässer, Dänen sich der deutschen Scholle einwurzeln und sich der Zugehörigkeit zu solchem Kraftgebild freuen lernen; daß dem Preußengeist vom deutschen Süden her Liebe zuwächst und andere Germanenvölker sich in den warmen Dunstkreis unserer Schirmgewalt sehnen. Niederländer und Skandinaven würden, so lange ihre Wahl frei bliebe, für England optiren. Giebts besseren Beweis für die Schädlichkeit unseres Geredes, unserer Geberde? Und während wir flennen, daß auf keinem Fleck der Erdfeste friedfertigere Menschen wohnen, und unser Schmerz über die Verkennung des Frömmsten in salzige Zähren zerfließt, wird öffentlich, mit unanständiger Deutlichkeit, erörtert, wann und wie man uns schlagen könne, wolle, müsse. Gestern in Frankreich, heute in Großbritanien; morgen vielleicht in Rußland. Ward Aehnliches je von einem nicht siechen Reich hingenommen? Hält Einer für möglich, daß wider ein mit bismärckischem Muth international vertretenes Deutschland die pariser Artikel, die londoner Unterhausdebatten gewagt worden wären, deren grell beleuchteter Zweck Einschüchterung und Drohung war? Wir nehmens hin; und geben für unsere Wehr in jedem Jahr fortan mindestens anderthalb Milliarden aus. Hohn und Hochmuth deutscher Meinungmacher schreckt nicht; reizt nur: weil er die Fuchtelsucht zager Schwachheit verräth. Und schon reift in England die Hoffnung, die Furcht werde uns allzu Friedliche in demüthigende Nachgiebigkeit jagen.

Diese Furcht zu zeugen, ist heute noch, wie im vorigen Sommer, des Vetternherzens heißester Wunsch; kann sie uns nicht schimpflichen Friedensschluß erpressen, so mag sie wenigstens den Preis der Verständigung senken. Staatsmannserfahrung und Psychologenkunst verbünden sich zu schlauer Ausnützung deutscher Fehler. Lebt in irgendeiner Nation der Wille, unsere Sache als ihre mit Bräutigamsinbrunst zu umfangen? Ein Rundblick bringt rasche Antwort. In China wird der Australier Morrison, der, als Vertreter der „Times“, seit Jahren das Europäerurtheil über chinesisches Werden bestimmt, von den Regirenden zum Berather ekürt; er erbt die von Robert Hart hinterlassene Macht, weitet den Briten das Einflußgebiet und braucht nicht erst zu beweisen, daß er im Deutschen den Erzfeind sehen lernte. Japan ist durch Verträge, ester noch durch Nothdurft, an Britanien, Rußland, Frankreich gebunden. In den Vereinigten Staaten, die das Imperium über alles amerikanische Festland und über den Chinesenmarkt erstreben,

hat der Senat dem Antrag Lodge zugestimmt, der ausländischen Schiffahrtgesellschaften verbieten will, sich an der Küste der Neuen Welt Siedlungplätze zu sichern, die in Kriegszeit als Stützpunkte fremder Macht verwendbar wären. Erster Schritt auf dem Weg zur Amerikanisirung des transatlantischen Verkehrs; sicher nicht ein Zeichen inniger Freundschaft fürs Deutsche Reich: das einzige, dem solcher Stützpunkt ernstes Bedürfniß wäre. Der anglo-amerikanische Streit um die Panamaprivilegien schwebt noch; kein in Washington Regirender darf aber leichtsinnig die Stimmen der Kanadier überhören, die nicht nur den Entschluß bekannt haben, zur Vertheidigung großbritischer Reichsgewalt Panzerschiffe zu bauen, sondern auch nach Paris gegangen sind, um ihrem der Heimath Cartiers, Champlains und Colberts anhänglichen Gefühl Ausdruck zu geben und sich als Bürgen franko-britischer Bundesgenossenschaft anzubieten. Springt die Moral des Schauspieles dem Betrachter nicht in die Augen? Er soll Rußland China, Japan, England (nebst Kanada und Australien), Frankreich im selben Empfindensklima schauen und sich dem Wahn entwöhnen, gegen so ungeheure Wucht in den Vereinigten Staaten (die kein Irengroll mehr gegen den Britenleun hetzt) eine Waffe finden zu können. Von morschem Stamm ist noch eine andere Hoffnung abgewelkt: der in Fez und in Konstantinopel von Versprechung genarrte Islam wird deutschem Wink nicht gehorchen. Ob die Türkei wieder, wie in den Jahren des Berliner Kongresses (Karatheodory) und des bosnischen Haders, einen Christen zum Minister gemacht hat, damit unter einem Vertrag, der das Reichsgebiet kürzt, nicht eines Mohammedaners Name stehe, ob sie den Frieden schon gewährt oder noch weigert: die Entscheidung hängt am Willen der Westmächte, die den Italienern endlich erlauben könnten, ihre Stoßkraft gegen das verwundbare Centrum des Osmanenreiches, nicht länger nur gegen dessen unempfindliche Peripherie, zu richten. In keinem Fall ist von Kiamils Pforte für Deutschland Nützliches zu holen. Spanien? Knirscht noch in der Erinnerung an die Stunde, die, auf deutschen Antrag, den Franzosen die Herrschaft über Marokko hinwarf. Portugal hört nun ein Jahr lang, daß Deutschland seine Kolonien heischt; auch unter Rosen dräut da der Dorn. Und die Ibererhalbinsel ist eine Kommandite des londoner Welthauses. Belgien bangt vor den beiden Hornspitzen, die sich vom neuen Südkamerun her in seinen Kongostaat

bohren, und wünscht dem Deutschen Reich alle Sumpffiebersorten des afrikanischen Aequatorialbezirkes an den Leib. Hollands Königin rühmt sich vor Parisern und vor dem deutschen Ehegefährten ihres französischen Blutes. („Auch unser Wilhelm stammt ja von Coligny ab“: schallt es stolz aus Berlin); Hollands Volk erfährt, daß ihm der Rhein abgelenkt, der Ueberseehandel abgetrieben werden soll, sieht über der holländischen Wasserkante einen Zeppelin schweben und ballt die Faust wider den Deutschen, der ihm nur Unheil sinnt. Skandinavien lauscht den Fahlbeck und Sven Hedin, die vor russischem Einbruch warnen; verankert seine Hoffnung aber in Englands Abwehrgewalt, nicht in Deutschlands („das die Russen gern aus Anderer Kasse bezahlt“). Wo also wohnt die zu Hilfe bereite Freundschaft? Etwa in den verbündeten Reichen? Daß deren Geschütze auf die vom Union Jack überwimpelten Planken zielen werden: „ein absurder Gedanke“. Herr Giolitti mußte, um auf seinem Stuhl fest zu sitzen, die Verkündung der Annexion erwirken. Dem Königreich Italien ist sie jetzt lästige Bürde. Wird es gezwungen, den ertraglosen Kriegszustand noch ein Jahr lang hinzuschleppen, dann vertröpfelt sein Nährsaft in den libyschen Sand. Die Westmächte können ihm den Rückweg in Ruhe und Wohlstand öffnen oder sperren; den wankenden Türkenstaat stützen oder sein Herz dem Stoß des Feindes blößen. Ihnen muß, zwischen Tunis und Egypten, Biserta und Solum, für ein Menschenalter Italien sich willfährig zeigen. Obendrein hat sichs über deutsche Splitterrichter und Türkenschwärmer geärgert. Und wer leugnet, daß zwischen Wien und Berlin nicht mehr Alles so ist wie einst im Mai der Nibelungentreue, lügt munter oder weiß nicht, welche Wirrniß seitdem durch Thorheit angerichtet ward.

Da habt Ihrs. Und wir? Uns leuchtet der glorreichste Sommer. Alle Kolonien sind willig, dem British Empire Dreadnoughts und Invincibles zu bauen. Im Mittelmeer stehen zwei starke Geschäftspartner für uns auf der Wacht; und einem dritten kann unsere Gunst morgen Einlaß gewähren. Dem uns sicheren Reussenreich öffnen sich die Meerengen: statt uns zu gefährden, entlastet es uns ja im aigaischen Pelagos, auf der Straße von Gallipoli nach Alexandria. (Deshalb mußten wir den franko-russischen Marinevertrag wünschen und freudig begrüßen; nicht nur, weil er das vor Baltisch-Port gethürmte Luftschloß mit lautem Knall sprengt.) Und wir selbst sind entschlossen, gegen jeden neuen deutschen Kiel

zwei aus Britenholz auf die Hellinge zu legen. Uns bleibt keine Wahl. Ueberwächst uns der Vetter, so kann er uns Indien oder Egypten aus der Pranke reißen. Daß er zu anderem Zweck sich eine Flotte schaffe, die, ohne genügenden Kohlenraum und zuverlässige Kohlenstation westlich vom Aermelkanal, seinen Handel nicht zu schützen vermag, lernen wir niemals glauben. Der beredte Botschafter, der uns ein Jährchen oder gar zwei mit Bieten und Fordern hinhalten könnte (bis die Seewehr noch fester gefügt ist), lockt uns nicht auf den süßen Leim seiner Aktenpapierdüten. Wir waffnen den Erdkreis wider Euch; ziehen, von den Parry- bis zu den Fidshi-Inseln, alles Eurer Herrschaft noch nicht Unterthane in unser Geschäftsinteresse und gittern Euch ins Stahlgehäus der Frage, ob Ihr gegen solche Trustgewalt, nie erschaute, den Kampf wagen oder mit billiger Verständigung Euch bescheiden wollt.

Das ist die Absicht. Diese Furcht soll uns schrecken. Wir stehen auf schwankem Grund, wenn wir eine Nation schelten, die zur Wahrung ihrer Weltmacht aus Himmel und Hölle Helfer wirbt und nicht ängstlich prüft, ob ihre Munition im haager Friedenstempel gesegnet wurde. Wir schienen entschlossen, Englands Geltung auf dem Ozean und im Islam zu mindern, die Briten vom Quell ihrer Lebenskraft wegzudrängen: und dürfen nicht über Ungebühr stöhnen, wenn der Bedrohte sich zur stärksten Wehrleistung anstrengt und den nicht mühelos errungenen Besitz mit Gewalt und List, mit Schwert und Gift vertheidigt. Großbritanien handle, wie es kann; das Deutsche Reich, wie es muß. Erste Pflicht: jeden Zweifel auszujäten, der den Glauben an deutschen Muth benagt. Der Millionenmenschheit, die deutsche Mütter gebaren, bleicht Furcht nicht die Blutfarbe; und der Fürst, der sich vom schrillen Ruf der Angst stimmen ließe, trüge die Krone nur noch als ein dem Schicksal verpfändetes Festnachtgeschmeide, das der Athem des Morgens ihm vom Feiglingshaupt weht. Zweite Pflicht: dem irrlichtelirenden Willen der Nation das lohnende Ziel zu finden. Dritte: zu erwägen, ob dieses Ziel, um welchen Preis, nach welchen Opfern erreichbar ist. Vierte: auf dem bedachtsam gewählten Weg auszuharren; bei jedem Wetter; noch im Drang nächster Lebensgefahr. Fünfte: einem Untüchtigen, mag sein ererbter Name, sein ersessener Titel wie Edelstein glitzern, nicht des schmalsten Spaltes Raum da zu gönnen, wo er das Trächten der Nation hemmen, ihren Willen zur Zukunft, furchtsam oder thöricht, beugen kann.

Was will Deutschland? Drinnen und draußen fragt man. Da es die Kolonien aller anderen Mächte ohne deren Kolonialsorgen hat, im finstersten Winkel sich Kunden fängt und als Händlerland üppig gedeiht, braucht es nicht eigenem Besitz nachzujagen, der seinem Leib solches Gewicht aufladen müßte, daß die Beweglichkeit der Glieder darunter bald litte. Bläht sichs in Eitelkeit und will, ohne Bedarfszwang, nur aus Ehrsucht hastig ertrotzen, was Anderen das Recht der Erstgeburt gab? Duldet sein Dünkel keines älteren Anspruches Geltung und soll nun, da es gestern erst Riesenstrecken afrikanischer Erde errafft hat, seinem rauhen Ruf jeder in ehrwürdigem Besitzrecht Wohnende stumm weichen? Weil ein paar Banken in Vorderasien und auf dem Balkan engagirt sind, fordert dieses Reich die Richtergewalt über die muslimische Welt. Weil England, auf dunkler Menschenwoge ein weißes Gischtflöckchen, im Inselhaus und in fremder Weite nicht von Landheeren geschützt, auf dem Meer übermächtig oder ohnmächtig sein muß, will der stärkste Militärstaat sich eine Flotte rüsten, die das Bollwerk dieser Uebermacht brechen kann. Von allen Großen Europas wurde Deutschland zuletzt; soll der müde Erdtheil bereuen lernen, daß ers nicht im Becken zerquetscht hat? Das allzu rasch Aufgeschossene läßt dem erschöpften Mutterleib keine Rast. Säße es still, dann brauchten ringsum sich nicht friedliche Leute in Erz zu panzern. Was will dieses Deutsche Reich? Die nie wieder anfechtbare Gewißheit heller Zukunft; nichts Anderes. Nicht die Zerstörung des Britenimperiums, die es mit Slaven und Lateinern, Asiaten und Amerikanern allein ließe, vor neuer Gefahr, und seinem Spektrum die ergänzende Geschwisterfarbe ausgelöscht hätte. Nur die Verbürgung gleichen Rechtes auf ungehindertes Wachsthum. Volksgenossen und Fremden muß dieses Ziel entschleiert werden. Britanien hat auf Erde und Meer noch genug zu wirken; kann sich aber frei erst wieder regen, wenn es, in Glimpf oder Unglimpf, mit Deutschland fertig ist. Dessen Freundschaft sichert ihm den Besitzstand und, da der Bund unüberwindlich wäre, die Vorherrschaft germanischen Geistes. Diese Freundschaft hat, wie hienieden alles nicht ins Martyrologium Gebuchte, ihren Preis. Erschwinglichen, festen Preis, den kein Schreckversuch herabdrücken wird. England hat ihn gelben Mongolen gewährt. Europens Auge, Europens Geschick hängt an der Frage, ob er dem Europäer versagt werden soll.

❧

# Die That ist Alles.

Wir stehen mitten in einer Umwälzung, wie sie die Welt seit einem Jahrtausend nicht erlebt hat. Statt, wie in den letzten Jahrhunderten, in siegreichem Vordringen die Welt zu unterwerfen, schützen wir nur mit Mühe schon eroberte Gebiete gegen den Anprall fremder Rassen. So beängstigend nun auch diese Thatsache auf den ersten Blick wirkt: vielleicht schreckt uns die drohende Gefahr aus dem Wahn auf, daß man keine andere Pflicht auf Erden habe als die, für Glück und Behaglichkeit zu sorgen. Denn wohin man auch blicken mag, das Ziel des modernen Menschen ist, sein und seiner Nachbarn Leben glücklich zu machen, Jedem die Möglichkeit äußeren und inneren Wohlergehens zu geben. Die Sucht nach Glück, eine durchaus weibliche Eigenschaft, beherrscht unsere Zeit, seit das ganze Leben unter den Einfluß der Frau gerathen ist. Mit der Sehnsucht nach Glück verträgt sich aber die Eroberunglust einer Rasse schlecht. Wenn die vornehmste Aufgabe des Mannes geworden ist, für die Behaglichkeit der Seinen zu leben, Weib und Kindern den Lebensweg zu ebnen, der Familie zu dienen, dann muß die Thatkraft für weitabliegende Ziele geringer werden. Wir Alle sind bis in die Tiefe von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Mensch ein kostbares Ding sei, daß man mit Menschenleben nicht spielen dürfe, daß die Seele des Menschen sein höchstes Gut bedeute. Das ist der Inhalt unserer Moral. Sie ist auf das Gefühl gestellt, nicht auf den Intellekt, ist eine Frauenmoral, keine Sittlichkeit für Männer. Natürlich giebt es auch noch eine stattliche Anzahl Männer, die an Gefahr und Abenteuer Freude haben; aber sie sind scheel angesehen, wenn sie ihr Wesen bekennen, und auch in ihrem Kreise lebt das Bewußtsein, Mensch, Individualität zu sein, eine Seele zu besitzen. Auch sie haben den Wunsch, Persönlichkeiten zu heißen. Denn: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit.“ Das ist das Stichwort der Zeit. Leider ist die Berufung auf Goethe hier wie gewöhnlich falsch. Die berühmten Zeilen aus dem West-Oestlichen Diwan geben nicht Goethes Meinung wieder. Sie sind einer Frau in den Mund gelegt; und auch diese Frau spricht sie nicht als ihren eigenen Gedanken aus, sondern spricht nach, was sie von Anderen gehört hat. Das vielgebrauchte Motto ist ein Weibergeschwätz und als solches weist es der Dichter zurück.

Wenn es nun auch nicht möglich ist, den Gedanken, daß das Glück ein Ziel sei und daß dieses Ziel durch Pflege des persönlichen Lebens erreicht werden könne, auf Goethe zurückzuführen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß der Spruch eine der Grundempfindungen menschlichen Wesens in Worte bringt. Ein Mensch ohne Selbstbewußtsein, ohne die Ueberzeugung von der Existenz seiner Persönlichkeit ist höchstens als Idiot denkbar; und der Wunsch, glücklich zu sein, ist mit jedes Menschen Innerem unlöslich verwachsen. Aber aus der Existenz dieses Selbstbewußtseins und dieser Glückssehnsucht zu schlie-

ßen, daß nun in Wahrheit der Mensch eine Persönlichkeit sei oder das Recht auf Glück habe, ist ein seltsames Unternehmen. Es ist ungefähr so vernünftig wie der Einfall, einen Geisteskranken wirklich als einen König gelten und regiren zu lassen, weil er sich selbst dafür hält. Selbstbewußtsein und Streben nach Glück sind Mittel zum Zweck, Eigenschaften, mit denen Gottnatur den Menschen zu besserer Handhabung ausgestattet hat, etwa wie der Messerschmied die Gabel dreizinkig macht, damit sie bequemer gebraucht werden kann.

Es ist auch dafür gesorgt, daß das Selbstbewußtsein von Zeit zu Zeit erschüttert wird. Jeder Mensch erfährt es früher oder später, für Augenblicke oder für längere Zeiträume, daß er kein selbständiges Wesen, keine Persönlichkeit ist. Zu dieser Einsicht muß er kommen, weil er Verstand hat und weil diesem Verstande durch Hunger und Durst, Sterben und Geborenwerden, Krankheit und Leben Tag vor Tag bewiesen wird: der Mensch steht nicht außerhalb der Natur, er ist ein Stück, ein Theil Natur. Mensch: Das ist ein Wort, nichts weiter. Dieses Wort Mensch ist eine Fälschung der Wahrheit; sie mußte gefälscht werden, weil eben das Selbstbewußtsein eine Eigenschaft des menschlichen Wesens ist. Aber es ist unmöglich, den Menschen gegen seine Umgebung, gegen Vergangenheit und Zukunft abzugrenzen. Wir nennen ein bestimmtes Stück Gottnatur Mensch, mit der seltsamen Vorstellung, daß sich im Moment der Geburt Etwas aus dem All löse, um eine Weile außerhalb des Zusammenhanges zu leben und erst nach dem Tod zum Ganzen zurückzukehren. So stark ist jedoch unser Selbstbewußtsein, die Vorstellung von unserer Unabhängigkeit nie, daß nicht doch im tiefsten Herzen das Wissen um die Zugehörigkeit zum All bestünde, sei es als Religion oder Philosophie oder Aberglaube oder nur als Gefühl der Schwäche und der Hilfebedürftigkeit.

So ist denn jedes Stück Gottnatur, das Mensch benannt wird, mit zwei Eigenschaften behaftet, mit dem Bewußtsein seiner Persönlichkeit und dem daraus folgenden Wunsch, sein Ich aus eigener Kraft zur Vollkommenheit zu bringen, glücklich zu werden, und mit dem Bewußtsein, zum All zu gehören, willenloses Werkzeug zu sein. Da, wo die beiden Gegensätze sich die Wage halten, ausgeglichen sind, ist die Grundbedingung zur höchsten Kultur, die Harmonie, gegeben. Solche Menschen zeigen im Bilde das Weltall. Goethe, der selbst solch Mensch war, nannte sie Naturen, ein schöner Name, der ihr Wesen, Abbild von Gottnatur zu sein, trefflich bezeichnet. Sie sind durchaus nicht selten, leben zu jeder Zeit in Stadt und Land, vielfach unbemerkt und unerkannt, aber rings um sich verbreiten sie Freude und heben ihre Umgebung zu dem höheren Sein empor, das man Kultur nennt. Selten ist nur, daß sie an einer bestimmten Stelle der Erde die Ueberzahl bilden und daß sie einen Führer, begabt mit den höchsten Fähigkeiten, haben, den Uebermenschen, wie Goethe seinen Faust nennt.

Aber auch das Ueberwiegen der einen oder anderen Eigenschaft, des Selbstbewußtseins oder Allbewußtseins, kann große Erfolge her-

vorbringen. Das beweist die ungeheure Kraft, die Christenthum und Mohammedanismus entfaltet haben, das Eine eine Religion des Selbstbewußtseins, das Andere ein starrer Schicksalsglaube. Schlimm ist es nur, wenn die Disharmonie der menschlichen Grundtriebe ein geschwächtes Volk trifft. Für beide Seiten dieser Disharmonie bietet der Verfall der Antike das Beispiel. Das Allbewußtsein führt zu dem Materialismus, der schließlich in der staatfeindlichen Lehre Epikurs endet, das Selbstbewußtsein zu dem Seelenkultus des Sokrates, der die Grundlage für die staatfeindliche Lehre Christi schuf.

Mit der Unterwerfung der europäischen Welt unter das Christenthum ist die eine Gefahr, die des Materialismus, beseitigt. Man spricht zwar viel davon, daß unsere Zeit materialistisch gesinnt sei. Das beweist aber nur, daß man nicht mehr versteht, was Materialismus ist. Unser Leben ist auf die Ueberzeugung gebaut, daß der Mensch eine Persönlichkeit sei, ein selbständiges, verantwortliches Wesen, und diese Ueberzeugung ist durch die anderthalb Jahrtausende währende Einwirkung der christlichen Religion tief in jeden Einzelnen eingegraben. Seit dem Erlöschen der epikuräischen Schule hat es keinen einzigen Menschen von Bedeutung gegeben, der materialistisch dachte. Vor der Großen Revolution haben ein paar vornehme Franzosen mit materialistischen Vorstellungen gespielt. Es war aber eben ein Spielen, nicht mehr. Bei uns bezeichnet das Wort Materialismus eine Arbeithypothese, die zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt worden ist, die aber mit der Weltanschauung unserer Kultur nichts zu thun hat; selbst für die Forscher, die sie bei ihrer Arbeit verwenden, ist sie nur ein Instrument, sie schließen es nach dem Gebrauch gleichsam weg, nehmen es nicht mit in ihr Haus, in ihr Leben. Das ist in Denken und Handeln bis auf das Innerste von dem Persönlichkeitglauben durchtränkt. Die niedere Sucht nach Glück, die Genußsucht materiell zu nennen, ist eine alte Sprachlüge, die wir aus der Kampfzeit der Stoiker und Epikuräer geerbt haben. An sich kann der Seelenkultus, den man idealistisch zu nennen liebt, genau so in den Schlamm des Lebens führen wie der Materialismus. Wo das Blut verdorben ist, hilft die edle Gesinnung nichts.

Könnte man sich entschließen, die Mitwelt wie etwas Fremdes anzuschauen, so würde man vielleicht zu dem Schluß kommen, daß unsere Kultur dicht vor dieser zweiten Art der Versumpfung, der durch übertriebenen Idealismus, steht. Das moderne Leben denkt und handelt aus der Ueberzeugung heraus, daß alle Dinge für den Menschen da seien. Die Religion thut Das mit ihrer Lehre von dem Leben im Jenseits und von Gott als liebendem Vater der Menschen; die Wissenschaft thut es mit ihrer Theorie der Entwickelung; die Kunst mit ihrem Zergliedern und Darstellen psychischer Probleme; der Staat thut es mit seiner sozialen Gewaltherrschaft. Von dem Augenblick an, wo die Gestaltungskraft der weißen Rasse so weit gesunken war, daß sie sich einen artfremden Mythos von dem Menschen, der Gott war,

aufdrängen ließ, bis zu dem heutigen Tage, wo man sich bemüht, den Gott wieder zum Menschen zu machen, ist die Selbstüberschätzung des menschlichen Geschlechtes fast ununterbrochen gestiegen; und jetzt sehen wir alle Dinge nur noch unter dem einen Gesichtspunkt: Was sind sie für uns und unsere Nächsten? Wir sind nicht mehr stolz darauf, Menschenwürde zu haben: wir wollen menschenwürdig leben. Der Kultus der Menschenseele, der Glaube an den Gott im Menschen ist zur nackten Selbstsucht ausgeartet.

So kann man denken; aber so soll man nicht denken. Denn der Gedanke, daß die Welt schlecht, daß unsere Zeit dem Untergang nah ist, lähmt die That. Die That aber ist Alles. Denken ist eine Beschäftigung für Genies oder Müßiggänger; es ist geradezu ein Luxus, zu denken. Man sollte nur denken, was sich in Thaten umsetzen läßt, nur denken, um zu handeln. Denn: die That ist Alles. In dieses Wort faßt Faust den Inhalt seines Lebens. Der Deutsche nennt den Faust das Drama des Menschen. Das nimmt aber gewiß Niemand ernst. Das Wesen des Mannes ist wohl mit dem Wort umgrenzt: Die That ist Alles. Das Spiel des Knaben mit Peitsche und Flinte beweist es so gut wie das stürmische Drängen des Jünglings, so gut wie die kraftvolle Ruhe des Mannes oder das leuchtende Auge des Greises, der eigene und fremde Thaten erzählt. Aber die Zeiten sind vorbei, wo der Mann schlechthin der Mensch war. Wir sind so „vorgeschritten", daß für uns die Frau eben so Mensch ist wie der Herr der Schöpfung. Deshalb sollte man Faust nicht mehr die Menschheitdichtung nennen. Mit der That als Inhalt des Lebens würde sich ein Theil der Frauen abfinden (nicht alle, aber die wenigstens, die laut reden). Doch mit Gretchen als Vertreterin des weiblichen Menschen? Nimmermehr. Dieses Mädchen, das von der Liebe des Mannes lebt, ist nicht das Ideal unserer Frauen. Sie ist ein Stück Natur. Aber jetzt kennt auch die Frau den Spruch vom höchsten Glück der Erdenkinder. Sie will eine Persönlichkeit sein; gerade in der Liebe will sie es sein. Sie weiß, daß sie des Mannes Gefährtin ist, seine freie Weggenossin, seine ebenbürtige Freundin, mit der er Alles theilt, wie sie Alles mit ihm theilt, der er sich hingeben soll, wie sie sich hingiebt. Wo ist auch nur eine Spur von Alledem in dem Verhältniß von Faust und Gretchen? Man sollte diese Dichtung vom Henker verbrennen lassen; sie schlägt unserer Moral ins Gesicht. Die Frau hat Rechte, die Frau ist Mensch, ist Persönlichkeit und ihre Liebe ist der Inhalt unserer Literatur. Daß der Mann sittlicher werde, ist das Ziel aller Frauen; und Goethe hat gegen das Recht des Weibes gefrevelt. Daß Fausten das Weib nicht mehr ist als ein Spielzeug, ist wie ein Hohn auf alles weibliche Fühlen, wie ein Hohn auf ihr göttliches Innenleben. Und auch wir Männer empfinden so. Es ist nicht wahr, daß im Faust das Fühlen des Menschen oder auch nur des Mannes lebe.

Was ist der Grund und die Feste unseres Lebens? Die Familie. Faust hat keine Familie, ist ein einsamer Mensch. Was ist des Man-

nes Denken, Trachten und Wirken sein Leben lang? Der Beruf. Faust wirft seinen Beruf weg, er tritt ihn mit Füßen, er schmäht ihn, den hohen Beruf des Arztes, diesen schönsten und edelsten, in dem sich all unser Denken und unser tiefstes Wesen ausleben kann, den helfenden, liebenden, uneigennützigen Beruf des Arztes. Dieser Mensch hat keine Spur von Moral in sich, dieser Mensch kennt nicht das Ziel, für Andere zu leben; er weiß nichts von sozialer Pflicht; all Das, was unser Wesen ausmacht, ist ihm fremd. Ja, wenn man genau zusieht, ist es ihm sogar verhaßt, so verhaßt, daß er es mit Feuer zerstört. Anders läßt sich die Episode mit Philemon und Baucis nicht gut deuten. Faust steht zur ererbten Gewalt wider das darbende Volk, er ist ein Todfeind aller Gleichheitideen, ein Mann, der sich auf sich selbst stellt, der das Glück verachtet und die Sorge nicht kennt, in Allem das Gegentheil von Dem, was wir sind. Gewiß: die That ist für ihn Alles, aber nicht die That für den Nächsten, sondern die That an sich. „Nur rastlos bethätigt sich der Mann"; der Mann, wie Faust einer ist und wie der Mann vielleicht früher einmal war, aber nicht, wie er jetzt ist. Die Rastlosigkeit ist uns geblieben, ein Stück Thatkraft wohl auch, aber die That ist uns nicht mehr Ziel, sie ist uns Mittel zum Glück, zum thatenlosen Leben.

---

Doch mag auf der Oberfläche unseres Lebens die Sucht nach Glück herrschen: in der Tiefe regen sich Kräfte, die uns aus der Sorge um Behaglichkeit und Wohlleben emporreißen werden, die den Glauben an Menschenrechte, ja, an die Menschheit selbst ausroden werden, als seien sie nie dagewesen. Morgen schon oder in Jahren, vielleicht in Jahrzehnten wird der Mann in uns erwachen, der Mann, der das Glück verachtet und die That liebt, die That an sich, dem die That Natur und Ziel ist, der sich aus der Enge der Familiensorgen zur höheren Pflicht des Staates emporhebt, dem die Menschen nicht mehr Brüder sind, sondern Feind oder Freund, der kein Menschenrecht mehr kennt, sondern nur noch eine Stammespflicht, der wieder ein Vaterland hat und einen Staat, der seine Lust daran hat, sich Freiheit und Leben selbst zu erobern, statt sie sich von der Allgemeinheit schützen zu lassen, der den Staat schafft, statt sich von ihm schaffen zu lassen, der freudig für den einen höchsten Manneswunsch stirbt, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen.

Noch herrscht die Religion, die uns lehrt, daß alle Menschen Brüder seien, daß es Pflicht sei, den Chinesen zu lieben wie den Deutschen, den Neger wie den Weißen, den Idioten, den Verbrecher wie den starken, ehrlichen Mann. Noch herrscht die Religion, die lehrt, der Inhalt des Lebens sei, dem Nächsten zu helfen, die ihrem Wesen nach alle Grenzen und Schranken zwischen Stämmen und Rassen verwischt, verwischen muß. Noch fluthen die Ströme internationaler Bewegungen durch Europa, ohne sich von Stammesart und Eigenschaft eindämmen zu lassen, die des Sozialismus, der Frauenbewegung, der Friedens-

liga. Die Arbeit, die Opferfreudigkeit gilt überall der Familie, der Frau und den Kindern; der Staat ist eine Fürsorgeanstalt und eine Kindermuhme, er soll uns nähren, erziehen und leiten. Die That ist nur als Berufsthat möglich, die Arbeit spezialisirt, unfrei, an das Examen, an die Maschine gefesselt. Und das Schlimmste von Allem: der Mann hat keinen Boden mehr unter den Füßen, er ist Nomade, hin und her geworfen von den Pflichten und Zufälligkeiten des Lebens, nirgends wurzelnd, nirgends heimisch. Nomaden sind Alle, die der weißen Rasse angehören; und der Nomade kennt kein anderes Ziel im Leben als das, fette Weideplätze zu finden. Er ist der Typus des nach Glück hungrigen Menschen, der Feind des Staates, der Feind jeder Kultur. Waren die Menschen je weiter davon entfernt, als freies Volk auf freiem Grund zu stehen?

In wildem Wetteifer unterwühlen Religion und Wissenschaft den Grund, auf dem sich unsere Welt aufgebaut hat. Auf die Dauer läßt sich eben die Anmaßung des Menschen, er allein sei Gottes Kind und nur für ihn sei die Erde da, nicht mit der Vorstellung von der Liebe Gottes, des Schöpfers aller Kreatur, der Pflanzen, Thiere und Steine vereinigen; und der Thorenwahn, der Mensch stehe außerhalb der Natur, widerspricht allzu sehr den Ergebnissen der Wissenschaft, um noch länger für Wahrheit gelten zu können. Das bunte Heidenthum, das unsere Väter mit ihrem Glauben an ein Weiterleben im Himmel bekannten, weicht selbst in der Kirche der Lehre Christi, daß das Himmelreich im Menschen liege. Und da dieses Wort mit seiner Betonung des Erdenlebens fast eine Verneinung der Unsterblichkeitlehre ist, so wird die Zeit kommen, wo auch der frömmste Christ erkennt: die Seele des Menschen ist etwas Irdisches, nichts, was in alle Ewigkeit als Theil eines Gottmenschen besteht, sondern Etwas, das vom Leben geschaffen wird, genau so wie die Pflanze oder das Thier oder der Stein. Nicht die Seele thut unsere guten und schlechten Thaten, sondern unser Thun und Lassen schafft erst die Seele; sie ist zunächst eine Wirkung, keine Ursache. Auf diesem Wege nun zerstört die christliche Lehre ihr eigenes Gebilde, die Göttlichkeit der Menschenseele, und mit dem Glauben an diese Göttlichkeit fällt dann auch der Irrthum, daß der Mensch höher stehe als alle Wesen der Welt, daß er mit seiner Seele außerhalb und über der Natur lebe. Die Religion selbst wird bald lehren, daß der Mensch ein Theil ist, nichts Ganzes, unlösbar verknüpft mit Gottnatur und bedingt durch das Weltall.

Dicht vor der selben endgiltigen Schlußfolgerung steht die Wissenschaft. Die Kette des Zusammenhanges aller organischen Wesen ist bis auf das letzte Glied mit der Lehre, daß jedes Lebewesen von einem anderen abstamme und in sich Theile aller Vorfahren trage, geschlossen. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft verknüpft auch schon Leben und Tod, Organisches und Unorganisches zur unlösbaren Einheit. Die Forschung scheut sich auch nicht mehr, dieses Gesetz auf die „seelischen“ Vorgänge anzuwenden und die untrennbare Einheit alles

Seins zu beweisen; zu beweisen, daß die Seele nur ein Name für bestimmte Resultate bestimmter Faktoren, daß der Glaube an eine überirdische Seele jedoch eine Erfindung menschlichen Größenwahns ist, dessen Anfänge sich sogar geschichtlich bestimmen lassen. Der letzte Rest dieses Größenwahns, der Entwickelungsgedanke, der unter dem angemaßten Namen einer Weltanschauung wiederum dem Menschen eine Sonderstellung, wenn auch nicht außerhalb, so doch über aller anderen Kreatur zu geben sucht, wird bald als Das erkannt werden, was er ist: eine Arbeithypothese. Für das Leben hat er keine andere Bedeutung als etwa die Brille für den Kurzsichtigen; Dinge, für die der Blick nicht ausreicht, werden damit besser erkannt. Die Erkenntniß aber, daß der Mensch kein gottähnliches Wesen ist noch eine göttlche Seele besitzt, diese Erkenntniß, von Wissenschaft und Religion gleich mächtig gefördert, hat eine Bedeutung auch für das Leben.

Das zeigt sich schon in dem Treiben und Handeln der Menschenwelt. Die lauten Menschen sind freilich noch da, die ihren Hochmuth in die Menge hinausschreien und sie zur Anbetung des Wohlbehagens auf Erden aufreizen. Die Menge horcht auch auf, man ruft das Wort vom menschenwürdigen Leben weiter und Aexte und Hämmer, Karren und große Maschinen, Börsenspiel und Schreibfeder werden geschäftig gebraucht, um dem Menschengeschlecht das Glück zu verschaffen. Aber aus der Menge sondern sich immer mehr ab, in Gruppen, in Schaaren; sie sind mißmuthig, vom Recht des Menschen zu hören, vom Recht auf Glück, auf Liebe, auf Persönlichkeit, auf Arbeit, vom Frauenrecht und vom Recht des Kindes, vom Recht des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, vom Recht des Bürgers und des Herrschers, vom Recht des Einzelnen und vom Menschenrecht selbst, und trotzig kehren sie den Persönlichkeiten des Tages den Rücken und denken: Was will der Kerl? Rechte hat der Mensch? Der Mensch hat Pflichten. Und weil es Männer sind, thun sie auch gleich ihre Pflicht. Denn sie wissen: Denken ist nichts; die That ist Alles.

Das Bewußtsein, Theil im Ganzen zu sein, nicht Herr der Welt, sondern ihr Knecht, hat eine Erscheinung bewirkt, die zum Nachdenken reizt: die Naturschutzbewegung. Jahrtausende lang hat der Mensch die Erde als sein Eigenthum betrachtet, hat aus ihr an Geld und Geldeswerth herausgepreßt, was sich herauspressen ließ, hat sie im Rausch der Macht verwüstet, wie es der Knecht stets thut, wenn er Herr wird. Wie gründlich ihm Das gelungen ist, beweisen Italien und der Hohe Karst, beweisen die Küsten Afrikas und Kleinasiens, die Wüsten Syriens, beweist die Waldarmuth der Vereinigten Staaten und die Verödung Mesopotamiens. Auch Deutschland ist von dem Wüthen menschlicher Ueberhebung nicht verschont geblieben, seit Winfried für einen Baumfrevel heilig gesprochen wurde. Und noch immer rast die Menschheit in diesem tollen Uebermuth. Die Wälder Amerikas fallen den Flammen anheim, die sibirischen Bäume sinken unter der Axt, der preußische Staat giebt seinen wichtigsten Wald dem Grundstückschacher

preis. Die deutschen Meere sind so ausgeraubt, daß die Schiffe weit nach Norden dampfen müssen, um Fische zu fangen, die Flüsse sind von Menschenunrath verpestet und das Leben darin erstickt, die Forstwirthschaft verdrängt den Laubwald zu Gunsten des Nadelwaldes, der mehr Geld einbringt, sie vernichtet die Brutplätze der Vögel, sie vertilgt das Raubgethier, Haide und Moor werden (wie man es nennt) „kultivirt“, bis nichts mehr davon zu sehen ist. Und nun, plötzlich, diese mächtige Bewegung, die die Massen zum Schutz der Erde zusammenführt, zum Schutz gegen Staat und Raubwirthschaft. Die Städte kaufen die Forste an, die der Staat verschleudert, man ersinnt Gesetze, um die Flüsse vor dem Menschengift zu schützen, die Staaten lassen prüfen, wie die Verödung der Nordsee zu hindern sei, sie werfen Millionen in das Meer, um es wieder mit Fischen zu bevölkern. Und wie in Amerika, wie in Schweden schon lange, so entsteht auch bei uns endlich (Ehre dem Namen des Gründers Flöricke!) ein Naturschutzpark, der alle Wesen der Heimath in sich vereinen soll. Schmachvoll ists, nicht zu fühlen, daß wir der Allernährerin Dank, daß wir ihr wenigstens einen Grabstein schulden; mehr als ein Grabstein wird leider ja auch dieser Park nicht sein. Aber es giebt doch wenigstens wieder Menschen, die empfinden: Wir haben kein Recht, die Welt zu plündern; wir thun unklug daran, wir zünden damit unser eigenes Dach an; und dieser Menschen werden täglich mehr.

Was solche Bewegung bedeutet, ist klar. Das Allbewußtsein erwacht endlich aus langem Schlaf. Die Ueberzeugung, daß der Mensch keine Persönlichkeit ist, kein Ich, daß er ein Theil ist, ein Glied des Ganzen, ein Knecht, kein Herr, beginnt, zu sprechen, und beginnt, zu handeln. Zu handeln: Das ist das Wichtige.

Nur der Phrasengläubige hängt noch an dem Dogma von der Gleichberechtigung der Menschen. Der tiefste Wunsch des Mannes aber ist überall, wohin man auch blickt, darauf gerichtet, sich mit den Stammesgenossen zusammenzuschließen, Nationalitäten zu bilden, die Rasse zu fördern. Denn das Bewußtsein regt sich, daß die Kultur nur in einer reinen Rasse erblüht, daß die Menschenverbrüderung sie vernichtet. Man redet viel von der Uebervölkerung unserer Heimath, prahlt in den Zeitungen und auf Plakaten mit den neunhunderttausend Menschen, um die unsere Bevölkerung jährlich wächst. Wenn es nur Deutsche wären! Nachgerade weiß doch jedes Kind, daß der Osten Deutschlands von Polen, Galiziern, Czechen, Russen, Slovaken und Kroaten überschwemmt ist, daß mitten im Herzen Deutschlands, in der Ruhrgegend, eine polnische Provinz entsteht, daß die Italiener in Massen sich über den deutschen Boden ergießen. Die Eindringlinge stammen aus fruchtbaren Völkern, die noch unbesorgt Kinder in die Welt setzen; bei den Deutschen aber nimmt die Prozentzahl der Geburten von Jahr zu Jahr ab und weite Strecken deutschen Bodens gehen alljährlich den Deutschen verloren. Schon lebt die Erkenntniß der Gefahr im tiefsten Herzen aller Deutschen; sie wird bald auch bei

Denen Geltung erlangen, die sich noch in internationaler Schwärmerei abarbeiten, bei den Sozialdemokraten und den Frauen. Ob es dann nicht schon zu spät ist: Das ist die Frage.

Der Verkehr mit der Natur, die Abkehr vom Persönlichkeitkultus hin zu Gottnatur zwingt Jedem die Erkenntniß auf, daß alles Gute auf Rasse und Stamm beruht. Man läßt Hund und Hengst und Stier nicht blindlings dem Triebe folgen; nur der Mensch, dieser von Gott Beseelte, weiß ich selbst nicht zu zügeln, setzt Kinder in die Welt, ohne zu fragen, weß Art und Stammes sie sind. Und dieses Wüsten gegen sein eigenes Geschlecht, gegen sich selbst und sein Weib (denn in den Kindern leben Beide fort) nennt er Liebe. Aber die Besinnung wird kommen und mit ihr die Zucht, der Stammesstolz und die Liebe zum Staat. Man sage nicht, daß die Deutschen keine Rasse sind; Das weiß Jeder. Aber was nicht ist, kann man schaffen; und es ist Zeit, daß man es schafft. Die Stimmen, die den Mann zu seiner ersten, vornehmsten Pflicht rufen, Schöpfer eines Geschlechtes von Männern zu sein, werden lauter; und hier und da regt sich das Gewissen der Masse. Der Ueberdruß an der Jagd nach Behagen wächst und andere Ziele treten dem Manne vor Augen als die Sorge für Weib und Kind. Hoffnung und Zukunft liegt in der Bereitschaft zu jedem Opfer für Idee und Wesen des Staates. Freilich: was man jetzt Staat nennt, lohnt das Opfer schlecht. Ist er Anderes als eine Fürsorgeanstalt und eine Kindermuhme, ein Vormund und Polizist? Das wird sich ändern. Die kommenden Geschlechter sollen und werden den Staat schaffen, der noch nicht existirt, den bisher Wenige auch nur zu denken wagen, den Staat des Faust, wo jeder Mann auf freiem Grund mit freiem Volke steht. An Zeichen, daß diese Zeit nah ist, fehlt es nicht. Die Städte- und Gemeindeordnung, die Selbstverwaltung der Kreise, Provinzen und Länder, der Haß gegen die Centralisation, selbst das Wachhalten kleinstaatlicher Neigungen, das wir unserem Bismarck nicht genug danken können, zeugen davon. Schon leben Menschen, die dem Vormund Staat Zoll vor Zoll Boden abtrotzen, um für freies Thun Raum zu gewinnen. Ganz ist der Eigensinn und die kriegerische Kraft des Deutschen noch nicht von dem chinesischen Staatsideal erdrückt, das uns in das Examen zwingt und aus dem Mann eine polizeilich abgestempelte Berufsmaschine macht. Ehrgeiz und Eitelkeit freilich treiben die Bestie noch immer auf den ausgetretenen Weg der Staatsprüfungen; aber wir haben doch schon Männer, die mitten im Jahrhundert der Berufssklaverei an der That selber Freude haben, an der That an sich, ohne sich um die Genehmigung einer hohen Polizei zu kümmern.

Das Zeitalter des Menschenrechtes hat sich überlebt, das der Menschenpflicht beginnt. Oder ist dieses moderne Nomadenvolk, das sich deutsch nennt, schon so vom Hunger nach Glück, von der Genußgier des Vagabunden und Heimathlosen entnervt, daß es die neue Zeit nicht mehr ertragen kann? Ein Jahrhundert lang und länger dauert die Landflucht nun schon, die Hast nach den Städten, dieser Schade,

diese Schande der Zeit. Jetzt muß gehandelt werden. Sonst wird es zu spät. Man handelt auch schon. Nicht der Staat; er verkauft seinen Boden, er schachert mit der Heimath. Aber die Einzelnen handeln, Industrielle, Vereine, große Verbände, Städte und Gemeinden, Kreise, Provinzen kaufen Land und siedeln die heimathlosen Arbeiter auf freiem Boden an. Ueberall regen sich Hände, um den deutschen Vagabunden wieder an die Erde zu fesseln; überall giebt es Männer, die ihren Erwerb opfern, um den Deutschen in Deutschland heimisch zu machen. Die Technik, die das Land entvölkert hat, schafft uns in Wasser, Erde und Luft den Rückweg in die Heimath. So seltsam weiß das Geschick den Menschen im Kreis zu bewegen, damit er thätig sei und sein Werk, im Auftrag von Gottnatur, wirke. Bald eilen die elektrischen Schnellwagen durch das Land und entvölkern die Stadt; bald bringen Luftschiffe und Flugmaschinen den Nomaden in seine Heimath, wo er nicht mehr zu stolz ist, den Acker, den er erntet, selbst zu düngen. In wenigen Jahrzehnten wird auch dem Arbeiter möglich sein, am Feierabend auf die Scholle zurückzukehren, wenn sie auch fünfzig Kilometer von der Arbeitstätte entfernt ist. In wenigen Jahrzehnten wird der Traum erfüllt sein, daß statt des wandernden Polen in den Niederungen der Oder und Weichsel der Deutsche den Acker pflügt und den Obstbaum pflanzt.

Freilich: Eins ist nöthig, damit der Traum Wirklichkeit werde. Freies Land muß geschaffen werden. Was die Städte und die Verbände und die Einzelnen jetzt thun, muß der Staat im Großen thun. Jede Fußbreite Landes, die zum Verkauf kommt, muß er erwerben; rasch muß er suchen, Herr der weitesten Strecken zu werden. Was man in Posen thut, zaghaft und schlecht genug, sollte man überall thun, mit mehr Muth, mehr Kraft, mehr Geld: den hohen Herren, die ihr Land nicht mehr halten können, Geld geben, die Riesengüter mit steigenden Erbschaftsteuern belasten, bis der Großgrundbesitz verschwunden und Alles in kleine Stücke zerschlagen ist, die der einzelne Mann mit Weib und Kind in eigener Arbeit bewältigen kann. Sein ganzes Volk soll der Staat ansiedeln; nirgends soll in Deutschland ein Deutscher sein, der nicht eigene Erde besitzt. Das ist eine Aufgabe, des Staates würdig, der ja die Gesammtheit, das Ideal des Volkes vorstellt, der verwirklichen soll, was in dem tiefsten Innern des Volkes lebt. Das ist die Politik, die ein Volk groß macht, die Rassen bildet, eine Kultur schafft, die den Menschen veredelt. Denn der Verkehr mit der Erde lehrt, daß gute Frucht nur aus gutem Samen kommt.

Der europäische Staat ist der Vertreter der untergehenden Weltanschauung der Menschenrechte, er lebt von der Vergangenheit für tote Ideale. Was in ihm vorgeht, dreht sich um den Klassenkampf innerhalb des Stammes, um Fragen der Sozialpolitik, die im Prinzip längst beantwortet sind und deren Konsequenzen sich langsam und ohne Gefahr durchsetzen werden, mag man sie von Staates wegen fördern oder hemmen. Im tiefsten Grunde ist unsere Staatsidee immer noch

die Rousseaus und der Französischen Revolution: gleiche Rechte für alle Menschen, eine Idee, die zum Untergang der europäischen Kultur führen müßte. Sorge für Alle, die dem Stamm angehören, Unterdrückung Aller, die dem Wesen des Stammes fremd sind: Das ist nothwendig. Noch sind wir mitten in der Umwälzung, die erst das Stammesgefühl zur Herrschaft bringen wird. Die Mächte unseres Lebens, Staat, Kirche, Presse, Gewohnheit des Tages, des Denkens, Sprechens und Handelns, sind von der Vergangenheit geschaffen worden, von dem Ichtrieb des Menschen. Sie stemmen sich dem Allbewußtsein, das emporstrebt, entgegen. Denn sie sind aus dem Gedanken entstanden, daß der Mensch Gott ähnlich sei, daß sich um ihn die Welt drehe, daß er eine Persönlichkeit, ein selbständiges Wesen sei, daß er in sich Zweck und Vollendung habe. Was bedeutet es, daß die Frage nach dem Zweck der Menschheit jetzt überall ertönt, daß sie den Menschen überfällt, wie ein gewappneter Mann? Ist es die Müdigkeit des Alters, verblödet der Geist, vertrocknet uns Saft und Kraft, daß wir kindische Fragen stellen? Oder ist es die gespenstische Unsicherheit der Morgendämmerung, das Kältegefühl vor dem neuen Tag?

Wozu lebt der Mensch? Die Scham sollte Jeden erdrücken, der so fragt. In solcher Frage liegt Ueberhebung. Sie setzt voraus, daß der Mensch Gott sei, daß er außerhalb des Zusammenhanges stehe. Was wirst Du thun? So fragt das Leben in jedem Augenblick; wer auf sich hält, antwortet durch die That. Denn: Die That ist Alles.

Baden-Baden. Dr. Georg Groddeck.

# Im Gletscher.

Blau, blau, blau um mich her,
Lauter kristallenes Eis;
Nur hoch oben, kaum seh ich es mehr,
Da oben ists weiß.
Sagt, sagt (doch ich bin ja allein):
Wie kam ich hierher?
Warte! Waren wir nicht zu Zwein?
War ich der Wächte zu schwer?
Nein, nun weiß ichs, die Brücke von Schnee,
Die war es, die brach.
Es war wohl die letzte, die ich geh,
Mein letztes Ungemach.
Aber tiefer kann ich nicht fallen mehr,
Nein, tiefer nicht, Das ist gut.
Der Kopf wird mir so kalt und schwer;
Wo ist mein warmer Hut?

Die Spalte geht noch abgrundtief,
Da fiel er wohl hinein.
Wars nicht, als ob mich Einer rief?
Nein, ach nein . . .
Tief unter mir rauscht der Bach zu Thal,
An dem so oft ich saß,
Da waren Blumen ohne Zahl,
Es saß sich so weich im Gras.
Die Bienen summten in der Rund,
Libellen blitzten drein
Und rauschend verrann mir Stund auf Stund
Im Morgensonnenschein.
In flimmernder Waldeseinsamkeit
Hab' ich so oft mich versäumt;
Die Gedanken zogen so weit, so weit,
Ich habe geträumt.
Geträumt habe ich vom letzten Glück,
Vom goldigen Abendstrahl.
Noch einmal flammte die Sonne zurück . . .
Das war da unten im Thal.

Und abends, wenn die Sonne sank,
Da saß ich oft noch spät
Am Rand des Walds auf der stillen Bank
Da, wo die Fahrstraße geht.
Ich sah den wandelnden Menschen zu
Und sah es fast mit Neid,
Wie sie da gingen in Glück und Ruh,
Und ich in der Einsamkeit.
Und mählich ward es stiller und fern
Der Abendglanz verblich.
Da hab' ich gehofft, es fiele ein Stern,
Einer, einer für mich.
Nur die Gletscher flammten in gluthrother Pracht
Im letzten Sonnenstrahl;
Dann kam mit leisem Schritt die Nacht.
Das war da unten im Thal.

Gluthroth . . . Hier ist noch Alles blau;
Es kann erst Mittag sein.
Die Sonne muß gerade über mir . . . Schau,
Da fliegt ein Falter herein.
Apollo, Du schneeiges Sonnenkind,
Auf den Flügeln den Rubin,
Eil' Dich hinauf, eil' Dich geschwind
Wieder zur Sonne hin;

Daß Du nicht gebrochen und flügellahm
Hier bleibst wie ich;
Du brauchst das Licht. Mein Abend kam,
Meine Sonne verblich.
Doch Dank Dir, Falter, in der Höh'
Für diesen letzten Gruß.
Sandte die Sonne durch den Schnee
Mir diesen Scheidekuß?
Falter, Du bringst die Erinnerung
An Zeiten, die nicht mehr sind:
Es war in den Bergen, ich war noch jung,
Fast noch ein halbes Kind,
Da sah ich Dich zum ersten Mal
Ueber die Blumen wehn;
Ich jagte Dir nach im Sonnenstrahl,
Ich wollte Dich fangen gehn;
Bald warst Du ferner, bald warst Du nähr,
Schon griff ich Dich ganz nah:
Da flogst Du hoch in die Luft; und seither
Ich Dich nie wieder sah.
Nun bringst Du mir zu dieser Stund
Den Jugendglanz zurück,
Dein Hauch küßt mir auf zuckenden Mund
Den letzten Kuß vom Glück.
Falter, Falter, nun eil' Dich von hier,
Sonst läßt das Eis Dich nicht;
Zum letzten Mal grüß die Sonne mir,
Grüß mir das goldene Licht.

Blau ist Alles und Eis,
Doch wolkig getrübt.
Wie hab' ich, so lange ich weiß,
Die Farbe geliebt!
Blau mußte Alles um mich sein,
Leuchtend und tief.
Blau die Stoffe, blau der Stein
Und die Decke, darunter ich schlief.
Ist es nicht seltsam, wie es sich traf,
Nun ich geendet hab',
Daß ich schlafen werde den letzten Schlaf
In einem blauen Grab?

Blau . . . Was steigt da nicht Alles auf
An ferner Erinnerung!
Eine Schattenhand kommt mit herauf,
Das war, als ich noch jung.

Nein, zieh mich nicht ins Grab hinein,
Es ist nur ein Gletscherspalt;
Ich will auch laut um Hilfe schrein,
Ich bin ja noch nicht alt.
Ich will fürs Leben noch eine Frist;
Ich hab' noch so Manches zu thun;
Erst wenn das Alles geschaffen ist,
Dann ist es Zeit, zu ruhn.
Ich will, ich will . . . Doch plötzlich wird
Mir so seltsam fremd und müd,
Vor meinen Augen es stäubt und flirrt,
Als obs mich hinunterzieht . . .

War es vielleicht nur stäubender Schnee
Hereingeweht vom Wind?
Doch wenn ich in die Höhe seh,
Die Augen mir trübe sind.
Doch horch: es schwirrt am Eis entlang;
Hilf Himmel, es ist ein Strick!
Habt Dank dort oben, habt tausend Dank . . .
Aber die Hand sinkt zurück.
Die Hände sind ja starr und kalt
Und haben die Kraft nicht mehr.
Zu tief war doch der eisige Spalt
Und der Fall herab zu schwer.
Auch die Füße sind so tot und stumpf,
Ich glaube, sie tragen mich nicht.
Und der Kopf ist glühend heiß und dumpf,
Als zög' mich ein Bleigewicht.
Und leise hin und wieder schwankt
Vor meiner Hand der Strick . . .
Laßt nur, ich hab' Euch schon gedankt;
Aber ich will nicht zurück.
Was soll auch ich im Leben nun,
Müde, gelähmt und krank;
Ich sehne mich, endlich auszuruhn.
Noch einmal, Ihr oben, habt Dank.
Aber ich will nicht ins Leben zurück.
Was soll mir der Sonnenschein,
Was soll mir ein Leben ohne Glück,
Freudlos und allein?

Was war noch dort unten mein Beruf?
(Das Denken wird mir so schwer.)
Was war es noch, was ich sann und schuf?
Ich weiß es wirklich nicht mehr.

Ich glaube, es war ein Arbeitstag
Und dann eine traumlose Nacht;
Und dann kam wieder der gleiche Tag
Und wieder die gleiche Nacht.
So wie der Tropfen vom Eise rinnt
(Hört Ihr es, wie er fällt?)
Nun weiß ichs, wie unser Kätzchen spinnt,
Wenn mans im Arme hält.
Und das Kätzchen blinzelt so schläfrig dazu
Und das Fell knistert und sprüht.
So laßt auch mir nun meine Ruh!
Ich bin so müd, so müd . . .

So müd! Mir ist, als träumt' ich schon,
Es öffnete sich der Spalt
Und licht herab vom weißen Thron
Schritt eine lichte Gestalt.
Du bists! Du weißt, wie ich Dein geharrt
In Sehnen und in Noth.
Nun aber die Nacht zum Tage ward
Und es leuchtet das Morgenroth.
Du legst mir leis aufs Haupt die Hand
Und küssest mich auf den Mund.
Gott Lob! Die starre Dumpfheit schwand
Und ich bin wieder gesund.
Sag, trägt Deine Hand noch den blauen Stein,
Das Zeichen jener Nacht,
Da wir im silbrigen Mondenschein
Bei süßen Worten gewacht?
Laß meine Stirn in Deiner Hand,
Sie ist so sanft, so weich.
Ich träume mich dann ins ferne Land,
In unser Märchenreich.
Das war ein Traum, wie goldumglüht,
Glückschauernd und seligbang!
Geh nur, geh! Auch Du bist müd
Und unsere Nacht war lang.
Nur einmal, ehe Du gehen mußt,
Mein Licht, meine Sonne Du,
Leg mein Haupt an Deine Brust
Und küß mir die Augen zu.

Du . . .
Nun küß mir die Augen zu!

Hamburg. Theodor Suse.

# Selbstanzeigen.

**Arnold Beer. Das Schicksal eines Juden.** Axel Juncker in Berlin.

Der Dichter schreitet in diesem Buch mit verstärkter Entschlossenheit in einer Richtung fort, die er in seinem letzten Roman „Jüdinnen“ eingeschlagen hat. Da also Vorwürfe und Einwände, die gegen die „Jüdinnen“ erhoben wurden, das neue Buch wiederum treffen dürften, und zwar verdoppelt (denn man wird mit Recht dem Dichter vorhalten, daß er auch wohlwollende Ausstellungen sich nicht zu Nutzen hat machen wollen, man wird ihn engherzig und verstockt nennen): so wird es wohl nicht müßig scheinen, wenn ich auf einige dieser Vorwürfe an dieser Stelle eingehe, um zu zeigen, wie ich diese Vorwürfe in meinem Innern geordnet, gruppirt, zum Theil mit meinem Willen in Uebereinstimmung gebracht und zum anderen Theil der allgemeinen Harmonie der Welt zum Ausgleichen überlassen habe. Da sei zunächst für das vorige Buch, wie für dieses und für alle meine zukünftigen, das Mißverständniß, als seien in den hier handelnden Personen irgendwelche lebende Menschen meiner Umgebung portraitirt worden, weit zurückgewiesen. Wohl haben Beobachtungen des Wirklichen und Gedanken, die mir das Leben selbst eingab, in meine aufbauende Arbeit bewußt und unbewußt hineingespielt; doch hat jedes, auch das geringste thatsächliche Detail durch seine Einfügung in ein ganz anderen Gesetzen und höheren Zielen folgendes Ganzes so gründlich seine Wesenheit geändert, daß ein Rückschluß von dem Kunstwerk auf den verarbeiteten Rohstoff zu den willkürlichsten Irrungen führen muß; wie denn überhaupt der Satz, daß alle in einem Kunstwerk irgendwie vermuthete handgreifliche Wirklichkeit sich letzten Endes als eine Wirklichkeit höheren Ranges, also für den gemeinen Kopf als ein bloßer Schein darstellen muß, hier durchaus und im strengsten Sinn gilt. Ein eben so entschiedenes „Nein“ kann ich der zweiten Gruppe der Unzufriedenen nicht entgegensetzen: Denen, die die Figuren meines Romans „Jüdinnen“ oder doch ihre Mehrzahl als „unsympathisch“ bezeichnet haben. Zwar liegt auch diesem Urtheil eine allzu enge Anschmiegung von Lebensmaßstäben an das Kunstwerk zu Grunde und das Beiwort „unsympathisch“ gehört eher in die Schule des täglichen Verkehrs als in den Mund eines Kunstrichters: doch will ich mich auf diesen frostigen Standpunkt nicht zurückziehen; lieber gestehen, daß ich selbst mit den erfundenen Gestalten der „Jüdinnen“, mit Irene, Olga, Hugo und den Anderen, nicht nur durch literarische Gefühle, auch durch menschliche Parteinahme und Liebe mich verbunden fühle. Durch Liebe: damit habe ich ausgesprochen, was ich auf den Vorwurf des „Unsympathischen“ zu erwidern habe. Ich gebe zu, daß meine Gestalten, als Menschen betrachtet, böse Züge und Charakterfehler aufweisen; aber eben ihr Fehlerhaftes und damit das Fehlerhafte eines ganzen Menschentypus, zum Beispiel: aller Jüdinnen wie Irene, als etwas durch ungünstige Lebensumstände Bedingtes, als Krankhaftes, Unverschul-

detes, Nothwendiges, durch besondere Zufälle sogar Heilbares anzusehen: Das wollte ich lehren. Für mich ist Irene weit eher bemitleidenswerth als unsympathisch. Der flüchtige Betrachter möge bei diesem Verdammungurtheil über unglückliche Wesen stehen bleiben, deren Aufschreie, deren tüchtigen Kern und bis an das Himmelsgewölbe reichende Wichtigkeiten meine eindringendere Darstellung aufdecken wollte, die freilich ohne eindringenderes Lesen, ja, Studium des Buches wirkungslos bleibt. Von hier ist nur ein kleiner Schritt zu machen, um dem Tadel, diesen Büchern fehle die „Handlung", entgegenzutreten. In ihnen ist freilich keine Kaiserkrone zu vergeben; auch Mord und Raub kommt nicht vor. Vorgänge werden geschildert, die einem nicht Betheiligten oft als geringfügig erscheinen mögen. Aber eben nur dem nicht Betheiligten. Daß aber die Geschehnisse die ganze Seele der handelnden Personen, ihr Edelstes und ihr Niedrigstes, aufwühlen, daß nur von außen gesehen alltägliche und langsam fortschreitende Thatsachen, aus dem Herzen der Betroffenen gesehen, aber schnelle Umstürze, Ueberraschungen, Verwickelungen, Mord und Raub vor sich gehen: Das haben fühlende Leser wohl nicht unbemerkt gelassen und mir würde wenig anstehen, es weiter auseinanderzusetzen.

Noch zwei Gegenstimmen. Mein Buch sei zu ausgeprägt jüdisch, sagt die eine und die andere, es sei nicht jüdisch genug. Nun könnte ich mit einer nicht einmal sophistischen Wendung diese beiden Sätze gegen einander ausspielen und gegenseitig für widerlegt erklären. Doch würde mich eine solche ausweichende Art der Möglichkeit, mich mit meinen Lesern rechtschaffen zu verständigen, berauben. Ich will also lieber annehmen, daß hinter diesen beiden schnellen Einwänden ein dritter, wenn auch nur dunkel gedacht, verborgen liegt und daß er etwa darauf abzielt: meine Bücher hätten keine entschiedene Tendenz, kein Ethos, sie äußerten trotz ihren Titeln keine eigentliche Meinung über das Wesen und die Zukunft des Judenthums. Wie nun aber, wenn gerade in diesem Verzicht auf Aeußerung ein Stück meiner Meinung über das Judenthum, ja, meines ganzen weltanschaulichen Wollens läge? Ich habe nirgends unternommen, den Typus des Juden oder der Jüdin zu schildern, weil ich einen solchen Typus, genau gesprochen, nicht anerkenne. Vielmehr scheint mir die Mannichfaltigkeit und das Umfassen vieler Gegensätze dem Judenthum sehr wesentlich zu sein und ich habe deshalb meine Aufgabe darin gesehen, zunächst für kleinere Gruppen von Juden einen Typ zu bilden. Als solcher Typ einer immerhin ziemlich umfassenden Menschheitgruppe wollen Irene, Olga und die Anderen angesehen werden und auch das neue Buch stellt „das Schicksal eines Juden", vieler Juden vielleicht, aber nicht einmal in Andeutungen aller dar. Vielmehr sollen in einem Cyklus weiterer Romane ganz andere, zum Theil entgegengesetzte, ergänzende Typen so lange auftreten, bis ein Aufsteigen von dieser Typenreihe zu einem höheren Typus vielleicht möglich erscheint, vielleicht als undenkbar für immer abgelehnt wird. An diesem erhofften Zeitpunkt wird sich

das Bild des Gesammtjudenthums allerdings, wie ich schon jetzt voraussehe, wesentlich komplizirter, kräftereicher, fließender, vor Allem auch harmonischer darbieten, als es seinen wohl allzu einseitigen, wenn auch in manchem Hinblick vortrefflichen Theoretikern (wie Birnbaum, Sombart, Buber, Zollschan und Anderen) erscheinen kann.

Prag. Max Brod.

**Aus sterbenden Zeiten.** Verlagsanstalt Konkordia in Berlin.

Das Buch „Aus sterbenden Zeiten“ will keine „historischen“ Novellen bieten. Der Bilderreichthum der Vergangenheit ist mit freier, selbstherrlich schaltender Willkür benutzt worden. Es galt, moderne psychologische Vorgänge auf verschollene und verstaubte Kulturhintergründe zu projiziren. Dazu lieferten die Schicksale der Welt hier und da Stoff und Staffage. Aber die Pulsschläge der Geschichte wurden nicht ängstlich gezählt und die weite Rücksichtlosigkeit der Phantasie hat mit der engen Sorgfalt historischer Forschung nichts gemein. Die meisten Gestalten des Buches sind frei erfunden. Nur einige gehorchen dem Ruf der Unsterblichkeit, der ihnen durch die Jahrhunderte vorangegangen ist. Und gerade ihnen wurde vielleicht die ehrwürdige Patina der Ueberlieferung mit der unbarmherzigsten Grausamkeit geraubt. Aber das künstlerische Gewissen übernimmt die Verantwortung für die Gewalt, die an altersgrauen Dogmen verübt worden sein mag. Alle Geschichte ist nichts Anderes als fortlaufendes Geschehen. Wie der Strom solcher Unablässigkeit durch Welt und Zeit rauscht, vernimmt keines Menschen Ohr. Aber jedes Menschen Seele trägt in sich einen Ton seiner unendlichen Melodie. Und aus jeder Menschenbrust erklingt dieser Ton verschieden, weil eben ein Glockenhall der Seele mitschwingt. Auch dieses Buch hat nichts Anderes zu geben als die Weise des endlosen Geschehens, wie sie in der eigenen Seele erlauscht ward.

Doris Wittner.

**Ein jüdischer Kaufmann. (1831 bis 1911.)** Duncker & Humblot in Leipzig.

Mein Buch ist eine Autobiographie: „Eine Autobiographie hat nur dann ein inneres Recht auf die Publizirung, wenn der Autor sich als im Dienst der Kulturgeschichte stehend betrachtet“. Von diesem Standpunkt ausgehend, zeichne ich zunächst eine untergegangene, nur noch hier und da von einem Altersgenossen gekannte Welt, ein großes Ghetto, das Preßburgs, in dem ich vor achtzig Jahren geboren und bis zu meinem fünfzehnten Jahr erzogen wurde. Meine Schilderung bringt keine Ghetto-Romane und keine Ghetto-Novellen; die noch durch schwere eiserne Gitter abgeschlossene Judengasse war keine Idylle, sondern eine Stätte harten Lebens, hart durch den Mangel an jedem Frohsinn, durch das Fehlen jeder naiven, volksthümlichen Fröhlichkeit. In dieser Gasse wurde nicht gelacht, nicht einmal von den Kin-

dern. Sarkasmus, nicht Heiterkeit, giebt dieser Bevölkerung die Farbe. Was ich zeigen will, ist die soziale Schichtung, die Gesellschaft, sind die Intellektuellen in diesem Judenviertel, das Verhältniß zwischen Judenstadt und Stadt, zwischen Jud und Christ überhaupt. Ich suche die Entstehung des Handels im Ghetto, dessen Bedeutung für Stadt und Land zu schildern. Nur wer das einstige geschlossene Ghetto kennt, weiß die Psyche der Juden der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu begreifen. Mit dem Abschied von diesem Ghetto beginnt meine Lebensbeschreibung. Aber sie bildet nur den Rahmen für die Darstellung der ökonomischen, namentlich kommerziellen, sozialen, vielfach auch politischen Zustände, wie sie sich, besonders in Wien, genetisch aus einander entwickelten. Aber mein Buch ist kein politisches. Nur wo meine Stellung im wiener Gemeinderath und in anderen kommunalen Vertretungen dazu Veranlassung gab, lasse ich die Kommunalverwaltung und die Kämpfe, deren Schauplatz ihr Gebiet war, aus dem Dunkel tauchen. In den letzten Jahren meines Seins im Gemeinderath greift die antisemitische Bewegung in das Geschick der wiener Bevölkerung ein. Wer das Schicksal erlebt, als Jude auf die Welt gekommen zu sein, kann diese Thatsache eben so wenig abschütteln, wie die Welt diese Juden aus ihrer Vergangenheit und Gegenwart zu streichen vermag. Doch habe ich mich für fähig gehalten, die Erscheinung des Antisemitismus zornlos zu betrachten. Ich hatte lange genug völlig fern vom Judenthum gelebt, um Unbefangenheit nach beiden Richtungen hin gewinnen zu können. Ich fühle mich durchaus zu jener stillen und doch so großen Gemeinde gehörig, der überall das Kulturinteresse das höchste ist. Als Anhang findet der Leser eine Studie: „Die Juden als Handelsvolk in der Geschichte". Sie war nur für einen bestimmten Kreis geschrieben worden. Ich glaube aber, daß sie heute, wo durch Sombart die ökonomische Bedeutung der Juden wieder zur Diskussion gestellt worden ist, interessiren wird. Ich denke dabei mehr an die Methode, der ich folge, als an den Inhalt; die mathematischen Gesetze des ökonomischen Verkehrs haben sich nicht geändert; nur die Wirkung dieser Gesetze ist je nach den Verhältnissen und Zuständen eine andere; sie konnte in der Zeit, da die große gewerbliche Arbeit von Sklavenmassen geleistet wurde, nicht sein, was sie ist, seit diese Leistung durch freie Arbeit und durch die Maschine geschieht. Ich habe versucht, die Prozesse des Erwerbslebens, die innerhalb der Judenheit seit dem Beginn ihres Auftretens in der Geschichte sichtbar wurden, mit den Augen des Geschäftsmannes anzusehen; eines Kaufmannes, der von sich sagen darf, daß er nicht ganz ohne Gelehrtenmaterial gearbeitet hat. Ob ich zu werthvollen Resultaten gelangt bin, bleibt dem Urtheil Anderer überlassen. Professor Sombart, der an mehreren Stellen seines nicht immer überzeugenden, aber stets glänzenden Werkes nicht nur auf diese Studie, sondern auch auf ähnliche Arbeiten von mir Bezug nimmt, scheint ihnen einigen Werth zuzusprechen.

Wien. Sigmund Mayer.

# Morgans Reich.

Mit der Intensität des Kampfes um den Thron im Weißen Haus wuchs in Amerika das Gefühl für Erzieherpflicht. Das Großkapital hat sein eigenes, vom Willen zur Macht diktirtes Sittengesetz. Aber die misera plebs und die Parteidemagogen wünschen eine sittliche Sanirung des Wirthschaftkörpers. Ein Wahlfeldzug kostet Geld; und da Reichthum stets nur bei Wenigen gewesen, sind die Politiker meist auf die Geschäftsleute angewiesen. Im Wahlturnier entscheidet die Zahl der Stöße, die man dem Gegner versetzen kann; und durch die Lücken der Rüstung werden die Geheimnisse des Geldes sichtbar. Senator William Lorimer von Illinois, der seit drei Jahren dem „Millionärklub" (so nannte man das amerikanische Oberhaus) angehörte, wurde ein Opfer der Geldmachtfeinde. Den Trusts aber gehts noch gut. Neulich nahm das Repräsentantenhaus eine Bill an, die den Terminhandel in Baumwolle verbietet. Was Sully, Hayne, Brown, Patton, Price geschaffen haben, soll künftigen Geschlechtern nicht mehr die Laune verderben. Das Gesetz wird freilich nie den Weg ins Leben finden; man könnte eben so gut das Gummikauen verbieten. Fraglich ist auch, ob der „legitime" Baumwollhandel die Vernichtung des Termingeschäftes als Segen empfinden würde. Ein Produkt von so labiler Verfassung, das von Amerika aus den Weltmarkt beherrscht, ist wie geschaffen für die ausgleichende Wirkung des Zeitgeschäftes. Man sieht aus der Bill, wie impulsiv und unsachlich der Yankee handelt, wenn er eine geschäftliche Neuerung einführen will. Nebenbei dient die Verdammung des Spekulationgeschäftes natürlich auch der politischen Agitation. In der zwölften Stunde vor der Wahl ist jedes Mittel zur Reklame brauchbar. Daß der Gesetzentwurf die Wünsche Derer erfüllt, die eine Baumwollvalorisation wollen, thut nichts zur Sache. Die Welt soll vergessen, daß vor nicht langer Zeit ein (von der Großfinanz geförderter) Vorschlag die Runde im Baumwollreich machte. Auf ein beträchtliches Quantum Baumwolle sollte Vorschuß gegeben und dadurch der Preis gehalten werden. Die Farmer, die ihre Anbauflächen begrenzten, sollten sich finanzieller Hilfe erfreuen. Giebts keinen Terminhandel, so läßt sich eine solche Dauerhausse leicht bewirken. Da aber die Regirung gegen die brasilianische Kaffeevalorisation wüthete, dürfte sie eine für Baumwolle nicht dulden. Deshalb wurde der Plan aufgegeben und die Bill gegen den Terminhandel eingebracht.

Die gegen den „Money Trust" eingeleitete Untersuchung ist bisher ertraglos geblieben. Und von der Gründung einer Centralnotenbank hört man kaum noch. Der Ausschuß des Repräsentantenhauses, der dem Money Trust zu Leib gehen sollte, hat sich auf unbestimmte Zeit vertagt. Im März 1913 geht die Legislaturperiode des regirenden Kongresses zu Ende; und was dann kommt, weiß kein Mensch. Die Leiter der Banken, mit denen sich die Inquisitoren beschäftigten, sollten eine Reihe indiskreter Fragen beantworten. Ueber ihre Be-

ziehungen unter einander (die Enquete umfaßte Nationalbanken, Staatsbanken, Trustcompanies, Privatbankiers); über ihren Besitz in Aktien von Industriewerken und Eisenbahngesellschaften; über ihre Emissionen (man stelle sich vor, wie sehr gerade das Emissionkapital sich als Fläche für Scheinwerfer eignet); über die Verwendung der Depositengelder. Besonders wurden die Gefühle der Bankleiter durch das Ansinnen verletzt, über die Höhe der für Wahlzwecke geleisteten Beiträge Auskunft zu geben. Stolz, im Bewußtsein ihrer Unnahbarkeit, lehnten die Nationalbanken jede Auskunft ab; sie beriefen sich auf das Gesetz, das die Grenzen ihrer Selbständigkeit bezeichnet, und wollten als Aufsichtinstanz nur den „Kontroleur der Nationalbanken" (Mister Murray) gelten lassen. Dieser Stolz, der Ausdruck des Mehrheitgefühles (in den Vereinigten Staaten giebts etwa 7300 Nationalbanken), würde seine Wirkung auf den Zuschauer nicht verfehlen, wenn die Beziehungen der Banken zu ihrem „Aufseher" so wären, wie sie sein sollen. Aber Mister Murray muß sehr kräftige Männertöne von sich geben, um die Nationalbanken zur Raison zu bringen. Der Bankenwärter hat den Ursachen der Bankbrüche nachgeforscht (auch die Kommission, die sich mit dem Money Trust beschäftigte, sollte die Entstehung und Natur der Finanzkrisen prüfen) und dabei festgestellt, daß übermäßiges Ausleihen von Geldern, also die berühmte Verbindung kurzfristiger Einlagen mit langfristigen Engagements (die auch im deutschen Bankenbezirk vorkommen soll), die Hauptursache der Insolvenzen war. Da das Gesetz Bestimmungen über die Darlehen der Nationalbanken vorschreibt, verlangt der Kontroleur, daß danach gehandelt werde. Bis in die ersten Septembertage sollen die Banken alle ungesetzlichen Kredite beseitigen; wer in der Sünde verharrt, wird bestraft. Der schuldigen Bank soll die Konzession entzogen und die Leiter sollen als Verletzer der Eidespflicht gegen die Gesetze zur Rechenschaft gezogen werden. Das „Kreditproblem" wird also drüben etwas derber angepackt als in Deutschland. Ob die Faust aber wirksamer sein wird als die Ueberredungskunst, ist zweifelhaft. Die Nationalbanken sind bisher jedem Versuch, ihnen wehzuthun, entschlüpft; und das Schicksal der berühmten Aldrichbill (Gründung eines Centralinstitutes für den Notenumlauf) berechtigt sie zu den besten Hoffnungen. Auch uns, denken sie wohl, gehts nicht an den Kragen.

Die Monetary Commission, die von dem früheren Senator Aldrich geleitet wurde, hat ihren Gesetzentwurf im Herbst 1911 veröffentlicht; er sollte, hieß es, den Empfehlern der Centralbank weit entgegenkommen. Vorgeschlagen wird die Gründung eines Institutes unter der Firma „National Reserve Association of the United States" mit 300 Millionen Dollars Kapital, von dem 150 Millionen einzuzahlen wären. Die Nationalbanken werden Mitglieder der neuen Centrale, der sie ihre Notenprivilegien gegen Entgelt abtreten können. Die Notenausgabe soll dann nur noch durch die „National Reserve Association" besorgt werden. Der ist eine ähnliche Thätigkeit zugedacht, wie sie die

europäischen Zettelbanken haben; doch soll sie nicht unmittelbar mit Industrie und Handel, sondern nur mit den ihr einverleibten Banken arbeiten. Damit diese Banken aber die Minderung ihrer Kompetenz nicht allzu schwer empfinden, ist ihnen eine Erweiterung ihres Geschäftsfeldes zugedacht: Niederlassungen im Ausland; Annahme von Spargeldern; auch das Acceptiren von Wechseln. Das Bankaccept soll in Amerika endlich marktfähig gemacht werden. Da der Wechsel noch nicht in seiner Eigenschaft als Instrument des Kredites gewürdigt wird, wie in den europäischen Wirthschaftstaaten, wäre die Neuerung der Aldrichbill ein Fortschritt. Die Republikanische Partei vermeidet die Erinnerung an die Aldrichbill, weil die siegreichen Demokraten, als Gegner jeder Centralisirung, von der Reichsnotenbank nichts wissen wollen. Für sie ist ein solches Institut nur eine neue Zwingburg des Money Trust. Auch die Republikaner sprechen von der Nothwendigkeit, Finanzkrisen und wirthschaftlichen Paniken vorzubeugen; aber sie glauben, daß der Schutz durch strenge Anwendung der Gesetze gegen unwirthschaftliche Verwendung der Bankgelder verbürgt werden kann. Der Triumph des Money Trust könnte von solchem Glauben abmahnen; gegen den übrigens noch ein anderer Umstand spricht.

Die größte Macht in den Vereinigten Staaten heißt John Pierpont Morgan. Daß er „a force of nature“ sei, findet nicht nur sein englischer Biograph Karl Hovey (sein Buch „Life Story of John Pierpont Morgan“ ist von dem Finanzkönig selbst durchgesehen worden), sondern auch die amerikanische Regirung, der er oft aus der Klemme half. Gewiß nicht, um den Retter des Vaterlandes zu spielen. Der Schwarze Donnerstag im Oktober 1907 war der Geburtstag der großen Zeit des Hauses J. P. Morgan & Co. „The Morgan organisation is now on the road to becoming the one powerful factor in the world of banking and credit, in which position its influence upon all business will be more decisive than ever“, sagt der Biograph; und Mister Morgan hats gelesen und nicht geändert. Also muß es wahr sein. Und daß Morgan Haupt und Seele des Money Trust ist, wird mit eindringlichen Worten dem Leser zur Ueberzeugung gebracht. Die Kontrole über die Umlaufmittel und den Kredit übt Morgan, dessen „dictatorship of money is already much more a reality than a conception of the imagination“. Wie der große Schweiger der Börse in den Tagen der schlimmsten Panik, die sie je erlebte, geholfen hat, darüber weiß der Bericht der Money Commission Einiges zu erzählen, das sich nicht mit der Auffassung des Biographen deckt. Herr Cortelyou, der in den Tagen der Krisis Schatzsekretär war, erzählte (als Zeuge vor dem Ausschuß), daß vom Schatzamt 25 Millionen Dollars, zur Linderung des ärgsten Druckes, hingegeben worden seien. Er habe die Verfügung über diese Gelder Morgan überlassen, ohne zu wissen, daß Dieser das ganze Geld auf die Börse werfen werde. Trotzdem das Schatzamt die Summe unverzinslich auslieh, wurden den Entleihern von dem Bankierkonsortium 6 Prozent Zinsen berechnet. Business is business. Daß eine Katastro-

wie sie im Herbst 1907 drohte, für alle Zeiten unmöglich gemacht sei, ist nicht anzunehmen. Die Mängel, die Stockungen im Geldumlauf bewirkten, sind bis heute noch nicht beseitigt worden. Das Clearinghouse-Komitee hat die „unbeschränkte Macht über Leben und Tod der Banken“; und da die Morgan, Rockefeller, Vanderbilt, Astor und Belmont das Regiment führen, so ist die Großmacht der Finanztitanen fest verankert. Institute, die weniger als 1 Million Dollars Kapital haben, können nicht Mitglieder des Clearinghouse werden. Wer aber würdig ist, in das Haus aufgenommen zu werden, bleibt, so lange seine Zugehörigkeit dauert, in der Gewalt der obersten Instanz. Dieser Absolutismus der reichsten Männer sollte als ein Vergehen gegen die Antitrustbill geahndet werden. Einstweilen aber stockt, wie ich schon sagte, die Untersuchung. Ohne Morgan gehts nicht: Das ist die allgemeine Ansicht. Die Gesundung des „amerikanischen Geistes“, von der man spricht, wird im Bezirk der businessmen nicht schnell zu erreichen sein. Man denke nur an die „Investitionen“, die den Eisenbahnen unentbehrlich sind, und überlege dann, ob es möglich ist, auf die Mitwirkung der „reichen Räuber“ zu verzichten. Da die Großfinanz den Schlüssel zum Geldschrank hat, kann man sie nicht gerade dann einsperren, wenn Geld gebraucht wird. Diese Gewißheit schützt die Trustmänner, wie eine Hornhaut, gegen die Speere der Feinde. Und die Stelle, auf die das Lindenblatt fiel, hat noch Keiner getroffen. Schade, daß Deutschland dem Schauspiel nicht als ein unbetheiligter Aesthet zusehen kann, sondern „mitstatiren“ muß. Ladon.

# Ein Brief.

Hochgeehrter Herr Harden, gestatten Sie einem Prager, der aus alter prager Familie stammt, das „Glück“ genossen hat, als Kind deutscher Eltern die deutschen Schulen Prags zu besuchen, hier das Gymnasium, die Hochschule zu absolviren, dann sich hier eine Existenz erkämpfen zu müssen, einige Worte auf den vor vierzehn Tagen in der „Zukunft“ veröffentlichten Brief zu erwidern. Der Schreiber will von einer Schmälerung der Interessen der prager Deutschen nie und nirgends Etwas bemerkt haben; er hat nicht einmal eine Hemmung der Bequemlichkeit eines Deutschen beobachtet. Wer, wie ich, als Schuljunge wegen des Besuches der deutschen Schule geprügelt wurde, wer die Plünderungen von Läden im Jahr 1897, die Hetzjagden auf die deutschen Studenten, die jammervolle Haltung der damaligen prager Stadtväter und Aehnliches gesehen, die systematische Zurücksetzung der deutschen Landesbeamten, die Ausmerzung

auch des letzten deutschen Vertreters aus der prager Stadtvertretung, die Straßentafelkämpfe, die Parteilichkeit des Landesausschusses, des Magistrates empfunden oder am eigenen Leib erfahren hat, Der denkt anders. Der Briefschreiber versuche doch, als deutscher Prager (denn die Ausländer werden in neuster Zeit mit der von ihm als „beschämend“ bezeichneten Liebenswürdigkeit behandelt) beim prager Magistrat einen in deutscher Sprache ausgefertigten Heimathschein zu verlangen; er versuche, selbst in Militärangelegenheiten oder Steuersachen deutsche oder auch nur zweisprachige Zuschriften zu erhalten: er wird staunen. Er versteigt sich auch zu der kühnen Behauptung, im Nationalgefühl der Czechen sei kein deutschfeindliches Element enthalten. Er höre sich nur einmal das berüchtigte Hromapekto-Lied an, das bei jeder Massenansammlung vor dem Deutschen Haus in Prag gesungen wird; er steige einmal, wenns ihm nicht zu wenig „nobel“ ist, in die Dritte Wagenklasse und höre, wie Czechen da über Deutsche reden; er beachte, daß vor den deutschen Schulen Wachtposten aufgestellt werden müssen, damit die czechischen Schulkinder nicht mit den deutschen in Streit gerathen. Wie fanatisirt die Czechen bei der Sokolfeier waren, habe ich aus eigenem Auge gesehen, als ein junger czechischer Arbeitloser einen Landsmann anschoß, von einem Arbeiter und von mehreren in ihrer Sokoltracht auf dem Wege stehenden Turnern verfolgt wurde und sich schließlich selbst erschoß. Sofort war das Gerücht verbreitet, ein „burschak“ (czechischer Ausdruck für einen Farben tragenden Studenten) habe einen Sokol erschossen. Trotzdem die Polizeibeamten und die herbeigeeilten czechischen Journalisten sich, in Gemeinschaft mit mir, bemühten, die Leute, die sich zu Hunderten angesammelt hatten, aufzuklären, waren sie von ihrer Meinung nicht abzubringen. In jedem Czechen, selbst in dem höchstgebildeten, steckt grimmiger Deutschenhaß; und heute ist eine Generation herangewachsen, die meist kaum noch Deutsch spricht, das Deutsch bei jedem öffentlichen Anlaß vermieden wissen will, zum großen Theil vom czechischen Staatsrecht träumt und den Deutschen nicht nur aus Prag, sondern aus ganz Böhmen vertrieben sehen möchte. Die Deutschen, die ihre Heimathstadt Prag verlassen können, thun es seit Jahren. Die großen deutschen Firmen verlegen ihre Hauptgeschäfte von Prag nach Wien. Und für uns, die wir in Prag bleiben müssen, ergiebt sich nur der traurige Ausblick in die Zukunft, entweder unsere Kinder die Heimath verlassen oder der Czechisirung verfallen zu sehen.

Mancher Brief brachte ähnliche Einwände; mancher auch die Behauptung, der Prozentsatz der prager Deutschen sei viel (bis ums Vierfache) höher, als er von dem Schreiber des ersten Briefes angegeben wurde. Was ist Wahrheit? Die Deutschen leiden, die Czechen sind unzufrieden. Dem Nachbar, der sich bemüht, nicht blind Partei zu nehmen, bleibt nur die Hoffnung, daß der Konferenz im Herbst gelinge, einen beiden Völkern gerechten Ausgleich zu finden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. August 1912.

# Perideipnon.

## Leichenbretter.

Drei Lustren ists her. Aus Ostasien, wo er Kommandant der Kreuzerdivision war, hat Admiral Tirpitz ins Reichsmarineamt den Plan mitgebracht, die Kiautschaubucht nebst ihrem Hinterland fürs Deutsche Reich zu erwerben. Ungefähr fünfhundertzwanzig Quadratkilometer. Ostchina; Provinz Shantung. Noch ist Frühjahr. Dem Kanzler Hohenlohe und dem Staatssekretär Marschall ist nicht gelungen, die Bewilligung der beiden Kreuzer durchzusetzen, die vom Reichstag verlangt worden sind. Am sechsundzwanzigsten Juni wird in Kiel (an Bord der „Hohenzollern“: auf den selben Planken, wo er zwölf Jahre danach, am selben Kalendertag, verabschiedet wurde) der Botschafter Bernhard von Bülow zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt und der Aufgabe verpflichtet, Deutschlands „Weltpolitik“ vorzubereiten. Im Herbst werden in Shantung zwei deutsche katholische Missionare gemordet. Da die chinesische Regirung die vom Vertreter des Deutschen Reiches geforderte Genugthuung nicht geben kann (oder will), besetzt am fünfzehnten November Admiral von Diederichs die Forts von Kiautschau mit deutschen Marinetruppen. Der letzte Adventsonntag bringt in die Stille des germanischen Julfriedens und der selig-fröhlichen Weihnachtstimmung die Kunde, daß Prinz Heinrich von Preußen mit einer Division nach Ostasien gehe, um in der gelben Welt etwa sich regenden Widerstand zu brechen. Am sechzehnten Dezember 1897 nimmt

der Kaiser in Kiel von dem Bruder Abschied und spricht: „Sollte je irgendwer unternehmen, uns an unserem guten Recht zu kränken oder uns schädigen zu wollen, dann fahre drein mit gepanzerter Faust und, so Gott will, flicht Dir den Lorber um Deine junge Stirn, den Niemand im ganzen Deutschen Reich Dir neiden wird.“ Prinz Heinrich antwortet: „Mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht Lorber, mich zieht nur Eins: das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Ausland zu künden, zu predigen Jedem, der es hören will, und auch Denen, die es nicht hören wollen. Dies will ich auf meine Fahne geschrieben haben und will es schreiben, wohin ich immer gehe.“ Die gepanzerte Faust hebt sich nicht zum Schlag. Am sechsten März 1898 wird der Vertrag unterzeichnet, der die geforderte Landstrecke dem Deutschen Reich auf neunundneunzig Jahre verpachtet. Schnell wird aufs Holzpapier Oeffentlicher Meinung ein ungeheurer Erfolg gebucht. Hat der Prinz nicht, nach langem Mühen, einen Bruch des geheiligten chinesischen Hofceremoniales durchgesetzt und ein Neidempfinden geweckt, das allen Fremden ringsum die Wange ins Asiatische gilbt? Nach seiner Rückkehr hört Alldeutschland staunend, er habe „eine große, gewaltige Aufgabe gelöst“. Liest aber auch in der Händlerpresse, die im Taumel einer Aufschwungszeit winzige Reisstauden in den Himmel wachsen sieht, der Werth des neuen Besitzes sei „unendlich höher“ als unserer „afrikanischen Wüsten“. La curée! Sputet Euch: sonst ist die Beute vertheilt, ehe Ihr auf dem Jagdplatz angelangt seid. Auch draußen fürchtet mans; drum greift England, greift Rußland zu: und aus Chinas Boden brodelt die alte Mär auf, die Untüchtigkeit der Mandschudynastie werde das Reich zerstücken. Das steht, dreißig Monate nach der kieler Botschaft, in rothen Flammen. Der Deutsche Gesandte ist in Peking getötet, das Blut deutscher Soldaten vergossen worden und allen Europäern droht ringsum Lebensgefahr. Neue Truppen werden hinausgesandt, um, nach Wilhelms Wort, „exemplarische Rache zu üben“. Fünfzehntausend Mann. Für Alles ist, für Khakikleider und Tropenhelme, vorgesorgt, aus Berlin sogar der Kinetograph nach Wilhelmshaven geschafft worden, auf daß er die Abschiedsparaden und die Einschiffung der Rächerschaar für eine Ewigkeit im Bild festhalte. Gewaltige Worte dröhnen an unser Ohr. „Ein historischer Augenblick, der einen Markstein in der Geschichte un-

seres Volkes bedeutet“, ist gekommen. „Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf.“ So spricht Wilhelm; ruft in schön klingendem Zorn, er werde „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat“, und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktiren“. China soll „zu Boden geschmettert werden, bis es auf den Knien um Gnade fleht“. Den zur Abfahrt gerüsteten Truppen befiehlt der Kriegsherr, drüben keinen Pardon zu geben, keine Gefangenen zu machen, jeden überwältigten Feind zu töten und, nach dem Beispiel Attilas und seiner Hunnen, in Ostasien einen tausend Jahre lang nachwirkenden Schrecken zu erregen. Und diesem Befehl läßt er die Hoffnung folgen: „Gottes Segen möge an Eure Fahnen sich heften und dieser Krieg den Segen bringen, daß das Christenthum in China seinen Einzug hält. Dafür steht Ihr mir mit Eurem Fahneneid!“ „So lange Moses seine betenden Hände emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hände niederließ, siegte Amalek. Wir wollen nicht nur Bataillone von Kriegern mobil machen, sondern auch eine heilige Streitmacht von Betern. Unsere ins Feld ziehenden Brüder sollen der starke Arm sein, der die Meuchelmörder bestraft; sie sollen die gepanzerte Faust sein, die in das wüste Treiben hineinfährt; sie sollen mit dem Schwert in der Hand für unsere heiligsten Güter eintreten. Der alte Gott lebt noch. Der große Alliirte regirt noch, der Sünde und Frevelthat nicht triumphiren läßt, sondern seine heilige Sache wider ein unheiliges Volk führen wird. Wir glauben an die heilige Macht der Fürbitte. Was die Gebete eines Moses vollbracht, sollten nicht auch unsere Gebete vermögen? Gott hat keine Silbe von seinen Verheißungen zurückgenommen. Treue Gebete können noch heute die Drachenbanner in den Staub werfen und die Kreuzesbanner auf die Mauer pflanzen.“ Aber „einer Auftheilung des weiten chinesischen Reiches werde ich mich mit der größten Entschiedenheit widersetzen. Der Chinese ist nun einmal an eine centrale Regirung gewöhnt und das bisherige Kaiserreich bietet uns und unserem Handel den günstigsten Zustand.“ Vier Jahre zuvor hat der Kaiser ein Bild veröffentlicht, das die Großmächte als gepanzerte, vom Erzengel

deutscher Nation zum Kampf „wider Buddha und die gelbe Rasse“ aufgerufene Damen zeigte. (In einem langen Leben, hat Bismarck damals gesagt, „ist mir Allerlei eingefallen, nie aber, daß man auch mit Bildern Politik machen könne“.) Jetzt spricht in Bremerhaven Wilhelms Mund: „Ich beabsichtigte, durch meine Zeichnung ‚Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter‘, da sich die Worte zu leicht verwischen, der Welt einen Fingerzeig zu geben; aber meine Warnungen blieben unbeachtet.“ Sie werden wiederholt; die gelben Völker als Europens schlimmste Feinde vors erschreckte Auge gestellt. Kalt soll, nach langen Jahrhunderten, nun die Rache für alle Mongolengräuel geschlürft, der Kampf der für ihre heiligsten Güter fechtenden Europäervölker wider die gelbe Rasse bis zum entscheidenden Siege geführt und nicht eher dem Ganzen Halt geblasen werden als in der Schicksalsstunde, da China zitternd im Staub liegt und im Diskant der Entmannten nach Barmherzigkeit winselt und Frieden erfleht, Frieden um jeden Preis. Weithin hallt die Verheißung. Ward sie erfüllt?

An den Wänden chinesischer Tempel, Paläste und Bürgerhäuser sind, heute noch, Sittenregeln aus uralter Zeit zu lesen. An den letzten Hia-Kaiser wird da erinnert, der von seinem Ersten Minister gestürzt wurde, nachdem er sich laut gerühmt hatte: „So lange die Sonne die Welt erleuchtet, werde ich herrschen. Ich fürchte nichts; denn meine Macht ist unbeschränkt. Ich werde jeden Widerstand brechen und Niemand wird gegen mich offene Empörung wagen.“ Und die Folger ins höchste Amt werden feierlich gewarnt. „Beginnet, Ihr Herrscher, nie, was Ihr später vielleicht, in Reue, nicht begonnen haben möchtet.“ „Mischet Euch nicht in allzu viele Angelegenheiten: denn nicht alle könnet Ihr übersehen und jedes neue Geschäft bringt auch neue Sorge.“ „Sprechet niemals zu viel: denn wer viel spricht, sagt oft, was er nicht sagen sollte. Hütet drum Eure Zunge und seid sparsam mit Eurer Rede!“ In einem Börsenbericht vom siebenzehnten Julitag des Jahres 1900 aber konnte der Deutsche lesen: „Die Stimmung schwächte sich nicht ab, weil das Ereigniß schon in den Kursen escomptirt worden war. Auch wurde darauf hingewiesen, daß der Krieg den Kohlenverbrauch steigern werde. Ferner müsse man für die ungeheure Menge des zerstörten und noch zu zerstörenden Materials Ersatz schaffen. Vielfach, besonders in den Hüttenrevieren, ist die

Stimmung sogar besser geworden; man glaubt allgemein, daß die chinesischen Wirren belebend auf den Markt wirken müssen."

Die Wirkung bleibt hinter dem Hoffen zurück; denn China entschlüpft der schlimmsten Gefahr und bald drückt manche Schaar der zum Kreuzzug vereinten Völker sich seitwärts in die Büsche, an deren Zweigen ihr eine Profitmöglichkeit sproßt. Als in Petschili dem deutschen Generalissimus die fünfte Woche der Oberbefehlsherrlichkeit sich zum Ende neigt, wird schon über den Friedensschluß verhandelt. Am siebenten September 1901 in Peking das „Verständigungprotokol" unterzeichnet. Drei Tage zuvor hat im potsdamer Neuen Palais der neunzehnjährige Prinz Tschun vor dem Kaiser gestanden. Nicht gekniet; auch nicht um Verzeihung gebeten, sondern nur „das aufrichtige Bedauern seines allergnädigsten Herrn ausgedrückt, der den unseligen Wirren zwar ganz fern stand, aber nach dem seit Jahrtausenden im Kaiserhaus vererbten Brauch die Schuld auf seine geheiligte Person genommen hat." Sühneprinz: so ward der Knabe Tschun von der rothen Presse getauft. In Peking haben die Truppen vor ihm in Parade gestanden und das Gewehr präsentirt. Dann gings, nach feierlicher Verabschiedung, mit einer Ehreneskorte nach Tien-Tsin und Shangai, wo im Deutschen Generalkonsulat eine Galatafel des Kömmlings harrte; und als die Anker gelichtet waren, hatte ein preußischer General den Ehrendienst, ein preußischer Lieutenant das Amt des Reisemarschalls zu versehen. Zwei andere deutsche Offiziere reisen dem Mandschu bis nach Basel entgegen. Da stockt der Zug. Der Tatarenknabe soll im potsdamer Muschelsaal „Kotau machen", dreimal mit der Stirn den Boden berühren und neunmal das Haupt bis zur Erde beugen? Soll sein Bußsprüchlein erst aufsagen, wenn der Scharlachstift des Chinesenkaisers dem Verständigungprotokol Rechtskraft gegeben hat, und im Namen des Boghdo-Khans dann demüthig um Verzeihung flehen? Nein. Aus Basel bringt ein eisiger Augustmorgen die Botschaft: Pardon wird nicht erbeten, Kotau wird nicht gemacht. Thut nichts. Des Sühneprinzen Kaiserliche Hoheit darf in den Sonderzug klettern. Wird in Potsdam vom Stadtkommandanten empfangen und in vierspänniger Galakutsche an die Rampe des Orangeriepalastes befördert, dessen Prunkgemächer sich dem hohen Gast aufthun. Als er das Bedauern gestammelt und ein auf gelbe Seide gepinseltes, in gelbe

Seide gebundenes Schreiben aus dem Kabinet des Himmelssohnes überreicht hat, darf er auf Filzschuhen die Front einer Ehrencompagnie abschreiten und als seinen Gast in der Orangerie den Kaiser begrüßen; wird der Kaiserin vorgestellt, zu einem Gefechtsexerziren, einer Dampferfahrt, einem Kaisermanöver eingeladen. So endet die Bußfahrt; über die ganz Europa sich nicht wenig gewundert und der Fürst Bülow spät den Epilog gesprochen hat: „Ich denke, wir haben an einem Sühneprinzen gerade genug gehabt." China? Dem gemordeten Freiherrn von Ketteler wird ein Denkmal gesetzt. Zwei Prinzen werden verbannt (und freuen sich, bis ihnen beliebt, zurückzukehren, an der Reichsperipherie ihres Lebens), sechs Mandarinen zum Tod verurtheilt, fünf Tote im Grab rehabilitirt, drei degradirt. Den Fremden wird in Peking ein besonderes Stadtviertel angewiesen und jede Gesandtschaft darf sich fortan eine Wache halten. Den Großmächten, deren Rächeraktion es frevelnd heraufbeschwor, muß China, bis ins Jahr 1940, vierundeinhalbhundert Millionen Taels zahlen (die ihm der Erdwesten borgt); und darf zu diesem Zweck seine Seezölle erhöhen (einen stattlichen Theil der Entschädigungsumme also auf die europäischen und amerikanischen Händler abwälzen, die über See Waaren einführen). Das ist der Ertrag des Kreuzzuges. Weder wurde dem Christenglauben ein breiterer Weg ins Reich der Mitte gebahnt noch der Chinesen Ehrfurcht vor Europas Kultur vertieft noch gar die Einheit großmächtiger Menschheitinteressen bewiesen. Wofür haben deutsche Soldaten in China geschwitzt, gelitten, geblutet? Der Drache lebt, sein Banner sank nicht in den Staub und noch gebieten im Weltosten der Buddha, die Weisen Kong-Fu-Tse und Lao-Tse den Seelen. Doch Graf Waldersee, der Generalissimus, dem die Stadt Hannover den Einzug des Triumphators bereitet, ruft durchs Reich: „Andere Namen sind verblaßt; der deutsche Name ist hochgegangen. Die Segnungen der einjährigen Expedition, auf die Deutschlands Jugend mit Stolz blicken darf, wird unser Vaterland und unsere Kirche bald empfinden." Vaterland und Kirche. Geschäft und Glaube.

Drei Lustren ists her, seit der Handel begann. Noch hat die Segnung sich nicht offenbart. Ostasien ist nie wieder in rechte Ruhe gekommen und Chinas Leib in jedem Jahrfünft mehr geschrumpft. Korea, Mandschurei, Mongolei sind ihm verloren. Log die Weis-

sagung, die kündete, die Mandschudynastie werde, in Trägheit und Selbstsucht, das Reich zerstücken? Leise streut Sunyatsen, ein amerikanisirter Chinese, Journalist und Doktor gar, seinen Samen ins gelockerte Land. Unter der sichtbaren Erdschicht entsteht die „Politische Gesellschaft der Retter“. Sie unterhöhlt den Drachenthron, zertrümmert ihn, verbannt den Kaiser, die Prinzen, nimmt den Mandarinen die Pfauenfedern, Rangknöpfe und andere Gunstzeichen, holt die gelben Drachenbanner nieder und hißt eine rothe Empörerflagge, schneidet Beamten und Bürgern den Zopf ab und mummt Alles, Reich und Arm, Alt und Jung, ins Gleichheitkleid freier Republikaner. „Uns und unserem Handel bietet das Kaiserreich den günstigsten Zustand“: hat Wilhelm an einem Augusttag des Jahres 1900 gesagt. Dieses Kaiserreich ist nicht mehr. Unermüdlicher Eifer hat die Deutschen als die ersten Störer der Chinesenruhe verdächtigt. „Mit Kiautschau fing es an. Ohne die erzwungene Pachtung wäre Rußland nicht, trotz Lis Warnung, bis an die Straße von Tschili vorgedrungen, Japan nicht so schnell erstarkt, Chinas Besitz nicht um ungeheure Strecken geschmälert und mit Kriegsschuld belastet worden. Deutschland ist aller Gelben grimmigster Feind.“ Deutschland wird heimlich gehaßt und der neue Mitregent Morrison wird deutschen Händlern das Leben nicht erleichtern. Manche große Entscheidung ist inzwischen „ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser“ gefallen. Ihre heiligsten Güter glauben Europas Völker dadurch zu wahren, daß sie, in hastigem Wettbewerb mit Nordamerika, den Chinesen Geld anbieten, viel mehr, als die verschmitzten Republikaner der Erdmitte haben wollen. Wir möchten das Pumpgeschäft mitmachen; meiden jede Erinnerung an das Bild und die Reden der Kreuzzugszeit. Und Prinz Heinrich von Preußen geht, an Mutsuhitos Gruft den Bruder, den Kaiser zu vertreten, nach Japan.

Fehlt der Leitung unseres Reichsgeschäftes nicht manchmal vielleicht doch das richtige Augen- und Ohrenmaß? Unser Verhältniß zu Japan (das Vertragspflicht und Nothdurft an Britanien, Rußland und Frankreich ketten) ist so gut, wie es nur sein kann, und in China ist keine Europäermacht uns voraus: sagen die Offiziösesten. Was haben sie nicht schon gesagt? Ihrer Meisterschaft in der Kunst des „Umfrisirens“ mögen sie sich rühmen. Stets kommt die Stunde, die das Kämmwerk zerwirbelt, die Brillantine-

spur im Sturm verweht und erkennen lehrt, was war und was ist. Alles gegen die „gelbe Gefahr“ Geredete und Gethane ward längst zur Last. Preiset mit Posaunenbäckchen also unseren herzlichen Verkehr mit Ostasiens Völkern! Wie wars denn in den islamischen Reichen? In Marokko sind wir obenauf; Abd ul Aziz, einst die Drahtpuppe der Franzosen, ist, seit Tattenbach ihn massirt hat, unser Mann. Er wird abgesetzt. Um so besser: Muley Hafid gehört uns mit Haut und Haar. Da wir die Haut darben, das Haar zausen lassen, wendet der Enttäuschte sich den Franzosen zu; duckt sich ins Protektorat, steigt vom Scherifenthron und pilgert, via Gibraltar-Marseille, mit Pension, Harem und Kamera gen Vichy. In der Türkei? Das Konsortium von Reval mag, Briten, Russen, Franzosen, die feinsten Finten ersinnen und alle Trümpfe häufen: wir haben Abd ul Hamid; den Stärksten und Schlausten in Osmans Erdbezirk. Er wird abgesetzt und eingesperrt. Kein Unglück, heißts; fortan vertritt Mahmud Schewket Pascha unsere Sache. Der ist rein wie Gold und unbrechbar wie Edelstahl. Er wird weggejagt; seine Sippe (wie hier schon im Winter vorausgesagt ward) aus allen Pfründen und Machtwinkeln geschwefelt. Das, schallts nun, ist von ungefähr gelungen; den Jungtürken, auf die niemals rechter Verlaß war, folgen die Männer aus der Zeit des alten Regime; unsere Leute; wir sind geborgen und unser Türkischer Weizen blüht prächtiger als je. Das nehmen wir hin. Alles. Und sträuben uns, so lange es irgend geht, gegen den leidigen Rückblick, der zeigt, wie oft unsere Geschäftsführer auf die falsche Karte gesetzt, wie oft großen Aufwand nutzlos verthan und, als berge ihr Auge den von Plinius als Unheilsbringer erkannten Doppelstern, Denen, die sie in der Macht zu halten trachteten, die Wirkensdauer gekürzt haben. Wie Kinder, an Spuk gläubige, beschwatzt man uns.

Zum zweiten Mal geht Prinz Heinrich von Preußen nach Ostasien. Die deutsche Faust hat sich entballt, entpanzert, in die Farbe mitfühlender Trauer gehüllt. „Möge Jeder dort wissen, wie hoch wir Glauben und Sitte, Kraft und Kunst der ostasiatischen Völker schätzen und wie lebendig der Wunsch ist, ihre Freundschaft ...“

## Resurrectionists.

Der Sultan, schrieb Boris Alexejewitsch Galizyn an Peter, seinen Zögling und Herrn, „betrachtet das Schwarze Meer als

sein Haus, in dem Fremde nichts zu suchen haben, oder als eine im Harem allen Blicken verborgene Jungfrau; er würde eher seinen Truppen den Befehl zum Krieg als anderen Mächten die Erlaubniß zur Fahrt durch dieses türkische Binnenmeer geben." Das war der Pontos Euxeinos wirklich bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Wer Byzanz hatte, war Herr des Pontos; seit der Türkenkhan auf dem Stuhl des Basileus saß, durfte zwischen Balkan und Kaukasus nur die Halbmondflagge wehen; und so wichtig dünkte die Erben Mohammeds dieser Besitz, daß schon unter Mustafa dem Zweiten, um die Zeit des Friedens von Karlowitz, ein türkischer Staatsmann warnend rief: „Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde." Diese Weissagung darf man (wie die meisten) nicht wörtlich nehmen. Aus den Dampfkesseln der russischen Flotte zieht der Qualm über den Pontos hin: und noch immer sehen wir die Großmächte um die ungeschmälerte Lebensdauer der Türkei bemüht. Doch schon 1683, ehe Peter in Asow den Schlüssel zu einem Nebenthor des Schwarzen Meeres einsteckte, sprach der baumburger Chorherr Poysel von dem Sultan als von einem Kranken, dem zehn Aerzte (so viele sinds jetzt kaum) mit Diagnosen und Heilmitteln nahen; und ein Jahr danach verglich der Britenbotschafter Sir Thomas Roe das Reich Mustafas dem Leib eines siechen Greises, der sich und Andere über die Gefahr seines Zustandes täusche. (So alt ist das winged word vom Kranken Mann.) Asow, das der zweite Mohammed den Nachfahren Tamerlans abgenommen hatte, ist zwölf Jahre nach dem Frieden von Konstantinopel wieder türkisch geworden und erst Münnich hat, mit Annas Heer, den Flecken an der Donmündung, nach sechsmonatiger Belagerung, endgiltig dem Reussenreich erobert. Im Frieden von Belgrad mußte Mahmud ihn, 1739, den Moskowitern abtreten und konnte sie nur noch zur Schleifung der Festungwerke verpflichten. Vorher hatte Montesquieu geschrieben: „J'ai vu avec étonnement la faiblesse de l'empire des Osmanlins. Ce corps malade ne se soutient pas par un régime doux et tempéré, mais par des remèdes violents qui l'épuisent et le minent sans cesse. Avant deux siècles cet empire sera le théâtre des triomphes de quelque conquérant." Nachher spöttelte Voltaire, er sei noch lange nicht so krank wie der Türke. Seit die im Harem geborgene Jungfrau von

den Russen begehrt, der Pontos den Fremden nicht mehr axeinos, sondern euxeinos ward, dämmerte der Khalifenherrlichkeit der Abend; war die unantastbare Selbständigkeit des Türkenreiches dahin. Katharina hats schon im dritten Lustrum ihrer Regirung erreicht. Der Vertrag von Kutschuk-Kainardji gab 1774 ihrer Handelsflotte das Recht zu freier Schiffahrt im Schwarzen Meer, das, als neun Jahre später der Tatarenkhan geschlagen und die Krim erobert war, zwei Staaten an seinen Ufern herrschen sah, also nicht mehr ein türkisches Binnenmeer genannt werden konnte. Auch nicht ein mare clausum? Die Russen können hinein, doch nicht heraus. Der Sultan hält den Bosporusschlüssel fest in der Hand und sperrt noch immer den Weg, der über Asow und die Krim nach Byzanz führen sollte. Rußland darf im Schwarzen Meer thun, was ihm beliebt, und ist da unangreifbar; darf es aber nicht auf der ins Mittelmeer führenden Straße verlassen und empfindet, noch unter der großen Zerbsterin, die Schmach solcher Käfigfreiheit. Der Pontos muß Rußlands Binnenmeer werden: nach dem Frieden von Jassy wards in Moskau, in Peters Stadt das Feldgeschrei lärmender Patrioten; und blieb ein Jahrhundert lang.

Bonapartes Einfall in Egypten und die vor und nach der Gründung des napoleonischen Kaiserreiches bis an die Orientpforte drängende Jakobinergefahr verbündet nach langem Hader dem Sultan den Zaren. Katharinas Sohn Paul schickt Selim dem Dritten die mit viertausend Moskowitern bemannte Flotte nach Konstantinopel, um ihm bei der Abwehr französischer Angriffe zu helfen: und nun öffnen sich Dardanellen und Bosporus endlich russischen Kriegsschiffen. Endlich; einmal. Das Schutzbündniß währt nicht lange; bald liegen die Erben von Byzanz, der im Besitzrecht wohnende und der über den Pontos lugende, wieder in Streit. Bonaparte hetzt, nach Austerlitz, den Sultan in den dritten Krieg gegen Rußland und erlistet, in Tilsit, Alexanders schwärmerisch anbetende Freundschaft. Will den mit wachsendem Ungestüm geforderten Preis aber nicht zahlen. Hardenberg läßt seinen alten Plan der Türkeitheilung durch Kalckreuth wieder vorbringen; Rußland soll Bulgarien, Rumelien, ein Stück der Donaufürstenthümer und die Meerengen bekommen, Oesterreich über Bosnien, Serbien, Dalmatien herrschen, Frankreich den Staat der Hellenen und die Inseln seinem Imperium einfügen. Doch was konnte Alexander, nach

Jena, von Preußens Beistand noch hoffen? Zur Erfüllung seines brünstigen Phantastenwunsches vermag nur der allmächtige Korse ihm zu helfen. Der ist dem Sultan verbündet und, im Nimbus seiner Siege, am Goldenen Horn so stark, daß General Sebastiani, sein Gesandter, den Aufruhrversuch des englischen Kollegen mit einem Wort niederzwingt: die Britenflotte, die Arbuthnot, um den französischen Einfluß zu dämmen, ins Marmarameer gerufen hat, muß unter dem Feuer türkischer Batterien abdampfen. Englands politische Moral, die uns so oft allzu schöne Reden priesen, wird von dieser Episode aus grell beleuchtet: die Sultane sollen in ihren Entschlüssen frei, die Meerengen allen Fremden geschlossen sein, so lange das englische Interesse nicht darunter leidet; nicht eine Stunde länger. Hofft man in London den winzigsten Vortheil davon, dann mag irgendein Admiral Duckworth sein Geschwader bis dicht an die Mauern von Yildiz steuern. Noch ist, im Frühling 1807, der dreiste Handstreich mißlungen. Aber Selim, den hastige Reformsucht den Altgläubigen verhaßt gemacht hat, kann sich nicht halten und wird am siebenundzwanzigsten Maitag entthront. Während einer Truppenschau, an der Alexanders „Paradomanie“ sich in Tilsit weidet, erhält Napoleon von Sebastiani die Meldung. Armee und Volk gegen den Sultan, der sich wider das Verhängniß nicht zu bäumen wagt, und vor Osmans Reich morgen die Gefahr sicheren Verfalls. „Die Vorsehung selbst sendet mir diese Botschaft, um mir zu zeigen, daß die Türkei nicht mehr lebensfähig ist!“ So ruft (nach Savarys Bericht) Bonaparte; und erklärt, Selims Sturz löse ihn, löse sein Gewissen von allen Banden und gestatte ihm, der nicht der Pforte, sondern nur diesem Sultan sich verpflichtet habe, der Orientfrage nach freiem Ermessen die Antwort zu suchen. Wie mag das Schwärmerauge Alexanders, der neben ihm hielt und Sebastianis Rapport lesen durfte, aufgeleuchtet haben! Für kurze Zeit freilich nur. Der Imperator (der, wie Champagny an Caulaincourt schrieb, die Türken nie geliebt, immer für schädliche Barbaren gehalten hat) wurde zwar sentimental und schien bereit, dem neuen Freund alles Ersehnte gern zu gewähren. Er hatte im Occident Grenzen und Throne verrückt und war berufen, auch im Orient nun nach seinem Belieben Ordnung zu schaffen. Rußland durfte zu dieser organisatorischen Arbeit mitwirken; doch das Tempo wollte er selbst bestimmen. Hier

begann Alexanders Enttäuschung. Die Türken, so dozirt Laetitias Sohn dem Enkel Katharinas, gehören nicht nach Europa, sind auf unserem hellen Erdtheil ein häßlicher Fleck und müssen nach Asien zurückgedrängt werden. Aber langsam; ganz langsam. Einstweilen darf man sie nur „komprimiren"; ihnen ein paar Provinzen nehmen, in denen sie noch belästigen, doch nicht mehr herrschen. Eine richtige Theilung wäre heute noch eine allzu gefährliche Operation, die zunächst den franko-russischen Bund lockern, die Freunde in einen Interessenstreit verwickeln könnte. Rußland mag sich des Besitzes der Moldau und der Walachei freuen, vielleicht auch vom Bulgarenland einen Fetzen für sich abreißen. Frankreich kann sich in Bosnien, Dalmatien, Albanien, Griechenland sättigen. Vielleicht; ganz sicher ist er seiner Sache nicht (mon système sur la Turquie chancelle et est au moment de tomber, schreibt er an Talleyrand). Fühlt, zum ersten Mal, tief aber die Nothwendigkeit des Friedens, der ihm doch, sobald das Orientproblem Europa aufrüttelt, wieder entgleiten muß. Wenns unvermeidlich wird, wenn England mit anderen Mitteln nicht zu bändigen ist und er im Baltikum oder auf Asiens altem Boden die russische Macht gegen den Todfeind braucht, bleibt keine Wahl: muß er dem Zaren den Weg an das Ziel seiner Sehnsucht bahnen. Noch aber möchte er ihn mit einer Hoffnung füttern. Unaufschiebbare Pflicht ruft nach Paris. Alexander hat seinen Besuch zugesagt. Da kann man in aller Ruhe über den großen Gegenstand weiterreden. Pauls Sohn schlürft gierig den Zaubertrank, den der Korse kredenzt. Begehrte nicht schon Katharina den moldo-walachischen Zuwachs? Der Gossudar, der dem Reich diese Beute bringt, braucht selbst nach Niederlagen nicht zu zittern. Und Alexander Pawlowitsch glaubt sich des Freundes sicher; „ich erwarte keinen allzu starken Widerstand gegen meine Auffassung (schreibt er an Peter Tolstoi), denn sie entspricht dem Interesse und der Meinung des Kaisers." Frankreich wird zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln suchen. Ist ein anständiger Friede nicht zu erlangen, so muß man wieder an die Theilung denken; fürs Erste aber darf dieser Gedanke noch nicht ans Licht. Daß er in Tilsit erörtert wurde, bezeugt De Clercq (Recueil des traités de la France) durch die Anführung der Sätze, die aussprechen, daß die beiden Kaiser, wenn der gewünschte Friede nicht durchzusetzen ist, „sich verständigen werden, um alle euro-

päischen Provinzen des Osmanenreiches, außer Rumelien und der Stadt Konstantinopel, dem drückenden Türkenjoch zu entreißen.“ Mit dem ernstesten Eifer muß zunächst aber, auch in London, Alles versucht werden, pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix (wie es im Vierten Artikel des tilsiter Geheimvertrages vom siebenten Juli 1807 heißt). Am neunten Juli, vor der Abreise nach Königsberg, empfiehlt Napoleon der Türkei die Beschleunigung des Waffenstillstandes. Vier Monate danach diktirt er einen Zusatz zu der an Caulaincort zu sendenden Instruktion und sagt darin, er wünsche, der Türkei ihren Besitzstand zu erhalten, im Nothfall sich aber mit Rußland allein, ohne Oesterreichs Dreinrede, über den Theilungplan zu verständigen. „Das Liebste wäre dem Kaiser, wenn die Türken in friedlichem Besitz der Walachei und der Moldau bleiben könnten; da er aber den Zaren so fest wie möglich an sich knüpfen möchte, würde er ihm die beiden Provinzen, gegen eine in Preußen zu suchende Kompensation, schließlich überlassen. Er steht dem Gedanken an eine Theilung des Türkenreiches sehr fern, hält ihn sogar für verhängnißvoll, will aber nicht, daß Sie ihn im Gespräch mit dem Zaren und mit dessen Minister rückhaltlos verdammen. Sie sollen nur ausdrücklich auf die Motive hinweisen, die für die Vertagung sprechen. Dieser uralte Plan des russischen Ehrgeizes kann Rußland an uns kitten: deshalb müssen Sie sich hüten, den Petersburgern Muth und Hoffnung ganz zu nehmen.“ Ehe diese Instruktion an die Newa gelangt, hat Alexander mit England gebrochen und in Paris, durch den Mund Savarys, des Herzogs von Rovigo, als Theilzahlung die Donaufürstenthümer verlangt. Schon fühlt auch Napoleon, daß er Etwas thun muß, um den Zaren fester an sich zu binden. Savary hat ihm berichtet: „Der Kaiser und sein Minister Graf Rumanzow sind unsere einzigen zuverlässigen Freunde in Rußland; es wäre gefährlich, diese Wahrheit zu verschweigen. Das Volk würde gern wieder nach den Waffen greifen und für einen Krieg gegen Frankreich neue Opfer bringen.“ Verstimmt man den impulsiven Selbstherrscher, so kann Rußland, das in seinem Verhältniß zu Frankreich zwischen Hitze und Frost, Intimität und Haß hin und her schwankt, morgen zum Feind übergehen. Das muß verhindert und dennoch die Theilung der Türkei aufgeschoben werden. Sonst wird die Beute des Adlers zu klein. Bosnien, Albanien, Griechenland,

Epirus: für Frankreich wärens Kolonien, nicht Provinzen. Seit Bonaparte in Kairo war, sieht er Egypten als einen Theil des Franzosenreiches. Noch aber ist die Zeit zur Rückeroberung nicht gekommen. Läßt er den Kranken Mann jetzt sterben, dann langt der Britenleu, dessen Pranke bis nach Malta, Sizilien und in die Adria reicht, nach dem in der Todesstunde des Khalifates herrnlosen Gut. Bevor ein französisches Heer in Konstantinopel und Saloniki wäre, hätte England die Hand auf Egypten, Cypern, Kandia, vielleicht auf die Dardanellen und das ganze Küstenland der Osmanen gelegt. Diese Erwägung, schrieb Champagny, hat den Hauptgrund geliefert, den der Kaiser gegen die Theilung der Türkei anführt. Mag der Zar also in der Walachei und der Moldau bleiben: der Herr des Occidents wird sich den Landfetzen, der ihm zur Entschädigung gebührt, nicht aus dem Osmanenleib schneiden, sondern Schlesien nehmen. Das war beschlossen, als Caulaincourt in Petersburg Savary ablöste. In der ersten Instruktion, die er empfing, steht der Satz: „Preußen hätte dann nur noch zwei Millionen Einwohner; genügen die etwa nicht für das Glück des Königshauses und muß es sich nicht, in seinem eigensten Interesse, so schnell wie möglich in die äußerste Resignation und in die Rolle einer kleinen Macht gewöhnen, da alles Mühen, den verlorenen Rang zurückzugewinnen, den preußischen Stämmen nur nutzlose Sehnsucht und Qual bereiten könnte?“ (So hat, einundzwanzig Jahre nach Fritzens Tod, ein Kondottiere über Preußen zu sprechen gewagt. Discite, moniti!) Schlesien? Das würde den von Warschau aus reorganisirten Polenstaat stärken. Niemals. Caulaincourt findet für diesen Plan weder beim Zaren noch bei Rumanzow Gehör und muß im Februar 1808 seinem Herrn melden, daß Alexander an der Donau bleiben, über Schlesien aber nicht einmal reden will. Daß er den Sanften nie so finster sah wie am Tag dieses ködernden Antrages. „Wenn wir Berlin gefordert hätten, wäre die Wuth vielleicht kleiner gewesen.“

Die Meldung fällt in eine der hellsten Stunden des Riesenhirns. Aus zornigem Auge blickt Bonaparte auf das Inselreich, das nicht zu überlisten, nicht ins Herz zu treffen ist. Wenn ers in Asien zu schlagen, in Indien ihm die Aorta zu zerschneiden vermöchte! Dachte er daran schon, als er den Russen Konstantinopel weigerte, weil der Besitz dieser Stadt die Weltherrschaft sichere?

Jetzt denkt er dran; ahnt die Wahrheit des Wortes, daß an den Mauern von Konstantinopel der Kampf um Indien beginnt; und träumt seinen größten Caesarentriumph. Rußland und Frankreich zu gewaltiger Anstrengung vereint, die Türkei zerstückt, Persien und Afghanistan unterworfen: und von den Hochplateaux am Euphrat mit der ungeheuren franko-russischen Heermasse durch rasch bezwungenes Barbarenland bis an den Indus. Wer weiß, ob dieser endlos scheinende Weg nicht schneller ans Ziel führt als der kurze Pas de Calais? Der tolle Paul Petrowitsch hatte in seinen letzten Lebenstagen den Gedanken an einen franko-russischen Kriegszug durch Asien gehätschelt. Seitdem ist der Sultan der Freund Bonapartes geworden, hat der Perserschah von ihm Drillmeister für sein Heer erbeten, Hilfe gegen England angeboten und sich (in einem von dem persischen Sondergesandten in Warschau unterzeichneten Vertrag) verpflichtet, einem gegen Indien marschirenden Franzosenheer als guter und treuer Bundesgenosse freien Durchzug zu gestatten. Das war keine Lagerposse: General Gardane wird nach Persien geschickt, um den Vertrag ratifiziren zu lassen und die Möglichkeit solchen Heereszuges zu prüfen. Und nun ist auch der Weiße Zar Napoleons Freund geworden. Frankreich, Rußland, Persien: damit konnte man die Briten mindestens einschüchtern und zu Verhandlungen treiben, die ihr Hochmuth noch immer weigerte. Doch der Zar heischt Bezahlung. Ihm zu Liebe den Kranken Mann töten? Nein. Noch ists zu früh. Da Alexander von dem schlesischen Plan nichts hören will, muß man ihn hinhalten und inzwischen Oesterreich zu umgarnen suchen. Rußlands Herrschaft über die Donaufürstenthümer, hat Bonaparte einmal zu Klemens Metternich gesagt, bereitet die Basis, auf der Frankreich und Oesterreich sich eines Tages verständigen werden; wenn die Russen in Kostantinopel stehen, braucht Ihr uns gegen sie, brauchen wir Euch, um das nöthige Gegengewicht herzustellen. Kaiser Franz ist kein Mann kräftiger Initiative; muß sich aber sagen, daß er nicht müßig zusehen darf, wenn der Türke, in dem er einen schwachen und drum bequemen Nachbar ungern verlöre, erdrosselt und ausgeraubt wird. Für jeden Fall ist Wien durch Metternich nun vor dem russischen Anschlag gewarnt. Zur selben Zeit erhält Caulaincourt die Weisung, den Wünschen des Zaren noch weiter entgegenzukommen und

keine unüberwindliche Abneigung von dem Plan der Türkeitheilung zu verrathen. Da, unter dem Eindruck der stolzen Thronrede, die das Britenparlament eröffnet, schäumt das Blut des Korsen heiß auf. Der alte Feind muß endlich vernichtet werden. Alerander heischt Bezahlung? Er soll sie haben. Selbst wenn er den höchsten Preis fordert. Am zweiten Februar schreibt ihm Napoleon: „Gegen Rußland spüre ich nicht die leiseste Regung der Eifersucht; ich wünsche ihm Ruhm, Glück und Gebietszuwachs. Mit allen Kräften will ich ihm bei jeder Vorschiebung seiner Grenzen nach der Schwedenseite helfen. Wenn wir fünfzigtausend Mann, Russen, Franzosen, vielleicht auch ein paar Oesterreicher, über Konstantinopel nach Asien schicken, zwingen wir England vor dem Kontinent auf die Knie. Wer ein so hohes Ziel erreichen will, muß alles Nothwendige vorher vereinbaren; dazu bin ich bereit. Am ersten Mai können unsere Truppen in Asien, kann auch ein russisches Heer in Stockholm sein. Dann werden die aus der Levante verjagten, in Indien bedrohten Briten unter der Wucht der Ereignisse vernichtet, mit denen die Atmosphäre geladen sein wird.“ Das Bild ist nicht schön; aber der Rhythmus der Rede kann einen Alexander hinreißen. Und schon wird die dalmatische Armee verstärkt und befohlen, in Epirus die Landungmöglichkeiten, in Albanien die Heerstraßen genau zu studiren und im östlichen Winkel des Mittelmeeres Alles für den Kriegsfall vorzubereiten. In einem Brief an Decrès deutet der Kaiser den Entschluß an, durch die Türkei nach Indien zu ziehen. Und Tolstoi hört (nach einer Wuthszene, in der er geschworen hat, Preußen und Warschau an dem selben Tag zu räumen, wo Rußland seine Truppen aus der Walachei und Moldau zurückzieht) den Satz: „Bin ich erst am Euphrat, dann giebts auf dem Weg nach Indien kein Hemmniß mehr; daß dieses Unternehmen den Alexander und Tamerlan mißlungen ist, beweist gar nichts: man muß eben Besseres leisten als sie.“ Der Held von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Tilsit darf so sprechen; darf sich für ein Schlachtfeld rüsten, das von der Ostsee bis nach Kleinasien, vom Atlantischen bis an den Indischen Ozean sich dehnen soll. Einen tourbillon du monde sieht er voraus; dieser Weltwirbel wird Britanien entkräften, entmuthigen und zur Anerkennung der neuen Imperatorenmacht zwingen. Der auf Sankt-Helena Eingekerkerte hat be-

stritten, daß er je bereit gewesen sei, Konstantinopel („das durch seine Lage zum Centrum der Weltherrschaft bestimmt ist“) den Russen auszuliefern. Doch wir wissen von Tolstoi, Metternich und Narbonne, daß der Kaiser dazu bereit war. Wenn Alexander sich nur um diesen Preis zu dem von Caulaincourt geforderten Keulenschlag auf das Haupt Britanias entschloß, sollte er ihn haben. Frankreich würde, zu seiner Sicherheit, dann die Dardanellen besetzen oder von Oesterreich bewachen lassen. Der Pontos Euxeinos ein russischer, vom Dardanellenwächter im Nothfall zu schließender, das Mittelmeer ein französischer See: Das war das letzte Ziel des Korsen. Rußland konnte von ihm den Schimmer der Byzantinererbschaft haben, nie deren wesentliche Macht. Er wollte ihm die Donaumündungen ohne Serbien, Bulgarien ohne Rumelien, Konstantinopel ohne die Dardanellen geben. Zu Narbonne hat er gesagt: „J'ai voulu refouler amicalement la Russie en Asie; je lui ai offert Constantinople, cela est vrai.“ In Asien sollte es England das Leben schwer machen, in Südosteuropa sich an der vorgeschobenen Flanke Oesterreichs zerreiben. Dann war Frankreich im Mittelmeer ungefährdet und aus der europäischen Hegemonie fürs Erste nicht, von keiner Macht, zu verdrängen.

Caulaincourt hat ausführlich erzählt, welche Wonneschauer den Zaren beim Lesen des Briefes vom zweiten Februar schüttelen. Alexander, der gestern noch mit den Donaufürstenthümern zufrieden war, sieht sich heute schon als Herrn von Byzanz, auf dem von Katharina vergebens begehrten Sitz, als den Heros, der den alten Traum der Ahnen in Wirklichkeit wandelt. „Voilà de grandes choses!“ „Voilà le grand homme!“ „Voilà le style de Tilsit!“ Noch abends, auf dem Hofball, die selbe Ekstase. Leis aber meldet sich bald das Mißtrauen. Was wird aus Schlesien? Ists am Ende nicht besser, aus Konstantinopel eine Freie Stadt zu machen? Dafür ist Rumanzow freilich nicht zu haben: er verlangt Konstantins Stadt mit dem Doppelverschluß am Bosporus und in den Dardanellen; dann mag Oesterreich das ganze Serbien annektiren und Makedonien und Rumelien mit Frankreich theilen, dem außerdem Bosnien, Syrien, Egypten zufallen soll. Ohne die Meerengen ist die Verständigung aber nicht möglich. Auch nicht mit Alexander. Der hat seinen Vortheil erkannt. Seit hundert Jahren strebt Rußlands Ruhmsucht nach Konstantinopel, Ruß-

lands Interesse nach den Meerengen. Beides hat die Eifersucht der europäischen Mächte ihm stets geweigert. Jetzt hats nur mit dem einen Mann zu rechnen, der Reiche zerstört und Reiche gründet: und dieser sonst Allmächtige ist im Kampf gegen England auf russische Hilfe angewiesen. Solche Gunst der Stunde kehrt nie vielleicht wieder. Nur ein Tropf gäbe da nach. Doch der Botschafter ist nicht minder zäh. Halbe Tage lang sitzt er dem Grafen Rumanzow, der die Ministerien des Auswärtigen und des Handels leitet, gegenüber; und die beiden Männer, die nach kurzer Debatte über die Vergebung ungeheurer Flächen einig sind, kommen von der „Katzenzunge" (so nennt der Russe die Halbinsel Gallipoli) nicht los. Noch einmal bestürmt Caulaincourt, im März, den Zaren selbst; erhält aber die Antwort: „Nehmt in Asien, was Ihr wollt; wenn ich die Meerengen nicht habe, ist Alles, was Ihr mir geben könnt, werthlos." Nun kann der Botschafter nicht länger zweifeln. Am sechzehnten März schreibt er an seinen Kaiser: „Eure Majestät mag Italien, vielleicht sogar Spanien Ihrem Reich eingliedern, neue Dynastien und Königreiche gründen, für die Eroberung Egyptens die Mitwirkung der zarischen Land- und Seemacht fordern, alle erdenklichen Bürgschaften verlangen, mit Oesterreich jedes beliebige Tauschgeschäft machen und einer Welt einen Platzwechsel aufzwingen: das Alles wird Rußland, nach meiner Ueberzeugung, ruhig mitansehen, wenn es Konstantinopel und die Dardanellen bekommt." Er hat, im Sommer, die Debatte wieder aufgenommen und aus Alexanders Mund noch einmal gehört: „Ich brauche den Schlüssel zu meinem Haus. Wenn Frankreich die Dardanellen hat, verliere ich mehr, als ich gewinne." In Erfurt ist von dem Theilungplan, der den Hauptgegenstand der Zwiesprache liefern sollte, dann gar nicht mehr geredet worden. Alexander und Rumanzow hatten erkannt, daß die selbständige Expansion ins Donauland größeren Nutzen verheiße als ein weitschichtiges System kombinirter Eroberungen, das dem Freund aus Westen schließlich doch den Löwentheil eintragen mußte.

Zwei Jahre nach der von Arbuthnot und Duckworth versuchten Ueberrumpelung hat (in dem Vertrag vom fünften Januar 1809) Sultan Mahmud der Zweite sich verpflichtet, allen Mächten, ohne Ausnahme, die Meerengen zu sperren. Nur unter der Bedingung, daß „diese alte Regel des Osmanenreiches" nicht durchlöchert

werde, will England den Eingang nicht wieder forciren. Seitdem gehören die Schlüssel nicht mehr dem Herrn der Pforte; strebt der in Europa gerade Uebermächtige nach der Herrschaft über den Bosporus und die Dardanellen. Als Mahmud die Russenflotte zum Schutz gegen Ibrahim Pascha ans Goldene Horn gerufen und hinter dem Wall der ausgeschifften Moskowiter den Rebellen abgewehrt hat, muß er, am zehnten Juli 1833, den von Orlow entworfenen Vertrag unterschreiben, der ihm auch für den Fall neuer Fährniß Rußlands Beistand sichert und als Entgelt nur fordert, daß kein fremdes Kriegsschiff unter irgendeinem Vorwand je in die Dardanellen einfahren darf. Dieses Verlangen war nöthig geworden, weil die Hohe Pforte im Siebenten Artikel des Vertrages von Adrianopel versprochen hatte, die seit 1809 geltende Meerengensperre wieder aufzuheben und die Durchfahrt allen Schiffen zu gestatten, die aus russischen Häfen kommen oder nach russischen Häfen steuern. Also nicht nur denen, die Rußlands Flagge zeigen. Eine lästige Klausel; die der Zusatzartikel zum Vertrag von Hunkiar-Iskelessi denn auch beseitigt hat. Seit dem zehnten Juli 1833 war Rußland Herr der Meerengen; es hatte, nach Guizots Wort, aus dem Türken einen Klienten gemacht, der das in einen russischen See umgewandelte Schwarze Meer bewachen und jedem möglichen Feinde des Zaren das Thor sperren, ihm selbst aber ohne Murren öffnen mußte, wenn er Schiffe und Soldaten ins Mittelmeer senden wollte. Der britische Rival hat dieses Vorrecht nicht lange geduldet. Palmerston regirt. Hat den Schlüssel zum Rothen Meer schon in die Tasche gesteckt: Aden, das Gibraltar des Ostens, ist englisch geworden. In dem Streit zwischen Mahmud und Mehemed Ali hat er natürlich die Partei der Türken gegen den Egypter genommen. Doch Hafiz, der Türkenfeldherr, wird im Juni 1839 von Mehemeds Sohn Ibrahim geschlagen, weil er, wider den Rath des Hauptmanns Moltke, versäumt hat, das Egypterheer bei einem Umgehungversuch in der Flanke anzugreifen, und sich, abermals gegen den Rath Moltkes (der deshalb aus seinem Amt scheidet), weigert, die Truppen in die feste Stellung am Euphrat zurückzuführen. Noch ehe die Schreckenskunde ins Serail gelangt, stirbt Mahmud, ein schwächlicher Jüngling steigt auf den Thron und vor Alexandria verbrüdert die türkische sich der egyptischen Flotte. Was wird nun aus Osmans

Reich? Den fünf Großmächten scheint es noch immer eine „europäische Nothwendigkeit“; drum ermahnen sie es feierlich (in einer Kollektivnote vom siebenundzwanzigsten Juli 1839), Europas Spruch abzuwarten, ehe es vor dem Rebellen die Waffen strecke. Metternich sieht sich schon einem Kongreß, dessen Schauplatz ja nur Wien sein kann, präsidiren. Palmerston hofft, den allzu siegreichen Egypter, den Frankreich schonen möchte, zu demüthigen und zu schwächen, da er leider nicht mehr ganz zu vernichten ist. Preußen will unter allen Umständen neutral bleiben und sich auf moralische Unterstützung aller Versuche beschränken, das Orientproblem friedlich zu lösen. Und Rußland? Die Tage Bonapartes sind fast schon vergessen. Auf dem Thron Alexanders sitzt Nikolai; ein Mann ganz anderen Schlages. Der merkt, daß er allein im Orient nicht viel erreichen kann, daß er den stärksten Bundesgenossen braucht, und will sich mit England verständigen.

Ernstlich oder um listig einen nutzbaren Schein zu schaffen? Der Gossudar ist auf Europens Boden der letzte Tyrann. Denn Abd ul Medjid hat, auf den Rath Reschids, der als Gesandter in London die Macht der Presse schätzen lernte, die Unterthanen mit einer Magna Charta beglückt, in der Gleichheit vor dem Gesetz, Sicherheit der Person und ihrer Habe, geringere und gerechter zu vertheilende Kriegsdienst- und Steuerlast und andere schöne Dinge zugesagt waren. Wenn Du, erhabener Herr, diesen Hattischerif von Gülhane unter dem Donner der Geschütze beschworen und ans Licht gebracht hast, wird das ganze Abendland Dich rühmen und auf Druckpapier Dir bescheinigen, daß Du noch liberaler denkst als Dein Gegner Mehemed Ali; ob und in welchem Umfang das Versprechen eingelöst wird, können wir in gemächlicher Ruhe dann überlegen. So mag Reschid gesprochen haben. Ein Schlaukopf, den auch Abd ul Hamid wohl noch bewunderte und dessen Kunststück bis in unsere Tage fortwirkt. Sobald die Türkei seitdem in enge Bedrängniß gerieth, hat der Sultan Reformen oder gar eine andere Verfassung eingeführt, die ihm aus allen Flachländern des Liberalismus den einem Gonfaloniere der Freiheit gebührenden Ruhm heimtrug und von der im Bereich des Halbmondes nicht mehr lange die Rede war. Für solche Mittel war Nikolai nicht flink und nicht feig genug; die ließ er getrost den Sklavenseelen der Westanbeter. Er wollte Selbstherrscher bleiben; doch auf seiner schwarzen Erde nicht länger die Vogelscheuche sein, von der in Europa alle frechen

Spatzen ihr Spottlied sangen. Das war durch ein Bündniß mit England vielleicht zu erreichen; sonst nicht. Und wenn er die gelockerte entente cordiale der Westmächte völlig zerstörte, war das jakobinisch verseuchte Frankreich ohne Schwertstreich zu ducken. Er lehnt Metternichs Einladung zum Kongreß schroff ab und läßt Palmerston durch Brunnow sagen, er sei bereit, den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi durch ein neues Abkommen zu ersetzen, das in Friedenszeit beide Meerengen schließt, nach Ausbruch eines Türkenkrieges jeder Großmacht gestattet, vier Schiffe ins Marmarameer zu schicken; nur Rußland soll, als der berufene Schutzherr der Pforte, das Recht haben, acht Schiffe nach Stambul zu senden. Palmerston runzelt die Stirn; findet den Vorschlag aber diskutabel und versammelt, im Februar 1840, die londoner Vertreter der großen Mächte zu europäischem Rath. Das Osmanenreich soll erhalten, der rebellische Pascha auf Egypten und einen syrischen Kreis beschränkt werden. Wuthausbruch in Paris. Das treulose Albion hat uns verrathen; mit einem Lande, das sich in den Dienst Rußlands erniedert, ist eine entente cordiale nicht mehr möglich. Am fünfzehnten Juli sind Britanien und Rußland, Oesterreich und Preußen einig. Mehemed Ali wird gezwungen, sich mit Egypten und dem Paschalik Akkon zu begnügen; die Meerengen bleiben im Frieden geschlossen und werden im Kriegsfall nach Vereinbarung geöffnet. Frankreich? Das war von den Berathungen ausgeschlossen. Das Land Bonapartes! Der Volkszorn braust auf, Thiers fordert einen Kriegskredit, läßt Anleihen ausschreiben und Truppen ausheben, Louis Philippe selbst, der bedächtige Krämer, zetert, so lange Frankreich isolirt sei, sitze Europa auf einem Pulverfaß, und Louis Napoleon wähnt die Stunde zu einem zweiten Kronenraubversuch gekommen. Palmerston ist an unhöflichen Widerspruch nicht gewöhnt. Noch einmal flackert der alte Feuerbrand auf. „Was die vier Mächte fordern, ist nicht vom Eigennutz, sondern nur von der Gerechtigkeit diktirt“, schreit der skrupellose Lord über den Kanal; und erwirkt drei Wochen danach ein Zusatzprotokol, in dem die Vier feierlich erklären, daß sie im Orient nichts für sich erstreben. Vergebens. Schon hat an der syrischen Küste die Kooperation der Flotten Englands und Oesterreichs begonnen. Diese Vorstellung erträgt Thiers nicht. Lieber im Rhein als im Rinnstein sterben, ruft er; und schickt an Guizot nach London eine Instruktion, in der es heißt: „Fragt von Kadix bis an

die Ufer der Oder und der Elbe die Völker: und sie werden Euch antworten, daß der Bund der Westmächte zehn Jahre lang den Frieden gewahrt, die Unabhängigkeit der Staaten gesichert und die Freiheit der Völker niemals gefährdet hat." Dieser Bund sei nun zerrissen und durch eine der Koalitionen ersetzt, die Europa allzu lange mit Blut besudelt haben. Mit der Warnung vor nationaler Schande, vor unabwaschbarer Beschmutzung der von der Revolution eroberten Reichskleinodien noch auf der Lippe fällt der Minister (den sein zager König heimlich gestoßen hat), Guizot bildet das neue Kabinet; und kann erleichtert aufathmen, als bald danach, in den ersten Novembertagen, die Meldung von den syrischen Siegen der Verbündeten kommt und ein paar Wochen später der tapfere Kommodore Napier die Unterwerfung Mehemeds erzwingt. Eine für den Gallierstolz schmerzliche Enscheidung; doch eine Entscheidung. Jetzt kann Frankreich das Märzprotokol unterschreiben, das dem Pascha Egypten als vererbbaren Besitz und Akkon für Lebenszeit zusagt. Kann es auch über die Hauptfrage der Orientpolitik sich mit den vier Mächten einigen. Der Londoner Vertrag (convention des détroits) vom dreizehnten Juli 1841 bestimmt, daß in Friedenszeit jedem nicht der Türkei gehörigen Kriegsschiff die Meerengen verriegelt sind. Rußlands Kriegsschiffe dürfen nach dieser neuen Völkerrechtssatzung nicht anders behandelt werden als die jedes christlichen Reiches. Ausnahmen darf die Hohe Pforte nur für die leichten Fahrzeuge der Gesandtschaften zulassen; jede Signatarmacht hat das Durchfahrtrecht für ein Schiff dieser Klasse. Sieg Rußlands? Nesselrode, Nikolais Kanzler, hats behauptet. „Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der den Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seeseite sichert, verewigt in anderer Form das Wesen des alten Abkommens." Das steht in der Denkschrift, die Nesselrode seinem Herrn am fünfundzwanzigsten Jahrestag selbstherrischer Regirung vorlegte; hat aber mehr die Tonfarbe des Jubiläums als der Wahrhaftigkeit. Zwar war der Pontos jetzt ein russisches Binnenmeer, wie er in Peters Zeit ein türkisches gewesen war; doch wieder, wie nach dem Vertrag von Kutschuk-Kainardji, ein Wasserkäfig ohne Ausgang ins Freie. Am Goldenen Horn leuchtet nun England die Sonne. Der Leu dringt siegreich in Asien und

Afrika vor und der Khalif muß noch froh sein, wenn ihn die Tatze streichelt. Britanien hat Frankreich verloren (dessen Julikönigthum unter Guizots verhaßtem ministère de l'étranger hinkümmert), herrscht unangreifbar aber, ein Vierteljahrhundert nach Bonapartes Sturz, im Mittelmeer und am Indus; und als Brunnow in London eine Verständigung über die asiatischen Machtsphären Rußlands und Englands anregt, sieht er um Wellingtons und Palmerstons Mundwinkel ein frostiges Lächeln. Wer sich auf einem Großgut die Erste Hypothek gesichert hat, braucht die Verständigung mit den Darleihern kleiner Beträge nicht zu beeilen.

Der Meerengenvertrag sollte nicht eine Garantie, doch eine Anerkennung des ungeschmälerten Sultansrechtes sein: „une preuve manifeste du respect que les puissances portent à l'inviolabilité de ses droits souverains.“ Diese souverainen Rechte müßten dem Großherrn gestatten, nach seinem Belieben die Meerengen zu öffnen und zu schließen. Er darfs nicht; hat sich den Signatarmächten zu einer Regel verpflichtet: ist an der empfindlichsten Stelle seines Rechtsbezirkes also nicht mehr frei. Daran hat auch der Krimkrieg nichts geändert. Der dritte der „Vier Punkte“, über die England, Frankreich, Oesterreich sich am achten August 1854 geeinigt hatten, forderte die Revision des Meerengenvertrages. Auch im Pontos Euxeinos sollte Rußland nicht mehr allmächtig sein: sonst erzwang es eines Tages doch den Seeweg nach Konstantinopel. Deshalb wurde die numerische Begrenzung der im Schwarzen Meer heimischen Flotte verlangt. Nikolai lehnte die Zumuthung wüthend ab. Nach Rußlands Niederlage bei Inkerman legt der österreichische Generalstabschef Freiherr von Heß dem Kaiser Franz Joseph eine Denkschrift vor, in der er erklärt auf dem Balkan sei jetzt, da Rußland die Donaumündung verloren habe, etwas für Oesterreich Nothwendiges oder auch nur Nützliches nicht mehr zu erlangen. Sechs Tage danach weiß man in der Hofburg, daß der Zar die Vier Punkte annimmt. Jetzt könnte Oesterreich sich von den Westmächten lösen, denen die Furcht vor einem russischen Angriff auf die Donaufürstenthümer es zu verbünden droht. Doch Graf Buol-Schauenstein will dieses Bündniß und bestimmt, nach dem Anerbieten seines Rücktrittes, Franz Joseph am zweiten Dezember zur Unterschrift. Louis Napoleon ist selig: auch Habsburg gehört nun, wie das englische Haus Hannover, zu seinem Concern. Friedrich Wilhelm möchte am Liebsten sein Heer

gegen Oesterreich mobil machen und schreibt, noch als der erste Aerger verraucht ist, an den Herzog von Koburg: „Nach dem frechen Hintergehen durch Oesterreich unterhandle ich mit der Macht nicht mehr; die Lehre war zu stark.“ Nikolai läßt das Bild des Kaisers von Oesterreich aus seinem Arbeitzimmer entfernen und schenkt eine Statuette, die den jungen Franz Joseph darstellt, vor Zeugen seinem Kammerdiener. Sobieski und ich (so pfaucht er den Vertreter Habsburgs an) waren die dümmsten aller Polenkönige; sonst hätten wir Oesterreich nicht aus der Türkennoth gerettet. Was Franz Joseph zu Gortschakow und Edwin Manteuffel über seine friedlichen Absichten sagt, verhallt fast ungehört. Sein eigener Generalstabschef glaubt an einen nahen Offensivkrieg gegen Rußland. In einem Brief an Buol spricht Heß die Ueberzeugung aus daß der Plan der Westmächte, Rußland zur Verminderung seiner Pontosflotte und zur Desarmirung der Binnenmeerküste zu nöthigen, auch nach einer völligen Niederwerfung des Zarenreiches mißlingen werde. Drei Monate danach, als in Wien der Kongreß der fünf Mächte tagt und dem Zaren die Gewalt übers Schwarze Meer nehmen will, erhebt Feldzeugmeister Heß noch einmal die warnende Stimme. „Jede Kraft papierener Traktate schwindet in Augenblicken der Krisis.“ (So hat später Bismarck gesprochen; und Alois von Aehrenthal hat nach dem Wort des muthigen Landsmannes gehandelt.) Rußland wird Schiffe und Küstenforts bauen, sobald es wieder die Kraft dazu hat; und ein kluger Staatsmann meidet nutzlose Eingriffe in das Souverainetätrecht einer Großmacht, die solche Schmach stets zu rächen suchen wird. Mag der Zar im Schwarzen Meer so viele Schiffe halten, wie ihm beliebt: er kann Europa nicht schaden, wenn die Großmächte an der bulgarischen Küste oder am Bosporusausgang einen starken Kriegshafen anlegen. Heß empfiehlt ferner, von der Moldau an die ganze österreichische Grenze zu befestigen; solche Verschanzung wäre ein besserer Schutz als „alle Traktatsbedingnisse, die, theoretisch viel versprechend, dennoch lange vor dem ersten Kanonenschuß bereits gebrochen sind und somit zu nichts werden.“ Drouyn de l'Huys bemüht sich, Franz Joseph für die Ideen Napoleons zu gewinnen (der zuerst selbst nach Wien kommen wollte, „pour faire marcher mon jeune empereur d'Autriche“). Ohne rechten Erfolg. Der Gedanke, Rußland aus dem Pontos zu verjagen, mußte fallen und der französische Minister mit Buols Hilfe einen Vertrag entwerfen,

der Rußland und der Türkei im Schwarzen Meer gleiche Rechte, den Signatarmächten die Befugniß gab, in diesem Meer je zwei Fregatten zu halten. Nur den Russen soll der Bosporusausgang, den die Anderen benutzen dürfen, gesperrt sein; nur ihnen ist bei Gefahr des Krieges jede Vergrößerung der Flotte verboten. Wird nun Friede? Nein. Nikolai ist tot, sein weichmüthiger Sohn Alexander hat gelobt, den Namen Gottorp nicht mit entehrenden Bedingungen zu beflecken, und seit dem Februar ist Palmerston, der jähe Siebenziger, Premierminister. Der möchte den Meerengenvertrag zerfetzen, die russische Kriegsflagge aus allen südosteuropäischen Gewässern verbannen, Sebastopol schleifen: und überredet rasch auch Louis Napoleon zur Fortsetzung des Krieges. Franz Joseph will nicht weitergehen. Heß fordert wieder die Befestigung des Hafens von Varna, eine Seefestung am Bosporus und eine starke Schanzenkette von Krakau bis Galatz. Doch Oesterreich hat nicht mehr mitzureden. Am zwölften Juni 1853 ergeht an das Oberkommando der Befehl, das Heer auf den Friedensstand zurückzuführen und sich dann aufzulösen. Am achten September fällt der Malakowthurm. Sebastopol, das Bollwerk des Schwarzen Meeres, ist in der Hand der verbündeten Russenfeinde. Jetzt fordert Oesterreich selbst die Neutralisirung des Pontos; weder russische noch türkische Kriegsschiffe dürfen da weilen; die Häfen nicht militärisch befestigt werden; alle vorhandenen Befestigungen sind zu schleifen. Wenn Frankreich nicht heimlich geholfen hätte, wäre es Nikolais Erben noch übler ergangen. Am dreißigsten März 1856 ist der Pariser Friede zur Unterschrift fertig. Der Sultan erklärt, „daß er des festen Willens ist, in Zukunft den als alte Regel seines Reiches unwandelbar festgestellten Grundsatz aufrecht zu erhalten, der den Kriegsschiffen aller Mächte streng untersagt, in die Meerengen einzulaufen; so lange die Pforte Frieden hat, wird Seine Majestät kein fremdes Kriegsschiff in die Meerengen lassen“. Die übrigen Mächte verpflichten sich, „diese Willensbestimmung des Sultans zu achten und sich das verkündete Prinzip zur Richtschnur zu nehmen“. Ausnahmen werden nur für je zwei leichte Kriegsschiffe jedes Signatarstaates gemacht, die bestimmt sind, an den Donaumündungen die Freiheit der Flußschiffahrt zu wahren. Rußland ist keine Donaumacht mehr; ist im Pontos und im Asow-Meer ohne Fahrzeug und Festung. Britanien triumphirt. Der Krimkrieg hat die Herrschaft des Union

Jack besser gesichert, als Nelson und Napier vermocht hatten; und der Kranke Mann braucht im fest verschlossenen, doppelt verriegelten Haus fortan nicht vor dem grimmen Protektor zu zittern.

Fünfzehn Jahre lang hat dieser Zustand gewährt. Als Frankreich geschlagen war, schrieb Gortschakow an seinen Agenten nach Tours: „Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen. Welche Regirung morgen auch in Frankreich herrschen mag: jede muß an der Tilgung der Schuld mitwirken, die ein schädliches politisches System gehäuft hat.“ Beust hatte schon 1867 versucht, den Russen die Pontosfreiheit zurückzugeben, Moustiers Zustimmung aber nicht zu erreden vermocht. Am einunddreißigsten Oktober 1870 sagt Gortschakow in einer Cirkulardepesche an die europäischen Regirungen: „Seine Majestät der Kaiser aller Reussen kann sich nicht länger an die Bestimmungen des Pariser Vertrages gebunden erachten, die Rußlands Souverainetätrecht im Schwarzen Meer einschränken.“ An der Themse berathen die Mächte. Der Londoner Vertrag vom dreizehnten März 1871 bestätigt noch einmal die convention des détroits von 1841, giebt, im Zweiten Artikel, aber dem Sultan das Recht (la faculté), „in Friedenszeit den Kriegsschiffen der befreundeten und verbündeten Mächte die Meerengen zu öffnen, wenn die Pforte es für nöthig hält, um die Ausführung des Pariser Vertrages zu sichern und ihre Integrität gegen Angriffe zu schützen.“ Wieder eine Ausnahme; wieder eine Klausel, die mißverstanden werden konnte und mißverstanden worden ist. Artikel 63 des Berliner Vertrages von 1878 schafft kein neues Meerengenrecht, sondern bestätigt das 1841, 1856 und 1871 Vereinbarte. Dreizehn Jahre später giebt (in einem turkorussischen Sondervertrag, also nicht mehr unter Kontrole und Garantie der Großmächte) die Pforte den unter der Handelsflagge fahrenden, meist zu Militärtransporten benutzten, aber nicht armirten Schiffen der „Freiwilligenflotte“ Rußlands die Meerengen frei. Der Irade vom zehnten Dezember 1895 gestattet den Signatarmächten des Pariser und des Berliner Vertrages, je ein zweites Gesandtschaftschiff leichter Sorte durch die Dardanellen laufen zu lassen; diese Schiffe dürfen da aber nicht Anker werfen. Den Anspruch anderer Mächte, Stationschiffe dicht an die Dardanellenschlösser heranzuschicken, hat der Sultan zurückgewiesen.

„Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde.“ Fast ein Vierteljahrtausend ist das Türkenwort alt; beinahe eben so lange als unwahr erwiesen. Und nicht länger wird die Geltungdauer der Prophetie sein, die Sichel des Türkenmondes müsse vom Himmel Europas schwinden, wenn russische Kriegsschiffe aus dem Schwarzen Meer durch den Bosporus in die Marmarasee und die Dardanerstraße dampfen dürfen. Die Herren Louis, Poincaré und Iswolskij (für den in Petersburg der Platzhalter Sasonow das Wort führen darf) kennen die Peripetien des Meerengenhaders und konnten, unter dem Lächeln harmloser Verachtung, sprechen: „La question ne sera pas posée.“ Längst ist sie gestellt, längst ja beantwortet worden. Vor dem Abschluß des Perservertrages wurde in London den Russen die Oeffnung der Meerengen heimlich zugesagt; und Iswolskij ist aus dem Staatssekretariat in den Rang eines untergeben scheinenden Botschafters hinabgestiegen, um die Erfüllung des Versprechens dicht bei den Westmächten zu beschleunigen und nicht als Stifter des Japanerbündnisses nur, sondern auch als Befreier aus dem Meerkäfig im Heldenlied fortzuleben. In London regt sich nur noch ein leiser Gefühlswiderstand. Seit King Edward in Reval den schmächtigen Nikolai mit Guirlanden umwickelt und von der haltbaren Treue der Britenfreundschaft überzeugt hat, braucht England das Mittelmeer den Russen nicht mehr zu sperren; kann es nur wünschen, sich und seinen Concern im Nothfall durch ein starkes russisches Pontusgeschwader entlastet zu sehen. Immerhin scheuten Grey und Nicolson den Schein unfreundlicher Absicht auf die Willensfreiheit der Jungen Türkei, die jeder Bruch des Meerengenvertrages ärgern mußte und an deren Lebenskraft noch kein Zweifel aufkam. Frankreich? Der Hauptgläubiger und Christenprotektor im Osmanengebiet wollte erst recht nicht die neuen Männer verstimmen, die sonst vielleicht zu Deutschland und Oesterreich abgeschwenkt wären. Auch durfte, wer wider Aehrenthal für die Unantastbarkeit der Türkei stritt, ihr das Meerengenrecht nicht kürzen. (Daher stammte ja Iswolskijs Wuth: die Annexion Bosniens und der Herzegowina schreckte die Genossen aus dem Entschluß, der ihm Ruhm bringen sollte.) Jetzt ist die Gefahr in der Nordsee gewachsen, am Bosporus die Machtblüthe gewelkt. Rußland baut rasch elf Superdreadnoughts, viele Kreuzer, Zerstörer, Torpedo- und Untersee-

boote (sämmtlich für europäische Gewässer bestimmt), einen modernen Kriegshafen und (in Finland) eine starke Flottenstation. Dieser Eifer eines von der Seeseite nicht Bedrohten, der, nach dem Wort eines demokratischen Dumamitgliedes, den Westmächten eine nagelneue Flotte schenkt, muß belohnt werden. Unter Englands Auspizien wird das franko-russische Marineabkommen vereinbart, das die Triple-Entente in einen Dreibund wandelt (dem Deutschen Reich wird weder vor noch in Baltijskij Port offiziell Etwas davon gekündet) und die Zusage der Meerengenöffnung in feierlicher Form erneut. Wirklich: Herr Sasonow braucht die Frage nicht laut zu stellen. Sie wird beantwortet (allen Anrainern des Schwarzen Meeres das Durchfahrtrecht, unter vernünftigen Kautelen, gewährt), wenn zwischen Italien und der Türkei der Friede geschlossen und Oesterreich gekirrt oder ins Einverständniß gezogen ist. Um auf Wien zu wirken, läßt man die Thatsache der convention navale ans Licht und verräth, daß zwischen Bulgarien, Griechenland, Serbien die Verhandlungen zum Abschluß fast reif sind und Rumäniens Eintritt in den Balkanbund gegen eine hohe Prämie wahrscheinlich ist. Oesterreich-Ungarn ist seit 1908 auch eine Balkanmacht; und Graf Berchtold hat dem Polenklub betheuert, daß er niemals für fremde Interessen die austrische Wehrmacht einsetzen werde. Diesem Freund Rußlands muß man Zeit zur Vorbereitung, zur Menschenumstimmung lassen; er hat mit zwei Herren zu thun. Gern wird er nicht allein in der Kälte bleiben.

Herr von Bethmann wird ihn in Buchlau besuchen. (Kanns nützlich sein, diesen ungemein gewichtigen Staatsmann nun auch ins Ausland zu exportiren? Russische Minister, die ihn in Baltisch-Port und Petersburg sahen, erzählen, er habe „in seiner korrekten Haltung, seiner aufrichtigen Versöhnlichkeit, Sanftmuth und Einfalt den angenehmsten Eindruck gemacht." Douceur et simplicité: schmeckt das Lob nicht nach Mandelmilch?) Als dem Politikergeschäft mit Bewußtsein Fremder proviantirt er sich in den Hohen Tauern am Ende schon für die Frage: „Was bieten Sie? Außer dem Lenz- und Sommergetändel mit Italien und Rußland, den einzigen Gegnern, die ein nur sein Interesse wahrendes Oesterreich eines Tages bedrohen könnten? Der Pointeur an der feindlichen Kanone bietet Allerlei: den Sandschak Novibazar, freien Weg nach Saloniki, Kondominium im Balkanbund, einen Theil des Ihnen wegzuklemmenden Orienthandels und die Entbürdung unseres

Haushaltes durch den Verzicht auf neue Superdreadnoughts, die, wenn wir eine feste Bürgschaft gegen jede Gefährdung unserer Küste haben, unnöthig werden. Was bieten Sie?" Der Proviant mag im Salzachthal schimmeln. So wirds nicht gemacht; so einfältigen Herzens das Staatsgeschäft nicht getrieben. Graf Berchtold wird charmant sein und versichern, daß die Freundschaft nie inniger war. Aus dem Marsgebirgsschloß, in dessen Zugluft Excellenz Iswolskij sich einst erkältete, wird Excellenz Bethmann gewiß als ein sorglos Seliger scheiden. Und sein Durchschauer Kiderlen kann, wie nach Baltisch-Port, dann, aus grimmigem Hohn, wieder rufen: „Glänzender, alles Erwarten überglänzender Erfolg!" (Dumm ist der Schwabe nicht; nur ohne Hemmung, Weitsicht und gründliche Kenntniß; hat aber nicht verdient, daß man seine Ironie für Entzücktheit nimmt.) Einerlei. Wenn die Türkei noch die zum Abschluß eines anständigen Friedens, der ihr die Aegeusinseln zurückgiebt und den Italienern das Eroberte läßt, nöthige Kraft aufbringt, drängt die question des détroits sich in den Berathungsaal. Sie ist uralt, ist müde und will, mit oder ohne Oesterreichs Einverständniß, beantwortet sein. Der anglo-deutsche Zwist, dessen Widerschein schon so viele unahnbare Wunder erwirkt hat, löst auch diesen Albdruck endlich von Europens Brust. Dem gegen deutschen Angriff auch ohne was Geschriebenes ihm in der Ostsee verbündeten Rußland öffnet Britanien das Mittelmeer.

Uns braucht solcher Entschluß nicht Gram zu schaffen. Rußland muß an eisfreies Meer und wir sehen es lieber in Südost als im Nordwestbereich germanischer Menschheit. Andere Fragen giften uns das Blut. Aus dem Mund russischer Würdenträger glitt in große pariser Blätter manche Angabe, vor der uns unfrommer Schauder beschlich. Als die Thatsache, daß Herr Poincaré im August Sasonows Besuch erwidern werde, bekannt geworden war, habe der Deutsche Kaiser den Wunsch ausgesprochen, noch im Juli zum Zaren in den Finischen Busen zu kommen. Dieser Wunsch mußte erfüllt werden, wurde aber sofort amtlich nach Paris und London gemeldet; und hinzugefügt, natürlich werde irgendeiner bindenden Abrede mit Deutschland eine Uebereinkunft der drei Regirungen vorangehen. An der Esthenküste sei denn auch nichts vereinbart, nur freundliche Rede ausgetauscht worden. „Die beiden Kaiser haben nicht ein politisches Wort unter vier Augen gewechselt; die Minister Kokowzew und Sasonow hör-

ten jedes die Politik streifende Gespräch." Rußland habe durchgesetzt, daß in dem Communiqué von den Vertretern des Deutschen Reiches anerkannt wurde, neben dem Dreibund sei die Triple-Entente zur Sicherung des europäischen Gleichgewichtes unentbehrlich. (Bülow glich nicht oft einem Erzfels; hätte lieber wohl aber sein Amt in die Brandung geworfen als diesem Satz zugestimmt, der schmerzhaft an Caprivis Gestöhn aus den Gervaistagen mahnt.) Darin und in der deutschen Bürgschaft für Oesterreichs ruhige Haltung sei das einzige Ergebniß der Zusammenkunft zu finden. Kann der Kanzler in unzweideutiger Rede diese Angaben entkräften, dann soll ers, unter persönlicher Verantwortung, thun; sonst: sich ein wohlriechendes Ende bereiten. Seine Huld könnte uns auch erklären, weshalb der „Condé", als er (Versehen oder Spaß?) deutschen Kriegsschiffen in der Ostsee die Flagge des Marineministers gezeigt hatte, in der Signalsprache gefragt wurde, ob die angezeigte Person wirklich an Bord sei; weshalb, trotzdem keine Antwort kam, drei deutsche Schiffe der Flagge Salut donnerten; weshalb die Kommandanten der Regimenter, deren Chef Nikolai ist, gerade in die Zeit der Franzosenfeste nach Petersburg geschickt werden mußten. (Das wird, weil der Zar den deutschen Offizieren keine Artigkeit wegknausern durfte, wieder als Versuch einer Geschäftsstörung ausgedeutet und rückt uns in häßliches Licht, trotzdem, im Zwang der Hofsitte, der Gossudar dieser Terminswahl ja zustimmen mußte. Weshalb, nach übler Erfahrung, nun abermals officiosissime Alles drauf angelegt wird, der deutschen Nation den Sinn der franko-russischen Augustalien zu fälschen. Daß kein russischer Minister ihn über den Klee heben und sich gar zu deutschfeindlicher Absicht bekennen wird, könnte ein Kind wissen; daß mancher pariser Schreiber den Mund gern voll nimmt, dürften die Hornisten von Baltisch-Port nicht laut tadeln. Die Franzosen sollen enttäuscht sein? Sie sind, sogar über Tripolis, Anatolien und die Mongolei, mit Rußland und Britanien ganz einig; ob der Marinevertrag paraphirt oder nur beredet wurde, ist ohne Belang. Der nüchtern rechnende Herr Poincaré hat mit dem Erzstab seines starken Willens aus der ungefügen Form der Triple-Entente das Bild eines Dreibundes gemeißelt. Der schreckt uns nicht. Ruft, durch Lügenschwaden und Frisirladenstank, aber noch einmal vor die bange Frage, ob der Leitung unseres Reichsgeschäftes nicht das richtige Augen- und Ohrenmaß fehlt.

# Bodenkrisis.

Der Terrainaktionär hat schon lange Grund, traurig zu sein. In Berlin werden 54 Papiere von Terrain- und Baugesellschaften notirt. Der dritte Theil dieser Aktien hat seit Anfang Januar 1912 19 Prozent verloren; ungefähr 25 Millionen. Die Terraingesellschaften schieben die Schuld auf die Geldtheuerung; den unzureichenden Absatz von Pfandbriefen, der den Hypothekenbanken die Arbeit erschwert; die Steuern, besonders die Werthzuwachssteuer, die dem Geschäft schaden und dem Fiskus nicht nützen; den mangelnden Rechtsschutz für Zweite Hypotheken. So lange der Ertrag eines Grundstückes durch gesetzlich zulässige, wirthschaftlich aber verwerfliche Maßregeln dem Zinsendienst entzogen werden kann, ist der Besitzer einer Zweiten Hypothek wehrlos jeder Tücke ausgeliefert. Das Geld sucht hohe Verzinsung; die Zweite Hypothek bietet sie: aber die Beiden halten nicht zusammen, weil die Sicherheitkette fehlt. Die dreiprozentige Reichsanleihe, Miquels Schöpfung, gleitet in die tiefste Erniedrigung. Wer hätte je an 79½ Prozent für das deutsche Standardpapier geglaubt? Die Zweite Hypothek, die 5 Prozent bringt, wäre eine begehrte Anlage, wenn das Gesetz sie verbürgte. Johannes Miquel, der die Wittwen und Waisen vor dem Hypothekenpfandbrief bewahren wollte und ihm deshalb die Anerkennung der Mündelsicherheit weigerte, ist der Urheber beträchtlicher Kapitalverluste an der mündelsicheren Reichsanleihe geworden. Kann sie noch als mündelsicher gelten? Ein Papier, an dem 20 Prozent verloren worden sind, hat keinen Nimbus mehr.

Die Grundstückgesellschaften und das Baugewerbe klagen über Mangel an Geld und hohen Zins. In diesem Punkt sind sie einig. Aber das Baugewerbe wird weniger durch die Steuern, die den Grundbesitz drücken, als durch die Folgen einer Ueberspekulation geschädigt. Da zweigt die Auffassung (oder die Erfahrung) der Handwerker von der Ansicht der Grundstückunternehmer ab. Der Verband der Baugeschäfte von Berlin sagt in seinem Jahresbericht: „Der Wohnhausbau ist für solide Geschäfte wenig verlockend, zumal, da die außerordentlich große Ueberproduktion an Miethhäusern eine Begrenzung dieser Thätigkeit gebieterisch verlangt. So ist es gekommen, daß der Antheil des soliden Baugewerbes an der Errichtung von Wohnhäusern in spekulativer Absicht verhältnißmäßig gering ist und daß diese an sich gesunde und werthvolle Thätigkeit vielfach von Personen ausgeübt wird, die über ein weites Gewissen verfügen. Mit großer Erbitterung muß man sehen, wie skrupellose, betrügerische Elemente durch die verschiedensten Machenschaften, die mit dem Strafgesetzbuch nicht zu fassen sind, Handwerker und Lieferanten um den Lohn ihrer Arbeit bringen." Die Berechtigung zu diesem Nothschrei wird durch die Statistik erwiesen. Auf den westlichen und südwestlichen Vorposten Großberlins, in Steglitz, Schöneberg, Wilmersdorf, sind Zwangsversteigerungen an der Tagesordnung. 1911 wurden in Steglitz von 102 Neubauten 72

subhastirt. Besitzer dieser Häuser waren 24 Fleischergesellen, 7 Friseure, 2 Leinenwebergesellen, 9 Parlirer und 17 Steinhändler. Seltsame Hauseigenthümer. Die Terraingesellschaften haben die Noth durch forcirte Verkäufe zu vertreiben gesucht; und die Folge solches unbedachten Handelns sind Zwangsversteigerungen. Die zum Fürstenconcern gehörende Berliner Terrain- und Baugesellschaft war bei steglitzer Subhastationen mehrfach betheiligt. Sie mußte zwei große Baublöcke zurücknehmen, um mit ihren Dritten Hypotheken nicht auszufallen. Die Gesellschaft hatte 1904 rund 39000 Quadratruthen Terrain in Steglitz für 6,65 Millionen gekauft. Ende 1911 umfaßte das steglitzer Gelände noch 7600 Quadratruthen (unter Einrechnung von 4300, deren Verkauf 1910 eingeleitet, aber bis Ende 1911 noch nicht durchgeführt war). Schon 1911 mußte ein Block von 2300 Quadratruthen zurückgenommen werden, auf den ein Nutzen von rund 600000 Mark verrechnet worden war. Diese Summe verschwand also wieder. Bei den Subhastationen der letzten Zeit handelt es sich um einen Betrag von 800000 Mark und einen Zuwachs von 2000 Quadratruthen. So gehts bei Grundstücksverkäufen, die unter nicht normalen Bedingungen erfolgen. Schließlich ist der Verkäufer gezwungen, die Objekte zurückzukaufen, den Gewinn zu streichen und die Bilanz von Neuem zu belasten. Die Besitzer der Ersten Hypotheken sind gesichert: deshalb findet man unter ihnen Versicherunganstalten und Hypothekeninstitute. Doch diese Quellen geben nur wenig Wasser. Die Halbjahresausweise der Pfandbriefbanken lassen die gewohnten „Zunahmen“ des Hypothekenbestandes und Pfandbriefumlaufs vermissen. Was nützt eine kaum merkbare Ausdehnung des Obligationenverkaufes, wenn der Kurs der Schuldverschreibungen so niedrig ist, daß die Banken Verluste haben? Die müssen sie ausgleichen; und dazu sollen die Bedingungen beim Abschluß neuer Hypotheken helfen. Die Theuerung, über die der Darlehensucher klagt, ist die Ursache der mangelhaften Alimentirung des Grundstückmarktes und eine Folge des schlechten Pfandbriefgeschäftes. So lange vierprozentige Obligationen nicht weit von 97 entfernt sind, ist jede Hoffnung auf bessere Ernährung des Realkredites eitel.

Auf dem Tempelhofer Feld wird flott gebaut. Wer für neue Wohnungen schwärmt und den Anblick unbegrenzten Horizontes liebt, kann schon im Herbst in der Haberlandmetropole selig werden. Straßenzüge, Spielplätze, Parkanlagen, Teiche sind im Grundriß fertig; sogar die elektrischen Bogenlampen, die den Straßen Licht spenden sollen, werden in ein paar Wochen angebracht sein. Am dreißigsten Juni 1912 hat die „Tempelhofer-Feld-Aktiengesellschaft für Grundstückverwerthung“ ihr zweites Geschäftsjahr beschlossen; und der Rechenschaftbericht wird über die Entwickelung des Unternehmens Mancherlei zu sagen haben. Cyniker, denen nicht einmal das Tempelhofer Feld heilig ist, behaupten, außer den 94000 Mark des Defraudanten Haase werde kein Geld auf dem Tempelhofer Feld zu finden sein. Die Aktie der Gesellschaft, die vor einem Jahr zu 125 Prozent aufgelegt und mit

126 Prozent zum ersten Mal notirt wurde, steht nur noch mit 106¾ Prozent im Kurs. Das macht auf die 10 Millionen Mark Aktien Litera A, die im Börsenhandel sind, einen Verlust von mehr als 1,80 Millionen. Wird die Zukunft dafür Ersatz schaffen?

Den Grundstückhändlern und Bauunternehmern macht nicht nur das Geld Sorge; auch die Steuern bedrücken das Gemüth. Die Reichswerthzuwachssteuer, die seit dem ersten April 1911 grassirt, wird heftig verwünscht. Die Terraingesellschaft sagt: „Wir können nicht mehr verkaufen, weil wir, der Steuer wegen, keinen dem Buchwerth der Grundstücke angemessenen Preis erzielen"; der Hausbesitzer: „Die Belastung des unbebauten Bodens mit öffentlichen Abgaben treibt zu ungesunder Entwickelung der Bauthätigkeit, die den soliden Hausbesitz schädigt." Die Werthzuwachssteuer wäre nicht so unangenehm empfunden worden, wenn sie in einer gesunden Umgebung das Licht erblickt hätte. Sie trat auf, als der Grundstückspekulation zu thun fast nichts mehr übrig blieb. Die Werthzuwachssteuer hat von den bestgenährten Objekten nichts gehabt, weil sie zu spät kam. Doch ihre Gegner sind nicht im Recht; denn die Steuer hindert nur den insolventen Käufer, ins Geschäft zu kommen. Die Terraingesellschaft muß, wenn sie ein Grundstück verkauft, an dem sich ein Werthzuwachs nachweisen läßt, als Verkäuferin die Steuer bezahlen. Sie giebt also einen Prozentsatz des Gewinnes an den Fiskus ab. Das kann sie nur, wenn sie bares Geld bekommt. Diese Konsequenz der Werthzuwachssteuer ist der „Mangel", über den geklagt wird: die Nothwendigkeit, zahlungfähige Käufer zu suchen. Die Kunden, denen man jeden Preis ankreiden darf, weil sie ihn doch nicht in Bargeld bezahlen, werden „hypothekarisch festgemacht", und wenn die Grundstücksgesellschaft „Glück" hat, sieht sie nach kurzer Zeit ihr theuer verkauftes Objekt wieder. Solche Beziehungen sind durch die Steuer gestört worden; der Verkäufer müßte jetzt die Abgabe aus der eigenen Tasche zahlen. Soll man ungesunde Verhältnisse, auf Kosten der Rentabilität, zerstören oder dem Geschäft das alte Schema, auf Kosten der Solidität, lassen? Das ist die Frage. Der Fiskus würde auf die Steuer erst verzichten, wenn sie ihm auf die Dauer nichts einbrächte.

In der Grundstückspekulation sind die „besten Zeiten" für Gesetz und Steuerfiskus vorüber; die Gegner der Reichszuwachssteuer können also eines Tages triumphiren. Beim Bauschwindel wird mit dem Einwand gearbeitet, daß die Fessel, die dem unsoliden Schieber angelegt wird, auch den ehrlichen Handwerker binde. Deshalb ist das Baugewerbe nicht mit dem „Gesetz zur Sicherung der Bauforderungen" einverstanden. Der erste Theil ist in Kraft getreten und für die Diskussion erledigt. Aber der zweite Theil schwebt wie ein Damoklesschwert über Gerechten und Ungerechten. Der „Verband der Baugeschäfte von Berlin und den Vororten" hat ein Referendum veranstaltet. 370 Mitglieder haben die Frage beantwortet: 153 für, 167 gegen das Gesetz. Die erste Gruppe vertrat eine Jahreslohnsumme von 8,

die zweite eine von 14 Millionen Mark. Mit der Ablehnung des Gesetzes, das übrigens auch den Regirungen der Bundesstaaten (die Einführung ist jedem einzelnen Staat überlassen) nicht sehr zu gefallen scheint, ist aber die Frage nicht beantwortet, wie dem Bauschwindel ein Ende zu machen sei. Selbsthilfe genügt nicht und Staatshilfe wollen nicht einmal die Betroffenen. Im Bereich von Grundstück und Hypothek ist von der Erkenntniß nothwendiger Reformen bis zu deren Verwirklichung der Weg noch weiter als anderswo.

Die Banken haben dem Ruf zur Abrüstung gehorcht. Manche Baufirma, die auf die offenen Kontokorrente vertraute, wurde arg enttäuscht und kam in die Klemme. Am Meisten litt der Baumarkt. Vielleicht naht der Retter aus der belle France. In Berlin wurde ein französisches Bodenkreditinstitut gegründet (Comptoir Foncier, Aktiengesellschaft für Grundbesitz), das hypothekarische Beleihungen gewähren soll. Die Anstalt gehört zum Kreis eines pariser Pfandbriefinstitutes (L'Industrielle Foncière), das 45 Millionen Francs Obligationen in Umlauf hat. So erfreulich eine hypothekarisch sichergestellte Alliance zwischen Frankreich und Deutschland wäre: fraglich ist, ob der Zweck des französischen Institutes, das mit den Hypothekengeldern auch die Einrichtungen der Häuser liefert, in Deutschland zu erreichen sein wird. Besser ist schon das Bemühen, der Zweiten Hypothek eine Gasse zu schaffen. In Elberfeld wird eine städtische Hypothekenbank geplant, die Darlehen für zweite Stellen geben soll; und das Pfandbriefamt der Stadt Magdeburg, das die Gewährung billiger Hypotheken bezweckt, hat seinen Betrieb aufgenommen. Daß unser Gesetz die Möglichkeit bietet, zweijährige Zinsenrückstände in gleichem Rang mit dem Hypothekenkapital einzutragen (eine Wohlthat für den Schuldner, dem eine gewisse Schutzfrist gewährt sein soll), ist ein Hemmniß für die Zweite Hypothek. Der zweite und dritte Gläubiger weiß ja nie, ob er nicht, im Fall der Subhastation, Zinsenrückstände mit ausbieten muß, die vor ihm eingetragen wurden. Der Grundstückseigenthümer kann sich das Geld für die Hypothekenzinsen von einem Dritten auf zwei Jahre leihen und dem Geldgeber die Zinsansprüche an den Gläubiger abtreten. Auf diese Weise entstehen die unangenehmen „Schwanzhypotheken", an denen der Geldmann, der dem Schuldner menschenfreundlich geholfen hat, ein gutes Geschäft macht. Denn ohne Damno gehts natürlich für den Darlehensschuldner nicht ab. Gegen solche Möglichkeiten, die der Zweiten Hypothek einen üblen Ruf bereiten, muß der Vorsichtige sich durch kluge Verträge schützen. Aber die Zahl Derer, die auf diesem Gebiet Bescheid wissen, ist klein. Und das Gebiet selbst ist durch Raubbau auf Jahre hinaus geschädigt worden. So oft man glaubte, einen Sonnenstrahl zu sehen: der Wolkenvorhang blieb undurchdringlich. Noch ist auf dem Grundstückmarkt tiefe Nacht und man hört ringsum den Jammerruf der Terrainaktionäre. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. August 1912.

# Zwei Franzosen.

## Henri Poincaré.

(April 1854 bis Juli 1912.)

Ein schwerer Verlust hat die französische Gelehrtenwelt und mit ihr die ganze Menschheit betroffen. Unerwartet ist nach kurzer Krankheit der Mathematiker und Physiker Poincaré gestorben. Eine nicht übermäßig schwere Operation hatte der bald Sechzigjährige gut überstanden. Im Begriff, die Klinik zu verlassen, ist er, von einem Herzschlage getroffen, plötzlich verschieden. Das ist im Verlauf weniger Jahre der vierte Schlag, der einen der führenden Geister Frankreichs auf dem Gebiet der Naturwissenschaften dahingerafft hat. Vielleicht nicht so populär, doch darum nicht weniger bedeutend als Moissan, Henri Becquerel und Curie ist Henri Poincaré der Stolz der Franzosen gewesen, der Mann, von dem sie gern sagten: „Il sait tout."

Die Entdeckungen Moissans, zum Beispiel: die Herstellung künstlicher Edelsteine, die Verwendung der elektrischen Energie zur Erzeugung hoher Temperaturen, dringen rasch in weitere Schichten; Becquerel und sein großer Schüler Curie haben eine ganz neue Wissenschaft begründet durch die Entdeckung der Uran-Strahlung und des Radiums und sich dadurch einen unvergänglichen Namen erworben. Beide leben auch dadurch im Gedächtniß der Zeitgenossen fort, daß Becquerel einen Sohn hinterlassen hat, der sich dem gleichen Fache erfolgreich widmet, Curie aber die hochbegabte Witwe, die Mitentdeckerin des Radiums und Nachfolgerin auf dem Lehrstuhl ihres Gatten.

Poincarés Name ist nicht so rasch und so weit bekannt geworden; und doch reiht er sich diesen Männern ebenbürtig an. Seine Wissenschaft, die Mathematik und ihre Anwendungen auf Physik und Astronomie, zeitigt Früchte herberer Art, die drum nicht weniger kostbar sind. Nicht immer sind es neue Thatsachen und Beobachtungen, die dem Menschengeist einen Einblick in das geheimnißvolle Innere der Natur gewähren; erst die Verwerthung des Materials, die Generalisirung, wie Poincaré selbst sagt, zeitigt den vollen Werth mancher Entdeckung. Der Nutzen der theoretischen Naturkunde ist vielfach angefochten worden, nicht zum Wenigsten, weil zu leicht die Grenzlinie zwischen exakter Rechnung und Spekulation überschritten wird. Doch was uns dringend noththut, sind allgemeine Prinzipien, Fundamentalsätze, die ganze Gebiete der Naturwissenschaft beherrschend umfassen und die, wenn sie einmal als richtig erwiesen sind, einen Prüfstein für zahllose andere Theorien bilden. Wie einst das Prinzip von der Erhaltung der Energie ein leitender Grundsatz geworden ist, mit dem jede neue Erscheinung in Einklang sein muß, wenn sie überhaupt als giltig und richtig angesehen werden will, so hat ein neues Prinzip, ein neuer Gedanke oft mehr Werth für die Wissenschaft als eine ganze Reihe an sich hochbedeutsamer experimenteller Thatsachen.

Durch die ganze Naturwissenschaft dringt als Leitmotiv das Streben nach Vereinfachung. Zusammenfassung unter einheitliche Gesichtspunkte und Zurückführung auf wenige fundamentale Leitsätze sind verständliche Bestrebungen. Ob sie immer richtig sind, mag dahingestellt bleiben; hier hängt eben Alles vom Erfolg ab. Wie der Chemiker den Wunsch hegt, die zahlreichen Grundelemente auf einheitliche Bausteine zurückzuführen, seien sie nun Urelemente oder gar materielose Elektrizitätatome, so sucht auch der Physiker alle Erscheinungen in wenige große Einzelgebiete einzuordnen. Jetzt ist die Lehre vom Licht ein Spezialkapitel der Elektrizitätlehre geworden. Die theoretisch von Maxwell erkannte Verwandtschaft ist durch Hertz experimentell erwiesen; was die Theorie voraussagte, gleiche Ausbreitungsgeschwindigkeit der Lichtstrahlen und der Strahlen elektrischer Kraft, hat die Messung bestätigt; ein glänzender Triumph nicht nur der erwähnten vereinfachenden Bestrebungen, sondern der theoretischen Physik überhaupt.

Und gerade jetzt, wo durch die Entdeckung der Radioaktivität unsere Auffassung vom Wesen der Materie sich so ganz geändert hat, wo der altehrwürdige Satz von der Unwandelbarkeit der Elemente oder chemischen Grundstoffe ins Wanken gekommen ist, wo ferner in der Physik durch die Statuirung des Relativitätprinzips

von Einstein die Grundbegriffe von Raum und Zeit eine Aenderung erfahren haben, bedarf die Wissenschaft der klaren mathematischen Köpfe. Sie weisen der Spekulation die richtige Grenze, ohne doch zu sehr am Sichtbaren und Meßbaren zu hängen, und sie vermögen durch anschauliche Darstellung auch weiteren Kreisen von den modernen Auffassungen Kunde zu geben. Freilich nur, so weit Das überhaupt möglich ist. Es ist ein weitverbreiteter Fehler, von der Erklärung eines Phänomens Anschaulichkeit gebieterisch zu verlangen. Wenn ich Das, was ich an einem Versuch feststellen konnte, in die Form einer Gleichung gebracht habe und nun beginne, damit zu rechnen, sei es zu multipliziren oder zu differenziren, so verlasse ich oft bewußt den Boden der Anschaulichkeit. Eine Quadratwurzel, unter der zwei ganz verschiedene Größen mit einander ein Produkt bilden, bietet meinem Verständniß nichts Anschauliches mehr. Aber wenn ich erprobte Rechnungmethoden richtig anwende, so entwirren sich die Formeln und ein Resultat kommt heraus, das nun wieder ganz verständlich sein kann.

Und denken wir jetzt an die Vorgänge, die wie das Licht oder die elektrischen Wellen in einem unbekannten Medium, dem Aether, vor sich gehen, die aus Schwingungen bestehen, mit einer ganz riesengroßen Fortbewegungsgeschwindigkeit, so müssen wir gestehen, daß wir uns ein mit den dazu nöthigen Eigenschaften versehenes Gebilde wie den Licht-Aether überhaupt nicht vorstellen können. Wir sind darum froh, wenn wir ohne ihn auskommen können, wie es ja in der That der Fall zu sein scheint, und begnügen uns mit den sicheren Ergebnissen der Rechnung.

Immerhin ist es die Gabe Einzelner, klar und anschaulich die Wandlungen unserer Grundanschauungen darzustellen. Als Mathematiker ersten Ranges und als theoretischer Physiker nicht minder bedeutend, ist Poincaré wie kein Zweiter befähigt gewesen, zu den neuen umwälzenden Theorien Stellung zu nehmen, sie zu erweitern und allgemein verständlich zu machen.

Vom äußeren Lebensgang des Gelehrten ist nicht viel zu sagen. Sein Dasein spielte sich in der Stille ab. Sein Name ist in Frankreich jetzt populär, weil Raymond Poincaré Ministerpräsident ist. Der Oheim und der Sohn des berühmten Mathematikers haben in der Wissenschaft gute Namen; der Sohn trat im Amt des Generalsekretärs auf dem Physikerkongreß des Jahres 1900 hervor, der in Paris eine auserlesene Gesellschaft versammelte. Die Berichte dieses Kongresses eröffnet ein Aufsatz von Henri Poincaré (dem damit ein sichtbarer Ehrenplatz angewiesen wird); eine Studie über die experimentelle und theoretische Physik. Der Autor dieser geist-

reichen Schrift war 1854 in Nancy (Lothringen) geboren worden. Nach Absolvirung des Polytechnikums wurde er Mineningenieur, dann ging er in die akademische Karriere über, war kurze Zeit Professor an der Universität Caen und kam von dort an die Sorbonne, die ehrwürdige Universität von Paris, wo er seit mehr als zwanzig Jahren rastlos gewirkt hat. An äußeren Ehrungen hat es ihm nicht gefehlt. Mehr als dreißig Akademien und gelehrte Körperschaften zählten ihn zu ihrem Mitgliede. Der Präsident der Akademie, Gabriel Lippmann, bekannt durch seine Entdeckungen auf dem Gebiet der Optik, speziell der Photographie, sagt in einem Nachruf: „Wir verlieren in Poincaré nicht nur den ersten der lebenden Mathematiker, sondern einen großen Geist, der überall seine Spuren eingezeichnet hat, wo er sich bethätigte.“ Die Wahrheit dieses Satzes ist nicht anzuzweifeln.

In einem Autoreferat aus dem Jahr 1903 werden die bis dahin erschienenen Arbeiten und Bücher des Gelehrten chronologisch angezeigt. Dreizehn Bücher und über zweihundert Arbeiten sind dort namentlich aufgeführt. Daraus ersieht man, wie ungeheuer fruchtbar seine Feder war, aber auch, wie unmöglich eine vollkommene Würdigung der Thätigkeit im engen Rahmen eines Artikels ist. Fast alle Gebiete der mathematischen Physik sind in Buchform von ihm behandelt worden. Seine über Elastizität, Kapillarität, Thermodynamik, elektrische Schwingungen, Elektrizität und Optik, Theorie des Lichtes, Wärmeleitung gehaltenen Vorlesungen sind auf diese Weise über den Kreis seiner Schüler hinaus bekannt geworden. Größere mathematische Werke über Wahrscheinlichkeitrechnung, Theorie des newtonischen Potentials, Mechanik der Himmelskörper, Dynamik der Flüssigkeiten, endlich ein populäres Buch, „Wissenschaft und Hypothese“, schließen sich den physikalischen Werken würdig an. Die Themata der kleineren Publikationen anzugeben, verbietet ihre große Zahl; in Zeitschriften aller Länder sind sie erschienen, zum größten Theil in den „Comptes Rendus“, den von der „Academie des Sciences“ herausgegebenen Berichten. Hier war das Hauptfeld seiner Thätigkeit; als Mitglied, Vicepräsident und Präsident dieser hochberühmten Körperschaft trat er von Jahr zu Jahr mehr hervor, als Mitglied der Kommissionen für Stiftungen und Preise, als Delegirter zu Jubelfeiern ähnlicher Körperschaften. Seine mathematischen Untersuchungen befassen sich in erster Linie mit Abels und Fuchsens Funktionen, ferner mit dem berühmten Drei-Körperproblem. Die Behandlung dieses Problems trug ihm im Jahr 1889 einen vom König von Schweden ausgesetzten Preis, aber auch lebhafte Anfeindung ein.

Vom physikalischen Problemen beschäftigte ihn in erster Linie das der Hertzischen Wellen und die darauf basirte Telegraphie ohne Draht, der die Franzosen den richtigen Namen „télégraphie hertzienne“ geben; auch die Kathoden- und Röntgenstrahlen, dann die große Entdeckung Becquerels lassen ihn lebhaften Antheil nehmen. Becquerel hat von ihm viele werthvolle Anregung erfahren und mit Curie war er intim befreundet. In dem Nachruf, den er als Präsident der Akademie dem auf so erschütternde Weise durch einen Lastwagen ums Leben gebrachten Entdecker des Radiums widmet, schildert er, wie er am Vorabend dieses furchtbaren Zufalles mit Curie zusammen gewesen und von ihm belehrt worden sei. An dieser Stelle charakterisirt er treffend den Naturforscher, wie er sein soll und wie nicht. Der eine ist wie das Kind, das dem Schmetterling nacheilt: er hält sich nur an das Hervorglitzernde, Momentane, ohne sich um den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Dem, was folgt, zu kümmern; ein anderer schaut nur in sein Inneres und schließt die Augen, wenn die Natur sich untersfängt, anderer Meinung zu sein, als ihm beliebt. Der wahre Forscher, wie Curie, vertieft sich weder zu sehr in sich selbst, noch bleibt er an der Oberfläche; er vermag den Zusammenhang der Dinge zu erkennen. In diesem Zusammenhang hat Poincaré den Satz geprägt: „Wenig kommt darauf an, an welchen Gott man glaubt; der Glaube ist es, der die Wunder wirkt, nicht der Gott.“

In dem bereits erwähnten Aufsatz über die Beziehungen zwischen der experimentellen und der mathematischen Physik stellt er die Frage, ob die einzige unbestreitbare Quelle der Erkenntniß, das Experiment, überhaupt einer Ergänzung durch die Theorie bedürfe; das Ergebniß ist: Die Beobachtung genügt nicht, man muß generalisiren; aus Thatsachen baut man die Wissenschaft auf wie ein Haus aus Steinen; aber eine bloße Häufung von Thatsachen ist eben so wenig eine Wissenschaft, wie ein Steinhaufe ein Haus ist. Freilich: gute Experimente haben dauernden Bestand und Theorien wechseln. Unsere Enkel werden über uns spotten, wie wir über manche Anschauung unserer Vorfahren den Kopf schütteln. Die größten Denker und Forscher haben ja einen hellen Mittelweg beschritten. Hertz und Helmholtz haben in gleicher Weise experimentelle und theoretische Erfolge gehabt. Und doch konnte dem großen Helmholtz geschehen, daß seine erste Abhandlung „über die Erhaltung der Kraft“ von dem Herausgeber der Annalen der Physik Poggendorf abgelehnt wurde, weil sie „zu theoretisch“ sei. Damit sollte nicht der Werth der Abhandlung verkleinert, aber die

scharfe Trennunglinie, die damals zwischen praktischer und theoretischer Forschung bestand, dick nachgezogen werden.

Treffend vergleicht Poincaré die Wissenschaft mit einer Bibliothek; eine ohne Ordnung und Katalog ist sie, wenn sie sich auf die Sammlung von Material beschränkt; brauchbar wird sie erst durch die Theorie. Wie ein guter Katalog erleichtert sie die Auffindung der Schätze und zeigt dem Bibliothekar die Lücken. Klassisch ist ferner der Ausspruch, daß die moderne Wissenschaft an der zu großen Genauigkeit der Meßmethoden leide. Die dritte und vierte Dezimale sind die Feinde des Forschers; denn er findet immer Abweichungen von den Gesetzen, die ein einfaches Bild des Vorganges darstellen würden. Wären unsere Instrumente schon früher so vollkommen gewesen wie jetzt, so wären sicher viele Gesetze nicht entdeckt worden; mit primitivem Werkzeug gemessen, ergab sich eine leidliche Uebereinstimmung. Die jetzt allmählich hervortretenden Abweichungen geben Anlaß, nach Störungen und anderen Einflüssen zu forschen; aber das Gesetz bleibt dennoch giltig.

Die komplizirten Vorgänge können in ihrer Gesammtheit einen einfachen Prozeß liefern. Die Moleküle eines Gases, zum Beispiel, sind in einer dauernden heftigen Bewegung; sie stoßen ständig an einander und die verschlungensten Pfade mag ein solches Kügelchen im Lauf einer Sekunde durcheilen. Das Gesammtresultat aber ist einfach; es ist die Beziehung zwischen Druck, Volumen und Temperatur. Könnten wir Moleküle sehen, so würde uns der Vorgang so komplizirt scheinen, daß wir so einfache Gesetze kaum als richtig angenommen hätten.

Diese und ähnliche Fragen berühren bereits das Gebiet der Philosophie, auf dem Poincaré sich auch erfolgreich bethätigt hat. Wir finden in ihm einen entschiedenen Gegner der neuen rationalistischen Richtung. Lange hatte man dem Irrthum gehuldigt, daß, da die Wissenschaft die Naturphänomene auf die Grundbegriffe von Raum und Zeit zurückführt, und zwar, wie man glaubte, alle, nun überhaupt kein Geheimniß mehr vorhanden sei. Diesen kühnen Irrthum pflegte die Lehre der Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts und nach ihnen Haeckel und seine Nachfolger. Poincaré hat als Erster unumstößlich gezeigt, daß die Begriffe Raum und Zeit, im Grunde genommen, subjektive Werthe und in einem gewissen Sinn metaphysisch sind und daß man auf die Hoffnung, jemals den innersten Grund aller Dinge zu erforschen, verzichten müsse. Wie der Fisch, der tief auf dem Meeresgrund lebt, vom Wasser nichts weiß, weil er keinen Ort kennt, wo kein Wasser ist, werden die Menschen, so lange sie nicht von subjektiver Kritik sich

frei machen (was nie ganz gelingen wird), nicht zu einem richtigen Urtheil über die tiefsten Dinge kommen. Doch in dem Forschen liegt der Genuß. Das Ziel der Wissenschaft ist nach Poincaré die Befreiung der Menschheit von den Sorgen und Lasten des Lebens, so daß sich Jeder im Garten der Göttin ergehen kann.

Der Name Poincaré, so sagt sein Kollege Nordmann in einem Nachruf, wird auf den Lippen Aller bleiben, die auf den Gipfeln der Wissenschaft köstliche Belohnung suchen; dieser Name wird ein Augenblick aus dem Gedankengang der Menschheit sein.

Karlsruhe. Professor Dr. Heinrich Sieveking.

# Jules Massenet.

(Mai 1842 bis August 1912.)

Massenet war ein Greis, als er starb, und doch kam uns sein Tod ganz unerwartet: weil seine Musik heute noch uns so lockt, schmeichelt, ans Herz greift wie vor dreißig Jahren, als er seine Manon zum ersten Mal dem Direktor Carvalho vorspielte. Der Charme seiner Partituren wird nie vergehen, so lange es noch Frauen giebt, die lächeln, weinen, betrügen. Massenet war der musikalische Ausdruck eines Frankreichs, das wir Alle geliebt haben.

Nur Unfähige und Unsinnliche konnten Massenet vorwerfen, er dienerte vor dem Götzen Publikum. Wenn er die Massen packte (und oft ists ihm gelungen), so packte er sie stets bei ihren besten Instinkten, nicht, wie jetzt der Brauch ist, bei ihren rohsten. Seine Musik hat einen zärtlichen, schwermüthigen, wohl etwas süßlichen Duft; keinen Blutgeruch. So, wie er war, mußten ihn die Frauen lieben. Sein Werk zeigt uns die Geschichte des Weibes, von Maria Magdalena, Thais und Kleopatra bis zu Esclarmonde und der blassen, zerbrechlichen Manon. Stets das selbe Thema mit vielen, vielen Variationen: wie das Weib übermächtig in unser Leben tritt, es manchmal auch zertritt, wie sie der irrenden Seele Heimath wird, den Tod in die schmerzende Brust senkt und den Getöteten dann barmherzig durch die Qual des letzten Abschiedes zur letzten Pforte geleitet. Allen gehts ja wie dem Gaukler Jean, dem armen „Jongleur de Notre Dame“ Massenets: die spaßigsten Dinge bringen sie mit wundem Herzen vor dem Altar Unserer Lieben Frau vor, produziren die schönsten Künste, schlagen Räder, tanzen auf dem

Seil, schlucken Feuer und noch viel ärgere Dinge, bis sie nicht mehr können und zusammenbrechen. Nur neigt sich nicht über jeder Todesstunde die Madonna mit seraphischem Lächeln, das Gnade verheißt und Erlösung.

Wie Massenet wird Niemand mehr das Parfum des Rokoko festhalten, wie Massenet Niemand mehr die zärtliche, ach, so triste Historie von Manon und dem Chevalier Des Grieux erzählen, die Geschichte einer Epoche, der so viele lächerlich verliebte und dabei verrucht süße Geschichten im Kopf umherspukten, daß etliche Jahrzehnte später die Revolution selbigen Kopf einfach dadurch zur Raison zu bringen vermeinte, daß sie ihn abschlagen ließ. Im zweiten Akt von „Manon" steht eine Cellofigur, die voll banger Schwermuth anhebt, dann ganz verträumt und förmlich geistesabwesend auf eine Solovioline überspringt wie ein wirrer und zugleich seliger Traum: wenn Massenet in der ganzen Oper keinen anderen Einfall gehabt hätte als diese Cellofigur, die Heldin des Abbé Prévost hätte damit ihren Sänger gefunden. Ich meine die Stelle, da den armen Des Grieux in einer amoureusen Nacht die Angst vor dem Zusammenbruch seines Glückes beschleicht. Ein Lächeln noch, doch schon verdunkelt von den Schatten der Ahnung, wie bald Alles zu Ende sein wird. Dann die Klosterszene, da, wo Manon den halb Willenlosen umklammert gleich wildem, herb duftendem Wein, der sich um eine geborstene Mauer rankt.

Die Fachkundigen wissen, was Massenet auch als „Techniker" geleistet hat, und schätzen die feinen Farbenmischungen seiner Instrumentirung, die vorbedachte Klugheit seiner Ritardandi sehr hoch. Und auch der Gegner seiner Art muß anerkennen: Er blieb sich selbst treu und jede Phrase, die er schrieb, war „du Massenet". Daß seine Diktion mitunter eintönig wurde, ist nicht zu leugnen. Massenet wußte, daß mans ihm vorwarf, kannte überhaupt, bei allem Selbstgefühl, seine Schwächen. Er brachte der jüngsten französischen Produktion, dem Gegenpol seines Schaffens, stets das größte Interesse entgegen und hat die beiden Führer der Jungfranzosen, Debussy und Ducas, niemals unterschätzt. Sich selbst aber konnte und wollte er nicht ändern. Nicht aufhören, Troubadour zu sein. In seiner Musik hat er die Frauen immer angebetet; noch als alter Massenet, der wie kein Zweiter wissen mußte, daß man sie zwar lieben, doch nicht anbeten darf.

Brennerbad. Dr. Moriz Scheyer.

# Hymne.

Die Glocke läutet.
Was sie bedeutet:
Ich weiß es nicht;
Ich seh nur mit stillem Gesicht
Männer und Frauen
Die Kirche betreten;
Was sie dort schauen,
Was sie dort hören:
Ich weiß es nicht.
In Engelchören
Und heißen Gebeten,
Im Glanz von Licht
Zerfließt ihre Seele
Vor Gott.
Was ihnen erschienen,
Was ihnen verkündet
Als höchstes Gebot:
Ich weiß es nicht.
Doch ohne Fehle
Sind ihre Mienen
Und ein himmlisches Licht
Ist entzündet
Auf ihrem Gesicht.

Ich weiß nichts von Gott.
Es schiene mir Spott,
Mit Namen zu nennen,
Was wir nicht kennen,
Und zu rütteln mit Worten
An verschlossenen Pforten.
Hat mich sein Athem berührt?
Hat seine Hand mich geführt?
Ist mir nicht Glück, Freude und Frieden
Nur aus meinen Händen beschieden?
Und dank' ich nicht Unglück, Krankheit und Tod
Nur meines eigenen Lebens Gebot?
Leben, Leben,
Glühendes Licht —
Du hasts gegeben,
Dein ists Gericht.

Wenn in Herbstesstürmen
Der Hochwald braust,

Die Wogen sich thürmen
Gischtumsaust;
Wenn Flammenherde
Sich öffnen und glühn
Und über die Erde
Die Blitze sprühn,
Wenn die Felsen erbeben,
Der Abgrund klafft:
Das ist das Leben,
Das ist die Kraft.

Wenn Wagen an Wagen
Die Erde umrollt,
Von Dampf getragen,
Von Donner umgrollt,
Wenn Schiffskolosse
Durch stürmende Wellen,
Die sich zerschellen,
Wie eherne Rosse
Die Meere durchziehn,
Wenn tausend und abertausend Essen
Lodern und glühn,
Den flammenden Riesenstrom von Eisen
In abertausend Gestalten pressen
Und den Menschen den Weg zur Höhe weisen,
Wenn das Sonnenlicht herabgezwungen
In blitzenden, zuckenden, feurigen Zungen
Rasselt und stampft und leuchtet und sprüht
Und die schwärzeste Nacht zum Tage glüht,
Wenn Felsen gesprengt mit knatterndem Toben,
Die Meere über die Berge gehoben,
Wenn Schiffe über den Wolken schweben
Und der Mensch hoch in den Lüften kreist:
Das ist das Leben,
Das ist der Geist.

Sich der Menschen Gedränge,
Ein Feierchor!
Heilige Gesänge
Rauschen empor;
Was einsam der Meister
Geträumt und erdacht,
Es fesselt die Geister
Mit zwingender Macht.
Worte, Gestalten,
Gedanken und Töne,

In strahlender Schöne
Sie hier sich entfalten.
Leben und Blut
Gab er dem Werke,
Daher die Stärke,
Daher die Gluth.

Siehe den Stein
Flimmernd wie Schnee,
In ringender Pein,
In erstarrtem Weh;
Er rührt sich, er löst sich aus marmornen Massen,
Mit bebenden Händen das Leben zu fassen,
Sehnsuchtdurchlodert, seelendurchleuchtet,
Von Liebe belhaut, von Thränen befeuchtet —
Ists nicht, als neige die Göttin sich nieder,
Die süßen, die weichen, die schwellenden Glieder
Selig zu sich empor zu küssen
Zum goldenen Licht aus den Finsternissen?
Schon hörst Du der Schwingen
Rauschendes Schweben,
Du siehst das Gelingen,
Es pulst das Blut:
Das ist das Leben,
Das ist die Gluth.

Sonne der Sonnen,
Lodernde Flammen,
Der alle Wonnen
Des Lebens entstammen,
Aus Deinem glühenden, kreisenden Schoß
Riß sich die Erde stürmend los;
Doch Du läßt mit lichtem Erbarmen
Sie nicht aus den sorgenden Mutterarmen;
Mit dem Strahlenmantel umhüllst Du
Und mit brausendem Leben erfüllst Du
Tausendfältig Dein Kind.
Welche Sonnen noch über Dir sind
Und von wem Dein Licht:
Danach fragt ein Kind
Seine Mutter nicht.

Die Weisen durchforschen die fernste Ferne
Und zählen tausend und tausend Sterne,
Sie messen und rechnen ihre Bahnen;
Und plötzlich taucht über jedes Ahnen

Schleiernd ein Komet empor,
Leuchtet und schwindet wie zuvor.
Er spricht von den tausend und tausend Ringen,
In denen noch andere Welten schwingen.
Und dahinter, darüber in eisiger Nacht,
Da haust ihr Gott in einsamer Macht —
Uns fremd und tot.

Das Leben ist Gott,
Und sein Tempel bist Du!
Knie ich vor Dir
In versunkener Ruh,
Leg ich mein Haupt in Deinen Schoß,
Dann ist Andacht hier,
Andacht heilig und groß.
Ein goldner Mantel, wallen
Deine Haare um Dein Gesicht,
Von den Gesängen allen
Du das schönste Gedicht.
Deine Augen, die seligen, blauen,
Ströme von Liebe niederthauen
Und Deine Hände in Trost und Segen
Sich um die Stirn, die heiße, legen.
Alles weißt Du,
Alles verzeihst Du
Und der Lippen leisestes Wort
Scheucht die häßlichen Träume fort,
Und neigst Du herab den schwellenden Mund,
Dann schwindet in Flammen die dunkelste Stund,
In Flammen so rein, in Flammen so schön,
In Flammen empor zu den höchsten Höhn.
Zweier Menschen verstummender Hauch:
Innigster, heiligster Opferrauch.

Mutter und Kind, Schwester und Weib,
In Gott erschauernde Ruh,
Eine Seele, ein Leib:
Alles bist Du.

Alles, Alles bist Du!

Hamburg. Theodor Suse.

# Wohnungnoth.

„Norra Finland“ glitt mit sachter Fahrt durch die Schären an einem strahlend schönen Julinachmittag auf seiner Rückreise von Riga. Blasse Schatten krochen aus den Kajüten, krochen aus ihren vielen Umhüllungen hervor, ließen sich auf Klappstühlen und Bänken nieder, streckten sich im Sonnenschein, athmeten tief in der milden frischen Brise nach den Qualen der windigen Nacht. Das blaue Fahrwasser wimmelte von weißen Segeln; auf nackten Steinkegeln leuchteten die weißen Körper badender Menschen in der blauen Luft; blaugelbe Flaggen vor hellen Villen fingen allmählich an, die gewundenen Wasserstraßen einzurahmen; und die Balkons und Verandas an Hasselbacken und Bellmansro waren überfüllt mit bunten Toiletten gleich wogenden Blumenmassen. Und als der Dampfer am Quai anlegte und wir in unserer Droschke saßen und in das sonntäglich stille und sonntäglich geschmückte Stockholm an dem kühlen, duftenden Hochsommerabend hineinfuhren, war uns zu Muth, als beträten wir die wartende Schwelle eines geordneten Heims nach einer langen, ermüdenden Reise; und im offenen Fenster des freundlichen Pensionats, wo wir schon einmal gewohnt hatten, saß auch das junge Fräulein und grüßte uns entgegen, als habe sie unsere Ankunft erwartet.

Aber als sie die Thür für uns öffnete und wir eintreten wollten, stand hinter ihrem Rücken eine ältliche, rothnasige und sauer blickende Person, die erklärte, alle Zimmer seien besetzt. So fing die Wohnungnoth für uns in Stockholm an.

Nachdem wir die Hauptstadt die Kreuz und die Quer, von Rosenthal auf Djurgarden bis Konradsberg hinter Kungsholmen und von der Repschlägerstraße im Süden bis Solna Kirchhof im Norden, durchstreift, ohne die paar möblirten Zimmer mit Küche auftreiben zu können, die wir suchten, gingen wir zum großen Miethbureau am Kungsträdgarden. Während wir die Vorrathliste beim Fräulein im Vorzimmer für die rein banalen Geschäfte untersuchten, raschelte eine lebhafte Dame in den angenehmsten Jahren mit blühender Gesichtsfarbe und bunter Toilette aus dem halbprivaten Salon hervor. Sie gab der Freude, die sie empfand, einen so hervorragenden Schriftsteller für seine Heimath wiedergewonnen zu sehen, den aufrichtigsten Ausdruck; sie habe auch gerade im rechten Augenblick zu ihrer und unserer provisorischen Verfügung eine passende Wohnung. Mit zuvorkommendem Eifer verließ sie mitten in der besten Geschäftszeit das Bureau, um, ganz Landsmännin mit geistigen Interessen, uns selbst in die neue Wohnung zu geleiten. Nachdem wir einen weiten Bogen auf dem Gleis der Straßenbahn gemacht hatten, stiegen wir am äußersten Ende der Findelhausstraße ab, gingen am „Haus des Volkes“ vorbei und traten in ein höchst elegantes Haus an der Ecke der Königinstraße ein. Wir fuhren mit dem Lift hinauf und sie öffnete uns eine vornehme, halbmöblirte Wohnung von sechs Zimmern mit allen modernen

Bequemlichkeiten. Unsere liebenswürdige Freundin legte uns ans Herz, bei allen Bestellungen ins Haus als Adresse nur einfach „Hofmarschallwohnung“ anzugeben, und nahm Abschied mit der Vertrauen einflößenden Mittheilung, hier könnten wir nicht nur für die laufenden zwei Wochen des Monats, für die sie gleich die Bezahlung entgegennahm, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach ganz ungestört bis zum Oktober uns zur Ruhe setzen.

Aber als wir eines Tages (noch waren die zwei Wochen nicht um) von unserem gewöhnlichen Spazirgang nach Haus kamen, fanden wir im Briefkasten eine Mittheilung unserer charmanten Freundin von Kungsträdgarden, die Wohnung sei zum ersten August vermiethet. Ihre Bereitwilligkeit, dem seiner Heimath wiedergewonnenen Schriftsteller dienen zu können, beschränkte sich nun darauf, uns als einzige Wohnungmöglichkeit in Stockholm zwei möblirte Zimmer anzubieten, die nur die kleine Eigenthümlichkeit hatten, daß unser Sohn in dem einen mit dem Sohn der Vermietherin schlafen sollte.

Nun durchstreiften wir wieder die Hauptstadt, die Kreuz und die Quer, von Rosenthal bis Konradsberg und von der Repschlägerstraße bis zum Kirchhof von Solna. Als Frau und Sohn von einer dieser Exkursionen in Sturm und Regen zurückkehrten, überraschten sie mich mit der Nachricht, sie hätten in der Regirungstraße die passende Wohnung gefunden. Am anderen Tag hatten wir uns einquartirt, nachdem wir bereits am Mittag vorher, statt des üblichen Handgeldes, die Miethe für den ersten Monat bezahlt hatten. Durch ein Vorzimmerchen (quasi Küche) kam man in einen netten kleinen Käfig mit einem gewissen Stil in seinen imitirten Bauernmöbeln. Ueber dem Speisetischchen ein großer Gobelin nach irgendeinem alten Holländer, darstellend drei tanzende und trinkende Bauernpaare in angenehm delikaten, schon verblaßten Farbentönen. Nebenan, auch nach dem Hof, das Schlafzimmer mit warmrothen Vorhängen vor dem Bettalkoven; und nach der Straße der ganz künstlerisch eingerichtete, auch als Arbeitzimmer dienende Salon. Ueberall weiche Polstermöbel. Das Prunkstück dieses Salons war wieder ein Gobelin, eine Jagdszene, Karl den Ersten von England und Henriette von Frankreich darstellend, sehr schön in den Farben und unzweifelhaft französischen Ursprunges.

Diese zwei kostbaren Gobelins konnten doch nur einer Person mit königlichem Vermögen oder königlichen Erwerbsrechten gehören. Und dann dieser Alkoven mit dem Spitzenüberzug und den lichtrothen Vorhängen! Eine dritte Eigenthümlichkeit in diesem koketten kleinen Nest machte uns mehr zu schaffen: alle Schränke, Wandschränke, Buffets, das Kloset selbst waren voll von Flaschen. Hunderte von Flaschen gabs da. Nicht nur Sodawasserflaschen und gewöhnliche Kaloricpunschflaschen, sondern Weine und Liqueurs, natürlich geleert, von der verschiedensten Beschaffenheit: mit Stroh umflochtene Marasquinos, Steinkrüge ohne Etikette, die einfachen Flaschen der gelben und grünen Chartreuse, bauchige Benediktiner und schlanke Rheinweine, solide Herren Mumm und Witwen Clicquot und eine ganze Unendlich-

keit „Chateaux“ von Bordeaux und Bourgogne. Tage lang hatte meine Frau zu räumen, um für uns Platz zu schaffen; und Alles war verstaubt, untermischt mit allem möglichen Hausgeräth, Schlüsselbündeln und Dergleichen.

Ich saß gerade auf dem Bauernsofa unter dem Gobelin mit der Bauernhochzeit bei meinem ersten Mittagessen in der neuen Wohnung, als das Fenster sich plötzlich verdunkelte und eine gewaltige Fettmasse, eingehüllt in ein weites, loses Morgenkleid, weich und lautlos in einen Stuhl am Speisetisch niedersank und sitzen blieb. Ich blickte mit Erstaunen in ein großes, gepudertes weibliches Gesicht, das wie eine neue Auflage meiner flüchtigen Jugendschwärmerei als erotischer Verfasser erschien; aber eine neue und sehr vermehrte Auflage, denn der Körperumfang der schmächtigen Person des Originals war hier wenigstens zwölfmal mit sich selbst multiplizirt; und die gehäuften Ablagerungen der Fettbildung hatten allmählich die physiognomische Grundfigur retouchirt und die gerade Nase zu einem gemüthlichen Stumpfnäschen oder Schweineschnäuzchen hinaufgepreßt.

Es war unsere neue Wirthin.

Am nächsten Vormittag präsentirte sich der Wirth. Er führte sich als Redakteur und Kollegen ein. Er gab in Lieferungen ein nationales Werk über die Geschichte der schwedischen Industrie heraus (das nicht ging) und schrieb außerdem zu seinem Lebensunterhalt Operettentexte, wobei er sich der Routine seiner Frau bediente, die früher am Theater brauchbar gewesen war. Er war ein bescheidenes schwarzes Männchen, in Allem der Mann seiner Frau, über den sie sich mit bitter resignirtem Wohlwollen zu äußern pflegte als über einen unzureichenden, aber sozialmoralisch reinigenden Schlußeffekt eines knapp bemessenen Menschenlebens.

Es wurde eine ganz verzwickte Miethgeschichte mit dunkel verwickeltem Zusammenhang. Das Redakteurpaar hatte die Wohnung für eine verreiste Person vermiethet. Wer war dieser Unbekannte, dessen Namen und Person in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt blieben? Die Hauptperson in der Angelegenheit war der Name Pettersson. Dieser Anonymus war Alles in Allem. Die Miethquittung war unterzeichnet „Petterssson“; es hieß, er sei der Hauseigenthümer und wohne in der Dachstube; zum Vorschein kam er nie. Das Miethgeld aber ging in die Hände des Redakteurpaares, das wieder ganz unter dem Pantoffel einer anderen und allzu konkreten Realität „Petterssson“ stand, einer alten Dame, die unter dem Namen Schwiegermutter ging, sich stockstaub stellte und sich in einer Riesenratte symbolisirte, die stets auf dem Hof oder in der Dachrinne sichtbar wurde, wenn Frau Petterssson eingriff. Der Miethkontrakt war auf die Wohnung im Ersten Stock ausgestellt, wo das Redakteurpaar selbst wohnte, während wir zwei Treppen hoch installirt wurden; und jene schien auch gemeint zu sein, da Madame gerade beim Einpacken zu einer Reise nach Petersburg war, als wir einzogen. Sie sprach beständig von dieser Reise, deren Bedeutung mystisch unterstrichen wurde, die

aber gar nicht zur Ausführung kam. Statt Dessen stürzte ihr Gatte Hals über Kopf nach Marstrand, worüber er mir bei einem kurzen Besuch Mittheilung machte, unter dem der bescheidene Schriftsteller sich gewissermaßen wie eine offizielle Kundgebung im Fettstil druckte. Bei seiner Rückkehr nach einigen Tagen kreuzten jedoch seine Gedanken unablässig um fünfundzwanzig Kronen, deren er unbedingt innerhalb der nächsten halben Stunde bedurfte, um einem Wechselprotest zu entgehen, der ihn ruiniren würde. Und die sollte ich ihm leihen.

Hierauf fing die Stimmung in der Regirungstraße an, ungemüthlich zu werden. Madame hatte die Wohnung auf zwei Monate an uns vermiethet; aber noch vor Ablauf des ersten Monats fanden wir im Briefkasten ein Schreiben von „Petterssson", worin behauptet wurde, weil wir die volle Miethe für den ersten Monat gleich entrichtet haben, sei unsere Absicht gewesen, auch nur für einen Monat zu bleiben. Das Mißverständniß wurde in mündlichem Gespräch beseitigt. Aber nun kamen die Wohnungsucher angelaufen. Als ich mich darüber gegen meinen Kollegen beklagte, erklärte er mir, Das sei ausschließlich die Angelegenheit seiner Frau; und während er das Haus immer mehr mied und höchstens wie ein Schatten auf der Treppe oder als ein runder Rücken um eine Hausecke an mir vorüberkeuchte, fand ich Madame beständig in Thränen aufgelöst oder halb unzurechnungfähig vor Migräne. „Vor den Hauswirthen muß man kriechen", jammerte sie.

Unter diesem zunehmenden Schwächezustand von ihm und ihr ergriff die Schwiegermutter, ob sie nun seine oder ihre oder gar keine Schwiegermutter war, mit starken Händen die Zügel der Regirung. Ihr Haupthelfer war ein ältlicher graubärtiger Herr mit triefenden rothen Augen; er sollte der Miether sein und wurde immer in den ausbedungenen Ruhezeiten, während der Morgentoilette oder des Mittagessens, von ihr mit ihrem eigenen Schlüssel, dessen Existenz uns geheim geblieben war, hineingelassen.

Inzwischen nahte der Oktobertermin und statt des triefäugigen Herrn holte sich die alte Ratte Schwiegermutter einen militärischen Gustaf Adolf in Civil, der nun die Treppe unsicher machte. Da sahen wir in der Zeitung mehrmals, zu unserer größten Ueberraschung, die Annonce unserer Wohnung. Wir erklärten nun, zu bleiben und weiter miethen zu wollen, über den ganzen Winter. Die alte Ratte erwiderte, die Wohnung sei vermiethet. Wir zeigten ihr die Annonce. Keine Wirkung. „Das war ein stehen gebliebener Irrthum."

Und als nun gar der Chefredakteur des Polizeiblattes eine Versammlung in den Saal des Christlichen Vereins für junge Männer, zehn Schritt von unserer Wohnung, einberief, um einen Vortrag über die überhandnehmende Wohnungnoth in der Hauptstadt zu halten, verzichteten wir darauf, Stockholm noch einmal die Kreuz und Quer, von Rosenthal bis Konradsberg und von der Repschlägerstraße bis zum Friedhof von Solna, zu durchstreifen, packten unseren Koffer und reisten.

Meudon. Ola Hansson.

# Selbstanzeigen.

**Theorie der wirthschaftlichen Entwickelung.** Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Es gab eine Zeit, in der die wissenschaftliche Nationalökonomie auf Verständniß in ziemlich weiten Kreisen rechnen konnte. Heute besitzt sie (und namentlich die theoretische Nationalökonomie) dieses Vertrauen nicht mehr. Sie ist der allgemeinen Bildung unserer Zeit so fremd geworden, daß es schwer ist, Resultate theoretischer Forschung so darzulegen, daß sie dem Leser, der nicht einem engen Fachkreis angehört, wirklich Etwas sagen. Und doch ist es ein Irrthum, zu glauben, daß sich unsere Fragelust in sozialen Dingen jemals aus dem Gedankenkreis der theoretischen Oekonomie lösen kann. Eine Generation nach der anderen formt sich, von ihrem Standpunkt aus, ihre Ansichten über gewisse Grundprobleme des sozialen Wirthschaftlebens, wenn nicht mit Hilfe wissenschaftlichen Rüstzeugs, dann eben ohne dieses, so gut es geht. Auch der Historiker oder der Statistiker sucht nach Erklärungen und mehr oder weniger allgemeinen Erkenntnissen, sobald er aus seinem Material Etwas schließen will. Endlich stößt Jeder, der irgendeine wirthschaftliche Thatsachengruppe untersucht, früher oder später auf Fragen, vor denen jede überkommene Feindsäligkeit gegen die wissenschaftliche Oekonomie ihren Sinn verliert, und fühlt Jeder das Bedürfniß, zu wissen, woher, zum Beispiel, die Krisen kommen oder was eigentlich der Kapitalzins ist. Wenn wir heute die wirthschaftliche Wirklichkeit, in der wir leben, so wenig verstehen und lieber dem kläglichsten Schlagwort als der nun einmal gründlich unpopulären Fachwissenschaft vertrauen, so liegts zu einem großen Theil daran, daß uns systematisches Nachdenken über die Grundfragen des Wirthschaftlebens zu lange als tendenziöse, der Wirklichkeit fremde Spekulation dargestellt worden ist, die man am Besten ignorirt. So gründlich hat sich der Mann durchschnittlicher Bildung Das zu Herzen genommen, daß es viel leichter wäre, über physikalische als über ökonomische Untersuchungen zu referiren. Mein Buch soll eine Gesammtanalyse des Wirthschaftprozesses und des Lebensprozesses der kapitalistischen Volkswirthschaft im Besonderen geben. Der Umstand, daß beim Leser nicht allzu viele theoretische Detailkenntnisse vorausgesetzt werden sollten, bringt mit sich, daß die Darstellung weit ausholen muß. Und die Nothwendigkeiten wissenschaftlichen Beweisganges bringen einen Apparat von Voraussetzungen und Methoden mit sich, der von allen Wissenschaften nur gerade der Nationalökonomie verübelt wird. Aber wenn ich die leitenden Gedanken und die wesentlichen Resultate überblicke, um hier das eine oder das andere davon zu erwähnen, so machen sie mir den Eindruck größter Einfachheit.

Ein Beispiel: Wer könnte ernstlich daran zweifeln, daß das Einkommen der Unternehmer und der Kapitalisten wesentlich aus der Entwickelung, aus der Schaffung neuer wirthschaftlichen Kombinationen

fließt? Wer weiß nicht, daß ein Betrieb, wenn er unverändert den Kreislauf der Wirthschaftperioden abhaspelte, sehr bald zur Bedeutunglosigkeit herabsinken und aufhören würde, seinem Besitzer einen über ein Lohneinkommen hinausgehenden Reinertrag abzuwerfen? Doch diese Thatsache kann sehr verschieden interpretirt werden. Und Wissenschaft wie Leben erblicken, hierin einmüthig, im Kapitalzins einen Ertrag, der genau so dauernd und regelmäßig aus dem Wirthschaftprozeß auftaucht wie etwa der Lohn. In meinem Buch wird nun der Beweis geführt, daß in einer entwickelunglosen, in einer völlig stationären Volkswirthschaft es keinen Produktivzins, keinen regelmäßigen kapitalistischen Ueberschuß des Produktionertrags über die Betriebskosten geben würde, daß es, außer eventuellen Monopolgewinnen, da keine anderen Einkommenszweige geben würde als Lohn und Grundrente. Unternehmergewinn und Kapitalzins sind Erscheinungen der Entwickelung, Prämien, die die Gesellschaft gleichsam an ihre wirthschaftlichen Führer dafür zahlt, daß ihre produktiven Kräfte, ihre Arbeit- und Bodenkräfte, fortschreitend anders, vortheilhafter verwendet werden. Diese Prämien sind im Wesentlichen temporär. Dem erfolgreichen Neuerer folgt die Konkurrenz auf dem Fuß und nach ihrem Auftreten verschwinden diese Ueberschüsse; ist eine Unternehmung einmal in den normalen Kreislauf der Volkswirthschaft eingeordnet, hat sich die Volkswirthschaft etwa der entstandenen neuen Industrie angepaßt, dann fließt der Ertrag, den sie dauernd erzielt, nur Arbeitern und Grundherren zu. Der Besitz von Produktionmitteln (Maschinen, Fabrikgebäuden und Aehnlichem) sichert keinem Menschen ein dauerndes Einkommen. Aber die letzten Sätze scheinen nicht nur parador: sie sehen wie eine Karikatur der Wirklichkeit aus und müssen auf Widerspruch stoßen. Ein langer analytischer Weg führt zu ihnen.

Die Frage nach dem Wesen der wirthschaftlichen Entwickelung und nach der Art, wie der Entwickelungprozeß vor sich geht, nimmt einen guten Theil des Buches in Anspruch. Das wirthschaftliche Handeln bietet uns in mancher Hinsicht verschiedene Probleme, je nachdem es sich dabei um die Abwickelung eines hergebrachten und aus Erfahrung bekannten Wirthschaftprozesses oder um neue Aufgaben handelt. Stets kann die wissenschaftliche Erklärung annehmen, daß innerhalb der hergebrachten Bahnen alle Individuen in grundsätzlich gleichartiger Weise wirthschaften. Diese Annahme versagt vor der Lösung neuer Aufgaben im Wirtschaftleben. Solchen neuen Aufgaben sind in jeder sozialen Gruppe nur wenige Individuen gewachsen; die anderen stehen ihnen oft verständniß- und immer hilflos gegenüber. Hier theilen sich die Wirthschaftsubjekte in Führer und Geführte. Hier hat die Persönlichkeit ihren Platz, während innerhalb des Kreislaufes der eingebürgerten Wirthschaft Jeder in gleicher Weise von den Verhältnissen geschoben wird. Die Analyse der Führerpersönlichkeit auf wirthschaftlichem Gebiet und ihrer Erscheinungformen, vom primitiven Häuptling bis zum modernen captain of industry, kann hier nicht wiedergegeben werden. Aber die Thatsache, daß, während in einer stationären

Volkswirthschaft es keiner eigentlichen Führerrolle bedürfte und die da zu bewältigenden Aufgaben prinzipiell von allen Wirthschaftsubjekten erledigt werden könnten, neue Thaten nur von einem kleinen Kreis von Leuten ausgehen können, hat zwei Konsequenzen, die hervorgehoben werden mögen. Erstens liegt in dieser Thatsache eine neue Erklärung des Zinseinkommens. Die Mehrzahl der Wirthschaftsubjekte steht eben neuen Aufgaben meist verständnißlos gegenüber. Ihre Kooperation ist aber zu deren Erledigung nöthig. Auch eine neue Unternehmung braucht Arbeiter. Diese Kooperation wird nun nie freiwillig gewährt. Auf allen Kulturstufen werden durch irgendeinen Zwang die nöthigen Produktionmittel der Verfügung des Führers unterworfen, an dessen Plänen ihre Besitzer keinen Antheil haben. Nur durch die Art dieses Zwanges unterscheiden sich die Organisationformen der Volkswirthschaft. Der primitive Häuptling hat eine allgemeine Befehlsgewalt. Im sozialistischen Staat müßte ein Centralorgan befehlen. Und in der kapitalistischen Wirthschaft werden die nöthigen Arbeit- und Bodenleistungen zu dem Preis, der ihrer bisherigen Verwendung entspricht, ihren Besitzern abgekauft und, ohne weitere Befragung dieser Besitzer, zu den neuen Zwecken verwendet. Die zu diesem Ankauf nöthige Kaufkraft dem Unternehmer beizustellen, ehe er aus dem Erlös seiner Produkte die Mittel dazu gewonnen hat, ist die Funktion des Kapitalisten. Und der Zins ist das Agio, das gegenwärtige Kaufkraft auf dem Geldmarkt mit Rücksicht darauf hat, daß von ihrem Besitz die neue Verwendung der Produktionmittel und der damit verbundene Gewinn abhängig ist. Durch seine Kreditgewährung ertheilt der Kapitalist gleichsam der Volkswirthschaft den Auftrag, den Zwecken des Unternehmers dienstbar zu sein; er überwindet das Hinderniß, das sonst bei freier Selbstbestimmung der Arbeiter und freiem Verfügungrecht der Grundeigenthümer der Durchführung neuer Pläne entgegenstünde. So spaltet sich die Werthwelle, die die Entwickelung auftreibt, in Unternehmergewinn und Zins. Und obgleich der Produktivzins ein dauerndes Einkommen ist, so fließt er doch aus individuell stets wechselnden Quellen, aus immer anderen Unternehmergewinnen. Er ist stets da. Aber nur, weil uns stets neue Kombinationen möglich und ausnützbar sind. Er würde verschwinden, wenn die Entwickelung aufhören würde. Er ist kein Abzug von Lohn oder Grundrente; er fließt aus Quellen, an deren Entstehen weder Arbeiter noch Grundherren Antheil haben. Und das Kapital ist kein Faktor der Produktion; es steht zwischen Unternehmern und Produktionfaktoren und leitet diese Faktoren aus ihren alten in immer neue Verwendungen. Klar ist, daß diese Thesen, wenn haltbar, von erheblicher Bedeutung für das Verständniß der kapitalistischen Wirthschaft und ihrer Erscheinungen und des sozialen Vertheilungprozesses sein müßten.

Zweitens liegt in der Thatsache, daß die Entwickelung nur in einem relativ kleinen Kreis entspringt, während die Masse der Wirthschaftsubjekte nur die bekannten Herstellungweisen und kommerziellen Kombinationen, die einzigen, denen sie gewachsen ist, jahraus, jahrein

durchzuführen strebt, auch der Schlüssel zur Lösung des Krisenproblems. Wir wissen heute, daß Schlagwörter wie Ueberproduktion und Spekulation nichts erklären. Wir wissen ferner, daß Krisen nichts Anderes sind als Elemente in einem steten Auf und Ab des Wirtschaftlebens. Diese Wellenbewegung, diesen steten Wechsel von Prosperität und Depression zu erklären: da ist das Krisenproblem in seiner neuen Form. Wir kennen die Morphologie des Phänomens; was wir brauchen, ist sein Erklärungprinzip. Wenn nun die wirthschaftliche Entwickelung als eine vom übrigen Körper der Volkswirthschaft unterscheidbare Erscheinung nachgewiesen werden kann, so ergiebt sich von selbst, daß sie dessen Lebensprozeß, den Wirthschaftprozeß der stationären Massen der Volkswirthschaft, durch Veränderung der Bedingungen ihrer Existenz stört und daß die Resorbirung des Neuen und die Anpassung der Volkswirthschaft daran einen langen, schmerz- und verlustvollen Prozeß einschließen muß. Immer vorausgesetzt, daß die versuchte Erklärung der Evolution befriedigend ist und daß sich daraus ergiebt, warum Neuerungen im Wirthschaftprozeß sich nicht gleichmäßig in der Zeit vertheilen, sondern gehäuft auftreten, wäre dann sowohl das Phänomen der Aufschwungsperiode wie das der Anpassung- oder Depressionperiode erklärt. Das Interesse an solchen Untersuchungen ist nicht auf die Theoretiker beschränkt. Zahllose Fragen der Zeit drängen sich an den wissenschaftlichen Weg heran. Aber sie dürfen den theoretischen Gedankengang nicht hemmen. Dessen Ziele könnten durch Versuche zu übereilten praktischen Urtheilen nur leiden.

Graz. Professor Dr. Joseph Schumpeter.

**Regie, die Kunst der szenischen Darstellung.** Dritte Auflage. Schuster & Loeffler in Berlin. 5 Mark.

Ich hatte dieses Buch, als ersten Band eines größeren Werkes Moderne Bühnenkunst (Zweiter Band: Schauspielkunst und Schauspielkünstler, Dritter Band: Oper und Szene), hauptsächlich deshalb geschrieben, um mich als Anwärter für einen leitenden Posten am Theater auszuweisen. Da mir die langwierige und unsichere Laufbahn eines Dramaturgen nicht zusagte, wußte ich kein anderes Mittel, mich bemerkbar zu machen. Und noch als ich an den Korrekturbogen meines letzten (vierten) dramaturgischen Buches (Aufgaben des modernen Theaters) arbeitete, berief man mich zum Intendanten des Hof- und Nationaltheaters in Mannheim. Ich blieb dort vier Jahre und leite jetzt im zweiten Jahr das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg. Während dieser Zeit habe ich ungefähr achtzig Stücke (Opern und Schauspiele, und zwar Werke jeder Art und Gattung) von Grund aus neu inszenirt. Die Erfahrungen meiner Regiethätigkeit sind nun so ausgiebig für diese neue Auflage verwendet worden, daß das Buch wiederum in beträchtlich erweiterter Form erscheint und gegenüber der zweiten Fassung nahezu den doppelten Umfang hat.

Hamburg. Karl Hagemann.

# Eine halbe Million.

In meinem Heimathstädtchen war eine große Konservenfabrik, die einem Herrn Lehmann gehörte. Herr Lehmann war ursprünglich Gärtner gewesen und hatte sich durch Fleiß und Tüchtigkeit aus kleinen Anfängen in die Höhe geschwungen. In der guten Gesellschaft verkehrte er lange Zeit nicht; als etwa Vierzigjähriger heirathete er die schon ältere Tochter des Oberamtsrichters und wurde erst dadurch in unsere führenden Kreise aufgenommen. Man erzählte von ihm als eine Merkwürdigkeit, daß er Pietist sei; indessen erklärte der Pastor Primarius, er habe keinerlei Anschauungen bei ihm entdeckt, welche gegen die Lehren der protestantischen Kirche verstoßen, und er würde nur wünschen, daß alle seine Gemeindeglieder so wie er den Sinn Josephs von Arimathia bethätigten; Herr Lehmann hatte nämlich ein Terrain für ein Säuglingsheim geschenkt.

Das Unternehmen des Herrn Lehmann hatte sich zuletzt so vergrößert, daß es zu einem ganz großen Betrieb umgestaltet werden mußte. Er begründete eine Aktiengesellschaft, deren Direktor er wurde, und kaufte neues Land an für Spargelkulturen im Großen; man wußte, daß diese neuen Grundstücke allein eine halbe Million Mark kosten sollten.

Ich will hier gleich bemerken, daß diese bedeutende Geldsumme an die einzelnen Verkäufer bar am ersten Oktober bezahlt werden mußte. Herrn Lehmanns Fabrik lag vor der Stadt; das Kontor war in einem Hause für sich, dessen obere Räume von zwei jungen Buchhaltern bewohnt wurden, damit nachts immer Jemand bei der Hand war, denn im Kontor stand der Geldschrank. Auf dem Grundstück wohnte außerdem noch ein junger unverheiratheter Wägemeister in einem Häuschen am Eingang, das zu der Centesimalwage gehörte. Natürlich war Herr Lehmann gegen Einbruch versichert.

Um jene Zeit, als die Käufe der neuen Grundstücke abgemacht wurden, kam ein merkwürdiger Fremder in unsere Stadt, ein Marquis de Rouza. Er wohnte im ersten Hotel, in dessen Restaurant sich der Stammtisch der ersten Herren unserer Gesellschaft befand; der Oberamtsrichter hatte seine Hochzeitreise nach Tirol gemacht, hatte dadurch mit dem weitgereisten Fremden Anknüpfungpunkte und in kurzer Zeit wurde der Marquis mit ihm und den anderen Herren bekannt. Er machte Besuche in den Familien, wurde überall sehr zuvorkommend aufgenommen und fühlte sich bald heimisch. Der Grund seines Aufenthaltes blieb nicht lange Geheimniß; er lebte hier zurückgezogen, um an seinen Erinnerungen aus seiner Diplomatenzeit zu schreiben. Es versteht sich, daß die südliche Schönheit des Marquis, trotzdem er bereits fünfzigjährig sein mochte, unsere Damenwelt entzückte. Er besaß ein kleines Automobil, das er selber lenkte (damals war kaum erst eben die Konstruktion des ersten Automobils gelungen),

und das Fremdartige des neuen Gefährtes unterstützte noch den eigenen Zauber seiner Persönlichkeit.

Naturgemäß kam es bald dazu, daß der Marquis zum Tonangeber für das gesammte gesellschaftliche Leben wurde; er war mit Rath und Hilfe überall zur Hand und der Mann, der an Fürstenhöfen verkehrt hatte, stand mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit bei Gesellschaften und Festen in unserem Kreis zur Verfügung. So hatte er auch für den letzten September eine Gesellschaft bei Herrn Lehmann eingerichtet, indem er Speisenfolge, Tischordnung, Einrichtung der Zimmer, Einladungen und das kleine Ballvergnügen arrangirte; auch alle kaufmännischen Angestellten der Firma waren eingeladen auf sein Betreiben, denn er sagte, daß den Bürger die Arbeit adelt. Eine Stunde vor Beginn der Gesellschaft schickte er den Kellner mit einem Entschuldigungbrief: er habe einen Anfall seiner alten Migräne bekommen und wolle suchen, ob er in der freien Luft sie vertreiben könne, indem er mit seinem Automobil eine Ausfahrt mache; wenn er des Anfalls Herr würde, so wolle er noch kommen, und wenn es auch Mitternacht sein sollte.

Während sich die Gäste bei Herrn Lehmann versammelten, machte er sich an die Ausführung des Planes, für den er seinen Aufenthalt in dem Städtchen genommen hatte. Als es dunkel war, hielt er mit seinem kleinen Automobil in der Nähe der Fabrik, schob es unter die Brücke, welche an der Stelle den kleinen Fluß überspannt, ging unbemerkt durch das Thor, öffnete die Kontorthür, schloß die Läden, zündete die Acetylenlaterne an, sicherte sich die Rückzuglinie, warf einen leinenen Arbeitkittel über seinen Gesellschaftanzug und band die Fischblasenmaske vor, welche das Gesicht einem etwa bei der Arbeit Zukommenden unkennbar macht. Er war damals der Einzige, der mit flüssigem Sauerstoff arbeitete, und da der Geldschrank ohnehin von ältester Konstruktion war (denn Herr Lehmann hatte ihn einst auf einer Auktion erstanden), so konnte er in kaum einer halben Stunde das Packet Banknoten aus dem Schrank nehmen. Er sah genau nach: es waren fünf gleiche Päckchen, die wieder in eins zusammengeschnürt waren; jedes mußte hundert braune Scheine enthalten. Er steckte das Packet in die Brusttasche, suchte seine Geräthschaften zusammen, packte sie in den eleganten braunledernen Handkoffer, löschte die Acetylenlaterne und packte sie dazu, ließ das Schloß einschnappen, nahm die Tasche in die Linke und wollte eben aus dem Zimmer gehen: da standen plötzlich die beiden jungen Buchhalter, die er in der Gesellschaft glaubte, vor ihm, jeder den vorgehaltenen Revolver in der einen und eine Laterne in der anderen Hand. Im Augenblick hatte er selbst seinen Revolver in der Hand und legte auf den Vordersten an.

In der Soiree war es durch sein Fehlen zu einer unbehaglichen Stimmung gekommen. Die gute Gesellschaft verkehrte wohl mit Herrn Lehmann, aber nicht mit seinen Angestellten. Herr Lehmann hatte selber Bedenken gehabt, seine jungen Leute einzuladen, aber seine Frau

hatte ihm gesagt: Den Bürger adelt die Arbeit; und da er dachte, daß der Marquis und seine Frau ja in gesellschaftlichen Dingen besser Bescheid wissen mußten, so hatte er sich gefügt. Die Tischordnung hatte das Peinliche der Situation noch hervorgehoben, denn man hatte die jungen Kaufleute neben die Töchter des Oberförsters, des Pastors Primarius und sogar neben die einzige adelige junge Dame gesetzt, die in der Gesellschaft war, die Tochter eines verabschiedeten Offiziers. Die jungen Männer waren selber verlegen, und als beim ersten Gang der Diener mit einer Flasche in der Hand herumging und den Gästen den Namen des kostbaren Weines vertraulich ins Ohr flüsterte und dann eingoß, hatte der Eine die Hand über sein Glas gehalten und aus Bescheidenheit einen Humpen Weißbier verlangt, der ihm von dem wohlerzogenen Diener denn auch gebracht wurde. Der Offizier, dessen Tochter neben dem Unglücklichen saß, erzählte gerade, daß bei den Versetzungen der Offiziere zu wenig Umzugsdiäten bezahlt werden, denn es gehen immer Füße von Schränken und Kommoden verloren, und wenn man Schulkinder hat, so muß man neue Schulbücher kaufen; er setzte ostentativ sein Pincenez auf und blickte auf das Glas des erröthenden Jünglings. So war es denn gekommen, daß die jungen Handlungbeflissenen gleich nach dem Souper zu Frau Lehmann gegangen waren, ihr die Hand geküßt und sich mit vielem Dank verabschiedet hatten, ohne daß man sie hätte halten können; denn wenn Menschen verlegen sind, dann sind sie so beglückt über jeden Entschluß, den sie einmal gefaßt haben, daß sie unter keinen Umständen zu irgendeinem anderen Entschluß zu bringen sind, vielmehr ihren ersten Plan unter den wunderlichsten Ausflüchten aufrecht erhalten.

Dadurch waren also die beiden jungen Leute, welche auf dem Fabrikgrundstück wohnten, zu früh nach Haus gekommen; da sie bedrückt waren, so hatten sie wortlos und still die Hausthür geöffnet; und beim Rauschen des Sauerstoffs hatte der Fremde das geringe Geräusch überhört. Sie erblickten Licht im Kontor, hörten verdächtige Laute, gingen leise nach oben, holten die Revolver, die sie als muthige junge Kaufleute besaßen, und standen nun vor dem Fremden wie Der vor ihnen.

„Keine Bewegung, Spitzbube, oder wir schießen!“ sagte der Hintere, denn dem Vorderen war vor dem Revolver des Fremden bang.

„Meine Herren,“ erwiderte der Fremde, „wir wollen kaltblütig bleiben. Ich nehme an, daß Sie ungeübte Schützen sind, außerdem haben Sie, wie ich sehe, auch sehr unzuverlässige Waffen. Ich übe mich täglich vor der Scheibe und meine Waffe hat fünfhundert Franken gekostet.“

Der Hintere der beiden Buchhalter ließ beschämt seine Waffe sinken, der Vordere sah betroffen auf die seine nieder.

„In diesem Augenblick, meine Herren, hätte ich Sie Beide über den Haufen schießen können“ (die Beiden erschraken und suchten instinktiv mit den Augen einen Weg zur Flucht), „wenn ich gewollt hätte. Es giebt leider in unserem Beruf ungebildete, man kann sagen,

rohe Patrone. Sie sehen wohl, daß Sie es in mir mit einem Gentleman zu thun haben; ich will auch Ihre etwas unhöfliche Anrede Ihrer verständlichen Erregung zu Gut halten. Da ich einsehe, daß meine Absicht verfehlt ist, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Ich liefere Ihnen das Geld aus und Sie lassen mich ungestört meinen Rückzug nehmen." Der Fremde hatte inzwischen, den Vordersten immer mit dem Revolver bedrohend, seine Tasche auf den Tisch abgestellt und das Banknotenpacket aus der Tasche gezogen und daneben gelegt.

Der Hintere richtete seinen Revolver wieder auf den Fremden und sagte: „Es thut mir leid, aber wir können Sie nicht entkommen lassen. Unsere Ehre ist im Spiel."

„Meine Herren," erwiderte der Fremde, „Sie machen sich da große Ungelegenheiten. Wenn Sie mich zwingen, so schieße ich; und Sie werden zugeben, daß die Chancen für mich günstiger sind. Ich muß dann natürlich auch den Wiegemeister erschießen, der ja durch die Schüsse erwachen wird. Ich will die drei Todesfälle vermeiden und opfere dafür eine halbe Million. Entschließen Sie sich schnell."

Der Vordere klapperte mit den Zähnen, weil die dunkle Oeffnung des Revolvers so lange auf ihn gerichtet war. Er rief: „Ich sehe nicht ein, weshalb ich mich hier für hundertfünfzig Mark monatlich totschießen lassen soll." Er suchte einen lustigen Eindruck zu machen. Dem Zweiten kam das Wort erlösend. „Eigentlich haben Sie Recht", sagte er, „und wir haben unsere Pflicht gethan." „Ich empfehle mich, meine Herren", sagte der Fremde, indem er seine Tasche wieder nahm und, beständig mit dem Revolver auf seinen Mann zielend, rückwärts aus der Stube ging. Nun waren die Beiden allein mit dem erbrochenen Geldschrank und dem Geldpäckchen auf dem Tisch. Sie setzten die Laternen auf den Tisch, legten ihre Revolver daneben und nahmen das Päckchen in die Hand.

„So viel Geld auf einmal haben nicht viele Leute in der Hand gehabt", sagte der Eine.

Der Andere schwieg. Sie schwiegen Beide und dachten das Selbe, aber Keiner wagte, Etwas zu sagen.

„Es macht für Jeden eine Viertelmillion", sagte der Erste.

„Ja, eine Viertelmillion", erwiderte der Andere.

„Wir bekommen noch nicht einmal Finderlohn."

„Nein, wir haben es ja doch nicht gefunden. Und dabei setzt man sein Leben aufs Spiel."

„Dafür wird man dann wieder einmal eingeladen und darf Weißbier trinken."

Der Zweite schlug vor, sie sollten das Geld in eine leere Kragenschachtel packen, die er oben habe, und es im Vorgarten vergraben. Er holte die Schachtel, sie legten das Geld hinein, verschnürten sie, gingen hinaus, holten einen Spaten und Rechen aus dem Schuppen und vergruben die Schachtel im Vorgarten an einem Rosenstock. Dann trugen sie Spaten und Rechen wieder fort, gingen zurück ins Kontor, schossen ihre Revolver ab und schrien laut um Hilfe.

Der Wiegemeister war mit dem Kindermädchen des Herrn Lehmann verlobt. Dieses sollte eigentlich bei den Kindern schlafen, aber da bei der Gesellschaft im Hause Alles drunter und drüber ging, so hatte sie ihren Bräutigam besucht. Die beiden Leute hatten allerlei verliebte Gespräche geführt und waren dann auf ihren alten Streit gekommen, indem nämlich das Mädchen verlangte, daß sie einen Vertiko in ihrer guten Stube haben wolle, und der Mann erklärte, das Geld sollten sie lieber auf der Sparkasse lassen, denn gute Stube und Vertiko seien Unsinn. Darüber waren sie eingeschlafen.

Durch das Geräusch, das die beiden Buchhalter im Schuppen machten, erwachte der Wiegemeister. Er öffnete leise das Fenster und erblickte die Beiden, wie sie mit einer Laterne die Stelle unter dem Rosenbusch aussuchten, dann mit dem Spaten ein Loch gruben, die Schachtel versenkten, das Loch zuwarfen, die überflüssige Erde verstreuten und mit dem Rechen Alles ebneten.

„Diese Spitzbuben“, dachte er bei sich, indem er beschloß, wenn sie fortgegangen wären, an der Stelle nachzusehen. Seiner Geliebten, die inzwischen gleichfalls erwachte, verbot er, aus dem Fenster zu sehen, und erregte dadurch ihre größte Neugier.

Nun brachten die Beiden das Geräth in den Schuppen zurück und gingen wieder ins Kontor; dann ertönten die Schüsse und Schreie. Der Wiegemeister zog sich schnell an, steckte seinen Schlagring an die rechte Hand und ging hinaus. Draußen fand er die beiden jungen Buchhalter in höchster Erregung nach einer bestimmten Richtung laufend und schießend; zuletzt blieben sie in der Dunkelheit stehen, riefen sich und den Wiegemeister an, die Drei fanden sich zusammen, dann erzählten die Buchhalter, daß sie einen Einbrecher überrascht hätten, der sie bedrohte; sie aber haben auf ihn geschossen, er habe wieder geschossen und sei entflohen; sie haben ihn verfolgt, aber er sei in der Dunkelheit entkommen. Die drei gingen in das Kontor: da fanden sie den Raum voll Pulverrauch und die Geldschrankthür erbrochen.

Sofort mußte Jemand in die Stadt eilen, um den Diebstahl zu melden. Die beiden Buchhalter trennten sich nicht von einander, denn jeder traute dem anderen zu, wenn er allein sei, so gehe er über den gemeinsamen Schatz. So wurde der Wiegemeister abgesendet. Dieser hatte die Situation mit klugem Sinn durchschaut; er ermahnte die Beiden, das Kontor nicht zu verlassen und nichts an der Lage der im Kampf verstreuten Gegenstände zu ändern; dann ging er hinaus, tappte sich zu dem Rosenstock, griff mit der Hand in die lockere Erde und zog die verschnürte Kragenschachtel heraus. Zuerst ging er in sein Häuschen, wo seine Geliebte sich inzwischen bebend angezogen hatte. Die Schachtel verbarg er im Bett, dann sagte er zu dem Mädchen: „Marsch, aus dem Haus; ich muß zur Herrschaft, Du darfst aber nicht gleichzeitig mitkommen, daß man uns nicht zusammen sieht; Du kannst Dich in der Fabrik verstecken und gehst nach Haus, wenn es hell ist.“ Die Geliebte war erstaunt über den barschen Ton und sein rücksicht-

loses Verlangen und machte ihm eine Vorhaltung; er entgegnete: „Ich kann jetzt ganz andere Mädchen heirathen“. Er trieb sie vor die Thür, schloß ab und ging in die Nacht hinaus zur Stadt. Das Mädchen fürchtete sich im Dunkeln und war außerdem höchst neugierig durch Alles geworden. Der Wiegemeister hatte vergessen, das Fenster wieder zu schließen, durch das er die beiden Buchhalter beobachtet hatte; es lag nicht hoch über dem Erdboden, so daß sie ganz gut einsteigen konnte. Das that sie denn auch; dann schloß sie den Laden, machte Licht an und nahm die Schachtel aus dem Bett; sie knüpfte den verknoteten Bindfaden auf und fand das Packet mit den Tausendmarkscheinen.

Nun ärgerte sie sich darüber, daß ihr Bräutigam gesagt hatte, er könne jetzt ganz andere Mädchen heirathen; sie steckte das Packet in ihren Busen, schnürte die Schachtel wieder zu, verbarg sie an ihrem alten Platz; dann setzte sie sich, schlief ein und erwartete das Weitere.

Der Marquis war mit seinem Automobil nach Haus gefahren und hatte, wie er versprochen, noch die Gesellschaft aufgesucht. Die Stimmung der Eingeladenen war seit dem Abgang der jungen Kaufleute nicht viel besser geworden, denn nun fehlten Tänzer und die zwei Referendare, ein unverheiratheter Offizier, ein Predigtamtskandidat, der außerdam noch mit schlechtem Gewissen tanzte, und zwei nicht mehr ganz junge Oberlehrer aus dem Progymnasium mußten sich auf zwölf junge Mädchen vertheilen. Die Ankunft des Marquis brachte neues Leben in die Gesellschaft; seine Migräne war ganz vergangen; er sprühte von Witz und seine Heiterkeit theilte sich allen Uebrigen mit.

Plötzlich wurde der Hausherr hinausgerufen. Vor der Thür stand athemlos der Wiegemeister, der den Diebstahl der halben Million meldete. Der Amtsgerichtsrath war seinem Schwiegersohn gefolgt; er hörte die Nachricht, schickte den Mann sogleich zur Polizei, ging in den Saal und verkündete den Gästen das Geschehene, indem er bat, seinen Schwiegersohn und seine Tochter zu entschuldigen, wenn sie die Empfehlungen der Herrschaften nicht annehmen könnten. So verzogen sich die Gäste schnell und in kurzer Zeit waren die glänzend erhellten Räume menschenleer geworden. Nur der Marquis hatte Frau Lehmann die Hand gedrückt und ihr zugeflüstert: „Verzweifeln Sie nicht!“

Nun wird man wohl sich wundern, wie es denn möglich war, daß unsere ganze Stadt einen Einbrecher für einen Marquis halten konnte. In Wirklichkeit hieß der Mann nämlich Moritz Leib, war in Czenstochau geboren und hatte nie in seinem Leben einen wirklichen Marquis gesehen. Aber die Gesellschaft in unserer Stadt hatte eben auch keinen gesehen und die Vorstellung, welche beide Parteien davon hatten, wie ein Marquis de Kouza ausschauen müsse, hatten sie bei Aufführungen von Theaterstücken gewonnen, wo die Schauspieler Marquis und Marquisen darstellen nach einem Idealbilde, das sie sich geschaffen haben. Nun war aber Leib früher Schauspieler gewesen und hatte sogar einmal eine Ibsen-Tournee veranstaltet, aber das Publikum war für den Idealismus von Ibsen noch nicht reif gewesen. So

war es denn gekommen, daß man über sein Auftreten gar nicht verwundert war. Wenn noch Zweifel gewesen wären, so wurden sie durch den verabschiedeten Major gehoben, der in seiner Stellung (er war Adjutant in Goldap in Ostpreußen gewesen) einen Prinzen kennen gelernt hatte. Er führte einmal ein Gespräch mit Leib über den großen Schaden, der den Offizieren daraus erwachse, daß sie immer auf der einen Seite neben ihren Soldaten auf dem gewölbten Fahrdamm gehen müssen, wodurch der eine Stiefelabsatz sich stärker abnutzt als der andere, und erzählte, daß er natürlich bei seinen sonstigen Gängen auf der anderen Seite gegangen sei, um auch den anderen Stiefel abzunutzen. Dabei hatte ihm Leib ein Mittel aus seiner Schauspielerzeit genannt, wodurch man gute Anzüge länger erhalten könne, indem man nämlich Aermel und Beine mit zusammengeknüllten Zeitungen ausstopft. Durch dieses Gespräch hatte der gute Major eine solche Zuneigung zu Leib gefaßt, daß er überall laut sein Lob verkündete.

Die Untersuchung des Diebstahls wurde eingeleitet; und es ist wohl nicht wunderbar, daß nichts zu Tage kam. Die Braut des Wiegemeisters hatte sich inzwischen rechtzeitig und unbemerkt aus dem Häuschen ihres Verlobten entfernt und war, bei der allgemeinen Unruhe, glücklich im Kinderschlafzimmer angekommen. Am anderen Morgen überlegte sie sich im Bett, an welchem Ort sie am Besten das Päckchen Banknoten verstecken könne. Sie mußte für die Kinderwäsche sorgen und pflegte die an schlechten Tagen auf dem Hausboden zum Trocknen aufzuhängen; so kam sie auf die Idee, das Päckchen auf dem Boden zu verstecken, indem sie es auf einen der oberen Querbalken des Dachstuhls legte. So that sie gleich am frühen Morgen, nachdem sie aufgestanden war.

Herr Lehmann hatte die Nacht nicht schlafen können. Zweimalhunderttausend Mark der gestohlenen Summe wurden durch die Versicherung gedeckt; wenn er selber die übrigen dreimalhunderttausend ersetzen sollte, so blieb ihm nichts übrig, als zu liquidiren und nun mit fünfzig Jahren so arm aus seinem Geschäft zu gehen, wie er mit zwanzig Jahren hineingegangen war. In seiner Angst kam er auf den Gedanken, zu beten, und aus einem unbestimmten Gefühl ging er zu dem Zweck auf den Hausboden. Hier richtete er zufällig seine Blicke in die Höhe zu dem Balken, auf dem das Mädchen das Geldpacket niedergelegt hatte; er sah etwas Auffälliges; halb zerstreut zog er eine leere Kiste herbei, trat auf sie und griff nach oben; da hatte er seine halbe Million in der Hand, in fünf Packetchen zu je hundert Tausendmarkscheinen, zusammengeschnürt von ihm selber, ohne irgendeine Beschädigung oder Veränderung.

Während Dies geschah, hatten die beiden Buchhalter das offene Loch unter dem Rosenstämmchen entdeckt, wo ihre Kragenschachtel vergraben gewesen war. Sie standen sich gegenüber und sahen einander an. Jeder war überzeugt, daß der Andere die Schachtel genommen habe; gleichzeitig riefen sie einander zu: „Schurke!“ Dann verwun-

derte sich Jeder über die Frechheit des Anderen; und blitzschnell wurde Jedem von ihnen klar, daß er ja gegenüber dem Anderen wehrlos sei; nur Das beschäftigte Jeden, wann der Andere denn die Schachtel geholt haben könne, da sie sich nicht aus den Augen gelassen hatten. Zu gleicher Zeit schnürte der Wiegemeister die Schachtel auf, die er im Bett versteckt hatte, und fand sie leer. Es konnte ihm nicht einfallen, daß seine Braut sie vorher aufgeschnürt hatte, und so dachte er, daß sie von Anfang an leer gewesen sei. Er wurde wüthend, und wie er die beiden Buchhalter draußen vor dem Rosenbäumchen stehen sah, ging er hinaus, warf ihnen die Schachtel vor die Füße und sagte: „Wenn Ihr wieder Einen zum Besten haben wollt, so sucht Euch einen Dümmeren aus, als ich bin.“ Die beiden Buchhalter erkannten die Schachtel und wollten sich auf den Mann stürzen; aber noch rechtzeitig fiel ihnen ein, daß sie ja sich dann in Gefahr setzten; so sagten sie nur honigsüß: „Was ist denn mit Ihnen, lieber Walther?“ Dieser Ton, der von ihrer sonstigen Umgangsform mit ihm sehr abstach, reizte den Mann noch mehr; er ergriff eine Schaufel, die da lag und schrie: „Totschlagen sollte man Euch, Ihr Millionendiebe“. Die Beiden wurden blaß; schnell stellte sich die Nothwendigkeit heraus, den Mann zu begütigen und zu einer Verständigung mit ihm zu kommen. Diese hat für uns zunächst kein weiteres Interesse.

Das Mädchen hatte inzwischen den Herrn vom Boden herunterkommen sehen, war in Sorge wegen des Geldes gekommen und hatte gleich nachgesucht und es nicht mehr gefunden.

Als sie es an sich genommen hatte, war ihr noch nicht so recht klar gewesen, ob sie es nun für sich behalten wolle oder ob sie es ihrem Verlobten wiedergebe und ihn dann heirathe; jetzt aber, da es fort war, hatte sie die Ueberzeugung, daß sie es ihrem Verlobten habe wiedergeben wollen und daß sie nur einen Spaß gemacht habe, indem sie es aus der Schachtel nahm. Sobald sie auf eine halbe Stunde fortgehen konnte, und bei der Unruhe im Hause konnte sie es bald, lief sie in die Fabrik und beichtete ihrem Verlobten Alles. Der erschrak, als er hörte, daß der Herr das Geld gefunden habe, und machte den beiden Buchhaltern nach dem Kontor zu ein Zeichen. Die kamen und er erzählte ihnen Alles; und nun wurde es den Vier ganz klar, daß sie in kurzer Zeit entdeckt werden würden, indem ein geschickter Untersuchungbeamter von hinten, von dem Fund auf dem Hausboden her, den ganzen Vorgang herauskriegen konnte. Und natürlich mußte eine Untersuchung kommen, sobald Herr Lehmann bei der Polizei anzeigte, daß er die gestohlene halbe Million auf seinem Hausboden gefunden habe.

Aber Herr Lehmann machte die Anzeige nicht.

Er bestellte sich in der Buchhandlung die „Welträthsel“ von Haeckel und begann, merkwürdig freigeistige Aeußerungen zu thun, daß das Dasein Gottes nicht bewiesen sei und daß die moderne Wissenschaft mit vielem alten Aberglauben aufgeräumt habe. Der Pastor Primarius besuchte ihn und führte lange eine ernsthafte Unterhaltung

mit ihm, in welcher er von Hiob sprach, der auch geprüft worden sei, aber er habe bestanden; dann sagte er, daß Personen in seiner Stellung Aergerniß noch mehr vermeiden müssen als Andere, ja, daß er seine soziale Position schädigen könne durch unbesonnene Aussprüche, die vielleicht gar nicht so schlimm gemeint seien, wie sie klängen.

Den vier ängstlichen Leuten wurde allmählich klar, daß Herr Lehmann die halbe Million im Stillen behalten und sich ruhig die zweimalhunderttausend Mark Entschädigung aus der Einbruchsversicherung bezahlen lassen wolle. Indessen so, wie sie sich die Sache dachten, war sie nicht. Herr Lehmann hatte das Geld in seinen Schreibtisch gelegt, wie er es gefunden hatte, ohne es aufzuschnüren; und wurde nun von den heftigsten Zweifeln bestürmt, was er thun solle; er hatte nie wieder gewagt, das Packet zu berühren; täglich nahm er sich vor, die Anzeige zu machen, täglich schob er die Anzeige wieder auf. Inzwischen wurde das Geld von der Versicherung gezahlt und die Aktionäre erklärten, daß sie die Hälfte des restlichen Schadens tragen wollten, um der Aktiengesellschaft eine so bewährte Kraft zu erhalten.

In seinen Ueberlegungen kam er zu dem Entschluß, seine Frau um Rath zu befragen. Er erzählte ihr, daß und wie er das Geld unerwartet gefunden habe, und begann dann, über das Moralische des Problems zu sprechen. Einhundertundfünfzigtausend Mark waren sein Eigenthum, andere einhundertundfünfzigtausend sollten ihm von den Aktionären geschenkt werden. Zweimalhunderttausend hatte die Versicherung ersetzt; aber das Geld war doch auch wirklich gestohlen gewesen; es war doch sein Glück, daß er das Geld wiedergefunden hatte; dazu kam, daß die Versicherungprämie ganz unglaublich hoch war; die Einbruchsversicherungen sind die organisirte Spitzbüberei. Er legte das verschnürte Packet vor seine Frau und sagte ihr: „Entscheide Du“.

Die Frau nahm das Packet an sich und sagte ihm, sie wolle ihm in einigen Stunden ihre Antwort geben. Dann ging sie in ihr Zimmer, zählte einhundertundfünfzig Scheine ab und schloß sie in ihren Schreibtisch ein; den Rest des Geldes packte sie wieder zusammen, verwahrte ihn in ihrer Handtasche und ging damit in das Hotel zu dem Marquis. Der war auf das Höchste erstaunt und bestürzt über ihre Unklugheit; sie beruhigte ihn aber, indem sie ihm Alles erzählte, was ihr Mann ihr mitgetheilt, und ihm dann das Geld gab.

Er sagte frostig: „Schade, daß die halbe Million nicht mehr voll ist.“ Sie war versteinert. Er fuhr fort: „Fünfmalhunderttausend sind immer mehr als dreimalhundertfünfzigtausend“. Damit steckte er das Geld in seine Rocktasche und küßte sie nachlässig auf die Stirn. Dann zog er die Uhr und sagte: „Wenn ich gleich packe, so kann ich mit dem Auto noch den Schnellzug erreichen“. Sie fragte, wie im Traum: „Und ich bleibe hier?“ „Es ist besser für Sie“, erwiderte er; „Sie würden sich nicht wohlfühlen in der großen Welt. Glauben Sie mir, das Glück ist dort nicht zu Hause.“

Wortlos verließ sie das Zimmer. „Du hast mit dem Marquis gesprochen?“ fragte ihr Mann, als sie zu Hause war. „Wenn man aus guter Familie ist, so weiß man selber, was man zu thun hat“, erwiderte sie. Dann schloß sie ihren Schreibtisch auf, reichte ihm die hundertfünfzigtausend Mark und sagte: „Das ist Dein Eigenthum“. „Und das Andere?“ fragte er. „Fort“, sagte sie.

Er schaute sie überrascht an, dachte einen Augenblick nach, dann reichte er ihr die Hand und sprach: „Ich verstehe Dich. Du hast mich von einer Last befreit. Ich danke Dir.“

Weimar. Paul Ernst.

## Aus der photographischen Industrie.

In der gesammten photographischen Industrie wird jetzt vielfach über ein flaues Geschäft geklagt. Renommirte Häuser, die lange selbständig waren, haben sich aufgelöst, andere sich zu einer gemeinsamen Firma zusammengeschlossen. Man wird wohl nicht irren, wenn man bei dieser Trustbildung einen wirthschaftlichen Druck mit als treibende Kraft vermuthet. Ob der Zweck dieser Zusammenschlüsse finanziell erreicht wird? Die schon vorher hohen Kamerapreise sind eher noch gestiegen, ohne daß die Qualität der Erzeugnisse sich gehoben hätte. Und so sehr sich die Photographie als bequemes, vielfach sogar unentbehrliches Helfmittel in fast alle Künste, Wissenschaften und gewerblichen Berufe Eingang verschafft hat: die Zahl der reinen Amateure (Das spüren auch die photographischen Amateurvereine) steigt nicht mehr oder ist noch im Abnehmen. Die Photographie als Sport, Vergnügen und zum Fixiren von Reiseerinnerungen hat ihren Höhepunkt überschritten. Sie scheint in dem Maße zurückzugehen, wie die ernsthafte Photographie vorwärts schreitet. Der Versuch, den Ursachen dieser Erscheinung nachzuforschen, würde hier zu weit führen.

Eine Ueberproduktion in der Hand- und Moment-Kamera-Industrie ist fühlbar und erklärt, zum Theil, das flaue Geschäft. Die Leute, die sich photographischer Apparate zu wissenschaftlichen, künstlerischen, beruflichen und gewerblichen Zwecken bedienen, werden in vielen Fällen die solide hölzerne Stativ-Kamera für Zeitaufnahmen den theureren und komplizirten Handapparaten vorziehen. Auch die stürmische Kauflust der Amateure hat nachgelassen. Die Knipser, die sich fast alljährlich eine neue Momentkamera leisteten, in der Hoffnung, durch die angeblich bessere Konstruktion der neusten auch die Qualität

ihrer Bilder zu verbessern, trifft man kaum mehr. Denn die Erfahrungen, die in den Vereinssitzungen oft laut und anschaulich erläutert werden, zeigen ihnen, daß ein neuer Kameratyp nicht immer besser als der frühere ist, daß die Vorbedingung für gute Leistungen Fleiß und Uebung sind, daß die hohen, steigenden Preise der Kamera oft weder eine Gewähr noch ein Aequivalent für werthvolle Arbeit bilden. Und es stimmt. Das Mißverhältniß zwischen Preis und Waare ist in kaum einer Industrie so sichtbar wie in der photographischen.

Wer als erfahrener Amateur die stattlichen Listen der ersten Kamerafabrikanten durchstudirt, muß schon lange über recht viele Dinge den Kopf schütteln. Zunächst über die unzähligen Kameratyps, die wie Pilze aus der Erde schießen. Man würde sie nicht bemängeln, wenn nur alle in ihrer Art wirklich brauchbar wären. Aber da werden Apparate angezeigt, und zwar nicht etwa nur billige, bei denen der geringe Preis schon eine bessere Technik ausschließt, sondern Apparate (ich habe als Durchschnittsformat immer 9 : 12 im Auge), die sich, ohne Objektiv, von 100 bis zu 290 Mark aufwärts bewegen und mit Objektiv über 400 Mark hinausgehen. Und diese Apparate, die mit ihren vielen Verstellungen und kunstvollen Momentverschlüssen doch Wunderwerke der Technik sein müßten, sind nach mancher Richtung mit den Gesetzen, die sich durch die Praxis als fundamental für die photographische Arbeit herausgestellt haben, unvereinbar.

Ich habe Kataloge durchgesehen, deren theure Klappkamera (die nun einmal der moderne, wegen ihrer Handlichkeit und relativen Leichtigkeit der begehrteste Typ ist) fast immer für das Format von 9 : 12 Centimetern nur die Brennweite von 12,5 bis 13 Centimetern vorsieht, obwohl schon jeder nur halbwegs vorgeschrittene Amateur weiß, daß die Diagonale der verwendeten Platte die erforderliche Brennweite angiebt, diese für 9 : 12 also 15 Centimeter beträgt. Dieser Grundsatz fußt auf der Beobachtung, daß man bei einer relativ geringeren Brennweite leicht eine übertriebene und dadurch unrichtige Perspektive erhält, ferner auf der Thatsache, daß ein Objektiv von 12 bis 13 Centimetern Brennweite oft nicht im Stande ist, eine Platte 9 : 12 randscharf zu decken, geschweige denn die oft nöthigen Verschiebungen des Objektivbrettes nach allen Seiten zu gestatten. Daß man daneben für Weitwinkelaufnahmen Objektive von viel kürzerer, für Portraits, allerlei künstlerische und wissenschaftliche Aufnahmen Objektive mit viel längerer Brennweite oder Teleobjektive benutzt, deren Verwendung die meisten theuren Klappkameras auch vorsehen, ändert nichts an der für das normale Objektiv geforderten Brennweite.

So lange man mit lichtschwächeren Objektiven von F 6,3 oder 7,8 und darüber arbeitet, wie früher, ist die Gefahr, daß eine Brennweite von 12 bis 13 Centimetern die Platte nicht randscharf deckt, weniger groß. Aber heutzutage, wo das Bestreben dahin geht, die Verwendungmöglichkeit eines Handapparates so vielseitig wie irgend möglich zu gestalten und ihn auch für ziemlich ungünstige Lichtverhältnisse aus-

zurüsten, greift man meist zu den hohen Lichtstärken von F 5,4 bis 4,5, was für Amateurzwecke wohl die höchste Lichtstärke bleibt, mit der man bequem und universell arbeiten kann. Und bei F 5 und 4,5 fordern die optischen Anstalten selbst schon oft für das Format von 9 : 12 Centimetern eine Brennweite von 18 Centimetern. Diese Zahlen gelten dabei nur für die besten Objektive vom Anastigmattyp. Bei Aplanaten würde die Verwendung einer relativ kurzen Brennweite, was Randschärfe und Lichtabfall dem Rande zu anbetrifft, noch ungünstiger wirken. Die Brennweite von 15 Centimetern aber, mit der man, einen Anastigmat vorausgesetzt, übrigens auch bei hoher Lichtstärke für die meisten Amateurzwecke (Sport-, Gruppenaufnahmen) bei 9 : 12 auskommt, ist dann schon die zulässig geringste, will man nicht, auch für das spätere Vergrößern der Platten, allerlei Unzuträglichkeiten mit in den Kauf nehmen.

Von einer theuren Kamera, deren Preis feinste Arbeit verbürgen sollte, dürfte man doch wohl erwarten, daß sie in ihrer Konstruktion an den hauptsächlichen, aus der Praxis heraus geborenen Grundgesetzen festhielte. Aber davon ist in den Katalogen wie beim Betrachten der neusten Kameratyps oft wenig zu spüren. Man fragt sich vor manchem Modell: Versteht der Verfertiger überhaupt Etwas von praktischer Photographie und den besonderen (klimatischen oder beruflichen) Erfordernissen, denen er nach seinen Ankündigungen Rechnung zu tragen vorgiebt? Da wird eine Tropenkamera abgebildet und gepriesen, die ohne Objektiv fast 300 Mark kostet. Sie ist angeblich für alle Zwecke und die Verwendung jeden Objektivtyps geeignet; besonders aber für die klimatischen Verhältnisse in den Tropen, denen nicht jedes Holz, jeder Leim, jedes Metall Stand hält. Ich habe zufällig Gelegenheit gehabt, mich nach den Erfahrungen zu erkundigen, die ein Forscher in den Tropen mit dieser Kamera machte. Der Leim versagte sofort völlig, so daß der Balgen und damit die Kamera unbrauchbar wurden.

Eine juristisch wichtige Frage habe ich schon in photographischen Fachblättern gestellt: Kann der Fabrikant, der die Garantie übernahm, ein für einen speziellen Zweck zuverlässiges Material zu liefern, für den Schaden, der dem Käufer durch eine den Angaben nicht entsprechende Arbeit entsteht, gerichtlich haftbar gemacht werden? Die Antworten aus juristischen Kreisen lauteten bedingt bejahend. Ein Prozeß dürfte für beide Theile lehrreich sein.

Weiter. Ich kenne eine kleine Kamera. Schwindelnd hoch im Preis. Sie ist als Idee das Geistreichste, was ich in Detektivkameras sah. Aber auch hier, bei dem ohnehin winzigen Format von 6 : 4,5 Centimetern, ist die Brennweite, besonders für ein lichtstarkes Objektiv (und nur um ein solches kann es sich hier handeln, soll die Kamera ihrem Zwecke auch bei ungünstigen Lichtverhältnissen dienen), viel zu kurz. Und die Regulirung des Plattenabstandes von dem Objektiv ist für kleine Entfernungen so ungenau konstruirt, daß jeder erfahrene Amateur die sonst bestechende Kamera verwerfen muß.

Ich arbeite mit einer Klappkamera modernsten Typs, die soeben, auf Bestellung gefertigt, aus der Fabrik kommt und ohne Objektiv 190 Mark kostet. Ich kann im Format 9 : 12 für diesen Preis vorzügliche Arbeit erwarten. Nun aber ist die Feder, die das Herausspringen des Laufbrettes bewirken soll, so schwach, daß es schon beim ersten Male mechanischer Nachhilfe bedarf, um die Kamera überhaupt zu öffnen. Das Objektiv nebst Verschluß ist mit solcher Leichtigkeit auszuwechseln, daß es sich alle Augenblicke von selbst halb herausschiebt, was unscharfe Negative giebt. Oder das Objektiv fällt mit seinem Compoundverschluß ganz heraus und dieser wird, wenn man auf Steinfliesen oder sonst hartem Boden arbeitet, sofort zerstört. Arbeitet man im Freien, so würden in solchem Fall Sand und Schmutz an diese empfindlichen Dinge gelangen und sie kaum verbessern. Auch das Objektivbrett verräth nachlässige Arbeit. Es arretirt, wenn man es herauszieht; nicht, wie es soll, auf Unendlich, sondern fährt einmal darüber hinaus oder bleibt vor dem Unendlichkeitstrich stehen und bedarf der Einstellung durch die Zahntriebsschraube, die sonst nur für die kleineren Entfernungen oder Spezialobjektive in Funktion treten soll. Der dadurch bewirkte Zeitverlust läßt in vielen Fällen den gewünschten Aufnahmemoment verpassen. Dann: die Einstellungstriche, haarfeine schwarze Linien auf einem Elfenbeinplättchen. Sie müssen genau im rechten Winkel zu der Laufrichtung des Objektivs stehen. Sie sind aber hier so schief gravirt, daß man nicht weiß, ob die eine, die andere Seite oder die Mitte des Striches als maßgebend für die Einstellung angesehen werden kann, und sich exakt nur mit Einstellung auf der Mattscheibe, also mit Stativ, arbeiten läßt. Und um an ein Stativ und seine umständliche Aufstellung stets gebunden zu sein, dafür schafft man sich nicht eine theure Handkamera an. Ich denke, diese groben Fehler reichen für eine einzige Kamera aus.

Giebt es denn in diesen großen Fabriken keine verantwortliche Person, die die Apparate, ehe sie die Werkstätte verlassen und in den Handel kommen, sachverständig gründlich untersucht und praktisch prüft? Aber da wird gespart: an Personal. Während Sparsamkeit auf anderen Gebieten nöthiger wäre. All diese Fabrikantensünden schreien schon lange nach Abhilfe. Doch bleibt Alles beim Alten, da die Beschwerden der Amateure nicht den Weg in die Presse finden. Nicht nur die photographischen Blätter, auch der größte Theil der übrigen Zeitungen und Zeitschriften fristet seine Existenz zum großen Theil von den Inseraten. Und würde ein Amateur, auch ohne volle Namensnennung der Fabriken, einmal die nachlässige Arbeit beleuchten, die man für theure Preise von dort erhält, so fände sich kein Blatt, das solchem Tadel seine Spalten öffnete. Die Fabrik würde dem Blatt wahrscheinlich ihre Inserate entziehen. Der Amateur, der Vereinen angehört, kann die mangelhaft gearbeitete Kamera in den Sitzungen vorlegen und auf ihre Fehler hinweisen. Nicht alle Vereine aber nehmen solche Kritiken in ihr Protokol auf; nur ein Bruchtheil der Amateure erfährt also, daß und was getadelt worden ist.

In der photographischen Industrie (auch in mancher Fabrik für Photographenpapier und optische Werkzeuge) wird viel zu oft ohne praktische Versuche drauflosfabrizirt. Hier spart man nicht. Ein neuer Typ jagt bei fast allen Fabriken den anderen, wird als unerreicht gepriesen und auf den Markt gebracht, dann verworfen und verschwindet so schnell, wie er auftauchte. Und warum? Weil er nicht praktisch konstruirt war und deshalb auf die Dauer keine Käufer fand. Und noch einmal: Warum? Weil die Fabriken (anders kann es nicht sein) keine wirklich praktisch erfahrenen Amateurphotographen als Berather haben. Damit meine ich nicht Angestellte der Fabrik, die im Nebenamt etwas Amateurphotographie treiben, ohne gründliche Erfahrung sich erwerben zu können, und die, vielleicht aus Furcht vor einem Stirnrunzeln und der Ungnade ihres Chefs oder des Direktoriums, nicht laut zu reden wagen, wenn sie einen Kameratyp, zu dem die Fabrik das Modell theuer erstand, für gänzlich verfehlt halten.

Die Fabriken brauchen erfahrene Amateurphotographen als praktische Berather, denen neue Modelle nicht etwa nur vor der Fabrikation, sondern, da, wo es sich um einen Ankauf handelt, vor diesem vorgelegt werden und die auf Grund praktischer Versuche dann zu- oder abrathen können. Sie würden damit der Fabrik viele unnütze Ausgaben ersparen und so die Betriebskosten verringern. Die Fabriken würden dann, statt vieler mit allerlei technischen Mängeln behafteten Kameras, höchstens zwei wirklich brauchbare Typs auf den Markt bringen, die so sorgsam gearbeitet sind, daß sie ihren Preis verdienen. Diese Berather müßten natürlich klug gewählt und stets gehört werden, nicht aber nur als Dekoration dienen.

Sie würden verhindern, daß das auswechselbare Objektiv eines Kameratyps eine so ungenügende Befestigung erhielte, daß es von selbst jederzeit herausfallen oder sich verschieben kann, denn sie müßten es bei der Prüfung der Konstruktion ermitteln.

Wenn die Fabriken die Herstellung ihrer theuren und theuersten Klappkameras nicht einer gründlichen Revision unterziehen, kann ein erfahrener Amateur nur von der Anschaffung solcher Typs dringend abrathen. Wir schelten über den „Schund“, den amerikanische Fabriken erfolgreich, trotz den relativ theuren Preisen, auf den deutschen Markt werfen. Eine in den Hauptpunkten exaktere (nicht an allen Ecken gleich versagende) Arbeit zeigten jedenfalls sämmtliche Apparate dieser Herkunft, mit denen ich arbeitete, mag man auch Manches gegen ihre Ausführung einwenden. Am Besten ist natürlich stets Handarbeit, die es auch jetzt noch in der Kameraherstellung giebt. Freilich fällt sie nicht ganz so handlich und leicht aus, ist auch weniger komplizirt, dafür aber zuverlässig, versagt nicht und ist (man staune) eher noch billiger als die theuerste Fabrikarbeit.

Elisabeth von Igel.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 31. August 1912.

# Isobronten.

## Maximum.

Joseph von Arimathia, der ein reicher Rathsherr war und dennoch ein gläubiger Jünger des Galiläers wurde, erbat, da auf Golgatha das Gräßliche sich vollendet hatte, von Pilatus den Leichnam des Gekreuzigten und barg den mit reinem Linnen zärtlich umhüllten Leib in die eigene Felsengruft. Sein liebreiches Thun haben die Evangelisten treulich aufgezeichnet; und als im ersten Dämmern des Mittelalters romantische Wünsche wach wurden und ein süßes Sehnen nach Wunderbarem die von harten Kämpfen und rauher Noth zermürbte Menschheit beschlich, da empfing die mitleidige Sorglichkeit des wackeren Rathsherrn von der Legende den Lohn: nicht den Leib nur des Erlösers, so raunte die Sage, auch sein Blut sollte der Fromme geborgen haben und im geweihten Abendmahlgefäß, hieß es, der köstliche Lebenssaft den nach heiliger Labung Lechzenden aufbewahrt sein. Die uralte Mär von der in Stufenform sich vertiefenden Schüssel, die wie ein Tischleindeckdich dem Verschmachtenden leckere Mahlzeit spendet, nahm, da der christliche Gedankenkreis sie berührte, einen neuen, einen nun erst vergeistigten Inhalt an: wo in halbheidnischer Zeit einem wirklichen Hunger wirkliche Speise geboten ward, da wurde ein Sehnen der Seele jetzt mit himmlischer Stärkung gestillt. Das Tischleindeckdich wurde zum Gral, zum Heiligen Becken, das mit mystischer Macht die Erwählten zur läuternden Erlösung ruft. Und als der Wohlthäter, der im geweihten Gefäß das Blut des Herrn

der sündigen Menschheit errettet hat, wurde, ein zu Rühmender, den Frommen der mitleidige Joseph von Arimathia genannt.

Um die Neige des zwölften Jahrhunderts, während im Süden Frankreichs lyrische Troubadourkünste sich regten, bahnte im Norden die junge Romantik in die Welt christlicher Glaubensvorstellung sich einen Weg. Die ersten Kreuzzüge waren beendet, in Konstantinopel war ein lateinisches Kaiserthum gegründet, die Ritter brachten ein phantastisch schwärmendes Erinnern an die Heiligen Stätten in die Heimath zurück; und die Dichter, die damals noch nicht, fern vom Lärm des Lebens, über Büchern und Papier saßen, versuchten, von dem Volksmythos zur christlichen Ueberlieferung eine luftige Brücke zu schlagen. So entstand der bretonische Sagenkreis, der ein merkwürdig buntes Gemisch von geistlicher Opferbereitschaft und weltlich jauchzender Genußfreudigkeit umschließt und in dem auch die Legende vom Gral den ersten poetischen Ausdruck gefunden hat. In Perceval, dem jungen Helden des Chrestien de Troyes, verkörpern die beiden Seiten des frühen Ritterromanes sich: als ein ungeschlachter, kampflustiger Thor zieht Perceval aus, gewinnt sich am Hof des Königs Artus klirrenden Ruhm und verlernt darin die Menschenpflicht, fremdes Leid mitleidend zu empfinden; den Oheim, den König Pécheur, der des Grales und der Heiligen Lanze Hüter ist, sieht er an schweren Wunden dahinsiechen, doch er denkt nicht daran, nach dem Wesen und der Bedeutung der Heiligthümer zu fragen, und sehr viel später erst, da ein frommer Einsiedler seinen Sinn gewendet hat, kehrt er zum Oheim zurück und stellt die Fragen, die dem Siechen die Heilung bringen; als der König Pécheur dann stirbt, erbt Perceval mit der Krone auch den Gral, der ihn bis an sein Lebensende mit Nahrung versorgt und im Augenblick seines Verscheidens in den Himmel entrückt wird. Noch ist hier die Spiritualisirung des alten Märchens vom Tischleindeckdich nicht völlig erreicht: der Gral ist schon das Symbol der Erlösung, aber er ist auch noch die Schüssel, die den Leib mit schmackhafter Speise versorgt und dem Frommen die Möglichkeit schafft, unthätig doch ein behagliches Leben zu fristen. Dem derben bretonischen Sinn genügte die nur geistige Atzung nicht; er gönnte dem Dulder auch das realere, das greifbare Glück, in Ruhe was Gutes schmausen zu dürfen, und der Deutsche erst, der nach Chrestien de Troyes mit starker Hand

den Legendenstoff griff, sollte in dem Roman „Perceval le Gallois“ den lautersten und feinsten Gehalt der Ritterpoesie finden.

Der Deutsche hieß Wolfram von Eschenbach. Er war nicht der schmachtende Tugendbold, der in hellem Gelock auf unseren Opernbühnen gar so gebildet über des Tannhäusers wildes Gelüsten raisonnirt, sondern ein ohne glättende Pflege im Bayernland aufgeschossenes Naturkind, das in ganz persönlichen Lauten ein ganz persönliches Denken und Fühlen aussprach. Er konnte weder lesen noch schreiben, hatte den zähmenden Zwang der Klosterschule niemals kennen gelernt und die frische Ursprünglichkeit des Empfindens und der Anschauung sich bewahrt. Gestern hätte man den Aufrechten, der keinem kecken Wort je aus dem Wege ging, wohl einen Naturalisten genannt; und heute hieße er vielleicht ein Mystiker, weil er im Irdischen stets das Ewige suchte und auf seine besondere Weise ein deutscher Christ sein wollte. Ein Zufall (der Bericht eines belesenen Waffengefährten mags gewesen sein) bringt den Roman des Chrestien de Troyes in Wolframs Ohr: und der sichere Instinkt des Genies läßt den Eschenbacher sofort erkennen, welche Schätze aus dem keltischen Gedicht noch zu heben sind. Auch Wolframs „Parzival“ ist ein abenteuerlicher Ritterroman; und in der Schilderung von Gawans Freuden und Leiden kommt auch die gar nicht vergeistigte Genußgier mittelalterlicher Turnierrecken zu ihrem Recht. Doch schon der Anfang des Gedichtes, der dem Horcher zeigt, wie Christen und Heiden freundwillig einander erdulden, bringt eine Vertiefung des Hintergrundes, um die Chrestien sich vergebens bemüht hätte, und das Erleben und innere Werden des Helden drängt mit einer plastischen Klarheit und mit einer Fülle gesehener Züge sich vor den betrachtenden Blick, wie auch später fast nur der Schöpfer des „Faust“ sie vermochte. Parzival hat, da die Thatenlust ihn aus dem einsamen Walde trieb, der Mutter Herzeloide den Tod gegeben und dann einen Verwandten erschlagen; als ein Sündiger tritt er in das Reich des Grales und so buchstäblich hat sein Thorensinn die Konventionalregeln genommen, daß unter ihrer Last das Mitempfinden (das wir „natürlich“ nennen) ihm erstickt ist und er für den kranken König Amfortas keine mitleidige Frage hat; nach langer Irrfahrt erst findet er den demüthigen Sinn, der vor Gottes Fügung sich beugt; er besiegt, als ein Ritter vom Geist, das Weltkind Gawan, der ihm Freund gewesen war: und nun vollendet

sich äußerlich zunächst Alles wie im alten Roman. Und doch ist ein neues Gedicht daraus geworden, ein Denkmal menschlichen Irrens und Zweifeln und Strebens, an dessen Höhe die bretonische Rittergeschichte nicht zu messen ist. Perceval war eine Figur, für deren wirres Geschick ein geübter Erzähler uns zu interessiren verstand, und Parzival ist ein Mensch, der in faustischem Drang vom Zweifel zum Glauben emporsteigt. Ganz anders hat der germanische Dichter auch den Gral aufgefaßt, der hier wirklich das geheiligte Symbol der Erlösung ist und der nie versiechende Quell des ewigen Lebens: wer auf unbekannten Pfaden bis zu ihm vorgedrungen ist, wer der weltlichen Liebe entsagt und auf dem Berg Munsalväsche in die Gemeinschaft der Templeisen Aufnahme gefunden hat, Der kann nicht altern, kann nicht, menschlich, sterben und die paradiesische Seligkeit wird ihm noch auf Erden zu Theil.

Chrestien de Troyes hatte lehrhaft zur Beobachtung geltender Kirchengebräuche ermahnt; sein Perceval kehrt ins Gralreich eigentlich nur zurück, um nach der Bedeutung der Heiligthümer neugierig zu fragen. Das von ihm leise angedeutete Mitleidsmotiv hat Wolfram vertieft; seinen Parzival leitet menschliches Mitgefühl in den Glauben. Richard Wagner, der im Dunstkreis Schopenhauers sich geweidet hatte, that, als ein verwegener Moderner, in der Richtung Wolframs resolut gleich noch ein paar Schritte weiter vorwärts: ihm ist der Reine Thor, der in schwerer Versuchung der Sinne siegreich besteht und durch Mitleid wissend wird, das Ebenbild des milden Dulders, den auf Golgatha die Lanze des Longinus traf und dessen Blut nach der Legende Joseph von Arimathia den des Heiles Bedürfenden aufbewahrt hat. Wagners Parsifal ist kein handelnder und auch kein ringender Mensch; er verwundet einen Schwan und zeigt die gleichgiltige Blödigkeit eines Waldmenschen, der über die Alltagssorgen bisher noch niemals hinausgedacht hat und den fremdes Schicksal deshalb auch nicht bekümmert, das Leiden des Königs Amfortas nicht noch der bittere Schmerz der eigenen Mutter; die heiße Wallung erst, die vor der schönen Teufelin ihn übermannt, lehrt ihn lieben, mitfühlen; und da er die Mutter nicht mehr erretten kann, will er dem siechen König des Grales die Heilung bringen. Er will? Nein: weil er nicht will, wird er gekrönt. Nicht den Namen nur hat für seinen jungen Helden Wagner aus dem asiatischen Sprachgebiet sich geholt: auch die willenlose Dumpfheit hat er von der

Geisterreise in Buddhas Reich ihm heimgebracht. Chrestiens Perceval war wirklich der Thaldurchdringer und Wolframs Parzival machte dem Namen Ehre, der „recht mitten durch" bedeuten sollte; Wagner, der früh schon die von Goethe als ein sicheres Kennzeichen der Mystiker entdeckte Scholastik des Herzens sich angewöhnt hatte, war mit dieser Bedeutung gar nicht zufrieden und erschwitzte sich eine asiatische Etymologie, die den Parzival zum Fal Parsi umschuf, zum Reinen Thoren. Das war nicht ein Spiel mit Aeußerlichkeiten und nicht von dem Trieb nur bedingt, um jeden Preis originell zu sein; Wagner konnte den Draufgänger nicht brauchen, der vom weltlichen zum geistlichen Ritterthum sich bekehrt, denn er suchte den Willenlosen, der nicht strebt und nicht ringt und der als ein reines Gefäß zum Dienst des Höchsten erkoren wird. Deshalb mußte Parzival Parsifal werden und dem Eheglück mit der lieblichen Königin Condwiramurs entsagen; kein irdisch liebendes Weib lebt im Bereich dieses Grales. Den Geschlechtstrieb hatte Schopenhauer als den Brennpunkt des Willens zum Leben aufgespürt, als den Wahn, der den Liebenden zur Dupe des Willens der Gattung macht, und er hatte gelehrt, den Willen müsse man, „das durchweg Schlechte und Gemeine in uns", wie die Genitalien verbergen, trotzdem (nein: weil) Beide die Wurzel unseres Lebens sind. Wagner war ihm ein gelehriger Schüler: das Reich seines neuen Grales wurde zum Wahnfried, wo dem Willen zum Leben und dem Willen der Gattung die Kraft ausgebrochen ist. Am Brennpunkt des Willens, am Trieb zur Paarung, sucht der kluge Klingsor die Templeisen zu fassen; deshalb hat er mit losen, lockenden Blumenmädchen den Zaubergarten geschmückt und die wilde Kundry in seinen Dienst gebannt, die auf dem Leidenswege grinsend einst den Heiland höhnte und ahasverisch dafür nun zu büßen hat, eine ruhelos Wandernde, die nach Erlösung dürstet und doch als Werkzeug schwüler Geschlechtslust dienen muß. Ihren verführenden Künsten ist Amfortas erlegen, der König, in ihrem Arm entsank ihm der Heilige Speer: und seit der Stunde brennt den Siechen auch das Weh, daß er durch eigenes Verschulden unwürdig geworden ist, des Grales-Hüter zu sein. Da naht Parsifal, der naive Egoist, der diesseits von Gut und Böse steht und nicht sündigen kann, weil er Sünde nicht kennt; den Vereinsamten, dem sie von der Mutter Tod die Wehkunde gebracht hat, will Kundry umgarnen, mit der Liebe erstem Kuß auf die

zweite Menschheitstufe ihn locken, wo, nach dem Sündenfall, die irdische Arbeit für die Gattung beginnt; doch die Frucht vom Baum der Erkenntniß hat für des eben noch kindisch jauchzenden Knaben Zunge nur einen bitteren Geschmack; er erliegt der Versuchung nicht, er besteht sie siegreich und erfüllt, was im Garten Eden einst der chaldäische Chronist den alten Jehovah weissagen ließ: er stirbt für die Zeitlichkeit und von allem Menschlichen bleibt des Mitleids reine Regung nur ihm erhalten. Der Schmerz um der Mutter Tod ist vergessen, vergessen die kecke Knabenlust am Kämpfen und Wagen: und dem nicht mehr Wollenden neigt sich nun jeder Sieg; die Heilige Lanze, die ihn durchbohren sollte, schwebt über des Reinen Thoren Haupt in der Luft, er kann sie fassen und halten und auf der Irrniß und der Leiden Pfaden findet der nicht Suchende ins Reich des Grales den Weg. Parsifal braucht nicht, wie Perceval und Parzival, nach dem Schmerz und dem Hort des Königs zu fragen: er ist durch Mitleid wissend geworden, seine Berührung schon entsühnt die Sünder und den Willenlosen leitet und lenkt auf allen Wegen des Grales mystische Macht. Die Lanze traf Den, der vom Pöbelwahn in Geduld sich verwunden ließ; die Heilige Schale umschließt das Blut Dessen, der dem Uebel nicht zu widerstreben gebot. Parsifal ist ohne sein Zuthun in den Besitz der geweihten Zeichen gelangt und er kann, weil er nicht wollte, nicht strebte, nicht rang, der Herrscher im Gralsgebiet werden, wo das Wähnen Frieden fand und wildes Wünschen, der Menschheit schlimmstes Erbe, ins müde Dämmern milden Mitleidens versank.

Der Weg ist weit, der vom alten Heldengedicht in das moderne Bühnenweihfestspiel führt; ist viel weiter als die Strecke, die zwischen dem Städtchen Ansbach, neben dem Wolframs Heimath Eschenbach liegt, und dem Frankenhügel von Bayreuth sich dehnt; weiter und noch am Tag dunkler. Wagners Mysterium ist nicht zu erklären; erklären heißt doch wohl: Klarheit schaffen; und die Klarheit ist der Mysterien Tod. Ein Misterium mag mans heißen; ein Werk, dessen Absicht auf Gottesdienst (einer besonderen Weise) gerichtet ist. In die Klarheit führt aus seinem Dämmerdunkel kein Steg. Wer auf der glatt scheinenden Straße bedächtigen Denkens der christlich-buddhistischen Legende vom Reinen Thoren beikommen will, wird stets straucheln, ehe die Pforten des stillos barbarischen Barockbaues sich ihm öffnen. Der Parsifal bringt keinen grade gewachsenen Gedanken, sondern (Nietzsche hat es, als er

von Wagner genesen war, grausam deutlich erkannt): „den Zustand vor dem Gedanken, das Gedräng der noch nicht geborenen Gedanken, die Welt, wie sie war, bevor Gott sie schuf, eine Rekrudeszenz des Chaos. Das Chaos macht ahnen.“ Wo man die mystische Dichtung packt, der alles Menschliche fremd ist, da zerbricht und zerbröckelt sie unter den Händen und Widersprüche klaffen auf und der Sucher plagt sich in Schweiß, weil zur Vexirbüchse der Schlüssel nirgends zu finden ist. Das Bühnenweihfestspiel ist kein gutes, kein helles Gedicht, das dem Einfältigen sich enthüllt und den verfeinerten Geist zugleich doch beschäftigt: es lockt und quält und narrt, und wenn mans gedeutet hat, steht man rathlos und zagt, ob die Deutung auch richtig ist. Langsam nur tastet man zwischen den inneren Widersprüchen sich zurecht und versucht, in dem Gedicht, das die Einfalt in Strahlenglorie heben soll und das dennoch künstlich blieb, des schaffenden Meisters Absicht zu erspähen. Seine Absicht, sein Wollen: denn er hat, als er den Willenlosen auf den geweihten Thron des Grales erhob, Etwas „gewollt“, ein Dunkles, Geheimnißvolles, das ahnen macht, Etwas, das er selbst nicht und nicht seine Gemeinde mit klaren Worten ausdrücken kann, das ein trunkenes Stammeln verzückt nur umschwärmt. Ein germanisches Evangelium vielleicht, das christlich versöhnende Seitenstück zum Ring des Nibelungen, der die Revolution des germanischen Geistes umschließen sollte? Wer weiß es? Das Greisenkind zeigt sein stummes Sphinxlächeln und auf dem Grab Dessen, der mit verlöschender Kraft mühsam es zeugte, welkt zum dreißigsten Mal schon das Laub. Der Späher schleicht scheu seitwärts und denkt, mag er sonst auch von der Willenlosigkeit nichts halten: Wagner hat Recht; weil er Etwas gewollt hat, mißlang ihm sein Werk und er blieb hinter dem Eschenbacher nicht nur, nein, auch hinter Chrestien im Vollbringen zurück, hinter dem Herrn de Troyes, der als höfischer trouvère die Contes del Graal schrieb und ein Geschichtenerzähler ohne allzu aufdringliche Absicht war.

Doch aufs Neue naht sich der Zweifel. Vom Hügel her ragt das Haus, das für kurze Wochen nur in jedem Jahr sich eröffnet. Dann regt in den sonst stillen Straßen des fränkischen Städtchens sich buntes, besonderes Leben: von fern und nah, übers Meer (und sogar aus Deutschland) kommen die Männer und Frauen, nicht, um zu handeln und zu spekuliren, bei Karten und Bier sichs wohl sein zu lassen oder blendenden Putz spaziren zu führen, son-

dern, um Kunst zu genießen. Der verlachte und verlästerte Wunsch des kleinen Kapellmeisters, im eigenen Bühnenhaus nach eigenem Geschmack einer Menschheit seine Werke lebendig zu machen, ist Wahrheit geworden; die Fürsten und die Bankiers sind, ob er Beider Macht leidenschaftlich auch befehdet hatte, zu ihm gepilgert und gegen eine Welt hat er triumphirt. Dieses Wunder wirkte der Wille allein (nicht etwa nur eines Weibes Wille); und der Mann, dessen Willen so Unerhörtes gelang, möchte vor Parsifal uns, vor dem Willenlosen, nun dennoch in die Knie zwingen.

Auch Das noch gelingt ihm. Wenn über den Saal, der den Traum eines prunklosen, alle Sinne sammelnden Bühnenraumes verwirklicht, sich die Finsterniß lagert, dann verstummt, ehe noch aus dem mystischen Abgrund die ersten Töne erklingen, jeder laute Athemzug und eine andächtige Stille herrscht, die kaum in einer modischen Kirche noch zu erreichen ist. Und die Töne erklingen, seltsame, nie vernommene Klänge aus einer ganz fremden Welt, und leise legt sich ein feiner Nebel um die Sinne und bald auch um die Seele; vergessen ist Alles, was draußen blieb, was gestern war und morgen sein wird, vergessen die Zweifelsucht, deren scharfer Zahn das Gedicht benagte: Alles versinkt mählich und verschwindet in das Wunderland singender Poesie. Der Nebel ist anfangs ganz angenehm, lind und süß duftend und wie von Thränen feucht; er lähmt den Schmerz, lullt die Sorge in Ruhe und schmiegt wie ein leichtes Weihrauchgewölk sich um die gemeine Deutlichkeit der Dinge, daß sie dem Blick ganz fern und ganz fremd erscheinen. Keine kritische Regung kommt auf; was da unten, ganz weit, sich abspielt, was ein unsichtbares Rieseninstrument mit irrem Jammern und Jauchzen umheult, Das hat mit dem Alltagstheater nichts gemein, Das erinnert auch an die großen Menschentragoedien nicht, die das Menschliche in uns schrecken und läutern; es ist eine künstliche Kunst, die vom Primitiven den Schein nur borgt und mit den sublimirtesten Reizen an die Nerven sich drängt. In den Nerven beginnt langsam aber der Widerstand; man will so ganz sich nicht geben, von dem Zauberer sich nicht überwältigen lassen. Und auch der Nebel wird unbequem: schon verschwimmt vor den Blicken das Bild, in den Schläfen regt sich ein schmerzhaftes Pochen und um die Augenhöhlen lastet ein bleierner Ring. Der Bann, hofft der Hörer, muß doch zu brechen sein; er bäumt, er zwingt sich, rechtwärts, linkwärts zu blinzeln: und überall sieht

er verzerrte Mienen, eine gespannte Gier und den matten Schweiß, den Niederschlag des süßlich parfumirten Nebels. Umsonst: der beklemmende Zauber weicht erst mit dem letzten Ton. Draußen athmet man frei und derb irdische Triebe melden sich. Da wird gegessen und konversirt, Bier und Sekt getrunken, auch wohl ein Bischen gewitzelt und emsig geliebelt, geäugelt; ein mondänes Treiben, von dem man behaglich in das dämmernde Thal, auf die stille Stadt hinunterblickt. Der Kluge, denkt man, war doch nicht klug genug: sonst hätte er vor so langen Pausen sich gehütet; jetzt soll er nicht zum zweiten Mal mich überwältigen; und mit kühlem Lächeln klemmt man sich durch die Sitzreihen. Aber das Zauberspiel beginnt wieder, nun wirbelt ein Scirocco schwüle Dünste auf, aus Klingsors Blumengarten wehen berauschende Düfte uns an, süße zuerst, wie aus prangendem Rosenhag, dann ein ekler Leichengeruch von faulig welkenden Blättern. Und der Nebel ist wieder da, der Ring und das Pochen, und keine Möglichkeit winkt, dem Zauber nun noch zu entweichen. Ein gräßlicher Genuß ists, einer, dem man entfliehen möchte und von dem es doch kein Entrinnen giebt. Am Schluß, wenn die feierlich gefügte Karfreitagsweihe verklungen ist und in der Glorie der Gral noch einmal erglüht, wenn aus der Höhe die Knaben des Heiles Vollendung singen und ein demüthiges Jubeln sich auf in die Lüfte schwingt, dann erst zerflattert der Nebel und aus der wirren Fülle des neu Erlebten bleibt nur ein Gefühl dumpfen Unbehagens zurück: Etwas wie ein Gefühl des Bedauerns, daß man mit allen Sinnen und Nerven empfunden und gelitten hat, ohne doch klar zu erkennen, wofür man litt und empfand. Eine Hypnose wars; ein starker Wille hat die schwächeren Willen gebrochen und sie unbarmherzig gezwungen, in anbetender Inbrunst vor dem Willenlosen niederzuknien.

Vielleicht haben Andere das Gedicht anders, vielleicht besser verstanden; aber ich habe bisher um Belehrung mich vergebens bemüht, bei den klug Empfindenden vom Stamme Hanslicks, die mit nüchterner Rationalistenweisheit Wagner widerlegen wollten, und bei den Schwarmgeistern, die ihm ekstatisch Gebete lallen. In dem weiten Bühnenhause saßen gewiß in keinem Jahr Viele, denen deutlich ward, was sie erregte und fiebern ließ; „menschliche Theilnahme“ war es nicht, denn zwischen der Menschlichkeit und dem Weihfestspiel gähnt der mystische Abgrund. Manches wirkt ja die Autosuggestion: man hat eine Reise gemacht, Zeit und Geld

angewendet, nun ist man in Lourdes und zum ersten Mal erschließt sich die Grotte dem Blick; die Kraft und die Gier aller Sinne hat sich gesteigert und jeder Nerv ist straff angespannt. Auch die klug bedachte Harmonie der Aufführung übt ihren Zauber; mag Einzelnes schlecht gespielt und gesungen werden, mag man von der automatenhaft unpersönlichen Darstellung den Eindruck empfangen, daß auch auf der Bühne die Willenlosigkeit zum höchsten Grundsatz erhoben wurde: die Einheit des Ganzen ist hier, einmal, Ereigniß geworden. Doch das Alles genügt nicht, um die unerschaute Thatsache zu erklären, daß Tausende hier in Lust und in Schmerz erbeben, ohne zu wissen, wofür ihr Gefühl sich erhitzt. An das Moment des „Ahnenmachens" muß man denken, von dem Nietzsche spottend spricht, an das Spiel mit dem Unendlichen und dem Bedeutenden, an die Mischung von Künstlichkeit, gewaltthätig überrumpelnder Brutalität und dämmernder Einfalt, um für die niederreißende, die verherende Wirkung irgendein Verständniß zu finden. Ein Bischen Heuchelei ist auch mit im Spiel: der Wunsch, um keinen Preis unklüger als die Nachbarn zu erscheinen; und diesmal ist dem Protzenwunsch die Erfüllung verbürgt: denn in der Hohen Schule der Hysterie stellt die verworrene Ergriffenheit ganz von selbst sich ein. Kirchliche und künstlerische Reizungen fließen zusammen, die wach gekitzelten Sinne werden mit harten Ruthen gepeischt, in die Nüstern strömt hieratischer Wohlgeruch; und ringsum braust und kreischt und heult und stöhnt ein lockendes Meer von Tönen, das ein unerbittlicher Poseidon beherrscht. Das reine Denken verfällt der Narkose und die Ahnung zieht in die Seelen ein, die Ahnung eines erneuten, eines „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten" Christenthums, einer heiligenden Erlösung (mit herrlichen Dekorationen), eines mystischen Mitleidensbundes für blasirte, müde, einfältigem Glauben längst entfremdete, vom raffinirtesten Reiz nur aufzurüttelnde Geister.

Dem Genius Richards Wagner ward die Gabe, sein Wort immer zur rechten Stunde zu sprechen. Wagners philosophisches Spekuliren, das mehr ein Knabbern und Schlecken an allen Systemen ist, wird nicht lange leben, aber er selbst wird, als ein Künstler von beinahe unbegreiflicher Kraft nicht nur, sondern auch als Persönlichkeit, immer der größte Repräsentant einer Zeit bleiben. Einer? Einiger Zeiten; denn er hat mehr als eine Epoche zu poetischem Ausdruck geführt. Sein rastlos bewegter Geist war wie der Strang

an der Riesenglocke seines Talentes; an den Strang hingen sich alle neuen Gedanken und Wünsche, alle Sehnsucht und Brunst: und oben erklang dann die Wunderweise. Er war hitziger Revolutionär, als alle Ideologen sich für Revolutionen begeisterten, und sein Fehderuf galt damals dem Christenthum, das dem künstlerischen Ausdruck der neuen Welt widerstrebe. Mit der Zeit wandelte auch er sich; nur seinen Siegfried liebte er fort, den Verächter und Brecher alter Verträge, der immer moralllos sich diesseits von Gut und Böse hielt; aber Brünnhilde mußte nun die Weltvernichtung singen. Und wieder über ein Weilchen bedrohte den alternden Romantiker das von Goethe mahnend angekündete Verhängniß, am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten zu ersticken; der selbe Mann, der früher das christliche Kunstideal eine „fixe Idee“ und das „Gebilde eines Fieber-Paroxysmus“ genannt hatte, weil es „außerhalb der menschlichen Natur“ seine Ziele und Zwecke sucht, haschte nun nach dem übersinnlichen Parsifalstoff und mühte mit letzter Kraft sich um die Erfüllung eines christlichen Kunstideals. Er mußte dahin kommen; und die Abendröthe eines nach langer Entbehrung von beispiellosen Erfolgen gekrönten Lebens gab ihm die Weihestimmung. Noch einmal drängten alle alten Motive sich vor seinen Blick und die alten Requisiten sogar wurden noch einmal gemustert; des Tannhäusers Sinnenbrand, die zwingende Macht der Venus Astarte und der hehre Erlöserberuf reiner Frommheit, des Holländers Unrast, Lohengrins blinden Glauben fordernde Liebe: mit Allem mußte am Abend noch der alte Meister sich auseinandersetzen; und selbst für den Schwan und für Wotans Heiligen Speer suchte und fand er den Platz. Nach Erlösung hatte sein Dichten sich immer gesehnt und der Reine Thor wurde ihm jetzt zum Erlöser. Aber auch die Zeit war, da die Göttin Vernunft die Gier der Dürstenden nicht gestillt hatte, für ein so raffinirtes Evangelium allmählich reif geworden und eine überreizte, entnervte, erschlaffte Gesellschaft stürzte hastig sich in den mystischen Abgrund und starrte, in wollüstig bangen Schauern, aus der Tiefe zu der Glorie des Grales empor.

Seit ich, ein zu Wagner noch Williger, aus Bayreuth das Empfinden heimbrachte, dessen Paraphrase hier versucht ward, hat das Parsifalbild, von Jahr zu Jahr, sich mir dichter umnebelt. Je öfter ich das Gedicht las, desto unleidlicher wurde mirs. (Fast alle wagnerische Dichtung; die schlichten Mythen- und Sagenstoff

bauscht und bläht, bis er Schwulstfalten wirft, in die der Tapezirer sacht häßliche Modernitätstopfen kann. Welche Wunderhofkrüppel sind aus dem Tannhäuser, dem Holländer, aus Gottfrieds Tristan geworden! Den Frevel, die paar Reichskleinodien germanischer Poesie durch „neue Fassung" zu verpfuschen, hat Wagner in die Mode gebracht. Ists nicht traurig, daß der in jedem Sinn unselige „Ring" Hebbels herrlich deutsches Nibelungendrama nicht nur, nein: auch den uralten Heldensang aus dem Gedächtniß drängen durfte? Die in Felle gewickelten décadents, die aus Schopenhauers Krümeltüte genascht, mit dem rechten Ohr Gobineau, mit dem linken Flaubert belauscht, mit gierigem Auge den Hugo, Sue, Scribe die wirksamsten trics abgeguckt haben, sind mir ein Gräuel. „Vermählen wollte der Magen Sippe dem Mann ohne Minne die Maid." „Hunding freite ein Weib, das, ungefragt, Schächer ihm schenkten zur Frau." Mich überläufts, wenn ich Wolfes, des Wilden, Zwillinge so reden höre und, immer wieder, die kalt errechneten Pausen stummer Ekstase durchfrösteln soll. Unter dem Eschenstamm wird von dicken Männern und „leidenschaftlich" im entblößten Fett bibbernden Damen ein pariser Ehestück gemimt. Und Wotan und Fricka; und der Walkürenschwarm, der vom Heervater wie von dem strengen Töchterschulvorsteher schwatzt und nie das Blut eines Helden gerochen hat. Manche Weise ist hoher Wunder voll, noch an den schwächeren Stellen die Musik stets genialisch geistreich; und andere Opern, unvergängliche sogar, haben viel dümmeren Text. Alles kommt schnell in Ordnung, wenn man zugiebt, daß auch Wagners Werke richtige, robuste Opern sind, von einer neuen Sorte, aus denen Geniebliţe aufleuchten, und uns nicht mehr mit ihrer „unendlichen Bedeutung" langweilt. Wotans „Philosophie" ist uns nicht ernster, nicht wichtiger als Sarastros; und der Behauptung, daß die Brabanterin Elsa „der unbewußte Geist des Volkes ist", müßte aus Himmeln und Höllen der Menschenbrust derbes Hohngelächter antworten.) In der glitzernden Reihe der reifen Werke stehen die „Meistersinger" ganz vorn; die gesundeste, innerlich und an sichtbarer, duftender Blüthe reichste, deutscheste Schöpfung des über die tönende Welt Meister Gewordenen. Danach kommt der „Tristan", dessen unfein gefügtes, häßliches Gebälk von der heißen, Frucht zeugenden Sonne aus der Wesendonckzeit, Wagners männlichster, dem Blick noch heute vergoldet wird. Nur hier klingt, jauchzt,

schluchzt, rast echter Sinnenrausch, den Richards Händchen sonst, im Venusberg und in Elsas Brautgemach, unter Hundings Esche und Brünnhildens Felstanne, vergebens hervorzupeitschen, zu künsteln trachtet. In „Parsifal“, dem letzten und schwächsten Werk der Reihe, sind alle Strecken, die blühen, in Gluth prangen sollten, welk oder kahl. Die Buhlschaft der Blumenmädchen ist Lippenprahlerei; nie schlangen ihre Glieder sich brünstig um eines Mannes, immer sind die hold sein Wollenden, die, dem Mythos weltenfern, dem Ton, der Grimasse geldsüchtiger Ballhaushürchen nachäffen, „allein erwacht“ und ihr eiferndes Gezirp von „wonniger Labe“ und „minnigem Mühen“ hitzt keinem Jüngling die Haut. Noch vermag der alte Meister die Wunderweise und der dritte Aufzug (Karfreitagszauber; die Begegnung der zwei Züge mit dem Gral und mit Titurels Sarg) ragt in Höhen, die ein Greisenfuß kaum je erklettern konnte. Noch dieser Grat aber hebt mich nicht über das Mißgefühl hinweg, das die Mummenschanz mit Symbolen und Sakramenten des Christusglaubens in mir geweckt hat. Der König, der siech ist, seit er Kundry (den widrigsten Bastard aus Hugos Samen und einer Orienthündin Lenden) umfangen hat; Parsifal, den nur Hexenkunst oder Döderleins Konservensperma zum Vater Lohengrins gemacht haben kann; das ganze Spiel mit dem Skopzenideal einer sich gar heldisch spreizenden Manneskeuschheit: von so schlimmem Schauspiel sehnt das Auge sich in den Dunstkreis des jungen Wagner zurück, der für Feuerbach, den Preiser „gesunder Sinnlichkeit“, erglühte; wird das Ohr zur Aufnahme des grausamsten Spottes gestimmt. Was (fragt Nietzsche, der vom Erlöser Erlöste) „ging Wagner eigentlich die männliche (ach, so unmännliche) ‚Einfalt vom Lande‘ an, der arme Teufel und Naturbursche Parsifal, der von ihm mit so verfänglichen Mitteln schließlich katholisch gemacht wird? War dieser Parsifal überhaupt ernst gemeint? Denn daß man über ihn gelacht hat, möchte ich am Wenigsten bestreiten; Gottfried Keller auch nicht. Der Parsifal ist ja ein Operettenstoff par excellence“. Und von Turin her dröhnt aus dem Hammerschlag noch andere Frage:

„Ist Das noch deutsch?
Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sichselbstzerfleischen?
Deutsch ist dies Priesterhändespreizen,
Dies weihrauchdüftelnde Sinnereizen?
Und deutsch dies Stürzen, Stocken, Taumeln,
Dies zuckersüße Bimbambaumeln?“

In dem vierhundertjährigen, von Lombardos Kunst einst erbauten Palazzo Vendramin ist am dreizehnten Februar 1883 Wagner gestorben. Nach deutschem Reichsgesetz endet (für Werke der Literatur und der Tonkunst) „der Schutz des Urheberrechtes, wenn seit dem Tode des Urhebers dreißig Jahre abgelaufen sind". Das nächste Jahr löst Wagners Werke also von der Tributpflicht; giebt jedem in selbständigen Theaterbetrieb Zugelassenen das Recht, sie aufzuführen; liefert sie aus privatem Besitz in die schmale Schatzkammer civilisirter Menschheit. Endlich. Vielleicht erleben wir in der Reichshauptstadt nun die Gründung eines Opernhauses, in dem die Kunst, nicht die Kitschsucht eines Intendanten regirt; in dem alle beträchtlichen Musikdramen heimisch sind (Gluck, der ganze Mozart, Weber, Marschner, die besten Italer, Franzosen und Slaven. Jetzt? Jahre lang werden Iphigenie und Konstanze, Euryanthe und Norma, Heiling und Joseph, der Wasserträger und der Barbier von Bagdad uns nicht sichtbar und die Pforte, die sich leoncavallischem Schund aufthut, schließt sich dem letzten Meisterwerk aller Opernkunst, dem „Falstaff" des Menschenbeglückers Verdi); eines Hauses, wo der Schauer von dem fahlen Spontinismus putzsüchtiger Regie nicht den Blick zu wenden, der Hörer sich des chorischen Zufallsgestümpers nicht zu schämen und auf Gipfeln nicht Angelsachsen zu dulden braucht, deren Klangkraft oder Singkunst dem londoner oder newyorker Anspruch nicht genügt und die sich drum gern nach Berlin vermiethen. Ohne Wagner konnte solches Haus sich nicht halten; von 1914 an würde es möglich, wenn die hundert reichsten Berliner alljährlich je fünftausend Mark dafür spendeten. Was ist seit Wagners Tod geschehen? Fast alle Opernbühnen haben vom Ertrag seiner Werke ihr Leben gefristet; die Aufführungen und der Zins der Verlagsrechte haben den Erben Millionen und Abermillionen eingebracht. Dreißig Jahre lang. Diese Erben haben sich als Privatrentner betrachtet und niemals zu einer Leistung ans Kunstreich verpflichtet gefühlt. Das war ihr Recht; und thöricht ists, ihnen vorzurechnen, was sie auch an den bayreuther Festspielen (sechzehnhundert Plätze, deren jeder fünfundzwanzig Mark kostet: also Abendeinnahmen von vierzigtausend Mark) verdient haben könnten oder müßten. Nur sollen Schwätzer nicht versuchen, Bayreuth für eine öffentliche Institution auszugeben, deren Wahrung zu den heiligsten Pflichten deutscher Nation gehöre. Das aber ver-

suchen sie jetzt; wieder. Als „Parsifal“ in Amerika aufgeführt werden sollte, schrillte uns ein Pfauengekreisch ins Ohr und die zur Mitwirkung Bereiten traf der bayreuther Bann; ein Gestöhn, Geflenn, Gezeter ward laut, als sollte ein Tempel geschändet, Jauche in den Heiligen Gral geschüttet werden. Doch die Erdrinde barst nicht; Sachkundige fanden die newyorker Aufführung gut, Klingsors jardin de danse farbiger, heißer als je in Bayreuth; und die ehrfürchtige Neugier nach dem Werk ermattete bald. Jetzt gehts um Höheres. Parsifal soll nur den Frankenhügel, nie das Holzrund einer anderen Bühne beschreiten; das Urheberrecht soll für das „Bühnenweihfestspiel“, nur für dieses eine, nicht gelten. (Den Vorschlag, das Gesetz so zu ändern, daß fortan jeder Urheber die Darstellung seines Werkes für alle Ewigkeit verbieten oder an fixe Bedingungen knüpfen dürfe, brauchen Mündige nicht erst zu erörtern.) Gründe? Unsere Alltagsbühne sei des erhabenen, erhabensten Werkes unwürdig. Nicht unwürdig aber, Faust und Don Juan, Macbeth und Fidelio, den homburger Prinzen und den Griechen Gyges, Tasso und Figaro, Wallenstein und Götz zu herbergen; Gedichte, deren jedes den Parsifalspuk überdauern wird. Eine dumme Frechheit (die beinahe aber dadurch versöhnt, daß sie auch Wagners Sachs, Tristan, Siegfried nebst den blonden und braunen Geschwistern in die zweite Klasse des Kunststandes hinabstößt). Der alle Tiefen und Höhen christlicher Glaubenslehre umspannende Stoff. (Mummenschanz.) Banausen mags ärgern, daß auf der Stätte, wo heute Faustens Männer- und Weiberhimmel aus Wolkendunst tauchen, gestern gehüpft und geträllert wurde; Bildungphilister mögen ihr Haupt verhüllen, wenn aus der Messe, dem Requiem ihr Gedächtniß zu Rosalinde von Eisenstein schlittert, die, mit keck gerafftem Röckchen, auf den selben Brettern neulich Walzer tanzte. Hellas war, auf seine Art, auch recht fromm und empfand das Drama als Kulthandlung; freute sich aber noch unter der selben Sonne des derbsinnlichsten Satyrspieles. Drittens: das Publikum. Ist das bayreuther etwa aus edlerem Lehm als ein anderes? Christlicher und zu Läuterung ernster bereitet? Ist der Weihe unwerth, wer für den Platz nicht fünfundzwanzig, für Reise und Aufenthalt nicht (allermindestens) sechzig Mark aufbringen kann? Der Markgrafenstadt fehlt just das beste Publikum: arme Jugend, die das Einlaßgeld erdarbt hat und fiebernd, im hohen Pferch, der Kunstwunder harrt. Unter den

Snobs, Protzen und von Hysterapein Geschüttelten wäre sie das Salz fränkischer Erde. Viertens aber (und erstens): „Der Meister hat gewollt, daß Parsifal nur in Bayreuth diene und throne.“

Hat er? Gesagt und geschrieben hat ers oft (ist aber sechs Monate nach der ersten Aufführung gestorben). Daß er schwankte und dem Entschluß nah war, dem Hoftheater seines Maecenas Ludwig das Aufführungrecht zu gewähren, ist bezeugt. Das Recht, die Orchesterpartitur in den Handel zu bringen, hat er verkauft: und war zu geschäftsinnig, um nicht zu bedenken, daß er mit diesem Recht auch schon das zur Aufführung (für die Zeit nach der Schutzfrist) hingab. War der Monopolplan ihm Herzenssache, dann konnte er ihn dadurch sichern, daß er der Kauflust die Orchesterpartitur weigerte und für immer so die Einstudirung hinderte. Dann aber hätte er den Spätling wohl auch nicht ein Bühnenweihfestspiel genannt. Bayreuth hatte ja schon sämmtliche Weihen; den anderen Bühnen, den noch profanen, sollte die Reine Thorheit sie bringen. Auch der Tetralogie ward zuerst das Festspielhaus als Lebensbereich zugewiesen; auch von dem „Ring“ gesagt und geschrieben, er dürfe vom Hügel nicht in den Kehricht des Alltagstheaters gleiten. Ueber ein Kleines ging der Impresario Neumann mit dem Kleinod auf die Wanderschaft durch Europa, stellte es, mit des Meisters Segen, auf den muffigsten Balletbühnen zur Schau; und längst wagt nur blinde Befangenheit noch die Behauptung, Bayreuth allein habe den echten Ring. Wie Wagner heute der Parsifalfrage antworten würde, weiß Keiner. In einem Brief an Herrn Hans von Wolzogen (aus dem März 1882) stützt er den Reservatwunsch auf zwei Gründe: „Der äußerliche betrifft die Einträglichkeit solcher Aufführungen, sobald sie nirgends anders als einzig nur unter meiner Aufsicht in Bayreuth dem Publikum dargeboten werden; der innerliche Grund betrifft dagegen den durchaus unterschiedlichen Charakter dieses meines Werkes, mit dessen Dichtung ich eine unseren Operntheatern mit Recht durchaus abgewandt bleiben sollende Sphäre beschritt.“ Der so sprach, war in steter Geldklemme, allen Witzgewerbetreibenden Wonne, Trost, Nothanker und auf dem Schaugerüst noch von Cortez und dem teuflischen Robert, von Sardanapal und Satanella bedrängt. Heute sähe er beide Gründe entkräftet. Wäre ein reicher Mann, der Selbstherrscher allen Opernwesens; und müßte, nach einem Rundblick über die Bühne, die der Herrgott und die Heilige Jungfrau,

Jesus und Johannes, Maria von Magdala und Antonius von Padua beschritten haben, sein Urtheil über die „unseren Operntheatern mit Recht durchaus abgewandt bleiben sollende Sphäre“ aufheben. Sparet das Gefackel mit dem „Willen des Meisters“. Wird dem, wo ihn kein Paragraphengitter einschränkt, in Bayreuth immer von gehorsamer Ehrfurcht etwa Reverenz erwiesen? Wagner wand sich (öffentlich) in Qual unter dem Zwang, „an die Neugier des Publikums allgemeinhin sich zu wenden, indem Eintrittskarten zum Verkauf ausgeboten werden mußten“. Das wäre schon lange nicht mehr nöthig; geschieht aber in jedem Festspieljahr. Wagner wollte „eine größere Anzahl von Freiplätzen an Unbemittelte, namentlich Jüngere, Strebsame und Bildungslustige, zugewiesen sehen“. In drei Jahrzehnten ungeahnt fetter Ernten hat man von solcher Zuweisung allzu selten gehört. Wagners Plan verhieß: „Unter der Anleitung eines spezifischen Gesangslehrers sollen von Sängern und Sängerinnen alle guten dramatischen Werke, vorzüglich deutscher Meister, nach meinen besonderen Angaben hierfür eingeübt und zum Vortrag gebracht werden.“ Wer vernahm noch davon? Bayreuth ist das Wagnertheater der reichen Leute geworden, geblieben. Hat nie nach dem Ruhm gelangt, Don Juan, Fidelio, Figaros Hochzeit, die Zauberflöte oder den Freischütz in vorbildlicher Darstellung zu zeigen. Hat mit seinen Millionen, seinen Propagandamitteln für die Förderung deutscher Kunst nichts gethan; weder einem neuen Tonkünstler, Brahms, Wolf, Strauß, Pfitzner, Mahler, Humperdinck, Reger, Weingartner, vorwärtsgeholfen noch eine andere Kunstprovinz gedüngt. Keinen Musikerhort gestiftet, keinen Nothhafen für den Sängerschwarm gegründet, keine Freivorstellung, nicht eine einzige, gespendet. Trotzdem die Erben aus dem Werk, zu dem sie nicht im Geringsten mitwirken konnten, Einkünfte hatten, wie nirgends und niemals sie eines Künstlers Lebensleistung erbrachte. Tadelt nicht, richtet nicht; freut Euch des ansehnlichen Familienunternehmens und seiner sauberen Theaterkunstarbeit. Lasset endlich aber von dem Versuch, es in das Zion, die Hochburg, das himmelan ragende Heiligthum deutscher Volkheit umzufälschen.

Wenns wider ein Gesetz gehen soll, sind die Künstler gern vornan. („Wozu denn all diese blödsinnigen Gesetze? Dem echtbürtigen Künstler reichen sie nicht bis an den Knöchel. Und Parsifals Sperre ließe zwei Jahre lang keine neue Oper, außer Richards

des Zweiten, durch.") Andere wissen, daß sie in Wahnfried nicht mehr willkommen wären, wenn sie den Gralsschützern ihre Unterschrift geweigert hätten. Ein Grüppchen von Andacht nicht völlig Getäubter fürchtet, das Greisenkind werde die rauhe Luft nicht vertragen, die durch großstädtische Schauhäuser weht. Und schließlich ist nicht unter Artisten nur die Schaar Derer klein, die vor der Möglichkeit zaudern, ihre Namen in die Zeitung zu bringen. (Wie „Kundgebungen des nationalen Gewissens" entstehen: riecht in die Küche und speit.) Ernst wirds nicht; keine Regirung kann, keine Partei sich zu dem Vorsatz erfrechen, die Bühnen dem Festspiel, das sie weihen soll, zu sperren. Die von Wagner gehöhnte, von Wagners Erben gehätschelte „Journalmacht" mag sich heiser schreien und müde schreiben: Parsifal kommt. Das ist gut. Ein Gigantenwerk darf nicht das Sondergut reicher Schlecker bleiben; eines schwachen Kunstkörpers Siechthum nicht ewig von Täuschern verschleiert werden. Der Knabe (den in Bayreuths allzu laut gerühmten „Musteraufführungen" ein zweiundfünfzigjähriger Halbfranzose mit verblühter Stimme darstellt) muß aus der Ofenwärme des Familienhauses in andere Zucht; das Spiel, nach dreißig Jahren, aus der Spiegelung in gewandelten, von Pietät nicht mehr feuchten Augen sich neu gestalten. Daß die alten Wagnerianer sich dagegen sträuben, ist begreiflich. Die waren Kämpfer und, mit den Schrullen und Hirnklappen des blutdürstigen Legionärs, ganze Kerle; furchtlos und fromm. Die von gestern? Sind nicht einmal klug; nur aus irrender Schlauheit der Sache verlobt. Kluge, mit feiner Witternase, hätten die Parsifalfrage gar nicht gestellt; nicht den Versuch erneut, hoch über aller anderen Kunst der Wagnerei, jetzt noch, einen Felsgipfelpalast zu bauen. Zu spät. Wagner ist uns ein großer Wille, ein großes, Wunder tönendes Werkzeug wirrer Zeitwünsche; doch oft Verführer auch und Zerstörer. Seid behutsam! Morgen vielleicht schlägt das Wetter um. Mozart ist erstanden. Der sächsische Zauberer hat die Jugend nicht mehr.

## Minimum.

„Um auf Wien zu wirken, läßt man die Thatsache der frankorussischen convention navale ans Licht und erreicht, daß zwischen Bulgarien, Griechenland, Serbien die Verhandlungen zum Abschluß fast reif sind und Rumäniens Eintritt in den Balkanbund gegen eine hohe Prämie wahrscheinlich ist. Oesterreich-Ungarn

ist seit 1908 auch eine Balkanmacht; und Graf Berchtold hat dem Polenklub betheuert, daß er niemals für fremde Interessen die austrische Wehrmacht einsetzen werde. Der nüchtern rechnende Herr Poincaré hat mit dem Erzstab seines starken Willens aus der ungefügen Form der Triple-Entente das Bild eines Dreibundes gemeißelt. Der schreckt uns nicht. Ruft, durch Lügenschwaden und Frisirladenstank, aber vor die bange Frage, ob der Leitung unseres Reichsgeschäftes nicht das richtige Augen- und Ohrenmaß fehlt." Diese Sätze waren vor vierzehn Tagen hier zu lesen. Seitdem ist Graf Berchtold nach Rumänien gereist, hat den König besucht und (in wohl bewußt undeutlicher Rede) die Großmächte aufgefordert, ihre Botschafter zu einer Balkankonferenz zu vereinen, die der Hohen Pforte die Möglichkeit und den Nutzen vorsichtiger „Decentralisation" zeigen soll. Zweck? Oesterreichs ungehemmte Initiativkraft zu erweisen; von Wien und von Bukarest aus den Präsidialanspruch der Balkanvormacht anzumelden; und einen schwerhörigen gasteiner Kurgast laut an den Stimmungwechsel zu erinnern, der entstehen mußte, als an der Spree gelobt ward: „In alle Wege mit Rußland." Wirkung? Berlins Offiziöseste müssen die Westmächte beschwören, für ein paar Herbsttage die Kluft zwischen Dreibund und Triple-Entente zuzuschütten und vor den Orientalen die Harmonie des Europäerkonzertes erklingen zu lassen. Aus dem Hallelujacircus unserer Oeffentlichen Meinung aber steigen Jubelpsalmen ins Regengewölk. Nie noch hat uns die Au so zärtlich gelächelt. Rußland? Unser mit Herz und Hand; will die Franzosen nur wieder anpumpen und pfeift ihnen dann: Nitshewo! Marinevertrag? Wußten wir längst (erste Version); ist (zweite) für absehbare Zeit ohne jede Bedeutung; lebt (dritte) nur in pariser Märchen; kehrt (vierte) ja den Briten die Spitze zu. Frankreich hat in Marokko einen neuen Roghi auf dem Hals und kann kaum noch athmen. (Wie klug, daß wir in den Kongosumpf abbogen!) England? Die ganze Ernte vernichtet; weder Geld noch Mannschaft für neue Schiffe. Dreibund? Fester als je. Und der Spanierkönig geht, um die neue Wachtordnung fürs Mittelmeer zu besiegeln, nur (seht Ihrs?) bis nach Bordeaux, nicht ins elysische Schloß. Das wird täglich gedruckt. Jauchzet; doch heischet nicht zu viel. Pochet den Reichsschöpfer aus der Sachsenwaldgruft und meldet: „England, Rußland, Frankreich sind verbündet und machen alle Geschäfte in enger Gemeinschaft." „Undenkbar! Wer regirt denn? Ach so ..."

# Die Universität der Zukunft.*)

Die Jugend ist der eigentliche Träger des Höchstmenschlichen, das eben im Fortschritt liegt. Die Pflanze und das Thier leben im stets gleichen Rhythmus der Jahreszeiten dahin und Generation über Generation tritt mit den selben Eigenschaften und Fähigkeiten in das selbe Leben hinaus, das schon die Voreltern seit unabsehbaren Zeiten führten. Wir müssen zu Perioden von Jahrmillionen greifen, wenn wir spontane Veränderungen in der Organisation der anderen Lebewesen erkennen wollen. Insofern sind sie alle von konservativer Beschaffenheit, in der sie sich ausschließlich an das „bewährte Alte“ halten und jede von außen kommende Beeinflussung nach dem Prinzip des geringsten Aufwandes so wirkungslos wie möglich zu machen suchen. Allein dem Menschen ist diese menschlichste aller Eigenschaften geworden, daß er mit dem Vorhandenen nie zufrieden ist und sich jeder nothwendigen wie freiwilligen Bethätigung mit der Frage gegenüberstellt: Kann Dies nicht verbessert werden? Und da er gefunden hat, daß es wirklich gar keine Bethätigung giebt, die nicht verbessert werden könnte, so sieht er sich der unendlichen Aufgabe gegenüber, das Was und Wie solcher Verbesserungen unaufhörlich zu erwägen und es bestem Erkennen gemäß auszuführen. Und in wem ist diese höchste menschliche Eigenschaft des Fortschrittbedürfnisses am Stärksten ausgeprägt? Niemand zweifelt, daß Dies eine spezifische Eigenschaft der Jugend ist. Wir erkennen leicht, daß es sich hier um eine physiologische Nothwendigkeit handelt. Denn das Lebenspotential, die Fähigkeit, die äußeren Energien dem eigenen Organismus einzuverleiben und sie in Arbeitleistungen aller Art zu transformiren, ist überall im jüngsten Organismus am Stärksten vorhanden, nimmt mit zunehmendem Alter ab und verschwindet zuletzt ganz. Ist das Lebenspotential verbraucht, so tritt der Alterstod ein. So reichlich die äußeren Energien dem Organismus dargeboten werden mögen: er vermag sie nicht mehr zu verwerthen. So braucht der eben befruchtete Keim nur Stunden, um seine Masse zu verdoppeln; später sind Tage, Wochen, Monate, Jahre erforderlich, bis die Arbeit an der individuellen Entwickelung geleistet ist und nun die Arbeit an der Gattung, die soziale Arbeit, beginnen kann. Für den Menschen tritt Das um die zwanziger Jahre seines Alters ein; diese Periode entscheidet für den Inhalt und Werth seines ganzen späteren Lebens.

Von solchen spezifisch menschlichen Fortschrittsleistungen sind

---

*) Ein Fragment aus dem neuen Werk des Geheimrathes Ostwald, das, unter dem Titel „Der Energetische Imperativ“, in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheint und, in fünf Abtheilungen, Philosophie und Unterrichtswesen, Organisation, Internationalismus und Pazifizismus behandelt und von Leben und Werk der Forscher Abbe, Curie, Ramsay, Van't Hoff berichtet.

nun wieder die wissenschaftlichen durchaus die höchsten. Denn die Wissenschaft ist das Mittel, und zwar das einzige, das uns erlaubt, den auf den Augenblick gerichteten Thierzustand zu überwinden und die Zukunft bewußt zu gestalten. In alten Zeiten, wo diese Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen, nur gering und bei Wenigen entwickelt war, hat man sie schon als allerhöchste Gabe, durch die ein Mensch über alles Andere emporgehoben wird, anerkannt und ihre Träger als Propheten, als Führer in allen wichtigen Angelegenheiten verehrt. Damals war, wie wir noch jetzt an zurückgebliebenen Völkern beobachten können, die Gesammtheit des Wissens in solchen einzelnen Personen vereint; Religion, Kunst und Wissenschaft wurden nicht unterschieden. Und der Besitz solchen Wissens und Könnens verlieh ihrem Träger eine solche Macht über Alle, daß es von ihm sorgsam gehütet und nur wenigen Auserwählten übermittelt wurde; die Anderen wurden durch alle Schrecken des Aberglaubens davon ferngehalten. Hier ist die Quelle jener religiösen Sagen, nach denen die schwersten Strafen Die zerschmettert hatten oder zerschmettern sollten, die sich fürwitzig die Früchte vom Baum der Erkenntniß anzueignen versuchten.

Nun sehen wir, daß aus dieser gemeinschaftlichen Wurzel die Kunst zuerst ihren besonderen Zweig getrieben hatte, der anfangs von der Religion noch durchaus abhängig war, bis er sich langsam selbständig gemacht hatte und sein eigenes Leben neben dem Dienst der Kirche begann. Viel später erst hat die Wissenschaft sich emanzipirt. Denn noch vor wenig mehr als einem Jahrhundert wurde einem Immanuel Kant amtlich verboten, Vorlesungen zu halten, in denen irgendetwas wie eine Kritik der damals geltenden religiösen Dogmen gefunden werden konnte. Und in der Verfassung unserer Universitäten tritt Dies noch bis auf den heutigen Tag hervor. Ich spreche nicht von den englischen und amerikanischen, in denen sich die mönchische Herkunft sogar noch in der amtlichen Kleidung der Studenten und Professoren ausdrückt, sondern von den deutschen, die zweifellos die höchste Entwickelung dieses höchsten Kulturorganismus darstellen. Unsere traditionellen vier Fakultäten haben einen etwas späteren Entwickelungzustand fixirt, den nämlich, wo sich aus praktischen Gründen von der theologischen Gesammtorganisation die Kunst des Rechtes und der Verwaltung auf der einen, die Kunst der Heilung des kranken Menschen auf der anderen Seite abgezweigt hatten. Diese bildeten (unter der Führung der Theologie als der höchsten) die drei höheren Fakultäten, denen die philosophische Fakultät als die niedere, als bloße allgemeine Vorschule für jene Fachstudien untergeordnet war. Wie es in der Natur der Sache liegt, lehren die drei höheren Fakultäten durchaus angewandte oder praktische Disziplinen, denn der Begriff der reinen oder freien Wissenschaft lebte damals nur als eine Ahnung in den hellsten Köpfen. Durch die Gewalt der Entwickelung ist dann aber im Lauf der Zeit die frühere Magd der anderen Fakultäten, die philosophische, die Heimstätte und Trägerin der höchsten Bethätigungsform

menschlicher Wissensarbeit, der reinen oder freien Wissenschaft geworden. Die drei älteren Fakultäten blieben dauernd auf ihre unmittelbaren und praktischen Zwecke beschränkt, während sich die vierte (wenn auch nicht ausschließlich) im Sinn der freien Wissenschaften entwickelte. Die inzwischen mit größerer und immer größerer Wichtigkeit auftretenden anderen Bedürfnisse der angewandten Wissenschaften, insbesondere die sich auf Technik und Handel beziehen, fanden keine Unterkunft neben den alteingesessenen praktischen Fächern; und so müssen wir bei uns den unerfreulichen Zustand beklagen, daß zwar ein Theil der angewandten Wissenschaften an den Universitäten gelehrt wird, ein anderer, nicht weniger wichtiger, aber jüngerer sich dagegen andere Daseins- und Bethätigungsformen suchen muß. Dadurch ist der Name Universität, der die Gesammtheit des höheren Wissens zu umfassen beansprucht, in grellen Widerspruch zu dem Inhalt und Umfang der in ihr vereinten Wissenschaften getreten; und nur die Gewohnheit, welche die gebräuchliche Wortbedeutung aus dem Namen schwinden ließ, verdeckt uns die grausame Ironie, die in diesem Namen liegt.

Wenn also die deutschen Universitäten denen der anderen Nationen überlegen sind, so verdanken sie es nicht sowohl dem Umstande, daß sie vollkommen den Ansprüchen genügen, welche die Nation an ihre Beschaffenheit stellen kann und muß, sondern dem, daß die Universitäten der anderen Länder noch weniger als die deutschen sich den Forderungen unserer Zeit anbequemt haben. Der eigentliche Ruhm unserer Universitäten ruht auf den Leistungen der philosophischen Fakultät, die in ihrer Aufnahme der reinen Wissenschaften die modernste geworden ist, und daneben auf der nächstverwandten medizinischen. Fragt man aber einen Ausländer, der bei uns studirt hat, ganz genau nach Dem, was ihm das Werthvollste gewesen sei, so stellt sich als solcher höchster Werth immer die Möglichkeit der wissenschaftlichen Arbeitgemeinschaft mit dem schöpferisch thätigen Lehrer heraus. Jeder Schüler findet die Möglichkeit, nach persönlicher Begabung und persönlichem Bedürfniß zu arbeiten. Der Lebhafte kann beliebig schnell, der Bedächtige beliebig langsam sich der Arbeit hingeben; er muß nicht zu einer vorgeschriebenen Zeit fertig sein, und je gründlicher er seine Aufgabe behandelt, um so größere Anerkennung findet er. Es ist also wesentlich freigewählte Arbeit, die er thut: und da ist die Quelle jenes unermeßlichen Glückes, das Jeder empfand, der diese Art des Unterrichts in einigermaßen vollkommener Ausprägung erfahren hat.

Als die Grundform, gleichsam die Zelle im Organismus der Universität erweist sich an den Stellen, wo sie so recht lebenskräftig ist, also ein Gebilde, das ich kurz die Werkschule nennen möchte. Sie besteht in ihrer einfachsten Gestalt aus einem Mann und einem Arbeitraum, in dem er täglich mit seinen Schülern zusammen thätig ist, kann aber die Gestalt einer ausgedehnten Anstalt mit zahlreichen Gebäuden und einem mannichfachen Hilfpersonal annehmen. Die Organisation, wie wir sie brauchen und wie sie sich mit mehr oder weniger deutlicher

Ausprägung an allen Hochschulen (Anstalten, die bis zum freien wissenschaftlichen Schaffen führen) entwickelt hat, steht aber in einem eigenthümlichen Gegensatz zu der traditionellen Fakultätenorganisation. Diese ist, so weit sie überhaupt noch Wirksamkeit besitzt, auf die Beschaffung eines hinreichend lückenlosen Gesammtunterrichtes zur Ausbildung der Studirenden für bestimmte Berufe gerichtet; sie hat also, ihrer Tradition entsprechend, nicht sowohl mit der Organisation der Forschung als nur mit der Organisation des Fachunterrichtes in solchen Dingen zu thun, die als wissenschaftlich zu Recht bestehend bereits anerkannt worden sind. Dies ergiebt einen inneren Gegensatz zwischen Lehre und Forschung, der sich denn auch überall praktisch geltend macht. Rein äußerlich zeigt er sich schon darin, daß die Institute und Laboratorien überall unabhängig von der Fakultät, der ihre Leiter als Professoren angehören, verwaltungtechnisch organisirt sind, wobei Schwierigkeiten nur dort aufzutreten pflegen, wo solche Institute ganz oder der Hauptsache nach gewöhnlichen Unterrichtszwecken dienen.

Hierdurch wird alsbald klar, wo die Zukunft der Universität zu suchen ist und wie die Universität der Zukunft beschaffen sein wird. Es handelt sich um eine Trennung der Funktionen, wie sie sich überall dort vollzieht, wo ein Organismus sich zu höheren Stufen entwickelt. Und zwar liegt die Trennunglinie zwischen den beiden Zwecken der Universität von heute: dem Zweck der Lehre und dem der Forschung. Noch werden diese beiden Berufe regelmäßig in eine Hand gelegt, ohne Rücksicht auf Goethes Wort:

> Zwar mag in einem Menschenkind
> Sich Beides wohl vereinen;
> Doch daß es zwei Geschäfte sind,
> Das kann man nicht verneinen.

Hierbei besteht der Widerspruch, der den vorübergehenden Charakter dieser Einrichtung kennzeichnet, daß zwar die Berufung auf einen Lehrstuhl bei der Neubesetzung von den wissenschaftlichen Leistungen der Kandidaten abhängig gemacht zu werden pflegt, daß aber die Verpflichtungen seines Amtes sich ausschließlich auf die Lehre, durchaus nicht auf die Forschung beziehen. Vernachlässigung der Lehrthätigkeit wird als Berufsvergehen angesehen und bestraft; Vernachlässigung, ja, völliges Aufgeben der Forschung dagegen kann vielleicht Berufungen an andere Stellen verhindern, macht dem Professor aber nie irgendwelche amtliche Schwierigkeiten.

Wichtig ist nun, sich darüber klar zu werden, an welcher Stelle sich der Schnitt vollziehen wird. Daß Lehre und Forschung „reinlich" geschieden werden, scheint allerdings das Nächstliegende zu sein, wäre aber ein grober Fehler. Denn bei vielen thätigen Forschern besteht nicht nur ein Wunsch, sondern durchaus eine Nothwendigkeit, an der Forschungarbeit eine Anzahl Schüler zu betheiligen, und für den werdenden Forscher kann man sich (außerordentlich hohe Begabungen ausgenommen) gar keinen günstigeren Entwickelungboden denken als die

Mitarbeit an der Forscherthätigkeit eines schöpferischen Geistes. So muß auch dem Forscher an seiner Werkstelle wenigstens die Möglichkeit einer Lehrthätigkeit vorbehalten bleiben; nur in der Beschaffenheit des Unterrichtes wird ein wesentlicher Unterschied bestehen; und ihn klar zu erfassen, ist von entscheidender Wichtigkeit.

Als ich noch persönlich mich in diesen Schwierigkeiten befand, scheiterte der Gedanke, etwa meine Lehrthätigkeit von meinem persönlichen Bedürfniß abhängig sein zu lassen und für den regelmäßigen Vorlesungunterricht anders zu sorgen, an dem Widerstande der Mehrzahl meiner Kollegen, der sich in dem Schlagwort konzentrirte: dann würde es ja Professoren erster und zweiter Klasse geben. Daß dieser Unterschied in der wissenschaftlichen Produktion jedenfalls besteht (wobei nicht ausgeschlossen ist, daß auch Professoren dritter Klasse vorkommen), kann natürlich nicht in Abrede gestellt werden; daß aber dieser Unterschied irgendwie amtlich zum Ausdruck kommen solle, erweckte unbedingten Widerspruch, insbesondere bei Solchen, die hierbei weniger günstiger abzuschneiden fürchteten. Dieser Thatbestand zeigt uns denn auch ganz eindeutig, an welcher Stelle sich die Funktionentrennung an dem alten, Universität genannten Organismus zu vollziehen anschickt. Es handelt sich um die Trennung des regelmäßigen Unterrichtes für die wissenschaftlichen Berufe, der auf die Uebermittelung bestimmter Kenntnisse und Fertigkeiten ausgeht, von dem persönlichen Unterricht, der sich auf die spezielle Ausbildung zu schöpferischer wissenschaftlicher Arbeit bezieht. Das Ziel des einen Unterrichtes ist die Ausbildung für das Amt, das des anderen die Einführung in die Technik des Entdeckens.

Durch diese bewußte und klare Trennung der beiden Funktionen wird dem gesammten hohen und höchsten Unterrichtswesen eine sehr günstige Entwickelung verbürgt. Denn dadurch, daß das Fachstudium zunächst von allen entdeckerischen Ambitionen befreit wird, die nun eine andere Stelle finden, kann es in einem viel früheren Lebensjahre begonnen werden, wodurch wieder der andere große Vorteil entsteht, daß die unerträglich lang gewordene Schulzeit verkürzt und im Durchschnitt mit etwa dem fünfzehnten Lebensjahr beendet werden kann. Auch kann der nun früher an die Hochschule zum Zweck der Fachbildung übergehende Schüler noch ein angemessenes Maß von Anleitung und Beaufsichtigung seiner Ausbildung finden, wodurch der jetzt so gefährlich wirkende Sprung von der viel zu großen Gebundenheit der Mittelschule in die unbedingte Freiheit der Studentenjahre überbrückt wird. Auch braucht die Führung und Beaufsichtigung der Fachstudenten nicht weiter zu gehen, als für eine regelmäßige Durchführung des Studienganges erforderlich ist; namentlich kann die zeitliche Beschränkung für die einzelnen Leistungstufen, die in grellem Widerspruch zu der fundamentalen Thatsache von den großen Verschiedenheiten des intellektuellen Tempos auch bei sachlich gleich gut begabten Studenten steht, aufgehoben und Jedem freigestellt werden,

jede einzelne Stufe, seiner Natur nach, schnell oder langsam zurückzulegen. Daß auch bereits für diese Anstalt das jede Individualisirung ausschließende und daher pädagogisch sehr niedrig stehende Verfahren der Vorlesung thunlichst einzuschränken und durch eine systematische Anleitung zu persönlich abgestuftem Selbststudium zu ersetzen sein wird, braucht nur kurz angedeutet zu werden.

Die Universität ist also in zwei verschiedene Anstalten zu trennen, die Hochschule und die Höchstschule, oder wenn man will, die Fachschule und die Forschungschule. Während die erste unter Auflösung der Philosophischen Fakultät in eine Anzahl von Fachschulen, entsprechend dem ursprünglichen Organisationplan der Universität, wesentlich im Besitz ihrer Einrichtungen bleiben und vielleicht durch eine noch etwas bestimmtere Organisation ihre Sonderwirkung zu verstärken bestrebt sein wird, kann sich die Forschungschule auf dem bereits eingeschlagenen Weg der Einzelinstitute weiter entwickeln. Hierbei wird sich voraussichtlich als zweckmäßig erweisen, nicht nur eine räumliche, sondern auch eine sachliche Verbindung zwischen beiden Anstalten bestehen zu lassen, in der Weise, daß jeder Hochschule wenigstens einige Institute der Höchstschule angegliedert werden. Doch scheint es nicht durchaus nothwendig, solche Institute immer nur im Zusammenhang mit den Hochschulen anzulegen; vielmehr können oft genug Gründe entstehen, die irgendeinen bestimmten Ort als besonders geeignet für bestimmte Forschungen machen, so daß er auch der Sitz einer Forschunganstalt werden kann. Denn der Hauptunterschied zwischen Beiden besteht darin, daß die Forschunganstalt durchaus auf einer bestimmten Persönlichkeit beruht, nach deren Aus- oder Hinscheiden sie fast regelmäßig eine mehr oder weniger starke Verschiebung ihres Charakters, zu der neuen Persönlichkeit hin, erleiden muß. Die Hochschule dagegen hat ihren Schwerpunkt in der Regelmäßigkeit und relativen Vollständigkeit der Fachausbildung. Sie wird deshalb der Sitz und Träger besonders entwickelter unterrichtstechnischer Einrichtungen sein, deren Bethätigung von der Beschaffenheit der lehrenden Persönlichkeiten zwar nicht unabhängig, aber doch nicht durchschlagend und maßgebend bestimmt sein wird.

Auch von den Schülern aber werden dann andere Eigenschaften zu verlangen sein, als sie bisher vom Studenten gefordert wurden. Fassen wir etwa nüchtern zusammen, was sich in den Studentenliedern als Inhalt und Ideal des Studentenlebens ausspricht, wobei wir gebührend darauf Rücksicht nehmen, daß die lyrische Poesie stets Anschauungen und Gefühle bevorzugt, die bereits vom wirklichen Leben weit überholt sind, so kommen wir doch zu der Vorstellung, es handle sich um eine überaus flache Art des Lebensgenusses unter dem Einfluß unaufhörlicher Alkoholvergiftung. Die goldene Studentenzeit wird hierbei in scharfen Gegensatz zu den späteren grauen Philisterjahren gestellt und als Gelegenheit angesehen, in der für diesen größeren Theil des Lebens schöne Erinnerungen gesammelt werden müssen.

Dabei ist viel von der Freiheit die Rede, wobei es sich allerdings wesentlich um die Freiheit zum Bummeln und Randaliren handelt. Denn politisch soll der Student ein Säugling bleiben und ihm wird als eine besondere Tugend angerechnet, wenn er sich grundsätzlich nicht nur von politischer Bethätigung, sondern auch vom politischen Denken fern hält. Mit diesem alten Studentenideal, das sich besonders scharf in dem Leben der Corps ausspricht, seinen Einfluß aber viel weiter erstreckt, muß nun freilich von Grund aus aufgeräumt werden. Es gehört dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert an und ziemt einem Studenten des zwanzigsten um so weniger, als der Student sich als Treiber zum Fortschritt im höchsten Sinn zu fühlen berechtigt und verpflichtet ist. Denn in allererster Linie steht für den allgemeinen Kulturfortschritt der Menschheit die Wissenschaft; sie ist das am Spätesten entstandene und daher nach allgemeinen biologischen Gesetzen höchste und feinste Organ der menschlichen Kultur. Der Fortschritt der Wissenschaft hängt nun durchaus von der jungen Garde ab, die sich ihrem Dienst widmet. Sich mit diesem Gedanken zu erfüllen: darin besteht das neue Studentenideal. Wer es kennt, wird darin nicht die Lebensfreude und Lebensbejahung vermissen, die das zweifellose Recht der Jugend ist; nur wird diese Freude nicht in gedanken- und sinnloser Vergeudung der überschießenden Lebensenergien gesucht, sondern in ihrer Bethätigung für die größten Aufgaben der Menschheit.

Wie kann denn aber eine solche Bethätigung überhaupt Freude machen? So wird hier vielleicht mancher Vertreter jener altgewordenen Pseudoideale des „goldenen Studentenlebens" fragen. Wir stoßen hier auf eins der tiefsten Gesetze des organischen Lebens, nach dem sich, vermöge des natürlichen Entwickelungvorganges, die Lebensnöthe immer in Lebensfreuden verwandeln. Wie wir Alle wissen, hat sich beim Menschen das Allernöthigste, das für die Erhaltung seines Geschlechtes Unentbehrliche, die Fortpflanzung, zu einer Quelle seiner stärksten Glücksgefühle entwickelt. Schopenhauer, der diese Thatsache zum Gegenstand besonders eindringenden Nachdenkens gemacht hatte, sah darin eine ganz raffinirte, teuflische List des blinden Willens zum Leben. Wir können heute etwas tiefer in diese allgemeine Thatsache hineinsehen, wenn wir im Sinn Darwins erwägen, daß solche Gefühle die Fortpflanzung am Stärksten sichern, daß sie sich also wegen ihrer Zweckmäßigkeit entwickeln und befestigen mußten. Und eben so werden wir begreifen, daß eine allgemeine Tendenz für den Uebergang aus Noth zur Lust vorhanden sein muß, weil solche Gefühlsbetonungen ein entsprechendes Uebergewicht beim Daseinskampf für die damit ausgestatteten Individuen bedeuten.

Die Anwendung dieser allgemeinen Betrachtungen auf unseren Sonderfall ist offenbar. Durch die Noth des Daseins geboren und dann als Glück zuerst bei ganz vereinzelten Menschen erschienen, ist dieses Glück erfolgreichen Denkens mehr und mehr auf eine größere Anzahl übergegangen. Aus solchen Menschen, bei denen diese neuen Glücks-

fähigkeiten am Stärksten entwickelt sind, werden dann die Denker und Forscher. Wir leben in einer Zeit, wo die Fähigkeit, dieses neue Glück zu fühlen, mehr und mehr Einzelnen zu Theil wird, was sich in dem ungeheuren Wachsthum der wissenschaftlichen Arbeit ausdrückt. Ich verkenne sicher nicht, daß heute auch unter den Studenten noch manche weniger entwickelte Menschen sind, die von diesem Glücke wenig oder gar nichts wissen und die wissenschaftliche Arbeit nur ungern und aus äußeren Gründen treiben. Aber wir haben durchaus das Recht, sie als Studenten zweiter Klasse anzusehen und jeden Versuch, ihre Denk- und Empfindungweise für das Studentenleben maßgebend zu machen, aus dem Bewußtsein zurückzuweisen, daß sie einer niederen Entwickelungstufe unserer Kultur angehören. So betrachte ich das von dieser Klasse mit einem ganz erklärlichen Ingrimm verfolgte „Fachsimpeln“, nämlich das leidenschaftliche Disputiren über wissenschaftliche und andere allgemeine Fragen, als die eigentliche Geistesnahrung und Lust des Studentenlebens. Wie oft kann ich selbst die ersten Anfänge von Gedankenreihen, die mir heute wichtig und fruchtbar erscheinen, auf die Redekämpfe zurückführen, mit denen wir in den Studentenjahren lange Nächte ausgefüllt hatten! Dies ist das Feld, wo sich die überschüssigen Energien der Jugend entladen können, denn hierbei erwirbt sich der jugendliche Geist durch eine mit leidenschaftlicher Freude bethätigte Uebung Das, was ihm das Wichtigste ist: die Fähigkeit schöpferischen Selbstdenkens. Hier ist das Feld, wo er überreichlichen Ersatz findet für die sinnlos gewordene Mensur, wo er sich für die schwereren Aufgaben des Mannesleben am Besten vorbereiten kann.

Aber die körperliche Entwickelung? Auch sie soll ihre Pflege finden; und sie muß schon allein dadurch erheblich besser werden, daß vermieden wird, den Körper durch Bier und Tabak täglich zu vergiften und zu ernsthafter Arbeit unfähig zu machen. Dies ist für mich die weitaus wichtigste Seite des Sporttreibens, daß es den schädlichen Einfluß solcher Nervengifte auf alle Sonderleistungen für Jedermann klar gemacht hat. So will ich gern das große Verdienst der Sportbewegung um die Befreiung der Jugend, nicht nur der studentischen, von jenen beiden Menschenfeinden anerkennen und ich betone ausdrücklich, daß hier noch ein weites Feld ersprießlicher und erfreulicher Thätigkeit offen steht. Aber einer Sportleidenschaft nach englischem oder amerikanischem Muster möchte ich nicht das Wort reden. Denn sie bedingt eine Verlegung des geistigen Schwerpunktes an einen falschen Ort. Man wird im Allgemeinen finden, daß hervorragende Sportleistungen, dem Gesetz von der Unerschaffbarkeit der Energie gemäß, mit geringen Leistungen auf anderen, insbesondere geistigen Gebieten parallel zu gehen pflegen. So wird die körperliche Bethätigung des deutschen Studenten besser einen anderen Charakter annehmen, der dem Körper zukommen läßt, was ihm gebührt, aber nicht vergißt, daß die erste und größte Aufgabe des Studenten die Entwickelung seines Geistes ist. Und zwar nicht nur die Entwickelung seines Intellektes, son-

dern auch die seines Willens. Nach meiner Erfahrung kommt auf zehn Menschen mit gut entwickeltem Intellekt höchstens einer mit gut entwickeltem Willen. Das rührt von einer grundsätzlichen Verkehrtheit unseres Schulunterrichtes her; es hängt auch mit einem theoretisch (wenn auch leider noch lange nicht praktisch) der Vergangenheit angehörigen Ideal der Regirung zusammen, die in dem Einzelnen nicht den Staatsbürger, sondern den Unterthanen sehen möchte und daher an einer ausgiebigen Entwickelung des Willens durchaus kein Interesse hat. Für die Selbsterziehung ist aber die Entwickelung des Willens mindestens eben so wichtig wie die des Denkens.

Großbothen. Professor Dr. Wilhelm Ostwald.

# G. w. U.

Der Vater des Zweckverbandes Großberlin, frühere Referent für Kommunalangelegenheiten im Ministerium des Innern, jetzige Ministerialdirektor Dr. Friedrich Freund, tritt mit dem Vorschlag hervor, durch reichsgesetzliche Regelung die Hindernisse zu beseitigen, die einer neuen Form für eine wirthschaftliche Gesellschaft entgegenstehen. Er will die „gemischte wirthschaftliche Unternehmung" (g. w. U.) einführen und damit einem leichteren Zusammenarbeiten der öffentlichen Körperschaften (Staat, Provinzen, Zweckverbände, Kreise, Gemeinden) mit dem Privatkapital und vor Allem mit dem privaten Unternehmungsgeist die Wege bahnen.

Darüber, ob die öffentlichen Körperschaften, insbesondere die Gemeinden, wirthschaftliche Unternehmungen selbst betreiben dürfen oder sollen oder ob sie diese grundsätzlich dem Privatunternehmer zu überlassen haben, wurde viel und lange gestritten. Eine volle Einigung ist nicht erzielt worden. Doch kann man für Deutschland und England feststellen, daß jetzt die Freunde solcher wirthschaftlichen Thätigkeit der öffentlichen Körperschaften die Mehrheit haben. Nicht in Frankreich. Da werden die Gemeinden gehindert, Betriebe in Regie zu übernehmen, die eben so gut von Privatunternehmern geleitet werden können, wie Gas- und Elektrizitätwerke, Abfuhrbetriebe und Aehnliches. In England sind die Bestrebungen, privatkapitalistische Monopolbetriebe in Regieverwaltung überzuführen, schon seit mehr als einem Menschenalter hervorgetreten und haben nach schweren Kämpfen jetzt fast überall zum Sieg der Munizipalsozialisten geführt. Auch in Deutschland hat es eine Zeit individualistischer Stellungnahme zu der behandelten Frage gegeben, aber diese ist dank dem Beispiel der Staatsbetriebe, der kommunalpolitischen Gesetzgebung und der Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts, auch in Folge der im Volksbewußt-

sein haftenden Ueberlieferung gemeinwirthschaftlichen Betriebes früherer Zeiten doch verhältnißmäßig leicht überwunden worden. Freund erinnert an die Allmende, die städtischen Kaufhäuser, Hafenbetriebe, Marktbuden, Fleisch-, Fisch- und Brotbänke, als deren Auferstehung er den heutigen Fisch- und Fleischverkauf der Gemeinden erkennt. Er lenkt den Blick darauf zurück, daß die alten Städte Mühlen, Färbereien, Ziegeleien, Steinbrüche, Schmelzhütten, Wäge- und Meßanstalten, Leihämter, Sparkassen, Leibrentenanstalten und Friedhöfe besessen und in Regie betrieben haben. Für die Gegenwart kann man sagen, daß der Kreis der Aufgaben, die eine Gemeinde sich stellen darf, unbegrenzt ist. Denn sie kann „Alles in den Bereich ihrer Wirksamkeit ziehen, was die Wohlfahrt des Ganzen, die materiellen Interessen und die geistige Entwickelung des Einzelnen fördert; sie kann gemeinnützige Anstalten, die hierzu dienen, einrichten, übernehmen und unterstützen".

Gründet die Stadt ein großes Unternehmen oder übernimmt sie ein bisher privatkapitalistisch betriebenes, „verstadtlicht" sie es, so zeigen sich in allen Verhältnissen des Betriebes Aenderungen gegenüber dem Privatbetriebe, die so einschneidend sein können, daß sie die wirthschaftliche Grundlage des Unternehmens gefährden. Das Beispiel der „Verstadtlichung" eines Straßenbahnunternehmens liegt nah. Vor der Uebernahme durch die Gemeinde hatte der Direktor, so weit er seine Maßnahmen nicht selbständig beschließen konnte, sich im Wesentlichen nur mit dem Aufsichtrath, oft nur mit dessen Vorsitzendem, ins Einnehmen zu setzen; den Angestellten und Arbeitern stand er meist mit aller Freiheit des Privatunternehmers gegenüber; er hatte nur die Interessen des Unternehmens wahrzunehmen und that es auch da, wo er sich Wünschen der Oeffentlichkeit entgegenkommend zeigte; schließlich hatte er die Rechnunglegung nur den Anforderungen eines kleinen, ohnehin mit den Verhältnissen des Unternehmens vertrauten Kreises anzupassen. Wie sehr ändert sich dieses Alles nach der Uebernahme durch die Stadtgemeinde! Der Direktor oder das Direktorium wird durch Dienstanweisungen geknebelt und in seinen Maßnahmen von Genehmigungen abhängig gemacht, die nicht mehr schnell erlangt werden können, sondern in einem langwierigen Verfahren durch Beschlüsse des Magistrats oder der Stadtverordnetenversammlung oder mindestens von Deputationen ertheilt werden müssen. Hierdurch leidet aber nicht nur die Schnelligkeit der Erledigung, sondern oft auch die Entschlußfreudigkeit der zur Leitung Berufenen, ganz zu schweigen von den Nachtheilen der Enthüllung wirthschaftlicher Pläne, durch die entgegengesetzt Interessirte aufmerksam werden. Die Angestellten werden oft städtische Beamte, auch die Arbeiter treten in ein anderes Verhältniß zur Stadtgemeinde als zu dem Privatunternehmen: die Konflikte zwischen dem Rechte des Bürgers und den Pflichten des Bediensteten sind da. Lohnkämpfe werden nicht mehr auf dem wirthschaftlichen, sondern auf kommunalpolitischem Boden ausgefochten, die Rücksicht auf den Wähler, der gewonnen oder beruhigt werden soll, geht oft der auf

die Wirthschaftlichkeit des Unternehmens vor. Aber auch dann glauben Interessentenkrei e die Wirthschaftlichkeit außer Betracht lassen zu dürfen, wenn es sich um eine Ausdehnung oder Gestaltung des Betriebes handelt, die gerade ihnen Nutzen verspricht. Natürlich fordern sie nur aus Gerechtigkeit, Gemeinsinn, sozialem Verständniß; und so weiter. Und selbst wo keine Eigeninteressen obwalten, herrscht das Schlagwort oder der Eigensinn eines Fraktionführers. Beispiele zu nennen, will ich mir ersparen. Schließlich aber wird durch die geforderte Art der Rechnunglegung der ganze Betrieb bureaukratisch und deshalb theurer. Wie Parlament und Oberrechnungskammer im Staate den Bureaukratismus züchten, so erzwingen die Stadtverordneten ihn in den städtischen Betrieben. Und nachher wundern sie sich darüber und beklagen die Umständlichkeit und die Kosten.

Wählt eine Stadtgemeinde nicht den Eigenbetrieb, sondern überläßt sie die Leitung und Finanzirung eines Unternehmens der Privatinitiative, indem sie das Unternehmen etwa konzessionirt und dabei es entweder unterstützt oder sich einen Gewinnantheil, ein Kaufrecht, einen Einfluß auf die Tarife ausbedingt, so werden die eben geschilderten Nachtheile zwar vermieden, dafür aber andere eingetauscht, die nicht minder schwer wiegen. Denken wir an den Vertrag einer Stadtgemeinde mit einem Elektrizitätwerk, der etwa auf fünfzig Jahre geschlossen werden soll. Das Werk kann der Gemeinde eine dauernde Einflußnahme auf den Betrieb nicht zugestehen; deshalb bietet sich nur bei dem Abschluß des Vertrages und bei künftigen Erneuerungen oder Verlängerungen die Möglichkeit, den Einfluß der Gemeinde geltend zu machen, etwa auf Versorgungbezirke, Gebührenhöhe, Gewinnabgabe, soziale Arbeiterfürsorge. Wer aber kann einen Vertrag so abfassen, daß er auf Jahrzehnte hinaus durch bestimmte Bezeichnung und Beschränkung der Rechte und Pflichten allen Möglichkeiten veränderter Verhältnisse gerecht wird? Wer vermag zu übersehen, welche Wandlungen die Technik im Betrieb selbst, bei den Konkurrenten (Gaswerken) oder den Hauptabnehmern (Straßenbahnen) herbeiführen und wie sie damit das Unternehmen beeinflussen kann? Da Niemand Dies vermag, ergaben sich leicht Verhältnisse, wie wir sie zwischen der Stadtgemeinde Berlin und der Großen Berliner Straßenbahn erlebt haben. Und noch komplizirtere sind leicht denkbar. Man stelle sich vor, daß eine Stadt am Gewinn eines Elektrizitätwerkes betheiligt ist und daß dieses Werk von seinem Hauptabnehmer, einer Straßenbahngesellschaft, aufgekauft wird, die nun den Eigenbedarf billig rechnet und jeden Gewinn verschwinden läßt. Oder man versetze sich in die Lage einer Stadtverwaltung, die ohnmächtig zusehen muß, wie ein unentbehrliches Verkehrsunternehmen durch unzureichende Abschreibungen und übertriebene Ausschüttung von Dividenden dem Verfall entgegengetrieben wird.

Um die Nachtheile des Regiebetriebes und des Vertragsverhältnisses zu vermeiden, ist man hier und da zu dem System der Betheili-

gung übergegangen. Aber auch auf diesem Wege kann eine voll befriedigende Lösung nicht gefunden werden. Betheiligt sich eine öffentliche Körperschaft so an einem Unternehmen, daß sie den Haupttheil des Kapitals zur Verfügung stellt und sich dadurch die Stimmenmehrheit sichert, dann wird der Anreiz für das Privatkapital zur Betheilung arg vermindert. Außerdem treten unter dem Einflusse der Körperschaft leicht die Nachtheile hervor, die wir als dem Regiebetrieb einer Gemeinde eigenthümlich kennen gelernt haben. Trägt die öffentliche Körperschaft zum Gesellschaftkapital nur den kleineren Theil bei und läßt sich vom betheiligten Privatkapital majorisiren, so setzt sie sich der Gefahr aus, für Handlungen der Gesellschaft, die sie nicht hindern konnte, die öffentliche Kritik hinnehmen, vielleicht sogar selbst eine Verantwortung tragen zu müssen.

Alle diese Schwierigkeiten der Regieverwaltung, des Vertragsverhältnisses und der Betheiligungsgemeinschaft will die von Freund empfohlene neue Gesellschaftform, die gemischte wirthschaftliche Unternehmung, vermeiden. Die öffentliche Körperschaft tritt in eine Aktiengesellschaft, Genossenschaft oder Gesellschaft mit beschränkter Haftung ein, mit einer Kapitalbetheiligung am eigentlichen Gesellschaftvermögen, die geringer ist als die des Privatkapitals. Hierdurch wird der Charakter des privatwirthschaftlichen Erwerbsunternehmens gewahrt und die Freiheit der Leitung von bureaukratischen, kommunalsozialen und ähnlichen Rücksichten gesichert. Die öffentliche Körperschaft stellt dem gemischten wirthschaftlichen Unternehmen dann ferner ihren Kredit zu einem billigen Satz zur Verfügung, indem sie den durch das Gesellschaftkapital nicht gedeckten Bedarf an Anlage- und Betriebskapital überweist und Schuldverschreibungen ausgiebt. Sie kann auch Grundstücke zum Selbstkostenpreis hingeben und Straßenbenutzungen umsonst gestatten. Schließlich soll sie auch ihre Beamten wie ihre öffentlich-rechtlichen Machtbefugnisse in den Dienst der gemischten wirthschaftlichen Unternehmung stellen. Ein Beispiel wird später zeigen, wie Dies gemeint ist. Das Unternehmen wird hierdurch stark gefördert und kann (da nun der Gegeninteressent zum Geschäftsfreunde geworden ist) alle einem Privatunternehmen sonst oft entgegentretenden Hindernisse leicht überwinden. Als Gegenleistung und zur Wahrung des Allgemeininteresses wird von der gemischten wirthschaftlichen Unternehmung aber eine Einschränkung der Freiheit ihres Handelns verlangt. Sie soll im Gesellschaftvertrage (Statut) der öffentlichen Körperschaft einen von einer Wahl der Gesellschafter unabhängigen Sitz im Aufsichtrath und ferner ein Einspruchsrecht wegen Verletzung der öffentlichen, etwa der kommunalen Interessen gegen alle Beschlüsse jedes Organs der Gesellschaft (Genossenschaft), also des Vorstandes, des Aufsichtraths und der Generalversammlung, einräumen. Dieser Einspruch soll aufschiebende Wirkung haben; der Konflikt ist durch ein Schiedsgericht zu entscheiden. Dieses wird aus einer gleichen Anzahl von Vertretern je der öffentlichen Körperschaft und der privaten Ge-

sellschaften unter einem von beiden Theilen zu wählenden Vorsitzenden zusammengesetzt. Auch ein Genehmigungvorbehalt ist denkbar.

Nach dem bisher giltigen Recht können diese Bedingungen, kann besonders solches Einspruchsrecht nicht rechtsverbindlich eingeräumt werden; Freund verlangt deshalb eine Aenderung (Ergänzung) des Reichsrechtes, die eine tragfähige Grundlage schafft.

Um die Vortheile dieses Zusammenarbeitens deutlich zu zeigen, wählt Freund ein Beispiel aus dem Terrain- und Realkreditgeschäft. Die große Aufgabe der Ansiedelung der städtischen Bevölkerung in einer ihren Einkommens- und Lebensbedürfnissen entsprechenden und gesundheitlich einwandfreien Art auf dem noch unbebauten Theile des städtischen Weichbildes kann von einer Stadtgemeinde allein nicht bewältigt werden. Außer Mängeln, wie sie bei der Besprechung des Regiebetriebes hervorgehoben worden sind und bei dem Grundstücksankauf, der Straßenanlegung und dem Baustellenverkauf besonders fühlbar werden, müßte auch störend wirken, daß die Gemeindeverwaltung auf bestimmte Grundsätze und Preise festgelegt würde und bei der Finanzirung nicht im nöthigen Umfang individualisiren könnte. Das zeigt sich schon, wenn ein Verwerthungvertrag zwischen einer Stadtgemeinde oder dem Staat und einer Aufschließungsgesellschaft geschlossen ist. Dabei werden der Gesellschaft in der Regel feste Taxen als Mindestpreis vorgeschrieben und ein Mehrerlös wird nach bestimmtem Verhältniß getheilt. Nun kann es aber gerechtfertigt sein, unter dem Taxsatze zu verkaufen, um einen bestimmten Interessenten zum Ankauf und Anbau zu gewinnen. Da erheben sich dann oft so große bureaukratische oder kommunalpolitische Schwierigkeiten, daß das Geschäft sich zum Schaden der Sache und beider Seiten zerschlägt. Daß einige Städte in England und in Deutschland (Freiburg im Breisgau, Ulm) sehr anerkennenswerthe Leistungen auf dem Gebiet städtischer Bau- und Wohnungpolitik aufzuweisen haben, bildet eine durch die örtlichen Verhältnisse erklärbare Ausnahme. Das Selbe gilt von dem Vorgehen einzelner Städte bei der Gewährung von Hypothekarkredit. Diese Maßnahmen, so gut sie hier und da (wie in Neuß) durchgebildet sind und wirken, zeigen dem Kenner dennoch, daß sie allgemeiner Einführung widerstreben und daß die Entwickelung andere Möglichkeiten herbeisehnt.

Ueberläßt aber die Stadtgemeinde die Aufschließung neuen Wohngeländes den Privatgesellschaften, so entstehen andere Uebel, die ja jedem Auge erkennbar sind. Nach der Errichtung einer „gemischten wirthschaftlichen Unternehmung" (zur Aufschließung bestimmter Gelände) hätten wir sofort gesündere Verhältnisse. An die Spitze wird ein bewährter Direktor des privaten Aufschließungsgewerbes gestellt. Ihm ist das Wirken sehr erleichtert. Statt mit den städtischen Vertretern mühsam um die Gestaltung des Bebauungplanes und die Bedingungen der Straßenbauverträge (heute die Hauptschwierigkeiten der Vorbereitungen) ringen und außerdem mit Konkurrenten und wider-

strebenden oder Uebervortheile heischenden Einzelinteressenten sich plagen zu müssen, hat der Direktor nun die städtischen Beamten als Mitinteressirte auf seiner Seite und bis zu einem gewissen Grade die Machtmittel der Gemeinde zur Verfügung. Der Städtebauer des Magistratskollegiums oder der Stadtbaurath arbeitet von Anfang an mit, und zwar zu dem doppelten Zweck, einen guten Bebauungplan zu erreichen und zugleich das mit dem Nutzen der Gesellschaft verknüpfte Finanzinteresse der Stadt wahrzunehmen. Plankammer, Vermessungamt und andere Einrichtungen der Stadt sind dem Unternehmen zu Dienst. Widerstreben Interessenten der Aufschließung, so wendet die Stadt zur Freilegung von Straßen das Enteignungrecht an. Noch größer wird diese Macht, wenn (wie die Resolution des Reichstages für ein Wohnungsgesetz fordert) der Stadt das Enteignungrecht auch für die Beseitigung von schweren Mißständen im Bebauung- und Wohnungwesen übertragen werden sollte. Aber auch durch Ortsstatute (über Zonenbauordnung) und durch Verwaltungmaßnahmen anderer Art (Umfang und Richtung der Kanalisationanlagen und der Versorgung der Straßen mit Leitungnetzen für Gas, Wasser und Elektrizität), schließlich durch Besteuerungpolitik kann die Stadtgemeinde das ihr nahestehende Unternehmen so fördern, daß es erfolgreich sein muß. Eben so ists dann bei der Finanzirung der Bauten, dem Realkreditgeschäft. Die Stadt kann aus den amtlichen Quellen schöpfen, den Werth der Grundstücke und die Leistungfähigkeit der Bauunternehmer genau kennen lernen und diese Kenntniß durch ihre Organe der G. w. U. übermitteln, die dadurch gegen Rückschläge besser gesichert ist als selbst ein sorgsam geleitetes Privatunternehmen.

Freund setzt voraus, daß das Erwerbsinteresse der Privattheilnehmer (Großbanken, Terraingesellschaften, Versicherungsgesellschaften, Privatpersonen) und das stadtfiskalische Interesse auf diese Weise in angemessener Weise befriedigt werden können und daß doch Raum bleibt, durch die „gemischte wirthschaftliche Unternehmung" das soziale Interesse wahrnehmen zu lassen; in unserem Beispiel: daß das gemischte wirthschaftliche Aufschließungunternehmen angemessene Dividenden und Gehälter zahlen und doch den Uebergang zu einer flacheren Bebauung fördern, den Kampf gegen die Errichtung undurchlüftbarer, schlecht besonnter Wohnungen durchführen und für das Freihalten von Grünflächen wirken kann. Diese Hoffnung ist nicht utopisch. Man bedenke, was allein an Zinsen und Verwaltungspesen erspart werden kann. Wer die nähere Umgebung Berlins mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, sieht fast überall die Vorbereitungen, die von einigen Dutzenden von Terraingesellschaften für eine Parzellirung getroffen worden sind. Zuerst haben sie das Land angekauft. Die Kaufgelder und Resthypotheken erfordern Zinsaufwendungen, die vielfach so hoch auflaufen, daß sie eine angemessene Verwerthung erschweren. Zum Erwerbspreis kamen die Kosten der Aufstellung von Bebauungplänen und die Verwaltungskosten. Beide sind meist sehr beträchtlich, denn die Dutzende von Direktoren wollen gut bezahlt, die Schreib-

stuben der Gesellschaften auch unterhalten sein. Vielfach hat man schon ein ausgedehntes Straßennetz angelegt, die Dämme gepflastert und mit Baumreihen versehen, auch die Beleuchtung schon eingerichtet. Da sieht man viele Kilometer fertiger, beleuchteter Straßen, die der Bebauung harren. Und wozu dies Alles? Weil jede Terraingesellschaft hofft, Kaufliebhaber gerade für ihr Unternehmen, für ihre Gegend gewinnen zu können. Welche ungeheure Summen werden da verschwendet!

Man stelle sich dagegen vor, der Zweckverband Großberlin bestehe schon lange und habe mit dem Privatkapital eine gemischte wirthschaftliche Unternehmung zur Besiedelung gebildet. Der Zweckverband konnte dann systemathisch vorgehen, einen Generalbebauungplan aufstellen und die Aufstellung von Bebauungplänen für Theilgebiete nach Bedarf zulassen. Diese Bedarfsgebiete, die vor der Aufstellung des Bebauungplanes billig zu kaufen waren, konnte das Unternehmen erwerben. Stieß es auf hartnäckigen Widerstand und konnte oder wollte der Zweckverband nicht durch Enteignung helfen, so konnte man sich von der Gegend abwenden und die Bauthätigkeit auf andere Gebiete hinlenken. Nur in dem für die Besiedelung in nächster Zeit in Aussicht genommenen Gebiet wurden Straßen angelegt, Beleuchtung, Kanalisation eingerichtet; alles andere, erst später zur Besiedelung heranzuziehende Land blieb roh liegen oder im landwirthschaftlichen Betrieb (Laubenkolonien) verwendet. Dadurch wären große Kapitalien und Verwaltungskosten erspart worden. Das Unternehmen, das nahezu ein Monopol gehabt hätte, konnte das Land aber auch schon billig kaufen, weil (wenn die Großbanken, die größeren Versicherungsgesellschaften und die Hypothekenbanken beim gemischten wirthschaftlichen Unternehmen mitbetheiligt worden wären) von ernsthafter Konkurrenz kaum die Rede sein konnte. So hätte es kommen können. Und kann man denn nicht selbst heute noch einen wesentlichen Theil hiervon verwirklichen? Der Zweckverband Großberlin hat vorläufig drei Aufgaben, die alle auf eine gesunde Besiedelung von Großberlin zielen und ihn berechtigen, in eine „gemischte wirthschaftliche Unternehmung" zur Besiedelung von Großberlin einzutreten, sobald diese Gesellschaftform die ausreichende rechtliche Grundlage haben wird.

Die „gemischte wirthschaftliche Unternehmung" ist natürlich nicht auf das Grund- und das Realkreditgeschäft beschränkt; eben so wenig auf die Theilnehmerschaft von Gemeinden, von Zweckverbänden und von Privaten. Alle Möglichkeiten wirthschaftlicher Thätigkeit können in ihren Bereich gezogen werden. Eine Mitbetheiligung des Staates wäre in vielen Fällen möglich und vortheilhaft. Manche Aufgaben, die der Allgemeinheit in der Umgebung von Berlin harren, werden sogar nur in der dreifachen Verbindung (Staat, Zweckverband nebst Kreisen und Gemeinden, Privatkapital) zu lösen sein. Und hierfür ist die geeignete Rechtsform dann die g. w. U., die „gemischte wirthschaftliche Unternehmung". Möchten wir sie bald in Wirksamkeit sehen!

Berlin-Friedenau. Max Koska.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. September 1912.

# Egmont.

"Hierbei, liebe Tochter, kommt ein Briefelein von der kleinen Brentano. Hieraus ist zu sehen, daß sie noch in fremden Landen sich herumtreibt. Auch beweisen die Ausdrücke ihres Schreibens, mehr als ein Alphabeth, wie es ihr bei Euch gefallen hat. Auf ihre mündliche Relation verlangt mich erstaunlich. Wenn sie nur die allerkürzeste Zeit bei Euch war, so weiß ich zuverlässig, daß kein ander Wort von ihr zu hören ist als von Goethe. Alles, was er geschrieben hat, jede Zeile, ist ihr ein Meisterwerk, besonders Egmont; dagegen sind alle Trauerspiele, die je geschrieben worden, nichts, gar nichts. Weil sie nun viele Eigenheiten hat, so beurtheilt man sie, wie Das ganz natürlich ist, ganz falsch. Sie hat hier im eigentlichen Verstand Niemand wie mich; alle Tage, die an Himmel kommen, ist sie bei mir und Das ist ihre beinahe einzige Freude. Da muß ich ihr nun erzählen, von meinem Sohn, alsdann Märchen; da behauptete sie dann, so erzähle kein Mensch, und so weiter. Auch macht sie mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke; läßt mir zum Heiligen Christ bescheren. Am Ersten Pfingstfest schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln mit zwei superben Blumen auf Hauben, wie ich sie trage, und eine prächtige porzelanene Chocoladetasse, weiß und gold. Jetzt einen großen Sprung von Bettinen zu den gläsernen Obstflaschen. Die kommen auf Anrathen von Herrn Nikolaus Schmidt unfrankirt; bezahlte ich die Fracht, welches sonst bei mir immer gewöhnlich ist, so möchte es gehen, wie es einmal mit dem Kistchen gegangen ist, das ein hal-

des Jahr in der Irre herumfuhr, weil es bezahlt war und der Fuhrmann deshalb auf den Frachtbrief nicht achtete und ihn verlor. Gott befohlen! Grüßen Sie Mann und Sohn von Ihrer treuen Mutter Goethe." Am neunzehnten Mai 1807 (Bonaparte ist, um den Gossudar Alexander mit Kränzen an sich zu ketten, auf dem Weg nach Tilsit, am Goldenen Horn stehen die Janitscharen wider Selim auf und Preußen ringt, blutend, aus wunder, geschändeter Brust nach Athem) schreibt Katharina Elisabetha Goethe, die Frau Rath, Frau Aja, an die Schwiegertochter Christiane, ihres Wolfgangs „Bettschatz", diesen Brief (der einen Lebensluftbereich ahnen läßt, ein deutsches Patriziat, das in zwei Haubenblumen und einer Porzelantasse köstliche Geschenke sah, und der drum ausführlich citirt werden durfte). „Die kleine Brentano" ist Elisabeth, die Schwester des innerlich reichen Splitterdichters Klemens Brentano, die dann des Jungromantikers Achim von Arnim Frau wurde und der Literaturgeschichte, wie einst Freunden und Feinden, Bettina heißt. Der waren „gegen den Egmont alle Trauerspiele, die je geschrieben worden, nichts, gar nichts." Und die Sibylle der Romantik, die damals Zweiundzwanzigjährige, die bis in den Lebensherbst so gern das Kind spielte, war mit dem Ueberschwang solchen Urtheils nicht ganz vereinsamt. Jean Jacques Ampère, des Naturforschers Sohn, hat gesagt (und Goethe, der nur im nobelsten Sinn eitel war, hat die Worte übersetzt): „Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unseres Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama wie Götz, es ist nicht mehr die antike Tragoedie wie Iphigenie, es ist die wahrhaft neuere Tragoedie: ein Gemälde der Lebensszenen, das mit der Wahrheit der ersten das Einfach-Grandiose der zweiten Gattung verbindet. In diesem Werk, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talentes, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat." Schiller und Karl August, die meisten Freunde und Biographen haben anders geurtheilt. „Der Dichter bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlage zu geben. Der Schluß bringt einen Sprung in die Opernwelt, mit dem der Verfasser muthwillig die sinnliche Wahrheit zerstört." (Schiller. Der, nach Goethes Zeugniß, „keinen

Neid kannte und der letzte Edelmann, sans tâche et sans reproche, unter den deutschen Schriftstellern war", doch des Herzens Schrein damals noch nicht völlig von dem Mißmuth gesäubert hatte, der ihn vor Körner einst aufstöhnen ließ: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege und erinnert mich immer wieder, daß mich das Schicksal hart behandelt hat; wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!") „Der Zusammenstoß elementarer Leidenschaften, aus dem das tragische Interesse entsteht, fehlt hier; und der Stoff ist nicht in die dramatische Form verarbeitet worden. Das Stück ist ein dialogisirter Roman, nicht ein Drama." (Lewes.) „Weil Goethe den eigentlich hochtragischen Kernpunkt des Stoffes nicht behandeln konnte oder, wegen des ‚Aufreibenden', das die dramatische Arbeit hat, nicht behandeln wollte, darum hielt er sich an das Episodische, machte aus der großen Aktion ein Genrebild, reizend und voll höchster Poesie, aber es liegt neben der Sache, nicht in ihr. Hierin liegt aber eben so viel Selbsterkenntniß wie, objektiv genommen, Unzulänglichkeit." (Auerbach.) „Egmonts Thatenlosigkeit im entscheidenden Wendepunkt der Handlung zeigt schlagend, wie undramatisch das ganze Motiv war, das Goethe dem Stück zu Grunde legte." (Bielschowsky.) „Egmont fällt nicht als das Opfer einer großen Leidenschaft oder einer Verstrickung durch das Sittengesetz, sondern lediglich als das Opfer seines bodenlosen Leichtsinns, der den Namen einer tragischen Kollision nicht verdient."(Bulthaupt.) „Statt zu handeln, hält Egmont einen großen Monolog mit Anklängen an Shakespeare, an Goethes Tagebücher und Briefe aus der ersten weimarer Zeit." (Baumgartner.) Daß ein Gefangener nicht handelt, ein von Kerkermauern Umschlossener „thatenlos" ist, verdient sicher den härtesten Tadel. Das hoher Wunder volle Werk ist fast verschollen; ist auf deutschen Brettern, wie Professor Erich Schmidt sagt, „ein seltener Gast." Und als es in Berlin neulich, nach einer beinahe schon ins Lächerliche verkehrten Rollenbesetzung, in einem der neuen, unnöthigen Schauspielhäuser aufgeführt worden war, konnte man lesen, viel sei, „trotz dem Rang des großen Dichters", davon nicht zu halten.

(Müßten wir uns nicht schämen? Schon der Thatsache, daß vor dem Haufen, der sich „gebildet" dünkelt, so unverständiger Schwatz möglich, in Deutschland noch immer, wie in Schellings,

Kotzebues und Caprivis Zeit, jede Entschleierung der Großthuer und Schaumschläger verpönt, jede Besudelung der Gipfel gern gesehen ist? Mehr noch der Schande, daß dieses Gedicht, ein den Bettinen und den Ampères früh einleuchtendes, nie den Weg in Leben und Wirkung fand? Da Shakespeares Staatenwelt selbst dem Briten heute fast mythenfern ist, Ibsens Haakon und Julian im Nachtreich wacher Seelen regiren, darf Deutschland sagen, daß keinem anderen Volk ein Drama ward, in dem so adelige Gefühlskraft sich so starker Staatsweisheit gegattet hat. Neben der Fülle seines wogenden Lebens, seiner frohen und muthigen Sinnlichkeit scheinen die Cid und Polyeucte, Berenice und Britanicus nicht nur germanischem Auge steif und starr. Zärtlich aber hegt sie der Schoß der Nation, der sie gebar. Jeder kennt sie, hütet sie als ein Kronjuwel der Volkheit und in jedem Jahr werden sie, an Festtagen, dem Blick gezeigt. Unsere Nationalfeiertage werden durch die Aufführung kindischer Putzstücke und lärmender Albernheit „verherrlicht". In welchen Sumpf, während des „Aufschwunges der Wirthschaft" und der nicht minder laut ausposaunten „Evolution der Literatur", deutscher Geist gesunken ist, wird durch den Zulauf bewiesen, den ein Machwerk vom Kaliber des „Großen Königs" in der Kunsthauptstadt Germaniens findet. Dieser Quark, den eine hungrige Katze beschnüffeln, nicht schlingen würde, ist in einem Jammerjahr den lieben Berlinern wohl öfter vorgesetzt, von den Intelligenzpächtern öfter heruntergelöffelt worden als die Staatsaktion vom Grafen Egmont, seit Bellomo sie 1791 den Weimarern illuminirt hat. Und doch ist hier Goethe im Bund mit Beethoven, dessen Musik 1814 von der Ilmbühne erklang, also auch schon hundert Jahre alt ist. Müssen wir uns nicht schämen?)

Als von Loewen aus, wo die Studenten sich gegen die Minderung ihrer Privilegien bäumten, der Brand brabantischen Unmuthes nach Brüssel hinüberflackerte, schrieb Goethe aus Rom: „Ich bin fleißig; mein Egmont (dessen Anfänge ins Jahr 1775 zurückreichen) rückt sehr vor. Sonderbar ists, daß sie jetzt eben in Brüssel die Szene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Pasquill halten. Ich hoffe, er soll Euch Freude machen. Sobald er abgeschrieben ist, schicke ich ihn mit der reitenden Post. Welche Freude wird mirs sein, von Euch zu hören, daß Ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt! Ich fühle mich

recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen." Am ersten September 1787: „Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden. Ich schicke ihn über Zürich, denn ich wünsche, daß Kayser (Philipp Christoph, Wielands züricher Opernkomponist, dem Goethe Studienreisen ermöglichte) Zwischenakte dazu, und was sonst noch von Musik nöthig ist, komponiren möge. Dann wünsch' ich Euch Freude daran." Im November an Frau von Stein: „Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und, daß sich Das nicht auf einmal herauslesen läßt. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüthes nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was Das sagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben. Was Du von Klärchen sagst, verstehe ich nicht ganz. Ich sehe wohl, daß Dir eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe, da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze, da ich sie als Heldin auftreten lasse, da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird, so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennuance hinsetzen soll, ob ich gleich verstehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Pappen- und Lattenwerkes die Schattirungen vielleicht zu abgesetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind ... Kein Stück habe ich mit mehr Freiheit des Gemüthes und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses." Später: „Um mir selbst meinen Egmont interessant zu machen, fing der Römische Kaiser mit den Brabantern Händel an." Als Antwort auf seines Herzogs Kritik: „Es war ein schweres Unternehmen; ich hätte nie geglaubt, es zu vollenden; nun steht das Stück da, mehr, wie es sein konnte, als, wie es sein sollte." Nicht so demüthig klingt des Greises Urtheil über das Kind seiner Mannesjahre. Vor Eckermanns Ohr spricht er: „Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte nach möglichster Wahrheit. Als ich später in Rom war, las ich in

den Zeitungen, daß die geschilderten revolutionären Szenen in den Niederlanden sich buchstäblich wiederholten. Ich sah daraus, daß die Welt immer die selbige bleibt und daß meine Darstellung einiges Leben haben müsse... Durch meinen Goetz und Egmont habe ich mir Shakespeare vom Halse geschafft; er ist gar zu reich und gewaltig." Als der Famulus gesagt hat, das Drama sei tiefer als irgendein anderes deutsches von dem Langen nach Volksfreiheit erfüllt: „Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Licht zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der (unter uns) weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen ist. Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn alles Bestehende vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider." Ueber Schillers Bearbeitung (die 1796, bei Ifflands weimarer Gastspiel, auf die Bühne kam, Margarete von Parma und Egmonts Traumvision strich, Sätze und ganze Szenen einflickte, die fünf in drei Akte zusammenzog und, trotz ihren plumpen Mißgriffen, noch unter L'Arronge im berliner Deutschen Theater spukte): „Durch den Glanz, den die Neigung der Regentin auf ihn wirft, gewinnt Egmont an Bedeutung; und auch Klärchen scheint gehoben, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Das sind sehr delikate Wirkungen, die man ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war. Ich hatte damals so wenig Interesse für den Egmont wie für das ganze Theater und ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht und daß es Bühnen giebt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung so aufzuführen, wie ich es geschrieben habe." (Welche? Nur in Karlsruhe war der Regentin und ihrem Macchiavell, vier Jahre zuvor, 1825, die Bühnenpforte geöffnet worden; in Weimar selbst durfte das Paar erst 1838,

also lange nach Goethes Tod, auf die Bretter, auf denen auch dann noch Schillers Verstümmelung in Wort und Szene nachwirkte).

Daß Brackenburg und Jetter, der Zimmermann und der Seifensieder den Galeriedemokraten weniger gefielen als Schillers Verrina und Miller, Roller und Stauffacher, ist uns heute nicht so „merkwürdig“ wie des Dichters Glaube, er habe sich treu an die Geschichte gehalten. Die kündet ganz Anderes als sein Gedicht. Lamoral Graf Egmond, Fürst von Gaure, der Mann Johannens, einer Pfalzgrafentochter aus Speyer, die ihm in die heiterste Ehe viele Kinder gebar, war sechsundvierzig Jahre alt, als ihm auf dem brüsseler Markt, nach dem Urtheil des von Alba eingesetzten „Rathes der Unruhen“ (den das Volk den Blutrath taufte), der Kopf abgeschlagen wurde. Katholik; Schirmvogt einer Benediktinerabtei bei Alkmaar; als Soldat, unter Karl dem Fünften, in Deutschland, Frankreich, Algerien bewährt und im franko-spanischen Krieg Mitführer, Mitsieger bei Saint-Quentin und Gravelingen. In Philipps Gunst, wie in des Vaters; Statthalter von Flandern und Artois. Duldsam, doch im Römersinn fromm. Nach dem Bildersturm hat er in seiner Provinz gegen die Protestanten so blind wie in Brabant der Toledaner gewüthet. Er wollte Adelsherrschaft, Oligarchie, nicht spanisch straffen Centralismus, und wurde dadurch, trotzdem er, wie alle Gueux, von sich sagen durfte, er sei „en tout fidèle au roi“, dem Hofe verdächtig. Philipp hatte sich in den Wahn gewöhnt, er könne, er müsse jeden der Regirung und der Heiligen Inquisition Widersprechenden „zerschmettern“. Als eine schwankende Gestalt steht dieser Egmont vor unserem Blick. Auch von ihm dürfte, von dem furchtlos kühnen Krieger, ein goethischer Carlos sprechen: „Es ist nichts erbärmlicher in der Welt als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen.“ Abkunft und Herrnstolz stimmen ihn früh gegen die Aufruhrstifter; ob an dem Feuer, das ihre freche Hand entfacht hat, aber nicht eine dem Adelsgaumen schmackhafte Speise garzukochen wäre? Margarete schickt ihn nach Ypern; statt mit schnellem und starkem Arm dort die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, zeigt er sich zunächst nur, wie eine lebende Hoffnung, den Kirchenbildschändern und Klosterstürmern und scheint, auch in Aude-

narde, ihre Zerstörungwuth zu nähren. Spät erst rafft er sich zu festem Eingriff auf; zu spät. Vergebens fleht dann, im Ornat auf den Knien, der milde Bischof von Ypern um Albas Barmherzigkeit: er selbst muß dem Gefangenen die Vollstreckung des Todesurtheils ankünden und den unter der Wucht dieser Botschaft fast Brechenden mit dem Bilde des Kruzifixus stützen. Als ein gläubiger, nirgends vom Dogma abtrünniger Katholik ist Egmont gestorben. Holzwarth, ein katholischer Geschichtschreiber der Niederlande, hat über ihn gesagt: „In Spanien hatte ihn das Wohlwollen des Königs entzückt". (Als er 1565, im Auftrag des unzufriedenen Adels, nach Madrid gegangen war.) „In der Heimath vermochte er dann nicht, die Maschen der von seinen Freunden verwickelten Kabale zu entwirren, und das rosenfarbige Licht, in dem er seinen Souverain geschaut hatte, verdüsterte sich. Im Zorn strafte er streng, im Gedanken an seine Popularität, in der Eitelkeit, sie festzuhalten, gewährte er freigiebig Nachsicht und Versöhnung und machte sich durch die Strenge verhaßt, durch die Milde verdächtig. Er war ein eifriger Katholik und hatte doch das Sektenwesen begünstigt; er war ein warmer Anhänger des Königs und hatte doch zum Aufruhr gegen ihn mitgeholfen. Bis in die letzte Stunde der Entscheidung hinein, bis Oranien die offene Aufforderung zur Rebellion stellte, hatte dieser Mann ihn ganz im Netz gehabt, am Gängelband geführt. Jetzt, wo er mit ihm bricht, wo er sich entschieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Mißtrauen erfüllen: als ob es der König mit ihm und dem Lande nicht redlich meine. Immer unsicher auf den Wogen der Popularität sich wiegend, immer schwankend zwischen der Vasallentreue und der Revolution, verfällt er endlich dem Verhängniß seines Charakters."

Die selbe Farbe hatte Goethes erste Quelle: des römischen Jesuiten Famiano Strada Werk „De bello belgico", das (da es deutsch nicht erschienen ist, vielleicht in der von dem Ordensbruder Du Ryer besorgten französischen Ausgabe) just in der Zeit auf den Dichter wirkte, da er auf Elisabeth (Lili) Schönemann verzichtet hatte und aus wunder Seele nach rascher Ausfüllung der „fürchterlichen Lücke" trachtete. Der von Strada überlieferten Geschichte war er nicht treu; und ein dritter Jesuit, der kluge, in seiner Gebundenheit bewundernswerthe Alexander Baumgartner, konnte von ihm sagen: „Aus einem seine Schuld sühnenden Katholiken

hat er einen Märtyrer der Reformation gemacht, aus einem bedeutenden Kriegsführer und Parteihaupt einen verliebten Offizier, dem es mehr um Eroberungen auf dem Felde der Liebe als um kriegerische Heldenthaten zu thun ist." Konnte ihm, als des Nachstrebens würdiges Muster, den Wiedertäufersprossen und Strumpfhändler Joost van den Vondel zeigen, der in seinem Drama „Luzifer" („dem höchsten Meisterwerk der niederländischen Dramatik, einem der großen Marksteine der Weltliteratur") Edleres gewollt und vermocht, den Abfall der Niederlande als ein Unternehmen höllischer Kunst durchschaut und die innere Pragmatik der Glaubenskampfzeit wahrhaftig und großartig gezeichnet habe. Vondel und Goethe; lächelnd blicken wir aus Klärchens Stube auf den abgewetzten, von Moos überwachsenen Markstein der Weltliteratur. Und begreifen doch nicht, wie unser Dichter in den Glauben kam, er sei der Historie treu geblieben. Von der Aenderung des egmontischen Familienstandes hat er sich beinahe schlau entschuldigt; und dabei leis angedeutet, wie ers mit der Treue meine. Als von Manzonis, seines Lieblings und Verehrers, pariser Gesellschafterfolgen die Rede war, sprach Goethe: „Ihm fehlt nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respekt vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweist, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben sei. Nun mögen seine Fakta historisch sein; aber seine Charaktere sind es eben so wenig wie mein Thoas und meine Iphigenie. Kein Dichter hat je die historischen Charaktere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, dann hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, so wäre sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen. Ich mußte also einen anderen Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen Absichten in Harmonie stände. Wozu wären denn die Poeten, wenn sie nur das vom Historiker Ueberlieferte wiederholen wollten? Der Dichter muß weitergehen; uns etwas Höheres und Besseres geben. Die Charaktere des Sophokles, auch Shakespeares haben, alle, Etwas von der hohen Seele des großen Dichters. Und so

ists Recht; und so soll man es machen. Shakespeare geht noch weiter: er macht seine Römer zu Engländern; und zwar wieder mit Recht: denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden." Eine späte Antwort auf Schillers Kritik, die den liebenden Gemahl, den rührenden Vater vermißte? Vielleicht; ein Nachwort zu der freundlich spottenden Epikritik: „Den sittlichen Theil des Stückes hat der Rezensent gar gut zergliedert; er mag aber, was den poetischen Theil betrifft, Anderen noch Etwas zurückgelassen haben." In dem kurzen Fragment „Aus meinem Leben" sagt Goethe: „Ich wußte jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu verwandeln. Alles Poetische und Rhetorische schien mir angenehm und erfreulich. Die Weltgeschichte hingegen, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinn." Der Dichter dünkt ihn Herr auch über die Historie, hoch über ihrem dürren Reich, in souverainem Recht zu jeder Umbiegung, jeder Gestaltenwandlung, die er für die Wirksamkeit seines Gedichtes braucht; und rühmlich treu noch, wenn er nicht (wie der Schnellschneider des „Clavigo") alle Nähte der überlieferten Menschheitkleider auftrennt. Ob Poetengewalt die Geschichte würgt, ob Elisabeth von England zum Budenscheusal und Maria Stuart zur holden Märtyrerin, Beaumarchais zum seelisch reinen Helden und Macchiavelli zu einem als Maskenballspanier aus der Wilhelmstraße kommenden Preßreferenten wird: Solches bekümmert ihn nicht. Er fühlt sich als einen Weltenschöpfer. Auf seinen Ruf wird Licht. Und in gelassenem Trotz spricht, wie sein Prometheus zum Himmelsbeherrscher, er zu Kleio: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich und Dein nicht zu achten, wie ich!" Nur der Bildner weiß, welchen Geistes Kind der Held sein muß, den er in der Absicht auf ein bestimmtes Ziel braucht; nur er kann des Helden Handeln mit dieser Absicht „in Harmonie" bringen. Und ists ihm, selbst um den Preis shakespearischer Volkheitwandlung, gelungen, dann wird er gewiß, dann erst, von seiner Nation verstanden.

Warum gelang es, bis heute, dem Egmontdichter nicht? Weil, wie er 1787 in der Villa Borghese las, die Freunde in der Heimath einige Szenen zu lang fanden? Weil deren „Ausstellungen über Dieses und Jenes" fest und richtig begründet waren? Weil das Drama „romanhaft" (Gruppe), „locker gebaut" (Schmidt),

der Schluß „opernhaft und ein Zeugniß vom schlechten Gewissen des erweichten Tragikers“ (Meyer) ist? Nein. Das drame romanesque hielt sich stets in der Massengunst; und wir sind an viel lockereren Bau, an ungleich gröbere Melodramatik gewöhnt. Die dicksten Anstoßsteine hatte Schillers Theaterpranke ja weggewälzt. Die „langweilige“ Regentin war ausgemerzt; Richard, der Sekretär, platzte in Klarens Kammer und brachte seinem Grafen die Ladung zu Alba; knapper und straffer sah Alles sich an; und die göttliche Freiheit borgte, im Traum des zum Tod Verurtheilten, nicht mehr von der Geliebten die Gestalt. Das half nicht. Schiller hat als Bearbeiter, von Macbeth bis herab zu Turandot, stets dem Werk nur geschadet. Und wenn Goethe ihm noch williger gehorcht, Egmonts Fluchtweigerung auf die Sorge um das gefährdete Familienvermögen gestützt, den „in Rache und Schadenfreude unersättlichen“ Alba, als Henker vermummt und verlarvt, zur Urtheilsverkündung in den Kerker gelassen hätte, wärs nur noch schlimmer geworden. Das Gedicht wird, scheint mir, von der Nation nicht verstanden, weil sein Hintergrund zu dunkel, weils nicht, wie jedes auf der Bühne lebensfähige Drama müßte, in sich, durch sich selbst verständlich ist. Karl und Philipp, Margarete und Oranien: was sind sie dem gestern vor den Guckkasten Gepflanzten? Schemen. Er weiß nichts von ihnen; weder, welche Kastenmacht hinter dem wortkargen Oranier stehe, noch, weshalb man gerade Karls Sohn keiner Niedrigkeit zeihen dürfe; nicht das Winzigste von Gravelingen und Saint-Quentin, von den Schellenkappen und Pfeilbündeln auf den Aermeln der Adelsdiener, von den Bettelsackbildern auf Hut und Gurt der Geusen. In ihm wird, fast in jeder Szene, die nicht nur von Liebe singt, ein Wissen vorausgesetzt, das er nicht hat. Zuerst fühlt er dieses Zutrauen wie linde Schmeichelwärme; schämt sich auch, zu gestehen, daß ers nicht verdiene; doch er kann nicht mit, kommt kaum je in Hitze und gähnt bald: „Eins seiner schwächeren Stücke; bekanntlich.“ Nicht so zu eigener wie zu des immerhin bedeutenden Dichters Entschuldung. Er faßt nicht, wofür und wogegen vorn geredet, gekämpft wird; wie ein Wacher von diesen Seifensiedern und Pfennigkrämern Widerstandskraft erwarten kann; vor welchem Bürgerkrieg Egmont warnt und Oranien nicht bebt; welche Güter Klarens Liebster mit dem süßen Leben, mit der schönen, freundlichen Gewohnheit des

Daseins und Wirkens bezahlt. Im Spielhaus wird ihm nichts davon gesagt. Wird sorgsam nur, beim Armbrustschießen, im Palast und in der Schwarmrede des langenden, bangenden Mädchens, die Wesensart des Helden entwickelt. Da tritt eine Dame auf, die andeutet, sie sei die Schwester Philipps des Zweiten („Das ist Bassermann in Don Carlos!"), Allerlei über eine neue, dem Hörer noch mehr als der Spanierin „fremde" Lehre spricht und eher für als von Egmont Arges zu fürchten scheint. Ihr Vater hat abgedankt; wie hieß er doch gleich? Sie wills auch; weil Alba doch stärker ist als Freneda und Las Vargas. Wer, wie, was sind denn Die? Und warum trägt der Schreiber der guten Prinzessin den Namen des (im Ochsenreich verrufensten) Florentiners? Da kommt, für zwölf Minuten, ein Mann, der über Karls Kinder, über Königswillkür und Volksführerpflicht höchst Vernünftiges sagt, seinen Freund Egmont (vor welcher Gefahr, zum Henker?) in Sicherheit bringen will, mit der schluchzenden, thränenden Stimme aber kein Gehör findet und, für immer, von ihm und uns scheidet. Weiser oder Grillenfänger? Oranien: wenn sich nur bei dem Namen etwas Nützliches denken ließe! Auf Schritt und Tritt gehts so; vorn und hinten durch Nebel. Daß Schiller, der nicht erst in Wallensteins Lager und im Polenreichstag der Kunst, einer Menge selbst wirre Zusammenhänge flink aufzuklären, Großmeister wurde, diesen Mangel gar nicht gespürt hat, ist viel merkwürdiger als sein Stammsitz im Ersten Rang der Volksgunst. Nach ihm haben Theaterkundige in Goethes Niederland kaum je noch ernstlich gebirscht. In der Villa Borghese tröstete der Leser krittelnder Briefe sich mit „der alten Bemerkung, daß der unpolitische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat." Auch in diesem gar nicht problematischen, menschlich ganz hellen Drama? Das Trostbedürfniß eines Geärgerten, der zu neuem Werk Fröhlichkeit brauchte, wies in diesen kurzen Schlupfweg, hinter dem er sich sonnen konnte. Nicht einmal Scherer hat, der Getreuste, seinem Olympier nachgesprochen, zwischen Albas Residenz und Klarens Stübchen sei ein Problem gelöst, beschönigt, versteckt worden. Versteckt blieb der schwache Punkt des Gedichtes: daß es nicht selbst sich in allen Theilen erklärt und an einer Wissensvoraussetzung leidet, die der

Schaumenge Unleistbares zumuthet, ihr Interesse splittert, in Wirrniß entgleisen läßt und mählich lähmt. Mittel dagegen? Die Pariser schicken solchen Dramen eine conférence voraus, die das Nöthigste, in zierliche Worte verpackt, herumreicht. Wir haben ja eine Kritikerzunft. Deren Beruf ist nicht nur, mit Ja und Nein, Herrlich und Schändlich zu hökern, sondern, ihrer bunten Kundschaft die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt.

Ueberreichlich würde, wie gekrönten Verschwendern geleisteter Dienst, die leichte Mühe belohnt. Als Volkslied, als Symphonie vom frohen Leben und stolzen Sterben des liebenswürdigsten, moderner Menschheit nächsten Helden, der je ein Schaugerüst beschritt, und als politisches Drama glänzt, einer allschönen Helena auf Spartas Zinne gleich, dieses Gedicht von einsamer, doch eisfreier Höhe. Deutscher Boden gebars; unter römischer Sonne gedieh es in Reife. Wucht und Anmuth hat es, das Brustgewölb, durch das Mannesathem weht, und zarte Tanzfüße; die übermüthige Heiterkeit eines Lenzmorgens und den düsteren Ton unendlicher Trauer, die aus Grüften in welk raschelndes Laub sickert; es schwebt und schreitet, kichert und dröhnt wie von Erz; gesellt von Rubens, Vermeer, Jan Steen und Velazquez die Pracht der Gestalten; und Beethovens Genius tönt nachbarlich von ihm.

Das Volkslied. Nicht an Klarens Bubensang und Mädchenklage denkt zuerst (obwohl selbst dem frohnatürlich Fabulirenden Kräftigeres, von Menschenblut Wärmeres nie gelungen ist). Auch nicht an die auf Markt und Gasse geschaarten Bürger. Die stammen von Shakespeares übel riechenden britischen Römern, römischen Briten; wurden, manchmal, sogar in deren Rüpelrhythmus eingestimmt. Immerhin sind sie, sind auch die beiden Soldaten, Karls und Philipps, so wirksam und doch fein „schattirt“, wie die Nothdurft des Pappen- und Lattenwerkes erlaubte: der feige Schneider, Klugschwätzer, Fortschrittsparteimann und Hahnrei; der sich aufgeklärt dünkelnde, auf verlustlose Kundenwahrung bedachte Krämer; der hitzig fromme, für die Sache des rechten Glaubens schlaglustige Seifensieder; der hochnäsig aufs „Pack“ schielende Zimmer- und Zunftmeister. Thorheit hat rüffelnd gesagt, der verliebte Graf müsse wohl auch auf der Straße stockblind gewesen sein; sonst könne er von diesem Häuflein scheckiger Willenskrüppel nicht zu Alba sprechen: „Ich kenne meine Landsleute. Es sind

Männer, werth, Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für sich ein kleiner König; fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken." Thorheit. Was am Rinnsteig sitzt, holt sich schnell Schmutzflecke; was die Gährung wirkt, ist Hefe. Pöbel drängt tagein, tagaus auf die Klatschgasse; den Kern der Bürgerschaft löst nur schwere Noth aus dem Schalengehäus. Egmont übertreibt auch, mit Bewußtsein; da er nicht, wie ein Pazifizist oder anderer Narr, von friedsamem Gewinsel Heil hofft, da er Politiker, nicht Abonnentenangler ist, hütet er sich, dem Gegner den Sitz der Schwäche, die Stelle geringster Widerstandsfähigkeit zu enthüllen. Soll er, wie unsere humansten Handler und Wandler heute zu Franzosen und Briten, etwa zu Alba sprechen: Wir wollen Geld verdienen, nimmermehr für unser Lebensrecht kämpfen? Dumm war er nie; deshalb: „Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken." (Bismarck, auch mit bewußter Absicht auf eine Dämpfung fremden Machtwahnes: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt." Auch nicht vom granitenen Ueberzeugungsöller herab; aus dem Böschungwinkel des Wunsches, daß es, wie einst die augustinische Mahnung „Non timeamus nisi Deum", sich Gehör erhalle.) Das Volkslied klingt aus dem unsichtbaren Chor der Egmonts Kerker Umschleichenden, Umsorgenden in unser inneres Ohr. Aus Brackenburgs Zagheit und krummgiebeliger Seelenenge. Aus Klarens (nur, von dünnem Stift, angedeutetem) Verhältniß zur angstvoll eitlen, unter Kummerfalten bethulichen Mutter. Aus jedem Wort, jedem Schritt des starken Mädchens, das sich Wamms und Hosen ersehnt und unterm schwellenden Mieder doch, als Fürstenschätzchen, das Herz einer fein fühlenden Jungfrau birgt. (Nur der Madame von Stein konnte sie einer Dirne ähnlich scheinen. Die mochte, wie alle Weiber ihres Schlages, in der Schöpfung des ihr wichtigsten Mannes nur Holdheit, zu der sie Modell gestanden haben konnte. Und witterte vielleicht auch eine kränkende Erinnerung an Lili, der noch Geibel, in einem Brief an Ferdinand Eckbrecht Grafen von Dürckheim-Montmartin, den Ehegefährten zweier Enkelinnen Lilis, „ungewöhnliche Charakterstärke und, bei weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit, ein großes Maß von Opfermuth und Pflichttreue" nachrühmen durfte.) Klare ist stark; nicht stark genug, den Liebsten aus der Toledanerstahlfaust zu befreien,

aber, ins Morgengrau ihm auf die letzte Reise voranzugehen. Sie ist (unglaublich däuchts und ist dennoch wahr) auf der Bühne oft zu der Klippe geworden, an der eine Wirkungmöglichkeit zerschellte; fast immer. Sie ist nicht „ganz naiv", vom Wirbel bis zur Zehe schlicht empfindendes Kleinbürgerkind; darf nicht als ein holländisch heiteres, holländisch stämmiges Gretchen gespielt werden: sonst hat ihr Sturmruf auf der Straße, ihre Bereitung zum Tode einen fremden, bretternen Ton und zwingt keinen Widerhall aus des Hörers Brust. „Sag' mir! Sage! Ich begreife nicht! Bist Du Egmont? Der Graf Egmont? Der große Egmont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?" Das kommt aus anderer Gefühlszone als Gretchens: „Bin doch ein arm, unwissend Kind, begreife nicht, was er an mir findt." Klärchen begreifts; steht nicht beschämt vor ihrem Fürsten und sagt nicht zu allen Sachen Ja. Nie wäre Gretchen auf die Straße gegangen, um für ihren Heinrich die Bürgerwehr aus trägem Schlummer zu pochen. Nie hätte vor ihrem Heinrich (auch dem Grafen aus Geldern gab Goethes wunderliche Laune ja diesen Vornamen) Klaren gegraut; und wäre er zehnmal als des Bösen Spießgesell erschienen. Wie ward möglich, zu verkennen, daß sie den Stoff und den Wirbel zur Heldin in sich hat? Zu überhören, daß jedes von Leidenschaft, aus ihrer Erlebensmitte, auf die Lippe getriebene Wort „pathetisch" (so sagen wir) klingt, fast jedes irgendwo die Färbung von heroinhafter Großheit hat? Da Mutters doppelt befeuchteter Mund sie ein verworfenes Geschöpf heißt, kommt aus kaltem Stolz der Aufgereckten, wie aus Marmorkiefern der blanke, rein im Sonnenlicht funkelnde Strahl, die Antwort, die Frage: „Egmonts Geliebte verworfen? Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen!" Seltsam, daß, gestern noch, der in Goethes Welt seit Jahrzehnten heimische Professor Erich Schmidt schreiben konnte: „Schiller selbst zwingt sich zum Preis Klärchens, einer Gestalt, die seinem eigenen Schöpfervermögen ganz fern steht." Nicht so fern doch wie irgendeine andere goethische Frau, näher noch als Iphigenie, Götzens Schwester und die bleiche Leonore; schaffen konnte sie Schiller freilich nicht, brauchte sich zu ihrem Lob aber nicht zu zwingen. „Könnt Ihr denn leben? Werdet Ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Athem flieht der letzte Hauch der Freiheit.

Könnt' ich an meinen Busen drückend Euch erwärmen und beleben! Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern anführt, so soll mein Geist um Eure Häupter flammen und Liebe und Muth das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen." Ein naives Kleinbürgerkind? „O, bindet mich, damit ich nicht verzweifle, und werft mich in den tiefsten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Freiheit winsle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde!" Das läßt an Schillers Neigung in grasse Gewaltsamkeit denken. Und ist nicht, wie Noras abstrahirte Gesellschaftlehre einem Lerchengefieder, dem Schäferkittel einer drall lieblichen vlamischen Fürstenbuhle angeflickt. Das muß (und kann) seit Klarens erstem Auftritt, schon im Klang ihres „Leibstückes", vorbereitet werden: sonst verhallts, wie Theatergewitter, zwischen Leinwände. Nicht „Egmonts weibliches Ebenbild" (wie Bielschowsky meint) ist Klärchen, sondern seines Wesens Ergänzung (aus ihm polfernem Klima): mannhaften Sinnes in ihr so viel, wie in ihm tändelnde Weibheit. Ihr letzter Blick spaltet den Nebel, der das Mordgerüst einschleiern soll, und dieses Frühgrauens Ahnung scheucht sie ins Grab. Er sieht sie im Kleid der kühnsten Göttin; und wähnt sie doch geborgen, wenn er sie, sein „Kleinod", einem edlen, begüterten Jüngling vermacht hat.

(Ist hier, wie Lessing zu sagen pflegte, dem Dichter etwas Menschliches begegnet? Man möchte an überlegte Psychologenfeinheit glauben. Egmont ahnt nicht, was er in Klare besaß; daß sie mit ihm zu leben aufhört und ihr Schatten von seinem untrennbar ist. Wie tief leichter Sinn das Liebste selbst unterschätzt, sollte, denkt der Aufmerkende, durch diesen fast frechen Wesenszug offenbar werden. Sollte? Als Goethe in Rom las, „am Meisten tadelnswerth" scheine den weimarer Freundinnen Klärchens Vererbung an Ferdinand, wußte er keine rechte Antwort, haschte nach Ausflucht, trug den Streitfall vors Schiedsgericht der Kauffmann, die, als von einem Lakaien in Bett- und Vermögensgemeinschaft Geprellte, ohne sicheren Weibsinstinkt, für so Heikles deshalb kaum just zuständig war, und überklebte die Gewissensbißstelle schließlich mit einem Pflästerchen. „Nur auf subordinirte Weise konnte Klärchens in dem Gespräch der beiden Männer gedacht werden." Das hat nicht die Klangfarbe bewußten Willens. Mußte von der Liebsten denn vor dem fremden Jüngling geredet werden, der aus

zager Geschlechtsunruhe einen Schleichweg in Männlichkeit sucht? Klare ist dem entweihten Gottesbild schon in den letzten Schlaf ausgewichen; und ihr Held, dessen Wesens sie sich einen Theil, einen kleinen nur, fühlte, empfiehlt sie als ein der Bergung würdiges, doch auch bedürftiges Kleinod, einem reichen Knaben, Albas halb flüggem Sohn. Hat nicht die Absicht auf einen Charakterisirungzweck, dessen Nutzen und Nachtheil dann noch bedachtsam zu wägen wären, dies Vermächtniß ersonnen, solls nur die für Wonnevisionen „in Bild und Ton“ allzu harte Pritsche des Sträflings polstern, so ists von abscheulicher Plumpheit. In Egmonts Blut ein fremder Tropfen. Wirf ihn wieder heraus, guter Dramaturg!)

Durch die Symphonie hüpft, früh und spät, ein Scherzo. Und in ihrem Helden ist des Weibes mehr, als einem Feldhäuptling zuzutrauen war; nicht mehr, als ihn günstig kleidet. Dieser Egmont (der, freilich, nicht La morale heißen dürfte) ist nicht nur in Liebchens Kammer neckisch, im gestickten Sammetrock des Vliesritters koket. Auch im Bürgergedräng („Ich vergesse Niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe“); vor seinem Schreiber („Versäume nicht, Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir“); in Albas Saal, unter schon pechschwarz dräuendem Himmel („Es ist nicht das schlimmste Pferd; ich hab' es schon eine Weile und denke, es wegzugeben“). Er möchte Jedem gefallen, ruht nicht, bis er wieder Einen, wärs auch nur ein Hämling, am Köder hat; und fühlt, wie eine vor Spiegeln geschulte Ballschöne, noch mit verhängtem oder abgewandtem Blick alle Augen auf sich gerichtet. Darfs fühlen und in Eitellust courbetiren, ohne vergeckt oder weibisch zu scheinen. Denn er bleibt vom Schopf bis zur Sohle ein Ritter. Weil ers bleibt, darf er sich unbelächelt an dem Bewußtsein rösten, daß die Regentin, des Kaisers Tochter, ihn lieber als irgendeinen Anderen sieht; und vor der glasirten Kachel, die ihn spiegelt, in den Duft seines Wesens noch Kunstessenz sprühen. Er hat gefochten, gesiegt; ist des Volkes Hoffnung, der Hort des Adels; aus Sternfirnen glitzert sein Ruhm, seines Namens Lichtquell hernieder; wenn das Gerücht sein Nahen aus Gent meldet, entrunzeln im Elendsheim sich die Stirnen, gaffen vier, fünf Köpfe aus jedem Fenster, nickt es und scharrt vor der morschesten Thür, wird er, der Größte, der Schönste, wie ein blinkendes Palladion, ein Schutz verbürgendes Reichspanier, der blaß glotzenden Stadtwinkelbrut gezeigt. Da Gefahr ihn im Dämmer beschleicht, bebt die Prinzessin,

schlottert die Menge, weint Oraniens wie in Eisreif gefaßtes Auge um ihn. Alle Jugend hängt ihm an: Buyck, Richard, Ferdinand, Klärchen; der Gemeine aus seiner Schwadron und der Sohn des Todfeindes, des Henkers. Furchtlos ist er (bis, darin des Homburgers Vorbild, dicht an den Rand des offenen Grabes) und dennoch klug wie das listigste Schlänglein; dem Schmalsten höflich und vor dem gefälligen Spiegel seines Gewissens doch dem in Goldprunk Thronenden nicht unterthan; kühn bis zum Frevel und, gehts nicht anders, der artigste, behendeste Schmeichler. Soldat und Staatsmann; Patriot und Meister aller Lebensschleckerkünste. „Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ists wohl des An- und Ausziehens werth?“ „Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.“ Beides sprudelt von der selben Lippe, ist Schaum der selben Empfindenswelle. Sein Wort trifft wie seine Büchse; „nicht etwa, wenn er Glück oder gute Laune hat, nein: wie er anlegt, immer rein Schwarz geschossen.“ Calderons und Shakespeares größte Herren haben nicht adeligere Allure. Und er überglänzt, überfunkelt sie, Alle, mit dem Adamasleuchten eingeborener, nicht erst angeschliffener Liebenswürdigkeit. Die würbe aus jedem Gewand ihm die Herzen, so lange die Menschheit sich, in Troas und Flandern, des kraftvoll Schönen noch freut. Die wände dem Scharfrichter, wenn ihr zu Wirkung Frist bliebe, das Schwert aus schwieliger Hand. Der Liebenswürdigste, der Stärkste: Achilleus in Sammet und Seide. Weislingen und Alfons, gar Leicester und Dunois sind fahl neben ihm. Seit Heinrich, Englands fünfter, der Sieger bei Azincourt, sein französisches Käthchen freite, kam in solcher Anmuthsfülle kein germanischer Held.

Aus dem Kellerhals des politischen Dramas schielt und schimpft, raisonnirt und rülpst Vansen. Enkel des ehrenwerthen Jack Cade, Ahn des Rechtskonsulenten Hippus; und, nicht zu vergessen, Schüler der Rederijkers, deren Zungengefecht und Moralitätentrödel die Niederlande sacht schon von Philipps Krone gelöst hatte, als die Gueux und die Bilderstürmer die heimlich geweiteten Klammern mit Zangen aufbrachen. Die Pamphlete und Locklieder des Trosses, dessen harmlose Vorfahren die Bürger mit geistlichem Schauspiel ergötzt hatten, wurden, recta aus der Pfütze geangelt,

einem Pfiffikus von Vansens Schrot ein rechtes Fressen. Wollt Ihr aus der Spelunke in die Herrschafträume? Dann blößet zuvor das Haupt. Hier wohnt der Genius. Margarete (die geistig beweglichste, des Gehörs in jedem Saal sicherste Spielerin, deren anerkannte Majestät das Mattgold nahenden Jungfrauenherbstes umschimmert, für diesen Hauptposten des Aufklärungdienstes!) und ihr Macchiavell. („Der König meint aber, hörst Du.“ „Du siehst zu weit. Du solltest Geschichtschreiber sein: wer handelt, muß fürs Nächste sorgen.“) Egmont mit Richard, mit Oranien, mit Alba (der in der schreckenden Rüstung spinnenfein, nicht schwer, nicht nur düster wie schwarzer Stahl, fein, nicht eine Ammenmärscheuche, sondern ein in unversumpfbare Ueberzeugung verankertes Genie blinder Machthäufung scheinen muß. Hier, Herr Albert Bassermann, liegen Ihre Reiche, nicht in Egmonts Wesensrevier; die edelste Stimme nur, aus eines Fürsten musisch gebildeter Kehle, darf sich Beethovens Sang vermählen, darf zu uns sprechen: „Süßer Schlaf! Du kommst, wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht am Willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien; und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf, zu sein“). Wo speichern, was auf diesen Feldern wuchs? Das hat kein Drama auf uns bekannter Erde. Sonst krümmt sich die Lippe zu Hohn, wenn auf der Bühne von Staatswesen, unserem Tastsinn noch greifbarem, gesprochen wird. Posa und Burleigh, Terzkys und Questenberg selbst: welcher Mündige behorcht noch ihrer Rede Körper, bewundert nicht nur deren Kleid? Hebbel dehnt die Tischlerwerkstatt selbst ins Mythenmaß; und Grillparzer bebrütet sein einziges Glücksei, aus dessen Schale morgen, glaubet, des Innern stiller Friede himmelan kriechen wird. Bürgergeneral. Egmont, Oranien, Alba: ein Thürspalt ist aufgethan und der Lauscher hört im Staatsgeschäft reif Gewordene der Volkheit, jeder, große Gegenstände besprechen.

Dieses Gedicht ist auf unseren Schaubühnen „ein seltener Gast“. Ist keine Rettung? Nirgends auch nur wehrhafter Wille? Dann wirds Zeit, vom „Großen König“ zu Alba zu gehen. „Freiheit? Weit besser ists, sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur: ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.“

❧

# Das Problem der Sonnenrotation.

Die Astronomie spricht der Sonne zwar eine Achsenrotation zu, betont aber ausdrücklich, daß heute „von einer bestimmten Rotationzeit überhaupt nicht gesprochen werden kann". (Trabert: Lehrbuch der kosmischen Physik.) Doch nimmt man, von der Umlaufsbewegung der Flecken ausgehend, eine Achsenrotation von fünfundzwanzig bis dreißig Tagen an. Die Angelegenheit einer Rotation der Sonne ist also zur Zeit noch sehr problematisch; obgleich das eben mitgetheilte Ergebniß auf sorgfältigen spektroskopischen und sonstigen Untersuchungen beruht; die, wie ich zu betonen nicht unterlassen darf, sich immerhin doch nur auf Strömungen der Sonnenoberfläche beziehen. Nun aber hat das Problem der Sonnenrotation neuerdings, recht unerwartet, eine höchst interessante Wendung genommen. Der namhafte Sonnenforscher E. Stephani in Kassel hat in der Fachzeitschrift „Astronomische Nachrichten" (Nr. 4523 von 1911) berichtet, daß nach Maßgabe von 2200 photographischen Aufnahmen der Sonne, die er von 1905 bis 1911 auf der kasseler Sonnensternwarte herstellte, die Sonnenflecke fast ausnahmelos auf der uns abgewandten Seite der Sonne entstehen und um den Ostrand herumkommen. Nur nicht ganz zehn Prozent der Flecke entstanden in diesen fünf Jahren auf der uns zugewandten Seite; und da handelte es sich auch nur um schwache, gleich wieder sich auflösende Flecke, die eigentlich keine rechten Flecke, sondern nur Erweiterungen von „Poren" (den Vertiefungen zwischen der „Granulation") waren oder kleine Flecke, die in der Nähe eines großen Fleckes oder einer Fleckengruppe entstehen, vermuthlich in Folge der Unruhe, in der sich die Oberflächenmaterie in der Nähe solcher großen strudelnden Gebilde befindet.

Uebrigens hatte bereits 1908 die Astronomin Mrs. Maunder in gleicher Weise unbeanstandbar festgestellt, daß die Flecke auf der uns abgewandten Seite der Sonne entstehen. Mit dieser (wie ein angesehener Fachmann in einer Korrespondenz, die ich mit ihm hatte, ausdrücklich betonte, „über jeden Zweifel" sicheren) Thatsache hat sich die Astronomie abzufinden.

Die Annahme eines verschiedenden Einflusses der Erde auf den Entstehungort der Flecke in der Weise, daß die Umlaufsintensität der Erde das Jahr über den Entstehungort um die Sonne herum vor sich herschöbe, wir ihn also nie zu sehen bekommen, mußte man, als unmöglich, fallen lassen. In gleicher Weise unhaltbar erwies sich inzwischen eine andere Theorie, nach der die Erde einen Meteorschwarm, durch dessen Meteoreneinsturz die

Flecke entstehen sollten, das Jahr ihres Umlaufes über rings um die Sonne herum ablenken sollte. So blieb nur noch eine Erklärungmöglichkeit übrig: die Annahme, daß die Sonne eine einjährige Rotationperiode habe. Das hat auch Professor Schwarzschild vom Astrophysikalischen Observatorium in Potsdam in einem Brief an mich als möglich angenommen. Offenbar ist damit das Problem der Sonnenrotation in ein kritisches Stadium eingetreten.

Auffallen muß, daß man die bisherige Annahme einer etwa dreißigtätigen Rotationperiode ohne Weiteres gegen die einer einjährigen aufgab. Nichts erhellt deutlicher, wie unsicher es war, von einer Erscheinung aus, die schließlich doch nichts Anderes ist als eine Strömung der sehr beweglichen Sonnenoberfläche, auf eine Achsenrotation zu schließen. Jetzt aber macht die einjährige Rotationperiode, zu deren Annahme die Thatsache, daß die Sonnenflecke immer nur auf der uns abgewandten Seite der Sonne entstehen, unbedingt zu zwingen scheint, diese dreißigtägige Periode und die Strömung, auf der sie beruht, als das Anzeichen einer Achsenrotation der Sonne von dieser Dauer unmöglich. Wie aber ist die fünfundzwanzig- bis dreißigtägige Oberflächenströmung mit der einjährigen Rotationperiode zu vereinen?

Die Antwort kann nur lauten: Sie ist nicht mit ihr zu vereinen. Offenbar gehen die Flecke doch auf dem selben Niveau der Oberfläche um die Sonne herum, auf dem sie entstehen. Dieses Niveau hat nun aber (so kann ja der Umstand, daß die Flecke nur auf der abgewandten Sonnenseite entstehen, allein noch erklärt werden) eine Rotation von einjähriger Periode. Zugleich aber gehen die Flecke in fünfundzwanzig und dreißig Tagen auf gleichem Niveau der Oberfläche einmal um die Sonne herum. Das ist ein unauflösbarer Widerspruch. Unbedingt müßte ja die Bewegung der Strömung, da sie gleiches Niveau mit der einjährigen Rotation hat, ihr völlig angepaßt sein. Mindestens müßte sie also gleichfalls einen Umlauf von einem Jahr haben. In Wahrheit verhält es sich aber so, daß sie sich ungleich langsamer bewegen müßte als die eigentliche Rotation. Die Dauer der irdischen Meeresströmungen, die der Sonnenoberflächenströmung in Parallele zu stellen sind, giebt uns darüber vollkommenen Aufschluß. Die Aequatorströmung bewegt sich als solche in einem Tag nur um zwanzig bis dreißig Kilometer vorwärts. Man ermesse danach, wie ungeheuer langsam die Oberflächenströmung der Sonne sein müßte, die auf gleichem Niveau mit einer Rotation von einem Jahr geht. Nun aber brauchen die Flecke, um einmal um die Sonne herumzukommen, nur etwa dreißig Tage. Die Oberflächenströmung muß

also eine einjährige Rotation vollständig ausschließen. Schließt sie aber eine Rotation von dieser Dauer, so schließt sie überhaupt jede Rotation der Sonne aus.

Der Umstand, daß die Flecke ausschließlich auf der abgewandten Seite der Sonne entstehen, kann also nicht einen Augenblick mehr durch die Annahme irgendwelcher Rotation der Sonne erklärt werden, sondern er fordert eine andere Erklärung. Die Oberflächenströmung kann nur noch durch eine von außen auf die Sonne einwirkende Ursache erklärt werden und durch eine Gegenwirkung, mit der die Sonnenmasse dieser Einwirkung begegnet. Und die Ursache, um die es sich hier handelt, kann nur in einer allseitigen Kontraktion bestehen, welcher die Sonne eine allseitige Repulsion entgegensetzt. Wären Kontraktion und Repulsion nun aber ganz gleichmäßig, so entstünde wohl eine allseitig gleichmäßige Hebung und Senkung der Sonnenoberfläche, aber noch keine Oberflächenströmung. Nun geht die Strömung von Ost nach West. Erwägen wir aber, daß ja auch von der Astronomie ein kosmischer Umlauf von Ost nach West der Sonne zugesprochen wird, so muß die Sonne von Ost, der Richtung ihres Umlaufes her, eine ganz besonders starke Kontraktion erfahren, der sie dann auch eine so starke Repulsion entgegenzusetzen hat, daß ihre Masse auf der Ostseite nicht deformirt wird. Also muß gerade die Ostseite der Sonne ganz besonders unruhig sein; die Hebungen und Senkungen der Oberfläche sind hier viel intensiver als auf allen anderen Seiten und der Ausgleich zu der schwächeren Bewegung dieser übrigen Oberfläche muß sich in der Gestalt eines ringsum gehenden Oberflächenstromes vollziehen.

Wir haben damit die Erklärung für die Oberflächenströmung der Sonne gewonnen. Und diese Strömung (oder ihre Ursache) schließt jede Achsenrotation der Sonne aus. Denn ein Körper, der beständig so angestrengt nach einer, nach der selben Seite stößt, kann nicht rotiren. Auffallend war schon, daß die Oberfläche des selben Körpers so ungleich rotiren sollte: der Aequator fünfundzwanzig, die höheren Breiten dreißig und gar über achtunddreißig Tage. Diese Differenz erklärt sich aber ganz ungezwungen daraus, daß am Aequator der östliche Andruck besonders intensiv, an den höheren Breiten weniger stark ist; deshalb bewegen sie sich ruhiger und langsamer als die Aequatorregion.

Mit Alledem stimmt völlig eine Feststellung überein, die der Astronom Lane-Poor, wie Stephani die seine, auf photographischem Wege erzielte. Er hatte die Sonne sowohl zur Zeit des Flecken-Maximums, wie des Minimums sehr fleißig photogra-

phirt. Als er die Platten dann aber an einander ausmaß, ergab sich, daß die Sonne zur Zeit des Maximums einen Aequatordurchmesser hatte, der länger war als der polare; zur Zeit des Minimums aber war der polare Durchmesser länger als der äquatoriale. Aus dieser auffallenden Thatsache aber ergab sich eine seitliche Kontraktion der Sonnenmasse. (Diese Feststellung wird auch in Scheiners „Populärer Astrophysik" erwähnt.)

Ich will hier nicht weiter darauf eingehen, daß sich nun auch der besondere feste Ort, wo die Flecke auf der anderen Seite der Sonne entstehen, mit aller Genauigkeit lokalisiren läßt (er liegt nicht weit vom Meridian des Ostrandes ab auf der anderen Seite): wichtig ist hier, und zwar von ungeheurer Wichtigkeit, der nothwendige Schluß, der sich aus der Thatsache, daß die Flecke nur auf der anderen Seite der Sonne entstehen oder von 1905 bis 1911 nur auf ihr entstanden sind, ziehen läßt. Nämlich: daß, da ja nur die eine Hypothese einer einjährigen Achsenrotation noch zur Verfügung stand, diese Hypothese sich aber als gänzlich hinfällig erwies, die ganze Erscheinung der Sonnenflecke vom kopernikanischen Standpunkt aus nicht mehr erklärt werden kann.

Da die Flecke nur auf der Rückseite der Sonne entstehen (von 1905 bis 1911 nur hier entstanden sind), wir aber, wenn die Erde einen Umlauf um die Sonne hätte, jedes Jahr einmal zu bestimmter Zeit an dem Ort der Flecke vorbeikommen und die Flecke entstehen sehen müßten, sie aber stets nur um den Ostrand herumkommen sahen, so ist ein Umlauf der Erde um die Sonne ausgeschlossen; die Sonne kreist im Jahr einmal um die Erde, und da sie keine Rotation hat, so zeigt sie uns, genau wie der Mond, der nicht rotirt, immer nur eine, immer die selbe Seite.

Weimar. Johannes Schlaf.

# Halbdunkle Reflexionen.

Wie lange er nun wohl schon in dem Sessel saß! Und ihm fiel thatsächlich nichts ein; rein gar nichts.

Zum Verzweifeln war es, daß man sein Gehirn nicht zwingen konnte. Erst war Nachmittag gewesen und nun schon Abend. Stehn hatte das Gefühl, daß sein Verstand ihm einen Streich spiele und nicht funktioniren wolle. Dabei lag keine Ursache vor; aber was halfs? Stehn glaubte zuletzt, daß die Gedanken in den Ecken und Winkeln des Zimmers lauerten, über ihm herumkröchen wie Spinnen und hohn-

volle Gesichter schnitten, weil sein Wille sich im leeren Gehirn langweile. Seine Gedanken waren fort, einfach abwesend. Schließlich: warum sollten sie nicht? Es war einzusehen; und so mußte Stehn sich langweilen. Aber er machte sich zugleich klar, daß es ein Beweis geistiger Inferiorität sei, sich zu langweilen. Wie oft man hört, daß Menschen ewig Langeweile haben! Komisch; als ob je Einer, vor fremden Augen, seine Perücke abnehmen würde.

Aber Stehn wollte sich nicht langweilen; mit aller Gewalt nicht; auf keinen Fall. Irgendetwas mußte er aus sich herausholen oder in sich hineinlocken. Es mußte bestimmt gehen. Was war denn so klein und unbedeutend, daß es sich nicht ins Unermessene vergrößern und beleben ließ? Aber meist hatte man genug zu thun, sein eigenes Selbst zu schaffen, immer daran zu erneuern, um es schließlich einem angemessenen Ende entgegenzuführen. Alles Andere war beinahe störend. Was die durchschnittliche Allgemeinheit brauchte, bedeutete ihm ein äußerliches Schlafmittel, damit seine Gedanken agiren konnten. Denn die Gedanken waren schon mit das Beste. Das einzig Gute sogar; Stehn liebte seine Gedanken, diese Räuber. Aber wo waren sie?

Er lag im Sessel und beobachtete die Konturen der Möbel, die allmählich sich in der Dämmerung auflösten und änderten. Er starrte seine Hände an, kontrolirte die Linien, bedachte, wie seltsam ein Teppich aussehen müßte, der alle Fußspuren bewahrte. Besser als dieses eintönige Blau; es war mörderisch!

Gott, fiel ihm denn gar nichts ein? Verdammt, diese Decadence. Aufgebaut auf morsches Fundament. Aber Stehn war eigensinnig. Er dachte nicht daran, sich aufzugeben. Er sah sich also um. Von unten kam nichts, natürlich; aber von oben. Von oben mußte es kommen. Im selben Moment war er sich auch klar, daß es so war. Nicht einmal hinzusehen brauchte er. Er fühlte es, so zu sagen, durch sein Gehirn hindurch, wie man eine Helligkeit empfindet, und fast war es, als sträubten sich seine Haare ein Wenig. Dann begriff er, daß über ihm an der Decke Etwas hing. Was es war, wußte er nicht; noch hatte es keine greifbare Form und hing an zwei grünen und zwei rothen Fäden. Einmal wurden die grünen lang und einmal die rothen länger, je nachdem. Stehn starrte das Ding an; starrte es so lange an, bis es sich senkte, langsam, aber merklich näher kam und endlich, sich lächerlich schnell verkleinernd, in seinen Schädel kroch oder sich hineinfallen ließ. Er fühlte von dem Moment an eine sympathische Wärme, so daß er die Augen schloß, um Weiteres abzuwarten.

Eine Weile geschah nichts. Dann wurde es offenbar seinen Augen langweilig: sie löschten sich äußerlich aus, krochen innen, beide zugleich, empor und hielten neben dem sonderbaren Ding in Stehns Gehirn an. Auch da schien es dunkel zu sein, denn er fühlte, wie sie zu leuchten anfingen, und dann leuchtete das Ding mit. Stehn dachte: Ob alles Andere in mir auch noch in mein Gehirn kriechen wird?

Im selben Moment aber fühlte er, daß sich das Ding zu drehen

anfing und dabei helle Lichtstreifen um sich warf, die, Stehn begriff es deutlich, seine unbewußten Einfälle waren. Wie es sich drehte! Ganz unheimlich war es. Auch veränderte es seine Form, riß einen unendlichen Mund auf, einen so offenen Mund, so verzweifelt offen, daß Stehns Augen schon müde wurden, weil alles Licht, das sie diesem offenen Munde zustrahlten, immer wieder verschlungen wurde. Sicherlich wollte der Mund im Dunkeln sein. Stehn überlegte, daß sein Gehirn nun allmählich unter der Wärme dieses Mundes sich genügend erholt habe und es an der Zeit sei, diesen Mund zu schließen. Aus Menschlichkeit; nur, weil er so erbarmungwürdig offen stand. Menschlichkeit, dachte Stehn; eigentlich ein überwundener Standpunkt. Heute wird beinahe das Gegentheil ausgerufen (vielleicht war es nie anders). Gewiß wird man sie irgendwie bei sich haben, diese Menschlichkeit, im Haus oder auch in der Tasche; aber dann konnte sie ohne unser Zuthun mit einmal irgendwie da sein. Hm ... Da fiel ihm ein, daß sie eine Taschenglühlampe bedeuten solle, gut verschließbar und möglichst unbenutzbar; denn wozu immer Alles beleuchten? Wer verträgt Das?

Aber eben hatte er doch aus Menschlichkeit den Mund schließen wollen? Das war gar nicht er gewesen. Das war ... Ja ... Das Unterbewußtsein. Und da war also noch Menschlichkeit? Wo mochte dieses Unterbewußtsein sich wohl gewöhnlich aufhalten? Mit dem Verstand hatte es nichts zu thun. Unwillkürlich mußte er an eine Gestalt denken, die rastlos mit dem Aufkleben von Etiketten beschäftigt war; die beklebten Gedanken, Gefühle und Einfälle wurden dann registrirt, zusammengestellt und wunderschön geordnet.

Aber von Zeit zu Zeit geschah etwas Sonderbares. Dann schob sich nämlich eine schmale helle Hand von unterhalb des Tisches herauf, als wolle sie dazwischen greifen; aber die Gestalt des Verstandes stieß sie mit einer ungeduldigen Geberde wieder fort. Das wiederholte sich; und schließlich war nur noch ein strenger, kalter Blick dazu nöthig. Es war eine Frauenhand; wirklich; aber manchmal erinnerte sie an die Hand eines Kindes. Stehn wollte dieser Impression weiter nachsinnen, dem Zusammenhang von Frau, Kind und Unterbewußtsein, aber das Ding in seinem Kopfe war dagegen; es blieb bei der Menschlichkeit; vielleicht war sie ihm wichtiger oder es kam auch nur, weil es besser in den Rhythmus paßte.

Also die Menschlichkeit im Unterbewußtsein: diesen Satz sprach Stehn sich mehrmals vor, um ihn zu begreifen. Ihm fiel ein, daß Rousseau schrieb, außerhalb der Menschlichkeit gebe es keine Weisheit. Ach, Rousseau war ein Dichter. Dichter leben in Träumen und beleben die Träume und ihr unbewußtes Sein. Auch Das hatte Stehn irgendwo einmal gelesen. Dieser Satz schloß sich dem Rad in seinem Kopf an und so kam es, daß Stehn eine endlose Spirale von Folgegedanken im Voraus ahnte und, noch ehe er sie festgehalten hatte, fürchtete, weil er sicher war, noch acht Wochen zu brauchen, um alle zu Ende zu denken. Dann wurde er vielleicht wahnsinnig. Aber er

hatte nun beinahe begriffen, warum heute ein Mensch, der im Leben steht, keine Menschlichkeit hat. Er hat sie ja, natürlich, aber in der Tasche, als wohlverschlossene Glühlampe. Ist Das ein Verlust?

Zugegeben: Alles nützt sich einmal ab; doch man mag nicht gern seinem eigenen Sterben zusehen. Bei dem Begriff „Sterben“ stand das Ding in Stehns Gehirn plötzlich still, als hielte es den Athem an. Ihm war, als höre er das Wort zum ersten Mal. Daran war die plötzliche Ruhe schuld, der Stillstand. Ja, der Stillstand, eigentlich war es nur darin möglich; dennoch war es größer.

Stehn bedachte, ob man es überhaupt fühlen könne. „Sich in sich“ oder „Selbst im Selbst“. Das war es doch?

Nun käme es darauf an, meinte er weiter, ob „Sich“ oder „In sich“ und „Selbst“ oder „In Selbst“ stärker sei, ob „Sich“ „In sich“ beobachte, oder „In sich“ „Sich“. Wie Das nun wohl wäre, wenn Beide zu gleicher Zeit auf den Gedanken kämen und zu Gleichheiten würden? Stehn entschloß sich, anzunehmen, daß es dann kein allgemeines Sterben mehr sei, sondern der Tod. Nicht einmal ein besonderer; keiner, dem man ausweichen mußte, denn man sah ihn ja gar nicht. Da gab es doch Welche, die Etwas hermachten, denen die Menschen auswichen, wenn sie durch die Straßen gingen; in den Gassen blieben die Leute vielleicht eher stehen. Was hatten sie Großes zu verlieren? Ein Leben gegen einen Tod. Wer weiß, was besser war? Aber schließlich gab es Welche, die hatten drei Leben oder vier oder hundert. Und Manche hatten gar keins; Gott, Die waren ja eigentlich schon erledigt. Aber ob sie es nicht am Besten hatten?

Denen konnte man doch nichts nehmen. Was eigentlich diese Leute wohl sagen würden, wenn man ihnen auseinandersetzte, daß sie nicht leben? Sie würden natürlich denken, man sei verrückt; und nebenbei wären sie beleidigt und Einer würde vielleicht dem Gedanken nachgehen und zugeben, daß Etwas daran sei. Laut sicherlich nicht; nur nichts zugeben. Stehn sah ordentlich belustigt aus, wenn er sich vorstellte, was sie Alles vorbringen würden, um ihr Leben zu beweisen, trotzdem sie ihn für verrückt hielten, denn es war doch wahrhaftig und unbestreitbar eine Verrücktheit, wenn verlangt wurde, daß man sein eigenes Lebendigsein nachweisen solle.

Wer es wohl am Besten hatte? Sicher Die ohne Leben. Sie waren stolz und satt, aufgeblasen oder eingefallen; aber satt waren sie.

Stehn wußte nicht recht, ob es gut sei, immer satt zu sein. Er war geneigt, es zuzugeben, aber „In sich“ behauptete, am Besten haben es Die mit einem Leben, in das dann Alles hineinkam, daß es tief wurde und sich nach oben aufbaute wie ein goldener Thurm; nun konnte es immer weiter wachsen, in den Himmel und in die Erde. Das ließ allerlei Vorstellungen und Phantasien Raum. Die Tiefe? Unermeßliche Dunkelheit, Abgeschlossenheit, eigentlich auch Bedrängniß. Wenn man sich Das so vorstellt: gewiß, da unten konnte wieder das Sterben sein, ein unverbesserliches Sterben. Das, was Keiner sieht, auch man selbst

nicht. Aber da unten fängt es an und greift und zieht sich empor mit leisen und sicheren Händen.

Manchmal hält es auch an und blickt zurück. Umkehr? Wozu? Es thut seine Arbeit sicher und gut, mit zuversichtlicher Technik. Stehn hatte das Gefühl, Etwas thun zu müssen, Etwas anhalten zu sollen. Dachte denn Keiner an den goldenen Thurm? Aber Stehn konnte sich nicht rühren und der goldene Thurm lächelte.

Ihm wurde klein und ängstlich zu Muth. Der goldene Thurm blieb fest und unbeweglich stehen; er lächelte. Nun rührte sich auch das Ding in Stehns Kopf nicht mehr. Nur der Mund in seinem Gehirn stand weit offen. Stehn wunderte sich nicht über alle die Ueberlegungen und Gedanken, die in ihn hineingefallen waren, er wunderte sich nicht einmal über die wirkliche Beleuchtung, die seine nach innen gewandten Augen diesen Begriffen, die doch immer irgendwie dagewesen waren, gaben. Ja, dagewesen waren sie, deutlich fiel es ihm ein; als er ein Kind war. Gewiß hatte er nicht horchen sollen; er stand hinter einem Vorhang und da hörte er seine Mutter sagen: „Ein so elementares Gefühl wie Menschlichkeit ist Dir ein überwundener Standpunkt!" Da war sein Vater hinausgegangen, ohne ein Wort.

Das war also früher schon so gewesen, vielleicht nie anders und der ganze Begriff war von Phantasten erfunden, eben weil das Wirkliche, was dahinter stehen sollte, fehlte. Komplement. Natürlich.

Stehn fühlte erleichtert, begriffen zu haben. Anders wäre es auch entschieden ungemüthlich gewesen. Und nun fielen in seinem Gehirn die Begriffe, einer nach dem anderen, und der offene Mund verschlang sie alle. Ordentlich leicht wurde ihm.

Diese veralteten Begriffe hatten in den Möbeln genistet und in den Ecken gekauert. Ganz uralte Begriffe. Sie waren mit den gebrechlichen alten Truhen und Schränken hereingekommen. Wenn man näher hinsah, bestand ja das ganze Leben aus nichts Anderem; irgendwo waren sie in jeder Handlung, in jedem Erleben. Jede Stunde konnte sie zu Hunderten ausstoßen. Aber man wollte sie nicht begreifen, weil es einen Abbruch der Lebensmöglichkeiten bedeute.

Stehn hatte das Bewußtsein, daß sein Verstand alle verschlungen habe. Nur sonderbar, daß seine inwendigen Augen nicht recht mitthun wollten. Sie bohrten sich tief in die Dinge, krochen in die verstecktesten Gedanken hinein: und auch sie nahm der Mund auf.

Eigentlich hätte Stehn sich nun ausruhen mögen; er versuchte es auch und wirklich war eine Zeit lang Stille; solche Stille, daß Stehn das Ticken der Zimmeruhr deutlich hören konnte. Aber Das dauerte nur einen Augenblick: und nun fingen die Fäden über Stehns Kopf an, sich zu bewegen, die grünen und die rothen. Einmal standen die grünen still und dann die rothen. Wie eine Wage war es. Noch mehr Sonderbares geschah; so daß Stehn dachte, er habe Kopfschmerzen. Das wars aber nicht. Trotzdem er sich dagegen wehrte: „In sich", der verdammte Kerl, trampelte da irgendwo mit herum und spielte

den Machthaber. Er sollte sich irren, aber für den Augenblick hatte er Stehn doch in Unordnung gebracht. So ein Schaukeln war dabei und eine Seite war immer tief unten.

Gott, Das war ja die Wage an den Fäden! Wie konnte er Das nur vergessen! Und die Ergänzungseite war schwer, auf der anderen war nichts; Leere. Aber was hatte „Er“ damit zu thun?

„Gott verdamme mich: die elektrische Taschenlampe!“ Stehn sprang beinahe auf. Das heißt: nicht eigentlich „Er“, sondern „In sich“. Pfui, Teufel! Also Lüge als Selbstverständlichkeit, Komplement der Leere! Darum logen sie Alle. Wirklich fast Alle?

Nun stutzte auch Stehn und warf sich mit einem gewissen Erstaunen diesem Gedanken entgegen. Ja, eigentlich Alle, mehr oder weniger; wo war da die Grenze? War sie überhaupt möglich? Und es war doch der Verstand, der da anordnete und vertheilte, der Verstand, der ihre Worte, Mienen und Geberden lenkte. Wenn man ihnen Das nun so klipp und klar sagen würde, dann wäre man wieder verrückt; und sie hätten vielleicht Recht. Wer weiß Das so genau? Eigentlich wars ja, um verrückt zu werden. Aber vor Allem würden sie denken, daß man langweilig sei, und damit hätten sie ganz bestimmt Recht; man wäre langweilig, weil man so abgekürzt wäre, so ohne alles Drum und Dran.

Dann war also die Wahrheit „etwas Armsäliges“, komisch eigentlich, ein „unbeliebtes Verfahren“, ein „abgekürztes Verfahren“, auch verwunderlich, wo man heutzutage nie und fast zu nichts Zeit hat; aber mit dem Komplement konnte man schließlich voraus sein, nicht nur rennen, rasen, sondern springen; Das war entschieden spaßhafter. Wahrheit hat so viel Feststehendes. Ihm fiel Das mit dem „über frische Gräber hopst“ ein, was ja auch dazu gehörte.

Und dann die Aufmachung. „Wahrheit“: da fror man, es hatte so was von Kleiderlosigkeit. Aber die Komplemente, die hatten Gewänder, Kleider, Stimmungen, Phantasien, die man wechseln konnte, mehrmals an einem Tag, äußerlich und innerlich. Man war nie werthlos, bewahre, preziös, in gedankenschwerer Melancholie oder geistvoll, je nachdem es der Beruf, das Leben, die Episode oder die Chose erheischte. Stehn lag noch immer in seinem Sessel. Es war dunkel im Zimmer; an die Fenster kam ein matter Laternenschein von der Straße. Er gähnte und versuchte, die Spitzen seiner Lackschuhe und die Strümpfe mit den violetten Tupfen zu betrachten. Natürlich war es zu dunkel. Dann holte er seine Glühlichtlampe aus der Tasche und untersuchte den Verschluß. Danach stand er auf, tappte im Finsteren durchs Zimmer, stieß sich mehrmals, fluchte und schellte dem Diener.

Wer eigentlich den dicken Chinesen auf dem Kamin angestoßen hatte, daß er mit dem Kopf wackelte und die Zunge eine halbe Stunde lang immer wieder gegen Stehn herausreckte, wußte Keiner zu sagen.

Schloß Molsdorf. Maria Gräfin Gneisenau-Bonin.

# Schuberts Instrumentalmusik.*)

Vier Jahre hatte der Symphoniker Schubert geschwiegen. Die E-dur-Symphonie von 1821 gelangte nicht über den Entwurf hinaus. Der Fünfundzwanzigjährige konnte bereits auf sechs Symphonien zurückblicken, unter denen sich ein so bemerkenswerthes Werk wie die „Tragische“ befand. Er fühlte, daß noch Wichtigeres gesagt werden mußte. Und 1822 schuf er die Symphonie in h-moll, ein Werk, das noch deutlicher als seine Vorgänger die Symphonieform befestigte, die als etwas durchaus Gleichwerthiges, aber im Grunde Verschiedenes neben der durch Beethoven bestimmten Richtung bis in die Neuzeit hinein ihren Weg genommen hat.

Beethovens Form bildet den Maßstab, nach dem allgemein gemessen wird und durch den lange Zeit eine völlige Verkennung der schubertischen Eigenthümlichkeit bewirkt worden ist. Erst nachdem nun Generationen an Beethovens Lebenswerk gezehrt, erklärt und gelehrt haben, nachdem seine Form in ihrer ungeheuren Ausdrucksfähigkeit Generationen von Komponisten zur Nacheiferung und zum weiteren Ausbau angeregt haben, kann man von einer Verarbeitung seiner Idee sprechen. Seine Herrschaft stand schon bedingunglos fest, als Schuberts Werke, Jahrzehnte nach dem Tod ihres Schöpfers, erst allgemeinere Beachtung fanden, ja, so zu sagen, erst entdeckt wurden. Das Manuskript der h-moll-Symphonie fiel, zum Beispiel, dem wiener Hofkapellmeister Herbeck erst 1865 in der Bibliothek Anselms Hüttenbrenner in die Hände. Man legte den beethovenschen Maßstab an sie und fand sie locker in der Form, unlogisch im Aufbau, voll „himmlischer Längen“, liebte sie aber trotzdem, da man sich ihrem Zauber nicht entziehen konnte. Aesthetische Irrthümer verdichteten sich zu kritischen Schlagworten, mit denen man den Lyriker Schubert als Symphoniker (als Instrumentalkomponisten überhaupt) auf einen zwar ehrenvollen, aber doch nur bescheidenen Platz wies. Man hatte, da man ja mit dem Problem Beethoven immer noch nicht fertig war, übersehen, daß in Schubert schon wieder vollkommen neue ästhetische Gesetze thätig waren, die zu ergründen, der Geschmack und das Empfinden erst einer besonderen Kultivirung unterworfen werden mußten. Der Irrthum, der Schuberts Werke Jahrzehnte lang in eine falsche Beleuchtung rückte, war verzeihlich. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß man unter symphonischer Gestaltung eine logisch ausgebildete Form, deren Aufbau bis in Einzelheiten vor dem Auge des Schöpfers unverrückbar feststand, eine erschöpfende Verarbeitung und Weiterentwickelung der Gedanken verstand, wird es klar, daß man den Typus der Symphonie Schuberts als eine Form zweiten Ranges ansehen durfte.

Schubert, der in seinem Schaffen nicht von einer „poetischen

*) Eine Probe aus der neuen Schubertbiographie, die Herr Walter Dahms im September (bei Schuster & Loeffler) herausgiebt.

Idee“, sondern von der Stimmung ausging, hätte in der Form Beethovens, der, das Endziel klar vor Augen, sein Werk mit sicherer, unfehlbarer Meisterhand gestaltete, seine besten Eigenthümlichkeiten verloren. Dies Alles schließt aber nicht aus, daß der Expressionist und der Impressionist manchmal ihre Rollen tauschen. So einseitig es wäre, Beethoven nur als verstandesmäßig schaffenden Künstler zu betrachten, eben so verkehrt wäre es, in Schuberts Schaffen den überlegenden Kunstverstand zu leugnen. Aber im Allgemeinen gewann seine nicht dem Intellekt unterworfene, sondern naiv schaffende Erfindung ihre Gestalt im Werden. Der melodische Strom wurde nicht von der Hand des planvoll vorhersehenden Meisters in ein festes Bett gelenkt und gezwungen, sondern ergoß sich frei, formte sich selbst im Ausströmen. Nicht Einheit der Gedanken, sondern Vielheit, nicht ein Herleiten aus einander, sondern ein Dahinfließen neben einander, nicht Kontrastiren, sondern Beleuchten und Variiren sind die Merkmale schubertischer Symphonik.

Diese naive Kunst, die jenseits von Willen und Ueberlegung steht und die da anfängt, wo die des intellektuellen Schaffens aufhört, mußte Mißverständnissen ausgesetzt sein. Einer der empfindlichsten Irrthümer ist nun, daß eine Aesthetik, der der weite Blick fehlte, Form mit Schema verwechselte, deshalb nur eine „richtige Form“ kannte und in ihrem ängstlichen Anklammern an einen Begriff, der in ihren Händen allmählich erstarrt war, ganz vergaß, die Form auch durch den Inhalt verstehen zu lernen. Man gab sich dem verhängnißvollen Irrthum hin, Form und Inhalt seien zwei trennbare Begriffe. Wohl erkannte man den genialen Inhalt der schubertischen Instrumentalwerke an und pries ihren Zauber; aber man übersah, daß hier eine schaffende Kraft am Werk war, die eine nur ihr allein eigenthümliche Form gewonnen hatte. Als ob ein wirklicher, lebensvoller Inhalt jemals ohne Form sein könnte. „Form ist Ausdruck der Nothwendigkeit“, definirt Hebbel. So muß der neue Gedanke auch seine eigene neue Gestalt finden. Daß man zum Verständniß der mehr rhapsodischen als streng symphonischen Form Schuberts gelangt, ist nicht nur wichtig für das volle Verständniß des Tondichters selbst, sondern auch für eine gerechte und den Kern der Sache treffende Würdigung seines großen Nachfolgers, des Symphonikers Anton Bruckner.

Die h-moll-Symphonie trägt den Beinamen „die Unvollendete“. Der äußere Grund dieser Bezeichnung ist erklärlich. Das Werk besteht nur aus zwei Sätzen, einem Allegro moderato und einem Andante con moto. Von dem dritten Satz, dem Scherzo, hat Schubert nur einen Theil in der Skizze ausgeführt. Instrumentirt findet man nur eine Seite in der Originalpartitur. Es kann nicht verwundern, daß man für eine zweisätzige Symphonie, deren dritter und vierter Satz fehlten, das Beiwort die Unvollendete wählte. Nur war es eben ein irreführendes Charakteristikum. Hatte man, als man das Wort prägte (von dem Inhalt des Werkes selbst ganz abgesehen), vergessen, daß die

zweisätzige Form in einer ganzen Reihe beethovenscher Klaviersonaten sanktionirt war? Man klammerte sich an den geheiligten Begriff des viersätzigen Symphoniebaues und nannte die beiden Sätze Schuberts einen Torso. Bestärkt wurde man durch die vorgefundene Skizze zum dritten Satz. Also hatte doch Schubert eine „Vollendung“ geplant? Daß er sie nicht ausführte, dafür fand man bald Vermuthungen und Erklärungen. Man behauptete, Schubert habe sich nicht stark genug gefühlt, den beiden ersten noch zwei ebenbürtige Schlußsätze anzufügen.

Diese Annahme streift den Genius Schuberts doch sehr an der Oberfläche. Der Schöpfer der Tragischen sollte sechs Jahre später, nachdem in der Zwischenzeit Werke wie die drei großen Klaviersonaten aus 1817, das Forellenquintett oder der c-moll-Quartettsatz entstanden waren, nicht im Stande gewesen sein, den beiden Sätzen der h-moll-Symphonie (wenn es nothwendig war) noch die Krone aufzusetzen? Als Schubert, mitten im Trio des Scherzo angelangt, die Feder aus der Hand legte, wird er zurückblickend empfunden haben, daß die beiden vorhandenen Sätze eine Einheit bilden, die durch weitere Zusätze nur zerrissen werden würde. So erschien die „Unvollendete“ ihrem Schöpfer selbst vollendet genug, um ihn auf eine Erfüllung des Symphonieschemas, auf eine Konzession an den Geschmack der Durchschnittsästhetik verzichten zu lassen. Und wer dem Gedankengang der h-moll-Symphonie innerlich erlebend folgt, wer sich rückhaltlos der Sprache des großen Romantikers hingiebt, wird schwerlich das Gefühl eines „Unvollkommenen“ haben.

Aus den tiefen Regionen der Celli und Bässe ringt sich ein getragenes, schmerzlich-sinnendes Thema los, das dem ganzen Satz das Gepräge leidender Tragik giebt und wie ein Fatum immer wieder auftaucht, erschütternd in seiner stillen Klage. Unter schwirrenden Sechzehnteln der Geigen und einem stockenden Pizzikato-Rhythmus der Bässe erheben gleich darauf Klarinette und Oboe ihre Stimme zum Hauptthema, das mit seiner abwärtsgleitenden Quinte das Hoffnungslose der Stimmung noch verstärkt. Nur ab und zu wirft ein hellerer Durklang einen Lichtstrahl in dies trübe Dahindämmern. Immer noch h-moll. Da theilen sich von der langhallenden Terz Fagotte und Hörner und leiten zum Seitenthema nach G-dur. Die ganze herrliche Unbefangenheit Schuberts, wie nur er sie hatte, liegt in solchem Uebergang. Die Celli summen einen Ländler, eine Melodie, die unter Thränen lächelt; die Violinen greifen sie auf und wiegen sie auf der A-Saite. Im letzten Takt brechen sie ab. Ein Pausen-Einschnitt; raschelnde Tremolos und schroffe Sforzatos. Naiv-geniale Mittel zu Ueberleitungen, wie sie später Bruckner liebte. Nichts aus dem Thematischen Geborenes; kein kunstvoll gelöstes Problem. Und doch so unmittelbar packend. Dann folgen Spielereien mit dem Seitenthema; die Gruppen rufen es sich gegenseitig zu. Man ist wieder in G-dur. Die Terz h bleibt in den Bläsern hängen; stufenweise tropfen die Pizzikati der Streicher davon ab, bis sie zum h gelangen und die Wieder-

holung des ersten Theiles anhebt. In der Durchführung dominirt das Einleitungthema. Auch hier verzichtet Schubert auf eine eigentliche Weiterentwickelung der Gedanken. Er schattirt, unterstreicht, rückt dieses oder jenes Motiv in ein anderes Licht und vertieft nur die schmerzliche Stimmung des Ganzen. In der Reprise spielt sich nichts Neues ab; eine kurze, vom Einleitungthema bestrittene Koda rundet den Gesammteindruck zu einem Bild rührender, von Herzen kommender und zu Herzen gehender Klage.

Im Andante con moto ist noch weniger von symphonischer Einheitlichkeit die Rede. Auch hier fehlt eine Entwickelung des Thematischen. Themen, Motive, Melodiefloskeln von überwältigender Schönheit lösen einander ab, ergänzen sich; ein Spiel, dessen sinnvolle Anordnung sich unserer Ueberlegung entzieht. Hier müßten Erklärungversuche an der Oberfläche bleiben. Die lichtvolle Stimmung dieses Satzes befreit uns von dem Druck, den die Elegie des Allegro moderato auf unsere Seele legte, und führt uns in ätherische Höhen, wo nur noch Schönheit ist und Liebe. In der h-moll-Symphonie zog Schubert den Schleier von dem Mysterium des Ewig-Schönen und Ewig-Erhabenen. Per aspera ad astra. Sein Werk war vollendet. (Die Partitur der Symphonie ist sehr sorgsam geschrieben und zeigt nur geringfügige Korrekturen. Schubert hatte diese Symphonie zuerst in einem Klavierauszug skizzirt, was nur bei wenigen Werken nachzuweisen ist.)

Hatte Schubert jetzt den Gipfel der symphonischen Meisterschaft erklommen, so wurde 1822 auch die Kirchenmusik mit einem Werk bedacht, das alles von ihm bis dahin Geschaffene weit in den Schatten stellte: seiner Messe in As-dur. „Missa solemnis in As von Franz Schubert, 1822“ lesen wir auf der Originalpartitur. Vor drei Jahren, im November 1819, hatte er das Kyrie begonnen. Im September 1822 schrieb er am Schluß des Dona: „Fine del Missa: in 7 b 1822 beendet“. Im Dezember meldete er Spaun ihre Vollendung. „Meine Messe ist geendiget und wird nächstens produzirt werden; ich habe noch die alte Idee, sie dem Kaiser oder der Kaiserin zu weihen, da ich sie für gelungen halte“. Ueber eine Aufführung der Messe ist mit Sicherheit nichts festgestellt; Piringer, der Kapellmeister an der Augustinerkirche, könnte sie veranstaltet haben. Beabsichtigt war sie; denn Schubert nahm nachträglich zahlreiche Veränderungen vor, um, wie die Herausgeber der Gesammtausgabe bemerken, den Vokalsatz klangschöner zu gestalten und ihn im Orchester besser zu unterstützen, was auf einen eminent praktischen Sinn Schuberts schließen läßt. Aus der beabsichtigten Widmung wurde nichts, da sich kein Verleger für das Werk fand. Erst 1875 wurde es der Welt zugänglich gemacht.

Die As-dur-Messe ist die fünfte große Kirchenkomposition Schuberts. Bei den vorhergehenden Werken wurde schon darauf hingewiesen, daß Schuberts Schreibweise den starren Regeln des strengen Satzes nur selten unterworfen war. Er war immer der Stimmungskünstler, der die polyphone Form nur benutzte, wenn sie durch die

Idee bedingt war. Sein Stärkstes schuf er nicht in ihr. Er beherrschte sie; hatte sich doch sein Studium bei Salieri hauptsächlich auf die Vokalmusik, in der der strenge Satz vor Allem heimisch ist, beschränkt. Aber in der Anwendung dieser Kenntnisse war er sparsam. Von Bachs Herbheit und Größe ist sie weit entfernt. Seine Kenntniß der Werke des Thomaskantors soll überhaupt nur gering gewesen sein. Schuberts Kirchenmusik trägt meist den Stempel des Lyrischen. Er fühlte auch nicht das Bedürfniß, sich in der Messe mit dem Gedankeninhalt des Textes auseinanderzusetzen, wie es Beethoven that. Er sang das Credo kindlich vertrauend; es war ihm ein Bekenntniß, das er freudigen Herzens offen aussprach. Beethoven schrieb seine erste Messe als Siebenunddreißiger, in einem Alter, wo sich der innere Mensch mit der christlichen Weltanschauung schon auseinandergesetzt hat. Auch Schubert wäre der Kampf sicher nicht erspart geblieben. Wir haben aber nur seine Jugend vor uns, die den Problemen noch nicht bis in die abgründigsten Tiefen folgte. Wir erleben in Schuberts Messen nicht Aufrüttelndes, sondern Verinnerlichendes. Sie werden nicht stürmisch, sie bekehren nicht, sondern festigen nur Solche, die gleichen Sinnes sind. Ihr ethischer Werth liegt in der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, mit der sie um das Erhabene und Ewige einen Kranz von Schönheit flechten, nicht in der Verkündung neuer, sieghafter, niederschmetternder Ideen. Auch in der As-dur-Messe spricht der romantische Geist, der klang- und glaubensselige, aller Dialektik fremde. Und es ist eine historische Nothwendigkeit, daß solche Werke in einer Zeit, wie das vergangene Jahrhundert, die mit den Riesenschritten des Eroberers von Gipfel zu Gipfel eilte, vergessen werden mußten. Da hatte nur das große Wort Geltung, das Wort eines Kämpfers, der zu Kämpfenden sprach. Aber wenn die Welt der gewaltigen Worte über wird, wenn die umwälzenden und aufrüttelnden Ideen keinen Widerstand und Widerhall mehr finden, wenn alles Große und Gewaltige sich dem eisernen Menschenwillen beugt, dann wird die Menschheit wieder Zeit und Muße finden, sich an den Blumen zu freuen, die unverwelklich das Erhabene schmücken und ohne die es zwar Größe, aber nur eisige, erschreckende, übergewaltige, gäbe, eine Größe, die letzten Endes doch den Geist erdrücken würde. Allem Skeptizismus fremd, wendet sich Schubert an den Glauben. Und die Mittel, die er anwendet, sind bescheidene; denn er will vertiefen, nicht werben.

Die As-dur-Messe zerfällt in sechs Theile. Gleich das Kyrie führt mit seiner zarten Verträumtheit in den Grundcharakter der Messe ein. Nichts von einer zerknirschten Menge, die angsterfüllt und bebend um Gnade fleht. Hier ist es eine freudig erregte Gemeinde, die, im Vertrauen auf die Güte des Herrn und der Verzeihung gewiß, ihre Bitte um Segen ertönen läßt. In helle Farben ist Das getaucht. Chor und Orchester wetteifern im Wohlklang: Kyrie eleison. Ganz leise wie ein Echo hallt es in den menschlichen Stimmen nach. Da beginnen einzelne: Christe eleison. Kunstvoll sind die Stimmen verschlungen, Ro-

sen gleich, die um das Kreuz des Erlösers gewunden werden. Wieder beginnt der Chor und wieder folgen die Solostimmen. Nirgends ein Aufschwung, ein Forte. Leise, wie sie begonnen, hauchen die Stimmen ihr eleison hin. Im strahlenden E-dur setzt jubelnd das Gloria ein. Rauschende Streicherpassagen umspielen den Ruf der Stimmen. Laudamus te, wetteifern sie. Eine kurze, innig beseelte Episode der Solostimmen: und wieder braust das Gloria hernieder. Dann folgt ein Zwischensatz in A-dur; in schlichten Tönen erklingt das gratias agimus. Streicher und Holzbläser schaffen eine abgeklärte, erdenferne Stimmung. Da wendet sich das Spiel nach moll, volle Akkorde künden vom „Herrn des Himmels". Der feierliche Anruf der Gläubigen wird immer wieder von dem rührenden gratias agimus unterbrochen. Erschüttert stammeln sie: Miserere nobis. Die Instrumente lasten mit schleppenden Synkopen an dem Quoniam und unter mächtigen Schlägen des Orchesters ringt sich die Erkenntniß des „Einzigen" durch. Eine Fuge von imponirendem Aufbau krönt den Gloria-Satz. Schubert hat sie später noch einmal geformt und dem Schluß eine wirksamere Steigerung gegeben.

Zweimal intoniren die Bläser den C-dur-Dreiklang, dann setzen die Singstimmen freudig bejahend mit dem Credo ein. Scheu ringt sich das Incarnatus in weichem As-dur von den Lippen. Schauer beben durch die sich ineinanderschiebenden Harmonien beim crucifixus. Da ertönen kräftige, helle C-dur-Klänge (et resurrexit) und jubelnd steigert sich der Freudenruf: Credo in spiritum sanctum. Eigenartig modulirend beginnt das Sanktus, breitet sich dann in geschwungenen Kantilenen aus und findet in einem sprühenden Osanna seinen Abschluß. Auch dem Osanna hat Schubert später noch eine zweite Fassung gegeben, indem er es aus dem ursprünglichen Sechsachteltakt in den Viervierteltakt übertrug. Das Benedictus greift die Haupttonart wieder auf. Es sind wieder die zarten, hellen Farben, die Geltung gewinnen; reizvoll ist der Wechsel zwischen Solo- und Chorstimmen ausgenutzt. Wie das Sanctus wird auch das Benedictus von dem Osanna beschlossen. Das Agnus Dei schließt den Kreis und bringt die abgeklärte Stimmung des Kyrie zurück. Dona nobis pacem lassen die Stimmen immer wieder erschallen bis zum leise verhallenden Schlußakkord.

Außer der großen As-dur-Messe schuf Schubert 1822 nur noch zwei kleine Kirchenmusikwerke. Im Januar komponirte er ein Volkslied „Zum Geburtstag des Kaisers" für Chor und Orchester. Den Text hatte Deinhardstein geschrieben. Von den adeligen Zöglingen wurde es im wiener Theresianum zum ersten Mal aufgeführt. Ein Männerquartett „Geist der Liebe" (Matthisson) mit Begleitung des Klaviers oder der Guitarre ist ungefähr um die selbe Zeit entstanden. Der Lyriker Schubert sprach im Jahr 1822 nicht oft. Wer auf die bedeutsamen Schöpfungen dieses Jahres zurückblickt, kann sich darüber nicht wundern.

Walter Dahms.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. September 1912.

# Von Wirklichkeit und Verwirklichung.

Ulrich: Wie die Stimmen der Stadt verrauschen! Diese kleine Strecke erst sind wir von ihr gewandert: und schon sind alle ihre Laute, die eben noch an uns emporspritzten, in den großen Mischkrug der Ferne gefallen und von allen Stürmen ihrer Hast ist uns dieses Rauschen geblieben, — fast ein Lied.

Daniel: Ein Lied, Ulrich, ein Lied! Ja, sie zerrten und schrien wie kranke Hunde an der Kette, die zweckbesessenen Tausendmaltausend, sie tobten wider und durch einander; und doch pochte in jeder Kehle, ungewußt, die Sehnsucht nach dem Lied, das sich jetzt nicht in ihnen, in unseren Ohren nur befreit. Es hat einen Augenblick gegeben, da ich es anders hörte: mitten im Taumel der Straße, nicht ein Spiel der Ferne, sondern das blutend Nahe, von der Sehnsucht der Sehnsüchtigen mir zugesungen.

Ulrich: Einen Augenblick?

Daniel: Weißt Du nicht, was der Augenblick Dir trägt, den Du sich erfüllen läßt, welche Fluth von Leid und Licht? . . . Ich ging in der Menge und war auf nichts bedacht als darauf, ihr meine Seele so weit aufzuthun, so ihre Speicher und Verlasse zu entriegeln, daß darin Platz fände Alles, was ich von dieser Menschen offenbarer und verborgener Noth irgend gewahren könnte. Ich sprach in mir: Was kann ich an Dir thun, die Du um mich brausest ohne Ziel und mich anrührst ohne Wissen, namenlose Menge? Ich habe nicht die Macht, Dich zu heilen, und habe nicht die Kunst, Dich zu trösten; und wenn ich Dir mein Leben hinopferte, wäre nichts gethan. Aber Das vermag ich: Dich aufzu-

nehmen, Deine zerstreute Pein in mir zu sammeln, Dich Zerrissene in mir ganz zu machen, — daß meine Seele Dein Lied wird, Du Liedlose. Und dieses Willens ging ich durch die Menge. Und da dieser Wille in mir wirklich wurde, geschah es mir, daß ich mich nicht mehr wußte, sondern ein Gewühl von Kräften, auf einander schlagend und an einander vorbeistürzend ohne Maß und Weg; aber in der Mitte des Gewühls wohnte, Blut aus dem Wirrsal empfangend und in all seine Winkel entsendend, ein Herz, wie eines Menschen Herz. Und erst übermannte mich die Gegenwart des ungeformten und ungebändigten Körpers, daß ich meinen Dienst that wie eine Pumpe, demüthig und betäubt. Aber dann kam der Sinn wieder über mich und ich vernahm aus jeder dieser Kräfte, ja, aus jeder dieser jagenden, zwecktollen Kräfte, aus den hungrigen und aus den lüsternen, aus den suchenden und aus den greifenden, aus jeder aufsteigend vernahm ich ein Singen. Ach, dieses fahle, flackrige, gespenstische Singen! Als ich es vernahm, wurde ich feig, mein Freund, feig vor würgendem Mitleid, und hatte keinen Willen mehr in mir als den einen, wieder ein Mensch zu sein und einen dieser Menschen bei der Hand zu fassen und ihm zu sagen: „Besinne Dich, Bruder, daß Deine Seele ein frei und gewaltiges Firmament ist, das nichts gewaltigen kann.“ Da warf ich mein Amt hin und schwor ab; und schon stand ich wieder in meinem Leibe, inmitten der Menge. Das aber war so, daß ich schwankte und, was um mich war, wie einen riesenhaften kreisenden Kreisel sah, und meine Lippen waren geschlagen. So stand ich, schwankend und stumm; und nachdem ich eine Weile gestanden hatte, ging ich nach Haus und setzte mich auf eine Bank im Garten, auf die braune Bank unter dem Ahorn, und war einsam in schlimmer Einsamkeit, wie nie zuvor …

Viel später aber erst wurde mir offenbar, was ich in jenem Augenblick erkannt hatte.

Ulrich: In jenem Augenblick? Wie konnte Dir Dieses so gewiß sein?

Daniel: Du kennst sicherlich Das, was an einer Erkenntniß das Zeichen zu nennen ist. Du wachst an einem Morgen auf oder Du hältst auf einem Gange inne: und hast einen Gedanken in Händen, einen wissenden Gedanken, den Du zum ersten Mal siehst und der doch reif und fertig ist, als hättest Du viele Zeit lang an ihm gebildet. Aber während Du ihn betrachtest, merkst Du, daß er ein Zeichen trägt: Das ist ein Gewinde aus einem Ort und einem Augenblick und darin das Siegel eines Erlebnisses. Und Du magst Deine Erkenntniß im Heiligthum des Schweigens aufstellen oder sie auf dem Markt der Worte feilbieten, das Zeichen haftet daran.

Ulrich: Und vielleicht ist es Dies, was uns unsere Erkenntnisse als etwas Lebendes und Unzerstörbares empfinden läßt, auch wenn sie im Schweigen verwahrt werden.... Aber was war es, Daniel, das Du damals erkannt hast?

Daniel: Wenn ich es Dir so einfach sagen soll, wie ich es erkannt habe: unwirklich bleibt, wer nicht verwirklicht.

Ulrich: Du wirst es mir doch wohl vielfacher sagen müssen, wenn ich es recht verstehen soll.

Daniel: Wir sprachen ja schon einmal davon, daß es ein doppeltes Verhalten des Menschen zu seinem Erleben giebt: das Orientiren oder Einstellen und das Realisiren oder Verwirklichen. Was Du thuend und duldend, schaffend und genießend erlebst, kannst Du um Deiner Zwecke willen in den Zusammenhang der Erfahrung einreihen oder um seiner selbst willen in seiner eigenen Kraft und Helligkeit erfassen. Indem Du es der Erfahrung einfügst, bearbeitest Du es nach ihren Formen und Gesetzen. Es war nicht anders räumlich als der neue Himmel, den Johannes auf Patmos sah; Du machst es zu einem Ding im Raum, versicherst es an seinem Ort, mit der Ziffer der Luftsäule über ihm und der Ziffer der Erdanziehung unter ihm, mit einer unabschüttelbar festen Beziehung zu jedem anderen Punkte der Welt. Es war nicht anders zeitlich als der letzte, schon zwiefach gerichtete Blick des Sterbenden; Du machst es zu einer Begebenheit in der Zeit, blätterst es zur Abfolge auf, wie ein Knabe eine Rosenknospe gewaltsam aufblättert, und schiebst es dann zwischen ein Vorher und ein Nachher, die es zerdrücken. Es war nicht anders ursächlich als die Majestät des ersten Traums; Du zwängst es in eine Kette ein, wo es gerade so viel Sinn darstellt wie jedes andere Glied der Kette: ein Glied mit einem anderen Glied zu verbinden. Es war nicht anders gegenständlich, als Gott dem Menschen oder der Mensch Gott Gegenstand ist; Du brichst es mitten entzwei, so daß Du seinen Kern versehrst, und nennst die Stücke mit überlegener Sicherheit den Wahrnehmenden und das Wahrgenommene. Ist es aber in diese und ähnliche Gefüge und Getriebe richtig eingestellt worden, daß die Einstellungen zu einander stimmen und es in ihnen zu jeder Zeit wiedergefunden zu werden vermag, und kann der Abriß der Einstellungen in einem allgemein verständlichen Satz ausgesprochen werden, so wird dieser Satz gemeiniglich Wahrheit genannt. Und gewissermaßen mit Recht; denn auf Entdeckungfahrten ist der Zweifel zu Haus; aber beim Ablesen einer Landkarte sind Wahrheit und Irrthum leicht festzustellen. Nur von Wirklichkeit sollte man dabei nicht reden.

Ulrich: Wie, Daniel, so möchtest Du behaupten, auch die Wis-

senschaft, die sich doch am Naturgeschehen und am zweckmäßigen Handeln bewährt, sei nicht durchaus auf der Wirklichkeit erbaut?

Daniel: Das meine ich allerdings. Aber verstehe mich recht: kunstreich erscheint mir der Zusammenhang der Erfahrung, jedoch nicht künstlich; als eine Bearbeitung des Erlebnisses erscheint sie mir, jedoch nicht als eine willkürliche. Hat sie doch all ihre Formen und Gesetze, ja, ihr ganzes, von uralten Zwecken bestimmtes Dasein aus nichts Anderem als eben aus dem ewigen Erlebniß des Menschen gezogen, und was sie an Regelmäßigkeiten gestiftet hat, spiegelt tiefe rhythmische Züge des Erlebnisses, freilich nur sinnbildlich, wieder. Und wie sollte ich diesen unüberblickbaren Bau der Wissenschaft und sein wundersames Werden nicht ehren? Wie könnte ich ihn hinwegwünschen, hinter ihn zurückwünschen, ohne mich an der Macht des Geistes zu vergehen? Denn überall, wo ein Wissen ansetzte, wo es begann, wo es schöpferisch war, war es nicht orientirend, sondern realisirend: Versenkung in das reine Erlebniß; und nur das so Gefundene wurde in das Bett der Einstellung übergeleitet. Und überall, wo das Orientirungwissen selbständig waltete, war es Raubwirthschaft, denn es geschah auf Kosten der mütterlichen, nährenden Säfte des Erlebnisses, die nur die Verwirklichung in Größeres als in einen kleinen Nutzen oder eine kleine Sicherheit umzusetzen vermag. Und diese Uebermacht der Orientirung ist es, woran ich leide, wogegen ich mich empöre, um der Realisirung willen, die aus dem Erlebniß die Wirklichkeit schafft.

Ulrich: Du willst unter Wirklichkeit nicht das elementare Material des Erlebens, sondern ein Werk der Seele verstehen?

Daniel: Ein Werk der Seele wohl; aber bedenke, daß uns im Erlebniß nicht ein Material dargeboten wird, das wir formten und das von unserer Formung ablösbar, aus ihr ausschmelzbar wäre, sondern daß es in unserer Aktivität aufkeimt und wir aus dem fertigen Gewächs den Keim in keiner Weise mehr zu scheiden vermögen. Das Erlebniß ist uns zum Betrachten und Vergleichen nur in der Gestalt gegeben, die unsere Funktion, die orientirende oder die realisirende, aus ihm entfaltet hat; in seinem ungestalteten Wesen erleben wir es nur, aber wir besitzen es nicht. Zu unserem Wissen, zu unserem Gedächtniß, zu unserer Besitzergreifung führen vom Erlebniß nur die zwei Brücken unserer Gestaltung, und wenn es über die Brücke kam, ist es (ob der Gang auch schneller war als der Weg des Lichtes) gestaltet; ist es zu Erfahrung oder zu Wirklichkeit geworden. Das Erlebniß ist unfaßbar wie ein Blitz oder ein Wasserfall oder das Zusammenschießen des Kristalls; Wirklichkeit dürfen wir es nicht nennen, weil wir damit nicht zu schalten, es

nicht hervorzuholen und zu betrachten vermögen. Aber noch weniger wollen wir dem Aufbau der Erfahrung den Namen der Wirklichkeit lassen.

Ulrich: Was aber dünkt Dich um den gemeinen Sprachgebrauch, dem die Wirklichkeit einfach der als das Existirende empfundene Zusammenhang des Wahrgenommenen und Wahrnehmbaren ist?

Daniel: Mich dünkt, daß wir ihn achten sollen, weil das Zusammenleben der Menschen auf ihm errichtet ist; und nicht nur darum. Und wir wollen ihn wieder annehmen, sobald wir in das Gehege der Stadt zurückgekehrt sind, mit einer Einschränkung, wenn es Dir dann so gut scheint, oder uneingeschränkt. Jetzt aber.. Ist Dir nicht oft aufgefallen, daß in einem Gedicht, Hölderlins etwa, ein Wort in einem gesteigerten Sinn verwendet wird, den der Sprachgebrauch nicht kennt?

Ulrich: In einem Gedicht wohl.

Daniel: Und sind Gedichte nicht schwingende Erkenntniß? So laß uns jetzt in einem Gedicht verweilen und Wirklichkeit Das nennen, was in einem gesteigerten Sinn, dem wir jetzt eine Weile lang nachgehen wollen, eben so wenig Willkür ist wie der gesteigerte Sinn des Wortes im Gedicht. Dieser aber kommt aus einer nicht minder tiefen Nothwendigkeit und einem tieferen Recht als der Sprachgebrauch, der Das ja selbst bekräftigt, indem er nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten dem Dichter botmäßig wird und seinen Sinn sich aneignet. Warum wohl? Weil jener gesteigerte Sinn Augenblicken gesteigerten Daseins, gesteigerten Menschenthums, gesteigerter Erkenntniß entstammt. Sie sind es, die Sprache einsetzen, Sprache erneuern. Sie sind zu befragen, wenn wir im gesteigerten, im schöpferischen Sinn von Wirklichkeit und Verwirklichung reden wollen.

Ulrich: Wie aber können wir sie befragen, die uns doch unzugänglich sind?

Daniel: Nicht unzugänglicher als dem Dichter der Held, den er kennt, weil er in der Welt sein Angesicht und seine Geste, in der Seele Das vorfindet, was sich in Angesicht und Geste ausspricht... Vergegenwärtige Dir einen Menschen, der sich erinnert. Ich meine nicht jene resignirte Lässigkeit, die die Thüren des Vergangenen offen läßt und jedem eintretenden Schatten die gleiche bittersüße Aufmerksamkeit zuwendet; auch nicht jene angenommene Ueberlegenheit, die das Gewesene aufzählt wie die früheren Züge eines Spieles, in dem der entscheidende Zug noch zu thun ist; aber auch jene treue und gedankenvolle Rechnung eines wahrhaften Men-

schen nicht, der über die Entscheidungen und Entscheidunglosigkeiten seines Lebens richtet. Ich meine die vor allen seltene, die erhöhte Stunde der großen Evokation, da den Beschwörenden sein gelebtes Leben antritt als eine Gestalt. Sieh ihn vom Schauer des Ereignisses hingenommen erst nur ganz die Ganze gewahren, sieh ihn sich fassen, seinen Blick regiren, schauen. Aus nichts Anderem ist das Bild, das er schaut, gewoben als aus dem geheimnißvollen Stoff, den wir Zeit nennen, gelebte Zeit. Aus den Gesichtern gelebter Zeiten ist das heilige Antlitz gestaltet und der Schauende erkennt sie, die sich im Stetigen wandeln nach dem Sinn des Lebens. Welche Zeiten, meinst Du, wird er so wiedersehen? Die, in denen er sein Erlebniß in den erbgewohnten Zusammenhang der Mittelbarkeit einstellte als ein Knecht des Fremden? Oder die, in denen er es auffing, wie der Ballspieler den Ball, sich mit gerafften Gliedern entgegenwerfend, auffängt; in denen er es umfaßte, wie der Ringer den entgegengespannten Leib, die ganze Kraft in den einen siegerringenden Muskel werfend, umfaßt; in denen er es vollbrachte, wie der Läufer seinen Weg, ihn mit dem einigen Schwung seiner Schritte erfüllend, vollbringt? Welche, welche erkennt er als die Wirklichkeit, die Stunden, in denen die Vielheit das Eine umschattete und schwächte, oder die, in denen das Eine in der ungeschmälerten Fülle seines Glanzes strahlte, weil es auf nichts Anderes gezogen wurde als auf es selber? Ja, Dies heißt verwirklichen: das Erlebniß auf nichts Anderes beziehen als auf es selber. Und hier ist der Ort, wo sich die Kraft des Menschengeistes erweckt und sammelt und schöpferisch wird. Denn wo die Orientirung waltet, ist jene kluge Oekonomie daheim, deren Klugheit zum Himmel stinkt, weil sie nur spart und nicht erneuert. Wo aber der Fuß der Realisirung steht, da wird die Kraft aus den Tiefen gezogen und zusammengebracht und zum Wirken bewegt und am Werk erneuert. Wie den Ballspieler und den Ringer und den Läufer die Aufgabe beruft, aus seinem Leib alle Gewalt zu holen und in die That zu gießen, so thut das Erlebniß an dem Menschen, der es zu verwirklichen bereit ist. Denn Das vermag er nur als ein Ganzer und Geeinigter. Und Der, wo er nur in das System der Erfahrung einzureihen hatte, mit einem Theil nur seines Wesens lebend sich mit dem All abfand, muß nun seines Wesens Allheit aufbringen, um einem einzigen Ding oder Vorgang Stand zu halten. Da aber die Kraft sich so dem Einen dahingiebt, wird sie an ihm schöpferisch, schafft sie in ihm, aus ihm die Wirklichkeit. Dies, Dies allein ist Wirklichkeit, was so erlebt ist. Und alle wirkende Wirklichkeit der Menschenwelt ist so erlebt, so erschaffen worden.

Ulrich: So ist denn, was wir Schaffen nennen, nur die Aeußerung des Realisirens? Und der schöpferische Mensch ist der Realisirende?

Daniel: Es ist verlockend, Ulrich, wenn man zwei Gewalten der Seele als verschieden erkannt hat, nun auch zwei verschiedene Menschenklassen zu konstruiren und der einen die eine, der anderen die andere Gewalt als ihr unverrückbar ausschließliches Ureigenthum zu verleihen. Aber ich kann mir unter einem schöpferischen Menschen nur einen vorstellen, in dem jenes echte Eisenerz, das jede, auch die elendeste Menschenseele birgt, über Roth- und Weißgluth zu Stahl wird, nur einen, in dem der Allen gemeinsame Geist sich ungehemmt in wirkender Folge vollendet. Und in ihm, wie in Allen, lagert das Lebende neben dem Toten, nur zerflimmert des Lebenden sonnenhafte Macht dem Blick das Tote zu Staub; in ihm, wie in Allen, grenzt Gewachsenes an Ersticktes, Freies an Verbogenes, Weisheit an Wahn; nur gilt uns Mitlebenden kein Anderes, wenn der Stahl des Genies in der Luft aufblitzt und seine Streiche führt. Und so giebt es auch nicht eine realisirende, giebt es nicht eine orientirende Menschenart; ein nur realisirender müßte in den Gott vergehen, ein nur orientirender in das Nichts verkommen; sondern Realisirung und Orientirung wohnen nah beisammen, wie Zeugung und Schwangerschaft, wie Erkenntniß und Verbreitung, wie Erfindung und Verwerthung. Wie im Leben der Gemeinschaft die erlangte Wirklichkeit doch immer wieder in den Zusammenhang der Erfahrung eingestellt werden muß, so folgen auch in dem Einzelnen auf Stunden der Verwirklichung Stunden der Einstellung und müssen folgen; ist doch die einsame Wirklichkeit, wie die höchste der Wonnen, so auch die schwerste der Lasten. Aber darin sprichst Du wahr, daß Dem der Name eines schöpferischen Menschen zukommt, der die thätigste Kraft der Realisirung hat; in dem sich die realisirende Kraft der Seele so zum Werk gesammelt hat, daß sie Wirklichkeit für Alle setzt. Seine realisirenden Stunden knüpfen sich zu einer Gipfelfolge des Ewigen, die aus der vergänglichen Auf- und Nieder-Folge seines Menschenlebens hervorleuchtet; aber auch in seinen Orientirungen lebt die Regung des Wirklichen fort. Denn, was dem Menschen als Gattung eigen ist, ehe er sich von seinen Zwecken überwachsen läßt, dem Primitiven, und was jedem einzelnen Menschen eigen ist, ehe er sich von seinen Zwecken überwachsen läßt, dem Kinde, Das ist dem schöpferischen Menschen eigen: die ungebrochene Kraft der Realisirung. Nur ist sie beim Primitiven und beim Kinde stark, weil die Fähigkeit des Orientirens noch nicht so weit reifte, daß sie sie auf-

zehren könnte; in der Genialität hingegen ist auch die reife Orientirung eingeschlossen, aber als eine abhängige und dienende Funktion. Der Primitive und das Kind sind noch, das Genie ist schon der Wirklichkeit mächtig; jenen liegt ein Mondglanz auf der Stirn, wie die Spiegelung eines verschollenen Paradieses, es aber strahlt vom Feuer, das es dem Himmel geraubt hat; sie träumen Wirklichkeit, es wacht sie, der wache Thurmwart der Erde. Und darum ist an ihm wie an Keinem der innere Sinn der Realisirung offenbar: daß der Verwirklichende der wahrhaft Wirkliche ist. Denn wie die Dinge, von ihm geschaut oder gewollt, in seinem Erlebniß stehen, darin Wirklichkeit werden, so auch er selber.

Ulrich: Die Dinge sind aber eben doch für den sie Realisirenden wirklich; für wen ist er wirklich?

Daniel: Wir wollen es lieber gar nicht so bestimmen, daß die Dinge „für ihn" wirklich seien. Ist die Gluth für das Eisen da oder das Eisen für die Gluth oder gar Beides nur für den Schmied? Gleichviel: wesenhaft geht der Stahl hervor und wirkt. Realisirendes Erleben schafft die wesenhafte Gestalt des Daseins, von der wir sprechen; was wir Dinge nennen und was wir Ich nennen, ist, Beides, in diesem so Geschaffenen begriffen; Beides findet hier seine Wirklichkeit; Beides kann sie nur hier finden. Denn alles Erlebniß ist ein Traum von Verbundenheit; die Orientirung zerscheidet und entsondert, die Realisirung vollzieht und proklamirt sie. So ist alle Wirklichkeit erfüllte Verbundenheit; nichts Einzelnes ist in sich wirklich; alles Einzelne ist nur Voraussetzung. Die schöpferischen Stunden, handelnde und schauende, bildende und denkende, sind die verbindenden Stunden; ein Verbundener ist der Held und der Weise, der Dichter und der Prophet; Kommunion heißt sein Mysterium; und er ist wirklich, weil er an dem Wirklichen Theil hat, weil er in den Zeiten seiner Höhe eines Wirklichen Theil ist. Nicht ist ein Etwas für ihn wirklich, sondern mit ihm; aus seinem Erleben stieg Wirklichkeit auf, die ihn umfaßt. Wirklichkeit für wen? Für Alle, weil aus ihr in Alle der Same des Verwirklichens fällt? Für ein Selbst, das uns erlebt und von uns nichts als unsere Wirklichkeit annimmt? Für Keinen? Gleichviel: sie ist; und ist nicht geringer, wenn sie vor keinem Auge ist.

Ulrich: So ist denn doch der schöpferische Mensch ein Verschiedener und Auserwählter?

Daniel: Nur eben so, daß in ihm gesammelt und werkhaft wirksam erscheint, was in Allen angelegt ist. In jedem Menschen wohnt, geübt oder niedergedrängt, die Macht, in Wirklichkeit verbunden zu werden und in das Wirkliche einzutreten. Ja, Manche

giebt es, Stille und Unbekannte, die den Schöpferischen an realisirender Kraft gleichstehen und sie doch nicht in die Weite offenbaren; sei es, daß sie aus einer Ehrfurcht vor der Gnade, die sich in ihnen niedergelassen hat, sich ein Leben im engen Kreis erwählen und nur den Nahen sichtbar werden, sei es, daß sie Abgewandte und Geweihte sind (denn auch der wahrhafte Eremit kann nicht ohne realisirende Kraft bestehen). Diese dürfen wir auf die Tafel, darauf die Namen der Schöpferischen stehen, als die Namenlosen schreiben; um ihrer Wirklichkeit willen; weil Wirklichkeit herrlich ist; ob wir sie auch nur ahnen; aber auch um ihrer Wirkung willen, denn die Bahnen der Wirkung sind Geheimniß und oft wird uns in aller Stille kundgethan, daß die Thaten der Heimlichen größer sind als die Thaten der Geltenden.

Ulrich: Ist es nicht auch Dir, Daniel, als seien Dieser, von denen Du sprichst, in unserer Zeit nur wenige?

Daniel: Der Realisirenden sind wenige in unserer Zeit. Sie ist beflissen, sie durch die Leistenden zu ersetzen.

Ulrich: Die Leistenden? Wen nennst Du so?

Daniel: Die wirken, ohne zu sein. Die geben, was sie nicht haben. Die siegen, wo sie nicht kämpften. Die Schoßkinder des Scheins. Sie scheuen die Realisirung von je oder haben ihr abgesagt, als sie von ihrer Jugend Abschied nahmen; aber sie thun oder machen Dinge, wie sie einst nur aus Realisirenden kamen, oder doch täuschend ähnliche; sie thun oder machen sie flink und mit Eleganz; sie fordern nicht, wie Jene, daß man mitthue, sie begnügen sich, daß man sie anerkenne; wie könnte man sich ihnen versagen? Gott schuf einst die Welt in sechs Tagen; aber seither haben wir die Technik des Schaffens erlernt; mit ihrer Hilfe macht Gottes Affe die Welt in einem Tage: und sie ist interessanter.

Ulrich: Warum so bitter, Daniel? Laß sie doch laufen!

Daniel: Soll ich gegen die Signatur dieser Zeit nicht bitter sein? Kennst Du den Basileus nicht, der diese Satrapen eingesetzt hat? Es ist der selbe, der in den Schaaren der heutigen Menschen die Kraft der Realisirung erdrückt. Ihnen, Allen, ist sie in irgendeiner Stärke, mit irgendeinem Antrieb eingeboren; und in Allen geräth sie nicht zu ihrer Höhe und wird gehemmt und verstört und erniedrigt. Es ist aber so, daß die Kraft der Realisirung von keiner irdischen Noth oder Nöthigung angetastet werden kann, sondern die einzige Gewalt, die sie zu befehden und zu bedrängen vermag, ist die Uebermacht der Orientirungtendenz. Und Das ist die Uebermacht, die sich im Blut unserer Zeit eingenistet hat und

ihre Wirklichkeit zersetzt, um ihr an deren Statt die eigene Brut, den Schein, einzuthun. Denn vor allen anderen Zeiten der Civilisation ist unsere die Zeit, die nicht realisirt.

Sieh diese Stadt, die unter uns verrauscht ist. Nun zerfließen auch die Umrisse in ihrem Bilde und sie liegt unter dem Schleier der Abendferne, als ob sie schliefe. Aber auch in ihrem Schlaf werden sie die Fieber ihres Tages nicht verlassen und ihre Träume sind wie Irrgänge in der Wüste. Sieh, sieh durch den Schleier, wie schön sie ist, wie stark, — und wie siech. Denn sie ist dem Schein verfallen.

Die Stadt, sagen wir: aber wir meinen ja nicht ihre Häuser und ihre Fabriken, ihre Waare und ihren Abfall, wir meinen ja diese Millionen von Menschen. Nicht eine Zahl, Ulrich, vergiß die Zahl, nicht eine Menge, löse die Menge auf: diese alle einzelnen Menschen, nackt unter ihren Kleidern, blutend unter ihrer Haut, diese Alle, deren entblößter Herzschlag vereint die vereinte Stimme ihrer Maschinen übertäuben würde. Diese Menschen sind verkürzt, Ulrich, verkürzt in dem Recht der Rechte, dem gnadenreichen Recht auf Wirklichkeit.

Sie haben Zwecke; und verstehen, ihre Zwecke zu erreichen. Sie haben eine Umwelt; und wissen Bescheid in ihrer Umwelt. Sie haben auch Geistigkeit von mancherlei Art; und reden viel. Und all Dies außerhalb des Wirklichen. Sie leben; und sie verwirklichen nicht, was sie leben. Ihr Erlebniß wird eingestellt, ohne erfaßt worden zu sein. Sie erfahren von ihm, welche Bestandtheile es mit anderen Erlebnissen gemein hat, und sind orientirt.

Jedem von ihnen ruft es aus der Ewigkeit zu: „Sei!" Sie lächeln die Ewigkeit an und antworten: „Ich weiß Bescheid." Ihre Hemmung ist ihnen so weich an den Leib geschnitten, daß sie ihrer froh und stolz sind und nennen sie mit prächtigen und sinngeblähten Namen, als Kultur oder Religion oder Fortschritt oder Tradition oder Intellektualität: ach, tausend Masken hat das Unwirkliche.

Die Orientirung ist ihr Herr, die kugelrunde monistische oder die kegelspitze theologische oder auch nur die Walze der zweckmäßigen Empirie, die in allen Nöthen hilft und allen Mühen enthebt. Im toten Licht der Orientirung verläuft ihr Schicksal, die berufen waren, erlebend lebendige Erleuchtung zu erfahren und in ihr selber leuchtend zu werden. Als Unwirkliche wandeln sie, jagen sie, toben sie ihren Zwecken nach. Und wie die Feuersäulen eines bösen Demiurgen schreiten die Zwecke vor ihnen einher und narren sie;

sie aber stürzen hinterdrein, an einander vorbeirennend und vorbeigleitend wie ein gesetzloser Tanz von Gespenstern.

Ulrich: Aber ist wirklich unsere Zeit allein so beschaffen? Waren es nicht viele vor ihr?

Daniel: Keine Zeit der Geschichte, Ulrich, konnte der niveaubildenden Kraft der Orientirung, der Einstellung, der Verwerthung entrathen. Aber immer standen die großen Herde der Realisirungen inmitten und spendeten Wärme, Bewegung, Selbstthätigkeit. Immer wurde die terra incognita geschaut, ehe sie gemessen, benannt und registrirt wurde. Und war auch der Mensch längst von den Geistern seiner Zwecke überwachsen und von den riesenhaften umstellt: in der Realisirung hatte er eine Dimension, vor deren Schwelle sie stehen blieben und auf die Befehle des wunderbaren Wanderers warteten. Aber es kam eine Zeit, die der Ueberfülle ihres Stoffes erlag. Das war die Zeit, da die Zwecke selbst umstellt worden waren von den Mitteln, zahllosen Gnomen, von denen jeder sich nun wie ein kleiner Zweck geberdete. Und dieser wimmelnden Mitwelt stand die Seele gegenüber, mußte sich darin zurechtfinden, sich behaupten, ihre Sicherheit bewahren. Wie konnte Das geschehen? Durch die Realisirung, die, wie man ja wußte, voll Unsicherheit und Gefahr war, tiefsinnig und ohne Gewähr? Sollte dieses unendlich verwickelte Leben nur auf dem anstrengenden, zeit- und kraftverschwendenden Umweg der Realisirung bewältigt werden können? Mußte Das nicht direkter und unbeschwerlicher mit der Orientirung allein vollbracht werden? Die feierte gerade die großen Triumphe der Naturerforschung, indem sie die Siege der Realisirung sich zuschrieb, wie der Seneschall im Märchen den schlafenden Drachentöter verdrängt. Und so geschah, unschuldig und unverzeihlich, die Sünde wider den Geist.

Geist ist Verwirklichung: Geeintheit der Seele, Ausschließlichkeit des Erlebens, Verbundenheit. Aber diese Menschen sind in die Vielfältigkeit ihrer Zwecke, ihrer Mittel, ihrer Kenntnisse eingespannt; Alles wird durch Alles bestimmt, Alles wird aus Allem entschieden, Alles wird auf Alles bezogen: und darüber waltet die Sicherheit des Orientirenden, der Bescheid weiß. Ja, sie sind den Gefahren der Tiefe entronnen. Sich im Erlebniß sammeln? Sie sammeln ja auch in der Arbeit nur ihre Arbeitkraft: und es geräth; und ihr Vergnügen heißt Zerstreuung. Das Erlebniß in ihm selbst erfassen? Können sie doch seinen Inhalt auf ihrer Landkarte des Himmels und der Erde aufsuchen, mit Namen, Nachbarschaft, Länge und Breite! Zu einer Wirklichkeit verbunden

werden? Sie wissen, daß man in dieser Welt mit dem Zerlegen weiterkommt als mit dem Verbinden, und was an Verbindung noththut, besorgen die zuverlässigen Retorten der Orientirung in Einem mit.

Ulrich: So viel von mir Dir zustimmt, darin scheinst Du mir übermäßig, daß du sprichst, als meintest Du alle Menschen dieser Stadt, und doch kennst Du manche und ahnst sicherlich mehrere, die...

Daniel: Bin ich Jahwe und halte das strafende Feuer in Händen, daß ich mir die Gerechten vorzählen sollte? Oder soll es mir wohlthun, ihrer zu gedenken, da diese Stadt mit Unwirklichkeit geschlagen ist? Für die Stadt, für die Menge, für die unseligen Millionen schwillt mein Herz und empört sich. Die Unwirklichen, die Unseligen! Könnten doch meine Arme sie in das Feuer der Erneuerung tauchen und zu einer zweiten Geburt taufen! Könnte doch mein Mund das Lied erwecken, danach die Sehnsucht in jeder dieser Kehlen ungewußt pocht! Könnte ich doch diese Gespenster zur Wirklichkeit erlösen!

Ulrich: Und bedenkst Du, daß die Noth und der Widerspruch, das Unrecht und der Unsinn der Zeit dann erst, wahrhaft erlebt, zur Wirklichkeit würden? Dann erst Allen, wie heute den Wenigen, die das große Grauen und das große Erbarmen kennen? Daß die Fluth der Wirklichkeit die Dämme der Theorien, der Programme, der Parteiungen niederrisse und das Innerste der Seelen erschütterte? Daß der Realisirende zu allererst das Chaos realisiren müßte?

Daniel: Ja, Ulrich! Und so nur könnte er anfangen, wieder anfangen. Denn es giebt in der Welt des Menschenthumes keinen anderen Anfang als die Wirklichkeit.

Ulrich: Wieder anfangen, Daniel? So würden wir doch dahinter zurückzugehen haben, was dieser seltsamen Zeit trotz Allem ihre Größe gegeben hat?

Daniel: Nein. Sondern all Das müßte, in neuen unerhörten Nöthen und Kämpfen, wahrhaft für die Wirklichkeit erobert werden. Was jetzt im Trugspiel der unheiligen Hast, in den Zerrspiegeln der Zweckhaftigkeit, im Scheinbau des Bescheidwissens und der falschen Sicherheit sein gespenstisches Dasein hat, Das soll, Das muß, Ulrich, wirkliches, gelebtes Leben werden: Leben des Schauens und Schaffens. Und Das ist Leben der Unmittelbarkeit und des echten Menschenbundes; denn wie die echte Einsamkeit, so ist die echte Gemeinschaft, die unmittelbare, Denen allein erschlossen, die verwirklichend als Wirkliche leben.

Zehlendorf. Martin Buber.

# Die Yankeedemokratie.

Im Jahr 1849 trug dem Sekundaner das enthusiastische Lob der amerikanischen Freiheit im deutschen Aufsatz statt der gewöhnlichen Note „gut“ oder „recht gut“ ein „ziemlich befriedigend“ ein nebst einer langen, mit rother Tinte geschriebenen Widerlegung seiner Ansicht; jüngst aber hat mir die kurze Charakteristik des Amerikanismus in den Betrachtungen über „Ideal, Kultur, Stil“ im siebenzehnten Hefte der Zukunft eine scharfe Rüge zugezogen: Professor Hugo Münsterberg habe doch längst in seinem Standard Work „Die Amerikaner“ gezeigt, wie unbegründet die gewöhnliche Vorstellung vom Amerikanismus sei. Ich habe mich nun beeilt, dieses Werk zu studiren, und bekenne, daraus eine klarere, tiefere, reichere Anschauung amerikanischen Wesens gewonnen zu haben als aus allen den Büchern über den Gegenstand, die ich vorher gelesen hatte. Den ganzen Inhalt des alle Lebensgebiete der Vereinigten Staaten umfassenden Werkes in einem Abriß darzustellen, ist hier nicht möglich; aber eine Seite des amerikanischen Lebens wenigstens, die Demokratie, will ich nach Münsterberg skizziren; und dabei wird sich nebenbei auch herausstellen, ob ich genöthigt bin, pater peccavi zu machen. Ich behandle die Demokratie zuerst als soziale, dann als politische Erscheinung.

Nordamerika ist von Engländern, Iren, Deutschen, Skandinaven kolonisirt worden, die meistens als Flüchtlinge kamen; Flüchtlinge aus wirthschaftlichem Druck, vor politischer oder religiöser Verfolgung. Es waren Menschen bürgerlichen und bäuerlichen Standes, also sozial Gleichstehende; nur in die Südstaaten ergoß sich ein schwacher Zufluß von Aristokratenblut, der im Unabhängigkeitkriege ganz versiegte. Demnach gab es drüben weder privilegirte Stände noch verschiedene Klassen; alle Ansiedler fühlten sich als gleichberechtigte Staatsbürger und als Kameraden in dem gemeinsamen Kampf gegen eine noch unbezwungene Natur, gegen die Indianer, zuletzt gegen den englischen Staat. Mit gewaltiger Kraftanstrengung hatten sie sich ein glückliches Los geschaffen und jeder Einzelne war seines Glückes Schmied gewesen. Stolzes Bewußtsein des eigenen Werthes war also für Jeden selbstverständlich; und der Pioniergeist, der das ganze Volk beseelte, der sich auf die Nachkommen der ersten Besiedler vererbte, zugleich aber alljährlich von jeder neuen Einwandererwelle erneuert wurde, dieser schöpferische Pioniergeist hat bis heute die Herrschaft behauptet.

Sehr fein versteht ihn Münsterberg, der von Fach Psycholog ist, als den Geist der Selbstbethätigung zu analysiren. (Wenn er noch „Selbstvervollkommnung“ hinzufügt, so dürfte Das wohl, von der Masse gesagt, zu viel sein und, wie überall in der Welt, nur von der geistigen Aristokratie gelten.) Im öffentlichen Leben muß „der Einzelne oder die Gruppe unbedingt selbst entscheiden und sich selbst bestimmen oder die That verliert für den Amerikaner jeden Werth und jede Bedeutung. Keine andere seelische Regung darf da als Ersatz eintreten, weder die Treue und Dankbarkeit, die den eigenen Willen zum Opfer bringt, noch die ästhetische Heroenverehrung, die den eigenen Willen vergißt; auch nicht die Erkenntniß, daß ein wünschenswerthes Ziel glatter erreicht werden kann, wenn Andere die Entscheidung und damit die Verantwortung übernehmen.“ In Rußland, sagt ein Amerikaner, konnte die Leibeigenschaft durch einen Federstrich des Zaren aufgehoben werden; die Negersklaverei aufzuheben, hat uns eine halbe Million Menschenleben und Milliarden an Besitz gekostet, weil wir eben keine Russen, sondern Amerikaner sind und nur durch eigenes Ringen unsere Ziele erreichen können. Die Schule der Selbstbestimmung und Selbstbehauptung ist das Pionierleben gewesen und in dieser Schule hat der Amerikaner außerdem erworben: den Glauben an die eigene Kraft, die Gewohnheit der Initiative, Selbstvertrauen und einen Optimismus, der jede Verzagtheit ausschließt. All Das verleiht Sicherheit des Auftretens und giebt beständig Gelegenheit, sich in der gemeinsamen Regelung öffentlicher Angelegenheiten, im Reden und Diskutiren zu üben.

Natürlich haben sich im Lauf der Zeit Vermögensunterschiede gebildet, Unterschiede der Begabung machen sich bemerkbar und mit der Größe des Staates wächst auch der Unterschied zwischen Regirenden und Regirten; aber bis jetzt sind keine festen Grenzen entstanden, die Grenzen nicht zu Schranken geworden. Jeder kann Alles werden. Der Werkdirektor, der Prinzipal, dem man, weil es ohne Disziplin nicht geht, gehorcht, hat als Fabrikjunge angefangen und der Fabrikjunge von heute darf hoffen, selbst Direktor und Millionär zu werden; dann steht ihm auch der Zugang zu den höchsten Staatsämtern offen. Jeder hat Anspruch aufs Höchste und Jeder hält sich für befähigt zu Allem. Jede ehrliche Arbeit wird geschätzt, wenn auch nicht alle Arbeiten ganz gleich gewerthet werden. Am Wenigsten geachtet sind solche Berufsarten, die, wie der Branntweinausschank, an die unsauberen Gewerbe grenzen, und die Unterordnung erfordernden persönlichen Dienstleistungen; man nimmt es dem Studenten, der sich in den Ferien das Geld fürs

nächste Semester verdient, nicht übel, wenn er Kohlen schaufelt, wohl aber, wenn er den Barbier oder Kellner spielt. Dagegen macht der Amerikaner keinen Unterschied zwischen körperlicher und geistiger Arbeit; er ist überzeugt, daß auch die Muskelarbeit Kulturwerth hat, weil sie Kulturwerthe schafft. Daß er sich nützlich bethätigt, verleiht ihm das Bewußtsein sittlichen Werthes; verachtet ist nur der Parasit, der vom vererbten Reichthum müßig schwelgt. Durch Wohlfahrteinrichtungen menschenfreundlicher Unternehmer und durch Staatshilfe würde sich der amerikanische Lohnarbeiter beleidigt fühlen; er will und braucht kein Mitleid, keine Wohlthat, wie er denn auch das Trinkgeld verschmäht, das eine übernormale Bezahlung der Leistung oder eine Zugabe zur Bezahlung ist. (Das Selbe wird jetzt aus Argentinien berichtet, wo überhaupt die Zustände, trotz dem romanischen Blut der Bevölkerung, ganz so sind, wie sie in Nordamerika vor fünfzig Jahren allgemein waren, aber jetzt nicht mehr allgemein sind.) Was sollte ihm auch das Mitleid, da er sich nicht unglücklich fühlt? Er lebt bei hohem Lohn behaglich und hat Aussicht, es zu Wohlstand, zu Reichthum zu bringen. (Was Münsterberg von der Zeit- und Kraftökonomie des Amerikaners erzählt, wie Dieser durch rationelle Ernährung, Meidung von Alkohol und Zeitvertrödelung nicht allein in der Arbeit dem Europäer überlegen wird, sondern auch noch reichlich Zeit und Kraft für Erholungspiele, Sport, Fortbildung, politische und soziale Bethätigung erübrigt, ist sehr nützlich zu lesen; nur dürfte unser Deutschamerikaner auch hier wie in manchem Anderen nach der optimistischen Seite hin zu stark verallgemeinert haben. So behauptet er, der Amerikaner arbeite sich nicht in Schweiß; Hesse-Wartegg dagegen und der englische Fabrikant J. F. Fraser, den ich schon einmal an dieser Stelle citirte, haben die Wahrnehmung gemacht, daß sich die Fabrikarbeiter schon in ganz jungen Jahren zu Tod rackern. Daß ein findiger Kopf, der Verbesserungen im Betrieb und an Maschinen aussinnt, vom Werkführer und Prinzipal bemerkt und gefördert wird, berichten auch sie, zugleich aber, daß die Vervollkommnung der Maschinen den Betrieb immer mehr automatisirt und den lebendigen Arbeiter in bedenklichem Umfange überflüssig macht.) Sozialistische Einrichtungen können einen so gearteten Menschen nicht locken; sie würden ihm gerade den werthvollsten Bestandtheil seines Lebensinhaltes rauben: „die Selbstbethätigung, die nach den höchsten Prämien der Gesellschaft als höchster Anerkennung der individuellen Leistung strebt.“ Auf diesen allgemeinen Drang zur Selbstbethätigung führt Münsterberg auch den Feminismus zurück, zu dessen Entstehung noch die puri-

tanische Flucht vor der Sünde beigetragen hat und den die Koedukation fördert. Das Bedenkliche dieser Erscheinung wird hervorgehoben. Erstens steigert sich die sexuelle Reinheit des ganzen Yankeevolkes zu einem Grade der sexuellen Entspannung, bei dem die Lust und Kraft zum Zeugen schwindet, so daß die Tugend in Rassenselbstmord umzuschlagen droht. (Und da, was Münsterberg zwar erwähnt, aber nicht in Verbindung mit dieser Gefahr, zugleich in stets wachsendem Maß die Einwanderung Süd- und Osteuropäer zuführt, die kaum im Stande sein dürften, sich rasch in den Geist der Neuenglandstaaten, in den beschriebenen germanischen Pioniergeist einzuleben, so steht es schlimm um die Zukunft dieses Geistes.) Dann aber entspricht die hauptsächlich von Frauen produzirte und gepflegte Kultur keineswegs dem höchsten europäischen Kulturideal. „Der halbgebildete amerikanische Mann enthält sich des Urtheils über Das, was außerhalb seiner Sphäre liegt, aber selbst jede viertelgebildete amerikanische Frau sucht vergeblich nach einem Gebiet, über das sie nicht ihr Urtheil fertig hätte, und ihre Souverainetät über die Oeffentliche Meinung, so weit nicht Politik in Frage ist, überspannt so die ganze Kultur mit einem Spinngewebe von Trivialitäten und Verkehrtheiten. Spinngewebe sind keine Stränge, die binden, und ein fester Besen kehrt sie leicht zur Seite, aber das aufdringliche Erscheinen dieser öffentlichen Frauenunweisheit bekundet eben symptomatisch einen wesentlichen Zug der Frauenseele und weist auf die Gefahren hin, die aus der Frauenherrschaft im Geistesleben erwachsen. In keinem anderen Kulturland wird etwa die wissenschaftliche Medizin so systematisch durch Quaksalbereien, Patentmedizinen und Gesundbeterei gehindert: die Phalanx der viertelgebildeten Frauen kämpft für sie. In keinem anderen Kulturland wird die ethische Weltanschauung der Nation durch so viel Aberglauben und spiritistische Kunststücke durchlöchert. In keinem anderen Kulturland wird der gleichmäßige, sichere Fortschritt der sozialen und pädagogischen Reformen so von Modelaunen und Tagesthorheiten durchkreuzt."

Abgesehen von der hohen Stellung, welche die Demokratie den Frauen sichert, verleiht sie dem Volkscharakter noch andere liebenswürdige und nützliche Eigenschaften, die mit Begeisterung zu schildern, Münsterberg nicht müde wird. Die allgemeine Befolgung des Imperativs „hilf Dir selbst!", der jedoch durchaus nicht bedeute, daß man Einen, der sich selbst nicht helfen kann, im Stich lassen solle; die freundliche und opferwillige Hilfbereitschaft, die sich nicht nur in den pompösen Millionenspenden der Milliardäre, sondern schöner noch in den zahllosen freudig geleisteten Wohlthätigkeitaus-

gaben und der sozialen Thätigkeit der Leute von bescheidenem Einkommen bewähre; den Kameradschaftgeist, der im Knabenspiel wie im politischen Kampf für fairness sorgt; die Ruhe und Heiterkeit, mit welcher der im wirthschaftlichen oder politischen Wettstreit Unterliegende sein Mißgeschick hinnimmt, ohne sich aus der Fassung und um die gute Laune bringen zu lassen; den Gleichmuth, mit welchem der Reichgewordene seinen Reichthum verwendet, ohne zu protzen, der arm Bleibende sein Geschick trägt, ohne den im Lebenskampf Erfolgreichen zu beneiden; die Vorurtheillosigkeit, mit welcher Menschen aller Lebenslagen und Berufstände (der Berufstand spiele überhaupt keine Rolle als differenzirende Kraft, man hänge nicht an seinem Beruf und wechsele ihn leicht) gemischt sich als Zuschauer um jeden Sportplatz sammeln; und den Humor, der, sich in Scherzen entladend, Groß und Klein, Reich und Arm in fröhlichem Gelächter vereine. Die auffälligsten Unterschiede, die des Vermögens, würden als unvermeidliche Wirkungen der Arbeitstheilung aufgefaßt.

Wer hätte nicht seine Freude an der kraftvollen Thätigkeit, an dem unermüdlichen Vorwärtsstreben, an den gewaltigen wirthschaftlichen Erfolgen dieses großen Volkes, das männliche Reife mit Jugendfrische verbindet, an der fröhlichen, hoffnungfrohen Stimmung, in der es sich regt und schafft? Aber sieht man genauer zu, so findet man doch auch in Münsterbergs beiden Bänden die Züge, welche die communis opinio der Alten Welt mit dem Wort Amerikanismus zusammenzufassen pflegt. Die bedenkliche Frauenherrschaft im Reich der Kultur, lesen wir, sei nothwendig gewesen, weil nur durch sie die Rauheit und Roheit des Pionierlebens überwunden werden konnte. Ferner: „Ein Volk, in dem jeder Einzelne sich berufen fühlt, Alles selbst zu beurtheilen, mag dahin gelangen, das Urtheil der Masse zu einem ungewöhnlich hohen Durchschnittsmaß zu erheben, aber es wird verurtheilt sein, die größten Geister zum Durchschnittsmaß herabzuziehen. Das Genie, das der Masse immer unverständlich bleibt, muß da verkümmern; wer Zielen zustrebt, die jenseits des gewohnten Horizonts liegen, wird einsam bleiben; die großen Erfolge werden nur Dem zufallen, dessen Leistung dem Urtheil der Millionen imponirt, und die nothwendige Rückwirkung ist, daß auch in der Seele des Aufstrebenden jede Regung unbewußt sich nach dem Geschmack der Vielen, nicht nach dem der Besten richtet.“ Da haben wir Werner Sombarts Definition von Amerikanismus: the big gilt als the great. Diese Herrschaft der Masse erzeugt dann auch, wie in einem anderen Zusammenhange gezeigt wird, in allen Aeußerlichkeiten, wie in der Kleidung,

eine schreckliche Uniformität und Monotonie. Daß überhaupt der ästhetische Sinn fehle, giebt Münsterberg zu; nur versteht seine Liebe zu Amerika mit Hilfe seiner feinen Psychologie den Tadel in ein Lob zu kehren. Die Sache ist so einfach, daß es zu ihrer Erklärung eigentlich gar keiner psychologischen Untersuchung bedarf. Dem Nordländer wird es aus bekannten Gründen schwerer, die freilich auch in ihm schlummerde ästhetische Anlage zu entwickeln, als dem Bewohner der Mittelmeerküsten; bei den weniger gebildeten Klassen der Deutschen regt sich ästhetisches Empfinden nur schwach; und die ärmere Bevölkerung Englands beleidigt, wie alle Kenner des Landes versichern, durch die abschreckende Häßlichkeit der Personen, der Kleidung, der Wohnung, des Benehmens das Auge des Kulturmenschen. Engländer und Deutsche nun sind die Besiedler gewesen und das Hinterwäldler-, Holzfäller- und Goldsucherleben ist wahrlich nicht geeignet, die ästhetische Anlage zu wecken und zur Entfaltung zu bringen. Eben so wenig, vielleicht noch weniger taugen dazu die Maschinenindustrie und die wilde geschäftliche Konkurrenz mit ihrer Arbeithetze und einer ungeheuerlichen, darum geschmacklosen Reklame, die im Osten das Pionierleben abgelöst haben. Münsterberg jedoch führt die Verkümmerung des Aesthetischen auf den Bethätigungdrang zurück. „Wer das Aesthetische sucht, verlangt die Verwirklichung seines Ideals in der Gegenwart; und die Gegenwart selbst wird ihm zum Ausdruck der Vergangenheit. Wer vom Bethätigungdrang durchdrungen ist, sucht nur die Zukunft. Die Gegenwart ist ihm beinahe werthlos. Sie ist Das, was überwunden werden soll; sie ist das Material, aus dem ein Anderes vom unternehmenden Geist geschaffen werden soll. Die Gegenwart als Ueberbleibsel der Vergangenheit kann den Pionier nicht fesseln; sie zeigt nur, was noch zu thun bleibt, und erfüllt seine Seele mit der Vorahnung kommender Großthat.“ Daran ist wahr, daß zur Entfaltung des ästhetischen Sinnes Ruhe und Sammlung erforderlich sind, die das Beschauen und Genießen ermöglichen, und daß weder das Pionier- noch das moderne Geschäftsleben diese beiden Erfordernisse gewähren. Dabei mag auch anerkannt werden, daß die rastlose Arbeit, die an der Zukunft schafft, verdienstlicher ist als der ästhetische Genuß, dessen Ueberfülle das Ende der wirthschaftlich und politisch schöpferischen Perioden anzukünden pflegt. Nur daß die bewußte Absicht der ganzen Bevölkerung, eine große Zukunft zu schaffen, Das sei, was die Entfaltung der ästhetischen Anlage hemmt, darf man bezweifeln. Sehr gut wird in dem Werk die sittlich-religiöse Gemüthsverfassung des nordamerikanischen Volkes analysirt, wie sie im harten, aber aus-

sichtreichen Lebenskampf unter der Einwirkung des Puritanismus auf der einen, der hausbackenen Rechtschaffenheit und Klugheit von Praktikern wie Benjamin Franklin auf der anderen Seite geworden ist. Als charakteristisch wird die Stellung eines Präsidenten der Harvarduniversität zum ersten, der diese Würde vor zweihundert Jahren bekleidet hat, hervorgehoben. Dieser, Wadsworth, war ein strenger Calvinist, der es für eine unverdiente Gnade Gottes hielt, „daß wir nicht Alle längst in den Flammen der Hölle rösten". Der Präsident des Jahres (1904), Eliot, ist liberaler Unitarier (Leugner des Trinitätsdogmas), aber er bekennt, daß er alle sittlichen Forderungen Wadsworths gern unterschreibe. Münsterberg faßt sein Urtheil über diese Gemüthsverfassung des ganzen Volkes (ausgenommen den Mob der Großstädte) in das Sätzchen zusammen: „Diese Menschen mögen phantasiearm, vielleicht vulgär sein, aber man spürt, daß in der Bauernstube, in der solch ein Durchschnittsmensch vielleicht aufgewachsen ist, die Familienbibel auf dem Tisch gelegen hat."

Das offene Eingeständniß endlich, daß der „Amerikanismus" nicht ein Produkt der Einbildungskraft oberflächlicher oder übelwollender deutscher Beobachter ist, haben wir in einem längeren Passus des zweiten Bandes. „In weiten Kreisen empfindet man instinktmäßig, daß die Zeit reif sei, den Einseitigkeiten der Massenherrschaft entgegenzuwirken. Man sieht die Tyrannei der Boßwirthschaft, die Schmach der städtischen Korruption, man sieht den ungesunden Einfluß der Sensationenpresse und des gewissenlosen Kapitals, man sieht, wie das öffentliche Leben bombastisch, launenhaft, vulgär werden muß, Autorität und Respekt verloren gehen müssen, wenn die Demokratie ungehindert alle ihre Konsequenzen ziehen darf." Die gebildete Oberschicht beginnt, sich des Amerikanismus zu schämen, und arbeitet daran, höhere und feinere Kultur zu schaffen. Was in solcher Arbeit schon Bedeutendes geleistet worden ist auf den Gebieten der Wissenschaft, Literatur, Kunst, des Jugendunterrichts und der edleren Geselligkeit, hat der Verfasser in den vorhergehenden Abschnitten seines Werkes dargestellt.

Gliedern wir diese große Erscheinung, das Leben des Volkes der Vereinigten Staaten, in die Geschichte der Kulturentwickelung ein. Der Geist der Selbstbestimmung und Selbstbethätigung, den Münsterberg mit Recht als den Hauptcharakterzug dieses Lebens beschreibt, ist kein anderer als der alte Europäergeist, wie wir ihn in der homerischen Welt, im Zeitalter der Perserkriege, bei den alten Germanen, im germanisch-romanischen Mittelalter, in den geistigen, politischen, sozialen, wirthschaftlichen Bewegungen des

modernen Europas wirksam sehen. Doch unterliegt dieser Geist dem Gesetz, daß er sein Höchstes nur zu leisten vermag, wenn er in der Masse zeitweilig unterdrückt wird. Der Geist der Selbstbethätigung ist nämlich von Haus aus keineswegs Arbeitgeist; was wir Arbeit nennen, das Ausharren bei einer mühevollen, einförmigen, stetigen Thätigkeit, ist ihm im Innersten verhaßt. Da aber nur in solcher Thätigkeit objektive Kultur (eine Summe von körperlichen und geistigen Kulturgütern) und subjektive Kultur (in Arbeit erstarktes und durch Arbeit reich gewordenes Geistesleben) geschaffen werden kann, muß der Beginn dieser Thätigkeit erzwungen werden. Die griechische Kultur erwuchs auf dem Boden der Sklavenarbeit. Der nach Jagd und Krieg lüsterne Germane mußte durch die Klosterzucht und durch die vom Großgutsherrn über ihn verhängte Hörigkeit gebändigt und zur Arbeit erzogen werden. Und als die Zeit gekommen war, da der Arbeiter aus Gottes freier Natur in den Kohlenschacht und aus der gemüthlichen Werkstatt in den ungemüthlichen Maschinenraum der Fabrik übersiedeln sollte, da hat, zuerst in England, furchtbares Proletarierelend die Erziehungarbeit geleistet. Auf dem weiten freien Boden des neuen Erdtheils sprang die während der absolutistischen Periode Europas unterdrückte Spannkraft des Europäergeistes wieder empor und bethätigte sich fröhlich aufs Neue. Die Gewohnheit der Arbeit, die dem Ansiedler im alten Heim anerzogen worden war, brachte er schon mit; es bedurfte also keines neuen Zwanges, den Thätigkeitsdrang gleich von vorn herein auf geordnetes Schaffen zu richten. Alle Bedingungen zur Schöpfung gewaltiger materieller Kulturleistungen waren demnach vorhanden (Hesse-Wartegg schreibt: Die Bewohner der Vereinigten Staaten haben das Große Los gezogen; sie machen etwa sechs Prozent der Bevölkerung der Erde aus, haben aber zwanzig bis fünfzig Prozent der vegetabilischen, animalischen, mineralischen Bodenschätze und der Wasserkräfte in ihren Händen); aber feine und höhere Geisteskultur und das Verlangen nach solcher brachten nur sehr wenige Ansiedler mit. Daher der Amerikanismus. Doch konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Kultursehnsucht der Wenigen mit der Zeit auch Anderen mittheilte, besonders, da man mit dem hochkultivirten Europa in Verbindung blieb und da der rasch wachsende Reichthum des Landes die materiellen Mittel für höhere Kulturarbeit in nie vordem dagewesenem Maße zur Verfügung stellte und Tausenden die Muße für geistige Arbeit und ruhigen Lebensgenuß gewährte. Zeigen, wie sich Amerika aus dem Amerikanismus, aus seinem ursprünglichen Pionierdasein, allmählich emporringt zur europäischen Kultur: Das eben ist

eigentlich die Aufgabe, die sich Münsterberg gestellt und die er glücklich bewältigt hat.

Aber dieses Emporsteigen bedeutet zugleich den Untergang der Demokratie, die Differenzirung in eine geistig thätige Klasse, welche die Ideen liefert und dispositive Arbeit leistet, und in die ausführenden Handarbeiter; und auch Das zeigt der Verfasser, mag er auch noch so lebhaft dagegen protestiren, daß die Bedeutung des Wandels darin zu suchen sei. Die gleichartige Masse, sagt er, differenzirt sich; eine Aristokratie entsteht, und zwar auf drei Wegen. Zunächst erhebt natürlich der Reichthum über die Masse. Der Reichthum an sich thue Das nicht, versichert uns Münsterberg, sondern nur ein Reichthum, der durch anstrengende oder geniale Arbeit erworben und gemeinnützig verwendet wird. (Der erarbeitete Reichthum sei die Regel, durch Spekulation gewonnener die Ausnahme. Hesse-Wartegg hat es anders gefunden. Er theilt die Multimillionäre in drei Klassen. Die reinen Glückspilze, von denen manche, etwa durch die ungeheuerliche Bodenwerthsteigerung in New York, im Schlaf reich werden; die durch Spekulation im schlechten Sinn des Wortes, durch Börsenmanöver und durch gewissenlose gewaltthätige Vernichtung schwächerer Konkurrenten Emporgestiegenen; die am Wenigsten zahlreiche Klasse bestehe aus Denen, die ihr Vermögen erarbeitet haben, doch sei diese Arbeit meistens nicht technischer, sondern kaufmännisch-spekulativer Art im guten Sinn des Wortes gewesen; natürlich kommen vielerlei Kombinationen der drei Bereicherungarten vor.) Der zweite Weg sei der der Familientradition, auf die großes Gewicht gelegt werde. Nicht Zufall sei es, daß unter den sieben Männern, welche die Harvard-Universität verwalten, nicht ein einziger sich finde, dessen Familie nicht durch sieben Generationen hindurch dem Staat Massachusett Dienste geleistet hätte. Endlich erhebt die höhere Bildung, und zwar nicht die Fachgelehrsamkeit, sondern die allgemeine, die humanistische Bildung, die im College erworben wird. Die Zeit sei vorüber, wo der Praktiker das Vorurtheil hegte, daß Bücherwissen den Blick für die Wirklichkeit trübe, die Thatkraft lähme und ungeschickt mache; die self made men ließen alle ihre Söhne im College erziehen, das nicht Fachwissen, sondern eben jene allgemeine Bildung mittheile; man sei überzeugt, daß gerade sie befähige, nicht blos in der Politik, sondern auch im Erwerbsleben die Führung zu übernehmen. Indem nun die auf diesen drei Wegen Emporsteigenden immer mehr mit einander verschmelzen, entsteht eine Schicht der thatsächlich Privilegirten. An gesetzliche Privilegien, die ja auch das alte Europa nicht mehr kennt, denkt kein Mensch, aber

die sind auch überflüssig. Der Millionärsohn, der das College absolvirt und sein Geschäft mit des Vaters Millionen beginnt, hat doch einmal im Lebensspiel alle odds vor dem Arbeitersohn voraus; er muß ungewöhnlich dumm oder lüderlich sein, wenn er nicht oben bleibt, während Dieser Tausende von Konkurrenten zu schlagen hat, wenn er es auch nur zu mäßigem Wohlstande bringen will; und welche Aussichten blühen gar dem Unglücklichen, der aus der Gosse der newyorker Slums hervorkriecht. So viel kameradschaftlicher Geist, unbefangener gemüthlicher Verkehr auch übrig bleiben mag (der, nebenbei bemerkt, auch in Italien und in Spanien, zum großen Unterschiede von Deutschland und England, die Armen mit den Vornehmen auf gleichem Fuß verkehren läßt): die Differenzirung ist im Gang und nach hundert Jahren wird man in Nordamerika eine anerkannte Aristokratie, eine bourgeoise Mittelschicht und eine Plebs haben; Lumpenproletariat hat man heute schon genug. Was hoffentlich bleiben wird, ist die allgemeine und unbestrittene Anerkennung der Thatsache, daß auch der Arme ein Menschenbruder ist, der als Solcher geachtet werden muß, und daß der Allgemeinheit die Pflicht obliegt, dem Versinken der armen Unterschicht in menschenunwürdige Verkümmerung, in stinkendes Elend vorzubeugen. Aber Das ist nicht demokratisch, sondern christliche Gesinnung. Bleiben wird hoffentlich auch der europäische (genauer gesagt: germanische) Charakter des amerikanischen Volksthums, der jeden Einzelnen spornt, den Besten gleichzuwerden, nicht sich darein ergiebt, im Sumpf der Gemeinheit als Gleicher unter Gleichen zu verlumpen.

Wie hat sich nun die Demokratie politisch, als Staatsverfassung, bewährt? Die Frage, wo und wie weit politische Demokratie möglich sei, ist eine rein technische Frage. Die Antwort lautet: die demokratische Republik ist die natürliche Verfassung für jedes europäische Gemeinwesen, so lange dieses klein bleibt und aus Menschen der selben Vermögenslage, Berufsthätigkeit und Bildung besteht; sie wird unmöglich oder, falls man den Namen beibehält, zur Lüge in dem Maße, wie das Gemeinwesen an Gebiet und Seelenzahl wächst, die Bevölkerung sich differenzirt, die Verwaltung sich komplizirt. Dabei bleiben der Trieb und das Geschick zur Selbstverwaltung lebendig und bethätigen sich in den kleineren Kreisen des Großstaats: in den Gemeinden, Korporationen, Vereinen; nur in der Zeit vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert hat auch diese Bethätigung im engeren Kreise der Absolutismus zu unterdrücken vermocht. In der Neuen Welt mußten sich dieser Trieb und dieses Geschick, frei von allen Fesseln, fröhlich und kräftig

regen; aber das zur gewaltigen Union herangewachsene Staatswesen kann doch nur dadurch bestehen, daß ein gesunder politischer Instinkt in jedem Stadium des politischen Lebens die Grundsätze der Demokratie verleugnet. Wie sich Das macht, lernen wir aus Münsterbergs Werk. Was der Einzelne an Regirungthätigkeit fürs ungeheure Ganze leistet, beschränkt sich auf die Stimmabgabe bei der Wahl der Wahlmänner, die den Präsidenten zu wählen haben. Aber nicht das Volk wählt die Fragen aus, über die bei dieser Gelegenheit entschieden wird, und nicht das Volk stellt die Kandidaten auf; Beides thun die zwei Parteien. Diese sind aber nicht etwa zwei Hälften, in die sich das Volk selbst auf Grund von Meinungverschiedenheiten oder Interessengegensätzen geschieden hätte, sondern sie sind zwei außerhalb des Volkes stehende Organisationen von Berufspolitikern, die nichts Anderes zu thun haben. Sie suggeriren dem Volk die Ziele, für die es sich zu begeistern hat (eine Weile lang war es die Silberwährung; die man als das Universalheilmittel für alle sozialen Nöthe anpries), suchen ihm die Kandidaten aus, und die siegreiche Partei macht sich dann für die geleistete Arbeit durch Staatsämter bezahlt. (Münsterberg versucht, zu beweisen, daß diese Beutepolitik gerechtfertigt und keine Korruption sei, daß die umlaufenden Schilderungen der Korruption sehr übertrieben seien, daß Korruption in den Kongreß gar nicht, in die Regirung der Einzelstaaten nur wenig Eingang finde; in der Stadtverwaltung freilich sei sie arg.) Lincoln hat die Demokratie definirt als die Regirung des Volkes durch das Volk für das Volk; daraus ist zunächst geworden: Regirung des Volkes durch die Partei für die Partei. (Der bei uns herrschenden Ansicht, die auch ich angenommen hatte, daß sich die beiden Parteien durch Grundsätze nicht unterschieden, tritt Münsterberg entgegen: die Republikaner seien Centralisten, die Demokraten Föderalisten.)

Beschauen wir den Regirung- und Verwaltungapparat, so finden wir wiederum, daß es immer nur Einige sind oder Einer ist, durch die oder den die Geschäfte erledigt werden.*) Exekutive und Gesetzgebung sind streng von einander getrennt; jene übt keinen unmittelbaren Einfluß auf diese; die Minister haben im Kongreß nichts zu thun, „zanken sich nicht mit den Abgeordneten herum“.

*) Nicht diese legitime Diktatur der Wenigen, sondern die illegitime Tyrannei der Trustmagnaten meinte Roosevelt, als er in einer Wahlrede versprach, die Herrschaft einer kleinen Minderheit zu brechen und die wahre Volksherrschaft herzustellen. Spötter meinten, leider habe er nicht verrathen, wie er Das anfangen wolle.

Aber der Präsident hat das Recht, gegen ein vom Kongreß angenommenes Gesetz sein Veto einzulegen, und es tritt dann nur in Kraft, wenn es noch einmal, und zwar sowohl im Senat wie im Repräsentantenhaus, mit Zweidrittelmehrheit angenommen wird. Und die Exekutive ist als solche sehr stark. Der Präsident ist oberster Befehlshaber des Heeres und der Flotte; er stellt mit Zustimmung der Senatsmehrheit die Botschafter und Konsuln, die Richter des höchsten Gerichtshofes und alle höheren Bundesbeamten an; schließt mit Zustimmung einer Zweidrittelmehrheit des Senats die Verträge mit fremden Mächten und empfängt deren Botschafter. Seine Minister wählt der Präsident ganz frei, die Partei hat auf die Zusammensetzung des Kabinets gar keinen Einfluß. Im Repräsentantenhause aber regirt der Sprecher als Autokrat; seine Gewalt ist fast noch größer, als die des mit dem Premier verbündeten Speaker des englischen Unterhauses durch die Geschäftsordnungreform geworden ist. Die Verhandlungen im Plenum sind, abgesehen von den Abstimmungen, bedeutunglos, die ganze Arbeit wird in den Kommissionen (Committees, es sind ihrer mehr als sechzig) geleistet. Der Sprecher nun ernennt die Mitglieder der Kommissionen und bestimmt, welcher Kommission jede der eingegangenen Vorlagen überwiesen werden soll. (Jede Kommission wiederum wird von ihrem Vorsitzenden souverain geleitet.) Als Vorsitzender der Geschäftsordnungskommission entscheidet er darüber, welche Berichte im Plenum zu verhandeln sind; nur was vorher in einer Kommission durchberathen ist, gelangt ins Haus. In den Plenarsitzungen endlich steht es dem Sprecher frei, wem er das Wort ertheilen will; er ist nicht verpflichtet, Den zuerst zu rufen, der sich zuerst gemeldet hat. Der vom Sprecher „nicht Bemerkte“ ist hilflos; er hat kein Mittel, zu Wort zu kommen. An ungehinderte Redeergüsse in der Debatte ist nicht zu denken; scheints dem Sprecher genug, so macht er Schluß. Von Alledem, was unsere guten deutschen und österreichischen Demokraten und Liberalen für das Wesen des Parlamentarismus und der Demokratie halten: Ministerstürzerei, endloses Kohlen und Zanken, Lärmen und Obstruiren, womit eine Minderheit die Erledigung der Geschäfte hindern kann, ist in der „demokratischen Republik“ jenseits vom Ozean keine Spur zu finden. Noch weniger entspricht der Inhalt der nordamerikanischen Politik dem Ideal unserer Linken. Deren beide Hauptforderungen sind Freihandel und „moderne Kultur“, worunter von manchen Leuten der Ersatz der Bibel durch das Evangelium Haeckelii und die Nacktkultur verstanden wird. In Amerika aber wollen beide Parteien den Schutzzoll (Mei-

nungverschiedenheiten bestehen blos in Beziehung auf das Maß; Agrarzölle braucht es als Ausfuhrland noch nicht; müßte es Korn und Fleisch einführen, dann würde es auch den Erzeugnissen der Farmer den Zollschutz nicht versagen); und als ehrbare Spießbürger sorgen die Yankees eifrig dafür, daß Frömmigkeit und Sittlichkeit gesetzlich geschützt, Gottlosigkeit und Laster ausgerottet werden oder wenigstens verborgen bleiben. Roosevelt hat bekanntlich gesagt: ein Mann, in dessen Hause das Dekameron gefunden werde, gehöre für Lebenszeit ins Zuchthaus.

Die Demokratie hält sich also durch Autokratie und der ganze Unterschied zwischen ihr und einer monarchischen Autokratie besteht darin, daß ihre Autokraten nicht durch Geburt, sondern durch Wahl zu ihren Aemtern gelangen und sie nicht lebenslänglich behalten. Die Verfassungen der Einzelstaaten und der Städte sind der Bundesverfassung nachgebildet; und eben deshalb, weil auch in der Kommunalverwaltung die Entscheidungen hinter verschlossenen Thüren, in Kommissionen, also von Cliquen, getroffen werden, konnte, wie Münsterberg meint, die Korruption in den Städten so ungeheuerliche Dimensionen annehmen. Um von den Urtheilen Münsterbergs über die großen politischen Fragen, um die es sich in den Vereinigten Staaten handelt, wenigstens drei kurz zu erwähnen: das Negerproblem, sagt er, sei durch den Sezessionkrieg falsch gelöst worden und nahezu hoffnunglos. Die Trusts seien auf dem Wege der natürlichen Entwickelung entstanden und nur durch weiteren Fortschritt in der Entwickelung, nicht auf dem Wege der Gesetzgebung, könnten ihre schädlichen Wirkungen überwunden werden. Oeffentlich bekämpften beide Parteien das Trustwesen, im Geheimen aber seien ihm beide freundlich gesinnt. Der Drang nach Expansion endlich (was hat denn der für einen Sinn in einem Volk, das noch lange nicht zahlreich genug ist, sein ungeheures Gebiet zu füllen und zu nützen?) werde sich zunächst nordwärts wenden: in nicht gar langer Zeit würden die Sterne und Streifen im Nordwesten von Kanada an der Fahnenstange flattern. In einer Schilderung von Kanadas Bodenschätzen heißt es: „Sein Ackerland könnte die Bevölkerung von ganz Amerika und Europa versorgen." Kanada liegt klimatisch so ungünstig, daß nur sein südlicher Streifen für den Anbau geeignet ist. Wenn der nun über fünfhundert Millionen Menschen zu ernähren vermag, dann ist doch meine Berechnung, wonach die Vereinigten Staaten für mindestens achthundert Millionen Nahrungmittel zu erzeugen vermögen, sehr bescheiden zu nennen.

Neisse. Karl Jentsch.

# Australica.

In Australien hörte ich einmal einer Gerichtsverhandlung zu. Der Papuaneger Avai beschrieb vor dem englischen Richter im Ton gemüthlicher Selbstverständlichkeit die Ermordung von drei anderen Negern. Er sagte: „Unser Dorfhäuptling befahl mir, mit Kairi und Janu nach dem Dorf Baroi zu rudern und dort vor Sonnenuntergang drei Menschen zu töten. Wir fingen dort drei Dorfbewohner, einen Mann und zwei Frauen, die Kokusnüsse sammelten. Kairi tötete den Mann, ich die eine Frau und Janu die andere. Ich habe die Frau aber nicht mit dem Speer erstochen, sondern nur mit einem Dolch aus Fischknochen. Das bringt mehr Glück. Wir schleppten dann die drei Leichen in das Kanoe und ruderten nach dem Dorf zurück. Es ist aber nicht wahr, daß ich während der Fahrt der von mir Getöteten die Nase abgebissen habe. Der Solches behauptet, thut mir ein großes Leid an, das mich betrübt. Es ist nicht Sitte unseres Stammes, die Nasen der Menschen abzubeißen, die man selbst getötet hat. Das müssen Andere thun. Unsere Weiber im Dorf thaten es. Die Nasen werden abgebissen, doch niemals abgeschnitten. Das wäre ganz gegen unsere gute Sitte. Ehe wir Jemand töten, befragen wir unsere Gottheit Kopirawi. Das ist ein aus Holz geschnitzter Gott, der am Anfang unseres Dorfes steht. Der Geist Kopirawis kommt dann auf unseren Wunsch nach dem Kanoe, um zu antworten. Ist unser Vorhaben von Glück begünstigt, dann schwankt das Kanoe auf dem Wasser. Ja, es ist wahr, daß wir unseren Gott gern an windigen Tagen befragen. Nachdem wir die drei Leichen ans Land gebracht und nachdem sie ihre Nasen verloren hatten, schnitten wir sie in kleine Stücke. Diese mischten wir mit Sagokörnern und kochten Beides in den Blättern der Nipapalme. Ich aß aber nur die Hand der Frau, die von Janu umgebracht worden war, weil es nicht Sitte ist, Theile eines Menschen zu essen, den man selbst erdolcht hat. Nur wenn ich auf einer abgeflachten Kokusnuß sitze und meine Füße gegen zwei Kokusnüsse stemme, darf ich von dem Wasser trinken, in dem das Herz gekocht wird. Aber das Wasser muß mir von einer meiner Frauen gereicht werden. Böses haben wir sicher nicht gethan. Wir mußten doch die drei Menschen töten, weil wir uns ein neues Kanoe gebaut hatten. Solch ein Ereigniß wird von uns immer durch die Tötung eines Papageis, eines Schweines und dreier Menschen gefeiert. Doch der Papagei muß zuerst sterben, dann das Schwein und zuletzt die Menschen: sonst bedeutet es Unglück. Hätten wir kein neues Kanoe gebaut, dann hätte ich auch Keinen getötet; denn ich bin ein sehr friedliebender Mann."

So erzählte mit sichtbarem Behagen der Papuaneger Avai.

Ein anderer unheimlicher Volksstamm in Neu-Guinea ist der Stamm der Kuhuhuhu. (Ich schreibe das Wort, wie es ausgesprochen wird.) Er haust in dem Theil des englischen Gebietes, der vom Lake-

kamufluß durchzogen wird, nicht weit von der deutschen Grenze. Dieses Gebiet wird von jenem Volksstamm als sein eigenster Nährboden betrachtet und jeder Eindringling daher mit feindlichen Augen angesehen. Noch ist keinem Europäer gelungen, die Kuhuhuhu in ihren Wohnplätzen zu belauschen. Immer wieder haben Goldsucher und englische Beamte versucht, sich ihnen zu nähern, stets aber die Lagerstätten verlassen gefunden, wenn auch die Lagerfeuer noch brannten. Manchmal haben Europäer Geschenke, die für die Eingeborenen einen unschätzbaren Werth haben (Glasperlen, rothes Tuch, Handspiegel, Beile), in eine der verlassenen Stätten niedergelegt; sie hofften, dadurch freundliche Beziehungen zu erzwingen. Wenn einige Tage oder einige Wochen später der weiße Mann den Platz wieder aufsuchte, fand er wohl die noch warme Asche eines kaum erloschenen Feuers, Fruchtabfälle und frische Fußspuren, zugleich aber auch die von ihm einst dort niedergelegten Gegenstände unberührt.

Andere Papuanerstämme fürchten die Kuhuhuhu wie den Giftpfeil. Zu ihrem Leidwesen haben sie erfahren, was es bedeutet, das Grenzgebiet zu überschreiten. Ein Eingeborener, der auf Vogelfang ausgeht, verschwindet für immer; ein Kind, das am Flußrand spielt, wird von ungesehener Hand in das Mangogebüsch gezogen und kehrt nie zurück; eine ganze Familie, die auf erhöhtem Bambusgestell Nachtruhe hält, wird von Speeren durchbohrt. Solches Erlebniß hat die benachbarten Papuaner die Kuhuhuhu fürchten gelehrt.

Dennoch machen sie mit ihnen Tauschgeschäfte. Sie bringen Salz, Thongefäße, getrocknete Fische und legen die Gegenstände an eine ihnen bezeichnete Stelle. Dann, durch Fernrufe gewarnt, ziehen sie sich auf einige Stunden zurück; die unheimlichen Bewohner der Berge steigen hernieder, besichtigen die Waare und legen, wenn sie ihnen gefällt, als Bezahlung Felle, Federn und andere Waldprodukte an den Fundort. Der Küstenbewohner kommt zurück, wenn der Weg frei zu sein scheint. Genügt ihm der Entgelt, so nimmt er ihn und läßt dem Käufer die Waare; sonst zieht er sich abermals zurück und wartet auf einen besseren Tausch. Dieser Geschäftsverkehr zeigt eine gewisse Ehrlichkeit, die zum Nachdenken stimmt.

Mir bekannte Mitglieder eines Goldsuchersyndikates erhielten von den Kuhuhuhus verschiedene Zeichen der Aufmerksamkeit. Die kamen sausend durch die Luft, während die Europäer abends ihre Kleider von den Folgen des täglichen Gewitterregens am Lagerfeuer trockneten. Verletzt wurde Niemand. Doch am nächsten Tag durchbohrte, im dichten Farngebüsch, einem Träger ein Pfeil die Brust, einem anderen den Arm. Solche Vorgänge haben dem Stamm den Ruf unheimlicher Gefährlichkeit eingetragen. Er ist der seltsamste, den ich unter den ethnologischen Wunderlichkeiten Neu-Guineas fand, und noch ist nicht gelungen, ihm das Geheimniß seines Wesens abzulauschen.

Dr. Bruno Beheim-Schwarzbach.

# Schauspielerin.*)

Das dreiaktige Drama „Schauspielerin“ von Heinrich Mann ist ein schlechtes, zum größten Theil ungekonntes Stück. Trotzdem erregt es. Von der Bühne herab und erst recht aus dem Buch heraus hat mich wenigstens ein Hauch getroffen, den ich bei viel wegsichereren Versuchen nicht verspürt habe und den ich schwerlich für jedes unanfechtbar runde Drama hergeben würde. Was ist es? Man verdächtigt sich zunächst selber, daß man die tiefe Dankbarkeit für den alten Romandichter Heinrich Mann ein Bischen auch auf den jungen Dramatiker ausdehne. Aber der Fall ist verwickelter. Möglich, daß man sein Herz, daß man sogar sein artistisches Interesse den Krämpfen und Kämpfen entziehen kann, die sich in und unter den Figuren der Komoedie oder Tragoedie abspielen; unmöglich, ohne Antheil auf einen Dichter zu blicken, dem die saftige Ernte seines Feldes nicht mehr genügt, weil sie ihm zu leicht zuwächst, und der auszieht, einen neuen, steinigen Boden zu erobern, zu entsteinen, anzubauen, ertragreich zu machen. Muß man ihn nicht ermuthigen? Es ist gerade bei dieser Gelegenheit zu billig, den Schöpfer des „Professor Unrat“ andächtig zu verehren. Seien wir lieber gelind und streichelnd gegen den dramatischen Anfänger. „Schauspielerin“ hat ganz den Duft der Unreife, den kargen Reiz einer Uebergangsform: nicht mehr Knospe und noch nicht Blüthe, ge-

---

*) Ein Pröbchen aus dem Buch, das Herr Jacobsohn, unter dem Titel „Das Jahr der Bühne“, bei Oesterheld & Co. erscheinen läßt. Nur ein Pröbchen; der Band, der für Berlin und für Deutschland eine über den Tag hinaus dauernde Theaterchronik schaffen möchte, wie Paris und Frankreich sie in den „Annales du théâtre“ haben, behandelt in ungefähr fünfzig Aufsätzen die wichtigeren Vorgänge aus dem Theaterjahr 1911/12. Der Verfasser ist den Lesern der „Zukunft“ nicht unbekannt; sein Talent, seinen hitzig eifernden Willen zur Sache, seine fast verzückte Hingabe an die Welt beleuchteter Leinwände habe ich hier schon gerühmt. Seitdem ist er reifer geworden (nicht gerade ruhiger: noch lebt er gern im Fieberklima der Superlative, jauchzt heute: „Herrlich! Herrlich!“ und pfaucht morgen: „Schmiere!“); hat die „Schaubühne“, unser saubersteș Theaterblatt, gegründet und viel besser, klarer, persönlicher, farbiger schreiben gelernt. Seinen Urtheilen, Hymnen und Flüchen kann ich sehr oft nicht zustimmen; in allzu vielen Fällen fordert er noch, daß die Menschen handeln (auf den Schaubrettern spielen), wie er, nach seiner Art, handeln würde; statt den Nothwendigkeiten, inneren und äußeren, nachzuspüren, die ihr Handeln bestimmen. Auch scheint er mir dem Ziel noch ziemlich fern, das er selbst mit dem Wunsch bezeichnet, der Kritiker müsse „das einzelne Ereigniß in einen theaterhistorischen Zusammenhang einreihen, seine Herkunft aufweisen und seine Tragweite abschätzen“. Das hat er nur manchmal versucht; und selten erreicht.

schweige denn Frucht. Ein embryonales Zwittergewächs von einer schwermüthigen Blässe und einem schwachen, halb bitteren, halb süßen Geschmack. Kosten wir dankbar auch ihn aus und lassen wir Heinrich Mann nicht einmal Das entgelten, daß er viel weniger bescheiden ist als wir und mit seinem ersten größeren Drama gleich eine neue Gattung Dramatik heraufgeführt zu haben glaubt.

Was für eine Gattung? Mann sagt, daß es jetzt nöthig, wenn auch nicht eben bequem sei, die vorgeschrittenen Seelen dieser Zeit dramatisch zu gestalten: ihren schwankenden Willen, ihre Doppelrassigkeit, die Klarsichtigkeit ihres Gefühls. Ja, um des Himmels willen, hat Ibsen in seinem ziemlich „zielbewußten" Leben Anderes gethan? Thut Schnitzler seit zwanzig Jahren Anderes? Daß aber dem zeitlichen Abstand zwischen diesen Beiden und Heinrich Mann nicht eine fortschreitende Komplizirung der menschlichen Seele entspricht, ist nebenbei vielleicht auch daraus zu schließen, daß es bei Kleist und Hebbel psychische Verkettungen, Windungen, Zwischenstufen und Lichtbrechungen giebt, gegen die alle späteren Subjekte und Objekte einer dramatischen Analyse grob anmuthen. Nein, Manns Absicht ist wahrhaftig alt. Immerhin könnten seine Mittel neu sein. Dazu gesteht er, daß er seine neue innere Welt (von der wir also wissen, daß sie längst entdeckt ist) durch starke alte Situationen sichtbar machen wolle. Aber wieder muß man ihn darüber belehren, daß nicht er dieses Mittel gefunden

---

Wärs aber nicht abscheuliche Wesensvollendung, wenn ein Dreißigjähriger schon am Ziel stünde? „Ich glaube, daß es ein Segen wäre, wenn alle Kritiker das Theater so wichtig nähmen wie ich. Denn ich nehme es ja nicht als Selbstzweck wichtig, sondern als Mittel zum Zweck. Ich weiß, daß es das Leben spiegelt, aber ich weiß auch, daß es ins Leben zurückwirkt." Diese Sätze (aus dem Vorwort zur Chronik) illuminiren die Stelle, an der erkennbar werden kann, worin Herr Jacobsohn sich von den meisten Berufsgenossen wesentlich unterscheidet. Er nimmt das Theater so ungeheuer ernst wie die Mehrheit der Menschen den Gelderwerb und einzelne die Liebe. Ein reinlicher, tüchtig gebildeter, ungemein begabter Mann, der sich einer Sache verpflichtet fühlt, in ihrem Dienst, dem er sein Leben gern giebt, nie gierig nach Privatvortheil oder Budenapplaus umherspäht, seinem Empfinden knappen und wirksamen Ausdruck zu ertasten weiß und ernstlich entschlossen ist, immer tiefer sich in die Erkenntniß seines Gegenstandes einzubohren. Von dem Menschenrecht, zu irren, von der Tugendpflicht zu blinder Uebertreibung macht er reichlichen Gebrauch. Doch er will stets das ihm gut, also nöthig Scheinende und sein Wille wird von ansehnlichem Können bedient. Leset, nicht gläubig, sondern recht kritisch gestimmt, sein Buch: dann werdet auch Ihr fragen, warum unsere Massenzeitungverleger nicht längst einen ihrer Richterstühle diesem Rezensenten anvertraut haben, der so ernst und so froh, mit so grimmer Liebe judizirt.

hat. Bei Ibsen scheint die sogenannte Handlung nicht selten einem Kolportageroman entnommen und Schnitzler hat im „Ruf des Lebens“ wie im „Weiten Land“ plump theatralische Zusammenstöße mit solcher Ungenirtheit verwendet, daß er mit Sudermann verwechselt worden ist. Darüber ist nicht zu reden. Hier ist im Augenblick auch nur wichtig, wodurch sich Heinrich Mann, der im Zuge der Ibsen und Schnitzler steht, von ihnen unterscheidet, unterscheiden muß, da er ja ihre Wirkung nicht entfernt erreicht.

Der Unterschied ist der, daß sie den Sardou, den sie irgendwie gebrauchten, zu verhüllen verstanden und daß ers noch nicht versteht. Bei ihm sieht sich das Mittel zum Zweck wie Selbstzweck an; richtiger: es hört sich so an. Denn wenn bei Schnitzler Leidenschaften gekeucht, geflüstert, zwischen den Zähnen hervorgepreßt werden; wenn Gift herumgereicht, ein Dolch gezückt und ein Revolver ge- und entladen wird; wenn der Liebhaber hinter einem Vorhang hervor und der Gatte durchs Fenster springt: dann ist freilich die Geste genau so von Sardou wie bei Mann. Darin hat Dieser Recht. Aber die Rede ist von Schnitzler! Bei Mann ist auch die Rede oft von Sardou (und manchmal sogar von Sudermann). Ich meine nicht etwa, daß die Schauspieler, die im Stück vorkommen, zögern sollten, in die geschwollene Sprache ihres Metiers zu verfallen: da das Thema des Stückes verlangt, daß ihre Gefühle sich immer wieder übersteigern, so ist dieser gekräuselte Ausdruck ihr natürlicher Ausdruck. Aber gegen den Komoedianten soll der Bürger in jeder Hinsicht kontrastirt werden; und in dieser Schicht ist es allerdings nicht möglich, daß der Geliebte die Geliebte „Unglückliche!“ und den Nebenbuhler „Unglücklicher!“ anredet. Von solchen Wendungen, die leider meistens länger gerathen sind, ist der Dialog voll. Dazwischen stehen Sätze, so blitzend prägnant, daß sie jedem Roman von Heinrich Mann zur Zier gereichen würden. Einem Roman! Sie fassen mit unübertrefflicher Schärfe weite psychologische Entwickelungen zusammen, von denen gewöhnlich nur gerade Der nichts weiß, in dem sie sich vollzogen haben. Aber selbst wenn Menschen über die Klarsicht des Gefühls verfügen, die dieser freigiebige Dichter ihnen verleiht, selbst dann ist es selten, daß sie ihr Gefühl so schrankenlos aussprechen, und nahezu undenkbar, daß sie es so druckreif aussprechen. Das müßte denn der Stil des ganzen Werkes sein. Zum Glück führt mindestens ein Drittel die einfache Sprache des Lebens, die zugleich die Sprache des Dramas ist, und daraus geht für mich hervor, daß Mann sie überall angestrebt hat. Vorläufig also ist er noch rechts in die Theatralik, links in die Romanhaftigkeit geglitten. Davon brauchte von Haus aus nicht viel Aufhebens gemacht zu werden. Ein Dichter dieses Ranges dürfte selbst für eine Arbeit seines eigentlichen Gebietes verlangen, daß man sich weniger mit ihren hoffnunglosen als mit ihren hoffnungvollen Partien befaßt. Aber der Wahn von der neuen Gattung mußte zerstört werden. Erst jetzt wird zu sagen sein, was Heinrich Mann mit diesem Produkt einer alten Gattung gewollt hat.

Nicht mehr und nicht weniger als: zu zeigen, wie die Halbheit

der Geringen alle Großen zur Lüge um ihrer höchsten Wahrheit willen herabzwingt, wie in dieser Welt tapfere Seelen die Wahrheit ihrer Persönlichkeit mit Lügen ihrer Lippen erkaufen müssen. Die siegreiche Schauspielerin Leonie Hallmann steht gegen die Durchschnittsmenschheit, die ihr Glanz und ihre Entrücktheit lockt und bei der wieder sie Frieden, Wärme und Sicherheit zu finden hofft. Aber diese Sphären sind unvereinbar. Das wird mit schmerzhaftester Folgerichtigkeit dargethan. Da es Leonies Beruf ist, mit Gefühlen zu spielen, die sie nicht hat, so werden ihr im entscheidenden Moment die Gefühle nicht geglaubt, die sie hat, oder gar nur dann geglaubt, wenn sie auch diese Gefühle spielt. Daran geht sie zu Grunde, vielfach zerspalten, wie sie sich empfindet. Sie wird hin- und hergerissen zwischen Harry Seiler und Robert Fork, zwischen ihrem Menschenthum und ihrem Künstlerthum, zwischen Selbstbewunderung und Selbstverachtung und noch zwischen der Wollust und der Qual ihrer Zerspaltenheit. Sie braucht beide Männer um ihrer Gegensätzlichkeit willen: sie braucht Harrys Feinheit und Roberts Brutalität; sie braucht Reinheit und Lasterhaftigkeit, anbetendes Sklaventhum und befehlendes Herrenthum; sie braucht den Typus, auf den sie „fliegt", und den Typus, der erst lange um sie werben muß; sie braucht lodernde Flammen und ein stilles Herdfeuer. Sie belügt Keinen, nicht einmal sich selbst, wenn sie fast mit den gleichen Worten Jedem von Beiden gesteht, daß sie im ganzen Leben keinen Anderen als ihn geliebt habe. Aber sie ermattet sich zwischen Beiden zu Tode, weil der grenzenlosen Aufrichtigkeit des Künstlers nicht das Vertrauen der Bürger zu dieser Aufrichtigkeit entspricht. Sie entgleiten und schwanken. Sie sind entweder zu weich oder zu kalt. Sie wissen nicht, daß problematisch organisirte Menschen, wie diese Leonie, nur die Umwege zum Ziel führen. Sie selber gehen den kurzen und geraden Weg von Impulsen zu Worten und von Worten zu Thaten; und gehen irr, weil die Impulse schwach, die Worte zahm und die Thaten klein sind. Es ist eine fast zu grelle Ironie, die Heinrich Mann zum Schluß gegen die Bürger kehrt, wenn er Robert Forks Frau es der toten Leonie zum Vorwurf machen läßt: nur sich gekannt, nur gespielt, sich sogar ihren Tod gespielt und nicht daran gedacht zu haben, daß sie, Herr und Frau Fork und Herr Harry Seiler, „fühlende Menschen" sind. Es ist eine überdeutliche Erklärung der dichterischen Absichten, die obendrein zu spät kommt. Der Dramatiker Heinrich Mann hat eben vorläufig noch zu selten die Fähigkeit, die unberechenbaren Plötzlichkeiten temperamentvoll handelnder Menschen anders als durch Knalleffekte, die jäh auffluthenden Stimmungen differenzirter Seelen anders als durch direkte Formulirungen auszudrücken. Die Personen eines guten Dramas haben Selbstverrath zu treiben und nicht vom Autor verrathen zu werden. Daß der Verfasser der „Schauspielerin", an Handwerkszeug und Arbeitmethode des Epikers gewöhnt, nicht immer kann, was er soll, scheint mir entschuldbar. Es ist ja viel, daß ers doch schon zu einem Drittel kann.

Siegfried Jacobsohn.

# Aktienpolizei.

Im Reich der Aktie soll man, wie ein guter Kenner der Verhältnisse sagte, nach der Maxime leben: „Lerne leiden, ohne zu klagen!“ Wird unser Aktienrecht endlich reformirt werden? Mancher will an die Möglichkeit einer solchen Reform nicht glauben, weil die Funktionen der Aktie für den Wirthschaftorganismus so wichtig geworden sind, daß jeder Eingriff ein beträchtliches Risiko bringt. Doch ein berliner Richter, der die Noth des Aktienwesens in einer reichen Prozeßerfahrung kennen gelernt hat, tritt mitleidlos für die Staatsaufsicht im Aktienbezirk ein; nach seiner Ueberzeugung ist der Kredit und die Moral durch die Aktie gefährdet worden. Zuzugeben ist höchstens, daß die verantwortlichen Organe der Aktiengesellschaft manchmal vielleicht die Distanz zwischen ihren Pflichten und dem ihnen anvertrauten Kapital falsch schätzen und daß diese falsche Optik in Demoralisirung führt. Das ist jedoch nicht der Normalfall; und selbst bei der Ausnahme wird sich schwer nachweisen lassen, daß das „Gemeinwohl gefährdet“ sei.

Artikel 4 des preußischen Ausführungsgesetzes zum Handelsgesetzbuch bestimmt: „Eine Aktiengesellschaft kann aufgelöst werden, wenn sie sich rechtswidriger Handlungen oder Unterlassungen schuldig macht, durch die das Gemeinwohl gefährdet wird. Ueber die Auflösung entscheidet im Verwaltungstreitverfahren der Bezirksausschuß in Erster Instanz. Für die Erhebung der Klage ist der Regirungpräsident zuständig, der von der Auflösung der Gesellschaft dem Registerrichter Mittheilung zu machen hat. Diese Vorschrift wird niemals angewendet; denn es ist nicht leicht, ihre Voraussetzungen einwandfrei nachzuweisen. Bei dem Wort „öffentlicher Kredit“ denkt man an alle Finanzgeschäfte öffentlich-rechtlicher Körperschaften, besonders des Staates. Ein Zusammenhang zwischen diesem Komplex des nationalen Vermögens und Ansehens und der Aktie besteht doch nur insofern, als die Aktie dem Staatspapier einen Theil der Gunst des Kapitals geraubt hat. Und dieser Raub würde durch die Versittlichung des Aktienwesens nicht geheiligt werden. Wenn aber behauptet wird, die Flecke auf der Ehre des deutschen Aktienrechtes schaden dem wirthschaftlichen Kredit überhaupt, so ist zu antworten, daß dieses selbe Recht im Ausland, besonders in England und den Vereinigten Staaten, als vorbildlich gilt. Trotzdem soll der Staat die oberste Kontrole über die Aktiengesellschaften an sich ziehen. Der berliner Richter sagt: „Es ist falsch, den Schutz des öffentlichen Kredites und der öffentlichen Moral in die Hände der Aktionäre zu legen; denn bei ihnen wird, begreiflicher Weise, Interesse und Aktivität nur so weit geweckt, wie ihr Dividendenrecht gefährdet ist“. Frage: „Ist der Aktionär zum Hüter der öffentlichen Ordnung bestimmt?“ (Von einem Recht auf Dividende kann man nicht sprechen; der Aktionär wäre froh, wenn ers hätte.)

Die Aktiengesellschaft ist eine Form privatwirthschaftlicher Unternehmung, deren Ursprung nicht auf öffentliches Recht zurückweist.

Sie entstand aus dem Bedürfniß nach Differenzirung des Kapitals zu Gunsten der wirthschaftlichen Entwickelung. Der Einzelbesitz hätte sich niemals mit allen Möglichkeiten der Wirthschaft abzufinden vermocht und gute Chancen wären aus Mangel an Betriebsmitteln verkümmert. Die Aktie hat sich also nicht als „Geschenk“ der öffentlichen Gewalt durchgesetzt, sondern als Nothwendigkeit; und auf Dank hat der Staat keinen Anspruch. Die Beziehungen der Aktie zur Sittlichkeit sind nicht wesentlich anders als die aus der Achtung vor fremdem Besitz entstandenen. Der Aktionär ist Mitbesitzer eines in Aktien eingetheilten Kapitals. Daraus ergiebt sich, daß sein Interesse ein ganz persönliches, auf die Erhaltung und Verzinsung seines Antheils gerichtetes sein muß. Man kann ihm also keinen Vorwurf daraus machen, daß er seine Existenz nur unter dem Gesichtspunkt des materiellen Verhältnisses betrachtet. Wer, wie der berliner Richter thut, den Aktionär tadelt, weil er sich nicht um die „öffentliche Moral“ und den „öffentlichen Kredit“ kümmert, Der sieht in der Aktiengesellschaft ein „höheres Wesen“, dem ein besonderer, nicht dem eigenen Bereich entstammender Schutz verschafft werden muß. Unser Richter ersehnt eine „Stelle ständiger Ueberwachung zum Schutz des dauernden Gesammtinteresses der Aktiengesellschaft“. Diese Instanz soll das Recht haben, gegen Vorstand und Aufsichtrath einzuschreiten und die „Entstehung eines gesetz- oder satzungwidrigen Mehrheitwillens“ zu verhindern. Dadurch würde die Aktiengesellschaft ihren privatwirthschaftlichen Eigenschaften entkleidet und in die Uniform eines unter Polizeikontrole stehenden Gewerbebetriebes gesteckt werden. Wenn der Staat das Recht hat, Beschlüsse der Generalversammlung umzustoßen, so hört die Aktiengesellschaft auf zu sein, was sie nach dem Gesetz sein soll: die Verbindung von Vermögensinteressen zum Zweck privatwirthschaftlicher Unternehmungen. Daß die Mehrheit mit ihren Entscheidungen nicht selten begründete Ansprüche der Minderheit verletzt, ist bekannt; aber alles Gerede über den schädlichen Einfluß der Uebermacht muß vor der Logik der Zahl verstummen. Die Mehrheit vermag eben mehr als die Minorität; und der Gesetzgeber hat in der Möglichkeit erschwerter Stimmenverhältnisse und erfolgreicher Anträge kleiner Gruppen dem schwächeren Theil einen Ausgleich zu bieten gesucht. Der Richter erzählt von einer berliner Aktiengesellschaft, die „mit ihren Tochtergesellschaften seit Jahren beständig, in ungezählten Prozessen, als Beklagte aus Wechseln, Verträgen, Ansprüchen auf satzungmäßige Leistungen figurirt, mit dem fast ausnahmelosen Ergebniß, daß sie verurtheilt wird“. Die Prozeßkosten verschlingen Unsummen; aber Niemand rührt sich, um die Thatsache bekannt zu machen, daß die Gesellschaft schon lange die Hälfte ihres Aktienkapitals (§ 240 HGB) verloren hat. So üble Erfahrung kann den Wunsch nach möglichst radikalen Eingriffen wecken; man darf jedoch nicht vergessen, daß im Deutschen Reich beinahe 6000 Aktiengesellschaften bestehen, von denen nur ein sehr kleiner Theil schlimme Mängel zeigt. Darf man da Mittel

empfehlen, die auch den gesunden Organismus vernichten müßten? Welcher Arzt tötet den Körper, weil er kranke Hautstellen hat?

Als die Fälle schlechter Kontrole (durch den Aufsichtrath) sich häuften, wurde die Einsetzung staatlicher Revisoren besprochen. Man dachte an Aufseher, die ungefähr wie die Kommissare bei den Hypothekenbanken zu wirken hätten. Aber die Idee hielt den Einwänden nicht Stand. Der öffentliche Kontroleur würde den privaten Aufsichtrath überflüssig machen. Diese Instanz, hieß es, sei aber nicht zu entbehren, weil sie die Verbindung der Aktiengesellschaft mit der Kreditquelle herzustellen habe. Auch der Einrichtung eines staatlichen Aufsichtamtes widersprechen privatwirthschaftliche Gründe. Jetzt soll nicht der Aufsichtrath, sondern die Generalversammlung der Aktionäre amtlich kontrolirt werden. Gewiß: die meisten Beschlüsse sind gefaßt, ehe sie überhaupt in das Forum der Generalversammlung kommen. Das ist nicht immer zu vermeiden. Verhandlungen mit Banken müssen oft vor der definitiven Abstimmung fertig sein, da die Gesammtheit der Aktionäre alle Möglichkeiten und Voraussetzungen doch nicht zu übersehen vermöchte. Wie soll nun die staatliche Instanz wissen, ob ein Beschluß der Gesellschaft schadet oder nützt? Der berliner Richter hält das Anfechtungrecht, das der Paragraph 271 HGB gegen fehlerhafte Generalversammlungbeschlüsse giebt, für unzulänglich. Der Rechtsweg sei verfehlt, da die im Prozeß zu erlangenden Entscheidungen weder rasch noch sicher genug schlechte Beschlüsse treffen. Der Registerrichter soll also die oberste Instanz über der Aktiengesellschaft sein und das Recht haben, gegen Entscheidungen der Generalversammlung einzuschreiten; seine Kenntniß hätte er aus den zur Eintragung vorliegenden Daten zu schöpfen. Und die Registergerichte sollen sich nach und nach zu regulären Aufsichtbehörden entwickeln. Das wäre das Aufsichtamt, gegen das so oft Stichhaltiges gesagt worden ist.

Nach meiner Ueberzeugung kann nur die Kräftigung der wirthschaftlichen Organe dauernden Nutzen bringen. Die Generalversammlung der Aktionäre ist nicht zu beseitigen, weil sich in ihr das Wesen der Aktiengesellschaft ausdrückt. Hat aber der Registerrichter das letzte Wort zu sprechen, so wird die Generalversammlung degradirt. Ihre Beschlüsse mögen nützlich oder schädlich sein: sie sind unumstößlich, wenn sie weder gesetzliche noch statutarische Vorschriften verletzen. Der Registerrichter hat über die Wahrung der Form, nicht über die materiellen Verhältnisse zu wachen. Die Aktionäre können ja immer die Entscheidung des Gerichtes anrufen. Bietet die Aktienform, die einer wirthschaftlichen Nothwendigkeit entsprang, die Voraussetzungen für ein besonderes Verhältniß des Privateigenthums zum Gesetz? Das müßte nachgewiesen werden, bevor die Einrichtung einer Polizeistation gefordert wird. Nur wenn sich beweisen läßt, daß der Besitz einer Aktie im Werth von 1000 Mark andere Beziehungen zu Staat und Gesetz herbeiführt als der Besitz eines Tausendmarkscheines, darf das bewährte Lebensprinzip des Aktienwesens keck geändert werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. September 1912.

# „Allerhöchstderselbe.“

Der Kaiser war ein paar Tage lang unwohl. Folge des Hundewetters, womit Ernting und Scheiding uns ungnädig zu überfüttern geruhten. Mandelschwellung und Muskelschmerz; was man landläufig, Schweninger zu stetem Aerger, „Erkältung“ nennt. Nichts der Rede fünf Minuten lang Werthes. Nichts, was einen Privatmann gehindert hätte, sein Amt oder Geschäft zu betreuen. Daß ein Kaiser und König sich ängstlicher schont, schonen kann und muß, ist verständlich. Zum Heulen oder zum Kreischen aber das Gemächel der Zeitungen, die solche Alltagswinzigkeit zum „Ereigniß“ aufbauschen. Im Berliner Lokalanzeiger gings über drei Spalten. „Die Krankheit des Kaisers.“ (Er war nicht eine Stunde lang, nach ärztlicher Terminologie, „krank“.) „Auf dem Weg zur Genesung.“ (Brauchte also auch nicht zu genesen.) Wann er ins Bett gegangen, wann wieder aufgestanden sei und wann „Allerhöchstderselbe“ für nöthig gehalten habe, sich abermals hinzulegen. „Zwei Leibärzte haben den hohen Patienten eingehend untersucht und einen guten Befund festgestellt. Die Drüsenanschwellung war weiter zurückgegangen.“ Heute hatte der emsige Scherlit erfahren, daß Wilhelm „zum ersten Mal wieder mit den Kabinetschefs, eine Stunde lang, gearbeitet habe“ (Unterschriften; Stück vor Stück, Name und Schnörkel, genau je fünfzig Sekunden); und morgen (just an Goethes Geburtstag) meldete er: „Gegen Abend zeigte sich eine leichte Temperatursteigerung, die aber unbedenklich ist“ (jeden Abend kann jeder Verschnupfte, wenns ihn wichtig genug dünkt, sie konstatiren) „und wohl auf Ueberarbeitung zurückgeführt werden muß.“ Hört! Und seid ruhig, liebe Vaterländer. In schöner Eintracht vertrugen sich in der selben Zeitungspalte die beiden Sätze: (1.) „Ziemlich bestimmt darf heute bereits gesagt werden, daß der Kaiser auf keinen Fall die Fahrt nach der Schweiz antreten

darf, wenn die Witterung nicht eine entscheidende Wendung zum Besseren genommen hat; hiergegen würden die beiden Leibärzte des Kaisers unbedingten Widerspruch erheben." (2.) „Aus der Thatsache, daß die Kaiserin mit ihrer Tochter heute bereits wieder das Hoftheater besuchte, wo (wieder einmal) auf Allerhöchsten Befehl der Schwank ‚Husarenfieber' zur Aufführung kam, geht zweifellos hervor, daß des Kaisers Befinden thatsächlich gut ist." Drum, Freunde, verbannet die Sorge! Nicht von der kinderleichten Unpäßlichkeit, doch von diesem Reporterfieber war eine Infektion zu fürchten. Allzu pünktlich stellte sie sich ein. Munter (freilich mit kummervoll gefurchter Stirn) trabten selbst rüstige, auf ihr steifes Rückgrat stolze Demokraten den fürs Reichslokal angezeigten Weg fürbaß. Das Gerede war so lang und so laut, daß schließlich selbst die Neue Freie Presse, die doch nicht nöthig hat, diligentiam zu prästiren, einen Leitartikel brachte, der mit dem Satz begann: „Die Meldungen, die heute über das Befinden des Deutschen Kaisers vorliegen, berichten, daß in seinem Zustand eine Besserung eingetreten ist." In einem Zustand, der höchstens unbequem war, nie auch nur den geringsten Anlaß zu Beunruhigung bot. (Neustes, Allerneustes: nicht der Leibarzt, sondern das Oberhofmarschallamt gab den „Krankheitbericht" an das offiziöse Depeschenbureau und die Presse; à bon entendeur salut!) Daß ein Blatt von dem Rang und der Geltung der Neuen Freien Presse durch die Ueberfülle des berliner Schwatzes in den Glauben getäuscht werden konnte, der Kaiser sei ernstlich erkrankt, beweist, welchen Schaden dieses („ziemlich bestimmt", also „zweifellos") ekelhafte Treiben stiftet. Kein Bericht erwähnte den heftigen Brechreiz, den der Kaiser in diesen Tagen gespürt haben muß. Er hat sich gewöhnt, stets, sobald er sich unwohl fühlt, sich ins Bett zu legen, „um die Geschichte schnell loszuwerden". (Neue Anwendung der alten Lehre „Principiis obsta"?) Vernünftig von Einem, ders kann. Sagts; ganz laut und ganz deutlich. Aber vergesset nicht, daß Ihr vom Obersten Kriegsherrn des deutschen Heeres redet; daß Ihr nicht fürs Amt des Nachtstuhlschnüfflers und porte-coton auserwählt seid; und daß Euer Unfug im Ausland schon den kaum noch ausrodbaren Irrthum sprießen ließ, Wilhelm sei ein anfälliger, physisch gefährdeter Mann.

Die Drüsenschwellung hinderte den Kaiser, zum Manöverfestmahl des Vierten Armeecorps nach Merseburg zu gehen. Der Kronprinz vertrat ihn. Sein Trinkspruch war ganz kurz, ganz phrasenlos; also preußisch. Der Kommandirende General Sixt von Armin antwortete: „Wenn wir schmerzlich beklagen, daß uns nicht vergönnt gewesen ist, heute vor Seiner Majestät dem Kaiser in Parade zu stehen, so hoffen wir um so mehr, daß dem Corps gelingen möge, als den besten Lohn für pflichttreue Arbeit die Zufriedenheit Seiner Majestät in den Feldmanövern erwerben zu können, damit Seine Majestät mit der Ueberzeugung von uns

scheide, daß auch das Vierte Corps in ernsten Zeiten eine scharfe, zuverlässige Waffe sein wird. Dann werden, so hoffe ich, alle Regimenter des Vierten Corps zeigen, daß in ihnen noch ein Hauch des Alten Dessauers lebt, und die Reiterregimenter werden ihre Standarten in den Feind tragen, wie einst Seydlitz mit seinen Schaaren es gethan. Denn Das darf ich aussprechen: Wenn Seine Majestät uns zu den Fahnen ruft, werden die Magdeburger, Altmärker, Anhalter und Thüringer zu kämpfen und zu sterben wissen für König und Vaterland, für Kaiser und Reich, eingedenk des Beispieles, das jener Prinz des Hauses Hohenzollern gegeben hat, dessen Namen das Regiment Nr. 27 mit Stolz trägt. Und so geloben wir aufs Neue, daß wir Alle, Jeder an seinem Platz, unser ganzes Können einsetzen wollen, damit solcher Geist allezeit lebendig bleibe. Diesem Gelöbniß Ausdruck zu geben, stimmen Sie ein in den Jubelruf: Seine Majestät der Kaiser und König, unser Allerhöchster Kriegsherr, Hurra! Hurra! Hurra!“ Gefällt Dirs, lieber Leser? Mir auch nicht. Ich glaube, zu verstehen, warum die lange Rede der Freude über die Anwesenheit des Kronprinzen nicht wenigstens kurzen Ausdruck giebt; finde ihre Phraseologie aber allzu neudeutsch. Moltke (der im Privatverkehr redselig, nicht schweigsam war) pflegte sich in den Ruf zu beschränken: „Seine Majestät der Kaiser und König Hurra!“ Und aus Bismarcks Mund hörte ich an einem siebenundzwanzigsten Januarmittag die Worte: „In meinem Haus ist es alte Sitte, am Geburtstag des Königs zu gedenken. Für einen Royalisten kann es keinen Grund geben, von dieser Sitte abzustehen. Deshalb bitte ich Sie, auf das Wohl des Königs und Kaisers Ihr Glas zu leeren.“ Das vernützte Cliché giebt keinen wirksamen Abzug mehr. „Was der Dessauer und Seydlitz gemacht haben, machen wir auch.“ Machts! Aber kündet die kommende That nicht bei der Poularde an. Wozu das überlaute Gelöbniß? Wenn das Vierte Corps nicht eine zuverlässige Waffe, seine Mannschaft nicht im Nothfall zu Kampf und Tod bereit wäre, müßte der Fritzische Teufel es holen. Ists nöthig, auszuschreien, daß man seine Pflicht erfüllen werde? Gelobt ein Oberpräsident, ein Schutzmann, eine Köchin, daß sie bereit seien, zu thun, wozu Amt und Lohn sie verpflichten? Wenn französische Generale so reden, heißts bei uns: „Da der Hahn kräht auf dem Mist, wird anderes Wetter oder es bleibt, wie es ist.“ Von deutschen Heerführern erwartet die Nation nicht müßige Rednerei; deren Wort soll, wie regirender Fürsten, That sein. General Sixt von Armin kann bald Kriegsminister werden. Er lerne speisen, ohne zu sprechen. Der teutoburger Armin hat keine Tafelrede hinterlassen.

Achtundzwanzigster August; im „Tag“ steht: „Mit Rücksicht darauf, daß der Kaiser erkrankt war, ist nicht daran zu denken, daß er, wie ursprünglich beabsichtigt war, während des Kaisermanövers in Baracken wohnen kann.“ Dreizehnter September: im „Tag“

steht: „Der Kaiser wohnt während des Manövers nicht in einem festen Haus, sondern in einer Baracke. Diese Wohnhallen sind transportable Gebäude aus Holz und Eisen. Der Kaiser besitzt zwei solcher Häuschen, von denen eins als Salon, das andere als Schlafzimmer dient. Es versteht sich von selbst, daß auch für die Verpflegung des Kaisers bestens gesorgt ist. Aus der Hofküche ist ein kleiner Trupp erlesenen Personals ins Manövergelände geschickt worden. Der kaiserliche Küchenwagen ermöglicht die Herstellung der besten Mahlzeiten. Auch ein wohlgefüllter Flaschenkeller wird natürlich ins Manöver mitgenommen." (Natürlich?) „Für den Trinkwasserbedarf muß besonders gesorgt werden, denn nicht überall findet man hygienisch einwandfreies Wasser, das man den Kaiser genießen lassen dürfte. Deshalb werden fahrbare Destillirapparate mitgeführt." Um das Kochwasser zu reinigen, denke ich mir; denn der Kaiser trinkt wohl, wie viel ärmere Sterbliche, Fürstenbrunn oder Apollinaris, selterser oder fachinger Mineralwasser. Die Bilderchen, die heutzutage „natürlich" nicht fehlen dürfen, zeigen uns Hofautos, große Destillirwagen, Wohnhäuschen (mit mindestens vierzehn Fenstern, also leidlich „feste") und sieben rundliche, fidel lächelnde Köche. Unter diesen Bildern ist zu lesen: „Trotzdem muß der hohe Herr manchen gewohnten Komfort entbehren." Bleibt ein deutsches Auge trocken? Fritz von Preußen, der im Krieg oft auf nasser Erde schlief, fände vielleicht, daß zwischen Automobilen, Küchen- und Destillirwagen mit Salon und Schlafzimmer der Verzicht auf Komfort erträglich ist.

Das Wetter zeigte auch nicht die allergeringste Lust, eine entscheidende Wendung zum Besseren zu nehmen; trotzdem reiste der Kaiser in die Schweiz (weil er eben nicht krank war und die berner Regirung jede erreichbare Sicherung des Gastes zugesagt und den nicht ganz ungefährlichen Theil des Besuchsprogrammes gestrichen hatte). Jubel. „Stürmischer; nicht endenwollender." (Wie drei Wochen zuvor in Bochum, wo der Polizeipräsident, nach berühmtem Muster, in einem Erlaß „die überaus herzliche und jubelnde Begrüßung" des Kaisers für alle Ewigkeit feststellte. Auch ein neuer Brauch, dessen Bruch zu empfehlen wäre. Der Volksjubel wird öfter amtlich „konstatirt" als in den Straßen gehört. Ueberlasset doch den Völkern und ihrer Oeffentlichen Meinung, dem Erdkreis zu künden, daß sie gejauchzt haben. „Der junge Herr", seufzte Bismarck, „sagt leider gern, was er die Anderen sagen lassen müßte." Und die Beamtenschaft wähnt sich zu flinker Nacheiferung verpflichtet.) In der Schweiz wurde es nicht so arg, wie Mancher gefürchtet hatte. Mehr als das Deutsche Reich und dessen Bürger liebt der Eidgenosse den Deutschen Kaiser. Der hat in der schwülen Zeit des Wohlgemuth-Zwistes den Schweizer Gesandten Roth nachts ins Schloß gebeten und ihm versprochen, in dieser Sache sich nicht von den Bismarcks stimmen zu lassen. (Bamberger, ders

von Roth erfuhr, jubelte wirklich und grüßte froh den Anbruch des neuen Tages.) Der hat sich jetzt, mit wunderlicher, doch wirksamer mimicry, in Rock und Czako des Gardejägers der schweizerischen Milizuniform angepaßt. Und die biederen Republikaner mit Lobsprüchen überschüttet. (Nicht ganz angenehm war ihnen höchstens die rednerische Erinnerung an die Tage, da Schweizer als gedungene Landsknechte auf allen Schlachtfeldern Europas fochten.) Hatten sie ihn eingeladen oder sich nur seiner Besuchsansage gefreut? Non liquet. In Bern sprach Wilhelm: „Ich bin gern, Ihrer Einladung entsprechend, bei den diesjährigen Manövern des schweizerischen Heeres erschienen.“ In Bern sprach, am selben Eßtisch, Bundespräsident Forrer: „Als uns der Herr Deutsche Gesandte zu Anfang dieses Jahres Ihren Besuch ankündete, nahmen wir diese Eröffnung mit größter Freude über die uns zu Theil werdende sehr hohe Ehre entgegen.“ Erkläret mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur! In Paris hat man ihn, des Fundes froh, zu verbreitern gesucht; dann aber, wie frische Natives, die von Wilhelm dem General Pau aufgetischten Komplimente geschlürft und, mit so leckerem Nachgeschmack auf der Zunge, ohne Grimmrunzeln den Satz des Kaisers hinuntergeschluckt: „Die Tüchtigkeit des Schweizerheeres erspart mir im Kriegsfall sechs Armeecorps.“ Was doch nur heißen konnte: Ihr Schweizer seid so stark, daß Ihr gegen Frankreich die Neutralität Eures Landes allein zu schützen vermögt. (Solche Worte hätten früher in Frankreich den Schlauch des Aiolos entschnürt; seit dem Agadirsommer glauben die Franzosen, auf die es ankommt, nicht mehr an deutschen Angriff. Dünkts Euch erfreulich? Jüngst schmunzelte der alte Schlaukopf Freycinet, Onkel des Herrn de Selves, der unter Caillaux das Auswärtige versah: „Nach meiner Ueberzeugung irren Alle, die den Kaiser Wilhelm für eine kriegerische Natur halten.“ Und Deutsche haben diesen Ausspruch wie ein Glückspfand begrüßt.) Sonst gabs keinen Unfall, Präsident Forrer machte seine Sache sehr pfiffig. Höflicher Republikaner mit Schlapphut. Die Redespitzchen, die er für nöthig hielt, waren artig mit Watte umwickelt. Und Wilhelm schien sich in seinem eigentlichen Element zu fühlen. Wird seine Ausdrucksform von den Sprachpsychologen nicht mehr beachtet? „Wie es eine Freude für mich war, in der schönen Stadt Zürich mich aufzuhalten, so gereicht es mir zu lebhafter Befriedigung, wenigstens einige Stunden in der ehrwürdigen Stadt Bern zu weilen, die im Angesicht der Bergriesen Jungfrau, Mönch und Eiger ihr stolzes Haupt erhebt. Auf das Tiefste bedaure ich, daß ich mir auf ärztlichen Rath versagen muß, den Firnen des Berner Oberlandes und den lieblichen Gestaden des Vierwaldstädter Sees den geplanten Besuch abzustatten.“ Auf das Tiefste: wenn ernstliche Krankheit, Landestrauer, Krieg oder Pestilenz die Reise völlig vereitelt hätte, wäre der Su-

perlativ nicht zu überbieten gewesen. Berggipfel sind, wie Kriegsschiffe (bis zum Kreuzer abwärts), „stolz“; Geschichte: „ruhmreich“; Seegestade: „lieblich“. Was aber haben die Hofärzte plötzlich gegen Luzern und Interlaken? Dahin schicken ihre „ruhmreichsten“ Kollegen doch ganze Haufen zahlungfähiger Kranken. Auch die Bahnfahrt aufs Jungfraujoch beschert gefahrlose Wonne. Seltsamer als diese Redeweise, deren Abfärbekraft ja in allen Amtsbezirken und Streberprovinzen Deutschlands täglich zu merken ist, war ein Spazirgang ins Kunstrevier. Schiller wurde ein Nationaldichter der Schweizer genannt. Wer mags dem Kaiser erzählt haben? Die Schweizer wissen von Schiller fast noch weniger als der Smokingberliner, der ins Deutsche Theater rennt, um die Hecken von Aranjuez oder Moors Böhmerwald zu begaffen. Die Urkantone lieben den Sänger Tells; mit derselben unverständigen Liebe, die der Vertheidiger Johannens in Frankreich, Wallensteins in der Czechenheimath erworben hat. Dem aber war der Mann aus Bürglen nicht viel mehr als eine Larve. Der hätte, wenns möglich gewesen wäre, auf Tells Platz gern einen deutschen Tyrannentöter, auf Geßlers einen schwäbischen Carlino gestellt. Dem wars nicht um die Schweiz zu thun, sondern, bis an die Schwelle des Palastes von Messina und des Polenreichstages, immer nur um die Freiheit. (Die Galapflicht, ihn zu preisen, müßte Gekrönten das Herz verbrennen; er hat Philipp den Zweiten und Karl den Siebenten, Kaiser Ferdinand und Königin Elisabeth, Majestät Isabeau und den Schandherzog der Milford gemacht; Schurken und Jämmerlinge im Purpur. In tyrannos sind seine populärsten Werke gerichtet; und mit Fug haben ihn die Jakobiner gefeiert.) „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren; eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!“ Knechtschaft ist diesem Dichter der Zwang, dem Willen eines Einzelnen zu gehorchen. Auch einem Quitzow konnte er, wider den nürnberger Burggrafen Friedrich von Zollern, den Ruf auf die Lippe legen: „Und der fremde Herrenknecht soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden? Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?“ Weiter. „Die Werke Ihrer Geistesheroen, wie Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, sind Gemeingut auch unseres Volkes geworden.“ Wenns wahr wäre, dürften wir uns brüsten. Doch Ermanno Sudermann (einst Revolutionär und Verhöhner preußischen Offizierwesens, jetzt Hoftheatraliker und, trotz Alma, Sonnenscheinchen, Magda und Blumenboot, Adlerritter) hat in Deutschland eine viel größere Kundschaft als der züricher Staatsschreiber, den nur das Fähnlein der geistig Aufrechten nach Verdienst ehrt. Uebrigens: „Keller und Meyer“ ist nicht schöner noch richtiger als Kant und Hegel, Schopenhauer und Hartmann, Bismarck und Moltke, Tolstoi und Turgeniew, Ibsen und Björnson, Luther und Jatho. Schon Schopenhauer hat sich an der leidigen Kopulirsucht der Deutschen geärgert. Meyer ist eine feine, weislich gezüchtete,

aber nicht sehr saftige Warmhausfrucht; Keller ein tief in guter Erde wurzelnder Stamm, dem die Sonne mitten ins Gesicht scheint und alle Phantasiekraft des Sauserlandes in würziges Blattwerk ausformt. Kein Ehrentitel ist für den Schöpfer der Seldwyler, des Sinngedichtes, der Sieben Legenden zu hoch; nicht einmal der ihm von Heyse auf den Scheitel gestülpte („Shakespeare der Novelle“). Nur: „Geistesheros“ geht nicht. Geht gar nicht. Paßt nicht in ein Aederchen des einzigen Mannes. Klingt, als käme es von Einem, der Keller nicht kennt. Ungefähr wie Blüchers Urtheil über Bonaparte: „Im Grunde ein dummes Luder.“ Geistesheroen? Meister Gottfried hätte das schwere, in Berg- und Weinnebeln heimische Stammtischlerhaupt geschüttelt. Geist, wacher Verstand war in seiner Wesensmischung der kleinste, zu Wirkung ins Weite untauglichste Theil. Nicht Immanuel Kant, sondern Miguel Cervantes sein rechter Vetter. Ein Schweizer, der von Kleists anmuthig tändelnder Dramatik spräche, bliebe dem Ziel des Lobes nicht ferner. Thut nichts; laudanda voluntas. Draußen bekennt Wilhelm sich zu den besten Künstlern.

Draußen zeigt er sich stets nur von der liebenswürdigsten Seite. Spricht mit Sozialdemokraten wie mit anderen rechtschaffenen Männern. Blickt immer, auch wenn mal nicht „Alles klappt“, freundlich drein. Und sagt dem Wirthvolk, jedem, was es just am Liebsten hört. Wesensfarbe: eines Genießenden, der sich gern in fremder Atmosphäre fröhlich badet und öfter an Erfolg als an Wirkung denkt. Zu meidende Klippe: „Herrschen und Genießen geht nicht zusammen. Genießen heißt: sich und Anderen in Fröhlichkeit angehören; herrschen heißt: sich und Anderen im ernstlichsten Sinn wohlthätig sein.“ (Goethe. Der auch in Wilhelms Lob „deutschen Gemüthslebens“ nicht eingestimmt, sondern, heute dringlicher als in den Tagen von Borodino, gemahnt hätte: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von dreißig Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen: dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur Nachsicht mit Schwächen, eigenen und fremden.“) Ist denn nicht leicht begreiflich, daß ein geistig lebhafter Kaiser, der gar so gern charmiren möchte (und drum charmant ist), der den Wirthen, in Venedig und Bergen, Baltisch-Port und Bern, so nette Sachen sagt und für sein Reich nichts, nicht das Mindeste, will, überall gefällt, auch da, wo seine Landsleute, als Volkheit und Machtkörper, höchst unbeliebt sind? Muß man jedesmal, als sei Ungeheures Ereigniß geworden, alle Trommelfelle strapaziren, wenn der Repräsentant eines Reiches von der Wehr- und Wirthschaftkraft Deutschlands irgendwo freundlich begrüßt worden ist? Welchen greifbaren, münzbaren Nutzen hat die kaum noch übersehbare Serie dieser Fahnenreisen und Guirlandenfahrten in einem Vierteljahrhundert der deutschen Menschheit gebracht? Ohrenschmaus; nicht Wohlthat im ernstlichsten Sinn. Ob Wilhelm, ob der (von sämmtlichen Plessens ver-

hätschelte) General Pau lauteren Lungenapplaus eingeheimst hat, braucht uns nicht zu kümmern. Der Besuch des über dem Cape und unter dem fast schweizerischen Czako lächelnden Kaisers war ein der Republik, der Volksherrschaft, dem Bürgerheer gespendeter Ehrensalut, der nicht einmal Beträchtliches gekostet hat. Sollte die Eidgenossenschaft ihn etwa mit mürrischer Miene einstreichen? Die bleibt, was sie war und sein will: eine stämmig kluge Erwerbergenossenschaft, die mit jedem Kaufkräftigen gut stehen, keinem unterthan werden und gegen Kriegsnoth mit billiger Police versichert sein mag. Biedern wir uns ihr zärtlich an, so zwingen wir sie, dem Nachbar, der von Lyon nach Genf nicht weit hat, auf offenem Markt das Kinn zu krauen. Habt Acht: nicht in der Schweiz nur heißt so die Losung. Der Kaiser und König hat keine Bataille gewonnen. Und die Aufgabe beamteter und unbeamteter Meinungmacher ist nicht, unter jedem Mond, wider besseres Wissen, der Nation einzureden, im Reichsgeschäft sei der Ertrag übers Hoffen gestiegen.

Vor fünfundfünfzig Jahren, als man in Berlin zum letzten Mal stichhaltigen Grund hatte, sich mit der Schweiz ernsthaft zu beschäftigen (zum letzten Mal: denn der Wohlgemuth-Hader war ein von Herberts maskirten Feinden getretener, dann dem heißer gehaßten Vater an die Kürassierstiefel geklebter Quark), ließ die preußische Regirung via Augsburg die Vertheidigung des Bodensees gegen die Eidgenossenschaft empfehlen, deren „ganzes Benehmen in der jüngsten Zeit“ dazu zwinge. Im Erlacherhof liege das Modell einer schwimmenden Batterie, die im Krieg wider Preußen verwendet werden solle, und die schweizerische Nordostbahngesellschaft besitze die schönsten und stärksten Bodenseedampfer. Friedrich Wilhelm der Vierte fürchtete zwar, durch die kräftige Betonung seines Rechtes auf Neufchâtel eine Koalition gegen sich ins Feld zu rufen, hoffte manchmal aber auch, die Anrainer des Bodensees auf seine Seite ziehen zu können. Und seinem frommen Polte Gerlach entfuhr der knotige Kantinenwitz: „Wir haben unsere Jungfernschaft verloren und dabei die Franzosen bekommen!“ Den ängstete, wie eines Schwarzalben Druck, nachts der Traum von einem neuen Vierbund (Frankreich, Rußland, England, Oesterreich), der Preußens Weg in hellere Zukunft vermauern könne. In Bismarcks Antwortbriefen stehen die Sätze: „Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht.“ Seit 1857 sind wir weit vorwärts gekommen. Noch aber ist unser Haus nicht so fest, unser Ackerfeld nicht so breit, daß wir uns den Luxus gestatten dürfen, lange Herbstwochen, in denen die Nachbarn ihre Ernte einscheuern, an das Gegrein über eine Drüsenschwellung und an den Jubel über den „Erfolg“ einer Reise ins Schweizerland zu vergeuden. Drinnen wird gelogen; und draußen gewitterts schon. Habet Acht!

# Ein neuer Antichrist.

„Die Theorie der Religionen und ihres Unterganges“: unter diesem Titel hat Hans Blüher, ein ehemaliger Gymnasiast aus Steglitz, mir von dort her als mein eigener Schüler wohl bekannt, eine Schrift veröffentlicht, die zu dem Eigenartigsten und Kühnsten gehört, was wir seit Friedrich Nietzsche über das Wesen der Religionen zu hören bekommen haben. Es ist die nichtgekrönte Preisschrift der Theologischen Fakultät an der Königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin über die Grundlagen der Religion, betrachtet in der Optik der schopenhauerischen Metaphysik. Im genauen Wortlaute hieß das Thema des Preisrundschreibens (1911): „Der von Schopenhauer sogenannte metaphysische Trieb des menschlichen Geistes soll darauf untersucht werden, ob er die Grundlage der Religion bildet oder selber eine Abwandlung des religiösen Triebes ist.“

Die Arbeit, die Hans Blüher eingereicht hat, ist gerichtet, wenn man die theologische Fakultät der berliner Universität als letzte Instanz anerkennt. Sie schreibt zur Begründung ihrer Ablehnung, die Arbeit enthalte neben allerlei Torheiten auch manches Echte und Eindrucksvolle, der Verfasser habe sich nicht ans Thema gehalten, über die großen Mächte der Geschichte abgeurtheilt, ihm fehle das nöthige Distanzgefühl den Dingen gegenüber, von denen er rede, und er verliere sich nicht selten in den Ton eines blos raisonirenden Aufklärers. Mehr Geschmacksurtheile als sachliche Kritik. Die ganze Richtung paßte wohl nicht.

Man kann sich das Entsetzen der prüfenden Professoren vorstellen, denen solche Lecture zugemuthet wurde. Zunächst bekommen sie in dem „Vorwort an die Theologische Fakultät“ eine recht scharfe Vorlesung darüber, daß ihr Thema überhaupt kein Thema sei: der Text der Aufgabe sei durchaus vieldeutig, man müsse ihn sich erst mühevoll zurechtlegen, ehe ein brauchbares Thema daraus entstehe; fast unverständlich sei besonders der Schlußsatz: „ob der metaphysische Trieb selbst eine Abwandlung des religiösen Triebes sei“; denn der metaphysische Trieb sei im Wesentlichen identisch mit dem religiösen. Wie es aber eine „Abwandlung“ des religiösen Triebes sein solle, der also dann als etwas ganz Gesondertes und Eigenartiges betrachtet werden müßte: Das war und blieb ihm bei dieser Anordnung der Begriffe schon als Frage unerfindlich. „Die“ Religion müßte dann ja etwas absolut Primäres und der metaphysische Trieb nur als ein philosophischer Umweg und eine Verschnörkelung des Richtigen anzusehen sein, als eine „Abwandlung“.

Daß aber eine gelehrte Fakultät für freie Wissenschaft eines solchen Barbarismus fähig sei, könne er sich nicht zu glauben entschließen. Die Theologische Fakultät wird ihre philosophische Frage an Leute gerichtet haben, wie sie ihnen als selbstverständlich vorschweben, an christlich gesittete im Sinn unserer Schulerziehung, die den protestantischen Pastor als Norm ansieht. Denn (wie Friedrich Nietzsche sagt) „der protestantische Pfarrer ist auch Großvater der deutschen Philosophie. Man hat nur das Wort ‚Tübinger Stift‘ auszusprechen, um zu begreifen, was die deutsche Philosophie im Grunde ist: eine hinterlistige Theologie.“

Blüher ging an seine Arbeit als ehrlicher Philosoph, als ein Mann, dem Alles, auch die scheinbar bewiesenen Werthe, „auf der Grenzlinie des Zweifels steht“. Er sieht seine Aufgabe darin, an Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ und dem dazu gehörigen Komplex seiner übrigen Schriften das Problem der Religionen zu messen. Ihm ist nämlich zunächst und vor Allem das Religiöse selbst Problem. Er meint: Religion ist eine Erkenntniß von Etwas; es ist auch niemals Offenbarung, sondern es ist Erleben der empirischen Außenwelt durch ein über sie hinausstrebendes Temperament; es steht in gar keinem Verhältniß zur Wissenschaft und kann deshalb auch durch keinen Fortschritt der Wissenschaft aus der Welt kommen; es ist ein Ereigniß der Vernunft und besteht so gut wie diese selbst. Die einzelnen Religionen aber sind nur Spezialfälle im religiösen Gesammtgebiet. Aus dem frei erlebenden, echt religiösen Menschen wird durch den Zutritt des Dogmatischen ein gebundener Kirchengläubiger. Da aber alle religiösen Ereignisse rein psychologisch zu deuten sind, so ist jede Verbindung mit dem Dogmatischen, jede kirchliche Bindung unerlaubt: und damit sind alle Religionen gerichtet, ist der Atheismus durchaus selbstverständlich, jeder Glaube an Gott ein Irrthum; das gesammte religiöse Leben spielt sich nur innerhalb des Erfahrens ab, wobei das Objekt immer das selbe bleibt: die eine, einzige Welt vor uns. Wir erschrecken vor solchem Radikalismus nicht mehr. Schon Paul de Lagarde, ein Konservativer, hat alle Bekenntnisse als veraltet, weil veräußerlicht und erstarrt, bezeichnet und die Trennung von Kirche und Staat gefordert, weil nur sie auf den Boden zurückführen könne, auf dem wieder religiöses Leben keimt.

Ist also Schopenhauers metaphysischer Trieb die Grundlage der (positiven) Religionen? Antwort: „Wo er es ist, ist er es doch nicht allein, sondern es bedarf dabei, und zwar in allen Fällen, eines Trugschlusses, einer unerlaubten Transszendenz, und nur so kann eine Religion entstehen, während sonst die Phantasie ihr

freies, rein künstlerisches Spiel trieb, bei dem der Mensch aber nicht gläubig wird."

Die Theologische Fakultät mußte die Schrift ablehnen oder sich selbst absetzen. Damit aber ist Blüher nicht erledigt. Als ein Zeitdokument wird dieses draufgängerische Denken, das grundsätzlich keinen Respekt vor den historischen Mächten hat, sich behaupten. Er schreibt unglaublich bittere und harte Worte gegen die Religionen und besonders gegen das Christenthum nieder. Es ist ihm ein großer Irrthum; was aber auf Irrthum ruhe, sei immer das Schlechteste von Allem. Daß man heute das Christenthum lästere, billigt er zwar nicht, werthet es aber als leicht erklärlichen Vergeltungakt, denn das Christenthum sei von je her darauf ausgegangen, den innigsten und reinsten Regungen des Menschenherzens jede Ehrfurcht zu versagen, Alles zu unterdrücken, was in sein Prokustesbett nicht paßte. Dem Priester nütze auf die Dauer nicht mehr, daß er die Ehrfurcht vor den großen Weltgefühlen, die nur wahr oder falsch sein können, so gern mit der vor seiner „Religion" verwechsele, die immer falsch sei. Die Religionen seien nicht mehr wichtige Kulturträger. Das frische Germanenvolk sei jetzt bereit, ohne Religion, also ohne Aberglauben, aber ausgerüstet mit der Fülle künstlerischer Gestaltungskraft, der Welt und den Problemen der Welt in rechter Weise gegenüberzutreten, und so endlich zu seiner Eigenart zu kommen.

Ich habe über Blühers Schrift nur referirt; hier auch ein Wort der Kritik. Blüher kennt noch nicht William Benjamin Smiths neustes Werk „Ecce deus" und dessen weit über Origenes hinausgehende symbolische Deutung und auch thatsächliche Erklärung des Neuen Testamentes, die uns den Glauben an einen Menschen Jesus unmöglich macht; Blüher tadelt Schopenhauer, der an diesem Menschen Jesus vorbeigegangen sei, ohne seine Bedeutung zu erkennen. Hier sah Schopenhauer doch wohl schärfer als sein Kritiker. Blüher stellt sich sonst als Philosoph zum Christenthum, so weit es Geschichte sein will, ganz neutral, denn heute, in einer kritisch gesinnten Zeit habe die Philosophie Grund, eine unphilosophische Frage philosophisch abzulehnen. Was er aber mehr so nebenbei über Jesus sagt, fällt zusammen, wenn dieser Jesus nicht Glaubensstifter, sondern eine Gottesidee war, wie ich mit Drews, Smith, Steudel und Anderen glaube.

Bei solchen Untersuchungen heißt die Frage nicht: Richtig oder Falsch? Sondern: Frei oder Gebunden? Dieses Buch konnte nur in unserer Zeit entstehen. Man darf sich darüber ärgern, aber man kann es nicht vernichten.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

# Portugiesische Kirchen.

Am Liebsten war mir Coimbras „Alte Kathedrale“; sie gehört nicht zu den glanzvollen Monumenten des Landes, aber ihr Ton ist eigenartig und intim.

Während der längste Tag, der einundzwanzigste Juni, in wolkenlos blauer Dämmerung verklang, erschien Coimbra über dem Mondegofluß, zog sich, eine weißschimmernde Masse, am Berg empor. Auf der Avenida vor meinem Gasthof spielte bis in die Nacht herein die Musik, von einer dichten, ruhig zuhörenden Menge umstanden. Am nächsten Morgen wanderte ich durch die alten Winkelstraßen; hier schmale, hohe Häuser, hier und da ein feudaler Thurm. In diesen Gassen wurde das schöne Hoffräulein, Inez von Castro, wie ein Reh, zu Tode gehetzt. Dann eine steinerne Terrasse, an der Frauen, mit bunten Tüchern um den Kopf, Wasser holten. Darüber erhob sich ernst, gewaltig die „Alte Kathedrale“. Ein wuchtig gegliederter romanischer Bau, festungartig, mit Zinnen gekrönt. Ich schlug einen reichbestickten Teppichvorhang des achtzehnten Jahrhunderts zurück: und stand in einem unvergeßlichen Raum. Er war groß und streng, dabei von weichschmelzenden Farbentönen erfüllt.

In der Ferne, über dem Hochaltar, leuchtete der spätgothische, niederländische Retablo, ringsum in den Nischen die gedämpfte Goldpracht reicher Renaissance- und Barock-Altäre. Die romanischen Kapitelle der schweren Säulen, mit ihren verschlungenen Thier- und Pflanzenornamenten, die steinernen Quadern der Bodenplatten hatten ein verwittertes, gelbliches Grau; und überall (Das gab die wundervolle koloristische Stimmung) mit Fliesen bedeckte Wände. Ihre sanfte Farbenpracht hielt Alles zusammen, durchtränkte den Raum. Oft bildeten die Fliesen Muster, oft gliederten sie, feinempfindend, die Flächen, so der Taufkapelle mit dem spätgothischen Becken. Um Nischen bildeten sie kühle, zarte Umrahmungen schwergoldener, mächtig ausladender Barockaltäre, sie bekleideten frühgothische Nischen mit ruhenden Bischofsgestalten, mit dem Grabmal der Tochter einer griechischen Prinzessin, eines Grafen von Ventimiglia. Ueber dem Seitenschiff zog sich ein Umgang mit Triforien und Kuppelsäulchen und in der Dämmerung der Querschiffe waren ähnliche Bogen. Die Kirche wurde in dem letzten Jahrzehnt restaurirt; staunenswerth, beneidenswerth gut. Man entfernte die störendsten späteren Zuthaten, man befreite die romanischen Kapitelle, aber diese Architekten achteten die unersetzlich schöne Patina des Alters und zeigten eine vorbildliche Zurückhaltung. So stören keine neuen Fenster, keine neuen Farben; aus allen Jahrhunderten blieben die Kostbarkeiten stehen, vereinigten sich zu einem vollen, durch den Gang der Zeiten gedämpften, verklärten Akkord.

Santa Cruz, die nahgelegene Kirche, hat eine andere Note; heroische Geschichte, geistvoll überladenes Ornament. Außen ist gute französische Arbeit (auf der ganzen Halbinsel stößt man auf fremde

Meister, aus den Niederlanden, aus Frankreich, Deutschland oder Italien). Spätgothik, Frührenaissance; krause Verschlingungen, lustige Krabben, durchbrochene Friese. Gute Statuetten, Chimaeren, Fledermäuse, lüsterne Dämonen. Es ist ausländische Arbeit und doch von dem hiesigen Geschmack beeinflußt; komplizirter, origineller als in der Heimath. Innen ein gewölbter, von herausragenden Rippennetzen gegliederter Raum; vor den Fenstern hängt schwerer Brokat. Im Chorschatten das Grabmal von Affonso Henriquez, dem großen Begründer des portugiesischen Reiches. Denn weder die Lage noch die Bevölkerung berechtigte diese dynastische Schöpfung. Die kluge Kraft dieser ersten Regenten schmiedete ein Land, ein Königreich, das sich bis in unsere Zeit erhielt. Affonso, der Sohn Heinrichs von Burgund und der großen Teresa. Sie war eine schöne, hochgebildete Frau, eben so berühmt durch ihren politischen Scharfsinn und ihre unbeugsame Thatkraft wie durch ihre leidenschaftlich lange Liebe zum Fernando Peres von Trava. Ihr Affonso errang sich die Königskrone; er war die Verkörperung des idealen mittelalterlichen Helden: muthig, ein Liebhaber von Abenteuern und Frauen, kunstverständig, fromm, ein tüchtiger Regent. Ihm ebenbürtig der hier neben ihm ruhende Sohn Sancho der Erste. Siegreich in der Schlacht, aber ein Städtegründer, der den Gemeinden die noch aus der römischen Zeit stammenden Freiheiten ließ. Da liegen die königlichen Ritter, Affonso mit mächtigem, kahlem Haupt; sie sind in voller Rüstung, da liegen ihre Stahlhandschuhe, ihr Helm. Rührten sich jüngst die Gebeine zornig in den steinernen Sarkophagen? Affonso Henriquez war siebenzehn Jahre alt, als er die entscheidende Schlacht gewann; der Letzte auf seinem Thron war einundzwanzig, als er, ohne einen Streich zu führen, Cigaretten rauchend, seine Rechte preisgebend, den Königspalast verließ.

Viel ist hier zu sehen. Gute Reliefs aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die Bilder des stark von Van Eycks Schule beeinflußten portugiesischen Meisters, des Grao Vasco. Die Kirche wurde geschlossen; doch konnte ich im Kreuzgang, den „Claustro de Silenco“ verweilen. Hier ist einheimische Arbeit. Hier ist der in den Augen der Meisten berühmte, in denen der Wenigen berüchtigte Emanuelstil. Es ist der Uebergang von der absterbenden Gothik, ihrer letzten pittoresk-genialen Verwilderung, zu dem neugierig bewundernden Ergreifen der italienischen Renaissance. In allen transalpinen Ländern giebt es diese unruhige, zur Ueberladung neigende Kunst, aber in Portugal kam der Siegesrausch der entdeckten Welten, der Goldländer hinzu. In taumelnder Schaffensfreude schmückten sie noch mit indischen Motiven die überall aufschießenden Gebäude. In diesem Kreuzgang wurden Taue, Palmenblätter zu dem Maßwerk der Bogen verwandt; der Stil ist hier noch dezent und, wie auch in seinen wilden Bacchanalien, viel geistreiches architektonisches Können ersichtbar. So die Abschrägung der Ecken die malerischen Brunnen. Ringsum Orangen und Palmen, Fliederbüsche und Mispeln; in buntglasirten Töpfen wachsen Geranien und Rosen.

Den letzten Blick auf die „Velha“, „die alte Kathedrale“, warf ich von der Galerie des Erzbischöflichen Palastes. Einfache, gute Frührenaissance, im etwas verfallenden Hof blühten rothorangene Lantanabüsche, rosarothe Hybiskusblumen. Freitreppen führten in die Loggiahallen; die oberste war der Klerisei vorbehalten (schwarzgewandete Gestalten gingen auf und nieder); auch von der unteren war der Blick umfassend und schön. Blaugrün erstreckte sich die Ferne, aus dem Gewirr der gelblichbraunen Dächer, der Terrassengärten erhob sich kastellartig, von Zinnen bekrönt, der gewaltige romanische Bau.

Leider sind nur Trümmer von dem Kloster der Königinnen, Santa Clara a Velha, geblieben. Sie liegen am jenseitigen Ufer vom Montegofluß, in der üppigen, sanfthügeligen Gegend, die nach Monaten in Spaniens herber Großartigkeit so lieblich erscheinen. Hierher hat einst sich eine arme junge Prinzessin geflüchtet. Donna Juana, Tochter und Erbin Heinrichs des Vierten von Kastilien, wurde im Volk, seit ihrer Geburt, La Beltranesa genannt; man sah in ihr das Kind des schönen Edelmannes, Beltran von Cueva, der für den Liebhaber der Königin galt. Die Hand Juanas, der Nebenbuhlerin der großen Isabella, wurde verschachert, ihr Oheim verlobte sich mit ihr, trat für sie ein. Er unterlag; Donna Juana nahm im Kloster Santa Clara den Schleier. Inez von Castro hatte hundert Jahre früher dort geweilt; der Sage nach brachten ihr die Bachwellen aus der Ponte dos Amares der nahen Quinta dos Lagrimas die Liebesbriefe Dom Pedros. Von hier aus sah sie auf das Königliche Schloß. Dort ist jetzt die Universität, seit vielen Jahrhunderten die von Dichtern besungene Heimath aller portugiesischen Gelehrsamkeit und Kultur. Nachdem die Feinde der schönen Inez sie in den Straßen von Coimbra erstochen hatten, wurde sie hier im Kloster begraben. Kaum hatte Pedro den Thron bestiegen, so ließ er vor seinen Palastfenstern ihre Mörder langsam zu Tode foltern; und vier Jahre später, an einem Frühlingstag, befahl er, das Klostergrab zu öffnen. Die Leiche wurde auf den Thron gesetzt und die Großen des Landes mußten die verwesten Hände küssen, trugen dann auf ihren Schultern Inez von Castro, ihre tote Königin, nach Alcobaça.

Die Klosterkirchen von Alcobaça und Batalha sind der Stolz des Landes; gewaltige Gebäude, in grüner Einsamkeit, zwecklos und prächtig. Als ich die Eisenbahn verlassen hatte, fuhr ich lange in die Dunkelheit hinein, rasselte schließlich durch das verschlafene Städtchen Alcobaça, hielt vor einem Gasthaus, bekam ein sauberes Zimmerchen mit einem harten Bett. Morgens sah ich aus dem Fenster auf Wiesenabhänge, auf weit ausladende Bäume; ganz freundlich deutsch muthete mich die Landschaft an. Auch der Ort, weiße Häuschen, oft ärmlich, doch nicht ohne Haltung, erinnerte an unsere verlassenen kleinen Residenzen, etwa an Schwetzingen oder das mecklenburgische Mirow. Ein Platz mit schattigen Platanen; dahinter erstreckte sich die Abtei, eine der größten, einst auch eine der reichsten der Welt. Das ursprüngliche

Portal ist noch erhalten. Im Uebrigen eine Barockfassade. Hier, wie in Spanien, ein interessantes Barock, noch lange mit gothischem Geist durchtränkt, denn nirgends hat die Gothik so festen Fuß gefaßt. Da gab es Baldachine und Stützen für Heiligengestalten, Krabben an den Gliedern, Fiale wurden einfach auf die Terrasse gestellt, daneben gebrochene Volutengiebel, süßliche Madonnen, geschwollene Engel, wulstige, gedrehte Säulen. Durch das uralte, frühgothische Portal betrat ich nun die Kirche. Sie war geöffnet, doch kein Mensch in dem mächtigen Raum zu sehen. Eine streng erhabene Schönheit; erinnerten die spanischen Kirchen in ihrem geheimnißvollen Tiefdunkel an Parsifalklänge, so erinnerte diese Kirche an Bach. Ein heller Stein, manchmal in Grüngrau versinkend, auch die steinernen Fußbodenplatten im selben Ton. Bei aller Schlichtheit, bei aller Ruhe Abwechselung, eine lebendige Schaffensfreude in den Konsolen der Rippen, in den Kapitellen, den Schlußsteinen, den Blattformen am Sockel. Die Säulen am Chor umschlingen eigenartig mächtige Blattkränze. Hinter ihnen liegen die Kapellen, aus ihrem Dunkel leuchten die schwergeschnitzten Barockaltäre. Der Hochaltar zeigt wieder eine auf der Halbinsel oft vorkommende Sprache des Barocks. Florale Motive, eine wuchtige Umformung des gothischen Blattwerks. Die Vergoldung ist etwas verwittert, die Buntheit der naturalistischen, rührenden Statuen etwas entfärbt; einige Wände zeigen noch verschossenen himbeerrothen Brokat, im Schatten liegen blaugelbe Fliesen.

Ich kam in einen verwilderten Terrassengarten, mit zerkrümelnden, steinernen Stufen und Balustraden, mit Statuen, einem großen bemoosten Brunnenbecken, mit Fliesen bekleideten Nischen. Cypressen reckten sich empor, Oleander und Rosen blühten. Der Flußarm war durch die Mauer geleitet, durchfloß den einst gewaltigen Küchenraum, hinter dem großen Gitter lagen Weinberge, Obstgärten, Bäume und freundliche Hügel. Nun fand ich eine im Grünen liegende Kapelle; die Bänke waren von langen Gräsern umgeben, standen im Schatten der alten Bibliothek. Dann folgte der Kreuzgang des Dom Diniz; ein Traum! Reine, frühe, lebensvoll erblühende Gothik, eine Fülle der entzückendsten architektonischen Motive. An der kühlen Nordseite ein sechseckiges Brunnenhaus, über einander erheben sich die Bogen; sie sind noch romanisch empfunden, haben noch die gehaltene Beruhigung dieses Stils. In ihrem Schatten plätschern die Gewässer. Die steinernen Bogengänge umschließen einen süß duftenden alten Garten, in den mit weißen Arabisblüthen eingefaßten Beeten wuchern Nelken, Mohnblumen und Malven, auch die seltenen, märchenhaften Rosen, mit dem lockeren, orangegelbrothen Kelch. König Diniz war einer der bedeutendsten Könige der an bedeutenden Herrschern reichen ersten Jahrhunderte Portugals. Ein vorsichtiger, gewissenhafter Staatsmann, der den Ehrennamen des „Re Lavrador", des arbeitenden Königs, erhielt. Mußte es sein, zog er erfolgreich ins Feld; lieber widmete er sich im Frieden der öffentlichen Wohlfahrt. Mit Eduard dem Ersten,

Ahnherrn und Vorgänger Eduards des Siebenten, schloß er 1294 einen Handelsvertrag. Er gründete landwirthschaftliche Schulen, beschäftigte sich mit landwirthschaftlichen Problemen. Dabei ein leichtgesinnter, verliebter Troubadour; neben seinen Minneliedern dichtete er Pastoraten, die der Literatur seines Landes angehören. Am anderen Tag sah ich in Leiria sein zerfallenes gothisches Bergschloß, die steinernen Sitze vor den Fenstern, mit dem Blick auf das Thal.

Jetzt holte ich mir den Kirchendiener, damit er die Kapellen und Nebenräume aufschließe. Nach der Sakristei führte ein Emanuelportal, lauter Verästelungen und Verknorpelungen; die Posten zertheilten sich unten in Wurzeln, verliefen sich oben in dichtem Laub. Innen ein Retablo mit realistisch bemalten Büsten; in der prächtigen Sala dos Reis, dem Saal der Könige, standen auf halber Höhe die Statuen von vierzehn portugiesischen Herrschern, darunter blaue Kachelbilder, und eherne Kessel aus der Entscheidungschlacht von Aljubarrota. Wenn man sie berührte, dröhnten sie, wie Mahnrufe aus der heroischen Zeit.

Dann kam, als letzte Steigerung, die königliche Grabkapelle. Sie ist aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, eine vornehme Gothik mit Friesen, schöngeschwungenen Blättern, mit Säulenbündeln. In der Mitte, Alles beherrschend, die Sarkophage von Dom Pedro und seiner Gemahlin, Inez von Castro. Die Denkmale stehen in gerader Linie, die Füße gegen einander gerichtet. So befahl es der König; am Tag des Gerichtes sollte sein erster Blick auf die sich erhebende Geliebte fallen. Da liegen sie Beide, ideale Gestalten, mit ruhigem Lächeln. Er mit der Krone, mit einem wallenden Bart; auch sie trägt die Krone, die man nur der Toten gönnte, und lange Schleier umfließen die Gestalt. Von je sechs knienden, ekstatisch bewegten Engeln werden sie bewacht. Pedros Sarkophag ruht auf Löwen, der seines Weibes auf sonderbaren Thiergestalten (eine hat ein Mönchsgesicht). Sollten es ihre gedemüthigten Widersacher sein? Reizvolle kleine Reliefs schmücken die Wände der Sarkophage. Im reichen Maßwerk sitzen Gruppen in der malerischen Zeittracht, Männer und Frauen; sie unterhalten sich, beschäftigten sich, gestikuliren. Da giebt es romantische Paare, Jünglinge und Edelfrauen. Sie ähneln den französischen Elfenbeinschnitzereien aus der selben Zeit und haben doch einen eigenen Ton. Noch andere Sarkophage stehen in diesem gewölbten Saal. Manches haben die hier, wie überall in Portugal, roh wüthenden Franzosen zertrümmert. Das Allermeiste ist noch wundervoll erhalten, ist unangetastet echt. Die Zeit verlieh den Gräbern, den Säulen, den Steinplatten ein sanft vergehendes Grün, ein tiefes Grau.

Mit einem kleinen Einspänner fuhr ich nach Batalha, dem anderen stolzen Kloster auf der althistorischen Landstraße, der Heerstraße zwischen Lissabon und der einstigen Hauptstadt Coimbra. Diese Straßen zogen ingrimmig die vornehmen Herren mit dem Sarg der Inez. Was im Land zur Bedeutung gelangte, ist im Lauf des Jahrhunderts dieses Weges gezogen. Jetzt still, verlassen und noch nicht durch Autos

und Fahrräder zu neuem Leben erweckt. Manchmal ein schwerer, knarrender Wagen; an die Zeiten der Völkerwanderung gemahnt er mit seinen aus einem Klotz gehauenen Rädern. Gut gebaute alte Häuser stehen hier noch aus früherer Zeit, Barock und Rokoko, auch wohl spätgothische Fenster und Portale. Fast alle Häuser sind mit Stein gefaßt; hübsche Außentreppen, Loggien, Terrassen, steinerne Brunnen und Kreuze kommen vor. Die Bauernhäuser sind weiß gestrichen, manchmal mit einer Weinpergola, mit Malven und Rosen. Noch öfter dürftig, kahl, nur von Misthaufen und staubigem Boden umgeben. Eine üppig reiche Gegend, aber ein ärmlich gekleidetes Volk. Kinder knien auf der Landstraße nieder und betteln mit betend sich berührenden Händen. Die Männer tragen Zipfelmützen, kurze Jacken, schwarze Schärpen, die Frauen den runden Bolerohut über einem bunten, flatternden Kopftuch. Die Portugiesen, liebenswürdig und angenehm, sind keine europäische Rasse; sie sind zu sehr mit dem Blut von Negern, Semiten, Südamerikanern durchsetzt. Nur selten sah ich den guten spanischen Typus, der hier genau so wie drüben vorherrschen müßte, hätten nicht die Portugiesen, human und sorglos, sich im Lauf der letzten Jahrhunderte skrupellos mit fremden Rassen vermischt.

Ich kam nach Aljubarrota, wo 1385 König Johann der Große sich die Krone im Kampf gegen kastilische Bewerber errang. Damals waren seine Portugiesen noch eins der kühnsten, kraftvollsten Völker der Welt. Weiter nördlich, jenseits von den Hügeln, hatte die denkwürdige Schlacht begonnen; zur ewigen Erinnerung baute Johann dort die Abtei Batalha. Sie kam in Sicht; ein gewaltiger gothischer Bau. Einige halten ihn für den schönsten der Welt; mir mißfällt die Verhüllung der wichtigen Theile eines Bauwerkes, der Wände, der Dächer. Hier sind die Schiffe durch eine Fülle von Strebebogen verbunden, die Thürme etwas zufällig angebracht und das Dach ist durch Maßwerkgalerien maskirt. Schön sind die unteren, älteren Theile; die Portale, die Fenster mit ihrem edlen Maßwerk wuchtig und streng. Auch hier ein herrlicher Ton; bald spielen die Quadern in das Goldgelbe, bald in das Graue hinüber. Als Schmuck eine frische, wenn auch nicht sehr feine Plastik, so in den Hohlkehlen kleine Heilige in der Zeittracht, und in verschwenderischer Fülle zieht sich ein Lilienfries herum. Innen ein gewaltiger, dreischiffiger Raum; die Baumeister kamen aus England: so wird man auch an englische Kathedralen erinnert, vielleicht vor Allem durch die Einfachheit, durch das Fehlen der Bemalung der bunten Altäre. Eine ruhige, beglückende Vollendung; die Pfeiler erheben sich in schwindelnder Höhe, ein Blätterkranz schmückt die Kapitelle, florale Glieder unterbrechen die Glieder des Sockels. Auch hier durfte ich ungestört umherwandeln, mich an den Freiheiten, an der Größe dieser gothischen Meister erfreuen. Prunkhaft ist die Stifterkapelle; da liegt Jao der Große mit Philippa von Lancaster, der Tochter von John of Gaunt; sie ruhen dort in ewiger Jugend, reichen einander im Tod wie im Leben die Hand. Um sie her sind die fünf Sarkophage ihrer fünf Söhne.

Auf den Adel dieser Gothik folgt in seiner Sünde Maienblüthe der Emanuelstil. Eine unerschaut reiche Dekoration. So ist denn auch dieser Kreuzgang der Könige, diese unvollendete Riesenkapelle Liebling der großen Menge. Da giebt es indische Motive, Bambusrohr. Lotusblätter und Blüthen, Kugeln, Taue, überall die Armillarsphäre mit den Himmelskreisen, König Manuels „devise parlante“. Wundervoll die Zeittönung des Gesteins. Das verschwenderische Zuviel wird gedämpft. Sonnenlicht fällt durch das spitzenartige Geschnörkel der hohen Bogen, in den gewölbten Dämmerungen liegen tiefe Schatten, funkeln goldbraune Reflexe.

Aehnliche architektonische Eindrücke giebt die berühmte Belemkirche vor den Thoren von Lissabon. Phantastisch-indische Säulen recken sich gewaltig empor, verästeln sich im Gewölbe. Im Halbdunkel tragen Elephanten den Sarkophag des Königs Emanuel, des fremden neuen Herrn ihrer Länder. Merkwürdig berührt das Andenken an den in Afrika gefallenen König Sebastian. Dieser waghalsige Feldherr hat mit seinem jungen Leben gezahlt. Sein Leichnam wurde von den Ueberlebenden erkannt, aber das Volk wollte nicht daran glauben; ihr „Principe Encuberto“, der versteckte Prinz, werde wiederkommen. Jahrhunderte lang hat sich diese Hoffnung erhalten und die Sekte der Sebastianistas ist noch immer nicht tot.

Die hereinfahrenden portugiesischen Schiffe sehen das prächtige Gebäude; am Portal ist die Statue eines ihrer Helden, des Vasco de Gama. Hier übernachtete er, ehe er heraussegelte, um fremde Küsten zu entdecken. Drei Jahre später, nachdem er unter der schlimmsten Noth und Gefahr des Kap der Guten Hoffnung umsegelt und Indien erreicht hatte, landete er mit dem überlebenden Drittel seiner Genossen an dieser Stelle. Er wurde von Emanuel feierlich empfangen und ihm zur Ehre wurde dies Prachtkloster errichtet.

Wenig wird das alte Evora besucht; und doch ists besuchenswerth. Nach den Weinbergen, Zuckerrohr und Getreidefeldern kamen dürftige, aber nicht reizlose Strecken. Pinienwälder und am Boden Mesembryanthemumblüthen. Die waren mir bisher mit der Erinnerung an wohlgepflegte Rivieragärten verknüpft und vielleicht wegen ihres pedantischen Namens unsympathisch. Hier in der Pinieneinsamkeit wirkten sie entzückend; überall leuchteten ihre großen citronengelben oder rosarothen Sternkelche hervor.

Evora war schon von Weitem durch seine Kirchthürme erkennbar; ich frühstückte in dem Gasthaus, einem früheren Palast mit schöner Säulenhallenloggia, und wanderte dann in der Stadt umher. Einer weißen Stadt mit gewölbten Laubengängen, vorstehenden Dächern, mit kunstvoll geschmiedeten Gittern. Die Thüren und Läden waren grün gestrichen, in einem Grün, das leider bei uns wegen angeblicher Giftigkeit abgekommen ist, aber unvergeßlich schöne blaugrüne Tönung erhält. Bewundernd stand ich vor Palästen und Terrassen, vor Loggien, spätgothischen verschnörkelten Portalen, vor Fenstern mit graziösen

Kuppelsäulchen. Wein und Rosen umrankten die alten Steine. Hier fielen mattblaue, dichte Plumbagozweige über ein Gartenthor. Ein feudaler Thurm erhob sich steil und störrisch zwischen zahmen weißen Häuschen. Dann folgte eine malerische Außentreppe, mit durchbrochenem Geländer, danach eine Fassade mit Medaillons von Edelknaben und Edelfräulein. Auf einem beherrschenden Platz, von stattlichen alten Häusern umgeben, stand noch der römische Tempel, lückenlos an drei Seiten die korinthischen Säulen, und hinaus in die üppige, baumbestandene Ebene führte ein mittelalterischer Aquadukt. Unter seinen großen Bogen zog sich die Straße, auf ihr Bauern mit braunzottigen Schaffelljacken und Beinschürzen. Bunte bedeckte Karren, ohne Sitze, aber gepolstert, sah ich; Frauen lagen oder kauerten auf dem Boden.

Die Kirchen waren interessant; überraschend ein spätgothischer Bau; seine schlichten Linien vom Moscheen unverkennbar beeinflußt. Keine architektonische Einzelheit war so anziehend wie der unberührte, uralte Vierungthurm der Kathedrale. Ein Kegelthurm aus schweren Steinplatten und schuppenartigen Kacheln, rings von kleinen Thürmchen umgeben, jedes ein Wiederspiel der machtvollen Mitte. So hebt er sich, einfach und reich, von den Jahrhunderten getönt, über die Zinnen der Evora-Kathedrale. Marie von Bunsen.

# Einjährige Dienstzeit.

Als der bayerische Landtag, in den Schranken seiner Entscheidungmöglichkeit, dem Reichstag, den Einzelregirungen, dem Bundesrath Anregungen zu geben versuchte, erörterte er auch, wie in jedem Jahr, die Frage der einjährigen Dienstzeit. Beantragt wurde: 1. „der Kriegsminister soll in Bayern endlich auf eine bessere körperliche Jugendausbildung dringen und dafür sorgen, daß das Turnen in allen Schulen obligatorischer Gegenstand wird und nach der Schule bis zum Eintritt in die Armee fortgeübt wird"; 2. „daß in jedem Regiment eine Compagnie und in jedem Armeecorps ein Regiment aus nur einjährig Dienenden gebildet wird. Diese Leute werden im zweiten Jahr als ‚beurlaubt' geführt und machen dann der Reihe nach die vorgeschlagenen Uebungen durch." Anträge wie die vorliegende Turnanregung sind schon öfters eingebracht worden. Die Minister sympathisirten scheinbar mit ihnen; aber die That blieb aus. Deshalb fielen auch die Worte: „Mit Sympathien und Worten kommen wir nicht vorwärts, wir wollen die Ausführung sehen". Natürlich muß der Bundesrath dafür sorgen, daß diese körperliche Aus- und Vorbildung in allen Einzelstaaten erfolge. Antrag 2 wurde für „zur Zeit nicht ausführbar" erklärt; man wollte wohl kein Präjudiz für Berlin schaffen.

Wie stellten sich die Parteien zur Sache? Bauernbündler und

Sozialdemokraten erklärten sich für die einjährige Dienstzeit, eben so die Jungliberalen; Centrum und die übrigen Liberalen waren getheilter Ansicht. So blieb die nöthige Gesammtwirkung, die imponiren könnte, aus. Und das Volk? Es schimpft über die Steuern; die Aufklärung über den Lohnentgang durch die lange Militärdienstzeit und die ungesunde Höhe der Militärbudgets macht rapide Fortschritte, aber noch weiß es nicht, wie es seine Meinung zum Ausdruck bringen soll. Was aber hofft und fürchtet man von der einjährigen Dienstzeit?

Der wichtigste Einwand kam aus der Befürchtung, die Mobilisirung der Armee sei erschwert und die sofortige Bereitschaft gefährdet, wenn der ausgebildete Jahrgang entlassen, der neuzugegangene noch nicht genügend ausgebildet ist. Dagegen ist zu sagen, daß ein Krieg kaum je von heute auf morgen ausbricht; ein politischer, diplomatischer Gegensatz muß zuvor fühlbar, der Horizont irgendwie verdüstert sein. Wenn das Volk von der kritischen Situation im Jahr 1911 auch nichts erfuhr, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Regirung sie nicht erkannt hat. Ein Ueberfall ist ausgeschlossen; mit unmobilisirter Armee einen Krieg beginnen: Das hieße, auf den Enderfolg verzichten. Dies Beginnen brächte in die wirkliche Gesammtmobilisirung eine solche Unordnung, daß ein völliger Zusammenbruch, ein débâcle, die unausbleibliche Folge wäre. Die Einberufung von nur 100 000 Mann in irgendeinem Staat bleibt bei den heutigen politischen und kommerziellen Beziehungen, bei den telegraphischen, telephonischen und sonstigen Verkehrsverhältnissen nicht zwei Stunden der Welt verborgen. Ein diplomatischer oder gar militärischer Ueberfall gehört also in das Reich der Unmöglichkeiten. Wenn aber in der Zeit vom Januar bis zum April oder im Juli die politische Lage sich so gestaltet, daß ein Krieg droht, was würde dann vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen geschehen? Der eingezogene und auszubildende Jahrgang ist noch nicht kriegsfähig oder (im Juli) auf Ernteurlaub. Dann ruft man, im ersten Fall, den als „beurlaubt" geführten zweiten Jahrgang der aktiven Armee ein und nach zwölf bis achtzehn Stunden stehen 400 000 geübte Leute unter den Waffen. Wird die Lage bis zu deren Eintreffen noch gefährlicher, so ruft man auch den nächsten Jahrgang zu 400 000 Mann ein und hat in spätestens zwei Tagen 800 000 Mann unter dem Gewehr. Das geschieht, ohne daß eine wirkliche und eigentliche Mobilmachung erfolgt. Sollte bei Beginn des Ernteurlaubs die politische Lage zweifelhaft oder gefährdet erscheinen, dann unterbleibt dieser Urlaub bis nach der Klärung der Situation; ist die Beurlaubung schon erfolgt, so wird der mit Ernteurlaub entlassene Jahrgang wieder einberufen und nach zwei Tagen kann er, kann auch der zweite Jahrgang (zusammen 800 000 Mann) zur Verfügung sein. Weder die Mobilmachung noch die Marschbereitschaft wäre gefährdet. Ein Kriegsbeginn zwischen November und Ende Februar ist aber kaum wahrscheinlich; südliche Nationen hüten sich davor noch mehr als die abgehärteten Nordländer.

Der nächstwichtige Einwand beschäftigt sich mit dem Unteroffiziersersatz. Wenn man aber pro Regiment für spätere Unteroffiziersaspiranten einen zwei- bis dreimonatigen Vorkurs für etwa 120 Bewerber abhält, dann melden sich so viele intelligente und gewandte Leute, daß die Abtheilungen die Wahl unter den allerbesten haben. Man darf annehmen, daß die Qualität und Leistungsfähigkeit der Unteroffizierscorps mindestens sich nicht verschlechtern, vielleicht sich merklich verbessern werden. (Damit soll den jetzigen Corps nicht ein Tadel ausgesprochen werden.) Gewährt man dann für ein-, zwei-, dreijährige Unteroffiziersdienste Prämien von 100, 200, 300 Mark, so wird man auch einen Stamm länger dienender Unteroffiziere erhalten.

Die einjährige Dienstzeit macht allerdings öftere Einberufungen nöthig, aber dieser Nachtheil wird doch durch den Umstand aufgewogen, daß die Gesammtdienstzeit 63 Wochen beträgt; nach dem System von heute sinds 110 bis 115 Wochen.

Der gute Geist, die Kameradschaft und das Zusammengehörigkeitgefühl soll leiden und das Erlernte nicht fest genug sitzen. Der „gute Geist“ ist am Besten entwickelt am Ende des ersten Dienstjahres; bald danach, wenn wenig Neues hinzuzulernen ist und die „Wachtage“ ihren ungünstigen Einfluß geltend machen, nimmt der vielgerühmte „gute Geist“ ab; wenn eine Abtheilung in einem Jahr das Kameradschaft- und Zusammengehörigkeitgefühl nicht zur Blüthe zu bringen vermag, dann gelingt es ihr im zweiten Jahr erst recht nicht. Und die konzentrirte Arbeit eines Jahres, ohne jegliche Ablenkung durch Dienste, die mit der militärischen Ausbildung nichts zu thun haben, ist einer weniger konzentrirten Arbeit von 1⅓jähriger Dauer vorzuziehen. Die häufigeren Uebungen erhalten die Leute in der Dienstgewöhnung und stärken den militärischen oder kriegerischen Sinn der Nation; sie bringen ferner die Abtheilungen in den Hauptübungperioden fast auf Kriegsstärke, was auf die wirklich kriegmäßige Ausbildung und Gewandtheit von Chargen und Mannschaften von günstigstem Einfluß ist. Zu diesen Vortheilen kommen aber noch weitere dienstliche, finanzielle, soziale und wirthschaftliche. Die Dienstzeit von 63 Wochen (gegen 110 bis 115) bringt eine Ersparniß von 152 Millionen und gestattet eine Mehreinstellung und Ausbildung von 100000 Mann. Das giebt für die zwei aktiven Jahrgänge ein Plus von 200000 Mann; für fünf Jahre Reserve ein Plus von 450000 Mann bei 10 Prozent Abzug und für vier Jahre Landwehr ein Plus von 320000. Elf Jahrgänge ergeben ein Plus von 970000 Mann. Das ist um so wichtiger, als Frankreich uns auf diesem Weg nicht folgen kann, da es jetzt schon unter das Mindestmaß militärischer Tauglichkeitmusterung gegangen ist. Kriege werden sich rasch entscheiden und Nichtausgebildete werden kaum noch zur Verwendung kommen. Einen Krieg mit nur einem Kriegsschauplatz werden wir nicht haben, auch nicht nach einer Front; man muß also den letzten Mann schon jetzt einstellen und ausbilden.

Sehr interessant war ein Ausbildungprogramm des Abgeordneten Ankenbrand, das offenbar von einem Sachkundigen stammt. Da-

nach soll die Einstellung jeweils am dritten Januar erfolgen. Für die Einzelausbildung sind 14 Wochen, wie jetzt, bestimmt. Da die Leute viel gewandter, elastischer, kräftiger und ausdauernder hereinkommen, so wird für Haltung, Schrittübungen, selbst für Turnen, Gymnastik, für Griffe sehr wenig Zeit aufzuwenden sein. Die ersparte Zeit wird der Schießausbildung, dem Verhalten im Gefecht und der Gefechtspraktik gewidmet werden. Wir erhalten also in diesen 14 Wochen einen für den Krieg besser und gründlicher durchgebildeten Mann. Will man aber den Mann für den Kriegsfall früher verwendbar, also möglichst bald die Compagnieausbildung erledigt haben, so kann die Einzelausbildung angesichts der besseren Vorbildung in acht Wochen forcirt werden. Für die Zugsausbildung mit besonderer Berücksichtigung des Verhaltens im Gefecht rechnen wir drei Wochen, für die Compagnieausbildung vier Wochen; dazu wird der ganze im letzten Jahr entlassene Jahrgang auf vier Wochen einberufen, wodurch die Compagnie auf fünf Sechstel der Kriegsstärke gebracht wird. Die Bataillonausbildung in Verbindung mit Felddienstübungen umfaßt sieben Wochen; dazu wird auf je 3½ Wochen wieder ein ganzer Jahrgang zu seiner dritten und vierten Uebung einberufen; auch diese Uebung vollzieht sich also fast auf Kriegsstärke. Zur dringlichst nöthigen Erholung für Chargen und Mannschaften und der Ernte wegen ist die ganze Armee vom zwanzigsten Juli bis zum fünfundzwanzigsten August beurlaubt, mit Ausnahme der Leute von schlechter Führung und der aus nur Garnisonfähigen bestehenden Garnisoncompagnien, die den ganzen Wachdienst, Arbeit-, Küchendienst und Aehnliches zu leisten haben, wodurch die Feldcompagnien von allen die Kriegsausbildung störenden Diensten befreit und entlastet werden.

Die Herbstübungen erstrecken sich auf den ganzen Monat September, wobei das Hauptgewicht auf das Ueben in großen Verbänden zu legen ist. Zu den Herbstübungen wird der volle, zwei Jahre vorher entlassene Jahrgang auf vier Wochen (zweite Uebung) berufen, damit auch die großen Manöver in Kriegsstärke ausgeführt werden.

Vom ersten Oktober bis zum zwanzigsten Dezember ist genauste Wiederholungarbeit in Einzelausbildung Turnen, Schießen, Felddienste, wobei die Manövererfahrungen ausgenützt werden.

Das Ausbildungjahr umfaßt also 46 Wochen, die erste Uebung, zur Compagnie, 4 Wochen, die zweite Uebung, zu den Manövern, 4 Wochen, die dritte und vierte Uebung, zum Bataillon, je 3½ Wochen und die fünfte, die Landwehrübung, 2 Wochen, zusammen 63 Wochen. Die vier ersten Uebungen erfolgen in 4 dem Ausbildungjahr folgenden Jahren, die fünfte im siebenten oder achten Jahr. Nach dem siebenundzwanzigsten Lebensjahr hören die Uebungen auf (was wirtschaftlich von großer Bedeutung ist).

Der Herr Minister wurde ersucht, zu erwirken, daß eine bessere körperliche Vorbildung der Jugend gesichert werde. Daß er die Hauptfrage, nach der Länge der Dienstzeit, nur streifte, ist begreiflich; wer wird denn in so kitzlichen Dingen die Initiative ergreifen? Er suchte

die Lacher dadurch auf seine Seite zu bringen, daß er sagte, die einjährige Dienstzeit bringe nicht 100 Millionen Ersparniß, sondern 100 Millionen Mehrausgaben. Auf den Rechnungbeweis darf man gespannt sein. Auffallend ist, daß man vom Generalstab nicht sprach. Man redete immer nur von der Truppe im Kriegsfall; die Truppe: Das sind doch nur die Arme und Beine des Militär-Kriegs-Körpers. Der Kopf ist der Generalstab, die Kriegsleitung, der Feldherr. Und stets hat der Kopf, das Genie, den Krieg entschieden. So wirds bleiben. Der Kriegsleiter ist der wichtigste Faktor. Die Heere sind einander nahezu gleichwerthig; durch die Einführung der einjährigen Dienstzeit würde aber die deutsche Armee nicht schlechter, sondern besser und stärker an Qualität und Quantität.

„Habet Acht! Nützet die Zeit!“ Diesen Gedenkspruch, der am Eingang eines Friedhofes steht, sollten die Parteien niemals vergessen; sonst könnten sie (die auch die Ernährung des Landes aus eigener Kraft zu sichern haben) die Nation auf einen Friedhof führen.

Der Verlauf der schweizer Manöver hat wieder bewiesen, daß die einjährige Dienstzeit in Deutschland nicht nur möglich und ausführbar, sondern, aus rein militärischen Gründen, der zweijährigen oder gar einer gemischten Ausbildung von zwei Jahre Dienenden und Ersatzreservisten vorzuziehen ist. Bei den nächsten schweizer Manövern wird, auch ohne Anwesenheit des Kaisers, im äußerlichen Schliff ein Unterschied zwischen deutschen, auch altpreußischer Garde, und schweizerischen Truppen nicht mehr wahrnehmbar sein. Die Turn-, Schützen-, Feuerwehr-Vereine und die Schulen und höheren Lehranstalten sorgen dafür; schon bei der diesmaligen Inspektion machten einzelne Bataillone einen auch im Paradesinn vortrefflichen, kaum zu überbietenden Eindruck. Was aber den inneren Werth der schweizer Armee betrifft, so war, abgesehen von einzelnen Drillfanatikern, nur eine Stimme des Lobes über die Strammheit und den militärischen Ernst in und außer Dienst, über die Marschfähigkeit, tadellose Marschordnung und Marschdisziplin, die Geländeausnützung und Geländeverbesserung, über die Gefechtsgewandtheit und Gefechtsdisziplin, über den Feuergehorsam und das Feuerverständniß, über das korrekte Verhalten in der Defensive, über den Schneid und die Wucht der Offensive, über die klaren und präzisen Dispositionen der Führer aller Grade, über die genaue Ausführung der Befehle, über das Fehlen jeder Nervosität vom Divisionär bis zum letzten Soldaten, über die Ausdauer und Unverdrossenheit bei großen Anstrengungen und Strapazen, erhöht durch konstant schlechtestes Wetter und die Schwierigkeiten des Terrains. Daß dem Deutschen Kaiser die Artillerie in ihrer Thätigkeit besonders gut gefiel, möchten wir „aus Gründen“ speziell hervorheben. Die schweizer Manöver werden auf die Entwickelung des deutschen Heeres einwirken; denn sie müssen erkennen lehren, was bei einjähriger Dienstzeit geleistet, erspart und für die Heeresverstärkung und Reichswirthschaft aus dem Ersparten aufgewandt werden kann.

München. Major a. D. von Spitzel.

# Lottis Undankbarkeit.

Lotti, die junge Studentin, war seelenvergnügt gewesen, als die Ferieneinladung von ihren Verwandten kam, die den Sommer in Rosenheim verbrachten. Wenn man, als Waise, bei zwei ältlichen Tanten lebt und den ganzen Winter emsig studirt hat, um zu zeigen, daß man Kraft und guten Willen besitzt, sich durchzukämpfen, wird eine unerwartete, angenehme Abwechselung zum wahren Glücksstrahl. Die unverwöhnte, lebhafte Lotti ließ denn auch ihren Gefühlen freien Lauf und sang und trällerte unaufhörlich.

Tante Betti schüttelte den Kopf und sprach zu ihrer Schwester Mali: „Du, daß die Lotti gar so lustig ist, wenn sie von uns fort soll, gefällt mir nicht."

„Ich gönn' ihr die Freude", entgegnete die nachsichtige Mali. „Aber freilich: ein Bischen schwerer könnte ihr der Abschied, für so viele Wochen, schon fallen."

„Ja, die moderne Jugend", seufzte Betti. „Ich finde, das Studiren verhärtet das Frauengemüth."

„Vielleicht hast Du Recht. Und wir wären mit der Lotti doch sogar nach Hietzing gezogen! Aber wir wollen es uns nicht merken lassen, daß uns das Kind enttäuscht."

„Nein," sagte Betti; „dazu sind wir zu rücksichtvoll."

„Und weißt Du, Lotti hat wirklich das ganze Jahr wenig Unterhaltung; sie ist so fleißig", sagte Mali wieder, begütigend.

„Aber ich bitte Dich, was haben denn wir?"

„Wir, Betti? Erinnerungen! Und Die müssen wir dem Kinde pflanzen helfen."

„Das thun wir auch gründlich. Undankbar bleibts doch." Auch gegen das Alleinreisen war Tante Betti, fand es „im Prinzip nicht richtig", während Mali meinte, es erhöhe die Selbständigkeit und ermögliche Bekanntschaften; und man könne nicht wissen ...

Ja eben: „man könne nicht wissen", wiederholte Betti. Und das Alleinreisen der Frauen sei überhaupt immer gefährlich. Bei den älteren für die Männer, bei den jüngeren für sie selber. Und daß es gar über die Grenze gehe, in ein anderes Land mit fremdem Geld und anderen Briefmarken, mache die Sache noch schlimmer.

Lotti ordnete ihre Kleider, wobei es, trotz Zwang und Neigung zur Einfachheit, zu einigen Kontroversen mit den noch einfacheren Tanten kam, studirte den Fahrplan und kümmerte sich sonst weder um Tante Malis elegisches Gesicht noch um Tante Bettis Falten um den streng geschlossenen Mund, auf denen so deutlich geschrieben stand: „Ich nehme Rücksicht". Sie war doch überzeugt, daß die Beiden sich freuten, wenn der Nichte eine kleine Abwechselung winkte.

Die Tanten litten an Eisenbahnfieber. Und gerade der übergroßen Hast wegen wurden sie schwer fertig, um Lotti das Geleit zu

geben, die schon vor dem Thor ihrer wartete, mit anerkennenswerth wenig Gepäck.

Auf dem Perron geschah etwas von Lotti heimlich Geahntes und Gefürchtetes. Tante Mali zog aus ihrer großen Markttasche, die sie mitgenommen hatte, um in Mariahilf gleich Einkäufe zu besorgen, einige recht umfangreiche Päckchen. Von Betti Wollstrümpfe und einen wollenen Rock, weil Lotti zu wenig warme Sachen eingepackt hatte, von ihr einen Blumenstrauß in einer Vase, damit die Blumen nicht welken, verschiedene Hausmittel, Butterbrot, Obst, Kuchen für unterwegs.

Lotti haßte es, so viele Pakete zu haben; und sie mußte doch auch umsteigen. Ganz zaghaft stotterte sie: „Oh, danke! Aber warum habt Ihr mir Das nicht lieber früher gegeben?"

„Weil Du es dann vielleicht gar nicht mitgenommen hättest", erklärte triumphirend Tante Mali. „Und dann: kleine Andenken giebt man doch gern erst beim Abschied. Hier, die Strümpfe sind sehr gut eingewickelt und lassen sich leicht ins Netz legen."

„Aber nicht da liegen lassen", dachte die arme Lotti.

„Die Vase kannst Du später auch in die Reisetasche stecken."

„Die ist schon so voll."

„Ich finde, Du machst Einem jede Freundlichkeit furchtbar schwer, Lotti", ließ sich Tante Betti vernehmen.

„Ich hätte mich, als ich jung war, sehr gefreut," sagte traurig Tante Mali, „wenn mir Jemand eine Vase gebracht hätte und Pfefferminzen und Strümpfe und Kamillentropfen ..."

Die gutmüthige Lotti hatte Thränen in den Augen. „Ja, gewiß," sagte sie hastig, schon aus Angst, daß Umstehende die Aufzählung all der sonderbaren Dinge hören könnten, „ich bin Euch auch sehr dankbar. Ich wußte nur nicht, wohin damit; und dann: die Zollgrenze."

„Sei doch nicht so unpraktisch, Lotti! Den Rock ziehst Du halt an."

Lotti sah zweifelhaft an ihrer schlanken Gestalt, in dem modern knappen Kostümrock, hinunter. „Es ist sehr heiß."

„Aber ein junges Mädchen wird doch das Bischen Hitze noch aushalten können! Ich würde immer alle meine Unterröcke anziehen, wenn ich auf Reisen ginge. Es ist so praktisch beim Einpacken."

„Ja, das Studium!" seufzte Tante Betti.

Und dann wurden die beiden Tanten so traurig, als gelte es, für Jahre Abschied zu nehmen und nicht für eine Vergnügungfahrt. „Schreibe nur oft", mahnte Tante Betti. „Aber nur Karten", rief Tante Mali; „am Schreibtisch sitzen sollst Du nicht."

„Ich finde", begann Tante Betti (die immer Etwas „fand", mit Ausnahme der Gegenstände, die sie verlegt hatte) ... Doch der Schaffner war rücksichtlos genug, den Satz abzuschneiden. „Einsteigen!"

„Ja, ja, Lotti, Kind, rasch! Damencoupé. Du bist doch nicht allein? Das ist so gefährlich."

„Nein. Zwei Babies sind drin."

„Wie schön! Da kannst Du Dich nützlich machen, Lotti."

„Bleibt gesund und habt Dank! Auf Wiedersehen!“

Einige Wochen später saßen die Tanten in Hietzing mit ihren Freunden Mayers gemüthlich beim Tarok, als die Rede auf Lottis Ferienreise kam. „Sie hat mir einen ganz begeisterten, langen Brief geschrieben“, erzählte harmlos die junge Nora Meyer.

„So, hat sie?“ fragte Tante Mali; ihre Hand, die den Treff-Buben ausspielte, zitterte leise. Und Tante Betti war nicht einmal empört, obwohl die Schwester Tarok anspielen sollte. Sie sagte nichts. Doch um den zusammengekniffenen Mund zogen sich wieder die Falten, in denen geschrieben stand: „Ich nehme Rücksicht“.

„Wie findest Du Das?“ war ihre erste Frage, als sie vom gastlichen Hause Meyer den Heimweg antraten.

Tante Mali wußte sofort, was sie meinte. „Ja, Das haben wir nicht verdient“, sagte sie wehmüthig. „Uns speist Lotti mit Karten ab, für all unsere Liebe, und dem jungen Ding schreibt sie lange Briefe!“

„Ich finde es, von allem Anderen abgesehen, auch so taktlos“, sagte Tante Betti; „was sollen sich Meyers nur denken. Wir wissen von unserer Nichte beinahe nichts und dieser Backfisch, die Nora, ist genau unterrichtet.“

„Nun ja, weißt Du,“ meinte die milde Tante Mali, „am Ende gehört auch Jugend zu Jugend. Immerhin hätte Lotti mir schon mehr auf meinen ausführlichen Brief erwidern können, in dem ich mit solchem Bedauern davon sprach, daß schon die Hälfte der Ferienzeit für sie vorüber ist.“

„Nun also! Aber wenn ich so Etwas sage, mußt Du immer widersprechen. Und hätte sie für meine so gut gemeinten Warnungen vor dem Vetter Leo nicht auch einige Dankesworte finden können?“

„Ja. Aber wir wollen nicht verurtheilen, Betti, dazu haben wir das Kind doch viel zu lieb, sondern nur in Güte zu ihrem Herzen sprechen.“

„Wie wir es immer gethan haben“, sagte Tante Betti und schrieb Lotti, wie sie sich freue, von Nora Meyer gehört zu haben, daß es ihr gut gehe. Sie verlange gewiß keine langen Briefe von ihr. Die müßten von selbst geschrieben werden; aber lieb wäre es ihr doch gewesen, zu hören, ob Lotti ihre Warnung beherzige. Und sie könne nicht umhin.. Und dann kam wieder eine Erörterung über Leo, der sie leider ganz an den leichtsinnigen Baron Wender erinnere. Tante Betti wurde fast durch Jeden an irgendeinen Aristokraten „erinnert“. Sie hatte Deren einige gesehen, als sie noch das kleine Modistengeschäft in Mariahilf führte.

„Zwei Drittel Deiner Ferien, liebe Lotti, sind vorüber“, schrieb, im anderen Zimmer, Tante Mali und knüpfte noch die Betrachtung daran, daß die zweite Hälfte rascher als die erste zu vergehen pflege.

Ungeduldig warf Lotti in Rosenheim diese beiden Briefe in eine Lade. Mußte sie denn immer wieder, noch dazu heute, an ihrem Geburtstag, an Das erinnert werden, was sie ohnehin wußte und täglich zu vergessen sich bemühte: daß die Ferien zu Ende gingen? Den

harmlosen Spaß mit Vetter Leo hatten sie ihr auch verdorben durch das Ernstnehmen und Vielreden, nur wegen der dummen, kleinen, scherzhaften Bemerkung, die sie gemacht hatte. Mein Gott, was konnte sie denn den Tanten erzählen? Leider hat auch eine Ansichtkarte für einen vernünftigen Menschen noch zu viel Platz, um nur Grüße und vom Wetter darauf zu schreiben.

Am nächsten Tag traf die Geburtstagsendung der Tanten ein. Natürlich verspätet. Unglücklicher Weise waren Leo und seine Schwester Ella in Lottis Zimmer, als der Briefträger ein formlos gewordenes, durchfeuchtetes, übelduftendes Paket brachte. Er klagte, daß seine Uniform gelitten habe, daß beinahe Strafe zu zahlen gewesen sei, wegen Sachbeschädigung, denn aus dem Paket tropfe Etwas heraus und er sei auch gar nicht verpflichtet, es zu bringen. Nur aus Gefälligkeit... Und so weiter. Lotti verstand, wehen Herzens, diese Winke und opferte dem Gefälligen den Rest ihres Taschengeldes. Auch Zoll war zu zahlen. „Nimms nicht an, laß es zurückgehen", rieth Ella.

„Das würde die Tanten zu sehr kränken", seufzte Lotti, „ich kanns nicht." Vorsichtig löste sie den Bindfaden.

„Zieh lieber Handschuhe an", meinte Ella, gespannt zusehend. Unter zu Heu gewordenen Blumen lag das verzollte, mit kleinen Blättchen, Käfern und Erde bestreute Mandelgebäck, eine Spezialität Tante Malis. Lotti bot eins der von einer merkwürdigen Flüssigkeit durchzogenen Stücke dem Süßes liebenden Dackel an. Er nieste heftig, nahm es nicht und verkroch sich unter den Tisch.

„Wegwerfen!" entschied Leo. „Das fängt gut an."

Dann kam eine Schicht Pfirsiche, reife zum Essen und härtere zum Aufheben. Daneben Tomaten, die, den trennenden Papierstreifen nicht achtend, mit ihren Nachbarn zu vertraut geworden waren. Sogar die unreifen Pfirsiche hatten sich vom bösen Beispiel des Verdorbenen anstecken lassen und begannen, faul zu werden. Die Pfirsiche waren sinnreich auf grüne Erbsen gelagert, die, gegen die Voraussicht der Packenden, den Druck nicht vertragen wollten, denn es gährte bedenklich in ihnen. Neben den Erbsen lagen die Dufterreger und Fäulnißerzeuger: überreife Steinpilze. Lotti zweifelte, ob sie ihr Lieblingsessen, nach diesem Geruchseindruck, jemals wieder genießen werde. Sie, die „Unpraktische", hätte gewußt, daß Schwämme das Versenden nicht ertragen.

„Du hast Dich wohl über unsere Kost beklagt?" spottete Leo. „Nein, solche Delikatessen hätten wir Dir wirklich hier nicht bieten können." Mit spitzen Fingern hielt er einen zermatschten, mit Erbsen gespickten, von Tomaten gefärbten Pfirsich in die Höhe, während er sich mit der anderen Hand zierlich die Nase zuhielt. Ella bekam über das Bild förmliche Lachkrämpfe und schließlich lachte auch Lotti.

„Es war gut gemeint von den Tanten; ich esse all die Sachen gern und sie haben sichs gemerkt."

„Na, weißt Du," sagte Ella energisch, „ich bin nicht so gut-

müthig wie Du. Ich hätte es zurückgeschickt. Voriges Jahr wars auch was Schreckliches, aber da waren wir wenigstens im Inland."

Als Lotti abends, nach einem vergnügt verbrachten Nachmittag, in ihr Zimmer ging, rief ihr Leo lachend nach: „Vergiß nicht, Dich für das famose Geschenk zu bedanken."

Ja, Freude zu äußern, war unmöglich. Also: einige nichtssagende Worte; das Böse verschweigen. Da fiel ihr Ellas Aeußerung ein. Wenn Die wirklich Aehnliches bekäme und zurückgehen ließe? Eine Katastrophe. Die sie, zudem, miterleben mußte, denn an Ellas Geburtstag war sie schon wieder in Wien. Der selbstbewußten Tante Betti würde sie die kleine Lektion eigentlich gönnen. Aber Tante Mali bekam gleich so gekränkte Augen; nein: die Beiden mußten gewarnt werden. Mit aller Rücksicht natürlich. Lotti schrieb also, in humoristischer Form, nach einigen Dankesworten, die Wahrheit.

In der Entfernung, wo man das Verdorbene nicht vor Augen und Nase hatte, konnte die Schilderung ganz heiter wirken. Aber Sinn für Humor fehlte den beiden Damen vollständig. Mit grabesernsten Mienen saßen sie beim Frühstück, während Tante Betti den Brief las. Sie pflegte die einlaufenden Briefe immer zuerst zu lesen. Wortlos reichte sie ihn der Schwester, die, unter ihrem beobachtenden Blick, wie gewöhnlich, etwas fassunglos wurde.

„Nun, wie findest Du Das?"

„Es thut mir sehr leid, daß die Sachen..."

„Laß Das, es gehört nicht hierher", unterbrach Tante Betti. Diesmal fehlten die Rücksichtfältchen um ihren Mund; sie kannte keine Rücksicht mehr. „Nie, nie hätte Lotti uns Das schreiben dürfen!"

„Du hast wohl Recht. Es ist taktlos. Wo wir es doch so gut gemeint haben! Sie ist auch unpraktisch. Meine Mandelkugerln hätten sich gewiß wieder trocknen lassen und wären dann ganz gut gewesen. Und aus den Pfirsichen konnte man Kompot oder eine Bowle machen, wenn schon die schönen Schwämme... Ich hätte sicher noch was mit ihnen unternommen. Es ist sündhaft, Lebensmittel zu vergeuden. Und ich fürchte, es verräth Mangel an Herzenstakt, uns Das zu erzählen."

„Ja. Wenn ich schon annehme, daß Du etwa die Festigkeit der Tomaten überschätzt hast (obgleich ich es noch immer nicht glauben kann): die Pfirsiche habe ich selbst ausgesucht. Die konnten nicht verderben. Ich finde es rücksichtlos, ja, geradezu roh!"

Bei dem harten Ausdruck zuckte Tante Mali zusammen.

„Vielleicht ists bei uns die Enttäuschung, weil wir uns doch so sehr gefreut haben über die Freude, die Lotti haben sollte."

„Was hilft das Beschönigen. Es ist viel schlimmer", entschied Tante Betti. „Das Erlebniß wirft ein trauriges Streiflicht auf Lottis Charakter. Ich habe mich leider nicht getäuscht. Ich täusche mich überhaupt nie. Das Kind ist durch und durch undankbar!"

„Ja, diese studirenden Mädchen!"

Wien. Helene Migerka.

# Anzeigen.

**Der Zweikampf.** Von Kurt Graeser. Heidelberg, bei Otto Petters.

Ein neues Buch über den Zweikampf; neu in seiner bewußten Tendenz zur Rechtfertigung der Sitte des Zweikampfes und neu in der Art der Behandlung seines Stoffes. Bei der meist dilettantischen Bearbeitung, die diesem Gegenstand bisher zu Theil geworden ist, verdient der Versuch, dem Zweikampfproblem mit dem Rüstzeug eines historisch, juristisch und philosophisch gleichmäßig geschulten Geistes zu Leibe zu gehen, ganz besondere Beachtung. Die Erörterung, die mir für die ganze Konstruktion der Lehre von der größten Bedeutung zu sein scheint, ist die kritische Untersuchung der Begriffe Ehre, Ehrgefühl, Sittlichkeit und ihrer Abgrenzung gegen einander. Das ungeheure und hoffnunglose Chaos, das in den Arbeiten der meisten das Duell behandelnden Autoren herrscht, beginnt, sich vor unsern Augen zu entwirren und in geordnete, logisch substanziirte und von einander scharf getrennte Begriffe aufzulösen. Graeser definirt die Ehre als die uns von Anderen werdende Schätzung, also als ein äußeres Gut, einen Besitz, der wie jeder andere verloren werden kann und den daher der Besitzer so schützen und vertheidigen muß, wie er seinen Werth einschätzt. „Auch der Rechtsschutz, den der Staat der Ehre durch Bestrafung von Ehrverletzung gewährt, ist nur durch die Grundeigenschaft der Ehre als eines objektiven Besitzes zu erklären; denn glücklicher Weise bekümmert sich das Strafgesetz nirgends um bloße Gesinnungen und innere, seelische Vorgänge. Dagegen ist das Ehrgefühl, das Bewußtsein der fremden Schätzung, im Gegensatz zur Ehre selbst ein innerer Vorgang, nämlich eine persönliche Stimmung oder Willensrichtung; es kann daher bei verschiedenen Menschen in sehr abgestufter Weise vorhanden sein oder gänzlich fehlen.“ Im Anschluß daran wird die Verwechselung der Ehre mit der Tugend gezeigt: „Wenn Jemand erklärt, seine Ehre könne ihm Niemand rauben, so verwechselt er die Ehre mit der Tugend oder Moral. Diese ist allerdings als ein innerer, ewig unverletzbarer Besitz jedem Eingriff von außen entzogen.“ Dagegen liegt unsere Ehre als eine in fremden Köpfen bestehende Meinung nicht in unserer unmittelbaren Willenssphäre, sondern außer uns und ist daher mannichfachen Gefahren ausgesetzt. „Diese wesentliche Eigenschaft der Ehre kann nicht entschieden genug hervorgehoben werden, weil allein hierauf die Nothwendigkeit beruht, die Ehre zu schützen, sei es durch Beleidigungstrafen oder bei deren Unzulänglichkeit durch die Selbsthilfe des Verletzten.“ Der wohlfeile Vorwurf der Duellgegner, das Duell sei ein barbarisches Vorrecht der oberen Stände, sei privilegirter Mord und die „Ehre“ anderer Menschengemeinschaften, denen das Duell unbekannt ist, sei darum nicht geringer, erweist sich nach Graesers Darlegungen als schief und falsch konstruirt. Da die Ehre in der Schätzung unserer Persönlichkeit durch die Mitwelt besteht, so kommt als Träger dieser Mei-

nung der gesellschaftliche Kreis in Betracht, dem der Betroffene angehört. Die diesem Kreis Angehörigen also sind es, deren Werthschätzung Ehre und deren Verachtung Schande bedeutet. An einem großen und bedeutsamen historischen Material wird gezeigt, wie sich die Sitte des Zweikampfes gerade in Zeiten der härtesten Unterdrückung wie ein elementares Naturgesetz immer wieder durchgesetzt hat. Graeser erörtert auch die Bedenken, die von Moral und Religion dem Zweikampf entgegengehalten werden. Er citirt den Satz Schopenhauers: „Auf nichts in der Welt hat ein Jeder einen so unbestrittenen Anspruch wie auf seine eigene Person und sein Leben" und widerlegt die Behauptung der Duellfeinde, an deren Spitze bekanntlich die Kirche steht, daß die „Allgemeinheit" einen Anspruch auf unser Leben habe. „Aus diesem Anspruch würde nicht nur folgen, daß wir unser Leben nicht eigenmächtig preisgeben dürfen, sondern zugleich, daß wir sittlich verpflichtet seien, es möglichst lange zu erhalten, also unseren Körper zu pflegen, gut zu essen und zu trinken, viel zu schlafen, und Jeder, der Dies thue, dürfe das stolze Bewußtsein hegen, hiermit eine sittliche Pflicht gegen die Allgemeinheit zu erfüllen. Die aber legt offenbar gar keinen Werth auf die Erfüllung solcher Pflichten, sondern hindert Keinen, der so pflichtvergessen ist, sein Leben durch Darben zu gefährden oder gar zu verhungern." Nach dem Grundsatz „Volenti non fit iniuria" erweisen sich die angeblich moralischen Bedenken gegen den Zweikampf, der, wie Treitschke sagte, die ultima ratio gegen die Verwilderung der Gesellschaft ist, als haltlos. Nützlich wäre die Beantwortung der schwierigen Frage gewesen, wie sich der Eingriff in die Lebenssphäre der dem getöteten Gegner nahestehenden Menschen und der eigenen Angehörigen rechtfertigen läßt. Auch vermißt man die Beleuchtung der heiklen Frage, auf welche Weise der Ehrenschutz, dessen Nothwendigkeit doch in allen Fällen gleich bleibt, dann zu erlangen ist, wenn die Ehrverletzung nicht von einem Genossen aus der selben Anschauungwelt, sondern von einer Person aus anderem Kreis, in dem gröbere Ehrbegriffe gelten, oder von einer Frau ausging. Die Ehrverletzung kann in solchen Fällen genau eben so schwer sein. Immerhin können diese kleinen Mängel die Bedeutung des Buches für die Klärung des so ungemein schwierigen Duellproblems nicht im Geringsten beeinträchtigen.

Wartau. Dr. von Boxberger.

**Die schweizer Militärsteuer.** Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Seit dem Bestehen des Deutschen Reiches hat es nicht an Versuchen gefehlt, eine zufriedenstellende Lösung der Wehrsteuerfrage zu finden. Gegen die Einführung einer solchen Steuer werden von deren Gegnern mit Vorliebe die steuertechnischen Schwierigkeiten ins Feld geführt; die sollen in einem Bundesstaat, dessen Glieder verschiedenartige Steuersysteme haben, eine befriedigende gesetzgeberische Lösung kaum zulassen. Da nun die Schweiz ein Bundesstaat ist, dessen

Gliedstaaten durchaus verschiedene Steuersysteme besitzen, ferner die mit dieser Militärsteuer, als einziger Bundessteuer, dort gemachten Erfahrungen bereits über dreißig Jahre zurückreichen, so habe ich mir die Aufgabe gestellt, die Wehrsteuergesetzgebung der schweizerischen Eidgenossenschaft darzustellen und kritisch zu beleuchten.

Dr. von Harling.

**Stepp uhn Strunn.** Helgolander Roman. Fontane & Co., Berlin.

Im Herbststurm sah ich das Heilige Land zum ersten Mal; donnernd wälzte sich ihm das Meer entgegen und vom Schiff aus deuchte mich die rosa Brandung, die schäumend zum Felsen aufpeitschte, das gewaltigste Schauspiel, das ich je gesehen. „Seit zehn Jahren ist es nun deutsch“, sagte der Kapitän; ich aber konnte nicht verstehen, daß dieser Felsenbrocken, wenige Meilen von der deutschen Küste entfernt, jemals nicht deutsch gewesen sein sollte, und studirte, wieder auf Festland, neugierig seine Geschichte. Welche Geschichte! Nur Englands hochmüthige Unterschätzung des deutschen Willens zur Seegeltung konnte schuld sein, daß es sich zu diesem folgereichen Handel, der Abtretung des nordischen Maltas an Deutschland, entschloß; konnte es vergessen lassen, daß deutsche Seemacht im deutschen Meer erst denkbar war, wenn Deutschland in den Besitz dieses Bollwerkes vor unseren größten Strömen gelangte. Dieser hochmüthigen Mißachtung verdanken wir, daß der rothe Felsen, der deutsch ist seit der graustan Vorzeit, wieder zum Mutterland gehört. Denn ob der Däne regirte oder der Engländer, der Schwede oder Gottorp: die Hollunner blieben Friesen, deutsche Inselfriesen. Ich lernte sie kennen, deren Vorfahren Freunde der Wikinger waren und des Störtebekers Zechkumpane; lernte zarte Frauen kennen, deren Großmütter noch von der Zeit zu erzählen wußten, da der Hunger herrschte auf Heiligland und Jab Andrésen Siemens, aus des großen Werner Familie, finster und wortkarg auf seiner Werft hantirte, in der Erde wühlte nach den Knochen alter Friesenkönige und in bitterer Fehde mit dem englischen Gouverneur lag. Alte Lotsen lernte ich kennen, deren triefende Augen noch aufleuchteten, wenn sie von Schiffen erzählten, die sich in den Fangnetzen der Klippen festfuhren, ersehnte Beute den Insulanern. Von Kameraden sprachen sie, die das Meer sich geholt, von Governor Maxse, von merkwürdigen Dingen, die noch aus der Franzosenzeit stammten, als Heiligland einer Welt Börse war, als von der Insel aus ein Schmuggel betrieben ward, wie die Welt ihn nicht vorher kennen lernte und ihn wohl auch nicht wieder erleben wird. Es hat lange gedauert, bis ich mir die Kraft zutraute, des heiligen Landes wilder Schönheit und der rauhen Eigenart seiner starrköpfigen Bevölkerung gerecht werden zu können. Ob es mir gelang? Der Hollunner frommer Spruch, den sie beim Fischfang und bei Bergefahrten beteten, saß mir dabei im Herzen: „Herr, segne unser Unternehmen!“

Königswusterhausen. Meta Schoepp.

# Herbstkurse.

Wenn das Ausland die Tendenz auf unseren Märkten macht, wird Art und Menge der Einflüsse unwägbar. Die Aktie der Nobelgesellschaft zeugt von der leisen Russifizirung der Burgstraße. Und als neulich die Aktie der Azow-Don-Kommerzbank in unseren Ultimohandel zugelassen worden war, wagte auch sie schnell ansehnliche Kurssprünge. Die wirkten besonders drastisch, weil am selben Tag die Deutsche Reichsanleihe einen neuen Tiefrekord (78,80) aufstellte. Die Sprünge waren von Petersburg und Paris aus vorbereitet worden. Dort wußte man, früher als in Berlin, daß die Bank Nobelaktien mit beträchtlichem Nutzen verkauft habe, und escomptirte den Gewinn so schnell wie möglich. Die berliner Spekulation sah den Effekt und kaufte natürlich sofort mit. Die Börse, die zunächst unter dem Eindruck des weiteren Einschrumpfens der Reichsanleihe gestanden hatte, erholte sich rasch an dem belebenden Luftzug, der vom Russenmarkt kam, und zog dann einzelne Konjunkturmomente (das Steigen der Metallpreise) in wohlwollende Erwägung. Solche „Tendenzmanöver" könnte man als zum Börsenapparat gehörig ansehen und ohne Kommentar hinnehmen, wenn sie nicht wirthschaftliche Werthe hervorbrächten oder vernichteten. In den Tagen der Herbstsonnenwende entscheidet sich das Schicksal der Kurse. Der dritte Quartalstermin ist der bedeutsamste und gefährlichste; denn um diese Zeit werden die Grundlinien der Jahresbilanz gezogen. Man kann sicher sein, daß eine erhebliche Anhäufung von Verpflichtungen vor der Schwelle des ersten Oktobertages keine gute Vorbedeutung für den letzten Dezembertag hat. Die Börse aber ist mit gewichtigen Kursengagements belastet. Da die wirthschaftliche Konjunktur noch immer gut aussieht, glaubt der Effektenkäufer, ins Feuer gehen zu dürfen, und vergißt, daß die Konjunktur noch veränderlicher als die Donna ist und ein Konjunkturpapier deshalb über Nacht seinen Werth mindern kann. Bergwerke so gut wie Sammet.

Die Spekulation versucht gern, durch Kurssteigerung die Dividende zu erhöhen. Der Börsenpreis eines Papiers wird in die Höhe getrieben, um den Vorstand zu reichlicher Dividende zu zwingen. Solche Druckversuche wirken freilich nicht immer. Oft aber können selbst vorsichtige Verwalter sich dem Einfluß der Kursbewegung nicht ganz entziehen. Arg getäuscht wurde die Börsenhoffnung in Sachen Canada-Pacific. Diese Aktie gehört auch zu den Vermittlern fremder Tendenzen; wer sich in Deutschland für das Papier interessirt und dessen Schicksal zu dem seines Geldes macht, ist aufs Mitlaufen angewiesen. Bei der Canada-Pacific-Aktie war die Zahl der „Konkurrenten" groß und der Kurs, den viele Kräfte schoben, kam schnell auf die Höhe. Schon 1911 hatte er sich ein Agio von 48 Prozent zugelegt; und 1912 setzte er noch 35 Prozent an. Die Dividende mußte ja wachsen. Die Rechnung stimmte aber nicht. Die Direktoren der Bahn blieben bei der alten Dividende von 10 Prozent, die zu einem Börsenpreis von

fast 280 natürlich nicht paßte. Die Enttäuschung war so groß, daß Hals über Kopf verkauft wurde. Der Kurs verlor einen Theil seines spekulativen Aufschlages und das Publikum seine Begeisterung für die Favoritin. Die wird in Kanada nüchterner eingeschätzt als bei uns. In Montreal weiß man, daß die Gesellschaft nicht alle Zufallsgewinne aus den Verkäufen ihrer Ländereien vertheilen will. Da die geschäftlichen Folgen der Eröffnung des Panamakanals für die Bahn noch nicht zu übersehen sind und das Betriebskapital vergrößert werden soll (das Stammkapital beträgt 180 Millionen Dollars), gebietet die Pflicht vorsichtige Zurückhaltung. Auch das Recht zum Bezug neuer Aktien, deren Geburt erst beschlossen und sanktionirt werden muß, hatte die Phantasie der Spekulanten genährt und ist schließlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben, weil es sich nicht schnell genug in sichtbarer Gestalt zeigte. Man überschätzt eben überall gern die Möglichkeiten der Entwickelung und nur eine kleine Schaar weiß, was im Schoß der Aktiengesellschaft vorgeht, mit deren Papieren sie „arbeitet".

Sind die Beziehungen zwischen Kurs und Dividende so schwach begründet wie bei der Canada-Aktie (deren wirklicher Werth von den falschen Berechnungen der Spekulanten unberührt bleibt), dann ist die Gefahr der Korrektur stets vorhanden. Wie groß mag die Zahl der Dividendenpapiere sein, bei denen die Proportion so falsch gewählt ist? Bedarf das in Effekten angelegte Geld einer höheren Verzinsung, als die ist, die ihm die Anlagepapiere bieten, so müßte das Bedürfniß auch in der Rente des Industriepapieres zum Ausdruck kommen. Prüft man aber, wie hoch sich eine Aktie verzinst, so findet man nicht selten einen erheblichen Zwischenraum zu dem Normalsatz von 6 Prozent. Der Kurs ist im Verhältniß zur Dividende zu hoch, um eine dem Wesen des Papiers entsprechende Verzinsung zu sichern. Wer die Möglichkeit sieht, seinem Vermögen schnellen Zuwachs zu schaffen und alte Verluste durch einen guten Coup auszugleichen, Der pfeift natürlich auf alle Rentabilitätberechnungen. Kann sich aber solche Auffassung vor den strengen Forderungen der Quartalsliquidation halten? Um die Bewegung der Geldsätze hat sich die Börse schon lange nicht mehr gekümmert. Seit der Gewöhnung an den Durchschnittzinsfuß von 4 Prozent ist man auch vor der Gestaltung der Diskontraten kaltblütiger geworden. Der Reichsbankdiskont von 5 Prozent, der in diesem Jahr dauerhafter als je zuvor war, hat der Börse nichts von ihrer Spannkraft genommen; und die Diskonterhöhung in England glitt nur wie der äußerste Rand eines Schattens an dem Marktleben vorüber. Trotzdem hat man sich in letzter Zeit mit der Frage beschäftigt, wie der Reichsbankdiskont im kommenden Herbst und Winter aussehen wird. Der Präsident hat Ende August zwar von einer „gewissen Anspannung" gesprochen, eine Aenderung des Wechselzinsfußes aber noch nicht in Aussicht gestellt. Ob es für dieses Jahr bei einem Maximum von 5 Prozent bleiben wird, ist trotzdem fraglich; vielleicht steigt der Reichsbankdiskont wieder auf die Höhe, auf der er im Winter 1907

stand. Bei einer Bankrate von 5 Prozent gäbe schon eine Aktienverzinsung von 6 Prozent sehr knappen Ertrag; und die Rentabilität vieler Dividendenpapiere ist beträchtlich geringer. Daß Gesellschaften, die mit einem hohen Agio belastet sind, zu dem Mittel einer künstlichen Verwässerung des Kapitals greifen, um den Kurs ins richtige Verhältniß zur Dividende zu bringen, wird ihnen oft verdacht. Der Aktionär, der die Vortheile solcher Taktik genießt, hat natürlich keinen Grund, sich über den Empfang von Gratisaktien oder billigen Stücken zu beklagen. Der Widerspruch Derer, die nur theoretisch an den „Extrahonoraren“ betheiligt sind, entspringt dem Verdacht, daß zwischen den Faktoren, die das Bezugsrecht festsetzen, und den Mächten, die den Börsenkurs bestimmen, ein Zusammenhang besteht. Der aber ist nur ... zu ahnen.

Die Kreditinstitute bewahren ihre Geheimnisse und hüten sie um so sorgsamer, je fester die Abhängigkeit der Wirthschaft von ihnen wird. Seit der Reichsbankpräsident zur Vorsicht bei der Kreditgewährung ermahnt hat, haben die Banken sich an die Musterung ihrer Debitoren gemacht. (Die Schwierigkeiten in der Baubranche gehören zu den Folgen der Krediteinschränkungen.) Aus den Semestralsitzungen der Banken wurde fast nur Erfreuliches gemeldet. Ob die Bilanzen liquider geworden sind? Die letzten Zwischenausweise konnten nach dieser Richtung kaum Hoffnungen wecken; man muß stets bedenken, daß der Status einer Bank rechnerisch nicht genau festgestellt werden kann. Eine Liquiditätberechnung, die sich nur an die Daten der Bilanz und an ein bestimmtes Schema hält, wird niemals ganz richtig sein. Die Thatsache aber, daß unsere Banken seit Jahr und Tag mit winzigen Auslandguthaben arbeiten und auf die eigenen Mittel angewiesen sind, hat wohl manchen Zweifel an der Finanzkraft der deutschen Kreditinstitute beseitigt. Der einst felsenfeste Glaube an die Hilfe der ausländischen Gelder ist brüchig geworden. Früher galt, vor jeder wichtigen Ultimoregulirung, die erste Sorge dem Gedanken an die fremden Guthaben. Werden sie reichlich genug sein, um den Geldbedarf zu decken? Jetzt hat sich gezeigt, daß es auch ohne solche Hilfe geht. Der Gewinn dieser Erkenntniß ist höher zu schätzen als mancher in Ziffern auszudrückende Nutzen; und er wiegt die Opfer auf, die zur Feststellung des eigenen Kräfteverhältnisses gebracht werden mußten. Vielleicht hat dadurch auch die Zuversicht der Industrie gewonnen, die in ihren Dispositionen (Ausdehnung des Betriebes) nicht allzu ängstlich mehr auf die Mittel ihrer „Finanzfreunde“ rechnet. Besonders in der Elektroindustrie ist neues Wachsthum der Geschäfte zu verzeichnen. Die züricher Bank für elektrische Unternehmungen, die große Trustgesellschaft der A E G, hat eine Kapitalserhöhung (von 60 auf 75 Millionen Francs) beschlossen; und die A E G selbst braucht 55 Millionen Mark. An der industriellen Konjunktur wird die Börse so bald wohl keine Enttäuschung erleben (die Woge zeigt noch immer keine Neigung, sich aus Liebe zu Gwinner zu überschlagen); nur die Kurse müssen ihre „innere Berechtigung“, wenn der Zinsfuß etwa höher wird, noch klarer erweisen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. September 1912.

# Chronika.

## Rom=Wittenberg.

Wieder wird im Deutschen Reich über die Loyolitengefahr laut gezetert; und wieder ist in Preußen ein evangelischer Pfarrer seinem Amt enthoben worden. Freiherr von Hertling, Minister=präsident im Königreich Bayern, fordert eine klare Auslegung des Jesuitengesetzes; dem heute, nach vierzig Jahren, noch die sicher begrenzte, alle Bundesstaaten an eine von Zweifeln nicht benagbare Rechtspflicht bindende Deutung fehlt. Deshalb wird er gescholten; als Einer, der Deutschland verrömern, den Ewigen Bund lockern, Bayern von der Reichsspitze abdrängen wolle. Thorenrede. Ward schon vergessen (oder nur den Lesern der „Zukunft“ bekannt), daß ein liberaler Reichsrath (Auer) dem Prinzregenten Luitpold, der doch gewiß nicht „ultramontan“ ist, und dessen mächtigem Generaladjutanten für die unbequeme Nachfolge des Grafen Podewils den Professor der Philosophie, Kämmerer und Geheimen Rath Dr. Georg Freiherrn von Hertling empfahl? Der war niemals dumm, nie Preußens Feind, immer ein deutscher Patriot; unter seinem Vorsitz hat die Centrumsfraktion für die berliner Regirung so viel gethan, daß ihr zu thun fast nichts mehr übrig blieb. Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaft und Verfasser der „Kleinen Schriften zur Zeitgeschichte und Politik“, die auch dem anders Empfindenden manche Anregung und Lehre bescheren. Daß er sich Dem, was Bismarck „die maßgebende Zukunft“

zu nennen pflegte, anzupassen trachtet, ist nur natürlich; Klugheit, Pflicht und Neigung treiben ihn in diesen Versuch. Prinz Ludwig, der Mann der letzten, ungemein frommen Tochter des Hauses Este, ist strengem Kirchenwesen näher als sein Vater (und findet seinen Aeltesten, Rupprecht, oft gewiß allzu „freisinnig"). Muß man drum, statt sich der Thatsache zu freuen, daß die schwankende Gestalt des auch im Willen kränklichen Grafen Podewils, der sich in Wien seelisch stets wohler als in Berlin fühlte, einem energischen und gebildeten Mann Platz gemacht hat, den Baron Hertling verschreien und überall austuten, er und sein Soden seien nur die Exekutoren der im münchener Erzbischofspalast ausgeheckten Jesuitenwünsche? Die Kürung Hertlings, den eine große, festgefügte Mehrheit stützt, war der sichtbarste Sieg, den im Deutschen Reich der Parlamentarismus (die nächste, die unvermeidliche Etape unserer Entwickelung) bis heute erfochten hat; dieses Sieges Nachwirkung wird erweisen, daß auf die Zinne verantwortlicher Macht erhöhte Parteihäupter in Wollen und Handeln vorsichtiger sein müssen und sind, als sie in den Tagen der (nicht nur von Gladstone erstrebten) power without responsibility waren; wird, so dürfen wir hoffen, auch den Wahn ausjäten, ein Heydebrand könne als verantwortlich Regirender an jedem Satz des Programmes kleben, dem er sich als Führer einer Fraktion verlobt hat. Was Freiherr von Hertling auf dem neuen Sitz gesagt hat (zu thun vermochte er noch nichts Rechtes), war verständig; weder dem Wittelsbacherstaat noch dem Reich schädlich. Die Jesuiten? Erwachsene sollten sich nachgerade schämen, den Kindermärchen zu glauben, in denen die Söhne des großen, reinen, im feinsten Seelensinn edlen Ignatius als eine Bande von Schleichern und Trügern, Gaunern und Meuchelmördern gar am hellen Tag spuken. Fürchtet, heute noch, das starke Deutschland sich vor dem Häuflein der Jesuiten? Die könnten ihm, wenn sies selbst wollten, nichts Arges anthun; und wollens auch nicht: weil sie klug (nicht nur schlau) sind und früh gelernt haben, daß des Gecken und anderer Narren Art ist, sich unerreichbare Ziele zu setzen. Sie sind dem Protestantismus feind? Jeder gläubige Katholik ists; muß es sein, wenn er sich nicht aus Roms Geistesbezirk scheiden will. „Der Jesuitenorden erstrebt die Verherrlichung Gottes durch die Kirche. Er wird, sobald eine ernst-

hafte Versöhnung erreicht ist, seine ganze Kraft an die wissenschaftliche Verarbeitung der dringlichsten sozialen Fragen setzen. Er kommt aus Willensrichtungen und Gefühlsatmosphären, die uns fremd sind. Im faltigen Gewande der spanischen Priestertracht ahnt Mancher den Dolch: und er fände da doch nichts als einen eisernen Bußgürtel auf dem bloßen Fleisch. Doch so unmenschlich der Jesuit gegen sich ist, so menschlich ist er gegen Andere. Das Ordensideal ist nur für den Berufenen. Die übrige Menschheit steht unter einem sanfteren Gesetz, das mit der ganzen Schärfe aristotelischer Logik aus dem Zweck des Menschen und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft abgeleitet ist. Dieses Gesetz ist moralinfrei: frei von unmotivirten, willkürlichen Zuthaten; es ist genau nach dem Zweckgedanken zugeschnitten und kein Denkender, der sein und der Mehrheit Lebensrecht wahren will, kann ein wesentlich anderes Sittengesetz aufstellen. In ihrer Selbstsicherheit finden die Jesuiten nicht einmal der Mühe werth, die gegen sie gerichteten ungeheuerlichen Anklagen zurückzuweisen." Das hat hier Einer gesagt, „der Jahre lang, ohne sich mit ihnen zu identifiziren, mit den Jesuiten unter einem Dache gewohnt hat". Als der Trugglaube entstand, Luthers Enkel könnten rasch, nach tollkühnem Sturmlauf, die Mauern Roms brechen, war der Wunsch, zunächst die Leibgarde des Papstes, die Kerntruppe des Römerheeres, aus den deutschen Grenzen zu weisen, immerhin begreiflich. Seit dieser Wahn verwest, ist das Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten, das einsam im Reich noch giltige, ein Denkmal schmählichen Kleinmuthes. Bismarck, der nie vor der Konsequenz seines Handelns bebte, hätte es längst weggeschafft. „Die therapeutische Behandlung der Katholischen Kirche in einem weltlichen Staat ist dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Betheiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene Ueberzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen. Auf die juristische Detailarbeit der Maigesetze würde ich nie verfallen sein. Der Mißgriff wurde mir klar an dem Bild ehrlicher, aber unge-

schickter preußischer Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzten. Ich war zufrieden, wenn es gelang, dem Polonismus gegenüber die im Kulturkampf gewonnenen Beziehungen der Schule zum Staat und die eingetretene Aenderung der einschlagenden Verfassungartikel als definitive Errungenschaften festzuhalten. Beide sind in meinen Augen werthvoller als die Verbote geistlicher Thätigkeit. Ich hielt für angezeigt, den Frieden anzubahnen, wenn die Schule gedeckt, die Verfassung von den aufgehobenen Artikeln und der Staat von der Katholischen Abtheilung frei blieb." Der (noch im Winter tiefsten Mißvergnügens am Wirken der im Dienst Caprivis hurtigen Centrumsfraktion) diese Sätze diktirte, hätte den „angebahnten" Frieden gesichert. Unter keinen Umständen und um keinen Preis die „Herrschaft" der Kirche geduldet; alle entbehrlichen Rüststücke aber abgelegt. Was er wollte, hatte er; und die Majestät seines Menschenverstandes empfand immer, welche innere Macht dem Katholizismus aus der alten, eulenweisen Gewohnheit seiner Priester erwuchs, „über das kirchliche Gebiet hinaus" in alle weltlichen Lebensbezirke einzugreifen. (Die zornige Rüge, daß Roms Priester sich auch um den Erdenwandel ihrer Heerde, um das staatsbürgerliche Handeln jedes Oechsleins oder Lämmchens bekümmern, kommt aus dem Neid, nicht aus verwundetem Moralbewußtsein. Schwebt Religion denn, wirklich durchfühlte, hoch über aller Lebensfunktion im Blauen? Ist die Frage, welchen Mann Einer ins Reichshaus, in den Landtag abgeordnet zu sehen wünscht, für die Inventur seiner Seele etwa unwichtig? Und muß der Pfarrer, der sein Amt mit heiligem Ernst umarmt, nicht dafür sorgen, daß seiner Obhut anvertraute Gotteskinder auch in ihrer Bethätigung politischen Rechtes nicht um Fingersbreite von der Pflicht des treu gläubigen Katholiken weichen?) Bewundert das selbstlos leise Wirken der Soldaten Jesu oder hasset die Kraft ihres Kampfes für eine Eurem Gefühlswillen widrige Sache: das Ausnahmegesetz schützt Euch nicht vor der Frucht ihrer That; duckt Euch dem Blick nur in die Armsäligkeit ängstlicher Schwächlinge hinab. Ein Staatsmann, der nicht, wie ein aufs Trockene geworfener Kabeljau nach Meersalz, in frostiger Einsamkeit nach dem wärmenden Athem

der Volksgunst schnappt, würde das Gesetz aufheben und sprechen: „Ihr Schüler Loyolas habet fortan das selbe Recht wie jeder Bürger in deutschen Staaten; in die selbe Pflicht Euch zu zwingen, sind wir, ist das vierzigjährige Reich noch in Unwettern stark genug."

Den Jesuiten ist die Ordensthätigkeit verboten. Was ist Ordensthätigkeit? Vor vier Jahrzehnten hat Ludwigs Minister Lutz danach gefragt; und keine unzweideutige Antwort erhalten. Jetzt fragt Luitpolds Minister wieder; ihn drum zu schelten, ist kindisch. Der Bundesrath, in dem Preußens Mehrheit fast allzu fest gesichert ward, kann ja antworten, was ihm beliebt (und was der ewig entschlußlos ihm vorsitzende Titularkanzler für „angebracht" hält). Mit dem Freiherrn von Hertling wird immer, sogar unter präsidirender Dummheit, zu reden und leidlich auszukommen sein. Er hat neulich gesagt, daß er bayerische Sonderrechte, die von der Praxis als nutzlos und lästig erwiesen seien, ruhig aufgeben werde. Auch das nicht nur lächerliche, sondern an manchem dunklen Tag geradezu schädliche Recht, in Dresden und Wien, in Paris und bei den Hansarepubliken das Königreich der Wittelsbacher durch Sondergesandte vertreten zu lassen? Auch den Namen „Preußisch-Süddeutsche Klassenlotterie", der alles Reichsempfinden frech höhnt und in jedes nicht mit bethmännischer Froschhaut bespannte Deutschenantlitz die Schamröthe treiben müßte? Auch das Postmarkenprivileg (das der preußische Staat längst durch die Weisung zerhöhlen mußte, im Hoheitgebiet der Hohenzollern jede bayerische Marke als giltig zu behandeln)? Nehmt, Aktenstapler, den Baron beim Wort. Thut, statt stets nur mit Hand und Hintern zu arbeiten, vor dem Pult zu hocken und Unterschriften auszuspeien, endlich mal Etwas für die innere Einung des Reiches. (Fällt ihnen, natürlich, nicht ein. Nur nicht neue Verantwortlichkeit auf sich laden! Wie der russische Kollege Dolgorucki einst, denken sie: Wirre Unordnung ist das Element, in dem Unsereins am Besten gedeiht.)

Dem Protestantismus droht nicht von den Jesuiten Lebensgefahr. Die trägt er in seiner Flanke. Bereitet er sich, vierhundert Jahre nach der wittenberger That, jetzt schon zum Sterben? Beinahe möchte mans glauben. Fall Traub: confer dem Kasus Jatho. Immer die selbe Geschichte; und wieder wird ringsum gegen „die Orthodoxie" und den bösen Oberkirchenrath gewettert; der in die-

sem Fall noch der Todsünde schuldig sein soll, als Beleidigter den Beleidiger gerichtet zu haben. Konnte er, nach unserer Instanzeneinsetzung, anders? Wenn ein Soldat brüllt, alle Offiziere seien Schweinhunde, Prasser, Leuteschinder, kommt er vor einen Gerichtshof, in dem Offiziere sitzen. Wenn Einer schreibt, das Reichsgericht bestehe aus Mumien und Regirungbütteln, kann, in letzter Instanz, die Frage nach Schuld und Strafmaß in Leipzig beantwortet werden. Wozu also der Lärm? Der Pfarrer der dortmunder Reinoldi-Gemeinde ist seinem Amt enthoben worden, weil er über das Handeln des Oberkirchenrathes öffentlich Urtheile gefällt hat, die dem Kirchenregiment mit solchem Amt unvereinbar scheinen. Löst man den Kern des darob entstandenen Grimmes aus der Stachelschale, so findet man die Oeffentliche Meinung: Jedem Pfarrer muß das Recht verbürgt sein, an jedem Ort, so laut, so grob, wie er will, auszusprechen, was ihn richtig dünkt; über Glauben, Dogma, Symbole, Kirchenverfassung und Behörde; auch das Recht, von Amtes wegen nur die ihm genehme Pflicht zu erfüllen und jeder ihm unbequemen auszubiegen. Ist bei solcher Wahrung jedes Willkürrechtes noch eine Kirche möglich? Herr Dr. Fromer, der, als Bibliothekar der berliner Judengemeinde, Israels Glaubensgewöhnung mit ernster Sachlichkeit kritisirt hatte, wurde weggejagt und konnte sich in einer Hungerkur kräftigen. Ein Hansabundesgenosse, der den Vorstand schnöder Demagogie oder feiger Heuchelei ziehe, flöge hinaus; mindestens eben so schnell ein Mitglied des Vereins Berliner Presse, das die eiternden Wundmale des Preßkörpers entwickelt hätte. Gegen solche „Maßregelung" wurde und würde nicht ein armes Wörtchen gesagt. Nur die Kirche Luthers, die doch als Schutzhaus der im Geist Aermsten, im Fleisch Schwächsten gedacht ist, soll dulden, daß der in ihr Thätige auf allen Wegen handle und rede, wie ihm just paßt. Auch auf der Kanzel so rede. Wie ihm das Mützchen sitzt, sei seine Sache. Pastor Schulze darf sagen: „Jesus ist der Sohn der Jungfrau Maria, empfangen vom Heiligen Geist." Pastor Müller: „Jesus ist Mensch; Josephs, des Zimmermanns, rechter Sohn." Pastor Wachtel: „Jesus ist Gottes Kind und selbst darum Gott." Pastor Lerche: „Der apostolische Mythos bindet mich nicht; als vom Born der Naturwissenschaft Getränkter weiß ich, daß einer

Jungfrau Leib niemals Frucht tragen kann, als moderner Theologe, daß Götter nicht im Sinn irdischer Vorstellung leben noch gar sich nach Menschenart fortpflanzen. Niemals ist, nicht als Gott noch als Mensch, ein Jesus über die Erde gewandelt. Nur in Herz und Hirn lebt er; und wird als lebendige, als unsterbliche Gottesidee von mir geehrt." Diese Lehren sollen, alle vier und obendrein noch drei Dutzend, von Rechtes wegen gestattet sein. Die Gemeinde der Armen und Schwachen, Mühsäligen und Beladenen mag da und dort das Korn aufpicken, das ihrem Gaumen schmeckt. Mag nach Müller Wachtel, nach Lerche wieder Schulze hören und aus den Lehrbrocken über dem Feuer frommer Inbrunst sich einen Glaubenskuchen backen. Dann kehrt die von Tasso ersehnte Goldene Zeit uns zurück, „da auf der freien Erde Menschen sich, wie frohe Heerden, im Genuß verbreiten, wo jeder Vogel in der freien Luft und jedes Thier, durch Berg und Thäler schweifend, zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt." Dürfte diese Zeit sich aber noch christlich nennen? Müßte unter der Asche, die kalte Vernunft früh und spät ins Herdloch schüttet, das Feuer der Inbrunst nicht bald verglimmen? Die Gemeinde, die ein festes Glaubensgeländer, sich in Dunkelspein dran zu halten, sucht, nicht rasch zerbröckeln, wenn sie das Holz, das ihr gestern als stützender Stab gegeben ward, heute splittern sah? Während die Römerkirche schon den schüchternsten Willen zur Apostasie mit der strengsten Strafe ahndet, soll im reformirten Reich jeglicher Hirt seiner Heerde nach Willkür und Zufallslaune die Glaubensweide erwählen und keines zottigen Wächters Gebell ihn je stören. Während Roms tausendmal totgesagte Papstkirche ohne heftigen Aufwand ein Volksweihfest von dem gewaltig fortwirkenden Rhythmos der wiener Eucharistischen Prozession zu bereiten vermag, soll das Bethaus der Protestanten eines Disputirklubs Heim werden. Dahin (täuschet nicht selbst Euch noch länger) führt der von Oeffentlicher Meinung empfohlene Weg. Uebermorgen wird das Gemeindemitglied Kurzdarm den Pastor Wachtel vor den Konsorten zur Rede stellen: „Warum, Hochwürden, lehrest Du nicht wie Dein Amtsbruder, der treue Lerche?"

(Im Fall Traub hat sichs nicht um einen Lehrprozeß gehandelt, sondern um ein Disziplinarvergehen, dessen der Pfarrer als Artikelschreiber schuldig geworden ist. Das weiß ich. Auch, daß

des Lehrzuchtgesetzes Vater, der allzu nationalliberale Professor Kahl, nicht irgendein „Dunkelmann“ ist und daß die Kirchenbehörde heute nicht im Dienst der „schwärzesten Orthodoxie“ steht. Auf dem tiefsten Grunde des Streitgethürmes bleibt dennoch die Frage: Darf der Pfarrer thun und reden, wie ihm beliebt? Die Behörde antwortet: „Nein; nicht, so lange er als Pfründner im Kirchenamt sitzt.“ Sie läßt ihn nicht foltern noch schinden, nimmt ihm weder das Leben noch ein Ehrenrecht; bittet ihn nur, seine Thätigkeit draußen, vor der Kirchenthür, fortzusetzen. Martyrium? Beifall und Einkunft sind draußen größer. Die Wirkungmöglichkeit weitet sich. Und den Platz in der Kirche, die ihm so eng und dumpfig, so verwittert und baufällig scheint wie den Jathos ihre, müßte der Aufrechte freiwillig räumen. Welches Ungeheure wird diesen Ketzern also vom Kirchenregiment angethan? Und wozu das langwierig laute Geplärr?)

Unter allen Bureaukraten ist der fürs Konsistorium fleißig Akten durchschmarutzende der unangenehmste. Die anderen sind grau von Schreibstubenstaub, werden beim Schoppen oder Treppchen aber schnell frisch. Der Konsistoriale riecht wie eine für den Winter eingekampherte Wolljacke aus der Küsterkommode und fühlt sich dem gottseligen Amt verpflichtet, noch im Nachthemd, dicht vor der stillen Zufluchtstätte leiblich Beladener, sich in ehrbar steife Würdenhaltung zu straffen. Auch sein Reich ist nicht von dieser Welt; die Feinsten weichen dem hehr, jeder Zoll ein „Vorgesetzter“, durchs Jammerthal Schreitenden in weitem Bogen aus und der Volkseinfalt ist er von vielem Verhaßten das Verhaßteste. Wer möchte Ketzerschnüfflern nicht gern ans Fell? Riebe ihnen nicht gern Etwas von der lutherischen Freiheit des Christenmenschen unter die ewig herumspürende Witternase? Nur war mit schrankenloser Freiheit nie ein Staat, noch weniger je eine Kirche zu machen. Der alte Eisenbahndirektor Schrader, der bei der Verstaatlichung nicht dem Beamtenkörper Preußens einverleibt wurde und nun längst wohl auch im Aufsichtrath der Landeskirche sitzt, behauptet, in dieser Kirche seien Männer vom Kaliber der Jatho und Traub kaum noch zu finden (was den vielen redlichen, gescheiten und bescheidenen Pfarrern nicht hold ins Ohr klingen wird), nennt Herrn Jatho den „Pfarrer Deutschlands“, hebt ihn also auf Martins,

des Germanenmagisters, Stuhl und hofft, daß ein von den zu Pastoralgenies geleiteter Protestantenbund der „Gesammtkirche“ das Heil bringen werde. Mancher vom Vorurtheil minder Befangene meint, nur Pfarrern vom Seelenschlag der Märtyrer von Köln und Dortmund könne gelingen, die „Gebildeten“ in die Kirche zurückzulocken. Mag sein; doch: wäre das Haus, in dem glitzernde, oft sogar erwärmende Vorträge über Gott und die Welt gehalten würden, noch eine Kirche? Was dahin zusammenliefe, noch stark und im Wollen einig genug, um mit der Wucht einer Donnerlegion den Drang der im Vatikan Gewaffneten abwehren zu können? „Der Glaube ist ein häuslich heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfkassen giebt, woraus man in Tagen der Noth Einzelnen ihr Bedürfniß reicht; hier nimmt der Einzelne sich seine Zinsen im Stillen selbst.“ Also spricht Goethe; aus weiser Greisenstimmung aber auch: „Es giebt nur zwei wahre Religionen: die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst.“ Wünscht Ihr die schönste Form? Die gedieh bisher nur in der Kirche; und wer die will, muß ihre Uebel, wie den Dorn mit der Rose, hinnehmen. Genügt Euch formloser Pantheismus, dann kommt ihr mit dem Zins aus, den das häuslich heimliche Kapital trägt, und könnt auf Kirchenstiftung verzichten. Nur: raffet Euch zum Entschluß! Der Mündige muß wissen, was er will, und den Muth zum Willensbekenntniß erweisen. (Auch in rebus jesuiticis, Herr Fridolin Bethmann. Im Juli dem Reichsjustizamt eine der münchener schroff widersprechende Auslegung des Jesuitengesetzes entzupfen, diesen Spruch aber geheim halten und im September thun, als schwebe der Deuterstreit noch unentschieden in den Lüften der Wilhelmstraße: Das ist die Art kleiner Herzen; also bethmännisch.) Zag scheint dem Auge, ein schwächlicher Heuchler, wer, ohne Glaubensbedürfniß, ohne den sachtesten Trieb ins Uebersinnliche, sich in den Rock eines Gläubigen mummt, der seine geliebte Kirche vom Erzfeind erlösen und, wie Jesus die Geldkrämer aus Zions Tempel jagte, nun mit der Brunst der Vernunftfackel die Orthodoxen wegscheuchen will.

Siebenzig Jahre schon währt in Preußen der Zwist; seit auf dem köthener Bahnhof die „Lichtfreunde“ tagten und Bischof Drä-

seke in frommem Grimm sich wider den Pfarrer Sintenis aufreckte, der die Anbetung Christi unchristlich gescholten hatte. Die Personen wechseln, von Dräseke bis auf Stoecker, von Wislicenus bis auf Traub; der Streitkern bleibt unverändert. Darf dogmatische Vorschrift das freie evangelische Gewissen fesseln? Einer Behörde Befehl und Verbot umgrenzen, was der Pfarrer zu lehren habe? Wer für Freiheit, auch für rechtswidrige, einer Gemeinschaft schädliche, kämpft, schwatzt leicht die Mehrheit auf seine Seite. Und jeder Lehrprozeß ist ein Aergerniß. Ein weiter als je ins Land hinhallendes, seit selbst in den Gläubigen (der fromm liberale Twesten hats früh beklagt) mehr Sehnsucht nach Glauben als wirklicher Glaube lebt. Von zehn Menschen, die über den Kirchenhader reden und schreiben, sind neun ohne irgendein Glaubensbedürfniß; sie aber, denen Toleranz so leicht wird wie Abstinenz Einem, den Alkohol widert, gerade sie bestimmen den Ton, den Tenor des Urtheils. Wenn Ihr, mahnen sie, „Euch nicht in Duldsamkeit gewöhnt und jede Lehre fortan gelten lasset, entläuft Euch die Schaar und vor der Kirchenthür sammeln sich Freie Gemeinden." Und wie sähe die Folge läßlicher Duldsamkeit aus? Die Freien Gemeinden (die auch dann, schneller noch und in größerer Zahl dann entstünden) würden das Kirchenschiff sich als Heimstätte fordern und, zwischen zwei Predigten rechtgläubiger Pastoren, dort die Lehre eines mit dünnem Evangelienfirniß bestrichenen Humanismus, Monismus, Sozialismus künden. Kann ein in tiefster Brust Gläubiger, den Religion morgen noch für die Völkerzucht nöthig dünkt, dieses Ziel innig wünschen? Im August 1845 hat General Thile in einer Denkschrift an Friedrich Wilhelm den Vierten auf solche Frage preußisch-stramm geantwortet: für die Kirche sei es immerhin noch besser, wenn alle von der Glaubensgrundlage Gewichenen aus ihr schieden; tritt selbst die Hälfte der Gemeindemitglieder aus, so hält, wie das Beispiel der Altlutheraner bewiesen habe, die andere Hälfte nur um so fester zusammen. Wahn oder Wahrheit: niemals kann der Staat, der nicht den Muth hat, das Band, das ihm die Kirche anknüpft, mit scharfer Scheere zu zerschneiden und jede Bekenntnißgemeinschaft ihrem Schicksal zu überlassen, dieser Frage andere Antwort finden. Was also wird? Vom Eishauch wissenschaftlichen

Denkens im Brennpunkt des Glaubens gekühlte oder applaus-süchtige Pfarrer, die, statt sich, nach Jesuitenart, in das Bewußtsein zu verschanzen, daß der Einzelne sich und sein wirres Zweifeln der von Weiseren erdachten, von Klareren geprüften Idee und der harten Nothwendigkeit einer zu Massenwirkung, Massenbeglückung tauglichen Lehre unterordnen müsse, ihren werthen Namen der Weltesche einkerben möchten, etabliren sich als neue Evangeliendeuter, als Heilande mit beschränkter Haftung, werden durch Konsistorialspruch dem Amt entsetzt, von der liberalen Presse mit Lob, von den für die Freiheit erglühenden Gemeindemitgliedern mit nahrhafterer Speise gefüttert und gründen, jeder um sein aus Dogmenscheiten aufqualmendes Lagerflämmchen, allerlei dem „Zeitgeist" lieblich duftende Sekten. Das Ganze mag dann noch Kirche heißen; ähnelt wohl mehr aber einem Waarenhaus, aus dem jede Glaubenssorte zu holen ist. „Orthodoxie? Bitte: im Ersten Stock rechts! Wünschen Sie Christenthum ohne persönlichen Gott, Mutterschaft einer Jungfrau, Auferstehung und Himmelfahrt? Ist ja Alles da! Auch die lautere, homunkulisch gezüchtete Gottesidee in allen Preislagen, allen gangbaren Mustern von Drews bis Steudel." Nächste Folge: alles festen, starken, vom Pfahlwurm nicht durchhöhlbaren Glaubens Bedürftige rückt allmählich hinter Roms Wälle. Katholizität wird wieder das Merkmal gläubiger (nicht nach Glaubensmöglichkeit nur dürstender) Menschheit; die im Wesentlichen nie duldsam sein darf. Und die Anderen ordnen ihr Verhältniß zu Gott, zum Christus, zu seiner Botschaft, wie ihr Wollenszweck just heischt. Beinahe sind wir so weit.

## Nogi als Erzieher.

Da Mutsuhitos, des Kaisers von Japan, Erdenrest auf einem von Ochsen gezogenen Wagen zur letzten Ruhstatt geleitet wurde, hat General Nogi, der Eroberer der Liautungfeste Port Arthur, sich mit seiner Frau getötet; dem Tenno, der für sechs Jahrzehnte sichtbar gewordenen Gottheit, mit vertropfendem Lebenssaft die Treupflicht zu besiegeln. „Die größte That eines großen Mannes; von so prunklos heroischer Gewalt, daß sie jedes Menschengemüth bis in die dunkelste Tiefe erschüttern muß; ein Muster, das im

Kühlsten den Willen zur Nacheiferung zu wecken vermag.“ So (ungefähr) lasen wirs; zwischen Hymnen, die dem Lizentiaten Traub huldigten, und Artikeln, die den Eucharistenkongreß höhnten, weil er mit Galakutschen und Scharlachpomp, mit Trompeten und Trommeln die Hostie, des Abendmahlssakramentes Weihezeichen, vom Stephanskai auf den Heldenplatz führte. Nogis That könnte die Herzen zu grassem Staunen höchstens im neuen Japan stimmen; das alte hat ihresgleichen abertausend gesehen. Das Menschenmassenopfer am Grab (Hitogaki) hat im Jahr 646 Kaiser Kotoku verboten. Seit aber, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, dem letzten Hojo-Herrscher viele Lehnsmänner aus freiem Willen ins Totenland folgten, hat der Junshi, die Sitte, mit dem Lehnsherrn von der Erde zu scheiden, sich in Nippon eingenistet. Erlasse Iyeyasus (der sich sogar auf konfuzische Lehre berief) und der stärksten Shoguns haben die Erben der durch solchen Opfertod Umgekommenen mit Besitzeskonfiskation bedroht. Vergebens. Wer, des rechten Glaubens voll, den Shinto (den Weg der Götter; Budsuto ist der schmalere Pfad des Buddha) hinanklimmt, Der weiß, daß die dem Lehnsherrn, dem Allgewährer, Allerhalter, schuldige Dienstpflicht nicht mit dessen Leben endet. Manchem Daimyo sind, mit froh leuchtendem Blick, als ginge es zur Kirschblüthenfeier, zwanzig Vasallen in die Gruft nachgeschritten. Und Mutsuhito, der Tenshi, des Himmels Sohn, sollte einsam ins Reich der Ahnen wandern? Der Altjapaner war, wie der homerische Hellene, gewiß, daß er nach dem Tod stärker, zu frommer Heilswirkung gewaltiger sein werde, als er zuvor war; erst das neue Leben, in der hohen Sphäre des Kami konnte sein Wesen in Vollendung reifen. Ist es denn Opfer, mit einem geliebten, angebeteten Herrn, damit ihm, ohne Weggenossen, nicht fröstele, auf die letzte Reise zu gehen, alle Kräfte ins Uebermenschenmaß wachsen zu fühlen und selbst, im Amt des unsichtbaren Lebenswächters, ehrfürchtige Anbetung zu erwerben? „So empfand Altjapan. Doch General Nogi war vom Wirbel bis zur Zehe ein moderner Soldat; hat den Russen mit Kruppkanonen und Kleinkalibergewehren die Hölle heiß gemacht und durchs Telephon der Vorhut die Taktik befohlen. Dessen Hirn kann nicht uralter Aberglaube umnachtet haben.“ So spiegeln die seichten Tüm-

pel, die von dem Wasserschwall liberaler Erdvernünftelung rückständig geblieben sind, den Menschen und seine Innenwelt. Verstehen die Erzherzoge und Magnaten, die zum wiener Straßenfest der Eucharisteia mitwirkten, sich nicht auf Motoren und Pneumatics, kennen sie nicht die Mechanik des Luftfluges, der Telephonie und Kinematographie, das Radium sammt den Synthesen, die Farbstoff und Zucker künstlich nachschufen und jetzt Kunstgummi verheißen? Dennoch knien sie vor der Hostie und bekunden, auf heller Straße, wie ein Mönch des Mittelalters, furchtlos den Glauben, daß in dem süßen Teig der Heiland verkörpert sei. Auch Päpste haben Telephon und Fahrrad benutzt; auch über der Peterskirche waren schon Aeroplane zu erblicken. Volvitur orbis; stat crux. Viel fester noch als in unserer Zone ist diese Vorstellung im Erdosten geworden. Die besten Japaner möchten, in allem Wandel ihres nationalen Lebens, sich die ehrwürdig bewährte Sitte erhalten; sie können ihre Landsleute nicht hindern, die Affen unseres Mechanisirungdranges zu sein, ängsten sich aber vor dem Tag, der auch ihrem Volk, wie jedem in Europa gealterten, die Lebenswurzel lockert. (Selbst Herbert Spencer hat sie gewarnt, Fremdkörper in ihrer Flanke, gar im Blut ihres Herzens zu dulden.) Allerlei Fragen winken aus Ost. Was geschähe einem Shintopriester, der plötzlich aufheulte, seines Witzes Geklügel habe ihn einzelne Theile der alten Glaubenssatzung mißachten gelehrt und er müsse drum Anderes künden, als die Weisheit und Weisung der Ahnen befahl? Zum Ehrenpfarrer Japans würde er nicht ernannt. War Nogi, den Ihr lauter prieset als die deutschen Generale Roon und Blumenthal und dem Wilhelm den selben Orden umhängte wie dem feigen Stoessel, nicht recht eigentlich „reaktionär“ (wie Eure gerümpfte Lippe zu sagen pflegt)? Wars; Militärjunker obendrein. Dieser Soldat hätte jede „Kulturaufgabe“, deren Bewältigung den Kriegergeist des Volkes verlindern, verweichlichen konnte, in den Felsboden seiner Heimathinsel getrampelt. Diesen Geist zu erhalten, noch zu härten, war ihm kein Zuchtmittel zu rauh. Ob der Japaner viel Geld einnehme und mit der Bildung des Jahrhunderts gesättigt sei, bekümmerte ihn nicht; nur um die Wehrtüchtigkeit war ihm zu thun. Weil eines Kriegerstaates Zukunft, wie sein Fahnenwimpel am Schaft, an den alle Standes-

klüfte überdachenden Wipfeln der Vaterlandliebe hängt und weil der heißeste, blindeste Patriotismus stets, unter jedem Himmelsstrich, nur als Frucht stämmigen Glaubens erwuchs, wollte Nogi fromm sein, wie die Väter waren. Bis an den Rand füllte er sein Seelengefäß mit dem Gefühl, das Lafcadio Hearn „die Religion der Loyalität" getauft und als eine höchster Wunderwirkung fähige Moralkraft gerühmt hat. Da er wider sich selbst das Schwert zückt, erweist der greise General seine Bereitschaft, die vom Mund bekannte Lehre bis ans bittere, süße Ende zu leben. Der Sinn seines Seppuku (so nennt, mit chinesischem Wort, der Vornehme die ihm anständige Form des Harakiri) ist die feierlichste Mahnung an die Ueberlebenden: „Wohnet in altem Brauch; nicht verächtlich: edler nur, wie gut gerathenen Wein, klärt ihn sein Alter. Wähnet nicht, daß Eure wichtigste Pflicht hieniden sei, Waaren zu stapeln und gegen Münze auszutauschen, noch höchster Wonne Ziel, behaglich zu schwelgen. Wer sich von Schlangenzungen aus dem ehernen Yamato-Damashi, der Heldensitte Altjapans, zischeln läßt, verweibt bald und muß sich dann, neben den Neuheitlungerern, deren Lockruf ihn köderte, dem Starken in Knechtsdienst verdingen. Ich sterbe, dem Tenno nach, um in Euer Hirn das Gedächtniß Eines zu prägen, der empfand, daß Japan verloren ist, wenn sichs vom Ahnenkult löst und den Nutzen, des Einzelnen kleinen Vortheil, auf den Thron tapferer Heroengötter hebt." Durch und durch reaktionär; wie ein Bleibsel aus verschütteter Bronzezeit steht sein von Rost grün umsponnenes Bild neben dem blanken eines Modernen vom Schlag unseres Rießer, der Hermanns Enkeln den Händlergeist eindrillen will und die Friedenszeit segnet, wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen, statt sich zu erinnern, daß ihres Erdenwandels Bestimmung und Endzweck ist, Kunden zu fangen, den Güterumsatz zu beschleunigen, Zins zu schnappen und Geschäfte zu ermöglichen, die mit den Urworten Terminhandel und Terrainschiebung, Stellage und Arbitrage bezeichnet werden.

Hättet Ihrs früher bedacht! Nogis Platz ist nah bei den preußisch Orthodoxen und den wienerisch frommen „Drahern"; dicht bei blauen Junkern und schwarzen Pfaffen. Er konnte drei Aufsichträthen vorsitzen: und starb, freiwillig, fürs Vaterland.

Neuchâtel.

Nur der borusso-schweizerische Hader vom Jahr 1857 wurde vor acht Tagen hier erwähnt; nur das Ende, nicht der Anfang. Dessen Betrachtung zwingt das Auge wieder in ein Erlebniß des Jesuitenordens (hic et ubique) zurück. Als die Luzerner die von allen schweizer Protestanten wie Satanas selbst gehaßte Societas Jesu in ihren Kanton eingeladen hatten, schied sich die Eidgenossenschaft in zwei einander feindliche Lager. In dem Kampf, über dem, als Losungwort, der Ruf nach Erlösung aus dem freien Geistern aufgezwungenen Knechtsjoch lodert, siegen zunächst die Wildesten. Der plumpe berner Demagoge Ochsenbein wird, trotzdem ihm der Generalstab, als einem gewissenlosen Wühler, den Hauptmannsrang abgesprochen hat, Bundespräsident. Er will die Pfaffenbüttel zu Paaren treiben, den Sonderbund der Katholikenkantone zerfetzen, die Jesuiten als Friedensstörer wegjagen. Die Höfe von Paris, Wien, Berlin fürchten, helvetischem Boden könne ein neuer Jakobinerkonvent, ein im Europa Metternichs und Nikolais gefährlicherer, entbrodeln; und rüsten sich zu grober Verletzung der vom Wiener Kongreß den Schweizern zugesicherten Neutralität. Doch ehe Radetzky ins Tessinerland einmarschirt, hat der genfer General Dufour die Heerhäuflein der Katholikenliga geschlagen. Die verröchelt nun schnell und kann im Sterben die Jesuitenausweisung nicht mehr hindern. Friedrich Wilhelm der Vierte erwacht jäh aus dem Traum, der seinem geisterreichen Drang einen Kreuzzug der Legitimen gegen die schweizer Volksverführer vorlog; tröstet sich aber an dem „wahrhaft erbaulichen Betragen, der herrlich reinen christlichen Gesinnung des theuren, geliebten neuenburger Landes." Das war (schon um seinen Fürsten, den Preußenkönig, nicht zu kränken) in dem Bürgerkrieg neutral geblieben. In einer ungeschützten, also leicht zu überrennenden Neutralität. Friedrich Wilhelm vermag seinem landesherrlichen Herzen nicht den Entschluß abzuringen, wenigstens die nach dem Kanton benannten, vom Berlinerspott als „Neuschandeller" verwitzelten Gardeschützen in das gefährdete Fürstenthum einrücken zu lassen. Noch aber gilt Preußen als Fritzens und Scharnhorsts Staat, den der Stärkste selbst nicht straflos reizen dürfe, und die verwegensten Eidgenossen ahnen nicht, daß

ein König, dessen Rede so oft über die Erdrinde hinklirrt, jeder Demüthigung den Nacken beugen werde. Er thuts. Drei Tage nach Dufours Sieg bei Gislikon läßt Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten Sydow die strengste Wahrung der neuenburger Neutralität fordern und zur Schlichtung des Bundesstreites den Appell an die Großmächte empfehlen. Zu spät. Der König wird von den plötzlich in Uebermuth geschwollenen Siegern ersucht, die majestätische Nase nicht in den Familienwaschkessel der Eidgenossenschaft zu stecken; der Kanton, wegen verweigerter Heeresfolge, zu Geldstrafe verurtheilt. Friedrich Wilhelm unterwirft sich; wimmert in Briefen (auf deren Geheimhaltung nur ein Kindskopf rechnen kann) an die Königin von England um Hilfe; tobt wider die berner Regirung, „das Brutnest der Revolution"; und regt sich nicht, als, nach dem pariser Februaraufstand, Ochsenbeins Adjutant Courvoisier am ersten März 1848 das neuenburger Fürstenschloß besetzt und die vom Sieg trunkenen Demokraten den König, dessen Muthlosigkeit sie jetzt kennen, durch frechen Spruch jeglicher Fürstengewalt über Neuenburg verlustig erklären. Das, knirscht noch Treitschke, „war neu, daß ein Hohenzollern sich mitten im Frieden ein schönes Land von meineidigen Eidgenossen ungestraft rauben ließ, daß er sich und seine Krone einer verdienten Verachtung aussetzte, die noch heute in den Hohnreden der sieglosen Sieger fortlebt." Das wurde Ereigniß, als einem Preußenkönig nicht mehr der Muth zu Waffenwehr zuzutrauen war.

„Erster März 1848": das Datum steht auf dem Sockel des Marmordenkmals, das dem Bewohner oder Gast Neuenburgs die alte Stadt als eine durchs Schwert von preußischer Fremdherrschaft befreite, mit blankem Schwert in Helvetiens Mutterarme zurückeilende Jungfrau zeigt. Auf dem Platz, der das Denkmal trägt, drängte in der dritten Septemberwoche des Jahres 1912 die Menge sich mit Stößen an die Kasse eines Kinotheaters, an dessen Gnadenpforte in Riesenlettern zu lesen war: „Guillaume II en Suisse!!" Der Film führt den Deutschen Kaiser in heiterem Geplauder mit schweizer Offizieren vor. Und Wilhelm trägt Rock und Czako der Gardeschützen, denen, nebst ihrem friedlichen Kriegsherrn, in Neuchâtel einst barsch die Thür gewiesen ward.

Wer klagt noch, daß der Borusse ein unhöflicher Gesell sei?

# Der Ingenieur.

Heutzutage hat jedes Haus sein Quantum Technik, jeder Ort seine Fabrik oder Kraftcentrale, jede Familie ihren Ingenieur, jede Zeitung ihren technischen Aufsatz; Hausfrauen und Literaten, Bierwirthe und Lieutenants erlisten den Eintritt in die Maschinenhallen der Großindustrie und schleppen in das Geplauder ihrer Einfalt, in Küchen, Kneipen, Kasinos und Feuilletons die technische Bildersprache heim; der Bühnenheros war einst „gewachsen wie ein Baum“ und heute „reckt er sich wie ein Stahlgerüst“; einst war „das Leben bunt wie eine Blumenwiese“ und heute „pulst es wie die eisernen Glieder der Dampfmaschine“. Einst waren Pappeln, Linden, Eichen „grüne Bäume“, heute sind Drehbänke, Webstühle, Gasmotore „Wunderwerke der Technik“. Und eben so flach obenhin gleitet der Sammelname „Ingenieur“ über den reichgegliederten Haufen des technischen Industriepersonals. Von allen anderen Personengruppen lebt neben der blassen „Oeffentlichen Meinung“ doch wenigstens in den Köpfen Gelehrter, im Hirn der Standangehörigen und ihrer Nachbarn ein schärferes Bild, das von Jahr zu Jahr nach seinem Vorwurf korrigirt wird; Fabrikarbeiter, Arzt, Kaufmann mit ihren neuzeitlichen Erscheinungsformen werden heute selbst in flüchtigen Skizzen nicht mehr allzu grob verzeichnet. Wie aber stehts mit dem Ingenieur?

Ehe ich Dieses schreibe, habe ich Hunderte gefragt, was sie unter einem Ingenieur verstünden. Akademiker (Dipl.-Ing., Dr.-Ing., Reg.-Bauführer und -Baumeister) antworteten: „Einen, der wenigstens sein Diplomexamen an einer Technischen Hochschule bestanden hat.“ Fabrikdirektoren: „Jeden besseren technischen Beamten.“ Nicht akademisch geschulte technische Beamte: „Wenn es Unsereiner von der Pike auf bis zum Werkmeister bringt, dann ist er in jeder Fingerspitze mehr Ingenieur als die Herren von der Hochschule.“ Die Zeitung: „Der Monteur X. hatte sich durch den Besuch einer Abendschule die Ingenieurbildung angeeignet.“ Herren im Salon: „Ein Bischen Erfinderthum ist wohl die Hauptsache.“ Damen im Salon: „Das Wesentliche hat ja schon Max Eyth ganz klar gesagt.“ (Max Eyth hat mit seinen hübschen, gar nicht lehrhaft gemeinten Erzählungen aus einem untypischen Ingenieurleben leider viele Leser verwirrt: ein Dampfpferderennen unter Pyramiden verhält sich zum normalen Ingenieurberuf wie gothischer Zierath zur Lokomotive.) Und Karl Lamprecht, der im Ergänzungband 2,1 seiner Deutschen Geschichte das Unerhörte leistet, als Laie und als Zeitgenosse das Wirthschaftleben der Gegenwart, ja, der

Zukunft, auch in seiner technischen Entwickelung dem Fachmann zu Dank zu analysiren, vermeidet (ich glaube: absichtlich), soziale Schichten innerhalb der Privatbeamtenschaft scharf zu begrenzen.

An eine gegebene Definition kann ich also des Denkens Faden nicht knüpfen und folgere aus den zersplitternden Aeußerungen der Befragten nur das Eine: Interessenten jeder Richtung achten den Ingenieurtitel als ein Adelsprädikat in technicis, als den Ausdruck einer gewissen Vollkommenheit der persönlichen technischen Leistungfähigkeit, benutzen aber für deren Bewerthung verschiedene Maßstäbe.

Sombart hat mit einem eleganten Vortrag über das Wesen der Technik vielen ungelehrten Hörern eine gewisse Selbsterkenntniß vermittelt. Er gab dem Massengedächtniß die beiden knappen Leitsätze: erstens vom „materialen Prinzip" der modernen Technik als dem Bestreben, sich von der organisirten Materie (Bauholz, Brennholz, Zugthier, Menschenhand) zu befreien und die desorganisirte oder anorganische Materie einzuführen (Eisen, Kohle, Verkehrsmaschine, Arbeitautomaten); zweitens vom „formalen Prinzip" als dem Ersatz der Empirie durch naturwissenschaftlich begründete kausale Erforschung des Erzeugungprozesses. Behutsamer, dem Rahmen seiner Arbeit gemäß, konstatirt Lamprecht mit einer leisen Nuance das selbe „formale Prinzip", indem auch er die Technik zwar als Deszendenten der Naturwissenschaften behandelt, daneben aber immer wieder auf den starken, wenn auch weniger familiären, eher vormundartigen Einfluß der Wirthschaft hinweist. Die Umwälzung, die Rohstoff und Energiekonsum der Art nach erfuhren, als selbständiges „materiales Prinzip" aufzufassen und gar als Emanzipation vom Organischen zu formuliren, unterläßt er wohlweislich; so stark Sombarts Gedanke den Fremdling besticht, so kräftig wird ihn die Wissenschaft zurückweisen: die Mehrzahl der Umwälzungen in seinem Sinn erfolgte sekundär, wenn nämlich durch den Bedarf einer neuen Industrie plötzlich etwa ein erschreckend großer Konsum beschränkt gebotener Stoffe oder Energiequellen bewirkt wurde (was natürlich Organismen in erster Linie, aber nicht ausschließlich betraf; so wurden, zum Beispiel, natürliche Bausteine durch Kunststeine und Eisen abgelöst); oder nachdem die Technik Handhaben zur ökonomischen Darstellung eines Stoffes (elektrolytisch gewonnenes reines Kupfer für die Elektrotechnik) oder zur rationellen Ausnutzung einer Energiequelle (Wasserturbinen) geboten hatte; oder weil die Technik ganz bewußt einen Stoff spezifischer Beschaffenheit erheischte (Metall, statt der Kohlenfäden, für elektrische Glühlampen) oder Nebenprodukte zu

verwerthen trachtete (Gichtgas- statt der Kohlenfeuerung). Demnach ist die Wahl eines Stoffes, einer Antriebsart dem selben „formalen Prinzip" einbegriffen wie jede andere technische Thätigkeit.

Lamprecht streift denn auch diesen ganzen (in sich betrachtet, äußerst interessanten) Ideenkreis als einen von vielen Aesten des selben Stammes; mir scheint durchaus berechtigt, daß er fast gleich stark hervorhebt, wie sich die maschinelle Bewegungform von der Schwingung der natürlichen Vorbilder (Welle, Pendel, thierische Gliedmaßen) zur Rotation umwandelt; oder wie aus der ursprünglich maschinellen Nachahmung des einzelnen Handgriffes nicht etwa eine Serienimitation vieler verschiedenen Handgriffe zu entstehen pflegt, sondern ein Kompositum, womöglich gar ein singulärer Prozeß von grundsätzlich eigener Anordnung; oder wie sich das anfangs nur wirthschaftlich bewußte, technisch dagegen unfreiwillig, ja, widerwillig geübte „quantitative Prinzip" der Massenerzeugung ohne Qualitätnuance allmählich durchsetzt, indem es zunächst die Technik zum Verzicht auf heterogene Verschönerung zwingt, dann zur bewußt zweckmäßigen Formgebung erzieht, schließlich ein neues Stilgefühl und Schönheitideal der Menschheit erweckt (und, wie ich einfügen möchte, in der nun erblühenden Epoche des „gebundenen Unternehmens" weit über die Gebote der maschinellen und händlerischen Zweckmäßigkeit hinaus fruchtbar wird durch den Drang nach „interfabrikalen", ja, internationalen Normalien.

Wenn wir Sombarts und Lamprechts Darstellungen das Moment entnehmen wollen, das mit einiger Wahrscheinlichkeit das Wesen der Technik am Besten charakterisirt, so können wir von allen nach und neben einander entwickelten Erscheinungformen absehen, weil sie nur immer der selben Wurzel entspringen, der Kombination wirthschaftlicher mit naturwissenschaftlicher Denkart. Nur decken weder Sombarts prägnante Fassung noch Lamprechts Formeln meidende Erzählung den Kern meiner Meinung; denn beide bergen Reste jener Gegensätzlichkeit, die der Prähistorie der Technik angehören und die sich in Schlagwörtern wie „Theorie und Praxis", „Wirthschaft und Technik" plumper, doch deutlicher ausdrücken.

Die moderne Technik im üblichen Sinn eine angewandte Naturwissenschaft nennen, heißt, sie mißverstehen, unter Umständen sogar, sie diskreditiren. Es ist ein alter Kniff mittelalterlich gesonnener „Praktiker", den Gegner als „Theoretiker" zu belächeln, und es ist eine weitverbreitete Schwäche der technischen Akademiker, ihre Ueberlegenheit aus der naturwissenschaftlichen Schulung herzuleiten und sich zum Mindesten insgeheim in der Rolle des „Theoretikers" recht wohl zu gefallen. Mit der Naturwissenschaft ver-

binden die Technik eigentlich nur gegenständliche Gemeinsamkeiten. Beide bestellen gleichsam den selben Boden, den Fundamentalerkenntnisse wie die von der Erhaltung der Energie und des Stoffes für Jahrhunderte hinaus befruchtet haben; aber während die ideale Naturwissenschaft auf diesem Boden mit steter Kontinuität spiralige Furchen zieht, stößt die ideale Technik in radialen Geraden da und dort hinaus, nach fernen oder nahen Zielen; nur in Mußestunden läuft sie vielleicht einer naturwissenschaftlichen Gedankenreihe parallel, in Stunden der Produktivität durchquert sie deren eine ganze Schaar und sättigt sich meist mit reflektorischen, oft auch nur intuitiven Eindrücken an dem Erschauten, bevor sie die eigene Saat ausstreut. Je nach der Lage ihrer Pflanzstätte nennen wir sie erfinderisch, wenn sie in Brachland vordrang, konstruktiv, wenn sie im bebauten Gelände blieb. Immer verfährt sie kausal, methodisch, systematisch (Das legitimirt sie als Wissenschaft), immer aber auch teleologisch, subjektiv, pragmatisch (Das stempelt sie mit den Kennzeichen der Empirie); und so kann sie in ihrem ideellen Habitus nie eins dieser beiden Elemente entbehren. Wer je nach einander eine physikalische, eine rein empirische, eine technische Zeitschrift durchblätterte, wird sich der Milieudifferenzen entsinnen, die sich bis auf Formelbau, Wortgefüge, Abbildungen erstreckten. Die reine Empirie behandelt Konkretes ohne Problemstellung, die Naturwissenschaft problematisirt das Konkrete, die Technik konkretirt das Problem. Dieses, als der eigenthümliche Einschlag in ihrem Wesen, stellt die Technik selbständig jenseits von „Theorie und Praxis“.

Mit der Frage, ob die Konkretirung eines Problems zugleich auch wirthschaftlich sein müsse, gelangen wir in den zweiten Ideenkreis, der heute noch die begriffliche Fassung umnebelt: von Wirthschaft und Technik. Deren Gegensätzlichkeit gilt heute noch als ausgemachte Sache, obgleich zum Mindesten Eins Zweifel erregen sollte: die Personalunion in den Prototypen des Unternehmerthumes. „Bedürfnisse erkennen und schaffen, ist die Grundlage aller Geschäfte“; und „der Mann, den Du an die Spitze eines Geschäftes stellst, mag sein, was er will, meinetwegen Techniker: bewährt er sich, so ist er Kaufmann“. Nach Jahren der Gutgläubigkeit beginne ich auch an diesen Sätzen des Dr. Walther Rathenau zu zweifeln und finde die freilich billige Antwort der Techniker nicht mehr sonderlich falscher: „Bedürfnisse zu befriedigen verstehen, ist die Grundlage der meisten Geschäfte“; und „der Mann, den Du an die Spitze wenigstens einer produktiven Unternehmung stellst, mag Kaufmann sein: soll er sich bewähren, so muß er die technische

Direktive geben können". Klingt diese Dissonanz wie das Gezänk feindlicher Stimmen, nicht eher wie die Verstimmung nahezu gleich schwingender Töne? Wie Wettstreit eher denn wie Feindsäligkeit? So findet man auch leicht auf beiden Seiten die Kennzeichen harmonischen Ehrgeizes. Wer war der schiebende, wer der geschobene Theil, wer leistet mehr, wer ist leichter entbehrlich? So fragen Zwei, die das Selbe erstreben und im Grunde einander die gleiche Bedeutung zubilligen. Darum brauchen wir hier nicht nachzuprüfen, ob in statu nascendi der Eine den Anderen erzog (ich als Ingenieur und Altpreuße halte in Deutschland den Händler und Juden oft für das primäre Element), ob einmal der technische Direktor Müller, ein anderes Mal der kaufmännische Schulze überragt (bei uns beherrscht oft der jüdische Kaufmann mit britischem common sense den Deutschen, der sich zu leicht in technische Spezialarbeit verliert, also die Technik mit gewisser Beschränktheit betreibt; erst jüngst wurden kräftige angelsächsische, amerikanische Einflüsse auch in der deutschen Technik fühlbar). Von persönlichen und nationalen Mängeln abstrahirte Technik darf im heutigen Entwickelungstadium nicht mehr als ein der Wirthschaft entgegen- oder untergeordnetes Prinzip angesehen werden. Es giebt kaufmännische Wirthschaft und (in Analogie zur Naturwissenschaft gesprochen) sie problematisirt das Konkretum des jeweiligen Marktes; und es giebt technische Wirthschaft und sie konkretirt wiederum das Problem. Heute überdecken die Zwei einander noch auf großen Gebieten; je mehr wir uns aber dem Zustand der gebundenen Unternehmung nähern, desto deutlicher werden die Grenzen.

Wieder citire ich Lamprechts Deutsche Geschichte und ergänze seine spekulative Betrachtung des kommenden Zeitalters (in dem die einzelne, freie Unternehmung sich fesseln werde „an die Aeußerungen fremder Willenskräfte, sei es hier der Kommissionäre, sei es dort der gleichartig produzirenden Genossen") durch den Hinweis auf ein sichtbares Beispiel der Gegenwart: die AEG, deren Organisation (scharf getrennte Fabriken und Verkaufs-G. m. b. H.) und deren Verhältniß zur Konkurrenz den Charakter unserer wirthschaftlichen Zukunft merkwürdig früh verwirklichten. Und durchaus folgerichtig sehen wir Unternehmungen wie die AEG, die der Konsument anfangs nur als händlerische Phänomene bestaunen, aber als technisch unerfinderisch, allzu wenig selbständig gesonnen ablehnen mochte, gerade fabrikatorisch neue Bahnen brechen (Anlage und Energiebilanz der Berliner Elektrizitätwerke, Elektrifizirung der Arbeitmaschinen, Verzicht auf unrentablen Umsatz, Normalisirungtendenz, Entlastung der

Massenwerkstatt vom Anormalen, Beschäftigung von spezialisirten Hilfgewerben, bewußte Förderung des zweckmäßig-schönen Stiles und Aehnliches); denn automatisch entfaltet die Technik, je mehr sie sich auf ihre eigenen wirthschaftlichen Triebkräfte angewiesen sieht, desto reicher ihre besonderen wirthschaftlichen Fähigkeiten und ergänzt den Handel additiv. Der Handel verspricht, die Technik erfüllt; der Handel stimulirt, die Technik befriedigt; der Kaufmann ist Nikolaus, der Ingenieur Ruprecht, der Bescherer.

Der Ingenieur. Nicht Studium, nicht Alter, nicht Stellung, nicht einmal Zugehörigkeit zur Beamtenhierarchie der Fabriken können aussagen, ob Jemand Ingenieur sei: nur sein inneres Verhältniß zur Technik, der Grad der Vollkommenheit seiner technischen Leistung. Man sieht manchen Dipl.-Ing. mit Behagen Zeichnungen pausen (im Bureaujargon „Pausanias" spielen) und sieht Monteure, denen die tägliche Anschauung eine solche Fertigkeit kausaler Intuition verlieh, daß sie wichtige technische Probleme stellen und lösen. Man findet technisch geschultes Personal, das zur Forschung und Gelehrsamkeit, aber nimmer zur Technik taugt, und dagegen Gelehrte, oft auch von der Industrie völlig isolirte Laien, die eine Fabrik leiten könnten. Man stößt auf Hintern, wo man Köpfe erwartet, und auf Plattfüße, wo Hände hingehören. Wenn man die Summe zieht, ergeben sich zwischen den Komplexen der „Ingenieure" und der „besseren technischen Beamten" Gegensätze, die nicht mehr als Ausnahmen von besserer Regel zu deuten sind.

Zu predigen, nun solle der Auftrieb des technischen Personals sich bescheiden auf dem Niveau des Talentes, verzichten auf unverdiente Prädikate, den Ehrentitel Ingenieur vor Entwerthung bewahren, liegt mir fern. Der an die technische Oberschicht oft ertheilte Rath, sich zu exklusiven Verbänden zu vereinen und für die Chimaere eines Titels zu kämpfen, will mir im Hinblick auf deutsche Vereinsgrundsätze nicht einleuchten. Auch der Staat ist nicht im Stande, einen ideellen Titel zu schützen. Etwas mehr verspricht schon die Aufklärung der Gesellschaft, der Appell an denkende Menschen, sie möchten, wie sie neben staatlichen Prädikaten („Professor") schon heute manchmal gewichtige ideelle Titel („Gelehrter") benutzen, wie sie selbst recht vage Bezeichnungen („Kaufmann") mit gewisser Vorsicht anwenden, so auch dem „Ingenieur" durch korrekten Sprachgebrauch die gebührende Geltung sichern.

Aber wahrhaft nützlich für uns selbst und, wie wir glauben, für die Technik können wir Ingenieure nur an einer einzigen Stelle unsere Forderung resoniren lassen: bei den Machthabern unseres Daseins, bei den großen Unternehmern. Ihnen sollten wir von Zeit zu Zeit vortragen: „Verehrter Herr, Ihre Organisation stört, so pa-

radox es klingen mag, die natürliche Auslese; so zweckgemäß etwa ihre finanzielle und maschinelle Struktur erscheint, so zweckwidrig ist ihre personelle. Denn sie ist gegründet erstens auf die irrige Voraussetzung, daß Psychologie eine weitverbreitete Gabe sei, zweitens auf die mindestens recht strittige Annahme, daß die natürliche Auslese auch dann noch wirksam sein könne, wenn sie zwischen Personen entsteht, die, bis zum Moment einer Vakanz mit bestimmten Aufgaben bebürdet, an der natürlichen Entwickelung und an der Entfaltung eines eigentlichen Wetteifers gehindert, nun plötzlich in engere Wahl für ein neues Amt gerathen. Im Grunde beruht der Trugschluß darauf, daß in einem äußerst gebundenen Gefüge, das vom Direktor abwärts nur Aemter, nicht Personen kennt, Beweglichkeit vorausgesetzt wird. Zwei Möglichkeiten giebt es, das schwierige, aber sicherlich auch wichtige Problem zu lösen: entweder ordnen Sie die Personalfrage der übrigen Gebundenheit völlig ein, vernichten die Fiktion der natürlichen Auslese und nutzen Ihre Machtvollkommenheit dazu, jedem Mann von Einfluß in Ihrem Concern die Tragweite einer zwangläufigen Auslese einzuschärfen und ihn dadurch wenigstens zur Bewußtheit seiner Verantwortung zu zwingen. Oder (was gewisse Vortheile verspricht) lockern Sie die personelle Gebundenheit in bestimmten Grenzen, verlangen Sie von jedem Mann Ihres engeren Stabes, daß er über eine kleine Truppe junger Kaufleute und Techniker verfüge, die nach seiner Meinung die Elite des Nachwuchses ist, und überzeugen Sie sich selbst, falls Sie am psychologischen Talent des Wählenden Zweifel hegen, durch Stichproben von der Beschaffenheit der jungen Leute. Fordern Sie deren planvoll praktische Erziehung und nennen Sie es einen Mißerfolg des Verantwortlichen, wenn er nicht jede Vakanz eines wichtigen Postens ohne Risiko mit eigenen Leuten besetzen kann; mag er, um sicher zu gehen, in Provisorien die Leistungen vergleichen; das Engagement des „bewährten Fachmannes“, den die Konkurrenz laufen ließ, sei Ausnahme, nicht mehr Regel. Verpönen Sie die Reste vom ‚Aberglauben der Anciennetät‘, zu dem schwache Organisatoren auch in der Privatverwaltung allzu gern ihre Zuflucht nehmen. Ihr Gesammtunternehmen läßt sich darstellen als eine Karte klar umrissener Verantwortlichkeitprovinzen; verhüten Sie, daß man die Provinzen, statt sie in Kreise zu theilen, nach Grundsätzen der Schwachheit verwaltet und ‚divide et impera‘ mit caesaristischen Nuancen übersetzt. Dann erst sind die Vorbedingungen für eine natürliche Auslese gegeben. Strenger Rechenarbeit sind die Personalia nicht zugänglich und wir verstehen, daß das Selbstvertrauen einer erfolgreichen Persönlichkeit mit leisem Lächeln über Fragen hingleitet,

die den personellen Wirkungsgrad der Beamtenschaft betreffen. Aber Ihre Unternehmung soll Sie und Ihresgleichen überdauern. Die Eigenenergie des auslaufenden Schwungrades ist gering gegenüber dem Energiekonsum der leerlaufenden Dampfmaschine; sobald sich das Hauptventil schließt, wird das Vertrauen auf Schwungkräfte nichtig. So lange Ihr Impuls wirkt, können Sie in Erinnerung an Zeiten der Montage und des Anlassens nach einem Seufzer der Erleichterung ausrufen: ‚Seht, die Maschine läuft von selbst; die lebendige Kraft des Organismus hält die Räder in Schwung, einerlei, ob neue Massen und Gewichte, plötzlich angekoppelt, die Bewegung zu hemmen suchen.‘ Denken Sie Ihren Impuls ausgeschaltet, so müßten Sie verzagen, wenn Sie nicht zugleich ausreichenden Ersatz an Impulsen zu denken vermöchten. Ihre Generation begründete Unternehmungen, unsere erbt Geschäfte. Ihre Generation wagte die Wegrichtung der Erdwirthschaft zu ändern, und wie in jedem schöpferischen Zeitlauf war Führung (behaftet mit ungeheuren Anforderungen an Initiative, Intellekt, Verantwortlichkeit) das Monopol einer kleinen Schaar und Nachfolge (behaftet mit der Nothwendigkeit, sich einzuordnen und anzupassen, aber auch zu dämpfen und zu regeln) das Los aller Anderen, selbst der Zweitstärksten und Zweitklügsten; schon die dritte Talentstufe wurde ausschließlich nach dem Grade von Routine bewerthet. Autokratie erlischt im letzten Hauch des Autokraten, das Erbe ist keine Unternehmung mehr und eine Erbfolge von Unternehmern in dem selben Geschäft ist ein Unding. Ihr Geschäft wird über Sie hinaus in seiner Wegrichtung nur dann verharren, wenn eine Summe von Talenten zweiten und dritten Grades vereint den Antrieb zu besorgen vermag, wenn es also eine Aristokratie hervorbringt. Solche Umformung des Regimentes, wie sie in hundertfacher Wiederkehr die Geschichte durchsetzt, mag der Zuschauer aus Leidenschaft für das Heroische beklagen: sie ist nothwendig; und die Anschauung lehrt, daß sie dem Objekt nicht zu schaden braucht, daß sie ihm meist genützt hat. . . . Verehrter Herr, was Ihr Wille zu wollen unterließe, würde der Wille des Schicksals vollziehen. Vielleicht aber verfährt der Schöpfer mit seinem eigenen Geschöpf klüger noch als das Schicksal; nicht jede natürliche Evolution vollzog sich stoßfrei und schadlos. Unserer Denkweise, die ja von Ihnen stammt, gefällt bewußte Organisation viel besser. Schaffen Sie selbst den personellen Bau Ihres Erbes. Sorgen Sie selbst noch für Kaufleute und Ingenieure. Ders räth, hat nicht zu klagen."

Oberschöneweide.

Dipl.-Ing. Wichard von Moellendorff.

# Sonnenrotation.

Und es geschah, daß die Rotation der Sonnenkugel, obgleich sie sich stets in aller Ruhe vollzog, Herrn Johannes Schlaf aus Weimar zum Problem ward. Und als ihm des Räthsels Lösung nicht gelingen wollte, da verließ ihn die Geduld und er zerhieb, wie einst der jugendliche Alexander, den Gordischen Knoten mit Gewalt. In der „Zukunft“ hat er seine astronomischen Thesen (Seite 326 bis 329) angeschlagen. Er will eine Reformation „an Haupt und Gliedern“. Die Lehre des Kopernikus ist unhaltbar; nicht die Erde bewegt sich um die Sonne, sondern der Riesenball wälzt sich jährlich einmal um unsere kleine Erde; dafür ist ihm aber auch der eigene Achsenumschwung erspart: die Sonne wendet uns, wie der gute Mond, immer die selbe Seite zu. Doch gemach: so leicht geht es nun doch nicht, die erhabenen Lehren der Königin aller Wissenschaften zu entkräften. Wir bleiben nach wie vor dabei: die Sonnenflecke entstehen an jeder Stelle des Umfanges der Kugel, ob auf der uns zu- oder abgewandten Seite; freilich sind sie (Das ist Herrn Schlaf wohl nicht aufgefallen) an eine verhältnißmäßig schmale äquatoriale Zone der Sonne gebunden. Auch an den Achsenumschwung der Riesenkugel glauben wir unverbrüchlich. Warum sollte denn gerade sie, die doch alle denkbare Freiheit genießt, ohne Rotation sein? Die rotatorische Bewegung mußten im Lauf der Zeiten nur solche Existenzen aufgeben, die durch ihren sehr nahen Centralkörper gehemmt wurden. Aber von Haus aus rotiren alle Weltkugeln. Das ist ein oberstes Prinzip; und diese ihnen inhärente, philosophisch nicht weiter erklärbare Kreisbewegung darf man bei der Sonne nicht einfach, ohne „zureichenden Grund“, leugnen. Wenn Herrn Schlaf die Thatsache gar so auffallend erscheint, daß die höheren heliologischen Breiten langsamer rotiren als die Partien am Aequator, so beweist er damit nur, daß er die klassische Abhandlung von Helmholtz: „Ueber atmosphärische Bewegungen“ nicht kennt, in der streng mathematisch bewiesen ist, daß es so sein muß. Auch die Pulsation des Sonnenballs, die nach Schlaf dessen Rotation ausschließen soll, ist Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen; der berühmte Physiker Lord Kelvin hat darüber (in den Math. and Phys. Papers 1890, Th. III S. 384 ff.) ausführlich gesprochen. Danach würde die Schwingungdauer der Sonnenkugel zwei Stunden betragen. Selbst wenn Gestaltveränderungen der Sonne von längerer Periode vorkommen sollten, ist nicht einzusehen, warum sie nur die Ostseite treffen sollten. Wir halten uns aber (last, not least) an das Gesetz von der universellen Gravitation, wonach die kleineren Massen in schönster Sphärenharmonie ihren Centralkörper umkreisen. Arme Erde, was würde Dir geschehen, wolltest Du der Sonne Reigenspiel um Dich fordern! Ihre riesige Anziehungskraft würde die winzige Erde und alle Planeten allzu wild im Weltraum herumzerren und wir können uns das Chaos, das die Folge dieses Gezerres sein müßte, nicht leichter vorstellen als einen fachkundigen Mann, der den Antithesen des Herrn Schlaf beizustimmen vermöchte.

Essen. Dr. C. Schoy.

# Selbstanzeigen.

**Altgermanischer Balladenfund.**

Einen Schatz von altgermanischen Balladen und Heldenliedern aus der Zeit vom sechsten bis ins elfte Jahrhundert spielt der Zufall mir in die Hände. Zufall? Ich gebe das Wort in dem Sinn zu, daß Einem nichts „zufällt“, was nicht irgendwie Bestimmung, gewissermaßen innerlich erworbenes Anrecht ist. Also darf ich mich als prädestinirten Besitzer der köstlichen Sache nennen. Seit hundert Jahren ist die reiche Sammlung verschollen; vor mehreren Jahren erhielt ich die ersten Fingerzeige, seitdem währt mein unausgesetztes Forschen und Suchen und neulich, als ich schon die Hoffnung aufgegeben hatte, ergriff ich in einem ziemlich entlegenen Land dieses ersehnte Gut. Gerade unsere Zeit ist reif und empfänglich für dieses Geschenk lange verschollener Skaldensänge. Nicht so sehr wegen des wissenschaftlichen oder nationalen Interesses, obwohl uns dieses auf die Erschließung unserer altgermanischen Vergangenheit besonders hindrängt. Wichtiger aber erscheint mir der Gewinn in dichterischer oder künstlerischer Hinsicht und nicht geringer für die neue, täglich an Macht gewinnende Geistesrichtung, die auf die Ueberwindung des seelenlosen Materialismus, also des neunzehnten Jahrhunderts, ausgeht. Die Schöpfungen primitiver Volkskunst und alter Volksdichtung sind uns heute so nah, weil in ihnen als geistiges Element das undogmatisch religiöse Gefühl vorwaltet. So ists ganz besonders in den altgermanischen Balladendichtungen, die zeitlich an der Berührungsgrenze zwischen dem germanischen Naturglauben und dem ethisch von Grund aus umbildenden Christenthum stehen. Wie im uralten Shintoglauben der Japaner, der durch den Buddhismus eine ähnliche Umbildung und ethische Vertiefung erfahren hat, war auch für den altgermanischen Volksglauben und in der Weisheit der Seher und Sänger die ganze Welt ein Geisterhaus, auch das scheinbar Tote war lebendig und griff geheimnißvoll ein; in allen Dingen ruhte ein Schicksal, das auswirkte und alle Wesen verband, die Natur hatte geisthafte Züge; und dieses Geisthafte des Naturseins, damals als Ahnung, als dichterisches, künstlerisches, religiöses Symbol angeschaut, gewinnt im heutigen Schaffen zunächst auf vorgerückter naturwissenschaftlicher Grundlage festen Bestand. Man denke nur an das Elektron, an die Theorie der Aetherschwingungen, an die Strahlentheorien, an Alles, was man zusammenfassend Radioaktivität nennt. Nichts ist uns tot, Alles ist Leben, auch das scheinbar Tote und die ganze Natur ist also beseelt, geisthaft. Das ist der Punkt, wo modernste Wissenschaft und Welterkenntniß sich mit den tiefsten und ältesten religiösen und dichterischen Ahnungen der Menschheit berühren und wo uns die ganze innere Schönheit dieser germanischen Dichtung aufgehen muß. Ein Beispiel mag am Besten zeigen, wie ichs meine. Da ist die Ballade von Sankt Oluf und von Harald Haardraade, die um die Krone

eines Landes ringen. Der Wettstreit ist friedlich; sie wollen um die Wette segeln, und wer zuerst das ferne Land betritt, soll dort Herrscher sein. Alles vollzieht sich nach einem inneren Gesetz. Sankt Oluf scheint der geborene König, er tauscht sogar sein schnelles Drachenschiff mit Haardraades „trägem Rind“, wie Harald sein Fahrzeug nennt. Oluf läßt sich Zeit, er will noch die Messe hören und die Seele speisen, indessen die seidenen Segel mit güldenem Rand seines Drachen den Haardraade schon weit über die blaue Flur hintragen. Nun stößt auch Oluf ab, er sitzt vorn im Schiff und streichelt die Flanken: „Im Namen Jesu, Ochs, fahr zu!“ Die Wellen stehen auf und strömen mit und nun beginnt eine wundervolle Geisterfahrt. Sie segeln über Berg und Thal, über das Feld so blau, durch die Kellerwand eines alten Hauses, lassen Alles zurück, Stock und Stein, und kommen noch drei Tage vor Harald an, der sich aus Aerger in einen ungestalten Drachen verwandelt, während aus Olufs Haar ein heller Strahl strömt. Da ist die Legende von dem Ritter, dem Löwen und Drachen. Der Ritter hört den Ruf des Leun, der dem Drachen zu unterliegen fürchtet. Auf sein Bitten reitet der Ritter hinzu, befreit den Löwen, kommt aber selbst ins Gedräng. Der Drache nimmt das Roß unter die Lippe und trägt es sammt dem Ritter in seine Höhle, den Jungen zum Fraß, die sich den leckeren Bissen zum Frühstück aufheben wollen. In der Nacht findet der gefangene Ritter in der Höhle das unüberwindliche Sagenschwert, das der Drache geraubt hat, und fängt damit ein großes Schlachten an. Das verströmende Drachenblut steigt ihm in der engen Höhle bis zum Hals, es wird zum See, er glaubt, zu ersticken. In der Noth verwünscht er den Löwen, der ihm solches Ungemach bereitet hat. Doch draußen am Berg hört es der Leu, er tröstet den schimpfenden Ritter und gräbt von außen durch den Felsen einen Weg zu ihm. Der befreite Ritter ist nun ohne Pferd, der dankbare Leu aber läßt ihn aufsitzen und trabt gemüthlich heim: ein lebendiges Wappenbild. Wer erkennt hier nicht eine ganz frühe nordische Form des hürnenen Siegfried? Freilich in einer eigenartigen künstlerischen Fassung, von der ich hier nur im gröbsten Umriß den nackten Thatsachenbestand andeuten kann.

Doch das Gesagte dürfte hinreichen, um erkennen zu lassen, daß dieser Schatz durch eine neue Herausgabe gehoben werden muß. Er gehört unserem Volk. Und ich hoffe, bald hier dieses Werkes Erscheinen anzeigen und erweisen zu können, daß es im deutschen Volk ein starkes Interesse gefunden hat.

München. Joseph August Lux.

**Die neue Malerei.** E. W. Bonsels & Co. in München.

Um ihren Widerspruch gegen den Impressionismus zu betonen, haben sich die Jüngsten unter den Malern Expressionisten genannt. So ward ein neues Schlagwort geprägt. Sollte aber nicht auch der Impressionist schon ein Expressionist sein? Bringt nicht auch er seine besondere Anschauungweise zum Ausdruck, ist nicht auch für ihn das

persönliche Erlebniß mit allen psychischen Momenten der Gegenstand des Schaffens? Immerhin hat die Malerei eine bedeutsame Wendung gemacht; und die Frage entsteht, wie sich die neuste zur impressionistischen Manier verhält. Ich habe versucht, diese Frage zu beantworten, indem ich die Gesammterscheinung der modernen Malerei als eine in sich folgerichtige Entwickelung begründete. Die Werke von Van Gogh, Cézanne, Gauguin, Matisse und Hodler, der Kubismus Picassos und das darauf bauende Schaffen der Jüngsten scheinen mir zusammen eine Stilbildung darzustellen, die den impressionistischen Naturalismus zur Voraussetzung hat und ein Niederschlag des modernen Persönlichkeitstypus ist.

Bonn. Dr. Ludwig Coellen.

**Goethe und Ilmenau.** Xenien-Verlag in Leipzig.

Am achtundzwanzigsten August 1831 hatte Goethe in der Ruhe der kleinen Bergstadt Ilmenau und doch nicht ohne mancherlei Ehrungen den letzten Geburtstag gefeiert, den ihm ein gütiges Schicksal gewährte. Auf den einunddreißigsten August war die Rückkehr nach Weimar festgesetzt. Am Tag zuvor aber sah er auf weiter Rundfahrt noch einmal alle die Stätten, die ihm im Verlauf von fünfzig Jahren so eng ans Herz gewachsen waren. Auf jede Begleitung hatte er verzichtet; er mochte das Bedürfniß haben, mit seinen Gedanken und den Gestalten, die sie aus der Vergangenheit emporsteigen ließen, allein zu sein und die Weihe der Erinnerung durch keine profane Stimme stören zu lassen. In der Blüthe rüstiger Jugend war er zum ersten Mal in Ilmenau eingeritten; und schon hatten sich leise die Fäden angesponnen, die ihn immer fester umschlingen und halten sollten. In all den wilden Kräutern, die das ungebundene Leben der ersten Jahre so üppig emporschießen ließ, gedieh doch auch manch edlerer Trieb und über Allem lag, verklärend und verschönend, die schwärmende Neigung zu Frau von Stein. Der kurzen Zeit sorglosen Genießens folgten lange Jahre harter Arbeit. Des Dichters Trachten ging danach, dem jungen Fürsten mehr zu sein als nur ein vertrauter Geselle heiterer Stunden; und an Ilmenau suchte er dem fürstlichen Freund zu zeigen, wie er die großen Aufgaben seines Berufs aufzufassen und zu erfüllen habe. Untreue Beamte hatten die Steuerverhältnisse der kleinen Stadt in Verwirrung gebracht, ungerechte Anordnungen der Regirung die Bewohner in Verzweiflung getrieben. Goethe bestimmte den Fürsten zu entschiedenem Eingreifen und übernahm selbst die mühsälige Aufgabe, in Jahre langer Arbeit die verwirrten Verhältnisse zu ordnen und in die verbitterten Gemüther der Bürger Zufriedenheit und Vertrauen zurückzuführen. Durch Feuersbrunst, Kriegsnoth und Theuerung war die Stadt völlig verarmt. Schon hatte Karl August beschlossen, zum Wohl der Stadt die ehedem so blühenden Bergwerke wieder in Betrieb zu setzen. Durch Goethe aber wurde das große Werk vorbereitet, durch ihn eröffnet. Noch mochte er sich des Tages erinnern, da er hoffnung-

freudigen Herzens draußen vor der Stadt am Neuen Johannesschacht stand und als Erster mit zierlicher Keilhaue die drei Schläge in den Boden that, der sich so unfruchtbar erweisen sollte. Ungemeine Mühe und Sorge hatte das Werk gekostet, und was er selbst als dramatischer Dichter an der Menschheit verschuldet, indem er die Herzen so oft nach Belieben erfreut und gequält, Das wurde nach eigenem Geständniß hier durch die tragischen Wechselfälle des Bergwerks reichlich an ihm gerochen. Zwanzig Jahre und länger dauerte der Kampf; und zuletzt war doch alle Mühe umsonst, Geld und Arbeit verloren und für ihn das letzte Band zerrissen, das ihn noch an Ilmenau gefesselt hatte. Denn auch die beiden Menschen, denen er als Freund in Ilmenau Unterkunft und Zuflucht gewährt hatte, der geheimnißvolle Krafft und der junge Peter im Baumgarten, weilten seit Langem nicht mehr in der kleinen Bergstadt. Der Eine, der, krank an Leib und Seele, sich doch durch zuverlässige Berichte über die Zustände seiner neuen Heimath nützlich gemacht hatte, war längst an fremdem Ort gestorben; der Andere, der vorzeitig dem warmen Nest entflohen war, zog als flügellahmer Vogel mühsam seinen Weg. Und doch mochte sich Goethe dankbar auch des vergeblichen Mühens in Ilmenau erinnern. Denn wenn das Aeußere dabei nicht gefruchtet, so hatte das Innere desto mehr gewonnen und er selbst eine Anschauung der Natur erworben, die er später um keinen Preis missen mochte. Jetzt stand er am Ende des Lebens; nur einmal war er noch, um dem Kriegsgetümmel des Jahres 1813 auszuweichen, in Ilmenau gewesen. Jetzt hatte es ihn in stiller Wallfahrt an die Stätte zurückgezogen, wo er „vor vierzig, fünfzig Jahren manches Erfreuliche und Leidige, so viel Glückliches wie Widerwärtiges“ erlebt hatte, und in der Fülle der Erinnerung nahm er Abschied von der Jugend und vom Leben zugleich ... Mein Bestreben ist nun gewesen, ein möglichst vollständiges Bild all der Beziehungen zu geben, die Goethe zu der geliebten Bergstadt am Kickelhahn hatte. An Vorarbeiten fehlte es fast ganz; ich bin deshalb fast überall zu den Quellen zurückgegangen und die Durchforschung der weimarer und ilmenauer Archive hat eine überraschend reiche Ausbeute an unveröffentlichten Briefen, Aufsätzen und Berichten Goethes und seiner Zeitgenossen ergeben. In den beiden Kapiteln über Goethes Bemühungen um die Neuordnung des ilmenauer Steuerwesens und die Wiederbelebung des Bergbaues wird auch der so oft geäußerte Wunsch nach einer beglaubigten Darstellung der amtlichen Thätigkeit Goethes in zweien seiner interessantesten Theile erfüllt. Ein Anhang enthält die wichtigsten, meist noch unveröffentlichten Aufsätze Goethes über den ilmenauer Bergbau. Die beigegebenen Bilder sollen dazu dienen, die innere Anschauung der Zeit lebendig zu gestalten und insbesondere das Verständniß der Bergwerkstechnik zu erleichtern.

Ilmenau. Dr. Julius Voigt.

# Elektrokapital.

Die AEG wird nach der Kapitalserhöhung 155 Millionen besitzen und das Titanenterzett (Krupp 180, Gelsenkirchen 180, HAL 150 Millionen) in ein Quartett verwandeln. Daß sie so viel neues Geld haben kann, wie sie will, dankt die Gesellschaft der oft angefeindeten Thesaurirungpolitik. Ueber Mangel an Liquidität war dort nie zu klagen. Die Bilanz vom dreißigsten Juni 1911 wies 2,83 Millionen Kasse und Wechsel und 44,39 Millionen Bankguthaben aus, während die Kreditoren (nebst einem 25 Millionen betragenden Guthaben der zum Concern gehörenden Firmen) nicht mehr als 59 Millionen ausmachten. Aber vorsichtige Finanzkunst sorgt, daß zwischen den verfügbaren Mitteln und den Anlagen, auch bei erheblicher Ausdehnung des Betriebes und Geschäftsbereiches, das Verhältniß sich nicht verschlechtert. Deshalb wurde im vorigen Jahr eine 4½ prozentige Anleihe von 30 Millionen aufgenommen und wird nun, durch die Emission von 25 Millionen neuer Aktien, ein Betrag von mehr als 50 Millionen (auf je 7 alte Aktien wird ein neues Stück zu 210 Prozent gegeben) flüssig gemacht. In ziemlich kurzer Zeit werden 80 Millionen Mark dem Geldmarkt für den Betrieb der AEG entzogen. Deren Umsatz soll wieder beträchtlich gestiegen sein; aber nicht jede Steigerung des Umsatzes bewirkt, wie Emil Rathenau gesagt hat, eine Erhöhung der Rentabilität. „Auf jede Mark Mehrumsatz muß eine Mark Betriebskapital gelegt werden.“ Diese geschäftliche Erkenntniß hilft zu richtigem Urtheil über den Kapitalbezirk der AEG, dessen Börsenwerth fast 400 Millionen Mark (ohne die 80 Millionen Obligationen) beträgt. Eine Riesensumme.

Das Agio ist eine gefährliche Erfindung; aber es ermöglicht den Gesellschaften, die sich seiner freuen dürfen, die leichte Abwickelung ihrer Finanzgeschäfte. Die AEG hats bequemer als der Siemens-Schuckert-Concern, der seinen Geldbedarf in den letzten Jahren nur durch die Ausgabe von Obligationen decken konnte. Die Vermehrung der fundirten Schulden bedeutet für eine Aktiengesellschaft nicht nur eine Belastung der Verantwortlichkeit, sondern auch eine „Rentabilitätverpflichtung“. Die Zinsen auf Schuldverschreibungen müssen unter allen Umständen aufgebracht werden; die Dividende steht nicht unter solchem Zwang. Bei Siemens-Schuckert ist eine Ertragsverminderung nicht zu fürchten. Den Weg der Anleihe empfiehlt die Struktur des Unternehmens. Im Mittelpunkt stehen die Siemens-Schuckert-Werke, die in die Form der G. m. b. H. gekleidet und an deren Eigenart gebunden sind. Wäre das Unternehmen Aktiengesellschaft, dann könnte sie, nach der üblichen Technik, Effektenkapital in Geld umwandeln. Auch ist bei Siemens die Mehrheit des Aktienkapitals in den Händen der Familie und längst ist kein Geheimniß mehr, daß die Geschäftskunst am Askanischen Platz anders verstanden wird als am Friedrich-Karl-Ufer. Das wird noch sichtbarer werden, da Dr. Berliner, wie mitgetheilt wird, nächstens ausscheidet. Die Siemens-Schuckert-Werke,

deren Aufträge von Jahr zu Jahr wachsen, müssen durch reichliche Zuführung neuer Betriebsmittel für die Erhaltung des Gleichgewichtes sorgen. 1911 wurde von den beiden Stammhäusern ein mit 6½ Prozent verzinsliches Darlehen von 30 Millionen gewährt, das sich seitdem auf 50 Millionen erhöht hat. Die Firma Siemens & Halske hat das Darlehen ohne Veränderung ihres eigenen Kapitals aufgebracht (die Aktiensumme von 63 Millionen besteht seit 1903; und die Anleihen, die im Juli 1911 noch 25¾ Millionen ausmachten, sind seit 1900 nicht vermehrt worden), während die Schuckert-Gesellschaft ihr Stammkapital zweimal um je 10 (auf 70 Millionen) erhöhen mußte. Die S-S-W kamen aber mit dem unkündbaren Darlehen nicht aus, sondern nahmen noch, durch Obligationen, eine 4½ prozentige Anleihe von 30 Millionen auf. Die hat auch nicht lange gereicht; abermals sollen jetzt 30 Millionen an die Börse zugelassen werden. Daß die S-S-W neben ihrem Gesellschaftkapital von 90 und dem Darlehen von 50 eine Schuld von rund 80 Millionen aufgehäuft haben, läßt zwar auf gute geschäftliche Chancen schließen, mahnt aber auch an die Schwierigkeit, die Rentabilität zu wahren. Der Siemens-Schuckert-Concern hat in seinen Aktien, Antheilen und Obligationen einen Nominalwerth von 366 (nach dem Börsenkurs sinds fast 500) Millionen. Die beiden stärksten Gruppen der elektrotechnischen Industrie gebieten also über eine Milliarde; und diese Summe wüchse noch um ein großes Stück, wenn ihr das Kapital der von den Titanen beherrschten Gesellschaften zugerechnet würde. Die zum Bereich der AEG gehörende züricher Elektrobank bringt ihr Aktienkapital von 60 auf 75 Millionen Francs; auch die Elektrizität-Lieferung-Gesellschaft, die 28 Elektrizitätwerke betreibt und durch Effektenbesitz an zahlreichen anderen Unternehmen betheiligt ist, hat im Mai ihr Stammkapital (von 20 auf 30 Millionen) erhöht. Ihre Schwester, die Aktiengesellschaft „Siemens“ (Elektrische Betriebe), hat es in diesem Jahr von 7½ auf 12 Millionen gebracht. Obwohl beide Gesellschaften „Rahmtöpfe“ sind, hat die Geburt junger Aktien den Kurs der alten Stücke nicht gefördert. Gesellschaften, die im Verborgenen blühen, kommen eben nicht leicht in die Käufergunst.

Herr Theodor Berliner aus dem Direktorium der S-S-W ist, vielleicht, um nach dem Scheiden seines Bruders bei Siemens nicht einsam zu sein, in den Vorstand der Bergmann-Elektrizitätwerke eingetreten. Damit hat die neue Aera begonnen, von der die Sanirung Bergmanns erhofft wird. Im Mai 1912 wurde die Erhöhung des Aktienkapitals der Bergmann-Gesellschaft (um 29) auf 52 Millionen beschlossen. Von dieser Summe sind 8½ Millionen an die S-S-W begeben worden. Herr von Gwinner hat, als Bergmann gerichtet wurde, den Mangel kluger kaufmännischer Disposition sehr scharf getadelt; und er war gewiß kompetent, da die Deutsche Bank seit Jahren im Aufsichtrath der Bergmann-Werke vertreten ist. Der neue kaufmännische Direktor, Herr Berliner, ist dem technischen Leiter, Geheimrath Bergmann, koordinirt. Die erste Angelegenheit, die mit seinem Namen

in Verbindung gebracht wurde, betrifft die von Bergmann vor zwei Jahren gegründete „Bergmann-Elektrizität-Unternehmungen Aktiengesellschaft“; ein Finanzirunginstitut, das dem Stammhaus den Erwerb von Ueberlandcentralen, Elektrizitätwerken, Eisenbahnen erleichtern und dem aufstrebenden Concern die nothwendige Garnirung geben sollte. Das Aktienkapital wurde auf 12 Millionen festgesetzt und mit 25 Prozent eingezahlt. Die Bergmann-Werke sollten die Hälfte des Kapitals übernehmen. Das erste Geschäftsjahr schloß mit einer Unterbilanz von 313000 Mark; auch das zweite, das am dreißigsten Juni ablief, hat einen Verlust ergeben, durch den sich das Defizit erhöhte. Das Programm der Nebengesellschaft muß begrenzt werden (einen Theil der Geschäfte hat das Mutterhaus übernommen), weil das Aktienkapital nur verzinst werden kann, wenn aller Aufwand für nutzlose Expansion vermieden wird. Und der Wettkampf ist hart.

Im Bericht der Handelskammer Aachen steht der (den Kampfplatz hell beleuchtende) Satz: „Auf dem Elektrizitätmarkt spielt sich ein verzweifelter Kampf zwischen den Spezialfabriken und selbständigen Installationfirmen hüben und den Großfirmen drüben ab, der schließlich doch zu Gunsten des Großkapitals entschieden werden wird, wenn nicht die Regirung bald energische Maßnahmen zum Schutz der mittleren Betriebe trifft“. Der Staat soll helfen. Wie? Das wird nicht verrathen. Vermögenskonfiskation, Boykott, Aussperrung von den Geschäften? Was soll er den Großen, den Leistungfähigsten, anthun? Auch diesen Mächtigen wirds nicht leicht, sich im eroberten Gebiet zu behaupten. Die Deutsch-Ueberseeische Elektrizitätgesellschaft, das dem Aktienkapital nach größte Unternehmen nach der AEG (im Februar wurde, durch Emission von 20 Millionen neuer Aktien, das Stammkapital auf 120 Millionen gebracht, nachdem seit 1909 die Aktiensumme mit erstaunlicher Geschwindigkeit in die Höhe geklettert war), ist durch das Auftreten zweier Rivalen in Buenos Aires zur Gegenwehr genöthigt worden. Eine italo-argentinische Elektrizitätgesellschaft hat eine Konzession gefordert; die Aktiengesellschaft Lacroze betreibt ein eigenes Elektrizitätwerk, von dem eine Elektrische Straßenbahn versorgt wird, und hat das Recht, elektrischen Strom in Stadt und Provinz Buenos Aires für Beleuchtung oder gewerbliche Zwecke abzugeben. Warum die Gesellschaft von dieser Konzession bisher keinen Gebrauch machte, weiß man nicht. Jetzt hat sie sich ihrer erinnert und für die nothwendigen staatlichen Kautelen gesorgt. Ob der Deutsch-Ueberseeischen gelingen wird, durch Unterbieten der Preise im Wettbewerb zu siegen? Die Rücksicht auf die eigene Dividende beschränkt die Möglichkeiten des Preiskampfes und die Größe des Betriebskapitals ist in diesem Fall eher ein retardirendes als ein förderndes Moment. Wer die Risiken des „Großkapitals“ unbefangen beurtheilt, kann nicht fordern, daß es mit Sammethandschuhen in den Konkurrenzkampf ziehe. Und wer die Leistung des Elektrokapitals prüft, kann nicht kritiklos die Schauermär vom schädlichen Monopol nachschwatzen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Herausgeber:
MaXnnilian Harden.
Achtzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
1912

7/' Inhalt.

^ßinen rechtgläubigen Selbstherrscher aller Reussen, der zum
Kampf für die Freiheit ruft, für Rousseaus Naturrecht, für
Laharpes Liberalismus erglüht und sich, nach dem Muster Ro-
bespierres, einen Tugenfreund nennt, wird in Aeonen der Erd-
kreis nicht wiedersehen. Den Eitlen, der sich mit Komoedianten-
eifer in solche Rolle aufreckt, soll Bonaparte fürchten? Dieser
Alexander Pawlowitsch ermannt sich niemals zu kräftigem Ent-
schluß. Als Bundesgenosse war er das Bild eines Gewaltigen.
AlsFeind ist er ein schwatzender Schwärmer, den der kluge Krie-
ger leicht überrumpeln wird. Beide Herrscher wollen den Krieg;
müssen ihn wollen. Beide ersehnen die Möglichkeit, ihn aufrussi-
scherErde zu führen.Nnd weilAlexander sich nicht rührtund dvn
Bedroher herankommen läßt, hält ihn Bonaparte für furchtsam
und taumelt, wie zu neuer Hochzeit mit Fortunen, hastig und jauch-
zend in umlodertes Eis. Ist der Weg, der ihn und Marie Luise
überMetz und Mainz nachNorddeutschland führt, nichtgeschmückt
und bestrahlt wie einer Hochzeitreise? Ihn zu ebnen, mitKies zu
bestreuen, mit Holzhaufen, deren Flamme die Nacht erhellt, zu
säumen, sind ganzeDörfer mobil gemachtworden. Durch ein Spa-
lier jubelnder Menschen rollt derPrunkwagen des Imperators;
rollt derFourgon, der die Kaiserkleinodien, denHermelinpurpur
und die zwei Kronen trägt, die aus Goldlorber gewundene und

diedemLegendenschmuckCaroli Magninachgeahmte. Die braucht
er; denn vom dresdener Fürstentag wirbelt die Windsbraut den
gekrönten Soldaten bald ins Russenreich, südwärts an den Bos-
porus, durch Persien, an die Weihestätten des Ganges. Alezan-
der und Karl der Große: Beider Stirnschmuck schlingt er morgen
sich um die Schläfe. Deutsche Könige, Herzoge, Kurfürsten warten
ihm in derHaltungdemüthigerDiener unterwegs auf; sendenaus
Anbeterinbrunst scheue Blicke zu seinem Gebieterauge empor.
Lächelt es oder dräut hinterWolken der Blitz? Friedrich August,
den König von Sachsen, treibt dieNngeduld aus der Hauptstadt.
In Freyberg harrt er, mit seinerKönigin, des hohenKömmlings
und derMinister Senft-Pilsach muß auf einem Stuhl übernach-
ten, um das Paar für die Empfangsfeierlichkeit wecken zu können.
Beim Einzug läuten von allen Thürmen Dresdens die Glocken,
aus hundert Feuerschlünden donnert der Ehrensalut und durch
den Troß der Prinzen, durch die Hellebarden der in gelbe und
veilchenfarbige Seide gekleideten Schweizergarde (deren bunter
Pomp die Männer der GroßenArmee an den Scaramuccia der
Italerbühne erinnert) schreiten Napoleon undMarieLuise in die
Prachtgemächer Augusts des Zweiten. 1e cleum Isuclamus: aus
derSchloßkirche steigt am nächstenMorgen demHerrgott, der den
Nnermeßlichen insWettinerland geführt hat, heißer Dank himmel-
an. Der ganze Hofstaat ist aus Paris mitgeschleppt worden; mit
den Großwürdenträgern des Reiches, den Kammerherren, Stall-
meistern, Pagen der Kaiserin auch der Silberschatz. Laetitiens
Sohn will sich zu Haus fühlen, nicht von fremdem Geschirr spei-
sen noch von fremden Lakaien bedient sein; will sich den Rhein-
bundesfürsten in nie erschauter Glorie zeigen. Sie nahen. Auch
Kaiser Franz kommt mit seiner Frau, den (heimlich gehaßten)
Schwiegersohn zu begrüßen. Und Hatzfeldt erbittet, als Gesandter
des Königs von Preußen, für FriedrichWilhelm die Erlaubniß,
sich demImperator vorzustellen. Dresden ist im Festrausch. Was
Mitteleuropa an Glanz und Ruhm besitzt, scheint in der sonst so
stillen.fastschläfrigen Stadtversammelt. GalawagenundGlocken-
geläut.BöllerschüsseundIllumination: Das endet nicht. Dafährt
Metternich. Saht Ihr dieKaiserinvonOesterreichmitihrerStief-
tochter MarieLuise? Der drüben ist ein Turenne. Nein: der An-
dere; Du hast ihn mit dem Herzog von Bassano verwechselt. Nur

Reguli,
3
Einen sieht das Auge der Gaffer kaum je: ihn, den es überall
sucht. Der geizt mit seinem Anblick; mag nicht Alltagserlebniß
werden. Nur er ist der Kaiser, «I^mpei-eur": so wird er von seinen
Dienern auch dem Schwiegervater gemeldet, dem guten Franz,
der sich in Dresden gräßlich langweilt, wo er weder kochen noch
über wienerischen Vorstadtwitz lachen, nicht einmal mit Siegel«
wachs spielen kann. Er selbst muß, Viertelstunden lang, warten,
bis Iosephinens kleinerArtillericlieutnant zurMahlzeit zu kom-
men geruht. „I^mpcreur!" Der geht vornan; allein, venHut auf
dem Kopf. Dann folgtFranz, barhäuptig, mitseinerTochter; und
das Gewimmel der Fürsten drängt sich, mit dem Hut oder Helm
inderHand, hinterdrein. NurNapoleonwirdbeiTischvonPagen
bedient. Nur er spricht, wann es ihmbeliebt, Sprichtgern, indie-
serTafelrunde, von derRevolution; deren Sohn er sich nun nicht
mehr, wie als Erster Konsul, noch neben Iosephine so oft, mit
Parvenustolz nennt. Als dem ErzHaus Habsburg Angehöriger
ist er den Bourbons verwandt. Und.die Lippe zittert nicht, von
der das Wort fällt: »Wer weiß, wieAlles gekommen wäre, wenn
mein armerOnkel mehrFestigkeit gezeigt hätte?" Der armeOnkel
halte als König LudwigderSechzchnte von Frankreich geheißen.
Wie das schmucklos vom Herd geholte Aschenbrödel neben
einer Märchenkönigin, erzählten die eleganten wiener Hofdamen
später den Basen, sahen wir neben den Französinnen aus. Die
mußten sich in Gold- und Silberbrokat wickeln, von Geschmeide
strotzen und funkelnde Diademe aufs Haar stülpen; mußten dem
Neid zeigen, welche Schätze ihr Kaiser zu verschenken habe, und
in ihrem Betragen dabei die abgemessene Würde eines altenHo-
fes wahren. Ringsum knickste und dienerte es; sie blieben steif.
Senfts hatten ihre achtjährige Tochter zu aufdringlichem Napo-
leonkult gedrillt undbrachtensich selbst durchAdorantenciferTag
vor Tag in die Gefahr der Lächerlichkeit. Kein Ton verräth, kein
lächelnder Blick, was gallische Spottlust vor solchem Schauspiel
empfindet. Alleshat größerenStil und würdigereForm als einst
in Erfurt. Vor den Nächsten höhnt Bonaparte die „Albernheit
dieser Deutschen"; doch nur einmal wird sein Ekel laut. Als die
Galavorstellung, die mit einer Kantate zum Ruhm des Korsen
enden soll, mit dem Bild einer strahlenden Balletsonne beginnt,
nnter der in Flammenlettern zu lesen ist: „I^oms Zrancl et moins

besu qui lui!- Kaiser Franz (,,Ie cketik l^ran^ois" hat ihn derKorse
genannt) nickt Beifall und bestätigt damit, daß er Absicht und Nr-
theilbillige. Andächtig haften, wie in Verzücktheit, tausendAugen
.amHauptBonapartes. DeraberhebtdieAchseln, dieBrauenund
brummt über die Orchestra hin: »Die Leute müssen mich für boden-
los dumm halten". Am folgenden Tag empfängt er den König von
Preußen(demschonandersächsischenGrenzegesagtwordenist,daß
er ohnedasdenKaisernvorbehalteneGepräng einziehen müsse,den
die Dresdeneraber, nach demBericht desFranzösischenGesandten
Serra, wie eine Hoffnung begrüßen). Napoleon hat ihn oft einen
Rekrutendriller, beschränkten Unteroffizier und Dummkopf (»une
bete-) gescholten; machtihmaber, nur ihm, jetzt den erstenBesuch.
„ Siesind Witwer?" Die Frage trifft ins Herz, dessen Herrin Luise
so lange war. Dann sänftigt sich der Ton; die Klugheit und We-
sensanmuth des Kronprinzen (Franz hat, dem Imperator zum
Aerger, keinen Erzherzog mitgebracht) wird huldvoll gelobt und
JWdri,ch.Wilhelm dxu^ m^t Friedrich August, in jeder Woche
dreimalLM Tisch des Kaisers speisen (während die Herzoge und
anderen deutschenFürsten im Vorzimmer stehend warten, bis der
Allmächtige, der an der Elbe den Hausherrn spielt, die Tafel auf-
hebt). Preußen braucht Geld? Gut; ich will, wenn es Spandau
und Villau meinen Truppen geöffnet hat, seinem Handel das
Halfterband ein Bischen lockern. DerSold für das österreichische
Kontingent ist knapp? Meinem Schwiegervater leihe ich, was er
begehrt. Auch den Sachsen, da sie in engerKlemme sind,noch eine
Million.Nurnichtknausern.dieseausgepreßten.geducktenKronen-
träger müssen reichliches Almosen einsäckeln. Und ihre Minister,
Marschälle, Kammerherren, Adjutanten sollen sich an goldenen
Dosen und Diamanten freuen, die sie, wenn Schmal hans vor dem
erkaltendenKochherd steht, beimTrödler verschachernkönnen. Das
Beispiel weckt Nacheiferung. Muß der Mann, der sich von den
Enkeln der ehrwürdigsten deutschenGeschlechter, von Fürsten, die
er entmachtet, mit Skorpionen gepeitscht und bespien hat, wie von
hungrigenHunden umwedelt sieht,nichtAlles, aufHöhen,inTie-
fen, für käuflich halten? Als er, mit einem Gefolge vonSachsen-
kürassieren im schwarzen Harnisch, auf seinem Schimmel mit der
von Goldstickerei blitzenden Scharlachschabracke die inLenzblüthe
prangende Thalsohle der von Herder als deutsches Florenz ge-

priesenenHauptstadt umreitet, braust ihm aus allen Straßen, vom
winzigstenRebenhügel derVolksjubel entgegen, der nur dieBe-
freier sonst, die Beglücker geleite!'. And als er im Osten der Alt- .
stadt vomRoß steigt und, wie zu stillemGebet, vor dem Altar der
Frauenkirche steht, schwingt sich aus d.en Sachsenherzen ein Lob-
gelang auf, den kemHofceremonialeÄZiMrieb. Muß er sich nicht
der Gottheit nah, nicht ihr ähnlich dünken, da Die sogar, die er
schlug, wie einen Heiland ihn mit dem Leuchtfeuer ihrer Seele
grüßen? AlexanderPawlowitsch hört, um die selbe Zeit, in einer
litauischenDorfkirche einsam dieMesse. Kein Iauchzen umbran-
det ihn. KeinPoledankt dem rechtgläubigen Selbstherrscher aller
Reussen, daß er vor einem Römeraltar das Andachtbedürfniß
stillte. Einsam ist er; und von West her wälzt der Schrecken der
GroßenArmeesichinbuntenFarbenbündelnheran. Doch freund-
lich blinkt in das Matutinum von Ost des Tages Gestirn.
»Ichwerde nicht alsErsterdasSchwertziehen: denn ich will
nicht vor Europa für das Blut verantwortlich sein, das in solchem
Krieg fließen wird. Ich könnte längstzehn englischeUnterhändler
hier haben; doch ich verstopfe mein Ohr." (Eine von der Staats-
raison entschuldigteLüge: schonim April war ein russisches Bünd-
nißangebot nach London gelangt.) »Dreihunderttausend Fran-
zosen bedrohen meine Grenze. Der Kaiser hat Preußen, Oester-
reich, alle Völker das Festlandes gegen Rußland ins Feld ge-
rufen: und noch immer bin ich sein Bundesgenosse. Mit zähem
Eigensinn bleibe ich diesem Bündniß treu, weil meine Vernunft
den Glauben weigert, der Kaiser könne dieses ihm nützliche Ver-
hältniß dem Wahn eines Kriegserfolges opfern. Aber Rußland
weicht vor keiner Gefahr furchtsam zurück. Ich habe Rußlands
Ehre zu wahren und alle Bayonnettes Europens werden mich
nicht in die Redeweise feiger Schwachheit zwingen. Ist der Kaiser
zum Krieg entschlossen und das launische Glück meiner gerechten
Sache nicht hold, dann muß das Franzosenheer bis in die Be-
ringstraße, bis in die Küstenprovinz Ostasiens vordringen, um die
Urkunde eines Friedensschlusses heimzuholen." So hatte, am
achtzehnten Mai 1812,Alexander zu dem Grafen Narbonne ge-
sprochen. Ihn zur Abendtafel geladen, am nächstenMorgen ihm
aber, mit dem Bilde des Kaisers, den für die Rückreise nöthigen
Mundvorrath geschickt und angezeigt, daß um sechs Ahr nach-

mittags Alles zur Abfahrt bereit sein werde. Nichts zu machen.
Das vomFürstenKurakin inSaint-CloudüberreichteUltimatum
sagt deutlich, was Rußland will; und Napoleon hat seinen Gesandten vergebens von Berlin nach Wilna gehetzt. Sind die
Russen, die bei Austerlitz und bei Friedland doch das Fürchten
gelernt haben konnten,wirklich zumKampf entschlossen?Lockt den
Zaren, der nicht einmal zweihunderttausend Mann gegen fast
dreifacheUebermacht des Feindes ins Feld stellt, keineList mehr
in neues Zaudern? Noch regt er sich nicht. Doch die Meldung,
die General Narbonne nach Dresden bringt, lehrt, daß sich sein
Wille gehärtet hat. Unnützes Plaudern! Schon wirds, unter gekrönten Schranzen und Speichelleckern, dem Schlachtenträumer
im Philisterpferch allzu schwül. Nach Lagerluft lechzt er; will
in Rußland sein, wenn der Roggen reift und seine Reiter die
Pferde im Hafcrfeld füttern können. Schüret im russischen Polen
den Geist des Aufruhrs; haltet bei Elbing den Pontontrain bereit, dermir überdenNjemen helfensoll(„AufdieseMöglichkeit,"
schreibt er an Davout, »stützt sich mein ganzer Feldzugsplan");
und gliedert die insWeichsellandvorgeschicktenTruppensostraff,
daß ich am Tag der Ankunft vierhunderttausend Mann in der
Hand habe. Reibet den Schlaf, die letzte Spur des Festtaumels
aus dem Auge und tummeltEuch! Die Majestäten, Fürsten und
FürstittnenbittenumdieGnade,einmalnoch,inAbschiedsaudienz,
empfangenzuwerden. Meinetwegen. AmvierNhrfrüh. Nurkein
langwieriges Geflenu. Im Iagdrock, der erst anderthalb Iahre
alt ist, als? noch sechs Monate zu dienen hat, schreitet Bonaparte
imMorgcngrau durchdieMonarchenhecke. »Rasch! Ichbineilig.
Adieu!" Nm Fünf rasselt und dröhnt es hinter ihm drein. Noch
auf derTreppe, haucht, unter feuchtemAuge.einesOesterreichers
Mund, hat er mich auf die Schulter geklopft. Ostwärts entschwindet der Komet; und mählich verbleicht nun auch der purpurne
Glitzerschweif. Schade, seufzt Friedrich August, daß dieser schöne
Traum sokurzwar. UndFrI,LdrichWilhelmläßtineincrCirlularnote die „köstlichcnTagc" rühmen, die erinDresdcn erleben durfte.
Zwölf Stunden vor Napoleons Aufbruch hat Kutusow in
Bukarest den Vertrag unterzeichnet, der zwischen Türken und
Russen denFrwden herstellt. Dem Zaren wird das Patronatüber
Rumänien und die im Sinn der Griechenkirche rechtgläubigen

Christen derLevante zugesprochen und seinem Reich Bessarabien
einverleibt. Der Sultan wird wieder Souverain der Donaufür-
stenthümer und bleibt der Schutzherr aller Serben. Blinde Hast
hat den Vertrag zurechtgestümpert; einerlei,was drin steht: wenn
Rußland nur nicht mehr genöthigt ist, in Südost seine Truppen-
macht zu verzetteln. Im petersburger Hochade! gährt es, seit das
austro-französischeBündnißbekanntward.RastoptschinsFreunde
trauen dem verträumten Sohn Pauls nicht den Muth und die
Kraft zu, mit der Wucht eines unbeugsam Starken sich wider
solche Koalition zu stemmen. Sie wissen nicht, was er weiß: daß
aus.Wien geheime Boischaft nach Wilna gekommen ist, die den
Zaren versichert,dasBündnißsei nurBlendwerk und vonOester-
reichnichtsErnsteszufürchten;daßMetternichundHardenbergsich
inDresden verständigt haben und, Iederfürsich, heimlich mitEng-
land verhandeln; daßFriedrichWilhelm demFreundLuisensge-
schrieben hat,er ersehne denTag, der ihmgestatte,wiederanRuß-
lands Seite zu treten; daß die meisten Häupter derFürstenbrut, die
denKorsenwieeinenGott anbetet, den Gruß zärtlicher Ehrerbiet-
ung über dieWeichsel schickten. Leise webt sich im Dunkel um den
Imperator einNetz, das ihndrosseln soll.Ward seinOhr getäubt,
daß erausWettern nicht desHerrnStimme hört, diezuseinerWil-
lensfluth, wie zu dem gebäumten Meer einst, im Gebieterton
spricht: Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter? Mancher
ScharfblickahntimWolkenzugschondasUnheil. AusDanzig.der
seinerHut anvertrauten Festung, schreibt derElsässerRapp: »Ich
bin keinAlarmschreier,möchte auchnichtalsSchwarzsehergelten;
läßt uns aber jemals das Kriegsglück im Stich, dann steht, vom
RheinbisnachSibirien.derganzeErdtheilgegen uns in Waffen."
Senator Semonville ruft, das Heer werde in den Schlachthof
geschleppt; und weissagt der Bourbonenlilie einen neuen Lenz.
Höchste Zeit, daß die Armee ihren Feldherrn wiedersieht. Nur
sein Blick, der Athem seines Genius nur bringt ihr die Sieges-
gewißheit zurück. Die Nebel sinken schnell und aus blauer Ferne
winktRuhmundReichthum, wennerwiederimLagerthront. Wer
denkt dann winterlicher Entbehrung, klagt noch über den freudlosen'
Nordlandsfrühling oder bebt garvordemplumpenFeind? »Den
kleinen Zaren", schreibt ein Gardefüsilier an seinenVater, »wer-
den wir bald in weißer Sauce zubereitet haben. Wohin es dann

geht, weiß Keiner genau; oft hört man, nach Indien. Mir ists einerlei; gehts bis ans Ende der Welt, sobinichzufrieden." Rußland? Eine Etape zu kurzer Rast. Und die Sonne, die aus dem Indischen Ozean steigt, glüht heißer als die von Austerlitz. FühltNapoleonsichFortunennoch unlöslich vermählt? Als er inPosen wiederSlavenerlöser begrüßt wird, wittert er im wilden Gejauchz des Polenvolkes stärkere Kraft als in allenHeucheldelirien entmannter Germanen; als über der Iesuitenkirche die Flammenblätter einer Lorberkrone auflodern, blickt er aus finsterem Auge dem Qualm nach, der gen Ost zieht. In Thorn sieht er seine Kerntruppe wieder. Da gills kein Feiern. Ein Lager, das zweihundert Meilen umfaßt; ein Heer von fünfhunderttausend Köpfen. Was an Munition zu erraffen ist, muß heran; nochwichtigeristfürdenFeldzug in unwüthlicheBezirke derProviant.Der muß vom Tag des ersten Treffens an mindestens drei Wochen lang reichen. Leget aufalles GetreideBeschlag und lasset es flink, bei TagundbeiNacht,vonklapperndenRädernzermahlen.Wenn wir abmarschirt sind, können die Müller ausschlafen. Ostpreußen grünt und der rasche russische Lenz hat schon alle Wiesen bestickt. Ein ungeheurer Heerhaufe ist zum Angriff gerüstet und der Bedrohte scheint die nahe Gefahr noch nicht zu ahnen. Iedes Corps mußdemBlickdesFeldherrnseinInnerstes aufthun; jedes wird, noch einmal, bis ins Kleinste geprüft. Alles fertig. Alles brennt von Begierde, dem Kaiser zu zeigen, was seine junge, seine alte Mannschaft vermag. Mit solchem Heer, wagt einBatterieches zu sagen, können Eure Majestät Indien erobern. EinLächeln dankt ihm. Nie sah man denHerrn so heiter. Sind seine Kräfte verzehnfacht oder neueDämonen ihm unterthan? Von früh bistiefindie Nacht an der Arbeit. Dann wandelt er, fast nackt, durch die Gewölbe und Kreuzgänge des Klosters, das ihm Quartier ist, und besinnt seine Schlachtpläne. In einerNacht hört derAdjutantihn eine Strophe aus demAbmarschlied singen. »Zittert,Ihr Feinde Frankreichs!" Solche Töne hat das Gemäuer nie vernommen. Noch ist der Krieg nicht erklärt, das Ultimatum nicht beantwortet. Aber die Schicksalsstunde hat geschlagen. Iuni! Worauf noch warten? BisderReisewagengeflicktundgefirnißtward? Unsinn. Zu Pferd! Er will in Danzig geschwind noch Rapp, Davout, Mural sehen. Der läßt, weil er nicht zum Fürstentag eingeladen war,

die Lippe hängen. Ein Schürzenheld. Hilft mir von meinen Verwandten wohl einer ernstlich? Ich habe die Leute reich gemacht, ihnenThronegezimmert: undsiedenkennuranihrVergnügen, ihren Glanz und vergeuden das GeldanKrimskrams. »WennichGeld ausgebe,geschiehts,um dieKünste zu ermuthigenundderNation nützliche und ruhmvolle Erinnerung zu hinterlassen. Ich bin des Volkes König und Keiner kann mir nachsagen, daß ich Günstlinge undLustweibermäste.NurderdemVaterlandgeleisteteDienstwird von mir belohnt." IetztaberistzusolcherBetrachtungnichtMuße. Von Danzig nach Königsberg. Der Soldat fängt schon wieder zu murren an. Kalte Nächte nach heißen Tagen. Seine Lagerstatt ist hart und morgens vomNebel durchnäßt. Sein Gepäckwächst, weil er so vielNahrung aufbuckeln muß,ins doppelteGewicht.Und inder RundeistnichtsFreundliches, Lustiges, Hübscheszu schauen. Das Heer braucht einen Schnaps, eineAufmunterung; weils im Kern aus Franzosen besteht, werden Worte genügen. Am sechzehnten IunidiktirtNapoleondieKnegserklärung(derHerzogvonBassa« no muß sie um vierTagezurückdatirenundThornalsUrsprungsort nennen) und läßt demVertreter des Zaren melden, daßfeiner Abreise aus Paris nichts imWeg stehe. Mir zumuthen, hinter die Elbe zu weichen.und diese dreiste Forderung von allenThürmen Europas herunterbrüllen? Meinem Gesandten Lauriston die er» beteneAudienzweigern?Anerträglich. Lasset die fröhlichstenMärsche blasen, alleTrommeln rühren und auf der letzten Grenzwacht denRuf andieGroßeArmeeverlesen. In der dreiundzwanzigsten Iuninacht erreicht er, dem Heer voran, bei demDorfAlexota den Njemen. Ein paar polnische Lanzenreiter taumeln schlaftrunken auf, als der von sechs schwitzenden, dampfenden Pferden gezogene Wagen heranrasselt. Ein kleiner, müd blinzelnder Mann in bestaubten Kleidern öffnet denSchlag. DerKaiser (neben ihmBer» thier). Vive I^mpereur! Das gellt, als solle es die Scham der auf dem wichtigsten Vorposten schlafend Ertappten übertönen. Hört es der Feldherr? Aufrecht steht er; stumm; mit dem hellen Blick, in der straffen Haltung eines aus quickendem Schlummer Erwachten. GanzAuge.DaliegtKowno;dasZiel ersterRekognoszirung. Er well selbst hin. Darf sich aber den Russen, die auf polnischer Erde nur Polen vermuthen, nicht als Franzosen zeigen-Zwar ist ernicht, wie Mephisto, gewohnt, incognito zu gehen. Doch

hier wills die Sache. In der Dämmerimg zieht er, der sich noch nicht gewaschen, noch keinen Imbiß genommen hat, den Garde- jägerrock aus undzwängt sich indieNniformdespolnischenOber- sten. Kopfbedeckung? Das Hütchen mit der dreifarbigen Kokarde verriethe ihn. Die viereckige Ulanenczapka ist ihm zu schwer. Eine Schutzmannskappe genügt. AuchBerthier muß sich vermummen. Vorwärts! DieBewohner einesBauernhauses werden heraus- gepocht. Von ihren Fenstern sieht man den Fluß. Dahinter liegt Rußland. Still; ohne die leiseste Ahnung naher Gefahr. Lange steht derKaiser und durchforscht das Gelände, das er bis heute nur von der Karte her kannte. Munter kehrt er zurück. »Kleidet der Rock mich nicht ganz gut? Doch man muß zurückgeben, was An- deren gehört." Zweiter Nmzug. Kurzes und karges Morgenmahl. Das Gefolge kommt mit dem Leibpferd. Die Generale Caulain- court, Davout, Duroc, Haxo sprengen herbei. Erster Rekognoszi- rungritt. An dieser Stelle muß, nur an dieser dars derFluß über- schritten werden. ZweiterRitt. Diese Schlucht verbirgt die Trup- pen, bis der Pontontrnin mit seiner Arbeit fertig ist; ehe es hell wird, müssen sie ... Sein galopirendes Pferd scheut, bäumt sich steil auf und wirft den Reiter ab, der, in Gedanken versenkt, die Zügel lose hielt und nicht merkte, daß seinem Gaul ein Häschen zwischen die Beine lief. Das war ihm manchmal geschehen; und immer hatte er dann heftig das Stallpersonal gescholten oder ge- gen das Thier, die elende Schandmähre, getobt. Nun schweigt er; blickt schweigend insGrau und steigt dann wieder indenSat- tel. Ein schlimmes Vorzeichen, rauntBerthier ins Ohr des Mar- schalls Caulaincourt; ich wünschte, wir gingen nicht über den Njemen. Denkt der Mann, der stumm vornan reitet, eben so wie sein Generalstabschefaus dem italischenKrieg?FühltderBleiche noch an diesem Tag sich Fortunen unlöslich vermählt? PflichtruftausthatloserSelbstschau. Sollein aufgeschreckter Hase, einesüberanstrengtenPferdesNervenschreckihmdieLaune vergällen? Das darf ein geckiger Tagdieb sich gönnen; nicht der Meister über Menschheitgeschick. Von allen Seiten stampfen die Heersäulen heran. Bevor die Sonnesinkt, muß der Flußübergang bisinsWinzigste geordnet sein. Zwischen den blauweißenZwillich- wänden seines Zeltes sitzt er vor Rapporten und Landkarten. Die zuverlässigste hat er unter der Hirnschale, klcrive?: „Orcire pour le

passsge clu Siemen«. Punktum. Für jede Möglichkeit ist jetzt vor»
gesorgt. Wenns nur nicht so heiß wäre! Und der Kopf nicht so
schmerzte. Vielleicht eine Folge des Sturzes? Muß übrigens
drollig ausgesehen haben, wie der Gaul mich abschüttelte; zum
Brüllen komisch. Aber das betreßte Volk macht so unheimliche Ge»
sichter; verkneift sichs das Lachen oder hats Aberglaube mit eis-
klammerHand am Schopf? KindischeZeichendeuterei. GutcnTag»
Grenadiere! AnstrengenderMarsch? Drübenwirds besser.Drü-
ben, Artilleristen! Auch schon da? Wenn vondrüben nur irgend-
ein Echo käme! Nichts. Höchstens mal eine Kosakenpatrouille,
die durchs Gebüsch schlüpft und dem nächsten Augenblick spur-
los verschwunden scheint. Ein von Schemen bewachtes Toten»
land? Spukgeschichten, die ans Kaminfeuer vonAjaccio taugen.
Die Kerls haben Witterung; wissen, endlich, daß ich ihnen dicht
an der Kehle bin, und verkriechen sich, so lange es geht. Sind wir
erst drüben, dann schlage ich sie, daß dieFetzen bis nachMoskau,
in Mütterchens Waschküche, fliegen. Wärs nur erst so weit! Die-
serTag will nicht enden. Caulaincourt soll kommen. «Sie kennen
Rußland ja aus der ZcitIhrer Gesandtschaft. Schwatzt man hier
im Hauptquartier etwa noch vonmeinemHasenabenteuer? Hat ja
auch nicht die geringste Bedeutung. möchte Sicheres über den
russischenBcmcr hören; ob er tollkühn ist und sich zu. einem Klein-
krieg ausraffen kann, wie ihn die Spanier geführt haben. Meinen
Sie, daß man mir Wilna freiwillig räumen wird? Dgs würde
mir nicht passen. Ich brauche eine Schlacht, einen schnellen Sieg."
Die Russen haben so viel Land, daß sie uns große Strecken hin-
werfen werden, um uns zur Zersplitterung unserer Kräfte, zur
Entfernung von unseren Nährquellen zu zwingen und ins In-
nere zu locken. Schlachten im Stil europäischer Kriege sind hier
unwahrscheinlich. »Auch gut! Dann bin ich morgenHerr von Po-
len und keinNegen wäscht dem kläglichenAlexander dieSchande
ab, daß ers ohne Schwertstreich hingab. Nie wird ein Pole ihm
so feige Schwachheit verzeihen. Solches Land opfern? Nur ein
Hasenherz kann sich dazu entschließen; dasHerzeines Vetters des
Hasen, der meinem Gaul... Unsinn. Und wenn Sie, Zar aller
Reusfen, glauben, der Rückzug könne Sie retten, dann irren Sie.
Dann sind Sie so dumm wie feig. Kennen mich nicht. Ich bin rasch
wie derBlitz; und treffe wie er. BeiWilnaschon zerreiße ich Ihre

Linie; und ehe Ihre Trägheit aufgerüttelt ist, haben SieArtillerie
undTrain verloren und können noch frohsein, wenn mein Schlitz»
messer Ihnen nicht ganze Armeecorps aus dem Schutzgewand
trennt. Trauen Sie, Caulaincourt, dem Enkel der großen Katha-
rina,die ihm denNamendesmakedonischenEroberers zugedach
hat, wirklich zu, daß er mir um jeden Preis ausweichen werde?
Er wird lieber nach Kamtschatka laufen als eine Hauptschlacht lie-
fern, eineProvinz abtreten, einen ihm ungünstigen Friedensver-
trag unterzeichnen? Ist heute denn der Tag des Spukglaubens?
Warten Sie nur ein Weilchen, Herzog von Vicenza! Bevor der
Mond zweimal gewechselt hat, bettelt Alexanderum Frieden. Hat
der Grundadel ihn dazu gezwungen. Aber die Sonne neigt sich.
Wenn sie wiederkehrt, müssen wir auf russischem Boden sein."
Um Mitternacht sind die Pontonkolonnen mit ihrer Arbeit
fertig. KeinLicht hat ihnen geleuchtet.keinwiderhallender Lärm sie
verschrien; aus dem dichtan denNjemen gerückten Zelt hat der Cae-
sar ihnenzugeschaut und manchmal leiseBefehle gezischelt.Endlich,
Drei Brücken führen ins Land alter Sehnsucht. Morands Division
deckt die Vorhut. Das Corps Davout nimmt die Führung. Der-
ber Soldatenfrohsinn ist wiedergekehrt. Uebermüthiger Scherz
flattert von den schwanken, unter derLast der Geschütze und Rosse
stöhnenden Brücken hinüber, herüber. In fünf, spätestens in sechs
Wochen sind wir an der Newa und feiern unseres Kaisers Ge-
burtstag ün Peters Stadt. Alles lacht. Habt Ihrs gehört? In
Petersburg! Vive > tImpereur! Da ist er. Wo war er noch nicht?
Seit Drei zu Pferd. Ueberall, wo fein Kriegsvolk sich staut und
Nachdrängenden die schmale Straße sperrt. Kein Gespenst schreckt
ihn noch. Ein flüchtiges Häslein könnte ihn heute nur heiterer
stimmen. Hinüber! Aus trunkenemAuge sieht er nun, vom rufst-
schenNfer, seine Macht ins Reich Alexanders fluthen. Aus Däm-
merschleiern winkt neuer Sieg; größerer, als je erstritten ward.
Seine Sonne ist mit ihm; heiß brennt sie am Himmel. Den Fran-
zosen, Bayern, Holländern, Sachsen, Florentinern, Hessen, Polen
und Schwaben, die in buntem Zug über die Brücken marschiren,
sengt sie die Stirn. Gegen Mittag wirds finster und bald danach
speitdasGewölkungeheureWassermengenins Litauerland.Alles
trieft. Alles jauchzt. Zweihunderttausend Mann in Rußland
hinein! Am sechsundzwanzigsten Iuni sind auch Grouchys Dra-

Reguli,
goner drüben. Bis aufs Tüpfelchen ist das Programm durchge-
ührt.Bonaparte steht dicht vordem Ziel seines kühnstenWunsches.
»Führt einenPartherkrieg!" Scharnhorst hats den russischen
Kameraden gerathen. Ietzt.amersten Tag des Marsches über den
Njemen, schreibt Rastoptschin anAlexander: „IhrReich hat zwei
gewaltige Vertheidigcr: den Raum und das Klima. Der Kaiser
von Rußland ist furchtbar in Moskau, schrecklich in Kasan, un-
überwindlich inTobolsk." Biegt er der Kraftprobe aus? Seit dem
zwölftenIuniabend hat er den Freiherrn vom Stein als Berather.
bei sich. Wie kann, fragt am ersten IuliNapoleon den Polizeimi-
nister und Generaladjuwnten Balaschow, Ihr Herr solchen Kerl
anseinemTisch dulden? »DieserWichtundHochverrätheristnicht
um Haaresbreite besser als irgendeiner der Buben,die Alexanders
Vater gemordet haben. Ich schätze Ihren Kaiser noch immer sehr
hoch. Aber Engel dürfen mit Teufeln nicht gemeinsame Sache
machen." Vergebens. Der allzusinnlicheEngel,der noch aus dem
Feldlager in die schönen Arme der Frau Sulistrowskaja eilt, ist
zumBündniß mit dem preußischenTeufelentschlossen. EinGlück?
daß von Preußen nichts zu fürchten ist. Diesem Glauben kann
kein Ierome, Rapp, Davout den Imperator entankern. Schon
schreibt Major von der Goltz den Bericht, der die zum Kampf
wider Bonaparte bereiten Offiziere Friedrich Wilhelms aufzählt;
schreibt über Hans David Ludwig von Vorck: »Von miitlerem
Alter,unterrichtet, ehrgeizig, unzufrieden,Frankreich hassend; all-
gemein anerkannter, braver und schnellüberblickender, mehrprak-
tischer als theoretischer Soldat, eines kühnen Entschlusses leicht
fähig; völligunbemittelt."DochderCondottiere ausKorsika spricht:
„VonPreußen ist nichts zu fürchten." NndzuCaulaincourt: „In
Moskau unterzeichne ich den Friedensvertrag."
1912.
„Im Auswärtigen Amt des Staates, dem Eure Excellenz
beglaubigt sind, wird man versuchen,vonIhnen Einigesüberdie
Kaiserbegegnung von Baltijskij Port zu erfahren. Ihrem Scharf-
blick wird nicht entgangen sein, daß diehiesigeRegirungvon ihren
Gegnern, drinnen und draußen,derAbsicht verdächtigt wird, den
Werth solcher Zusammenkünfte aufzubauschen und von ihnen
weltgeschichtliche Epochen zu datiren. Und wir dürfen uns nicht

verhehlen, daß nach denpotsdamerNebengeräuschenderPerser»
vertrag hier und da enttäuscht hat. Deshalb empfiehlt sich, dies-
mal die Familientradition zu betonen, die den Brauch solcher
Besuche überliefert hat, und anzudeuten, daß die Allerhöchsten
Herren, trotz der Anwesenheit desDeutschenReichskanzlers und
zweier russischen Minister, keinerlei neue Vereinbarung Plan-
ten. Daß insbesondere auf unserer Seite nicht etwa der Wunsch
herrscht, dem lurko-italischenKrieg durch Druck oder Einschüchte-
rung ein Ende zu machen. DieserKrieg ist ja nicht nur uns unbe-
quem geworden (weil wir den Italienern verbündet, den Türken
befreundet sind und unser Botschafter der Hohen Pforte den
friedlichen Sinn Italiens verbürgt und die Abberufung des in
Rom längst mißliebigen Gouverneurs von Tripolitanien erreicht
hat); lenken Sie die Aufmerksamkeit des Ministers auf die That»
sache, daß den Briten der Status von heute noch lästiger ist. Sie
hatten auf den Zusammenbruch der Türkei gerechnet, der inAra-
bien ein leicht unter britischen Einfluß zu bringendes Gegenkhali-
fat geschaffen hätte, und erleben nun, daß, erstens, die Türkei noch
Stand hält, daß, zweitens, die um ihre in den Orient verliehenen
Milliarden besorgten Franzosen den Nutzen der ententecorcliale
noch lauter als sonst bekritteln, daß, drittens, dieIntimität zwischen
Petersburg und Rom einBischenschnellzunimmt; undsiemüssen
sich sputen, wenn sie 1916 im Mittelmeer noch mitreden und sich
neben den Dreadnoughts des Dreibundes behaupten wollen. ^
bon entenäeur 8a>ut! Wir haben einstweilen noch keinen Grund,
Töpfe, aus denen es derBritennase brenzlig riecht, vom Feuer zu
rücken. Denn die Flottenbegrenzung (ungefähr auf die Relation
von 1913) ist zwar im Prinzip beschlossen, auch von drüben zuge-
standen, daß die fremden Bauaufträge künftignach der selben Ver»
hältnißzahl getheilt werden, damit England nicht im Kriegsfall
alles auf seinen Werften Brauchbare inBeschlag nehmen, gegen
uns verwenden und damit den Gedanken friedlicher Kontingen-
tirung zum Kinderspott machen kann; immerhin räth nüchterner
Menschenverstand, auch in Verhandlungen mitMinistern Seiner
HuldvollenMajestätbis zumAustausch der Unterschriften en ve-
clette zu bleiben. Streifen Sie diese untiefe Stelle nur ganz sacht.
Was in die Kanzleien gesickert ist, hat Tümpel gebildet, an deren
Austrocknung wir kein Interesse haben. Der halbwegs geschulte
Diplomat weiß, daß einMann von siebenzig Iahren, der sich als

Botschafter, mit allen Mitteln Schwarzer Kunst, eine neue Iung-
fräulichkeit zurechtgeflickt hat, nicht von Konstäntinopel nach Lon-
don übersiedeln und die mühsam zusammendiktirte, zusammen-
geplauderte Reputation aufs Spiel setzen würde, wenn er nicht
mindestens glaubte, die Trumpfkarte im Aermelfutter zu haben.
GrafMelternich hat sich in seinem Groll ja auch weit aufgeknöpft
und Iedem gesagt, daß feinem Nachfolger nur die Aufgabe bleibe,
dieSahnevonderMilchschüsselzulöffeln.Seitdem(und besonders
seit den kielerReden Seiner Majestät) schwört man überall auf die
anglo-deutlcheVerständigung;undlachtüberdiebraven Professo-
ren, Bankiers und Dilettanten eiusciem Krmae,diedasausgemol-
keneThema noch immer zum Gegenstand ehrbarerArtikelaufplu-
ftern.WirgeltenalsmitEnglandglattinsReinegekommeneGroß-
macht. Nnd wollen es dabei lassen. Daß noch Haken und Häkchen
drohen, brauchen wir den Leuten nicht auf die Nase zu binden.
Wahrscheinlich istja derAbschluß auch;weilnur ereinenKrieg ver-
meiden kann, den selbst der Sieger kaum in einem Halbjahrhundert
verwände,undweilmanwederdrübennochbeiunssodummist,wie
Napoleon war, als er die Russen angriff, statt sich auf sie zu stützen.
Alles, was nach Triumphgesang schmeckt, wäre von Nebel. Wir
können, primo, bis wir die halbe Milliarde für das neue Gewehr
haben, nicht auf eine etwas beklommene Nationalstimmung ver-
zichten, die den vonderletztenMilitärvorlagenochschlappenDiä-
tariert im Reichstag den Daumen lockert, und dürfen, secunclo,
nicht allesFeuerwerkverpuffen.ehe zum Regirungjubiläum Sei-
ner Majestät geblasen wird. Am fünfzehnten Iuni 1913 ist auch
noch einTag;fürdenVorsicht einestattlicheBescherungaufsparen
muß. Nnd nach demBörsenboom in Waffen undMunition mor-
gen, wegenderAussicht aufanglo-deutschePartnershipimSchiff-
bau, eine Werftaktienhausse: nicht vernünftiger Menschen Be-
gehr.Also verbindliches Lächeln, Achselzucken undschnelleinpaar
Happen aus der Bonbontüte. Die Ehrlichkeit (feinste Blüthe zeit-
gemäßerDiplomatie) verbiete, stramm zu leugnen, daß uns man-
cherlei Offerten vorliegen. Kein Wunder: fünfMillionenBayon-
nettes, eine Flotte, die uns wenigstens dieWahrung der inneren
Linie unter allen Nmständen sichert, Technik, Industrie, Handel
vornan, eine Viertelmilliarde Iahresüberschuß im Reichshaus-
halt.Nnd dieseiteinigenIahrtausendengebräuchlicheMethodeder
Menschenerzeugung noch, mitAllem.was drum und dran hängt,

in jeder Volksschicht so beliebt, daß die Aktien einer Gesellschaft
für künstliche Befruchtung kaum, selbst wenn Gwinner, Prophet
und Peer vonPreußen, laut davor warnte, bis auf Pari zu kitzeln
wären. Unbehaglichere Lagen sind, nichtnurimFerienzug Berlin-
Innsbruck, zu erdenken. Und, bei Tageslicht besehen, ist eigentlich
doch keinAnlaß, gierig nach einer Extrawurstzu strampeln, die das
Zarenreich up to ctate uns braten könnte. Das hat für sämmtliche
Fettstoffe in der eigenen Küche Verwendung und kann, mögen
die Pariser noch so inniglich mit dem Geldschrankschlüssel winken,
an einen Vormarsch nach Westen nicht denken. (In dieses Ka-
pitel ließe sich wohl die Bemerkung glissiren, daß die Unruhe
der Französischen Republik Dem erklärlich sein muß, der bedacht
hat, welche kurzeFrist ihr auch nur für denTraum vonwirksamer
Rache gewährt ist. Geschieht es morgen nicht, so geschieht es, trotz
aller hamletischen Weisheit, ganz sicher nicht in der Zukunft, die
unserer Menschenübermacht durch Reichthumszuwachs auf allen
Gebieten die Schlagkraft erhöht.) Etwas kräftiger, als bisher
üblich war, dürfen Sie schon auftreten; ohne, versteht sich, bramsig
zu werden oder die Beine in einen Futternapf zu strecken. Sind
wir den Engländern verbündet (und darauf muß es, wenns über-
haupt ernst werden soll, via Kohlenstation westlich vom Aermel-
kanal, deutsche Bürgschaft für Indien, Afghanistan, Tibet, Pool
zwischen MassauaundBenguela, hinaus),dann ist dieser Sozietät
die Welt nirgends mehr mitBrettern zu vernageln und sie kann,
in den Grenzen ziemlicher, vom Genius der Rass en bedienter Ver-
nunft, thun.was ihr beliebt. Gerade deshalb wären beide Vettern
Uresel (^smus Qray), wenn sie, zum Vergnügen der Mongolen?
Tatarenund anderer Schlitzaugen, einanderzerfleischten. Können
Sie von Alledem Etwas fürdenDiplomatenempfangbrauchen, so
will ich vergnügt sein wie weiland der Prinz von Gaure. Ueber
Baltijskij Port hüpft Ihre Zunge geschwind ins Freiere. Will der
excellente Empfänger Sie durchaus in diesem tristen Esthennest
festhalten,dann lotst derHandclsvertrag Sie hinaus. Rußlands
Baltenmeerflotte? Uns auch unter Dampf Hekuba. Wir wollen
nur einen Zolltarif, mit dem sich leben läßt. Darum die drei Mi-
nisterfracks. Sonst?FamilienbesuchohneAbstechcr ins Hochpoli--
tische. Begleitet der treusteBlickIhresAuges diese Versicherung,
dann glaubt derHörer, daß diesmal ein Kern in der Hülse steckt.

'Die Memoiren eines Landarbeiters.
^A ls Paul Goehre vor bald zehn Iahren die Erinnerungen und Denkwürdigkeiten des Arbeiters Karl Fischer veröffentlichte, wirkten sie wie eine Sensation. Seitdem ist solcher Arbeiterbiographien eine ganze Literatur erwachsen. Goehre selber hat ihrer noch drei weitere folgen lassen. Auch Naumann, Bebel und Andere haden ähnliche Lebensbeichten patronisirt. Aber der Erfolg des ersten Buches (der buchhändlerische wie der innerliche, der in gewissem Sinn freilich mit jenem zusammenzufallen Pflegt) ist nie wieder erreicht worden. Das lag doch wohl nicht nur daran, daß, literarisch Fischers Denkwürdigkeiten die stärksten waren: auch von den Späteren hat der Eine und Andere Manches erzählt, was des Aüfmer» kens werth blieb. Wesentlicher ist, daß die Zeiten inzwischen sich gründlich wandelten. Damals lebten wir in einer Renaissance der Sozialpolitik (richtiger: der sozialen Beziehungen) und ließen uns von Posadowskys aufbauendem Optimismus die Herzen wärmen. Heute sind wir Alle rechtschaffen ernüchtert und auch die Selbstlosesten (man denke an den letzten Evangelisch-Sozialen Kongreß) beginnen, diese Probleme mit kühl abwägender Skepsis abzuhandein. Es ist eine große Friedlosigkeit aufgekommen zwischen Bürgerthum und Arbeiterschaft; den Meisten von uns erscheint der Ardeiter nur noch im Bilde des Sozialdemokraten, die Sozialdemokratie aber als dreiste, pietätlos vom Heimathboden sich lösende Auflehnung widerdie „gottgewollteOrdnung".Wozu dann noch ein Anderes kommt (ein ganz unpolitisches Moment), das abflauende Interesse zu erklären. Dem Kulturhistoriker werden diese Biogrnphienlohne FrageeinbedeutsamesMaterialzurGeschichtei dÄr arbeitendenBevölkerung inDeuti'chland^
schaft- und Sozialgeschichte um die Wende des neunzehnten und zwanzigsten Iahrhunderts bieten. Das Interesse der Zeitgenossen aber, die, seit man sie einmal darauf gestoßen hat, immerhin die Möglichkeit haben, diese Dinge durch eigene Beobachtung nachzuprüfen, war eigentlich durch die beiden ersten Bücher gedeckt. Denn im Grunde gleichen all diese Lebensläufe einander. Ihr großes Thema ist fast immer: wie aus einer verkümmerten, versinkenden Handwerkerschicht die letzten Sprossen in das Millionenheer der Angelernten hineingestoßen werden und hier in ziel- und planloser Pilgrimschafl das stete Auf und Ab der ewig ungesicherten Existenz erfahren, auf der Lebenshöhe noch nicht besser dastehend und um keinen Deut zuverlässiger fundamentirt als in den Anfängen des eigenen Daseinskampfes. Bis dann (nicht zu Allen, aber zu den

Meisten) die große Trösterin Sozialdemokratie kommt mit ihren chiliastischen Verheißungen, so den anderen, den überlieferten Glauben ersetzend, den wir selber, zumal wir rastlos hadernden Protestanten, ihnen aus den Herzen rissen.
^ Trotzdem hat Goehre noch einmal gewagt, ein solches Lebensbuch*) dem deutschen Publikum vorzulegen. Er hat lange gezaudert, hat auch manches Angebot (denn mehr als ein Arbeiter hatte nach dem Vorgang der Fischer und Bromme den Trieb zur Memoirenschriftstellerei in sich entdeckt) mit Dank abgelehnt. Diesmal glaubte er, es versuchen zu müssen. Weil Rehbeins Leben eben das eines Landarbeiters ist. Und doch wieder ist es nicht ganz ein solches Leben. Denn dieser Franz Rehbein war, da er als Vierziger seine Erinnerungen niederschrieb, schon seit zwölf Iahren kein Landarbeite? mehr. EineDreschmaschine hatte dem jung verheiratheteten Tagelöhner den rechten Arm abgerissen. Da war er in die Stadt gegangen; war erst Hausirer, dann Zeitungausträger geworden. Und schließlich hatte er, nachdem er die ihm gebliebene Linke zu solcher Technik erzogen, zu schreiben begonnen. Zuerst in das kieler sozialdemokratische Organ, dann in den „Vorwärts". Zwar ist Rehbein, wie Goehre berichtet, nicht über die Bethätigung innerhalb der lokalen Sparte hinausgekommen; doch hätte, nach seinem Buch zu urtheilen, das Können wohl noch zu Höherem ausgereicht. Es ist nämlich, wie man neuerdings, ein Wenig salopp, zu sagen pflegt, „Schmitz" in der Arbeit; eine gar nicht alltägliche schriftstellerische Gewandheit. Aber es ist auch Absichtlichkeit darin; trotzdem von der Sozialdemokratie nur in der Einleitung in ein paar Briefen an den Herausgeber die Rede ist und dann in allgemein gehaltenen Sätzen im Schlußwort: die Absichtlichkeit des bewanderten sozialdemokratischen Agitators, der mit Bewußtsein auf den Kontrast hinarbeitet und durch ihn wirken will. Dadurch verliert dieses Lebensbild 'viel von seinem ursprünglichen Bekennrnitzwsrth. Das Naive fehlt, das unbekümmerte Sichausströmen einer bedrückten Seele. Der dieses Buch schrieb, war gewohnt (Rehbein ist 1909 im Alter von zweiundvierzig Iahren in Berlin gestorben), so zu sagen von Berufes wegen auf die Schlechtigkeit der heutigen Gesellschaftordnung hinzuweisen (daß sie unvollkommen ist, wissen wir ja Alle), sie zu „brandmarken" und der Verachtung preiszugeben. Darum wird (ich möchte annehmen: bisweilen fast wider Willen) retouchirt, werden Lichter aufgesetzt und von einem mit solcher

*) Franz Rchbein: Das Leben eines Landarbeiters. Iena 1911, Eugen Diederichs Verlag.

Kunst Vertrauten die Gegensätze allemal hübsch herausgeputzt. Deshalb beginnt die Schilderung der Kinderjahre auch mit Sätzen wie diesen: „Hinterpommern! Puttkamerun! Es ist, als wenn heute noch ein Hauch des Mittelalters über die pommerschen Flach» selber weht... So repräsentirt sich uns das Land der Herren von Puttkamer, von Köller, von Zitzewitz, von Waldow, von Kamecke, von Glasenapp und wie die alteingesessenen blaublütigen Herr» schaften alle heißen mögen." And die Beschreibung einer kurzen Fahrt von Schneidemühl nach Berlin in der Vierten Klasse hebt an wie eine Schilderung aus Dantes Inferno. „Gewiß," heißt es da am Schluß, „dies Bild war traurig, tieftraurig sogar; doch wem von uns wäre Wohl ein solcher Gedanke gekommen? Keinem. Wir glaubten eben, arme Leute hätten überhaupt kein Anrecht darauf, bequemer zu reisen." Du lieber Himmel! Wie oft sind wir, die wir aus dem psten stammten, als junge Studenten die weite Strecke von Berlin nach Königsberg, Insterburg, Memel, ja, bis an die russische Grenze „zwMWjHWiter" gefahren, ohne daß, uns darum auch nur eine Perle ausser Krone fiel! Vielmehr denken wir (wenigstens kann ich Das von mir bezeugen) noch heute gern an diese vielleicht nicht sonderlich bequemen, aber immer fröhlichen Reisen zurück, die uns daneben manche soziale Einsicht öffneten, von der wir bis auf diesen Tag zehren.

Wer den wahren Werth der Erinnerungen Rehbeins ermit» teln will, muß also Einiges abziehen. Dennoch bleibt genug wohl übrig, die Publikation zu rechtfertigen. Das Zuständliche wird im Allgemeinen treu und zutreffend wiedergegeben sein und manche Anmerkung gewinnt gerade dadurch, daß sie ein anerkannter und überzeugter Sozialdemokrat, ein von der Sozialdemokratischen Partei Angestellter sogar, einstreut, ihre besondere Färbung und Bedeutung. Dieser Berichterstatter des „Vorwärts" und Bureau» beamte der Berliner Gewerkschaftkommission, den die Landwirth» schuft zum Krüppel gemacht hat, ist nämlich bis an sein Lebensende ein schie? zärtlicher Freund der Landwirthschaft geblieben. Er hängt an der ländlichen Natur und hängt an der ländlichen Arbeit, die er niemals blos mechanisch betrieben hat; deren einzelne Pro» zesse er als nachdenklicher, wißbegieriger und lesefreudigsr Mensch in ihrem Sinn und Wesen begreifen zu lernen strebte. Er hat sogar ein ganz spezifisch norddeutsch gefärbtes Heimathgefühl. Als er in Metz seine drei Iahre Kavallerie abgedient hat und an ihn wie an jeden dieser Leute die Frage: „Stadt oder Land?" herantritt, die nachgerade zur Schicksalsfrage der deutschen Landwirthschaft ge» worden ist, da entscheidet er sich nach reiflicher Aeverlegung wieder

für die Landwirthschaft. Aber nicht im Südwesten will er bleiben. „Die Landwirthschaft da unten," schreibt er, „war mir zu .püttche-rig', zu unpraktisch, zu unmodern." Und spottet über die dortigen Bauern, die,mit langen leinenen Kitteln oder groZknöpfigen Iacken angethan, die scheusälige Zipfelmütze auf dem Kopf und klobige ßölzschuhe an den Füßen, umherliefen. Wie anders zeigt sich ihm dagegen der norddeutsche Bauer! „Der heutige Marschbauer," er-klart er mit unverkennbarem Stolz, „und nicht nur Dieser allein ist mit dem dummrobusten zipfelmützigen Bauerntypuh von anno dazumal gar nicht mehr zu vergleichen." Und an einer anderen Stell«, nachdem er von der neueren landwirtschaftlichen Betriebs-weise berichtet hat und eifriger Lecture in der landwirtschaftlichen Fachpresse: „Auf diese Art wurde mir bald klar, daß ein ,dummer Bauer', wenn er jmit der Neuzeit vorwärts will, Eigentlich jwch recht viel mehr wissen muß, als man gemeinhin annimmt."

Dieser lesende und theoretisirende Großknecht, der nachFeier-abend zusammen mit seinem Dienstherrn und dessen Söhnen Wahrscheinlichkeitberechnungen über Bodengüte,Fütterungskosten und den Ertrag dieser oder jener Fruchtsaat aufstellt, ist natürlich eine Ausnahme. Die meisten Knechte und ländlichen Tagelöhner werden darüber denken, wie Rehbein einmal von Arbeitgenossen berichtet: „Wat schöllt wi uns veel darüm kümmern? Wi ward ja doch keen Bur!" Dennoch nehmen auch diese dumpf und stumpf Hindämmernden auf ihre Weise Antheil an dem Unternehmen und feinen Erträgnissen. Im ganzen Bereich der (sogenannten) städti-schen Gewerbe hat die moderne Form der Waarenproduktion den Arbeiter von seinem Werk getrennt. Auch die Landwirthschaft ist in weitem Umfang Erwerbswirthschaft geworden. Trotzdem ist noch ein Rest von Patriarchalismus, sind auch die sittlichen Beziehun-gen, die Arbeiter und Arbeitprodukt verbinden, geblieben. „Man hat,mitgesät und gepflanzt," bekennt Rehbein, „man sah, wie jun-ges Vieh zur Welt kam, und freut sich wenn Alles gedeiht und sich weiterentwickelt. Wurden Kälber oder Füllen geboren, so opferte man gern einige Stunden Schlaf, wenn nicht gar die Ruhe einer ganzen Nacht, um hilfbereit zur Stelle zu sein, damit das Iunge wie auch das Mutterthier keinen Schaden nehmen solle. Eben so ging es, wenn ein Stück Vieh erkrankt war. Hatte Unwetter oder Hagelschlag die sprießenden Halme geknickt, so empfand man die Schädigung mit, die den Landwirth, oen sie in erster Linie anging, betroffen hatte. Es ist eben doch ein Unterschied, ob man es mit toten oder mit lebenden Produkten eines Berufszweiges zu thun zat. Mau lebt und fühlt mit der Natur, in der man schafft und ar-

beitet, ganz gleich, ob Einem selbst davon Etwas gehört oder nicht. Deshalb entwickelt sich auch bei dem ungebildetsten Knecht ein natürlicher Verantwortungtrieb und selbst rohe Naturen zeigen sich bestrebt, Das, was sie mitsäten, pflanzten und pflegten, auch zu hegen und zu fördern, bis es seiner zweckdienlichen Bestimmung entgegengeführt ist..."

l Das sind doch einfach ideale Arbeitverhältnisse. Die idealsten, die unsere heutige Wirthschaftordnung überhaupt noch kennt. Dennoch wandern die Leute ab. Warum wohl? Die landläufige Darstellung lautet: weil die große Stadt mit ihrer Ungebundenheit und ihren Vergnügungen winke. Ungebundenheit? Das könnte stimmen: die Gesindeordnung mag, wo herzensharte und unkluge Arbeitgeber, die es schließlich überall giebt, sich ihrer bedienen, für den heutigen Arbeiter wohl nur noch schwer zu tragen sein. Aber die Vergnügungmöglichkeiten, scheint mir, des platten Landes werden doch wohl unterschätzt. Auch in Berlin sitzen die Arbeiter nicht gerade zu Claire Waldoffs Füßen. Bier und Tabak aber für die älteren Semester giebt es auch im Dorfkrug. Und das Pergnügungbedürfniß der jüngeren ist am Ende aus einem Punkte zu kuriren. Ienem einem, in dem das flache Land bei der Urwüchsigkeit seiner Sitten nicht eben schlechter abschneidet. „Die drallen dithmarschen Deerns hielten denn doch jeden Vergleich mit den bleichsüchtigen Wespentaillen der Städterinnen aus", sagte Franz Rehbein, als er vom Militär freikam. Und ging von Metz direkt nach Dithmarschen...

Noch einmal also: warum wandern die Leute ab? Die Landwirthschaft ist, seit die Maschine sich auch die Urproduktion unterwarf, nahezu ausschließlich Saisongewerbe geworden. Im Sommer kann die Zahl der helfenden Hände nicht leicht groß genug sein; für den Winter hat sich der Bedarf an Arbeitkräften gegen früher erschreckend vermindert. Bis zu einem gewissen Grade wird die Abwanderung demnach in der Richtung der veränderten Betriebsweise liegen und als ein schwer reparables Nebel zu tragen sein. Aber daneben giebt es doch wohl auch noch andere Nrsachenreihen. Rehbein hat sie in seinem Schlußwort, wo er als Sozialdemokrat spricht, «lit dem heißen Athem^es Agitators zusammengefaßt. Eindringlicher reden sie zu uns aus der Schilderung de^Zuständlichen, da er manchmal Partei und Anstellung vergißt und einfach schildert, wie es war. Daß er in den zwölf Iahren seines Landlebens kaum eine Bettstatt fand, in der nicht Mäuse nisteten und die Ratten nicht umraschelten; daß die dem Gesinde angewiesenen Wohn- und Schlafräume oft unwirthlich und unsauber, gelegentlich wohl

nicht einmal heizbar waren und im großen Durchschnitt den Vergleich mit den unter Benutzung der modernsten Erfahrungen errichteten Stallungen nicht aushielten. Daß, die Kost bei schwerer Arbeit oft schlecht und die Behandlung nicht selten unangemessen war. Nun giebt es, Dem zu entgehen, ja ein Mittel: man wird freie.' Taglöhner. Dann hat die Gesindeordnung keine Gewalt meh7 über den Mann; dafür drückt auf ihn die ganze Unsicherheit der Saisonarbeiterexistenz. Eine Verwaltungbehörde hat in Schleswig-Holstein den Iahresverdienst eines ländlichen Arbeiters auf sechshundert Mark berechnet; Rehbein selber bringt es einmal auf etwas über siebenhundert. Das langt auch bei großer Sparsamkeit nur selten für eine Familie. Darum wird im Winter geborgt und der Sommer vergeht über der Abzahlung der alten Schulden. Aber den Gemeinden scheint an verheiratheten Taglöhnern im Allgemeinen auch nicht viel zu liegen. Die Taglöhner-Wohnungen sind baufällig M,nd spärlich. Wird eine einmal erledigt, so geschieht es nicht selten, daß die Gemeinde die Kate ankauft und niederreißen läßt. Der unverheirathete Mann ist bequemer. Er verringert die Lasten und die Verantwortung der Gemeinde. Aus- den Gesprächen der Taglöhnerfamilien an den langen Winterabenden berichtet Rehbein: „Wir Alle waren im landwirtschaftlichen Dienst aufgewachsen, ja, die Meisten hatten ihre Eltern und Groß,-eltern schon als Taglöhner grau werden sehen; von Vielen dienten schon wieder die Kinder auf verschiedenen Höfen. Was Wunder also, daß uns die Landwirthschaft, so zu sagen, ans Herz gewachsen war? Sie erschien uns als die Nährmutter der Menschheit, ohne die ein Volk nicht bestehen könne. Wir liebten die Landwirthschaft. Aber wir verstanden nicht das von Iahr zu Iahr gesteigerte Geschrei der Landwirthe über die ,Noth der Landwirthschaft'. Wenn von Noth in der Landwirthschaft die Rede war, so mußten wir, Niemand anders, von ihr reden..." So ist es leider. Man hat der Landarbeiter bei den großen Agrarreformen des anhebenden neunzehnten Iahrhunderts vergessen; man vergaß, ihrer auch 1848 und bis auf den heutigen Tag. Inzwischen aber ist die Landarbeiterfrage, die ja nur eine andere Seite der Leutenoth ist, zur am Meisten kritischen Frage der deutschen Landwirthschaft geworden. Darum wünsche ich gerade unter den Männern, denen das Wohl unserer heimischen Urproduktion am Herzen liegt (und es müssen schon ausgemachte Narren sein, die hier gleichmüthig bleiden) dem Buch Rehbeins viele nachdenkliche Leser. Man soll auch aus den Stimmen lernen, die aus der Tiefe zu uns dringen. Selbst wenn sie nicht mehr ganz rein und unverfälscht unser!Ohr erreichen.

Dr. Richard Bahr.

Mens Tekel.
ie jungen Herren und jungen Mädchen, die ungestüm von den S«» Geschäftsräumen hinaus auf die Strafe drängten, warfen, als sie draußen waren, einander vielsagend lächelnde Blicke zu: Da stand er ja wieder, der Verehrer von Fräulein Hasberg, und wartete auf sie.
Es war immer ein Amusement für die Anderen, wenn sich vor ihren Augen so ein kleiner Roman abspielte. Daß es für die Haupt» betheiligte kein Vergnügen sein konnte, von allen diesen neugierigen Augen verfolgt, ihren Verehrer zu begrüßen, erhöhte noch den Spaß, der ihnen durch Fräulein Hasberg bereitet wurde. Wie verlegen sie war! Ueber und über roth. Krumm lachen könnte man sich, wenn man der Begrüßung zusah. Es wurde auch laut gelacht, was zur Folge hatte, daß Fräulein Hasberg noch tiefer erröthete, während ihr jugendlicher Verehrer die Stirn runzelte und die ausgelassene Bande mit einem zornigen Blick maß.
„Machen wir, daß wir fortkommen", raunte er dem jungen Mädchen zu. „Ieden Abend die selbe Geschichte. Daß sie es nicht endlich satt kriegen!"
Sie schwieg, hastete aber fort mit ihm, in eine stille Seitengasse, wo sie von ihren Bedrängern nichts mehr sahen und hörten.
„So. Jetzt sind wir sie los." Sie athmete tief auf und blickte voll schüchterner Zärtlichkeit in sein hübsches, aufgewecktes, noch bartloses Gesicht, das einen verärgerten Ausdruck hatte. „Sind Sie mir böse? Ich kann doch nicht für die Ungezogenheit meiner Arbeitgenossen."
„Nein. Dafür können Sie nicht. Aber vermeiden ließe sich dieses Spießruthenlaufen, wenn Sie vernünftig sein wollten." Es klang arg verdrossen.
„Wir könnten einander anderswo treffen", meinte sie noch schüchterner. „Nicht gerade vor dem Geschäft... In der Schottenkirche, zum Beispiel. Die ist ja sehr nah..."
„Das schon. Aber Rendez-vous in Kirchen sind so wenig mein Fall wie Rendez-vous auf der Straße."
Sie sagte nichts mehr. Es war ja auch überflüssig. Wußte sie doch ganz genau, was er von ihr wollte und daß sie ihm seinen Wunsch nicht erfüllen konnte, nicht durfte. Aber sie fühlte auch, daß in ihrem Verweigern eine große Gefahr lag: seine Liebe und ihn zu verlieren.
„Sie sollten nicht so unfreundlich zu mir sein!" Sie war dem Weinen nah. „Wenn Sie wüßten, wie uns der Chef heute geplagt hat! Es war kein Fertigwerden Immer hatte er noch einen Auftrag zu geben, noch einen Brief zu diktiren. Mich schmerzt die Hand vom Stenographiren und meine Augen brennen. Den ganzen Nachmittag mußten wir bei Gaslicht arbeiten. Es war wirklich recht hart. Und Sic, statt ein Bischen lieb zu sein..."
Sie mußte abbrechen. Wenn sie nicht verstummte, sing sie allen Ernstes zu weinen an. Das spürte sie.

„Sind etwa Sie nett gegen mich?" fragte der junge Mann nach
kurzem Bedenken; ader es klang schon sanfter. „Sagen Sie nicht zu
jeder meiner Bitten Nein? Ist es nicht eine Pein für mich, Sie nur
auf der Straße sehen und sprechen zu können? Nur am Abend, nach
Geschäftsschluß, wo Sie müde sind und kaum hören, was ich sage?"
„Doch!" unterbrach sie ihn. „Ich höre jedes Wort."
„Es wäre viel hübscher und gemürhlicher, sich anderswo zu tref-
fen," meinte er zuredend. „Wenn Sie allein wohnten, würde ich vor-
schlagen: bei Ihnen, in Ihrem Heim. Uebrigens schreckt mich Ihre
Tante gar nicht, ... wenn sie vernünftig ist."
„Das ist sie nicht; in Ihrem Sinn, meine ich", erwiderte das junge
Mädchen mit schwachem Lächeln. „Herrenbesuche sind ihr etwas Unbe-
kanntes. Sie wäre über Ihr Kommen sehr verwundert, würde tausend
Fragen an mich stellen und uns im besten Fall keinen Augenblick
allein lassen."
Er schnitt ein Gesicht. „Dann ist es also nichts mit der Tante.
Warum aber wollen Sie nicht einfach zu mir, in mein Atelier kom-
men? Was wäre denn dabei?"
Sie hatte die Frage (eine schon oft gehörte) erwartet und suchte,
um ihn durch eine entschiedene Weigerung nicht aufs Neue zu erzür-
nen, nach einem Aufschub.
„Heute wäre es nicht möglich", sagte sie.
„Es muß ja nicht gerade heute sein. Doch weshalb geht es heute
nicht?"
. „Weil ich für den Abend schon Etwas vorhabe."
„Wirklich? Und was denn?"
„Der Frauenverein, dem ich seit Kurzem angehöre, hat heute sein
fünfundzwanzigjähriges Iubiläum. Und ich habe bestimmt versprochen,
der kleinen Feier beizuwohnen."
„So. Und zu welchem Zweck gehören Sie diesem Verein an?
Amusant ist der gewiß nicht!"
Sie vertheidigte ihren Verein: „Danach habe ich nie gefragt.
Das ist ja auch nicht seine Aufgabe. Er hat das Ziel, zum Erwerb un-
fähig gewordenen alleinstehenden Frauen eine bescheidene Pension zu
sichern, in Krankheitfällen unterstützend einzugreifen, in Noth gera-
thencn Mitgliedern zinslose Darlehen zu gewahren, Stellensuchenden
behilflich zu sein Unser Verein ist etwas überaus Nützliches, wie
Sie sehen."
„Zugegeben; eben so nützlich wie öde. Herrgott! daß Frauen
nichts Besseres mit ihrem Leben anzufangen wissen, als zu schuften,
um schließlich bei einer kleinen Pension langsam zu verhungern! Seid
Ihr dazu auf die Welt gekommen, Kinder?"
„Wenn man arm ist, muß man trachten, sich sein Brot zu ver-
dienen, und arbeiten", entgegnete sie mit kindlicher Ueberlegenheit,
„Nein. Wenn man eine Frau, jung und hübsch ist, läßt man
einen Mann fürs tägliche Brot sorgen und liebt diesen Mann."

„Und wenn dieser Mann nicht da ist?"
„Ach, er ist immer da. Man muß ihn nur sehen wollen."
Sie schüttelte den Kopf. „Es giebt viele Frauen, in deren Leben
solcher Mann fehlt."
„Gewiß. Ich rede ja auch nicht von den reizlosen Frauen, die uns
nicht gefallen. Die existiren nicht für mich und haben, in meinen Augen
keine Daseinsberechtigung. Und ich möchte darauf wetten, daß es in
Ihrem nützlichen Verein von solchen Weibern wimmelt Deshalb
mag ich auch nicht, daß Sie zu der Feier gehen. Solche Weiber hassen
den Mann, von dem sie (Das bestreite ich nicht) nie Gutes erfahren
haben. Und sie wollen, aus Neid, versteht sich, ihren jungen und hüb-
schen Geschlechtsgenossinnen den selben Haß suggeriren..., damit die
nicht etwa durch einen Mann glücklich werden." .
Sie fiel ihm ins Wort. „Das ist ein Jrrthum. Vom Manne ist
in unserem Verein nie die Rede. Sie sind hart und ungerecht. Unter
unseren Mitgliedern sind viele tüchtige, opferwillige, arbeitfreudige
und hilfbereite Frauen, die oft nicht nur für sich, sondern auch für An-
dere sorgen müssen. Es ist empörend, wie Sie reden. Als ob eine Frau
nur der Männer wegen auf der Welt wäre!" Das Blut war ihr in die
blassen Wangen gestiegen und ihre Stimme hatte gebebt.
,,Wi« entzückend sie ist!" dachte er und verschlang sie mit den Au-
gen. Und Das ist „tugendhaft", läuft in ehrbare Frauenvereine und
denkt an eine schäbige Alterspension. Hat keine anderen Wünsche, kei-
nen besseren Ehrgeiz. War es denn möglich?
„Nein", entschied er bei sich selbst. „Es ist einfach undenkbar."
„Höre, Liebes", sagte er in verändertem, zärtlich werbendem Ton
und drängte sich so nah an sie, daß ihre Arme, Schultern und Hüften
einander berührten, „sei doch gut und klug und komm mit mir, statt
zu diesen Weibern zu gehen. Du kennst mein Atelier noch nicht und
kannst nicht wissen, wie hübsch es da ist. In einem traulichen alten
Haus ist es, ganz oben, unter dem Dach, Keine Nachbarn, kein Mensch
in der Nähe. Niemand sieht Dich, wenn Du ins Haus oder hinaus
schlüpfst Der Portier wohnt irgendwo im Hofe und kümmert sich
nicht um die Leute, die kommen und gehen. Und auf den Treppen ist
es immer ein Bischen dunkel. Unbeachtet, unbelästigt gelangen wir
hinauf in meine Mansarde. Und da brennt im Ofen ein lustiges Feuer
und es ist hell und warm und weich bei mir Wie wollte ich Dich
hätscheln und verzärteln, Du Liebes, Armes, wenn ich Dich so ganz
für mich hätte! Du weißt ja gar nicht, wie gut rch sein kann, wenn man
mir zeigt, daß man mich ein Wenig lieb hat. Du zeigst es mir ja nicht,
sagst zu allen meinen Bitten Nein." Er beugte sich zu ihrem gesenkten
Gesicht nieder, seine Lippen streiften kosend ihre heiße Wange: „Willst
Du lieb sein und mit mir kommen?"
Sie athmete schwer. Uebermächtig zog es sie hin zu ihm, in seine
Arme. Wie herrlich wäre es, wenn man thun dürfte, was zu thun so
süß wäre; wenn man Muth hätte. Aber diesen Muth hatte sie noch
nicht, „Vielleicht morgen", sagte sie sch^c:ch ganz schwach, „Heute kann

Sie Zukunft.
ich nicht. Ich habe den Damen bestimmt versprochen, zu ihrer Feier
zu kommen."
Der Ausdruck seines Gesichtes verwandelte sich, wurde kalt und
hart, fast feindsälig. „Und ein artiges Kind hält, was es versprochen
hat," sagte er in höhnischem Ton. „Gott bewahre mich vor der Ver-
messenheit, so wackere Grundsätze erschüttern zu wollen. Ich denke,
unsere Wege trennen sich hier? Sie sind ja nah am Ziel? Guten
Abend, Fräulein." »
Erschreckt machte sie eine hastige Bewegung nach ihm hin. So
durfte er nicht von ihr gehen; so nicht. Ihr war, als wenn sie gewürgt
würde: so groß war ihre Angst.
„Sehe ich Sie morgen?" Mühsam brachte sie es heraus.
„Vor dem Geschäft? Nein, Fräulein. Aber ich will morgen um
diese Zeit zu Haus bleiben und auf Sie warten. Ist es morgen wieder
nichts, so weifz ich wenigstens, woran ich bin: daß meine Wünsche
nichts für Sie bedeuten nnd Sie mich nicht lieb haben. Und merken
Sie wohl: Ich bin kein Brackenburg und höre zu lieben aus, wenn
meine Liebe keine Erwiderung findet. Adieu."
Weg war er; und sie stand da und starrte ihm mit verstört blicken-
den Augen nach, Hatte sie ihn verloren? Noch nicht. Aber (Das fühlte
sie) es würde bald dahin kommen, wenn sie sich nicht fügte. Und diese
würgende Angst bei dem bloßen Gedanken!
Völligverwirrt kam siein den Saal, wo ihrFrauenvereinseineFeier
abhielt. Es war ein mäßig großer Saal, mit Reihen von Stühlen und
Bänken an den Wänden, wie bei einem Konzert. Bänke und Stühle
waren dicht besetzt, denn die Feier hatte schon begonnen. Sie vernahm,
daß schon einige Reden gehalten worden waren und jetzt Musik folgen
solle. Da sie erst seit kurzer Zeit Mitglied des Vereins war, fühlte sie
sich als Fremde, suchte bescheiden nach einem Plätzchen nnd fand es an
dcr Wand rechts, zwischen zwei ihr unbekannten Damen, die artig
rückten, um Raum für sie zu schaffen. Sie dankte schüchtern, setzte sich,
machte sich so schmal wie möglich, um ihre Nachbarinnen nicht zu stö-
ren, und wendete die Augen dem Podium zu.
Zuerst wurde Klavier gespielt; dann kam ein Quartett von Streich-
instrumenten. Sie wußte nicht, was gespielt wurde; sie achtete nicht
darauf Immer mußte sie an ihn, an den kalten Abschied von ihm
denken. Die Anderen waren ganz bei der Sache, applaudirten stür-
misch, erzwangen eine Zugabe. Ihr aber thaten die Töne blos weh...
Nach dem Quartett trat eine Sängerin auf: ein noch junges und
recht hübsches Mädchen, das eine angenehme Altstimme und einen gu-
ten Vortrag hatte. Diese Sängerin interessirte sie mehr als die Musik.
Schon die Wahl der Lieder sprach zu ihrem Herzen. Es waren durch-
wegs Lieder, die von Liebe handelten. Das erste klang zart, fein und
keusch: „Du bist wie eine Blume." Sie lauschte dem Gesang voll An-
dacht und fühlte sich bewegt. Dann aber sprach die Leidenschaft; sie
jauchzte aus dem wundersamen Lied von Hugo Wolff: „Die Sterne,
sie fliegen, mein Lieb ist verschwiegen und schön wie die Nacht..

Wie Das klang! So aufreizend und hinreißend, so sehnsuchtvoll
und doch auch so süß gesättigt. jSo jubelt ein schon Glücklicher, dem aber
das Glück noch viel zu geben hat...
Und wieder kam ein Lied von der Liebe. Und wieder klang es be-
rauschend, bethörend, die Nerven und das Herz erschütternd. Da ge-
schah der so hingebend Lauschenden etwas Sonderbares. Ihre Augen
wendeten sich von der Sängerin ab und glitten, langsam und forschend,
über die Versammlung hin.
In den vorderen Reihen saßen^nur ältliche und alte Frauen, die
dem Verein seit seinem Entstehen angehörten, ihn hatten gründen hel-
fen und vielleicht damals schon nicht mehr jung gewesen waren. Merk-
würdige Gesichter; und merkwürdiger noch war ihr Ausdruck. Was
sagten ihnen diese süßen, sehnsuchtvollen und leidenschaftlichen Lieder?
Erweckten sie holde Erinnerungen in den alten Herzen oder ein ver-
grämtes Bedauern darüber, daß ihnen keine Erinnerungen kommen
konnten? Die Augen des jungen Mädchens wanderten von einem die-
ser welken Gesichter zum anderen. In manchem, das auch in der Iu-
gend reizlos gewesen sein mochte, drückte eine Art Verlegenheit sich
aus, so wie Menschen dreinzusehen pflegen, wenn in ihrer Gegenwart
von Etwas die Rede ist, das sie nicht kennen und doch kennen sollten.
Sie wollen nicht für ungebildet gelten und thun, als wenn sie in Dem,
wovon gerade gesprochen wird, Bescheid wüßten. Aber ihre gezwun-
gene Miene und ihr verlegenes Lächeln verrathen sie... Das Thema
ist ihnen etwas Fremdes. Man merkt es ihnen an. Andere wieder
blickten finster, gehässig, verbittert. Das waren wohl Die, deren Her-
zcnsleben nicht ein unbeschriebenes Blatt geblieben war, die von der
Leidenschaft und ihrer Qual berührt, vielleicht zerstört worden waren,
die von allen Leiden der Liebe wußten und nichts oder nur wenig von
deren Glück. Ein instinktiver und unversöhnlicher Haß gegen den Mann
mochte, halb unbewußt oder auch furchtbar bewußt, in Allen wohnen.
Gegen den Mann, von dem allein das Glück der Frau, das Glück als
Geliebte, als Braut, als Gattin und als Mutter hätte kommen können
und der ihnen dieses durch nichts zu ersetzende Glück vorenthalten hat.
Nicht nur das harte Arbeitleben, das Alle von Iugend auf zu führen
genöthigt waren, nicht nur die Zeit, die kein Antlitz verschont, hatte
ihren Gesichtern diesen herben, vergrämten, verbitterten Ausdruck ein-
geprägt. Der Mangel an Weibesglück, der freudlose Coelibat trugen
in erster Linie die Schuld daran. Was hatten sie erlebt, diese Frauen?
Ein Bischen Hofmacherei; vielleicht einen kurzen Wahn von Glück, der
in Enttäuschung endete; ein flüchtiges Werben um ihre Gunst, das
zu wenig stürmisch, zu wenig ausdauernd gewesen war, um sie hinzu-
reißen, und das bald abließ von seinem Mühen, weil es nicht schnell
genug ans Ziel kam; eine heimlich getragene, heimlich begrabene Nei-
gung, die kein Echo fand und, nach langer und stummer Qual, endlich
starb: so ungefähr waren ihre Erinnerungen, wenn sie an die Zeit der
Iugend und Liebe gemahnt wurden.
Wahrscheinlich, gewiß beinahe gab es unter ihnen auch Solche,

denen der Muth zum Glück gefehlt hatte; die aus Feigheit (man kann es auch „Tugend" nennen), aus Angst vor den Folgen, dem Kinde, den Lockungen des Mannes widerstanden und das Glück versäumt hatten; die vielleicht sogar in der Iugend stolz gewesen waren auf ihre Keuschheit und Unnahbarkeit und erst, als es zur Umkehr zu spät geworden, schaudernd erkannt hatten, daß ihr Glück einem Wahn geopfert war. Wie immer sie in ihrer Iugend gewesen sein mochten, alle diese Frauen: ein ganzes, volles Liebesglück hatte Keine gehabt. Das sah man ihnen ja an

In sich versunken, mit emporgezogenen Schultern, als wenn sie fröre, saß das junge Mädchen da und starrte die alten Frauen nnverrückt an. Diese geschlechtlos Gewordenen, einmal Weib Gewesenen kamen ihr vor wie Gespenster, die ihr höhnend zuzuraunen schienen: „So, wie wir heute sind, wirst auch Du einmal sein." Ihr war, als thäte der verschlossene Schoß der Zukunft sich vor ihr auf und als könnte sie einen Blick in diesen dunklen Schoß werfen

Eine unsagbare Angst packte sie an und schnürte ihr die Kehle zu. Sie hätte um Hilfe schreien mögen.

Und da winkte ihr Etwas aus der Ferne: hell, warm und hold.

„Du brauchst nur zu wollen. Das Glück ist da. Komm, Liebe, Du weißt ja, daß ich auf Dich warte."

Sie meinte die Stimme, die lockenden Worte zu hören. „Ich komme!" flüsterte sie, als gäbe sie Antwort.

Mochte es enden, wie es wollte. Und wenn Gram, Verzweiflung, Selbstmord das Ende waren: das Glück war nie zu theuer bezahlt. Sich muthig hineinwerfen ins schäumende Wasser und nicht zaghaft fragen: Werden die Wellen mich ans Ufer tragen oder in die Tiefe ziehen? Nur hinein ins Leben, ins Glück! Alles war besser als die fruchtlose Reue, die sich nie vergeben und nie verwinden kann, daß sie nichts zu bereuen hat; das Gespenst der nicht begangenen Sünden ist das einzige, das nie und nimmer zur Ruhe kommen kann.

Wien. EmilMarriot.

G

## Anzeigen.

Arthur Schopenhauer von Ernest Seillisre. Deutsch von Fried-
^ rich von Oppeln-Bronikowski, Verlag von H. Tarsdorf inBerlin.

Ein französischer Verleger, der eine Sammlung von Biographien der großen Schriftsteller des Auslandes herausgiebt, forderte mich auf, meinen Landsleuten ein deutliches Bild Schopenhauers in knappem Rahmen zu geben. Ich habe mich bestrebt, dieses Bild recht lebendig zu gestalten, indem ich mich von vorn herein auf einen bestimmten Moralstandpunkt stellte, den ich bereits in meiner „Philosophie des

Imperialismus" und neuerdings auch in einigen noch unverdeutschten Schriften über Charlotte Stieglitz, über Barbey d'Aurevilly, die Mystiker der Neuromantik und in meiner „Einleitung in die Philosophie des Imperialismus" eingenommen hatte. Man wird mich in Deutschland vielleicht offenbarer Einseitigkeit zeihen, ohne zu bedenken, daß sie gewollt ist; und da Schopenhauer unter den mystisch gestimmten Geistern aller Länder noch viele Anhänger und Bewunderer hat, so werden sich diese Verehrer durch meine freimüthige Kritik vermuthlich verletzt fühlen. Trotzdem drängte es mich, darauf hinzuweisen, wie verhängnißvoll Schopenhauers Einfluß und noch mehr der Einfluß gewisser von ihm angeregter Schriftsteller ist, die auf dem Wege, den er gewiesen hat, ungleich weiter gelangt sind als er. Karl Ientsch ist in der „Zukunft", bei der Besprechung meiner „Philosophie des Imperialismus", insbesondere des Buches über Barbey d'Aurevilly, meiner Kenntniß der deutschen Literatur gerecht geworden. „Seillisre", so schreibt er, „hat die deutsche Literatur gründlich studirt und nicht oft wird man einen Franzosen finden, der von den geistigen Strömungen Deutschlands so viel weiß". Und er setzt hinzu: „Seilliöre gehört zu den französischen Patrioten, denen der sittliche Zustand ihres Volkes Besorgniß einflößt". Das trifft durchaus zu; aber ich glaube auch, daß ganz Europa (und vielleicht solgt die übrige Welt nach) von den selben sittlichen Gefahren bedroht wird; sie sind neuerdings in der skandinavischen und russischen Literatur deutlich hervorgetreten und zeigen sich vielleicht auch (darüber mögen die Deutschen selbst entscheiden) in gewissen Erzeugnissen der jüngsten deutschen Schule. Ich sehe voraus, daß es schwer sein wird, diesem Buch gerecht zu werden; trotzdem scheue ich vor seiner Veröffentlichung nicht zurück. Ehrliche Geister werden erkennen, daß der Verfasser von bester moralischer Absicht geleitet wird. Als Mensch kann er irren, wie Alle, die den Weg zu ethischem Fortschritt suchen. Die leipziger Studentenschaft bat mich neulich, in ihrem „Taschenbuch" auszusprechen, welche Stellung die studirende Iugend dem romantischen Mystizismus gegenüber einnehmen solle. Mehr als eins ihrer Mitglieder, so versicherte man mich, sei durch das Lesen meiner Schriften von der romantischen Krankheit dauernd geheilt worden. Ich habe geantwortet: „Die Iugend sollte sich bemühen, die Stärke und die Schwäche jenes mystischen Hanges zu erkennen, zu dem sie durch ihr Alter und Temperament hingedrängt wird und den sie in den Theorien der Romantik und der Neuromantik von allen Seiten an ihr Ohr schlagen hört. Der Mystizismus ist ein unvergleichlicher Ansporn zur That. Er ist also nützlich, ja, nothwendig; aber er muß von der Vernunft gezügelt und von den Schlacken des Fetischismus befreit werden, die ihm als Erbtheil aus den Urzeiten der Menschheit noch zu oft anhaften. Als edelster Mystizismus erscheint mir der Mystizismus des vernünftigen Fortschritts; er begreift die gesummte Menschheit als Bundesgenossin eines gütigen Gottes, der sie der Wahrheit und dem Glück näher führt, indem er ihr die geduldige Aufspeicherung der bewußten Erfahrungen der Gattung erleichtert. Das

neunzehnte Iahrhundert hat den Boden für die Reaktion gegen den moralischen Optimismus bereitet, der (als Lehre von der natürlichen Güte des Menschen) die Grundlage des romantischen Mystizismus bildet. Die so ergebnißreiche historische und biologische Forschung dieses Iahrhunderts und seine Erfahrungen mit der ,Freiheit der Leidenschaften' und der demokratischen Regirungform liefern den kaltblütigen Geistern die werthvollsten Elemente zur Berichtigung des romantischen Mystizismus". Arthur Schopenhauer erscheint mir als einer der tatkräftigsten und einflußreichsten Vertreter dieses romantischen Mystizismus. Das habe ich in meiner Schrift zu beweisen versucht.
Paris. Ernest Seillisre.

Sukian. Sämmtliche Werke. Mit Anmerkungen. Nach der liebersetzung von C. M. Wieland bearbeitet und ergänzt vom Dr. Hanns Floerke. 5 Bände. München, bei Georg Müller, 1911.

Des großen Satirikers Lukian aus Samosata hat sich der münchener Verlag Georg Müller mit großer Liebe angenommen und in Dr. Hanns Floerke einen vortrefflichen Bearbeiter der wielandischen Uebersetzung gefunden. Ueber Lukian, der mit Voltaire und Heine nicht mit Unrecht verglichen wird, den Dichter der köstlichen Göttergespräche, läßt sich eben so wenig Neues sagen wie von C. M. Wielands Uebersetzung. Nur Eins möchte ich nicht unerwähnt lassen. Man hat Lukian einen Christenfeind genannt. Ich meine, trotz der bekannten Stelle in seinem „Peregrinos" sollten ihm die Christen dankbar sein, da alle seine Schriften den Zweck haben, „die Betrüger zu entlarven, den Betrogenen die Augen zu öffnen und besonders die Götter und Philosophen jener Zeit in ihrer Blöße darzustellen".
Posen. Karl Wilczynski.

Rritische Miniaturen. Verlag von Karl Konegen in Wien.

Ich habe diese erste Sammlung meiner Essays zur modernen Literatur „Kritische Miniaturen" überschrieben, weil ich schon durch den Titel das Vorwalten des plastischen und malerischen Elementes andeuten wollte. Ich habe mich bemüht, von Dichtern, die ich liebe, persönliche und geistige Schattenrisse zu zeichnen. Ich hoffe, wer diese in zwei Gruppen, deutsche und österreichische Profile, gesonderten Essais über Storm und Eichendorff, über Speidel und I. I. David, über Kail Hauptmann, Fritz Mautbner und Max Burckhard, über Schönaich-Carolath, Marie Ebner-Eschenbach und Arthur Fitger unbefangen liest, wird diese Gestalten vor sich sehen; ich hoffe, daß auch das Bemühen um die anschauliche Greifbarkeit des Wortes in meiner Darstellung sichtbar wird. Von der zweiten, heimathlichen Gruppe meines Buches erhoffe ich noch insbesondere, daß sie in ihrer Gesammtheit ein Bild des österreichischen, so mannichfachen und im Deutschen Reich noch immer nicht völlig erkannten österreichischen Wesens gewährt.
Wien, Dr. Paul Wertheimer.

Ocdichte. Von Wilhelm tzolzamer. Aus dem Nachlaß, herausgegeben von Nina Mardon-Holzamer. Egon Fleischet 6 Co. in Berlin.

Versäumt — verträumt.

Ein stolzer Schimmel hält vorm Thor,
hat goldnen Sattel und Zaum;
ein lachend Mädchen kraut ihm am Ohr,
schön wie ein Traum.
Mir ist, der ganze Himmel ist blau,
blau, wie er niemals war,
und schöner blinkt und bunt der Thau
, dem schönen Mädchen im Haar.
Und der Schimmel, der Schimmel ist so weiß,
weiß, wie ich keinen gesehn,
sein menschlich Aug' ist groß und heiß,
als ob drin Flammen wehn.
Und Funken sprühen ihm unterm Huf,
unruhig stampft er den Sand. . .
ein Gertenhieb, — ein Ruck und Ruf!
Und er verweht im Land.
Im weiten Land, das feierstill,
still wie im Traume liegt.
Ich weiß nicht, was ich denk' und will,
wie er über die Felder fliegt.
Ich weiß nicht, ob mein bebend Herz ^
lacht vor seliger Lust,
ich weiß nicht, ob ein wilder Schmerz
wühlt in meiner Brust.
Ich weiß nicht, ob der wachsende Tag
Angst oder Wonnen trägt,
ich weiß nicht, ob ich lach' oder klag',
wie die Uhr den Mittag schlägt:
. . . Ein Schimmel mit goldnem Sattel und Zaum
hielt draußen vor meinem Thor,
ein Mädchen, schön wie ein Frühlingstraum,
kraut ihm lächelnd am Ohr.
Und all das weite, das weite Land
und die Blumen im Morgenlicht!
Und Alles blühte von ihrer Hand —
mehr weiß ich nicht. . .

Wilhelm Holzamer.

Emden.
HWZ er Bundesrath hat der Vereinigung wirtschaftlicher Unterneh-
munzen der Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen
und Max Egon zu Fürstenberg die erbetene Konzession für einen Aus-
wandererverkehr von Emden nach Amerika verweigert. Das Aus-
wanderergesetz fordert den Nachweis des Bedürfnisses, der, nach dem
Spruch des Bundesrates, nicht erbracht worden ist. Nun rufen die
Freunde dei Besiegten, die Verbündeten Regirungen seien zu Schützern
eines wirthschaftlichen Monopols (der beiden Hansafirmen) geworden
und Ballin hab. über Fürstenberg (nicht den „richtigen" freilich, der
Karl heißt) triumphirt. Dreierlei war zu bedenken: die Wünsche der
Hafenstadt Emden; die Mitwirkung der Fürsten; die Tradition der
hanjeatischen Großrhedereien. Emden ist der westlichstePosten unter den
deutschen Nordseehäfen und könnte vielleicht mit den holländischen
und belgischen konkurriren. Ein Theil der Auswanderung, die über
Rotterdam und Antwerpen geht, sollte, so wünscht die emdener Stadt-
Verwaltung, dem jüngsten preußischen Hafen erobert werden. Der
Staat hat fast 100 Millionen Mark für den Emshafen und 50 Millio-
nen für den Bau des Dortmund-Ems-Kanals ausgegeben und muß
trachten, dieses Kapital nutzbar zu machen. Aber die Hamburger und
die Bremer können die Auswanderung allein bewältigen; und die
Notwendigkeit einer neuen Konzession müßte doch begründet werden.
Wenn behauptet wird, daß die Auswanderung über Hamburg und
Bremen seit zehn Iahren abgenommen habe, während der Verkehr
übcr Antwerpen, Rotterdam und Havre unvermindert geblieben sei,
so ist damit noch nicht bewiesen, daß Emden sich auf Kosten Hollands
und Belgiens, ohne Nachtheil für die Hansestädte, ernähren könne.
Sollte die neue Dampfergesellschaft eine Rivalin von HAL und
Lloyd werden? Fürs Erste hatte sie noch keine Schiffe. Das Organ der
Fürsten ist die Deutsche Rhederei-Gesellschaft m. b. H,, die (1911) mit
5 Millionen Mark Kapital (eingezahlt 1V4 Millionen) gegründet
worden war, um eine Reihe anderer Schiffahrtgesellschaften des Eon-
cerns (Seetransportgesellschaft; Unionrhederei; Erzvertriebsgesell-
schaft) zu ersetzen. Da diese Gesellschaften durch allerlei Prozesse ge-
hemmt sind, sollte die neue G. m. b. H. das Mittel zur Betriebsfähig-
keit liefern. Für das emdener Projekt hatte sie einstweilen weder das
erforderliche Kapital noch die notwendigen großen Dampfer. Die
Fürsten wollten zunächst fünfzig Millionen Mark in die neue Rhede-
rci stecken und allmählich sechs bis sieben Dampfer von 15 0W Tonnen
in den Verkehr stellen. Durch die Verfügung des Bundesrates seien
nun, heißt es, den deutschen Werften, denen es an lohnender Arbeit
fehlt, beträchtliche Aufträge entgangen. Dieses Argument hätte am
Ende gewirkt, wenn die Fürsten als Rheder schon erfolgreich gewesen
wären. Aber die unfertige Gesellschaft, der Mangel an Dampfermate-
rial, der ungünstige Stand der Fürstengeschäfte: da war die Frage

nach dem Befähigungnachweis nicht zu bejahen. Die Fürsten haben
sich auf vielen Gebieten wirtschaftlicher Bethätigung versucht. Im
Bereich ihrer Gründungen finden wir Waarenhäuser, Hotels, Bank-
institute, Bergwerke (Erz, Kohle, Kali), Grundstücke, Rhedereien. Aber
man kann nicht behaupten, daß der Erfolg des feudalen Geschäftseifers
jedem Auge einleuchten müsse. Die Hohenlohegruppe ist in enger Ver-
bindung mit der Deutschen Levante-Linie, die eine lange Reihe divi-
dendenloser Iahre und eine Sanirung hinter sich hat. Das vorige Ge-
schäftsjahr hat zum ersten Mal wieder einen Ertrag gebracht; und der
Rechenschaftbericht hob die Umstände hervor, die al? günstige Zukunft-
chancen anzusehen seien. Die Levantelinie soll, nach der Absicht der
Hohenlohegruppe, den beiden großen Dampfergesellschaften in Ham-
burg und Bremen eine ebenbürtige Rivalin werden. Dieser Plan hat
zu einem Konflikt in der Verwaltung der Levantelinie und zur Sezes-
sion der von den Fürsten unabhängigen Personen geführt. Im Auf-
sichtrath der Gesellschaft waren die HAL und der Norddeutsche Lloyd
vertreten, der, gemeinsam mit der bremer Rheder« „Argo", etwa den
vierten Theil des Aktienkapitals der Levantelinie besitzt. Die Ham-
burger und Bremer verließen ihre Posten im Aufsichtrath und gaben
den Durchlauchtigen das Feld frei. Den äußeren Anlaß zum Bruch
bot die Absicht der Hohenlohegruppe, das Stammkapital der Levante-
linie um 3 Millionen zu erhöhen, damit der Schiffpark vergrößert
werden könne. Die Bremer meinten, daß der Schiffraum, den eine
Hochkonjunktur fordert, durch Charterung zu beschaffen sei, für die sie
das nöthige Geld geben wollten. Die Vermehrung des Aktienkapitals
und die Anlage des Geldes in neuen Schiffen schien ihnen unnöthig.
Die Levantelinie hat ihren Schiffraum rasch vergrößert (die letzte Bi-
lanz weist für neue Erwerbungen und Neubauten Verbindlichkeiten
von 3,60 Millionen auf); und das Kapital, das in Dampfern steckt,
muß amortisirt werden und lastet um so schwerer auf der Bilanz, je
geringer die Chancen der Ausnutzung sind. Wtt sich zu Expansionen
entschließt, weil die geschäftlichen „Stimmungen" ihm günstig scheinen,
kann in seinen Engagements ersticken. Davon müßten die Fürsten ei-
nige Erfahrung haben. Aber sie setzten ihren Willen auch diesmal
durch. Die Erhöhung des Aktienkapitals wurde im Iuni von der Ge-
neralversammlung beschlossen. Gegen die ^900 Stimmen der fürstlichen
Mehrheit wurde ein Protest von 2200 Stimmen protokolirt; einstwei-
len dürfen also neue Aktien nicht ausgegeben werden. Eine Anleihe
soll das für die Schiffkäufe nöthige Geld liefern. Die Fürsten haben
mit ihrer Flagge bisher kein Glück gehabt. Einst hatten sie sich mit der
Menzell-Gruppe in Hamburg verbunden, um sich mit den Großrhede-
reien im La Plata-Verkehr zu messen. Von diesem Versuch sind aber
nur Prozesse übrig geblieben; der Fürstentrust ließ das Projekt fallen.
In der emdener Sache waren die Fürsten besser berathen als bei
ihren früheren Nhedereiversuchen. Preußen hat für Emden große
Summen aufgewandt. Man durfte also von „nationalem Interesse"
s

sprechen; und betonte obendrein die Ähatsache, daß an dem neuen Unternehmen ein „Organ" betheiligt sei, dessen Mitwirkung den „preußisch-nationalen" Charakter der emdenerGroßrhedereiverbürgenwerde. Aber die Hauptfrage bleibt: Soll Emden mit der Hilfe der preußischen Regirung Auswandererhafen werden oder haben die Hanseaten das Recht, den Schutz ihres Monopols zu fordern? Die HAL und der Lloyd haben sich perpflichtet, Emden regelmäßig anlaufen und Auswanderer und Waaren von dort mitnehmen zu lassen. Damit würde dem Bedürfniß wohl genügt. Die Emdener murren freilich, Hamburg und Bremen würden sich mit der Förderung des Emshafens nicht wehthun. Immerhin müßte man abwarten, wie die gute Absicht ausgeführt wird. Daß der Auswandererverkehr Takt, Verständniß und sanitöre Ueberwachung fordert, ist durch die Einrichtungen in Hamburg und Bremen erwiesen worden. Was da geleistet wird, hat das Lob der ganzen Welt gefunden; und es ist für Reich und Staat von großer Bedeutung, die Kontrole eines mit mancherlei Schäden behafteten Menschenstroms in bewährten Händen zu wissen. Zweite Frage: Könnte die Stadt Emden von den Auswanderern großen Nutzen haben? Die zie» hcn doch keine Frachten nach sich; ohne Auswanderer kann sich ein Warenverkehr entwickeln, wenn die Vorbedingungen dafür günstig sind. Menschen und Güter, die über Holland nach fremden Erdtheilen gehen, lassen sich auch nicht einfach nach Emden abkommandiren. Der Auswanderer sucht sich die Linie aus, die er zur Ueberfahrt benutzen will. Wenn er sich nicht blind in die Hände eines Agenten giebt, erkundigt er sich nach der Leistungfähigkeit der verschiedenen Rhedereien. Ein neues Unternehmen könnte sich gegen die großen, berühmten Dampfergesellschaften schwer durchsetzen. Der Exporteur, der seine Waaren in Rotterdam verfrachtet, ist den Emdenern auch nicht sicher. Für die HAL und den Lloyd wäre ein neuer Wettbewerber um den Äuswandererverkehr ein lästiger Genosse, da die Regelung dieses Dienstes ohnehin nicht einfach ist. Davon zeugen die Tarifkämpfe mit fremden Dampfergesellschaften und die Schwierigkeiten, die sich jedem internationalen Pool entgegenstemmen. Hätten die beiden Großen auch den Dritten nicht sehr zu fürchten, so könnte er doch ihre Kreise stören und Unruhe ins ganze Gewerbe bringen. Hamburg-Amerika-Linie und Norddeutscher Lloyd haben zusammen ein Kapital von 300 bis 400 Millionen. Die Aktien beider Gesellschaften sind tief ins Publikum eingedrungen. Soll ein so beträchtlicher Theil des Volksvermögens ohne zwingenden Grund um wesentliche Bedingungen seiner Rentabilität gebracht werden? Das „Monopol" der Großrhedereien schützt schließlich doch nur die Aktionäre. Nicht um die Auszeichnung einer Privatperson durch ein Privilegium handelts sichs, fondnn um den Besitz Tausender, die Aktien gekauft haben, weil sie in der Vorherrschaft der beiden angesehensten Schiffahrtgesellschaften eine Bürgschaft für ihre Anlage erblickten. Die hamburger und die bremer Flagge deckt kein Blendwerk. Deshalb muß der Unbefangene die ttKleKn^nke Knts<s>eidnn<i des Biindesrathes bi^liien, Ladon.

Herausgeber und uerantwortlicher Redakteur! Maximilian Karden in'Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck uon Paß « Garleb S. m. b, g, in Berlin.

Berlin, den 13. Juli 1912.
Kronprinz.
Friedrich.
HK>ie Iagd ist eine der sinnlichen Vergnügungen, die den Leib bewegen und dem Geist nichts sagen. Man verfolgt mit wildem Eifer ein Thier und hat seine grausame Freude daran.es zu töten. Ich weiß, daß große Männer die Iagd leidenschaftlich geliebt haben. Auch sie hatten ihre Fehler und Schwächen: lasset uns, statt sie im Kleinlichen zu kopiren, ihrer Größe nachahmen. Die Iagd, wirft man ein, ist gesund, hilft zu hohen Iahren und ziemt, als ein harmloses Vergnügen, den großenHerren, die dabei ihrenKummer vergessen, ihre Pracht entfalten können und im Frieden das Bild des Krieges erblicken. Ich denke gar nicht daran, ein maßvolles Vergnügen zu verdammen; doch vergesse man nicht, daß solche Nebung nur den Zügellosen nöthig ist.Nnd muß man Alles thun,was ein langesLeben verheißt?DieMöncheleben meist länger als andere Menschen: soll man deshalb Mönch werden? Nicht darauf kommt es an, daß derMensch bis inMethnsalcms Alter träge und unfruchtbare Tagehinschlevve;je mehr ersichseinenGedankenüberläßt,desto mehrGutcs undNützliches wird er leisten, desto reicher wird also sein Leben werden. Von allen Lustbarkeiten ist die Iagd übrigens die für Fürsten ungeeignetste. Ihre Herrlichkeit können sie auf hundert andere, den Bürgern viel nützlichere Arten zeigen;undschädigt dicNebcrfülledes Wildes den Landmann, so kann die Pfncht, die Thiers zu töten, bezahlten Iägern überlassen werden. Fürsten dürften eigentlich

nur eine Beschäftigung kennen; nur danach trachten, sich zu bil-
den, Kenntnisse zu sammeln, regiren zu lernen, damit sie ihren
Beruf sichererfassen und inseinerAusübungkonsequent handeln.
Um ein großer Heerführer zu werden, braucht man nicht Iäger zu
sein. GustavAdolf,Turenne,Marlborough,Prinz Eugen, denen
Keiner den Ruhm geschickter Generale bestreiten kann, waren nicht
Iäger; auch von Caesar, Alexander, Scipio überliefert das Buch
der Geschichte uns keine Iagdleistung. In der Armee müßte
man die Iagd sogar verbieten, weil sie zu Unordnung auf den
Märschen verführt. Den Fürsten mag man die Iagd verzeihen,
wenn sie diese Vergnügensart selten wählen und nur als Er-
holung von ihrem ernsten und oft recht traurigem Geschäft be-
trachten.Ich willkein anständiges Vergnügen verbieten. Aberdie
Bemühung, gut zu regiren, den Staat zur Blüthe zu bringen, alle
Künste zu schützen und zu fördern, ist sicher das größte Vergnü-
gen; und der Fürst ist zu beklagen, der ein anderes braucht." Das
sind Sätze aus dem «Antimacchiavell" Fritzens von Preußen.
Der, sagt man, kein Ofenhocker, kein schlapper Kerl war. Auch als
Kronprinz nicht; trotzdem der knurrige Vater schon an dem Zög-
ling der Frau vonRocoulle und PhilippsDuhan das weichliche
Wesen bekrittelte, den Sechsjährigen, dem nun die Finckenstein
und Kalckstein den Wegins Lebenwiesen, «aufgeblasenenStolzes
und der Neigung zu DePensen" zieh und, vor Grumbkows Ohr,
zu dem eben zwölf Iahre alt Gewordenen sprach: «Ich möchte
wissen, was in diesem kleinen Kopf vorgeht. Ich weiß, daß er nicht
so denkt wie ich; es giebtLeute, die ihm andere Gesinnungen bei-
bringen und ihn veranlassen, Alles zu tadeln. Das sind Schufte.
Schufte! Glaube mir,Fritz! Denke nicht an die Eitelkeit, sondern
halte Dich an das Reelle. Halte immer auf eine gute Armee und
aufGeld. Das sichert die Ruhe eines Fürsten." Ofenhocker? Wenn
der König auf der Iagd ist, kann Fritz, der sonst, nach dem Wort
des Theologen Francke, temperamenti melanckolici scheint, tollen
wie der wildeste Bengel; mit »moquanter Miene" die Nächsten
durchhecheln, daß die Tischgenossen sich hüten müssen, mitunhöfisch
lautem Lachen herauszuplatzen. Der Vater ist freilich stets unzu-
frieden. Fritz frisirt sich wie ein Narr, verzerrt sein Gesicht auch
in Narrengrimassen, läßt sich das Haar nicht schneiden, ist un-
sauber, eigensinnig, bösartig, dummstolz, kann weder reiten noch

schießen und giebt sich in allen Stücken als einen durch und durch
effeminirten Kerl. Oberstlieutenant bon Rochow (der 1729 den
Grafen Finckenstein als Erzieher ablöst) soll dem Kronprinzen
„männliche Inklination "beibringen und ihn lehren, »daß alle effe«
minirte, lascive, weibliche Occupationes einem Manne höchst un«
anständig sind. Das ist für die Gecken, die Damoiseaux; ein Da»
moiseau aber ist ein Lump und ein schurkischer Kerl, zu nichts nutz
in der Welt als zu Nasenstübern. Dem Prinzen muß die Schlaf-
mütze aus dem Kopf vertrieben werden; er muß mehr vivacite be-
kommen. Wenn er reitet, isset oder gehet, hält er sich krumm und
schief. Wer aber den Kopf zwischen den Ohren hangen läßt und
schlotterig ist, Der ist ein Lumpenkerl." Soll er einen preußischen
Prinzen, der die Uniform seinen Sterbckittel schilt und sich nach
dem Dienst in einem Schlafrockaus Goldbrokat räkelt, etwa, weils
sein Fleisch und Blut ist, als ganzen Mann achten? Kein Wun-
der, daß ein so Verweibter von edlem Waidmannsvergnügen
nichts hören mag; auf dem Anstand die Augen in einen aus der
Tasche gezogenen Schmöker bohrt; nie den lumpigsten Hasen zur
Strecke bringt; und in den Briefen an seine aus dem selben wei-
chen Holz gezimmerten Freunde stöhnt: »MorgenParforcejagd,
übermorgen Parforcejagd und Montag wieder Parforcejagd!"
Er ist der Sohn der Welfin Sophie Dorothea, die der Ehe-
mann Fiekchen, das Diplomatencorps aber Olympia nennt; der
aus dem GeschlechtMariensStuart stammendenFrau, die, trotz-
dem sie dem Angetrauten vierzehn Kinder gebären muß,inBerlin
und Potsdam nie ganz heimisch wird und am Liebsten im engen
Monbijou still zwischen ihren Büchern lebt. Ist der Sohn des
unermüdlichen Drillmeisters, der sich rühmt, »keine französischen
Manieren zu haben und keine Bonmots hervorbringen zu können
(was aber auch die größte Bärenhäuterei ist)." Aus zärtlicher
Ehrfurcht blickt er zu der feinen Mutter auf, »die sich mehr als je
eine um ihre Kinder verdient gemacht habe"; und schüttelt sich
fröstelnd bei dem Gedanken an die Rothe Kammer, wo, im dicksten
Qualm, nach jederIagd das Tabakskollegium seine langwierigen
Sitzungen hält. Er wird bei der Mahlzeit auf den schlechtesten
Platz gewiesen;wird vom Vater andenHaaren gepackt, zu Boden
gerissen und gezwungen, des Peinigers Füße zu küssen; undhört
aus dem Munde des Iähzornigen das Wort, er werde von Tag

zuTag härter behandelt werden. („Ich hätte mich erschossen, wenn
ich von meinem Bater so behandelt worden wäre; aber Ihr lasset
Euch Alles gefallen.") Nach dem Fluchtversuch will Friedrich
Wilhelm ihn von der Thronfolge ausschließen und antwortet dem
General von Katte, der für seinen Sohn Hans Hermann Gnade
erbittet: »Sein Sohn ist ein Schurke, meiner auch .also was können
die Vaters davor?" Während der Kronprinz im küstriner Ge-
fängniß sitzt, schreibt der König: »So einen schlechten Offizier will
ich nicht in meinerArmee haben,geschweige denn in meinemRe-
giment. Wenn dieser Schurke fragt, wie es mir, meiner Frauund
meinen Kindern geht, so muß ihm gesagt werden, daß Niemand
mehr an ihndenktundmeine Frau nichtvonihm redenhören will."
Fritz muß sehen, wie Katte sich auf dem Platz über der Mühlen-
pforte zurHinrichtung entkleidet; er wirft demFreund, für dessen
Begnadigung er den Verzicht auf die Krone, auf seine Freiheit,
sein Leben angeboten hat, noch einen Kuß zu und sinkt dann in
Ohnmacht. Dreizehn Tage danach muß er vor der Königlichen
Kommission schwören, »demWillen des Königs strikt und getreu-
lich nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen
Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret; wofern er
aber wieder umschlagen und auf die alten Sprünge kommen würde,
soll er der Kron und Kur bei derSuccession verlustig sein." Rück-
kehr in dieArmee? Nein. Ein derDesertionSchuldigerdarfnicht
den Rock des Preußenkönigs tragen. »Neberdem ist es auch nicht
nöthig,daß alle Leute von einem Metier seind, indem der Eine zum
Soldaten, der Andere aber zur Gelehrsamkeit und zu anderen
Sachen applizirt werden muß." Als Auskultator soll der Kron-
prinz, ohne Stimmrecht, in derKammer arbeitenund lernen, „daß
kein Staat sonderWirthschaft und gute Verfassung bestehen kann
und ohnstreitig das Wohl des Landes davon dependire, daß der
Landesherr Alles selbst versteht und ein Wirth und Oekonomus
ist: sonsten, wann Dieses nicht geschieht, das Land den Premier-
ministern undFavoriten zurDispositionbleibet, welche den Vor-
theil davon haben und alle Sachen in Konfusion setzen. Der
Kronprinz soll nur auf die häufigsten Exempel der Welt sehen,
wie miserabel die meisten Fürsten haushalten und, ohngeachtet
sie die schönsten Länder haben, dennoch selbige Länder nicht recht
ausnutzen, sondern Schulden machen und sich dadurch ruiniren."

Bald aber grollt es wieder vom Preußenhimmel; der König tobt:
»DerBösewicht lasset sich nicht balbiren; wann derBösewicht ge-
het, so gehet er en cacience,en ksisant un coupe oder ein pas cZe passe-
pieä oder ein contretemps. Auch auf die Spitze von die Zehen ge-
het, auch sich nicht auf die Füße plantiret; schief und gebogen ge-
het und den Kopf und Leib nicht gerade hält und keinem ehrlichen
Menschen in die Augen stehet. Er ist schrecklich malpropre, hält
sich nicht reinlich, isset sehr unanständig, lieget mit der Nasen im-
mer auf dem Teller und macht einen Haufen Grimassen." Krank
ist er? »Wie er prädestinirt ist, wirdAlles gehen; wo was Gutes
an ihm wäre, würde er sterben; aber ich bin gewiß, daß er davon
nit stirbst, denn Unkraut vergehet nit." Sein Geld soll er hinfüro
nicht für »Dösa)ens, Etuichens, bernsteinerne und andere Ba-
gatellen" vergeuden. Für den Sommer will er einen leichten An-
zug? »Solches ist keine preußische oder brandenburgische Mode,
sondern eine französische." Nach des Königs Besuch in Küstrin
bittet Fritz wieder, ins Heer zurückkehren zu dürfen. Nein. »Wenn
es aufIagden,Reisen und andere Occasionen angekommen, hast
Du allezeit gesuchet, Dich zu schonen, und lieber ein französisches
Buch, cies bonts mots, ein Komoedienbuch oder das Flötenspiel
gesuchet als den Dienst oder die Fatiguen. Wenn ich Dir recht
Dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen mmtre cie flute mit
etlichen zwölf Pfeifen und Musikbüchern, ingleichen eine ganze
Bande Komoedianten und ein großes Orchester kommen ließe,
wenn ich Franzosen und Französinnen, auch ein paar Dutzend
Tanzmeister nebst einemDutzend petits-mattr« verschriebe.so würde
DirDieses gewiß besser gefallen als eine Compagnie Grenadiers;
denn die Grenadiers sind doch, Deiner Meinung nach, nur ca-
näilles; aber ein petit-maitre, ein Französechen, ein bon mot, ein
Musiquechen und Komoediantechen: Das scheinet was Nobleres;
Das ist was Königliches; Das ist äiZne cl'un prince." ErstimApril
1732, nach der Verlobung mit Elisabeth Christine von Braun-
schweig, bekommt Fritz das ruppiner Regiment. Der Dienst ge-
fällt ihm. Die Braut? Die schickt Braunschweiger Würste; schickt
eine Tabaksdose, die unterwegs zerbricht. Und der Bräutigam
schreibt an seine Schwester: »Die Person ist wederschön noch häß-
lich, aber sehr schlecht erzogen, schüchtern und ohne Lebensart.
Diese Schilderung ist nach der Natur. Du magst danach beur-

theilen, ob sie nach meinem Geschmack ist oder nicht." Nach dem
Polterabend aus Salzdahlum: »Iust in diesem Augenblick ist die
ganze Ceremonie zu Ende und Gott sei Lob und Dank, daß Alles
vorbei ist!» Elisabeth Christine bleibt in Berlin. Fritz kehrt nach
Ruppin zurück. Nnd jauchzt, als er im Iuni 1734 ins Kaiser-
liche Hauptquartier geschickt wird, um gegen die Franzosen, die
Kehl genommen haben und Stanislaus Leszczynski, den Schwie-
gervater Ludwigs des Fünfzehnten, wiederzum König vonPolen
machen wollen, unter Eugen als Volontär mitzufechten.
Fünf Iahre ist er verheirathet; im Innersten der Frau noch
immer sremd, doch ihrem gütigen Wesen längst nicht mehr unzu-
gänglich. „Ich müßte der niedrigste Mensch auf dem Erdboden
sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen wollte; denn
sie ist das sanfteste Gemüth, so gelehrig, wie sich nur denken läßt,
und gefällig biszumAeußersten.sodaßsiemirAllesandenAugen
absieht, womit sie glaubt, mir Freude machen zu können." Die
Schätzung schwankt nicht; das Stümpschen eines Gemeinschaft-
bewußtseins aber verglimmt nach der rheinsberger Zeit rasch. In
dem Sechsundzwanzigjährigen ist der Staatsmann erwacht. Der
noch nicht selbständig mithandeln darf, will wenigstens mitreden.
,,donsiäerations sur l'etat present äu corps politiczue cie I'l^urope-:
unter diesem Titel schleudert er die erste Politikerschrift aus seiner
Seele. Montesquieu ist der Anreger; als Betrachter wird (mit
einem seit den l.ettres Per3snes beliebten Literatenmittel) einBriten-
hirn vorgetäuscht. Die Franzosen werden den Makedonen Phi-
lipps, den Römern caesarischer Hochzeit verglichen. Ihr Sehnen
langt nach derWeltherrschaft. Deshalb haben sie dem Deutschen
Reich den Elsaß und Lothringen, seine Thermopylen und sein
Phokis, geraubt, deshalb die Seemächte eingeschüchtert oder ge-
foppt und deshalb heischen sie das Weltrichteramt, das ihnen die
Möglichkeitschaffensoll,überjedenStreitfall,wieebenwiederüber
den zwischen Preußen und Pfalz-Sulzbach umIülich-Berg ent-
standenen, das letzte, entscheidende Wort zu sprechen. Die Schrift
funkelt;zündet abernochnicht. SiedarfnichtansLicht,weilPreu-
ßengenöthigtist.dieEmpfindlichkeitFrankreichszu schonen. Doch
im Gemüth des Kronprinzen wühlt der Zorn über das Wirken
des Kardinals Fleury fort. Der ist ihm »der Macchiavell in der
Kutte,derGott dient und dieWelt betrügt; der weise und geschickte

Minister, dem es bei den Lehren Macchiavells viel zu wohl geworden ist, als daß erjetzt auf halbem Weg sollte einhalten wollen". An ihn denkt er, als er, im März 1739, den „Antimacchiavell" schreibt. Ein Siebenundzwanzigjähriger nennt den König den ersten Dienstboten des Staates, fordert, als wichtigste Pflicht, von ihm unparteiische Rechtspflege, mahnt ihn, sich selbst und feinen Vortheil, nach dem Muster aller großen Fürsten, völlig zu vergessen, gerecht und im tiefsten Sinn sittlich des hohen Amtes zu walten, und seufzt:»Immerhin kann es traurige Nothlagen geben, in denen ein Fürst nicht umhinkann, feine Verträge und Bündnisse zu brechen; nur soll Das dann auf gute Art geschehen, mit rechtzeitiger Benachrichtigung der Verbündeten und nur, wenn das Landeswohl und eine starke Nothwendigkeit es gebieterisch fordern." Denkt er auch des Vaters? „Der Souverain, der nicht Philosoph ist, wird leicht ungeduldig, ereifert sich über Schwächen seiner Diener, entzieht ihnen seine Gnade und verliert sie. Die Fürsten, die tiefer urtheilen, sind bessere Menschenkenner; sie wissen, daß Ieder menschlicherBedürftigkeit seinen Zoll zahlt, daß es nichts Vollkommenes in der Welt giebt, daß große Vorzüge sich mit großen Fehlern, so zu sagen, dasGleichgewichthaltenund daß derMann von GeniesichAlleszu Nutzen zu machenversteht." Da spricht Friedrich Wilhelms verprügelter Sohn; der Zögling seiner strammen Regentenweisheit ruft: „ Die meisten kleinen deutschen Fürsten richten sich durch ihren unverhältnißmäßigen Aufwand zu Grunde und kommen durch ihre Eitelkeit auf den Weg zum Spittel; der Nebensproß vom Nebensproß einer auf Leibgeding angewiesenen Linie bildet sich ein, Etwas wie Ludwig der Vierzehnte zu sein: baut sein Versailles, küßt seine Maintenon und unterhält seine Armeen. Wirklich große Fürsten haben stets ihr eigen Ich vergessen, um nur an das Gemeinwohl zu denken. Kleinlichkeiten dürfen den Blick Derer nicht trüben, die ganze Völker lenken sollen. Für sie gilt es, auf das Große zu schauen und ohne Zaudern das Kleinere der Hauptsache zu opfern."

Fritz ist Generalmajor; der König hat ihn nach der Truppenbesichtigung vor der Front umarmt und hält ihn, der im »Antimacchiavell" die Kriegerpflicht des Fürsten so stark betont hat, endlich für einen guten Soldaten. »Stramme Griffe, ein Wenig Mehl auf das Haupt der Soldaten ausgestreut, Kerls von vollgemessenen sechsFuß und viel Rekruten sind stärkere Argumente

gewesen als die meiner Verleumder." Das Verhältnis^zum Vater
ist leidlich geworden? Der Kronprinz braucht nicht mehr in Wuster»
Hausen zu stöhnen; und der König kann selbst kaum noch an Par-
forcejagd denken. Seit Iahren kränkelt er; spricht oft von nahem
Tod, rafft sich aber stets wieder zu alter Kraft auf. Wenn dieses
Auge bricht, ist Fritz Herr und kann seinen Fürstentraum leben.
Soll er, wie mancher zärtlicher erzogene Thronfolger, des Vaters
Tod wünschen? Daß derWunschihn beschlichen, desBewußtseins
Schwelle benagt hat, lehren seineBriefe an die Schwester Wilhel»
mine. »DieKrankheit des KönigsistreinpolitischerArt;eristwohl«
auf, sobald erLust dazu hat, und macht sich kränker, wenn er es für
zweckmäßig hält.Sie können sich darauf verlassen,liebsteSchwester,
daß er die Natur eines Türken hat und das kommende Geschlecht
überleben wird, sobald er Lust dazu hat und sich nur ein klein
Wenig schonen will. Ich muß mich nun seitwärts schlagen." Die
Stimmung ändert sich, als derAugenschein ihn genöthigt hat, an
das Siechthum des Vaters zu glauben. Aus Ostpreußen schreibt
er über das in Litauen von Friedrich Wilhelm Geleistete anVol-
taire einen Brief, der zur Hymne auf den Ruhm des zweiten
Preußenkönigs wird. Und als er den totkranken Herrn im Roll»
stuhl, vor dem potsdamerMarstall.findet, schreit ehrlicher Schmerz
aus ihm auf und zwingtden Schluchzenden aufs Knie. DerVater
hatihn achten gelernt. Seine sch önen Parforcehunde schenkt er dem
altenDessauer („weil ich indieserWelt ausgejagt habe und mein
ältester Sohn doch kein Liebhaber der Iagd ist noch werden wird");
fragt aber nach dem letztenAbschied vom Gefolge: „ThutmirGott
nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn
gegeben hat?" Wer aus solchemRuf das Geflenn eines kraftlos
Reumüthigen zu erhorchen wähnt, hat diefen König nie gekannt.
Der läßt sich den Eichensarg vors Auge fetzen; verfügt, daß nach
seinem Tode „keine Fa?ons mit ihm gemacht werden"; überträgt,
noch lebend, dem Kronprinzen die Herrschergewalt; und blickt in
den Spiegel, um sein Antlitz sterben zu sehen. Er will versöhnen;
und hat versöhnt. An seinem Grab spricht der Iüngling, den er
einenBösewicht und Schurken gescholten hat: „Er bewahrte eine
bewundernswerthe Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblick
seinesLebens: als Staatsmann seine Geschäfte ordnend, die Fort-
schritte seiner Krankheit verfolgend wie ein Arzt und über den Tod
triumphirend als ein Held."Und die Parole heißtnun: Schlesien.

Kronprinz.
Wilhelm.
»Diese kleinen Skizzen, schlicht und schmucklos, sollen keinen Anspruch auf schriftstellerischen Werth erheben. Lose Blätter sind es, genommen aus dem Tagebuch eines Menschen, der die echte, waidgerechte Iagd liebt und dem die schöne, große Natur ein unversiechbarer Quell von Schönheit uud Lebensfreude ist. DerZügel, die Büchse, der Bergstock sind meiner Hand gewohnter und gefügiger als die Feder. Von ganzem Herzen bedauern wir Waid» männer Sie Menschen, denen die Birsch versagt oder unbekannt ist. Und wenn ich sage: ,Iagd', meine ich eigentlich: , Birsch'. Denn mir scheint, wer über die Iagd überhaupt nachdenkt, diese wunderbare Verbindung von Kampf.Naturgenuß, Selbstbetrachtung, läßt nur die Birsch gelten und spricht der Treibjagd nur eine Berechtigung als Schießübung, aber keine waidmänischezu.DieLust am Kampf allein (an Dem, was wir heute noch,Kampf' nennen dürfen) ist es wahrlich nicht, die uns Iäger hinauszieht ins Revier. Das große Buch der herrlichen Gottesnatur öffnet sich willig und ganz von selbst dem echten Waidmann. Im glühenden Aufgehen der Sonne oder im müden, lautlosen Mittagsschlaf der Natur, im fünften Abend, der feinen Frieden über Wald und Feld breitet, im wilden, stöhnenden Föhn im Gebirge redet die große, herrliche Natur mit immer verschiedenen, immer gewaltigen Stimmen zu uns einsam birschenden Iägern und fingt uns das Hohe Lied des Schöpfers. Ueber religiöse Gefühle und Auffassungen zu sprechen, ist eine diffizile Sache. Ich weiß nur das Eine: ich, dem die Maxime des großen Ahnherrn: ,In meinem Staat kann Ieder nach seiner Fasson selig werden' aus innerster Seele gesprochen ist, habe mich meinem Gott nie näher gefühlt, als wenn ich, die Büchse über den Knien, in der goldenen Frühe des einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des abendlichen Forstes saß. Das bescheidene Gefühl der eigenen KleinheitundNichtigkeitimVergleichzurewigen,unendlichenNaturundimAngesichtderWerkeunseres Schöpfers (nennemanihn, wiemanwolle),das träumerifchAusruhende und die Gelegenheit zu stiller Betrachtung im Wechsel mit ehrlicher Anstrengung und Anspannung des Körpers und Geistes zurUeberlistung des Wildes: dies Alles erfährt vielleicht Keiner schöner und besser als der echte Iäger. Solche in der großen Natur einsam verlebte Stunden machen allein schon das Erdendasein lebenswerth; und manche

Abendbirsch kann meines Erachtens an Schönheit und Frieden
durch nichts übertroffen werden." So spricht heute derKronprinz
von Preußen. In seiner Skizzensammlung „Aus meinem Jagd-
tagebuch" erwähnt er(nicht ganzwortgetreu)denToleranzgrund-
satz des»großenAhnherrn", nicht aber dessenUrteil über die Iagd.
Glaubt er, der es doch kennen müßte, daß dieses Urtheil nur die
Treibjagd verworfen habe? Die liebt Kronprinz Wilhelm nicht;
entzieht sich ihr, so oft ers darf, und spräche wohl noch härter über
ihr Wesen, wenn sie nicht ein Lieblingvergnügen seines Vaters
wäre. InEckartsau drei Dutzend Hirsche, inDonaueschingen eine
Fuchsbrigade im Lauf eines Iagdtages. Seit derllnheilszeit Lud-
wigs des Sechzehnten hat kein Regirender fo viele Thiere zur
Strecke gebracht. Wer sich das Wild in Rudeln vor die Büchse,
die Standgabel hetzen läßt und allen Komfort eines üppigen Hofes
inden Wald mitnimmt, braucht wederAusdauer noch überlegene
List. »Schießübung": sagt der Kronprinz. Der von 1739 hat aber
auch die Birsch verdammt. (»Man verfolgt mit wildem Eifer ein
Thier und hat seine grausame Freude daran, es zu töten.") Der
junge Fritz will dem Vater unähnlich scheinen. Der junge Wil-
helm? Schlicht, schmucklos, bescheiden: solcheWorte scheint seine
Feder zu streicheln; er citirtFaust und räth, fast mitGoethes, fast
mit Bismarcks Worten, die Welten bewegende, Welten besee-
lende Macht nach freiem Belieben zu taufen. Sein Buch (das
nicht Tagebuch heißen dürfte) ist hübsch; der klare Spiegel einer
nicht großen, doch in Gesundheit anmuthigen Persönlichkeit und
das Geschöpf einer in Deutschland ungewöhnlichen Erzählerkunst.
Kein Iunger aus der Literatenzunst hätte sich dieser Leistung zu
schämen; und manchem Alten wären mehr Ausdrucksmängel an-
zukerben. (»Falsche Illusionen" und »sensationelle Thatsachen",
»Weihnachtsabend" und »ein selten gutes Maulthier": Zeitung-
frucht. Leute, die anständige Nnterhaltungliteratur liefern, kann
selbst ein Prinz nicht auf des Olympos Höhe heben. Nnd just ein
Prinz müßte den Iargon meiden, die salope Fachwortsimpelei, die
den Iäger im Kreis Waidfremder nicht schöner kleidet als den
Börsenbirschgänger.) Wo Andacht geweckt, das Gefühl in Wirbel
gerissen werden soll, ist, hier und da, dem Leser, als hörte er das
Gesumm und Gesaus aus einer Muschelwölbung; als müsse er
das Ohr reiben, damit ihm die Wortschälle nicht dumpf vorüber-
rauschen. Weile, sprach Flaubert zu Maupassant, so lange vor

einem Baum, einerWiese oder Hütte, bis Du sie sehen lernst, wie
nur Dein Auge sie sehen kann; auchDeinAusdruckwird dannper-
sönlich werden. Der des Kronprinzen riecht manchmal nach dem
Gemeinplatz, auf dem er, nicht in diesem Sommer, wuchs. Manch-
mal. Was sich tief eingedrückt hat, formtsich zu kräftigem Ausdruck.
Mittag im indischen Dschungel: »Grelle, weiße Sonne, Hunderte
brauner Kerle, ein scharfer, fremder Geruch, wie man ihn nur dort
findet, fo ein Duftgemisch von Knoblauch, Sandelholz und Holz-
kohle. " Auerhahnjagd imSchwarzwald: »Mit wortlos vorgestreck-
tem Arm zeigte mir der Iäger etwas Dunkles. Einen schwarzen
Klumpen, so schien mirs, der auf dem Schnee einen absonderlichen
Tanz aufführte. Der Hahn! Stumm und vorsichtig schlichen wir
weiter, mit großer Mühe uns durch den tiefen Schnee arbeitend.
Dann zwei- bis dreimal tiefAthem geholt, die Flinte entsichert: der
Schuß kracht und der eben noch so tolle Tänzer, der lebenslustige
Minnesänger sinkt zusammen im Schnee. Einen schönen Tod hat
er gehabt, der stolze Kerl: aus dem vollen Liebeswerben heraus
direkt in die ewigen Iagdgründe!" Morgenfrühe im schlesischen
Kreis Oels: »Die Sonne ist aufgegangen, die Vögel werden laut,
Alles riecht nach frischer Erde, nach nassen Wiesen und Korn. Nnd
zwischen dem Korn leuchten farbige Tupfen, wilde Blumen. "I5ec.
gegen die endemisch gewordene Pest der Reisebriefschreiberei.
Ein hübsches,gerade gewachsenes Buch; vornehm.weils nicht
mehr vortäuschen will, als es zu bieten hat. Der Verfasser, derauf
mancher eingefalzten Photographie ein Bischen kokett scheint, sieht
imSpiegel seinerWortegarnichtselbstgefälligaus; nichtimMin-
desten blasirt. Sein Blick ist hell, sein Sinn frisch, feines Wesens
Ton fröhlich; und der (fühlbare)Wunsch, liebenswürdig zu sein,'
rennt nicht hastig über das Ziel hinaus. Auf den Höhen des Le-
bens, sagt Treitschke,„ist keinAmt so freudlos, so vonVersuchun-
gen bedroht wie die Stellung des Kronprinzen in einem mächtigen
Staat; nirgends wird derGeistdesWiderspruchesstärkergereizt,
nirgends der nothwendige Unterschied der Generationen, die ein-
ander niemals ganz verstehen können, schmerzlicherempfunden."
Diesem hatkeinSchatten derThronfolgertragik denWeg verdüstert.
Er reitet, jagt, sitztim Auto oder im Luftschiff, exerzirt seinRegiment
(das er und dasjhn ernstlich lieb hat), freut sich wie ein Fähnrich an
Sport, Spiel, Flirt, scheut keine Anstrengung, kein tollkühnes Lei-
ö eswagniß undistimmer„iit".EinerFrauvermählt, die erwählen

durfte und deren grazile Weltdamenart den Mädchenreiz über-
dauert. Ein sorgenlos Glücklicher. Allzu sorgenlos? Wo er auf
deutschemBodensichsehenläßt.umlärmtihnIubel.Weil erschlank
ist, kein Loth Fett auf dem langen Rumpf hat, gut zu Pferd sitzt,
eine charmante Frau und hübsche Kinder zeigt, noch nie einen,
Menschen, eine Gilde oder Klasse kränkte und für muthig gehal-
ten wird. Einmal kam er in unfreundliches Gerede: als er, im
Kongowinter, auf derTribüne des Reichstages seinen Aerger über
Kiderlen-Hollweg nicht barg. War ihm zu Sinn wie Fritzen, dem
Grumbkow gepredigt hatte, das Fuchsfell sei dem Preußenkönig
nöthiger als die Löwenhaut und Klugheit empfehle, dem Kampfge-
genvierGroßmächteauszubiegen?»DerKönigvonPreußenistwie
der edlePalmbaunuDu willst ihn beugen.aberhoch schnellt erseinen
stolzen Wipfel.Das würde ich antworten.Unsere Antwort gleicht
der Erklärung eines Mannes, der keine Lust hat, sich zu schlagen,
und doch den Anschein erwecken möchte. Ich bin nicht der feine
Politiker, ein Gegeneinander von Drohungen und Unterwürfig-
keiten zusammenzupaaren.Ich bin jung, ich würde vielleicht dem
Ungestüm meines Temperaments folgen; unter allen Umständen
würde ich nichts halb thun." Könnte Kronprinz Wilhelm inseiner
Seelesolchen Willens Kraftfinden?Hatte nichtnur das Schauer-
windchen einerKastnolaune ihmdie Stirn umwölkt?Er istdreißig
Iahre alt; so alt, wie Friedrich war, als er beiMollwitz und Cho-
tusitz gesiegt und sein Land, durch die Angliederung Schlesiens,
um ein Drittel vergrößert hatte. Wilhelms Aeltester sieht blut-
jung aus; und sein Buch müßte, wenn der Autor unbekannt wäre,
als eines Zwanzigers gelten. Ungerecht wäre, es den „Betracht-
ungen", dem»Antimacchiavell"garzu vergleichen; dumm.inma-
gistralem Mißtrauen den Murrkopf zu schütteln, weil ein Vater
und Regimentskommandeur noch jünglinghaft schwärmen kann.
Aber fehlts nicht, trotz Elephanten- und Tigerjagd, an Erlebniß?
An innerem,das, inengemVerkehrmitCaesarundCicero,Bayle
und Descartes, Wolff und Montesquieu, den Sohn Friedrich
Wilhelms früh reifte? Und ist dieserLober des Waidwerkes, der
GoethesOsterspazirgängerfür einenNaturschwelger hält,nichtzu
reichlich mit dem besonderen Saft der Zeit genährt, die sich mit
verschlossenem Auge und Ohr in den Gischt der Sportwoge stürzt,
dem KörperkultAltäre baut und, mit höflichem Lächeln, allen In-
tellektualismus als den Erbtheil der Krüppel betrachtet, verachtet?

Plöner Kadettenschule, potsdamerGarde, Iagdfahrten durch
schlesische und schottische, italische und anglo-indische Millionär-
bezirke: dieSumme solchen Erlebnisses hätte den Mann nicht ge-
ättigt.der sich, unter des Vaters Fuchtel, selbst sozu erziehen ver-
mochte.daß er stark genug ward, sieben Iahre lang ohne den win-
zigsten Ertrag zu fechten und mit dem Bilde dieses »nutzlosen"
Feldzuges in den Nachlebenden unendliche Sehnsucht nach glei-
cher Persönlichkeitleistung zu wecken. Wie hat Fritz die Aufgabe
des Prinzenerziehers umgrenzt? Bon Soldatenthum soll er, wie
der Priester von Gottes Offenbarung, dem Zögling mit heiliger
Ehrfurcht sprechen. Alte und neue Geschichte ihn gründlich ken-
nen lehren und dafür sorgen, daß er sich um die Dinge mehr als
um die Worte kümmere. Wo jeder wichtige Staat seine Wurzel
hat, wohin jeder streben, welche Frucht tragen und welche Waare
verhandeln muß: Das zu wissen, ist einem Prinzen nützlicher als
Physik und Metaphysik. Edel und ehrgeizig soll er sein, dankbar
für jeden Dienst, mitleidig mit dem vonUnglückGebeugten.mild,
doch nicht matten Herzens. Feldherr und Haushalter. Kühn und
dennoch in feste Ordnung gewöhnt. Was er für sich ausgiebt,muß
er selbst buchen und, wenns verlangt wird, wie ein pünktlicher
Kassenwart,Rechenschaft davon geben. Reisen? Nur in dertzei-
math; im Ausland färbt sich ein junger Prinz leicht an fremder
Sitte, deren Schaustellung dann dieLandsleute verletzt. Den Cha-
rakter kann kein Erzieher ändern; kein Saatkorn dringt bis in die
Tiefe des Willensschoßes. Drum foll man niemals die Neigung
zu tyrannisiren trachten. »Wenn der Knabe dieIagd, dieMusik,
den Tanz, das Spiel, was immer, liebt, so lasse man ihn seiner
Vorliebe ungehindert nachgehen, bis er von selbst genug hat: so
läßt man ihm das Vergnügen und nimmt ihm die Leidenschaft."
Unbelohnt bliebe auch der Versuch, Wissenschaft zu erzwingen;
nur den Drang nach Wissen kann eine andere Hand aus trägem
Schlummer pochen und zu dem Born allen Erlebens den Weg
zeigen heißen. »Man lernt bei einem Lehrer nie so gut wie durch
Selbstunterricht. Alles ist gewonnen, wenns gelungen ist, einem
Prinzen Lust zumLesen beizubringen. "Müßiggang ist, mag er noch
so bunt aufgeputzt fein, aller Verdummung und deshalb allerLa-
ster Anfang. »Der Mensch muß arbeiten, wie der Ochs pflügen
muß. "Nicht lind wünscht dieser Preußenkönig das Prinzenleben.
An rauhem Menschenschicksal soll derWille sich wetzen; auch der

im Purpur Geborene täglich Leben und Freiheit erobern. Heute? Hundert Hände mühen sich, die Karosserie eines Prinzenschicksals zu polstern. Auf weichen Radreifen jagts von einer zur anderen Wonne. Aus dem Eisenstrang dehnt sich neben dem Badezimmer der Prunksalon. Eine Gemsjagd gilt als Kampf, sast schon als heraklische Heldenprobe, von der man nach Iahren noch, die Cigarette zwischen den Zähnen, im breiten Klubsessel träumt. Ins Alltagsleben, das mit der Grausamkeit ungebändigterNatur die Brauchbarsten ausliest, tönt nur die Huppe der vorbeisausenden Kaiserlichen, KöniglichenHoheit hinein, die schon entschwundenist, als um geblößte Häupter derIubelruf schallt.PreußensHof istnicht mehr fritzisch.Und kanns,auchwennerwollte,nie wieder werden. DasmagKronprinzWilhelmfühlen: undzeigt sich drumals Einen, der vor Tigerzahn und Wildschweinsgewehr nicht zagt. Reitet hitzige Pferde, nimmtHindernisse und trotzt im Hochgebirg derLawinengefahr. Was bliebe ihm, wenn er aus einem nicht von Poseidons ungeschlachten Söhnen bedrohten Phaiakenglück sich auf den steilen Grat thätigen Schöpferlebens sehnte? So hoch hinaufdarf er nicht, ehe zweiAugen geschlossen sind, denenSohnesliebe noch lange Sehkraft wünschen muß. Darf auch nicht ungeduldig scheinen, der Parteiung oder des Hanges inWiderspruch verdächtigwerden noch wider das Tattgebot sündigen. DerKönig ist ihm Schicksal; kann ihm Verhängniß sein. Denn er bestimmt ihm den Aufenthaltsort, die Arbeit, ihm und seinen Kindern die Einkunft. Der kräftige Sohn eines Henckel, Thyssen oder Rothschild könnte sich selbst des Daseins Floß oder Kahn, Kesselschmiede oder Palast schaffen. DerKronprinz kanns nicht. Weh ihm, wenn er, weil er Unwiederbringliches entgleiten sieht, nur zu murren wagt! Und würde die Reichspflicht versäumt, das Reichsrecht verschleudert: seine Lippe müßte den Seufzer morden, den der Schmerz über solche Machtminderung aus der Brusttiefe herauftriebe. Er erfährt auch kaum, was morgen geschehen, welchem Ziel der neue Tag heimlich zustreben soll. Der Sohn Wilhelms des Ersten saß (ohne Stimmrecht, versteht sich) im Ministerrath und durfte mithören, mitreden; bis ihn (oder seine Frau) nach zwei Iahren die Wahnvorstellung packte, er sei für die Kabinetsbeschlösse mitverantwortlich, und er in Danzig laut das Handeln der Regirung rügte. Als Dreißigjähriger. Die Kriegszeit gab ihm zu thun und wirkte dem von Blumenthal klug Geführten einen

Feldherrnnimbus. Dann? Armee-Inspecteur und manchmal zu
Repräsentation der Kaiserwürde berufen. Erpatronisirt die Kunst,
kümmert sich um die Museen, treibt in Bornstedt ein BischenLand»
wirthschaft und durchstöbert die Briefe seiner Tante Elisabeth Lu»
dovica. Sein Leben ist leer. Er muß warten. Mit Stockmar, mit
Normann plaudert sichs gut; doch das beste Wort verhallt ohne
Echo. Der Thatlose lernt sich lieben. Allzu zärtlich Pflegt er die
Hochgestalt.übt er den Blick milden Ernstes und spitzt die Zufalls«
rede, daß sie sich ins Gedächtniß bohre. Allzu dankbar sammelt er
alle freundlichenNrtheile, die irgendwo über ihn gefällt wurden.
Das Geräth und Ceremoniale alter Kaiserei wird ihm wichtiger
als das neudeutsche Wesen, von dessen Gestaltung er ausge-
schlossen ist. Nothwendiges undMögliches, wägbare Pflicht und
unwägbares Gefühl umnebeln sich seinem müden Auge. Er der»
grämt sich, mäkelt an allem Erlangten, entwurzeltsich fast fchon dem
Heimathboden und ist mit fünfzig Iahren ein alterMann. Da er
für den verwundeten Vater eintretenmußte, mit bedeutendem Ge-
schäft und schwerer Verantwortunglast bebürdet ward, blühte er
noch einmal aus; zu kurzem Lenz. Nach 1880 schien seine Freude
am Leben, seinMuth zu frischem Entschluß und männlichem Han-
deln schnell zu vertröpfeln. Den Sechzig nah: und noch unselb-
ständig;ohnejenurimEngstenbaumeisterlicheFreudeempfunden
zu haben. Was wäre aus dem Fritz, nach dem er sich gern nannte,
geworden, wenn der erste Friedrich Wilhelm bis ins Iahr 1770
gelebt hätte ? Rebell oderSelbstmörder? Schöngeist oderLüdrian?
Die siedende Masse hätte ihr Gefäß zersprengt. In Augustens
Sohn hat nie ein Dämon genistet. In der schönen Hülle war er
dennoch ein Märtyrer preußischer Kronprinzlichkeit.
Sein Sohn hats besser gehabt. Neunundneunzig Tage Kron»
Prinz; neben einem stumm verröchelnden Kaiser. Die Morgen«
sonne, die einen verblassenden Mondrest überstrahlt. Haftet ihm
aber des Vaters langes Leid nicht mehr im Gedächtniß?Und kann
er, dem nach Menschenermessen noch Iahrzehnte rüstigenLebens
beschieden sind, wollen, daß seines Vaters Schicksal seinem Sohn
sich erneue? Von Georg Wilhelms bis in unsere Tage ist, durch
drei Iahrhunderte, jeder Hohenzollern andere Wege gegangen als
der Kurfürst, König, Kaiser, der ihm vorangeschritten war. Ieder
hat ein Stück der Zeitstimmung auf den Thron mitgebrachtund dem
Greisenwiderstand das Willensspektrum der mit ihm Geborenen

aufgezwungen. Nützlich oder schädlich: das gewandelte Auge for-
derte die Ergänzungfarbe. Wird sie stets wieder fordern. Soll der
Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen noch fortan
aber verdammt sein, an Sport und Spiel fein Feuer zu dämpfen,
dem Reiz der Gefahr und Verantwortlichkeit im Dschungel oder
verschneiten Gebirgnachzubirschen?SollermitseinerGeneration
altern, ohnemit seinem, mitihremWesenston durch einen Mauer»
fpalt in die Polyphonie des Volkslebens klingen zu dürfen? Ist
imStaatsallnirgends fürihnRaum? EinRegimentskommando
währt nichtewig; und was derOberstnicht lernte, wächst demBri-
gadechef oder Divisionär selten noch zu. Die Entfernung vom höch-
sten Hof kann niemals schaden; nicht klassischen Tragoedien und
modernen Ehen nur wird (nach Nietzsches Witzwort) die Pflicht
zur Ortscinheitgefährlich. Der König wohnt nichtim leichten Feuer
mitdemSalamander;kannundsollnichtIedemgefallen.Ziehtihm
dieMassengunst denSohn vor, dem ernsten, zu Härte gehämmerten
Herrn das hübsche Bild prinzlich heiteren Wandels, so frißt am
Regentenhaus geiler Schwamm. Der Kronprinz könnte sich als
Haupt einer Provinz (nicht als Reiherfeder aufihrerFeiertags-
barrette) leise zumMonarchenerziehcn; EigenartundBedürfniß
jeder Provinz sacht ergründen lernen, im Staatsministerium und
im Herrenhaus seinen Sitz haben und dennoch die Muße zum
Erwerb ansehnlicher Geistesbildung behalten. Er darf den Quel-
len der Kultur, den großen Zeichen der Zeit nicht ferner sein als
der tüchtigste Bürger; nicht glauben, liebenswürdiger Schwung
lange gewahrter Iugend ersetze dem Blick des Gehudels da un-
ten den Schatz gespeicherten Könnens und Wissens. Und: Der
Mensch muß arbeiten, wie der Ochs pflügen muß. Hier ist ein
Heller Kopf und ein tapferes Herz. Kein Kronprinz, der, wie der
Erbe Friedrich Wilhelms des Dritten.mit der Fintenkunst feiner
Rede die Hörer zu entzücken sinnt, blanke Wortmünze aus dem
Schloßfenster wirft, mit demFlackerlichtseines Geistes alle Schaf-
fensbezirke, tellurische und himmlische, beleckt und sich nach dem
Frühstück als Genie frisirt. Hier ist Einer, der (vielleicht) nicht ge-
näschig vonKelchzuKelch flattern,nichtmitder »Vielseitigkeit" be»
gabterWeiber prunken, sondern sich männlich beschränkenmöchte.
Er empfindetNatur, ist mit der Lerche fromm, sieht sich noch nicht
in ewigem Glanz; und der Anblick deutscher Erniedrigung hitzt
ihm das Blut. Darf diese Flamme nicht ins Vaterland schlagen?

# Die jungen Leute.

M^unge Leute? Sie sind es nur noch dem Namen und den Re-
□gistern nach. In Wirklichkeit hat sie die vergangene Zeit mit
sich genommen. Wenn jung sein heißt andächtig sein, bereit zu
tausend Thorheiten, froh und kunstlos, dann giebt es keine jungen
Vielleicht liegt es an diesen rastlosen, immer bewegten und
fordernden Iahren der Schule. An ihrem Zwang, der den Leicht-
wuth, und ihrer Drohung, die die Unbefangenheit tötet. Daran,
daß, Vernunft und Ehrgeiz, allzu machtvoll geweckt, die Wege ins
Helle, Unbeschwerte mit Nüchternem verschütten. Und daß man so
stolz darauf ist, die Kinder in Klugheit zu erziehen. O, unsere Kin-
der sind maßlos klug! Ueberall hört man es. Ein Dreijähriger
kann einen Pfarrer lehren, die Vier- und Fünfjährigen haben den
Urgrund der Dinge erfaßt und es wird durchaus nicht Staunen er-
regen, wenn nächstens ein Baby im Wickelkissen die Worte „freie
Liebe" eher formen sollte als „Vater" und „Mutter".
Doch begreift sich schwer, wie diese Frühgereiftheit Eltern
Freude und Befriedigung bedeuten kann, statt stets erneuterSorge.
Haben sie denn aus ihrem eigenen Leben, aus ihrer Verbrauchtheit
Und ihren früh ermüdeten Nerven nicht einmal die Belehrung ge-
Wonnen, welcher Fluch,sich idem vorzeitigen Erwecken desIntellekts,
dem beeilten Hinlenken des noch am umgedeuteten Anblick ergötzten
Auges auf Grenzen und Bestimmung anheftet? Dieses FeldBer-
nujnft bebauen sie, ganz in Zuversicht, daß damit das Beste schon
bestellt sei, und vergessen, wie unbehütet und kümmerlich der Acker
Fröhlichkeit dabei verwelkt. Mag sein, die Zeitnoth läßt wenig
Raum, den Kindern zum A-B-C Lieder zu singen: dennoch, man
erkämpfe dieses Opfer vor den anderen! Und man schäme sich nicht
zu sehr, wenn mit den ersten Zähnen nicht zugleich die ersten be-
richteilswerthen Aussprüche heranwachsen, die man mit einem be-
friedigten: „Iawohl, Herrschaften, ein unglaubliches Kind !" zu be-
lohnen pflegt.
Aber es ist noch eine zweite Wurzel, die aus dem Baum der
Jugend Saft und Sonne saugt: die Eitelkeit. Eitelkeit verbündet
mit de? Lust am Sonderbaren, Verschnörkelten. Man frage einen
sungen Mann von Zwanzig nach seinem Alter. Die witzlose Kon-
statirung einer Zahl auftischen: eher zerbisse er sich die Zunge.
„Noch gjünger... Keiner der Aeltesten," würde er vielleicht mit ma-
litiösem Lächeln sagen. Oder man belaufte den jungen Mann, wie

Leute mehr.
»

er sein Wohlgefallen an der Erscheinung des Mädchens zum Ausdruck bringt, dem seine Sympathien gehören. Früher hätte man von herzlicher Freude, Bezauderung, ja geradezu von Schönheit gesprochen, wohl auch zum Vergleich eine altmodische Blume bemüht. Früher; welches Wort! „Sie, Myxl, ich hab' Sie schon hundertfünfundfünfzigmal weniger hübschhesehn!" So. Nun ist es ordentlich. Es geht übrigens auch um die Namen. Welches junge Mädchen wollte heute Iohanna heißen? Man denke: Iohanna. Drei hausbackene Silben ohne Schalk. Himmel hilf! Johanna... Ionna, (schon viel umwobener)... nein: Fol Wunderbar. Von diesem Namen müssen Siege ausgehen.

Die Eitelkeit schürft tief, sie verfälscht Gebräuche und wandelt Aeberzeugungen. Niemand hätte es vormals wahr haben wollen, daß ein so tiefes und entrücktes Gefühl wie die Liebe einer Umkelhr ins Gegentheil fähig sei. Aber die Eitelkeit hatjauchDas vollbracht. Sie erfand ein oberflächliches, an den Verstand gewandtes Diminutiv: den Flirt. Sicherlich ist dieses Diminutiv bejahrter Herkunft und die zimmerische Chronik behält recht: „Liebelet) alt dreytausend Jahr Md drey." Nur war dieLiebelei Me harmlos heitere Person, übermüthig, doch ohne Prätensionen. Ietzt hat sie sich zum Erschrecken verändert, ist modisch geworden und thut, vermöge ihrer Gaben, reservirt, bequem und chic zu erscheinen, der jungen Welt vortreffliche Dienste. Denn auf nichts ist sie erpichter als auf Haltung. Sich nichts vergeben! Nicht lächerlich werden!

Wahrhaftig, der Flirt ist kein stolzes Gegenwartsymbol. Die Angst vor der offen und frei bekannten Neigung, dieAeberzeugung, echtes Gefühl fordere Spott heraus; die eitle Beflissenheit, sein Herz jdemi Rockschnitt und jder Laune derjZuschauer anzupassen: Das ist und versinnbildlicht er. Nicht lächerlich werden! Ob die Briefe an Frau von Stein, in die alle leisen Schwingungen seiner Seele gesammelt sind, Goethe sehr ridikül machen? Schon des unbesorgten Schlußwortes wegen: „Lieben Sie mich!" bleibt es Zweifel-Haft. Anzweifelhaft aber, daß den jungen Mädchen ein Augenaufschlag ohne Fünfuhrtheetasse nicht gelingen wird.

Man hat die Liebe als etwas Ueberflüssiges, Gewöhnliches iundUnkleidsames verbannt und sich (wie Herzl es nennt) einer verliebten Geselligkeit" verschrieben. Das ist bequem, es ist auch chic. Liebe fällt Einem ja nicht mühelos zu, bedingt Seltenes: Charakter, jnnd Beständigkeit. Der Flirt hat reizvollere Möglichkeiten. Er entschuldigt (man sagt: „Sie flirten nur, wer>wollte viel Aufhebens Machen?") und erobert rasche Nngebundenheit. Erstaunlich, wie baldzwei junge Leute, idie.einander kauiw'kennen,'vertraut und ein-

verstanden sind. Ihre Intimitäten beginnen beim Vornamen; da-
mit, daß, sie das „Fräulein" und „Herr" sogleich zu den unge-
sagten Dingen verweisen. Sie haben freilich ihre Entschuldigung:
daß sie beim Familiennamen nie enden werden
> Wer aber glaubt, solche Freiheit verführe zu Ungebührlichem,
etwa dazu, daß, der junge Mann und das Mädchen einander
Manchmal küssen, Der revidire seinen Irrthum. Zu hundert hinter-
hältigen, moquanten, zugespitzten Redensarten: gewiß,. Zu einem
Kuß: bewahre! „Es ist kein unschuldiger Ding, kein natürlicher
Dingdenn einMß," sagt Novalis. Welche Verblendung Z Ein Kuß
ist vielmehr das Tückischeste und Verworfenste, was einem mißleite-
ten Wesen begegnen kann. Ia, das Gesellschaftspiel Flirt bewahrt
Wohlanständigkeit, und Die es spielen, wissen von Anbeginn, daß
sie nichts gewinnen werden; sie sprechen von dem Recht der Ge-
schlechter, aber sie küssen sich nicht. Und ein Rendezvous gehört zu
den Verwegenheiten.
Es wäre denkbar, daß man morgen den Flirt begräbt und ein
neues, nützlicheres Zuneigungverfahren anwendet. Der Hang zum
Bilderstürzen war ja immer in den jungen Leuten.,Nur befriedigen
sie ihn heute anders: sie erheben Götzen und verdammen Götter.
Kahl und entblättert steht der Garten der Ideale; was dereinst, um
seines Uebermaßes willen, verhöhnt ward, Traumfreude und Lust
am Hohen, nicht Erringbaren, nun kennt man es nicht. In Jena
revoltirten die Studenten, weil man im Lehrfaal „Die Braut von'
Korinth"jals ein ^Gedicht voll unkeuscher Leidenschaften verurtheilte,
Die Studenten von heute revoltirten kaum mehr. Es ginge denn
um die Abschaffung der Rigorosenordnung.
Damit soll keineswegs den Empfindsamen und Schwärmern
das Wort geredet sein. Doch da jetzt eine Zeit ist, die Extremen zu-
strebt.iZwischen Ueberschwang und Nüchternheit keine Brücke hat,/so
mag Feuer der Iugend noch besser und natürlicher anstehen als
Berechnung, Entflammtheit schöner als Verneinung. Ueberhaupt:
das breite und unbedingte Zustimmen, die Fähigkeit zur Begeiste-
rung scheint verloren, bedrohlich verdichtet sich das Behagen nn
»negativer Werthung. Neinsager und die Vorsichtigen, die der An-
erkennung sogleich ein pastoses „Aber" ins Gefolge geben, sind
Legion. Und mit dem Bemühen, zu zersetzen und zu verkleinern,
geht Skeptizismus Hand in Hand. Die schwarzen Brillen, von je
iein Vorrecht des grämlichen kanonischen Alters, benützen nun
Halbwüchsige. Furchtbar häufen sich Selbstmorde und verzweifelte
Thaten junger Schüler. Das Mitleid mit diesen früh Verirrten
dämpft Erschreckenderes fast als die That: daß noch dem Tode Un-
s-

? ?^
ehtlichkeit und Verkünstelung treu bleibt, ein Yang sich zeigt, auch dieses Letzte, Größte auf Applaus und Publikum einzurichten, komoediantisch ein verfehltes Dasein mit der Pose des Heldenthums zur Glorie zu erheben. Der junge Mann, der in einer Loge des Opernhauses zu sterben beschloß, bot ein unvergeßliches Dokument von jder Szenirung des Todes.

Vergebens erforscht man den Grund solcher Verdüsteruug in Iahren, die dem Iubel bestimmt sind. Furcht,Frevel,Enttäuschung, jähes Leid, sie Alle bedeuten ja nur Triebfedern, willkürliche Auslösungen einer zuinnerst wurzelnden Erkenntniß. Wer einem mißlungenen Examen sein Leben opfert, wie umstellt von Trostlosigkeit mutz Der sein, in Finsteres verjagt, gleich dem Wanderer des Märchens, der aus unendlichen Wäldern nie mehr zum Tage findet. Die Iugend zeigt sich vom Tod seltsam umlockt, erliegt den Schatten und dunklen Räthseln. Man sieht es allzu oft: in der jungen Musik, in der jungen Dichtung. Nichts Helles, Erlöstes mehr; Weisen, von Thränen umzittert, vom Hauch der Trauer! überweht. Und das Iauchzen klingt «on soräino.

Wenn diese Nachbarschaft des Ergreifendsten den jungen Leuten Gefühl und Nachsicht für Menschliches verstärkte, man könnte sich mit dem gespenstischen Anrainer befreunden. Aber so ists nicht. Keine behenderen und schärferen Urtheiler als die jungen; keine schrofferen Ankläger. UndHabei welches Maß einer besonderen und 'originalen Anduldsamkeit: der Unduldsamkeit gegen die Eltern. Denn was ehedem Zerwürfnisse zwischen Eltern und Kindern bereitete, war Ungehorsam, Trotz, kam wohl auch vom Egoismus her. Ietzt einfach und schlicht von Ueberhebung. Die Kinder sind eben weit voran, beständig mit dem Feinsten und Subtilsten befaßt, und die Eltern, — mein Gott, sie können nicht Schritt halten, bleiben zurück, genügen nicht mehr. Nöthig wäre, sie immer und immer zu belehren, aus den Niederungen emporzuziehen: Das ist mühsam, zu "mühsam. Wir meinen es ihnen ja gut, den Braven, und unter vier Augen mögen wir sie recht sehr, aber vor der Welt, Verehrtester, sehen Sie, vor der Welt schämen wir uns ihrer ein Bischen. Immerhin: Das ist eine hübsche und rücksichtvolle Eintheilung; man mutz sie loben. Es giebt auch andere. „Mein Lieber," schrieb ein im Verlagshandel angestellter junger Mann an einen Wahlverwandten, „es erträgt sich nicht mehr. Durchaus nicht. Als ich neulich ein paar Freunde zu mir gebeten hatte und wir im aufschlußreichsten Gespräch über die Paradoxe Wildes waren (Du schätzest diesen begabten Briten gleich mir), trat mein Vater ein. Ermitz:johne Umstände, trat unbekümmert ein! Er habe nicht gewußt.

daß, er unerwünscht sei, sagte er. Das war seine Entschuldigung.
Davon abgesehen, glaube ich, daß, er von der Existenz Wildes keine
Ahnung Hat. O ja, mein Lieber, Das giebt es! Bei mir, in meinem
Hause..." O ja, Das giebt es. And wenn man auch noch so sehn»
lich wünscht, daß, einem solchen Schreibenden die Feder zur Schleu-
der wird und ihm jedes Paradox des begabten Briten einzeln und
für Ewigkeiten gegen die empörte Stirn schnellt, es hat beim
Wunsch sein Bewenden. And der Wahlverwandte wird den Noth-
schrei Hören und Mitleid spenden.

Haben Hie jungen Leute einmal so ein siebentöterisches Urthejil
gefaßt, Hann giebt es keine Appellation; und mag es immer ein
Vorurtheil sein. Auch hierzu führt ja die uralte Leidenschaft, zu
lehren, /wo man selbst noch des Lehrers bedarf, der ewige Zwiespalt
zwischen Denen, die Autorität üben, und Denen, die sie leiden.
Auch hier aber sind die Namen anders geworden. Was man früher
Naseweisheit schalt und Mt einem Klaps oder, in besonderer Huma-
nität'mit einer Verwarnung abthat, heißt jetzt j,,mitjderZeit gehen",
„die Sentimentalität eines verzopften Iahrhunderts abschütteln".
iAoer den Vater Bater nennen und nicht „mein alter, redlicher
Chunichtgut", ist noch keine Sentimentalität; und der Weg mit der
Zeit muß nicht Schritt vor Schritt den bewährten und gewohnten
verwüsten. Es genügt, daß, man an die Stelle der verwetterten
Meilensteine Zielweiser von unfehlbarer und endgiltiger Bedeu-
tung setzt. Die Formeln hierfür durchschwirren die Luft ja zum Er-
sticken: Man beginnt mit der „Individualität des Kindes", dem
„Tricbleben der erwachten Seele", schreitet zur „instinktverwirren«
den Berufsnoth" und dem „Geld als entsittlichendem Faktor" fort
und gelangt mit gelegentlichen Abwegen („Schiller ein schönredne»
rischer Phantast", „Wir müssen mit dem Ohr der tausend Völker
hören") zum „Anfug des Sterbens". Es ist ein nicht ganz klarer
Weg. Aber schöne und bedeutende Worte gedeihen an seinen
Seiten.

Doch es hieße, in ihren Fehler verfallen, wollte man den jungen
Leuten nur absprechen, nicht auch freudig die Vielfalt des schöpfe-
rischen Jalentes rühmen, das die Gegenwart gerade ihnen beschied.
Nie ist in solcher Iugend so Vieles und so Vortreffliches geschaffen
worden wie jetzt. Die gleichsam nachtwandlerisch gereifte Begabung
eines Dreizehnjährigen läßt uns heute die Schauer desAnfaßbaren
fühlen. Das Thor der Kindheit früher gesprengt denn je: an Geist
gebricht es nicht. Nur die Seele nimmt Schaden.

Wien. Ernst Lothar.

## Deutscher Impressionismus.

ir sind gewohnt, den Impressionismus als eine Errungenschaft der französischen Kunst anzusehen. Aber ich sage, daß er damals überall in der Luft hing. Er umwitterte auch die deutsche Kunst und Manchem knisterte er an den Fingerspitzen. Aber es fehlte der Elan zur Entladung. In einem Vortrag über Römische Maler deutscher Nation wies Professor Mackowsky, der Direktor des Rauchmuseums, auf Martin Rohden, den Vater, hin, von dem jetzt die Ausfiel» lung der Sammlung Bernt Groenvolöt in der Nationalgalerie ein Bild giebt. Er hatte Sinn für impressionistische, durch die Farbe aus» zudrückende Probleme. Zaghaft faßt er die Impression des Abends oder des Morgens in dem Verhältnis von Pflanze und gebauter Form unter sich und gegen die freie Luft.

Die Nationalgalerie enthält aber in ihrem Bestand mehrere Werke von unbewußtem deutschen Impressionismus; und vielleicht das beste Stück dieser Art: die „Badenden Frauen am Meer beiDieppe" von Spitzweg. Unter Impressionismus verstehen wir die Kunstrichtung, die auf die bildhaft geordnete Wiedergabe subjektiver Eindrücke ausgeht. Diese Eindrücke können sein: Raum», Zeit», Bewegungeindrücke, solche der Perspektive oder atmosphärischer Art. Es ist gewissermaßen die Betonung der subjektiven Wahrheit des Sehens; während man sich früher nur bemüht hatte, um gegenüber dem dargestellten Objekt wahr zu sein. Auch Menzel hat ja eine Weile Probleme bearbeitet, die nachher vom französischen Impressionismus wieder in unsere Kunst hineingebracht wurden. In diese Epoche gehört das „Balkonzimmer in der Schöneberger Straße" und mehrere Darstellungen dieser Wohnung. Unter den Neuerwerbungen für die Nationalgalerie ist ein Nachtbild von Menzel, wo der Oberkörper eines berittenen Schutzmannes übernatürlich groß vor der Helligkeit schwälenderFackeln steht. Wenn irgendwo, so gilt im Bilde das Wort: „Nach seinem Sinne leben, ist gemein, das Edle strebt nach Ordnung und Gesetz".

Um die selbe Zeit wie Menzels Balkonzimmer entstand inDentschland ein Bild, das in seinem Einklang von Mensch und Landschaft den Merken des reifen Impressionismus nicht nachsteht: das schon erwähnte Bild Spitzwegs. In seinem duftigen Silberton ähnelt es dem schönsten Corot. Als es gemalt wurde (1851), war Manet neunzehn Iahre alt; was Zola sechzehn Iahre später begeistert von den Arbeiten dieses Bahnbrechers schrieb, paßt auch auf das Werk des Autodidakten Spitzweg. Zola spricht von der „zarten Richtigkeit in den Beziehungen der Töne unter einander". Er lobt die Ordnung der Valtnrs nach einem einmal angeschlagenen Grundton, wodurch das Bild eine durchgängig helle oder dunkle Note erhält. Spitzweg folgt diesem Gesetz der Valeurs. Er trägt den Grundton nicht von außen in das Bild hinein, sondern entwickelt ihn aus der Stimmung. Der Himmel bezieht sich mit heiteren Wolken; in der Meerluft liegt noch

Sonne; Frauen baden. Die Farbentöne und Bewegungen der zurück-
weichenden Sonne und der Frauen stehen in einer atmosphärischen
Ordnung und entwickeln daraus die Impression. Was Zola (und
uns) „frappirt, ist die nothwendige Folge der genauen Beobachtung
des Gesetzes von den Werthen". Das heißt: die logische Folgerung,
daß die Valeurs nicht für sich, sondern in ihrem Einfluß auf einander
gesehen werden; das Sehen in farbigen Flecken. Spitzwegs farbiges
Vermögen ist nicht so differenzirt wie das der späteren Impressio-
nisten, aber dadurch wird die farbige Spannung der Fläche stärker,
das farbige Relief kräftiger. Unter freiem Himmel baden am Strand,
geschützt von dem bewachsenen Abhang der Düne rechts und von einer
Klippcnnase vorn, einige Frauen. Die farbige Buntheit dieser Gruppe
mit dem vielfach bewegten Weiß der Wäsche und Laken, den blonden
Fleischtönen, den kräftigen Haarfarben, den bunten Kleidungstücken
auf dem graugelben Sand, der nach links unterm Wasser bis in dessen
sernstes Blau fortläuft, ist der Mittelpunkt einer Menge wohl abge-
wogener farbiger Zusammenhänge innerhalb der Bildfläche. Ieder
Ton findet in dieser reich gegliederten, mit Menschen und Badekarren
bestellten Landschaft seine stillende Vollendung. Aus einer großen
künstlerischen Ordnung wurde diese Natur von malerischer Festigkeit
bildhaft und doch impressionistisch aufgebaut. Wir haben einen wahr-
haft dreidimensionalen, nämlich räumlichen, farbigen und dynamischen
Mittelpunkt in der Frauengruppe, der kompositionell doch wohlge-
borgen ist unter der Diagonale von links unten nach rechts oben. Diese
unbedingt nothwendige Bildhaftigkeit läßt der Expressionismus, der
im Impressionismus latent war, in seinen Futuristen außer Acht,
Ein Bild ist aber immer noch die künstlerische Synthese und nicht die
Analyse eines optischen Eindruckes. PaulMahlberg.

es

## Die mohammedanische Frau/)

mohammedanische Frau ist schon lange der Gegenstand des
Mitleids ihrer abendländischen Schwestern. Diesen bedeuten
Harem und Polygamie die verabscheuungwürdigen Mittel, um die
Frau rechtlos zu machen. Und doch ist der Harem nichts Anderes als
das vor zudringlichen Blicken geschützte Frauengemach, der Herr»

*) Fragmente aus dem Band „Fahrten ins Blaue", den Herr
Oskar Schmitz bei Georg Müller erscheinen läßt und der über Spa-
nien und Marokko, über Lourdes und Madeira, Albanien und Grie-
chenland, die alte und die neue Türkei, über Mallorca und Cypern
allerlei Lesenswerthes bringt.

schaftbereich der Frau, wo sie mit Kindern und weiblichen Verwandten den Tag verbringt. Harem (gleich das Verbotene) heißt in Egypten auch das Damencoups in der Trambahn. Der Harem dient eigentlich mehr zum Schutz als zur Einschließung der Frau, kann sie es doch, genau wie die Europäerin ihr Heim, jeden Augenblick verlassen, um Einkäufe oder Besuche zu machen, ja, um einige Zeit bei Verwandten auf dem Lande zuzubringen. Die Polygamie wird bekanntlich wegen ihrer Kostspieligkeit nur von sehr Wenigen geübt. Sie stammt aus der Zeit der arabischen Eroberungen, wo der herrschenden Rasse einUebermaß von Reichthum zufloß, während die Kopfzahl verhältnißmäßig gering war. Der seelische und geistige Tiefstand der orientalischen Frauen muß also einen anderen Grund haben als diese Institutionen. Er liegt an dem Volkscharakter, an der seelischen Roheit und geistigen Stumpfheit der großen Mehrzahl der mohammedanischen Männer. Wenn man sagt, die mohammedanische Frau sei durch den Harem gehindert, an den Interessen des Mannes theilzunehmen, so ist Das mehr oder weniger eine Redensart; denn was sind die Interessen ihres Mannes? Sein geistiger Horizont geht nicht über den Koran hinaus, den zu lesen und sich auslegen zu lassen der Frau erlaubt ist. Freilich sehen mittelmäßige Männer, genau wie bei uns, nicht gern, wenn die Frau zu klug wird. Was aber die materiellen Interessen betrifft, so hat Mohammed, der selbst eine reiche, außerordentlich geschäftstüchtige Witwe geheirathet hat, der Meinung gehuldigt, die Frau halte das Geld besser zusammen als der Mann, und ihr ein vollkommen selbständiges Verwaltungrecht auf ihr Eigenthum eingeräumt, um es vor der kopflosen Verschwendungsucht des Gatten sicherzustellen. Wenn die Stellung der Frau im Orient den Begriffen einer höheren Kultur entgegengesetzt ist, so liegt es daran, daß die ganze mohammedanische Kultur heute keine höhere mehr genannt werden kann. Als Räuber der antiken Kulturtrümmer waren die Araber allerdings im frühen Mittelalter den europäischen Völkern überlegen. Es ist bekannt, daß sie Aristoteles studirten, während er in Europa vergessen war. Der feingeistige Hohenstaufe Friedrich II. zog den Verkehr arabischer Gelehrter dem mit plumpen deutschen Pfaffen vor. Bei Alledem darf nicht vergessen werden, daß diese Kultur eine rein alerandrinische, reflektirende, nicht eine produktive war und daß sie bereits verblaßte, während sich bei uns die Gothik als der klare Ausdruck neuen produktiven Lebens durchsetzte. Als die kurze Iünglingszeit des erobernden Islams vorüber war, trat keine schöpferische Männlichkeit ein, sondern starre Zeloten gewannen die Oberhand und erstickten jede höhere geistige Regsamkeit und feinere Sittlichkeit in Fanatismus und Formelkram. Damit ging eine große Eigenschaft der frühen mohammedanischen Kultur, die Ritterlichkeit, fast ganz verloren. Die Poesie aus der Zeit der omaijadischen Kalifen verräth, daß man damals, ähnlich wie bei uns die Minnesänger, auch den seelischen Reizen der Frau zu huldigen wußte, und sie nicht einfach als Mittel zur

Erhaltung der Rasse oder als Arbeitsthier betrachtete, sondern als
eine anbetungwürdige Sonderart der Gattung Mensch. Uns wird so-
gar von Dichterinnen berichtet und von Künstlerinnen der Liebe, die
an die Kulturstellung einer Sappho oder Imperia erinnern. Alles
Dies wurde durch Harem oder Polygamie keineswegs verhindert; erst
die Erstarrung und Abstumpfung des mohammedanischen Menschen
hat die heutigen beklagenswerthen Zustände hervorgebracht.
Warum sind sie beklagenswerth? Auch hier kann der allgemeine
Ausdruck, die Frau sei geknechtet, nicht Stich halten. Wie überall,
hängt die Stellung der Frau in der Ehe, auch im Harem, von dem
persönlichen Charakter der beiden Gatten, viel weniger von dem Ehe-
recht ab. Auch im Harem existirt der Pantoffelheld; und eine Frau,
die stärkere Willenskraft besitzt als der Mann, ihn durch ihre Reize
gefangen zu nehmen weiß oder die Hand auf das Vermögen hält, eine
solche Frau wird niemals vom Mann 'geknechtet werden, wie auch
immer die Ehegesetze sind. Dagegen wird eine charakterschwache oder
unliebenswürdige Frau auch bei vollkommener Gleichberechtigung der
Geschlechter sehr geringen Einfluß auf den Mann haben, was ja frei-
lich dadurch bisweilen korrigirt wird, daß sie vermögend ist. Nur
Charaktereigenschaften, nicht Gesetze können die durch ihre Natur ge-
gebene stärkere Gebundenheit der Frau entweder zu einem mit Liebe
getragenen Schicksal oder zu einer schweren, dumpfen Sklaverei ma-
chen. Eben so kann aber nur da, wo Ritterlichkeit der Instinkte und
Verfeinerung der Intelligenz den Mann befähigt, die edlen Werths
der Weiblichkeit erfassen, von jenem Einfluß der Frau die Rede sein,
der für die Kultur wohlthätig ist. Dieser Einfluß fehlt nun in der
mohammedanischen Welt ganz und gar; und er kann nicht plötzlich
durch die Aufhebung mehr oder weniger unvollkommener Einrichtun-
gen, sondern nur durch eine vollkommene Umwälzung aller Lebens-
werthungen begründet werden. Die muß von dem Mann ausgehen.
Die instinktive Frauenklugheit ist (im Gegensatz zu dem entwickelten
Männerverstand) mehr von der Natur gegeben. Was nützt sie aber,
so lange der muskelkräftigere Mann zu stumpfsinnig ist, um sie zu
werthen und zu nützen? Ich meine hier nicht die Klugheit, die heute
manchen Frauen ermöglicht, allenfalls in männlichen Berufen zu
konkurriren, sondern jenen anonymen Frauenverstand und Frauen-
einfluß, den man erst ganz würdigen lernt, wenn man ihn einmal ver-
mißt hat, zum Beispiel in den Kolonien, deren Klima Frauen und
Kindern dauernden Aufenthalt verbietet. Wie schnell dort auch der
wohlerzogene europäische Mann verroht, obwohl seine Sehnsucht nach
der weißen Frau niemals einschläft, während er von farbigen Frauen
umgeben ist, ist bekannt. Ich habe einige Tage auf einem Dampfer
gelebt, der aus den deutschen Kolonien Afrikas kam und auf dem nur
Männer waren, die seit Iahren nicht mehr den Einfluß weißer Frauen
gespürt hatten. Manche erklärten selber, sie fühlten sich vollkommen
verrohi, und einige beabsichtigten sogar, sich erst in Portugal acht

Tage lang wieder an halbwegs europäische Zustände zu gewöhnen, bis sie sich in die Gesellschaft ihrer Landsmänninnen wagen würden. Immerhin waren geistige Interessen in diesen Männern wach und die Er» örterung politischer und wissenschaftlicher Fragen unterbrach von Zeit zu Zeit die namenlosen Gespräche ihrer Saufgelage. Dieses Niveau, aber ohne die immer wieder durchbrechenden geistigen Interessen des Europäers, ist das der mohammedanischen Gesellschaft, in der das Salz weiblicher Klugheit und der Schmelz weiblicher Grazie vollkommen fehlt.

Wie soziale Sonderglieder fast immer die Eigenschaften, besonders die Fehler, des ganzen gesellschaftlichen Körpers, zu dem sie gehören, annehmen, so sind die christlichen Araber Nordsyriens um nichts besser als die Mohammedaner. Sie besitzen weder Harem noch Polygamie: und dennoch gilt die Frau hier eben so wenig wie dort, da der gleiche männliche Stumpfsinn ihre Blüthe bricht. Man sieht unter den Christen voll Theilnahme diese blumenhaften, weichen Geschöpfe unverschleiert, die läppischen, charakterlosen Männern gegeben werden, von denen sie prinzipiell kein freundliches Wort, oft aber Mißhandlung erfahren, besonders nachdem das unter solchen "Umständen unvermeidlich frühe Alter eingetreten ist. Alles, was der europäische Mann in der Kinderstube von Mutter und Schwestern, im gesellschaftlichen Leben durch weiblichen Verkehr lernt und gewinnt, dieses nicht hoch genug zu schätzende Gut wirft der Orientale weg. Das hat ihn selbst heute so dürftig gemacht.

Aus diesem Grunde dehnt der so rassenstolze Bekenner des Islams seinen Stolz keineswegs auf die mütterliche Abstammung aus. Da die Frau nur als Mutter Etwas gilt, kann die Sklavin, sobald sie nur geboren hat, gleichberechtigt neben die langjährige Gattin von guter Herkunft treten. Die meisten Sultane waren Söhne von Sklavinnen, die von jenen seit Iahrhunderten verprügelten Rassen abstammen. Daß die gepeitschten Instinkte einer solchen Rasse dann auf dem Thron in die wüsteste Grausamkeit umschlagen, ist begreiflich.

Es war nicht nur der sinnliche Charakter seines Volkes, der Mohammed veranlaßt hat, die Polygamie zu erlauben; er sah darin vielmehr einen Hauptfaktor für die Machtentwickelung seiner Rasse. Materielle Sorgen gab es in der ersten Zeit des Islam nicht, da die siegreichen Waffen immer wieder neue Quellen in den eroberten Ländern erschlossen, so daß jeder Muselmann als solcher aus öffentlichen Mitteln dotirt werden konnte. Viel schwieriger war die Frage, ob die arabische Rasse zahlreich genug bleiben würde, um die Welteroberung im Namen Allahs zu vollenden. Nichts wäre unter den Umständen des frühen Islam unsinniger gewesen, als die natürliche Quelle der Fruchtbarkeit durch die Monogamie zu verengen.

Aber nicht nur vermehrend, sondern auch verschönernd hat die Polygamie im Orient gewirkt, indem sie naturgemäß die gefündesten und schönsten Frauen bevorzugte. Da konnte sich der unserem Em-

pfinden zunächst unbegreifliche Brauch einführen, daß der Bräutigam
die Braut nicht vor der Hochzeit zu sehen bekommt, daß ihm vielmehr
von seinen weiblichen Verwandten nach Erwägung sozialer und ma-
terieller Umstände das schönste und gefündeste Weib, das zu finden
ist, ausgesucht wird. Seit dem neuen Regime Pflegt in der Türkei der
Bräutigam seine Braut aus der Photographie zu kennen. Gewiß ist,
daß der orientalische Bräutigam, der seine Braut nie gesehen hat, über
ihre Körperlichkeit mehr weiß als, in der Regel, der europäische, denn
sie ist bei der Ungenirtheit des orientalischen Frauenlebens in ihrem
Harem von der Mutter, den Schwestern und Tanten des jungen Man»
nes in allen erdenklichen Situationen genau beobachtet worden. lieber
Gestalt, Farben und den Duft seiner künftigen Frau weiß der moham-
mcdanische Bräutigam mehr als der europäische. Es ist ganz klar, daß
die seelischen, individuellen Eigenschaften bei dieser Wahl keine B«»
rücksichtigung finden. Uns aber sind diese Momente fast wichtiger ge-
worden als die Körperlichkeit; ja, es wird heute für eine Untugend
des Mannes erklärt, wenn er zu sehr auf das Aeußere sieht. Wir be-
zahlen diese psychologische und moralische Verfeinerung allerdings
mit einem sehr hohen Preis. Häßlichkeit und körperliches Leiden sind
in unseren Kulturzonen fast das Gewöhnliche geworden; Gesundheit
und Anmuth dagegen zeichnen eine (nicht ganz kleine) Minderheit
aus. Nicht als ob Geistigkeit unbedingt häßlich und krank machen
müßte! Da, wo sie zur wahrhaft harmonischen Beherrschung des Da-
seins kommt, bringt sie sogar eine hohe Schönheit hervor, die der pri-
mitiven Natur nicht gegeben ist. Die breiten Massen jedoch und be-
sonders die gebildeten Mittelstände, die der Geist berührt, werden da-
durch zunächst in quälende, von Generation zu Generation vererbte
Konflikte zwischen Natur und Geist getrieben, welche die schöne Un-
befangenheit primitiver Völker durch Gewissensqualen und innere
Unrast vernichten. Die Triebe werden weder erfüllt noch gebändigt.
Sie schwären in ekler Mißbildung oder sie brechen in zügelloser Häß-
lichkeit hervor. Reue und Zerknirschung, Bitterkeit und Ressentiment
sind die charakteristischen Seelenzustände der Mühsäligen in unserer
geistigen und moralischen Kultur.

Daß Schönheit und Gesundheit bei dem orientalischen Regime
blühen, beweist die heutige Türkei. Andererseits aber glaube ich, die
kümmerliche Nüchternheit ihrer Kultur dadurch erklären zu dürfen,
daß der unschätzbare geistige und seelische Einfluß anmuthiger und
kluger Frauen auf die Männer in Haus und Gesellschaft vollkommen
fehlt. Von Dem, was uns die Mutter, die Schwester, die Freundin,
die Geliebte und vor Allem eine uns verstehende Gattin zu geben ver-
mag, wissen sie nichts, da von ihnen in der Frau nicht nur Launen
und arrogante Intellektualansprüche, sondern auch die Entfaltung
ihrer echten, natürlichen Klugheit und Kraft verhindern wird.

Oskar A. H. Schmitz.

Chinesen.
in solches Sammelsurium von Empfindlichkeiten, Geheimniß-
thuerei, Versteckenspiel, Heuchelei, Habgier und wohlwollender
Gesinnung wie bei den Vorbereitungen für die große chinesische An-
leihe, die «Kivsss ^ovsrurvsnt rsorAaMLstiov losn, ist kaum je dagewesen.
Ein Schauspiel für Götter. Die Republik der Mitte sagt: „Ich will
nicht so viel Geld haben, wie mir die Mächte aufdrängen"; die sechs
Nationen erklären: „Wir geben Dir nur dann Geld, wenn Du uns
ausreichende Sicherheit bietest". Dabei handelt sichs um den netten
Betrag von 1200 Millionen Mark; mit dem wird jonglirt, als sei es
ein Zinnteller. Nach Monate langem Feilschen war zunächst unter
den sechs Großmächten (Deutschland, Britanien, Frankreich, Vereinigte
Staaten, Rußland und Iapan) ein Abkommen vereinbart worden.
Das wurde von Amtes wegen veröffentlicht. Wichtiger als diese Be-
stätigung war ein Kommentar, der feststellte: im Februar 1912 habe
die neue chinesische Regirung die Bankgruppen um finanzielle Unter-
stützung ersucht, die in der Gestalt von Vorschüssen gewährt und aus
den ersten Zahlungen für die „Reorganisationanleihe" gedeckt werden
solle; die chinesische Regirung habe 60 Millionen L verlangt und nach
langem Zögern eine genügende Garantie gegeben. Das Dokument,
das die volle Einigkeit aller Betheiligten verkündete, erschien am zwei-
uudzwanzigsten Iuni. Gleich danach aber kam via London aus Peking
eine Meldung, die Alles, was in der offiziellen Erklärung der sechs
Mächte gesagt war, auf den Kopf stellte. China denke nicht daran, 60
Millionen L aufzunehmen; es brauche nur 10 Millionen. Die Ban-
ken haben auf dem großen Betrag bestanden und gefordert, daß die chi-
nesische Regirung sich verpflichte, in den nächsten sechs Iahren nur bei
dem Sechstett zu pumpen. Durch die europäischen Geldleute sei ver-
hindert worden, daß sich die chinesische Regirung zwei ansehnliche Gut-
haben in London (7 Millionen L) telegraphisch überweisen ließ. Das
sollte in Peking die Verlegenheiten steigern und die Kontrahenten ge-
fügig machen. Nur England wurde von dem Verdacht übler Möchlerei
ausgenommen und ihm die Absicht zugeschrieben, die Maschen des
Wucherernetzes zu zerreißen, um dem neuen chinesischen Staatswesen
die Freiheit der Entwickelung zu verschaffen. Wo aber blieb die ge-
rühmte sotsnts «orails? Zwölf Tage nach dem ersten war ein zweites
Sendschreiben an die „Oeffentliche Meinung" nöthig, weil sich seit der
ersten Kundgebung das Gerücht verbreitet hatte, die chinesischen Au-
guren hätten die Verhandlungen mit den bsnksrs abgebrochen. Dies-
mal marschirten und proklamirten die Nationen getrennt.
Deutschland sagt: „Die Verhandlungen mit der chinesischen Re-
girung hatten kaum begonnen, konnten also noch nicht abgebrochen
werden. Die Banken hatten ihr Geld nicht aufgedrängt, sondern waren
von den Chinesen darum ersucht worden. Von Anschlägen gegen die

Unabhängigkeit Chinas kann nicht die Rede sein. Die sechs Mächte wollen den wirtschaftlichen Kredit der neuen Republik sichern, um sich in ihren eigenen geschäftlichen Beziehungen zu schützen. Daß die Banken für eine Summe von 1200 Millionen genügende Sicherheit haben wollen, kann ihnen Niemand verdenken." Wichtig ist, daß die deutsche Partei politische Ambitionen nicht nur für sich, sondern auch für die Sozien (Rußland und Iapan?) ablehnt, aber den Betrag von 1200 Millionen als gegebene Größe festhält und die Einsetzung einer euro» päischen Kontrole, ähnlich der Seezollverwaltung, über die dem Dienst des neuen Anlehens zu verpfändenden Einnahmen (Salzmonopol) fordert. China erklärt (nach Meldungen aus Paris und London): „Die Behauptung, die chinesische Regirung habe 6V Millionen L gefordert, ist unwahr. Verlangt wurden und werden nur 10 Millionen. Die Mächte dürfen dem chinesischen Staat nicht Bedingungen auferlegen, die den Stolz des Volkes verletzen. Wenn China sich unter die Aufsicht der europäischen Banken stellt, ist eine Revolution, die schlimmer sein wird als die von unvermeidlich. " Daneben entstand eine Diskussion zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Die österreichische Finanz hat keinen ersten Platz in dem großen Konsortium erlangt und mußte sich mit einer Unterbetheiligung begnügen. Da sie der chinesischen Regirung mehrmals Vorschüsse gegeben hat, war ihr Wunsch, in den Mächtebund aufgenommen zu werden, und ihr Aerger über die Ablehnung berechtigt. Man soll einer wirthschaftlich leistungfähigen Nation nicht wehren, was andere Länder sich selbst zugesprochen haben; und der Umstand, daß Oesterreich-Ungarn erst in jüngster Zeit aktive Wirthschaftpolitik im Reich der Mitte treibt (eine österreichisch-chinesische Bank soll nächstens, wie man erzählt, gegründet werden), ist kein Grund, ihm den Eintritt in den Sozietätbereich zu weigern.

Was ist nun Wahrheit? Daß die große Anleihe noch in der Schwebe ist; daß China Geld braucht; und daß jede der betheiligten Mächte das Geschäft am Liebsten ganz für sich hätte. Die Währunganleihe vom April 1911,die vonden vierStammhaltern(England,Deut» sches Reich, Frankreich, Vereinigte Staaten) abgeschlossen wurde, blieb auf dem Papier. Die Revolution sperrte den Weg, der von den leeren Kassen des Staates nach den Tresors der europäischen Banken führen sollte. Seit den letzten Eisenbahnanleihen hat China mit Vorschüssen fortgewurstelt. Diese Gelegenheitgeschäfte sind als störende Intermezzi für das Werk der Milliardenanleihe empfunden worden, obwohl man zugeben mußte, daß ein Nothstand vorhanden war. Aus Oesterreich kamen die Skoda-Anleihen, die von Banken, gemeinsam mit der bekannten Geschütz- und Munitionfabrik, den Skodawerken, gegeben wurden; rund 1>/s Millionen L. Dafür verpflichtete China sich, Kriegsmaterial in Oesterreich zu bestellen. Eine Anleihe von der Firma Friedrich Krupp in Essen und dem Bankhaus Delbrück, Schickler « Co. hat der Kanonenfirma Aufträge für 2 Millionen Mark gebracht. Der Rest des Darlehens (4 Millionen) wurde an die Provinzialregirung

bar ausgezahlt, Hier, wie bei den Skodageschäften, war der Partner
nicht die Centralregirung, sondern ein Provinzialgouverneur. Das
dritte Sondergeschäft (5 Millionen Mark) wurde von der deutschen
Firma Diederichsen S Co., die in China die Rheinische Metallwaaren-
fabrik vertritt, mit der englischen Chamber of Commerce gemacht.
Gegenleistung: die Bestellung von Artilleriematerial. Also überall
die typischen Kennzeichen der Geldgeschäfte mit dem chinesischen Reich:
g« ut Ses. Das entzopfte Reich hat Reize, bedroht Den, der mit ihm Ge-
schäfte machen will, aber auch mit Gefahren. Deshalb werden Gegen-
leistungen verlangt. Kompensationen, wie der Diplomat sagt. Und
weil das große Geldgeschäft sich wie eine ewige Krankheit fortschleppte
und allzu sacht von Ort zu Ort rückte, machten kleinere Leute auf eigene
Faust die Geschäfte, zu denen ihr Athem ausreichte. Doch allmählich
wurden die Großen ungeduldig und fingen an, sich zu rühren.
China hat nie zuvor die Chance eines so riesigen Finanzgeschäf-
tes geboten wie seit der Revolution. In der letzten Zeit des Kaiser-
reiches stand die Reform der Währung auf dem Programm. Wäre die
Politik nicht täppisch in das feine Gewebe der Geldleute gefahren, dann
hätte die wirtschaftliche Tradition, die von England, Deutschland und
Frankreich gepflegt wurde, gesiegt; und die Russen und Iapaner wä-
ren auf die territoriale Eroberung beschränkt geblieben. Nun sind sie
Mitglieder des Syndikats und müssen für ihre Betheiligung einen
„stillen Gesellschafter" suchen; denn aus eigenen Mitteln könnten sie
ihre Quoten nicht aufbringen. Diese „Teilhaberschaft" ist unter den
Sonderbarkeiten des chinesischen Geldhandels eine der amusantesten
Das Geld, das man Einem als Darlehen giebt, muß man sich erst an-
derswo pumpen. Dabei haben sich Rußland und Iapan bitten lassen,
ehe sie sich an dem Anleihekonzert betheiligten. Man erfüllte ihre
Sonderwünsche (Mandschurei und Mongolei) nur, um die lieben Kol-
legen nicht im Orchester zu missen. Und am Ende kommts dahin, daß
das alte Syndikat den beiden neu geworbenen Mitgliedern noch die
politischen Eroberungen bezahlt. Igtest novslt? von 1912.
Nicht ganz unwichtig aber scheint die Frage, wie es mit der
Sicherheit der chinesischen Staatspapiere steht; denn die neuen „Chi-
nesen" würden nicht unveräußerlicher Besitz der Banken bleiben, son-
dern sehr bald „Gemeingut des Volkes" werden. Die Zinsen der alten
Anleihen sind pünktlich bezahlt worden. Die Revolution hat den
Werth der Coupons nicht verringert, obwohl, wie einst für Rußland,
der Staatsbankerot vorausgesagt worden war. In diesem Fall klang
die Prophezeiung nicht so unglaubhaft; denn die letzten Finanzkunst-
stücke der kaiserlichen Regirung (Zwangsanleihe bei den Beamten und
gewaltsame Reduzirung der Gehälter) waren Zeichen äußerster Ver-
legenheit. Aber Alles ging glatt; und heute könnte die gelbe Republik
in Geld schwimmen, wenn es die Weisheit ihrer Diktatoren und das
„Solidaritätgefühl" der sechs Nationen zuließe. Der Kurs der chine-
sischen Staatspapiere hat keine ärgeren Risse als der Börsenpreis

deutscher Hypothekenpfandbriefe; sicher hat das Publikum an ihnen
nicht mehr Geld verloren. Damit ist freilich die Sicherheit der alten
und neuen Renten nicht für alle Zeit verbürgt. Die europäische Verwaltung der Seezölle ist die wesentliche Bürgschaft für die „Chinesen";
ohne Oberaufsicht ist ein zuverlässiger Zinsendienst nicht gesichert. Aber
die Erträge der Seezölle sind nicht groß genug, um außer der alten
Staatsschuld von 26M Millionen Mark noch eine neue Riesenanleihe
von 1200 Millionen zu decken. Die Mächte haben sich deshalb nach anderen Einkünften umgesehen. Das einzige greifbare Pfand ist das
Salzmonopol. Chinesisches »Salz ist beinahe so kostbar wie attisches,
obwohl das Meerwasser diese Würze in ungeheuren Mengen liefert.
Aber die Siedereien der Salzkreise (jeder Distrikt versorgt einen bestimmten Theil des Reiches) stehen unter der Obhut von staatlichen
„Generalpächtern", die, mit ihrem Anhang, so viel Gold aus dem Salz
gewinnen, daß die Millionen Konsumenten gesalzene Preise zahlen müssen, um nicht ohne Salz zu bleiben. Die Thatsache, daß Salz
das am Höchsten besteuerte Produkt im chinesischen Reich ist, hat eine
für die Geldgeschäfte des Staates sehr brauchbare Garantiereserve geschaffen. Die Furcht vor einer Kränkung der heiligsten Gefühle des
gelben Mannes durch eine europäische Verwaltung des Salzes hat
also triftige Gründe. Dem Volk könnte es nur lieb sein, wenn fremde
Aufsicht allzu reichliche Ausbeutung des Monopols hinderte; aber die
Beamten würden ungern die ihnen so liebe Gewohnheit des Salzsiedens aufgeben. Rio« illse lserimss. Wer geht gern vom vollen Trog?
Das chinesische Staatswesen ist noch heute ein unfertiges Gebild.
Keiner weiß, ob die republikanische Regirung sich halten und ob es
gelingen wird, das ganze Reich einer Centralgewalt unterzuordnen.
Wer mit dem neuen China Geschäfte macht, hat also ein Risiko auf
sich zu nehmen; und die europäischen Finanzkonsortien würden sich
nach neuen Geschäften nicht so eifrig drängen, wenn sie nicht alte Beziehungen und Interessen zu schützen hätten. Daß die Liebe zu den
gelbhäutigen Brüdern und Schwestern nicht das stärkste Motiv im
Handeln der Geldmänner ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Banken sind keine Missionanstalten; und die wirthschaftliche „Hebung" der
Republik soll für jeden Konsortialen ein gutes Geschäft werden. Idealisten sind nur die Pankees. Der amerikanische Gesandte in Peking hat
dem chinesischen Finanzminister erklärt, daß er nicht begreife, warum
China auch nur einen Cent im Ausland borgen wolle. Bis zu solchem
Gipfel der Selbstlosigkeit hat sich keine andere Nation verstiegen. Alle
meinen, daß China Geld braucht; nur der Dollarmann denkt anders.
Vielleicht sieht er die chinesische Republik schon im Bereich der Monroedoktrin.und betrachtet deshalb New Vork von Peking aus als Inland. Der heißeste Wunsch der Vereinigten Staaten ist ja, in China der
Staatsbankier (ohne Konkurrenz) zu werden. Ob Onkel Sam die Fünf,
die nicht dumm sind, so bald überrennen kann? Abwarten. Ladon.

## Schutz der Deutschen im Ausland.

ie laut werdenden Klagen lassen keinen Zweifel darüber, daß
der Schutz der Deutschen im Ausland oft unzulänglich ist; sich
mit deni nicht vergleichen läßt, den die anderen Nationen Angehört
gen genießen. Früher wußte mans nicht anders und fügte sich resig-
nirt in sein Schicksal. Nach 1870 glaubte man, Ansprüche machen zu
dürfen, und wurde unzufrieden. Ietzt mehrt sich diese Unzufriedenheit
in dem selben Verhältniß, wie die Hoffnung auf Reichsschutz von höch-
ster Stelle mit dem Hinweis auf unsere „Zukunft auf dem Wasser" ge-
stärkt wird. Mancher ist im Vertrauen auf diesen Reichsschutz über
den Ozean gegangen und hat dann böse Erfahrungen gemacht, wenn er
sich vertrauensvoll an die Vertreter des Deutschen Reiches wandte.
Denen werden zwei ganz bestimmte Vorwürfe gemacht: allzu de-
müthiges Gebahren gegenüber den Machthabern der Reiche, vor de-
nen sie Deutschland vertreten sollen; und allzu hochmüthiges Gebüh-
ren gegenüber ihren Landsleuten. Der erste dieser beiden Vorwürfe
soll hier nicht eingehend erörtert werden. Er gehört mehr der Erörte-
rung allgemein politischer Thätigkeit an und seine Wirkung kommt
dem deutschen Staatsbürger erst mittelbar ins Bewußtsein. Immer-
hin sollten doch gewisse Aeußerlichkeiten vermieden werden, die geeig-
net sind, das deutsche Selbstgefühl zu verletzen. Hat ein, Deutscher lange
in einer füdamerikanischen Republik gelebt, so weiß er ganz genau,
weß Geistes Kinder dort die meisten Excellenzen sind, und schätzt sie
im Vergleich mit heimathlicher Bildung und Gediegenheit sehr gering
ein, so bestechend auch ihr Aeußeres, ihr korrektes gesellschaftliches Be-
nehmen sein mag. Darum ärgert er sich, wenn er sieht, daß die Fran-
zo>en, Spanier, Engländer und Italiener im Vorzimmer des Präsi-
denten ungezwungen ihre Cigarette rauchen und sich in ihrem Tropen-
hausanzug behaglich fühlen, während der Deutsche, den Chlinder in
der Hand, mit geschlossenen Hacken Reserveoffiziersverbeugungen zum
Besten giebt. Gewiß wird mit der Zeit auch der deutsche Diplomat sich
abschleifen und anpassen; aber dann wird er versetzt und ein anderer
kommt, der wiederum mit seinen militärischen Gepflogenheiten An-
stoß erregt. Warum wechselt man so oft, warum läßt man dort nicht
Leute, die genau Bescheid wissen und sich nicht von Glanz und Titeln
verblüffen lassen? Oft zum Nachtheil deutscher Interessen.

Die Haltung deutscher Diplomaten gegenüber ihren Landsleuten
kann natürlich noch mehr ärgern und verletzen. Und man muß wirk-
lich sagen, die Herren Konsuln lassen in dieser Hinsicht oft sehr, sehr
viel zu wünschen übrig. Der frühere Herr Assessor wittert jenseits vom
Ozean im deutschen Landsmann sofort eine verkrachte Existenz, Manche
Erfahrung mag als Entschuldigung oder doch als Milderungsgrund
dafür gelten, daß diese Herren bei der ersten Bekanntschaft mißtrauisch
sind; verhängnißvoll und betrübend aber ist, daß sie meist in jedem
Hilfesucher einen Querulanten erblicken und vor allen Dingen festzu-

stellen suchen, ob nicht dem deutschen Landsmann selber eine Schuld nachgewiesen werden könne; dann brauchte man sich ja nicht bei der fremden Regirung mißliebig zu machen.
Nur zu oft macht sich, auch wenn die ansässigen Deutschen zum größten Theil achtbare Leute sind, der leidige Standesdünkel geltend; der Herr Regirungassessor und Oberlieutenant d. R. kann unter den titel-, rang- und ordenlosen Landsleuten keinen rechten Anschluß finden und fühlt sich aus Lebensgewohnheit im Kreis des exotischen Beamtenthumes so behaglich, als wäre es seine eigentliche Interessensphäre. Damit ist die Schranke aufgerichtet und der Verkehr wird kühl.
Gewiß gehört der größere Theil der Auslandsdeutschen, wenigstens, wo sie in Masse zu finden sind, der arbeitenden Klasse an; denn die „feine" Gesellschaft geht nur zum Vergnügen auf Reisen. Aber dann sind auch die Konsulate eben dieser größeren Massen wegen da, die unter Umständen ihren Schutz anzurufen gezwungen sind, und nicht nur dazu, den exportirenden Inlandsdeutschen saubere Berichte über den Handelszustand einzusenden.
Und dieser Schutz ist den meisten überseeischen Völkern gegenüber wirklich nicht so schwer zu gewähren und wirksam zu machen; der dazu nöthige Einfluß des Konsuls hängt ja nur davon ab, wie er selbst sich hält, welches Ansehen er sich und dem von ihm vertretenen Lande zu geben versteht. Dazu gehört aber Erfahrung und Takt. Beides kann er nur durch längeren Aufenthalt erwerben. Unsere Diplomaten werden aber viel zu oft versetzt; es ist, als schickte man sie nur zu ihrer Ausbildung und Unterhaltung ins Ausland. Ehe sie richtig wegbekommen haben, wie in Valparaiso die tropischen Excellenzen zu behandeln sind, versetzt man sie nach Konstantinopel und von da, noch bevor sie ganz warm geworden sind, nach Bahia, so daß sie nie und nirgends das sichere Selbstbewußtsein erlangen, das den Vertretern anderer Länder ihre Aufgabe so sehr erleichtert. Ein junger Assessor braucht Iahre, um die berliner Alluren abzustreifen, die ihm im Ausland so hinderlich sind, und dennoch läßt man ihm nirgends die nöthige Zeit, sich einzugewöhnen. Wenn dann noch Direktiven und Beispiel von oben kommen, so ist es ganz erklärlich, daß der Vertreter des Deutschen Reiches allen Differenzen mit der Landesregirung ängstlich und sorgsam aus dem Wege zeht. Besonders gern, wenn es sich darum handelt, einem im Privatleben über die Achsel angesehenen Landsmann zu seinem Recht zu verhelfen.
Mir werden Alle zustimmen, die Gelegenheit hatten, den tiefen Eindruck zu sehen, den rechtzeitiges, energisches Auftreten eines Konsuis oder Gesandten bewirkte. Man braucht dabei gar nicht an die italienische Flottendemonstration vor Rio de Ianeiro zu denken; gar nicht an das Vorgehen des französischen Konsuls in Marokko (Fall Dr. Mauchamp) und in Smyrna, wo es sich um eine Bagatelle handelte. Bei ernsterem Anlaß haben unsere Vertreter sich schwach gezeigt. Vor mehreren Iahren ward in einem südamerikanischen Staat

während eines Putsches die Plantage eines Deutschen von den Regirungtruppen vollständig ausgeraubt, all sein Eigenthum, Pferde, Rinder, Waffen, Sättel, Lebensmittel, Kleider, Alles gewaltsam fortgenommen, von den mit ihm ins Land gekommenen Arbeitern wurden vier Mann in bestialischer Weise mit Buschmessern zu Tode gehackt und die übrigen gewaltsam in die Polizeitruppe gesteckt. Der Präsident des Staates rieth dem Geplünderten höhnisch, sich sein Recht zu suchen, wo er wolle und könne, der Generalkonsul schnauzte ihn barsch an und fragte wegwerfend, was er in solchen wilden Ländern zu suchen habe, der Gesandte rieth ihm sehr höflich, sich an das Auswärtige Amt in Berlin zu wenden, und schließlich stellte man ihm in der Wilhelm« straße anheim, die Regirung des Staates, in dem er wohnte, vor dem Civilgericht zu verklagen. Das war Alles. Und dabei haben die Leute dort drüben die abenteuerlichste Vorstellung von der Macht des Deutschen Kaisers. Den selben Mann haben vor seiner Vertreibung die Nachbarn gefragt, wen der Kaiser nach Leo dem Dreizehnten zum Papst machen werde. Um so lächerlicher wirkt Zaghaftigkeit auf diese halb Civilisirten, von denen man täglich die Ansicht hören kann, daß es gefahrlos sei, Deutschland mit Nasenstübern zu traktiren.

Und manchmal sind es gerade die Reichsvertreter, die daheim «ine üble Meinung über die Auslandsdeutschen verbreiten. Muß es nicht wie kindische Albernheit anmuthen, wenn soignirte Herren, die den größten Theil ihrer Zeit auch im Ausland im Genuß aristokratischer Vergnügungen hinbringen, ihrem mittellosen Landsmann, der in der bittersterl Noth um das Dasein kämpft, verächtliche Gesinnunglosigkeit vorwerfen, weil er, von Gesandtschaft und Konsulat seines Vaterlandes im Stich gelassen, dem Haß und der Verfolgung der Eingeborenen dadurch zu entgehen hofft, daß er so wenig wie möglich mit seinem von den Herren Attaches und Röthen lächerlich gemachten Deutschthum prahlt? Diese Herren können sich nicht in die Seele eines solchen Mannes hineindenken, der, im vollen Besitz der Reichsangehörigkeit, verlassen und rathlos dasteht und sehen muß, wie ein anderer Deut» scher, der sich naturalisiren ließ, eine Brasilianerin heirathete, seine Kinder nur die portugiesische Sprache erlernen ließ und sich immer politisch gutgesinnt zeigte, sorglos und behaglich im Wohlstand lebt.

Im Mutterland hat man in letzter Zeit große Hoffnungen an die Abänderung des Gesetzes geknüpft, die den Auslandsdeutschen die Beibehaltung der Reichszugehörigkeit erleichtern sollte. Den guten Willen muß man freudig begrüßen; aber das Wichtigste wäre, allen im Ausland lebenden Deutschen den Werth der Reichsangehörigkeit deutlich zu zeigen. Das kann kein Gesetzgeber. Das kann nur das Auswärtige Amt durch die Gesandten und Konsuln. Die müssen allen persönlichen Dünkel fahren lassen und das Vertrauen ihrer Landsleute zu gewinnen suchen, müssen den aufrichtigen Willen haben, mit Muth und Entschlossenheit für die Sicherheit und das Recht ihrer Schutzbefohlenen einzutreten, müssen sich im Ausland Respekt verschaffen.

Hamburg. Kapitän Ierrmann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G, m. b. ß. in Berlin.

tt IN2.
Die Zukunft. —
Fr. 4!.
auf v^ssensckaktlicker
Die tatsächlich beste Methode
zur Stärkung der Kopfhaut
und Kräftigung der gaare.
?reis pro klsscke 2 ^Ilr.

»ZI »erlw V.. ««t«tr.22
^?I^KKK ^ K^UUHK »Kader ?nul « terms »
?omp»6«ur ^
Vornedrnstel Unter»
nsl tu»s» »Ilestsnrsnt
. - in »erlin W. - -
^intie ls^reis kür Osmen unci Zerren VI. 12-öl)
^uxu5»^uskü»runT ^. 16.50
^1

IKesler- ullä VerglllIMgL-iulelgev
Ziletropol-bester.
8 DKr «denäs
8 VKr sbevcis

»IM
PKsotsst. - musiksl, ^«inöcli« in 3 ^Kte».
voter 6en I^inclen 4ö
VorveKme8 Läse öerke5illelli
Wliiliölei.
KKiiiilllliiiz
>,»iu In» I»
>>>,. lu e lid» t«
»1,>, In,x««, kk«»:
» I!>» >, >,«!, >/,
^ >,!,», knllt«,
, ittiiii, <»n>> tsildii», 1»!« >»' ,,ies <»ril

Orsscleusrstr. 72/73. — ?sl.i ^vat I
«ovitätl
, s«>cl"'n»»lll V»» ^»s» «lodert. ^"
?sg!i«K Keunions.
L»lld»us „rieilerm»u8", Himburg.
30
Ä>1s "rags AÜltiA >1K, 5.—
bei X, >VsrtK«iu,^ Invaliclsri-

24. Ausstellung clei*
5ecession
«urlurLtevllsmm 80S/8llg.
kintri« 1 «»rk
jskls» inklustriellen und oommeriieilen Setriebes lst nur
6»nn gesickert, «enn clie tteotienmssonine
susgieblg von lnn, bsnutil «irä. Kstslog u. Vortünrung
Kostenlos und unverbincllion «iuron «li» sssbriksnten
L.4S,puttksms5str.1S. I'sl.l.üt?«« '7S43

Vereml^uliss ckerKunsttreuocke
^6. O, ?r-iti,cK
uu<I kotsäsmer Strsöe 23
57

v. S. p-r»ni» >Uer llullursls»lsn,
0»men. 6is sied im üorselt unbequem kUKIen. »,cK zder
ele^iut, mo6esereedt uu6 6oed -d8»Iut gesuu6 KIsi<Isn
vollen, trugen ,,«,I«irK". Sekortiges VoKIdekiu6en
tZrössts l^eicdtigKeil u, lZsqnemI,cdKsii. Lew ttocdmtscnsn,
VeriuAl. Hslt im IZilcKe-. klillllrl. <Zsrs6ed»>tsr, Völli« I
Irele ^lmuug tm6 Lsvegnng, LlsUüute, sedlunKs ?jgur,
rur Ze6«, Sport^eelgne^rilr le^sn6e un6 Korpulente I
—»>i»st»-I»» v»- ^taliulrl,- v. m- d- lt., vonu^^
?»KriK un6 VerKsukssteUe, So«- -. KKein, ?ernspreolier Kr, 3SS,
Xslssiris Lpe^isIgeseKskt: pr-nlcki»rt-,I« ,LrosseLvuKenKsimerstrl?,k'ernspr.?sr,9lS4.
X-I»siris Spe?.i-IzeseKKkti »er»- W, b2, XIsiststr. 2S. r»rn8ur»eKer S^, ISI7Z.
Xslusiri» SpeiisIseseKskti v»r»n S^V, l?, I^eip^igerstr. 71/72. ^ernspreeKer I, SSM.
<Siedengebiree>
kür
iMMkritiille
Oie !UN scdSnsten eelezene un6 »m voll-
Kommensten eineericntete lieutscne I.ungen»
deilsnstalt. — Sommer un6 V/inter gle,cti-
müssig 8»te UrkoliZe — HvgicniscK-Äiztetiscne
rleilmetKmie. InclividueUe l'uderliulmKuren, «^»«»««^«^^^^^»»«»»
^«iii, SK6er. I.uktds<I, IZöntZen>l-binett.
^nlkizunz un6 VeiterkuKrung 6« Künstlicnen pneumotKorux in geeigneten Wüllen.
^er«e: ?rok, Or. Kleissen nno! Or, k^. Lsi^msnn. — ^usküKrlicne ProspeKte
aurcK äiese ocler <IureK clie Verwaltung, Post: rlonennonnek », IZK.

Ar. 41.
VIe ZuKiinN.
18. Juli I9IS.
Nester- unä Vergvllguiig8 illieigen

Nsr Wsüea ««ist
poroelsiae
« SM SsnnKoi friöltsivksli'sss«
»ülttklillls-
kkiilliillsiliiieii
prunkvolle
kiz-Sllllett
geök
vsmen Abteilung
Mein« lkeater.
Ues Krü zmer tM.
»ei mik Sek gsörnüi »MM.
Ilek IliivemIiWll!.

ist M
Oss kZsinigungsvsi'fsKrsn sriilslt suf clsr
lZpssrlnsi' /gi sn s »^usstsllung ISN
clis goläsns IVksclsills.
ln visr Wootisn tllnrtsn llbsr 2000 Qs»
»«näits lZi»«ss Ssi'lins ciisss lVlsrKs sin.
^Oiisnnss Qsi'Olcl, Sellin
l.Utziovvsti'ssss 94 unci Untsi' clsn l.inctsn 24.

Sanatorium
IUr tterilelcien, XcI»r»verK»IKu»I;, V«r<i«uuvizs» "»«I Xieren»
Kr»nlcn«Iten, prsuenlelclea, k^ettsuekt, luekermkr, K»t»rrde,
IZdeum», ^stdm», wervS»« nocl LrdolungsdecttZi-ttlge.
DiäU»«K« ^nstslt >F »,»»»«,» AA«, I ^ AI « „ » rUr »Iis pKx»iK»Ii«K«o
mit neuerdvutem « » IT»«»^««»«» NeilmstKo^eo in
^ tt« Lettes Xevtr»IKeiiß,,»Ie^tr I^eKt,r^rstuKl ^
rage.
kriettnlk-lkliikltorlulll
«so m Ii. I».
Eröffnet lyl l. I^ür innere un6 I^ervenlcranke. PKvgiksl. 6!ät. tteilverkakren.
<Z»N2jäKrls geöktnet.
LKefai-it 8anität85at Di-. Kullolf ttalseksk.
^VlaSen- rmd Darm-

. Wrkuiigen.
einer »Wkur:
Die susseror-
clentlick wick-
tige und folgen»
sckvere liieren»
srbeit vircl erleicktert uncl angeregt, die Oviinder, veleKe die
I^ierenlcsnälcKen verstopfen, Verden Kersusgespült, der Liweiss«
gekslt des Hsrns verliert sicK, ReKleinniungen und Atemnot
neknien sb, die übersekiissige Harnsäure, velcke die DrsscKe
allen rlieuinatiscken und gicKtiscKen Leihen ist, vir«! sk-
getrieben. Oriess und Nierensteine geken «Kne besondere
LcKmerzien ab, dss Drücken und Brennen beii» IIrinieren fällt
veg, die Llsse viril gereinigt und der vrin vird Klar. Ls tritt
ein Vi^oKlbeönden ein, velcbes krüker niedt vorbanden vsr.
Direktion cker Ke!»K»rcksquelIe bei^Vilckungen.

?r 41.
Zlle ZuKunst. ——
IS. Juli I91Z.
5piKe
aller mcdiiinischcn Seifen steh:
ohne Jrage die allein echte
Steckenpferd-
Tee r sch,v e fel S e i se
VI» öeMZUn i lo„ s>>I!edklil.
Tieselbe bcseuigt unbedingt alle
Hautunrcinigkeitcn und Hama^s-
schlüge, roie A!iresier,Finncn, Blei-
chen, Gesichtsröle. s St. 50
Werner mscdt äer Cresm „Osää"
rote unä sproäe ttsut in einer
IXscnt veiö und 5ammeNveicn.
lude 50 ?t., üders» ?u Kaden,
SIIsn? per zi. I>e?emder >yii.
Lirim6stuoKe Xonto . . .
Strssseubku Xonto , . .
rlxpotKeKeo?«r6ermigen
Uewinu, u, Verlust X«n!«
pk
I« ZU» 257
7U
S8S134
9«
1421K91
«4
12 WS
SS
I
17SSIS
S1
749 37S
SI
13 «448,1
91
AKtien Lspitäl Xont« ,^ . .
Keservef«nasl!ont«. . . .
I«.
7 00,) 00«
4 7974«
I94,,
1242 802
13044 811Ä1
»««flli.isul»« — »«»»u»v — »»esoe« - I..-IP2.S.
üvelikNle6erl»«,»,»?»» d»^v. Ues<:d-kt»»te»en I-
>K«i».I!^>ueI, L, öürbz?»,^,, öismsrlii.^Itm,, lZured,^I,,(^!i>be»,S.,OnemniK, Oesssu, Lgela
Lideüstoclc, rlilenburg, QisensсK, LisIeKen, ürkurt, I'iiiZtervülae rrz,,Kennsusen >><vtf>i.),
lZür6eleeen, QentK,n, ttülderitsät, tt»»e ». L„ Ilelnisteai, tterskelä, 1IetlsK6t, Ilversgenaken,
Xsmen?, >(><>eke i. Xltm., I^neenssl», I»«mmsKscK, /weissen, Merseburg, ^ünlnsusen i^K.,
I^euKslöensIeben, KorilKlusen, (Zeue^n, Oscnersleden, Ost'rburg i, Osterviecic -. rl.,
perlener^, (Zueälindurz, Kies», Lsi^veclel, Ängernsusen, Scnönedecli ü, rl, LcKöningen i, ör.,
LebniK, donliersnsusen, stencl«>, Aollberg i. H, ^sn^ernütte, 1°sn«rmünae, ^nule s. rl., I^or-
k»u, Ve!m»r, VerniMroäe » H., VittenderS (S«, ttslle), Vittenberze <ö«. ?»ts«ism),
»»-»SKonto pro Zi. IYI,.
s 694 000
—
343i000
7 38g 0V0
4SS8 000
434S 000
37S 000
294 000
2 042 000
312 000
1624 000
9S000
SS0 00«
1
29 9SS
S8
3 S2«
0S
2 180 743
40
39S 048
38
ISS 2S0
42 2S6
9S
19 010
SI
4S8772
10
2K0140
—
34 »SO 703

88
dl.
12000000
K000000
4 000 000
XKti?».
vetrisd VietorisI, Sr, liäseden
Setr, Vieturi- II, Ssulteubers
»»trieb Xrskt I, rdrän» S, ^.
Setried Lrakt II, Oeutien . .
«»trieb Uijrlit^
IZstrisd Sruds?»rS!n-nu . .
IZstried pulsber^
IZstried ?IIrstenberg -,(),, .
Spe<llU»ns-n1.I?i1rstsn1,s -, 0,
^»dlenksliler un6 Uutun'50ll .
Lliro-Invent» cier 2sntru>s .
g^potneken
Lei LsKSrS, dinterl. K»utiou.
ükksKtsu
SstsM^unsei!
34 360 703 ^8
vi» »uk ?S keLt«esetite DiviSsnS» eswugt ,«k«rt in verll» bei Ser veutsede»
»-nk, bei äer veutzedea p-1S»tIn->S»u>c, ^Vildelmstr. 67, nua bei Ser 0e«N,«:d-«t,-
XKtien-üspitsl
4'K?j ige ?ärtiäI»ObIis-tiouea
4i/i?^ ige ?-rtial.0dl>?-t,»llen
6sr -ro 31. «är^ 1912 snk
r^Ionsteuer lisserv» . . . .
2S130«
4S68 7Z8
29000»
100027
1180
S7S76i
60000
4 ISS 238
220 000
4V 00«
1878 467

Ar. 4L — ?ie ZuKunst. — 1». W«»DIM n
Kennen iv
^oppegsrten
DonnerststZ, 6en II. ^suli. nscki». 3 VKr
? Kennen;
Tpenn» Kennen
(pr«i»e IS000 «I.)
klittvock, cken 17. ^uli. nsckl». 3 ilkr
7 Kennen;
II. s.
ninris » Kennen
(I»^ei»« S S00 I« )
. NK. 10.— I
60. II. „ ...
. „ 9-'
. ,, 9.- I
, „ 6.- ,
. ,. 6.- I
. ., 4,- j
. ., 3.-
. „ 1,-

(irunsvfslcl.
7 Hennen;
74«« «.)
prel»« PIA«:
^.ogsn: I. Keine 15 öl.. 2. Reibe 14 öl., 3. KsiKe 13 öl.
I. P>»K: Herren 10 öl.. Damen 6 öl.. Kinder 2 öl.
8s«eIpI»K: Herren 6 öl.. Dörnen 4 öl. l!. plsK: 3 öl.,
Kinder 1 öl. lerrasss: 2 öl., Linder 1 öl. III. PIsK:
1 öl. IV. 0.50 öl.
- WsgenKarte: 10 öl. -
VvrVSrKSU? von Rennbabnbiilets. LissnbaKn5aKr-
Karten und o5n?ie11en Kennorograrnrnen irn „Vsi'KgKi'g»
Sii^o, potsusms^ I>IaK" ((^ate I«stv).
^n ^'edein Renntage verkebren ferner I^uxus- und DeeK-
Krast-Oinnibusse cZer ^llgeinsinen Berliner Ornnibus»
^Otien»(?eLeUsOnaft zviseken^lexandsrolat?, Hallssedern
l'or, Oranienburger l'or nncl Lrandenburger l'or einer-
seit« und der Kennbann andererseits. Daneben v^ird
ein Kra5tornnibusverKedr ^>viseben der KennbaKn und
dein ReiodsKan^lerolat^ sufreebt erkalten.
>

All!

«om. ZU. 2 000 00« — KKtSsn
<ier
„ventsede Su^stsKIKngöl- null ImedioeMM, Akt. Les."
R»0 8IU°Il ,u ie », Il»v —
^1020 «I«Ien^nn«rK»>b «e^?, lenreiKs von I-I0^i unil IgSII »Iltisn «o, A4«
Ksrllii, im ^uni 1912, — ^ , <^ «
Tu kri«6en»Kutte V /8.
Nominal I». isoo ooo Aktien
6es
?u priedenskütte 0./8.
^ ^ «r. 4801-L300 -u js ». 10^0
Leorg kromberg S Do. 8.1.. lällkkbei'gei'.
KM«»IIklilkIelMlMKie
Lerlin Darmstadt kranI^Lurt a.^1.
Ham^urZ
I)Ü88eIäork ttsllea.8. Hannover I^eip^iz AiannKeim
AiüncKen ^ürnbers 8tettin 8trs88durL!. L. ete. ^
stktien - K3pitsl uncl Reserven 192 Millionen /^srk^
central«: Lei^iil, LcninKelpIat? 14
30 OepositenKsssen unä V^ecKselstuben in Serlin un6 Vororten
2kKld»r »n über 2«0« Plätzen bei c». 2000 2»Kl8telIen

Zlle Zukunft.
SerU» — öreme« — rs8en — krsiillkllrt». N. — Lolllloii
?r»nkkart ». v. — llookst ». Zl. — llomdur? v. S. ll-
0tk«»K»oK ». Sl. — ?«t»ä»i» — 1Vie»d»ck«»
Üommon6it'i!lipitlil . . . . m. 200 000 ovo
Reserven runck M. 81 300 000
^VeeKselstuden unck vspositenKsssen In SerUn:
>V, v»ter cke» SS*
V, v»t»r cke» ll.i»ilea II
(vorm. ^ever Oonn)
HV, Potsdamer StrsSe 99, nake
IZülovstrslje
V, ?«tsck«n>«r Str. 129/13«, nske
HicnnornstrsÜe
V. «Iei»t»tra«« 23'. ^cke Lay
reutner LtrsLe
V. »«tistr»»« S3», LcKe öam-
derber LtrslZi-
c. »SniAtrsSe «3 «4
c, S«««»»tK»I«r Strsü« 45, nske
dem ttsckesclien ^isrikt
5, «r»»i«»,«r. 139', nske ^iorik
SV, l.elxriger Str»S» S6, nsde
äpittelmsrkt
SV, »eIIe-AI1ia»ce-Str»g« S',
llcke l'eltover Ltrsüe
SV, Ir»c1l«»,tr»Se 2
»0, liroöe kr»atlfurt«r Str. I0S
(ötrsusberger Plat7.)
«V. ^It-»oadit »3°. rlcke Ore
Klder Straöe
ck»rIott«»d«rA, ^«»eklivstksler Strsüe 2, nske dem LsKnKof
^oologiscker Osrten
„ «»»t,«rä»« 137', Hcke ScKIütersträöe
„ Ii»>»»r<:Il»tr»S» 68*, kicke V^indscKeidstrskZe
„ S»rckenders»tr»S» Illcke SismärcKstr., sm Knie
krieckensn, ««i,er-^IIe« 140', nsne dem KingbannKoK Mimersdorf-
Friedenau
L«rk«r»te»«Zsv»» 163/164*. LcKe LrsndenburgiscKe LtrslZe
kieullöllo, I«rU»er»tr. IS7*, sm ttermsnnpisk
ScK6»ed«r6, KsxeriscKer ?I»tT 9', rlcke OrunevsldstrslZe
Ste^Iiti, ^IdrecKtstrs«« 13«', I^cKe OüppelstrsÜe
Vil>»«ri6»rf, S«Ke»«>IIer»«I»i»i» 193', Lcke ttoKenMllernpIäK.
Vi^ir bringen ^ur LcquemIicKKeit des reisenden Publikums
eur Ausgabe, die okne vorneriges ^vis bei unseren Korrespondenten
i» »U«» 5ür cke» vsnSel»- »»6 V«rsnng«»Ai-»e»»ev«r>I«Kr
in SetrseK« Ilommevckea ?Iät»»n 6«» In- «»6 4n»I»»Ä«,
«lilbar sind.
In unseren nacn den neuesten tecnniscken I^rfakrungen erbauten
vermieten vir stSKIerne ScKrs»Ilkäc»«r (Ssks») in versckiedener
I Orööe und übernenmen ferner ^ur ^ukbevskrung in denselben kür
längere oder Kürzere 2leit v«r»cKI»,,e»» vepot» (Kisten, Kokter usv.)
Die mit einem ' b??eickneten Ok>positenl«ssen besiken FtsKIKummern,

Ar.«.
— Die Zukunft.
1Z. Znll lglS.
^ll»rk»vvt bestes nilsodiilUied«» llittel ?e«»»ekt »06 llbsrilliissiis»
U»,
^t>rs>» pro S«K«>dt«I «,S0 Uli., 3 SoKsodtsw erkorclerllok IZ Nil.
XpotKeli« r » X « «, »»rli» o. S4, Strsttms»u,t^ 41 ?.

prompt un«ß dSIttg
liefert I>I»il«I<»»«K«n »2I«r ^rt Sie
Lucncii'ucKei'ei rZuclolk öenger
«Unrneberg <A»rK)
Lpeiislitltt: Werk«, ^eitsekritte» n»6
örosekvre«, il^»sev»u5IsL«^>
Mer Mer 5tirn.
Xu«2«ge s«s ?eueni»»ev: 1. „IKre OK»-
r»Kter»piegel vor I2?»Kren kllr mied, »ekr
„Äeiue Vissbegier iu döedstem <Zr»6e
erklillt." 3, „Verclient 6»s priuZiKat „Sil.
<lun?«»rdelt". 4, ,^Ve^IeK eine riitseld»kt
v, rgIei«K>,»r lecler Xrt veutuvA," — 20
^»Kre K»n6scKriktI, VKsrsKterDrteile et,,:,
luoiiedst Prospekt.
p. p»u> llede, Xu?,K,»r? I, 2 ?«K.
öslletrlstjNMmMMkt
tli-ögeist-Vv^lag, l.eip?ig13.
^uverlä8siizste u. leickteste
««KS»
5<KrsIdms«Kln«

Zoioi't sicntbsre Zcn>i,t
<Ze«icnt nur 2Vs Kilo
LescnreibunF kostenlos 6urcn
Zcnreibmzscn. Hes. m. b. tt.
Ll I^IIV SVi^. S8
Verknus: I^srKgrsfenzti'. 94

vir6 6sr g,össte leil 6er Ve?« «nrK«Ic-
gelegt. kier<t6e 6esKaIb emplieKIt si«K
6er üsdrauck 6er Oontinental Lumilli-
Ab»s,t^e. ^n?er>ekm «eicker, el»,stiseker
lZsng. LrsvKiitterlivjzen vermiv6ert.
Verlallzen Li« 6s,d«r stet»
Oontinental
SvK«,i:!ms^ Summi«srer,-In6usti'i«
L. m, b rl, Scliwelm i, «,

Berlin, den Ltt. Juli 1912.

Liquidation.

^Ilaturcs.

^ßgypten britisch, Tunesien,Algerien, Marokko französisch: die
weiße Rasse, von der Bonaparte im Exil sagen konnte, sie
habe der Hälfte des Erdkreises ihre Herrschaft aufgezwungen, ist
im neunzehnten Iahrhundert rüstig vorwärts geschrittenund reckt
nun dieHand nach dem letzten Stückislamischen Besitzes am Süd-
rand des Mittelmeeres. Im Sturmschritt sind hier einst, unter
ihren erstenKhalifen.dieAraber vorgedrungen; langsam werden
sie, seit achtzig Iahren, auf dem selben Weg zurückgetrieben. An
den Syrien, wo Sahara und Mittelmeer in Nachbarschaft gc-
nöthigt sind, hatte der Islam sich ein Bleibsel zu wahren gehofft,
noch unter Abb ul Hamid auch getrachtet. Ietzt greift ein weißer
Arm, über dieAdria hinweg, nach dem letzten Iuwel aus dcrZeit
leuchtenden Türkenglanzes. Ueber dem Zollamt von Tripolis,
dem alten Tarabolos-el-Gharo, weht Italiens grünweißrothe
Kriegsflagge und grüßt, als ein Symbol des dritten Rom (dessen
imperiale Zukunft Vincenzo Gioberti in seinem Buch „Del pri.
mato morsle e eivile «ZeZIi Iwliani" vor sieben Iahrzehnten, sammt,
derRolle, diePiemont in dieserStaatsaktion spielen werde, vor-
ausgesagt hat), die Kuppel derRömerkirche und den zuehrendcm
Gedächtniß der Marc Aurel und Lucius Berus errichteten Tri-
umphbogen. Die Stadt schläft nicht, wie mancher andere Ortin der
reAio syttica; aus allenmediterranischenLändernströmtSchachcr-
volk in die Oase, die dieserLeöantinerhafen öffnet, und ein bunter

Haufe europäischer und afrikanischer Produkte wird hier verhökert: Straußenfedern und Elphenbein aus dem Sudan, an der Küste von Griechen gefischte Schwämme, maurische Lederwaare, spärliche Goldstaubreste aus der Sahara, Datteln und Oliven, Honig und Gummi, Silberschmuck und Wolle, Vieh und Getreide aller Sorten und der ganze Stapel derausder Europäermode gedrängten, in den Orient hinübergeschwemmten Geräthe und Kleider. Wüstenland? Die achttausend Meter lange, mindcstenszweitausend Meter breite Oase wird durch die Pumparbeit derNeger so reichlich bewässert, daß sie Weizen, Gerste und Mais, Orangen, Feigen, Pflaumen, Pfirsiche, Citronen und das feinste Gemüse trägt und dem Wohlhabenden das behaglichste Villenleben erlaubt. Die dürftigen Hütten der Schwarzen bergen sich dem Blick; er steht eleganteLandhäuser, erspäht, unterPalmen, manchmal schöne Circassierinnen, die zwischenRosen und Iasmin auf leichten Sohlen sich am Haschspiel ergötzen, undahntdahinterdenverschwiegenetttzaremeinesreichenTürken,denderfremdeEroberer noch nicht von dem lieblichen Gestade heimwärts gescheucht hat. Das Türkenlager, die Zeltstadt, wo, weil Abd ul Hamid die errafften Millionen nicht für Steinkasernen hingeben wollte, zwanzigtausend Mann, Fußvolk, Reiter und Artillerie, hausten, ist längst geräumt oder italischerMannschaft als Wohnort angewiesen worden. Tripolitanien (das Land der drei Städte Oea, Leptis, Sabrata empfing seinen Namen von griechischen Sikelern) galt den Türken stets als eine schlechte Garnison, als das Biribi des Osmanenreiches. DieSoldaten erhieltenzwar gute Waffen, aber abgetragene, verschlissene und geflickte Uniformen und mußten sich, da der Sold fast nie pünktlich gezahlt wurde, in allerlei Handwerk und Frondienst schicken, um den Leib zu nähren. Trotzdem waren sie dem Khalifen treu und in jeder Stunde bereit, mit männlichem Anstand für ihn zu sterben. Der Hauptfeind, den sie zu bekämpfen hatten, war der Wüstenfand, den jederWindstoß auf die Pflanzungen wirbelte. Und neidischmochteihrAugeaufdieKameraden schauen, die, nicht weit von ihnen, in derKyrenaika ein bequemeresDasein hatten. Hinter den weißenMauernvonVenghasiwird das Land fruchtbar und braucht nicht von Menschenhand bewässert noch vor Versandung geschützt zu werden. Hier, auf dem Hochland von Barka, haben im siebenten vorchristlichen Iahr-

Liquidation,
hundert die Dorer aus Thcra die Stadt Kyrene gegründet, Hicr, neben der Quelle, die demAraber bis in unsere Tage dieMutter des Grüns heißt, hat König Battos über ein graeco» libysches Mischvolkgeherrscht;istAristipposundHegesias geboren, die Hedonikerweisheit gepflegt und, nach dem Zusammenbruch des Perlerreiches, die Zyrenaische Pentapolis, der Staat der fünfStädte Kyrene, Apollonia, Ptolemais,Arsinoe, Berenike(Benghasi), geschaffen worden. Hier wuchsenFohlen.die später auf hellenischen Rennplätzen siegten; wuchs einim ganzen Griechenland berühmtes Heilkraut. Und hier, über dem grünen Gebirg, schien, nach Herodots Bericht, dem Libyer der Himmel durchlöchert, weil er gnädigThau undRegen, im Saharabezirk unbekannteWohlthat, spendete. Die rothe Erde ist so dankbar für jede Saat und prangt in so üppigem Pflanzenschmuck, daß frommer Wahn geglaubt hat, auf dem Barkaplateau, demDjebelAkhdar, die Stätte des Hesperidengartens suchen zu dürfen. Doch das Land ist dünn bevölkert und das imMutessarrifliklebendeMenschenhäuflein soträg, daß Benghasis Hafenverkehr ärmlich blieb. In diesem den Europäern günstigen Klima kann Italien, mit seiner großen und tüchtigen Kolonistenschaar, viel leisten. Deshalb hat es die Zumuthung, die Kyrenaika den Türken zurückzugeben, schroff abgelehnt und wird sich nicht leicht auch nur zum Verzicht auf Benghast entschließen. Strategische Erwägung warnt davor; wer im Ostbecken des Mittelmeeres seiner Macht sicher sein will, darf keine Fußbreite von dieser Naturfestung opfern, die, dem Kap Matapan und den dreiSpitzenvonHellasgegenüber.nachKreta und Malta blickt und den Weg nach Suez und Indien bewacht. England kann morgen ausTobruk ein neues Malta oder Bizerta machen. Auch Italien braucht für sein Kolonialreich einen Kriegshafen ersten Ranges; ist Benghast dazu nicht geeignet oder fällt es, unter dem Druck der Großmächte, für ein Weilchen noch an die Türkei zurück, dann werden die Admirale Victor Emanuels den Busen von Bomba empfehlen, dessen Tiefe durch eine Hügelkette vor widrigen Winden geschützt ist und von de n schon Rohlfs gesagt hat, er müsse einesTagesderwichtigsteKriegshafenNordafrikas werden. Gerhart Rohlfs hat freilich auch geschriereu, nur derBe^ sitzer von Tripolitanien, das zehnmal werthvolle? als Tunesien sei, könne den Sudan beherrschen. Kitchener hat bewiese,., iiütz solche

Herrschaft ohne tripolitanischen Stützpunkt erreichbar ist; und
Frankreich würde sich heute, trotz der Freude an der krätellsn^ la-
tina, hüten, tunesisches gegen kyrenaisches Land hinzugeben.
^nciiamo a Iripoli? Seit zehn Iahren, seit Italiens Wirth-
schaft zu erstarken begann, taucht, immer wieder, aus Römerhirncn
die Frage ans Licht. Drüben ist, dicht vor unserer sizilischenThür,
besiedelungfähigesLand; worauf warten wir noch? Ein Lebens-
gesetz scheint die Völker in den Versuch zu drängen, Herren des
ihrer Heimath gegenüberliegenden Bodens zu werden. Hellas
wollte die kyrenaische Pentapolis, wollte einst sogar das Phara-
onenland an sich reißen; der Ehrgeiz der Berbern langte nach
Spanien hinüber; England heischte die französische Nordküste;
von Toulon und Marseille schauten die Enkel derIakobiner gierig
aufAlgeriens helle Pforte; undRom, das Vorbild aller Eroberer-
staaten, hatte nicht geruht, bis seine Adler, die Zeichen seinerHo-
heit, am ganzen Südrand des Mittelmeeres himmelan blinkten.
Sind wn,so fragtezwischenTurinundPalermounterjederFrüh-
lingssonnederNnmuth,nichtmehrwürdig,derAhnenthat nachzu-
eifern, und deshalb verdammt, mitunserem Volksüberfluß fremde
Erde zu düngen? Soll die einzigeFolge unserer nationalenEinung
bleiben, daß England und Frankreich sich als Gebieter am Mittel-
meec verankern und wir nicht einmal die Ostflanke der Adria, die
denVäternnochderGolfvonVenedighieß.als einunseremReichs-
leib zugehöriges Glied regen dürfen? Nein. Das Werk Piemonts
fordert endlich die Krönung. Das Königreich der Savoyer will
ins Imperium wachsen; das neue Rom Weltmacht werden, wie
das alte war. Oft genug ists ihm, seitGiobertisTagen, verheißen
worden. Nordafrika muß uns zufallen, ruft Mazzini. England
muß uns am MUtelmeer gegen Frankreich helfen, spricht Cavour.
Und Bismarck schreibt: »Das Mittelmeer ist ein Erbe, das unter
Verwandten nicht getheilt werden kann. Italien isthierzurHcrr-
schüft berufen; seine Küsten sind ums Doppelte länger als die
Frankreichs und seinen Häfen können Marseille undToulon sich
nichtver^iVichen. Die Herrschaft überdas Mittelmeer zuerlangen,
muß derLcitgeoanke jedes italienischen Ministeriums sein." Eng-
lands Wink, dem der ÄrvKwesir Ali Pascha gehorcht, vereitelt im
Januar 1 den kecken Plan, Tunis zu überrumpeln. Noch plagt
K'Indenran:s<ii den jungen Staat. Doch derTraum vom primat«

Zwlisno wirkt leise fort; und Ccimpo Fregoso bespöttelt den franko-
britischen Wahn, in Nordafrika je die Römer ersetzen zu können.
»I" Egypten, Tunesien, Algerien lebengroßeSchaaren italischer
Männer; sie sind diePfleger dcrKünste, die schaffenden Kräfte in
Gewerbe und Handel. Diese nahen Länder sind, sammtTripolita-
nicn, schon vonderNatur selbst »ns als Kolonien zugedacht." Die
Französische Republik fühlt früh die Gefahr, die ihr aus dem von
Italien beherrschten Ostbezirk drohen könnte; Ferry, Gambetta
undVarthelemy-Saint-Hilaire erkennen die Notwendigkeit des
Zuges nach Tunis: und amzwölftenMai1881wird der Vertrag
vonKassar-Saidunterzeichnet, der denBeyzum geputzten Schütz-
ling Frankreichs, zum Werkzeug der pariser Regirung macht. Tu-
nesien ist verloren, Egypten wird Britaniens Beute; was bleibt?
Abessinien wird unter italisches Protektorat gestellt. Ein schöner
Gestus. Aber Menilek will nicht Vasall sein und der. Tag von
Adua, derBaratieris Heer vernichtet, begräbtauch Italiens Hoff-
nung auf eine Expansion in den Bereich des Rothen Meeres.
DieFinanznoth erzwingt die Verständigung mitFrankreich: und
bald tönt über dieAlpen wieder das Hohe Lied von der Gemein-
schaft, dem unzerstörbaren Brudcrgefühl der Lateinerrasse. Ver-
klungen ist Proudhons Warnung: »Nachbarschaft nährt stets
Feindschaft und einander ähnliche Nationen sind schwerer inEin-
versländniß zu bringen als imWesen einander ferne. DieItalie-
uer leben heute noch in ihren gewaltigen und dramatischen Erin-
nerungen; wenn sie denRang eincrGroßmacht erworben haben,
wird ihr nächstes Ziel sein, das Papstthum dem Königthum un-
terzuordnen und der dadurch gebändigten Kirchenmacht das Pro-
tektorat über die katholische Christenheit zu schaffen." Wer denkt
noch daran? Nur ein Fähnlein standhafter Imperialisten. Die
empfinden (und flüstern): »Wir müssen nach Tripolis."
Als Waddington, Frankreichs Erster Bevollmächtigter, vom
Berliner Kongreß heimkam, wies er lächelnd auf seine Aktenmappe
und sprach: »Darin bringe ich der Republik Tunis". Salisbury
hatte es ihm angeboten; wenn England Cypcrnnehme, müsse auch
Frankreich einen Theil der Türkenhabe bekommen. England hat
dcnWechsel,als erpräsentirtwurde, nicht eingelöst, sondern, offen
oder heimlich, Italiens Sache gegen Frankreich geführt. Zwei
Jahrzehnte lang. Unterstaatssekretär Fergusson erklärte imPar-

lament, die Behauptung, ein Geheimvertrag schreibe den beiden
Reichen für bestimmte Fälle die Pflicht zu gemeinsamer Abwehr
vor, sei ein haltloses Märchen; und am Tisch des Lord Mayor
sprichtSalisbury: »Nurdurch Sympathie, nichtdurch einenVer-
trag, sind die Regirungen von London und Rom verbunden."
Depretis aber darfsagen: „WaAGrafRobilant alsMinisterdcr
AuswärtigenAngelegenheitenvonEngland erlangthat, ist mehr,
als irgendein Kabine! hoffen konnte. Unsere Stellung ist, zu Land
undzuSee,jetztvölliggesichert."VierIahredanachsingtRudinidie
selbeHymne.„ItaliensLebensinteresseistmitdemEnglandsiden'
tisch und ich sehe nirgends eine Frage, die in Rom anders als in
Londonbeantwortetwerdenkönnte."Nirgends?AlsBaronBlanc
in der römischen Kammer die Solidarität Englands und Italiens
gerühmt hat, wird ihm aus der Foreign Office abgewinkt und den
Italienern die Möglichkeit des Vormarsches in den Sudan ge-
sperrt. Nach der Niederlage bei Adua und dem Frieden von
Adis-Abeba will Italien sich inTripolitanien und derKyrenaika
entschädigen; stößt aber auf britischen Widerstand. HerrDe'casse
ist seit eincmIahr Minister: und sieht seinen Herzenswunsch schon
erfüllt. Das guteVerhältniß zu England ist, trotz Faschoda, wieder-
hergestellt und das Hinterland von Tripolis der französischen Ein-
slußsphäre zuerkannt. Italien soll spüren, daß es zwar im Drei-
bund bleiben, doch die Hemmung britischer Politik nicht einmal
durch schweigende Duldung erleichtern dürfe.Zwei Kreuzer müssen
vor Tripolis,Bomba und Tobruk BritaniensFlagge zeigen und
die Herren der Consulta an die Thatsache mahnen, daß die Wila-
jets, in die, zweimal in jedem Monat, die vom Staat unterstützte
Rubattino-GesellschaflMissionare,HändlerundBauern hinüber,
führt und in denen Italien schon eine Postanstalt hat, noch dem
Osmanenreich angehören. Ianuar 1902. König Eduard hat zwi-
schen Parisund Rom die Fäden fester geknüpft. AufMontecitorio
ruft, in der letzten Maiwoche, Minister Prinetti: »Der Dreibund
ist fern von jedem Gedanken an einen Angriff auf Frankreich;
wird auch nicht etwa durch eine Militärkonvention ergänzt. Da er
dieRuhe und die Sicherheit der Republik nicht imGeringsten bo
droht.kann er auch unser herzliches Verhältnißzu der lateinischen
Schwester nicht trüben/ Am dritten Iuli antwortet im Palais
Bourbon der liebe Kollege Delcasse: „In keinem Fall und unter

keinen Umständen kann Italien, als Gehilfe oder Werkzeug, zu
einem,Angriff auf unser Land mitwirken". Ist Italien aber nicht
mehrFrankreichsFeind, dann braucht Britania ihm nicht länger
eine finstere Miene zu zeigen. Auf dem Weg in die Entente dorcl iale
wird zuerst von Frankreich, später von England das Vorrecht Ita-
liens aufTripolitanien und die Kyrenaika anerkannt. Grenznach-
bar Egyptens oder Tunesiens? Nein. »Die Souverainetät des
Sultansdarfnichtgeschmälertwerden." WirkennendieMelodie.
Der Sultan sitzt in einem mit allem Orientalenkomfort ausgestat«
teten Käfig; Frankreich istHerr inMarokko; und England erzöge
sich inArabien gern einen neuen Khalifen.Wäre längeresZaudern
nicht fast Landesverrat!)? Aehrenthal, der auf dem Westbalkan
Ruhe haben will, hat nicht abgerathen. Zum Schrei wird das Rau-
nen: „WirmüssennachTripolisZ" UnddieRöthestenschreienmit.
In den zehntenMonat schleppt sich nunderKrieg. Hundert"
zwanzigtausend Italiener kämpfen gegen zehntausend Eingebo-
rene, Araberund Türken, von denen kaum sechstausend mitgulcn
Gewehren bewaffnet sind. Kämpfen? Sie vermeiden jede Fcl>
schlacht, schicken nie starke Abtheilungen ins Innere vor, halxn
bis heute noch nicht versucht, das feindliche Lager zu zerstören;
sie beschränken sich auf Scharmützel und lassen die Zeit für sich
wirken. Nicht sehr heroisch; aber vernünftig. Das Heer bleibt
unter dem Schutz der Kriegsschiffe und kann nicht irgendwo in
einen Hinterhalt fallen. Der Plan, eine Küstenbahn zu bauen,
der ein Elektrizitätwerk den Strom zu liefern hätte, scheint fürs
Erste aufgegeben zu sein; und im Wüstensand käme Mann und
Roß nicht weit. Die wichtigsten Häfen sind besetzt, ein paar Tür-
keninseln als Pfänder in Verwahrung genommen. Ietzt, denkt
der Generalstab, ist Geduld nützlicher als Kühnheit. Sieg oder
NiederlagederItaliener: jeder laute Widerhall fördert die Wer-
berarbeit der Senussi, die gegen den Feind, den Christen, die
Gesammtmacht der islamischen Stämme zusammenballen möch-
ten. Noch fehlt ihrem Ruf das rechte Echo. Noch ist die Trägheit
nicht abeschüttelt.Nur eitleThorheit kann rathen, diesen Schlum-
mer zu stören. Das verheißeneWunderwerk türkischer Wehrkraft
ist nicht Ereigniß geworden. Die Mannschaft empfängt pünktlich
Nahrung und Sold. Die Offiziere werden mit Versprechungen
gemästet und haben mit Leuten zu thun.die weder für den Wehr--

dicnstgedrilltnochinAusdauergewöhntwordensind.Mittapferen
Kerlen, die ihrLeben wie einen welken Dattelzweig hinwerfen, doch
früh erlahmen, wenn der Krieg nicht Glanz und Gewinn beschert.
Das schaartfich und läuft wieder auseinander. Schwört heute.auch
nach einem in Konstantinopel beschlossenen Waffenstillstand wei»
terzufechten: und hat morgen, wenn ein Feiertag, eine Privatfehde,
ein heißesMädchen lockt.das Gelübde vergessen.Wer wähnt denn,
ein libyscherKrieg sei wie einer gegen Franzosen oder Iaps zu füh-
ren? Italien hat, ohne allzu fchwere Opfer, Beträchtliches erreicht.
DerNimbus derIttngen Türkei ist (nur bei ihrenPensionären noch
nicht) verblaßt, derZorn der albanischen Offiziere hat denKriegs-
minister Mahmud SchewketPascha weggefegt und Kiamil, Eng-
lands zuverlässigster Lehnsmann, ist, sobald ers sein will, wieder
Großwesir.Räth nüchterne Vernunft da nicht, dem Wagniß einer
Schlacht auszubiegen? In thatlosem Lungern erschlafft auch der
Italiener (dessen Lager die schlimmsten Seuchen umschleichen);
aber lange kanns ja nicht mehr währen. Daß die Wilajets dem
Osmanenreich verloren sind, weiß in Stambul der räudigste Bett-
ler; und der (einstweilen noch geduldete) Großwesir winselt nach
«annehmbaren Friedensbedingungen".DasGesichtsoll gewahrt,
das Khalifat vor unheilbarem Schaden geschützt werden.
«Kann das Khalifat aus dem Westen importirte Latwergen
vertragen? Aus Schlössern und Ministerien fliegen Glückwünsche
ans Goldene Horn, wo ein Sultan von meuternden Truppen ent-
thront, ein neuer aus dem Prunkkerker auf den Khalifensitz geholt
worden ist. Unzufriedene Offiziere sind die Faust, Iournalisten
das Hirn des neuenTürkensystems. Iournalisten, dieIahre lang
in London, Paris, Brüssel gefaulenzt oder Aufruhrblätter redi«
girt,KeirHardie,Iaures, Vandervelde als die representative men
edelster Menschlichkeit angestaunt haben und froh waren, wenn
ein reicherMannausAlbaner» oderSyrerlandsieanseiner Tafel
sättigte. Die regiren heute Bajesids und Suleimans Reich. Hu-
maner als Abd ulHamid? Weniger grausam? Nein. An Wahl-
schwindel, Sprengeltyrannis und Korruption aller Art haben sie
in kurzerHerrschaftzeitdasMenschenMögliche geleistet; und der
Aasdunstder von ihnen Gehenkten, GemetzcltenstinktzurMond-
sichelhinauf. Aber sie haben, wie alleIakobinerenkel, dieOeffent-
liche Meinung für sich. Und in der Heimath noch die hungernde

Hoffnung aller bisher Nnbesriedigten. Wird dem türkischen Of-
fizier und Beamten fortan der (viel zu hoch normirte) Sold,
von dem er stets nur ein Viertel, höchstens ein Drittel erhielt,
vom Staat voll und pünktlich ausgezahlt werden? Darauf rech-
net er, fragt nicht, woher das Geld kommen solle, und preist ju-
belnd drum die Rebellen. Wird der Türke, der im europäischen
Theil des Reichsrestes nicht die Mehlheitgewähr hat, wird der
Mohammedaner, der in dem Christen immer einen unreinen,
starken und deshalb gefährlichen Feind, in dem Iuden gar einen
schmutzigen, tückischen Sklaven sah, sich, weil die regnenden Re-
dakteure so heischen,entschließen,Christen und Iuden in dasBe-
sitzrecht z,izulassen,in dem er so lange allein gewohnt hat? Ihrem
Glauben, ihrer Sitte, ihrem nationalen und politischenAnspruch
Hie selbe Raumweite zu gönnen wie den vom Prophetenmantel
Gewärmten? Das ist die Hauptfrage. Europa sollte mit derAnt-
wort vorsichtig warten. Mohammed undRobespierre, Koranund
dczntrat Social: Das giebt keinen Reim. Daß die flinke Modernisi-
rung des Khalifates, einer hochmüthig abgeschlossenen Glaubens-
genossenschaft, auf die Dauer haltbar sein werde, ist mindestens un-
wahrscheinlich. Revolution und Reaktionwerdenmiteinanderab-
wechseln und das Reich so zerrütten, daß derAngstruf nach einer
Militärdiktatur den Schwatz derBohemepolitikerübertönenwird.
Dem Deutschen Reich könnte dieDemokratisirung desOsmanen-
?eiches eben so wenig nützenwiedieungezügelteSelbstherrlichkeit
des Reussenvolkes." Als dieseSätze hierveröffcntlicht wurden, ge-
sielen sie kaum Einem vom Dutzend. Die Freiheit hatte ja gesiegt;
morgen (wartet nur!) duftet von Ost her der holdeste Lenz. Ietzt
sieht, nach drei Iahren, unter der Iulisonne das Bild herbstlich
aus. Mahmut Schewket, dessen unermeßliche Lebensleistung (an
derSpitze einer bisindieletzteMinutevomFührerlistiggetäusch-
^ten Truppe hat er den schlotternden Großherrn entthront und ins
^Verließ geriegelt) höchsten Heldenruhmes würdig sein sollte, wird
Vontausend Kameraden verfluchtund bespien. EinandererHeros,
Enver Bey, dessen heraklische Tagwerke mit so rastloser Emsigkeit
ausposaunt wurden, daß man hinter demGedröhnnichteinePer-
son, sondern eine G. m. b. H. vermuthen durfte,wird derKonspi-
rationmitEngland beschuldigt, dem erArabien ausliefern wolle.
Während des Feindes Heer die afrikanischenWilajets,desFein-

des Flotte die Inseln desTürkenreiches bedroht, rügtdas Offizier-, corps die Sünden der Regirung und zwingt sie, vorAllerAugcn sich selbst zu zerstückcn. Am sechsten August 191« sprach Talaat Bey, als Minister des Inneren, in Saloniki: „Unsere wichtigste Pflicht ist, den Iungtürken die Macht zu erhalten. Diese Pflicht können und werden wir erfüllen. Unser Regime hat sich dieAchtung aller europäischen Staaten erworben. Da wir.neben den Sympathien, die uns von allen Seiten ausgedrückt werden, einen festen Stützpunkt brauchen, sind wir genöthigt, uns in ein intimes Verhältnis^ zu dem allmächtigen Dreibund einzulassen und besonders die Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn und mit Deutschland zu pflegen.das uns seine KraftundseinWohlwollen so oft bewiesen hat. Ich bin hierher geeilt, um Ihnen, den Mitgliedern des Ausschusses für Einheit und Fortschritt, zu sagen, daß keine Gefahr uns droht und daß wir getrost sein dürfen, wenn die Festigung unsererOrganisation gelingt." Das klingt heute schon wie ein Märchen aus uralter Zeit. Die Osfizierklubs haben die Iungtürken besiegt, die Streber und Profitjäger angeprangert. Und der Dreibund wird wie ein kraftloser Götze geprügelt. »Oesterreich hat Bosnien und die Herzegowina genommen, Deutschland den Franzosen Marokko verschafft, Italien die letzten afrikanischen Provinzen annektirt. Diese Bescherung haben wir dem Dreibund zu danken. Hat Baron Marschall, der doch unser Freund sein wollte, nicht immer, im selben Ton untrüglicher Zuverficht wie die Freimaurer aus Rom und Turin, betheuert, daß Italien sich mit Handelsprivilegien begnügen werde und nicht an Eroberung denke? Uns nicht gerathen, den Gouverneur, weil die Italiener ihn haßten, abzurufen und seinen Posten fürs Erste nicht wieder zu besetzen? Er ist mitschuldig daran, daßwirdrüben nicht, wie unter Abd ul Hamid, zwanzigtausend, sondern kaum dreitausend Mann hatten; daß dieRekrutirung, trotz den Wünschen der Tripolitaner, nicht durch ein Reichsgesetz gesichert worden war; daß dem Wilajet das gebietende Oberhaupt fehlte. Alles wäre anders gekommen, wenn man in Rom gewußt hätte, daß hinter der dem Schiffsgeschütz erreichbaren Küstenlinie eine starke Kerntruppe den Feind erwarte. DerBotschafter des Deutschen Kaisers mag ehrlich gewesen sein. Wir konnten ihm den Irrthum niemals verzeihen; deshalb wars höchste Zeit, daß er,

ging. Schewket, der ihm damals noch blind vertraute, in der Betriebsamkeit des alten Herrn den Beweis guten Willens sah und als Kriegsminister für Handeln und Unterlassen verantwortlich war, konnte ihn nicht lange überleben. Einmal nur war sein Blick nichtgeblendet:alser,imvorigenHerbst,nachBerlin schrieb, das Deutsche Reich solle sich von Italien trennen und, wenn es in Konstantinopelnichtsomachtloswerdenwollewiein Fez,derTürkei aus der Klemme helsen. Bald aber ließ er sich ins Netz schöner Worte einspinnen und meinte, Italien werde inTripolis die selbe Enttäuschung erlebenwie einst inAbessinien. Er ist nichtaus dem Stoff, der die Staatsmänner liefert. Sein Versuch, durch einen Armeebefehl, der allen dem Heer Angehörigen den Eintritt in politische Vereine wehrte, die Offiziere dem Klub für Einheit und Fortschritt zu entfremden, wurde verlacht und tiefte schließlich nur die zwischen Militär undCivil entstandeneKluft. Djavid Bey,den er als einen demIslam zugelaufenen levantinischen Iuden verachtet.hatteihn früh durchschaut und sich,mitseinemFreund Talaat, an MahmudMuktar gehalten,der jetztSchewketsNachfolger geworden ist. Leider zu spät. Was soll nun werden? Der Großwesir Said Pascha scheut jede Verantwortlichkeit und ließe am Liebsten einer Konferenz die Pflicht, den Kriegszustand zu enden; dann könnte er stöhnen, gegen die Nebermacht Europas sei kein Widerstand möglich gewesen, und seine Zukunft retten. Ob ihm für solches Spiel aber Zeit bleibt? Die zitternde Hand Kiamils kann ihn stürzen. Der ist Englands Mann. Und die Meinung Englands, das uns mehr als irgendein anderes Land zu schaden vermag, muß uns wichtiger sein als die Freundschaftphrase der Leute, dienurihrInteressebedenken und keinen Finger fürunsrühren. Der Britenbotschafter erzählt, Marschall habe sich vor seinerAbreise verpflichtet, in Berlin und in London für einen Friedensschluß zu wirken, der uns Benghast zurückgebe und die Möglichkeit lasse, dieHafenstadt zur Zufluchtstätte der tripolitanischen Mohammedaner zu machen. Das wäre immerhin Etwas; undkönnte, wenn die Fortdauer des Khalifates feierlichverkündet wird, den Patriotenschmerz lindern. Eine günstigere Lösung ist ja nichtzuerhoffen. Deshalb derAerger überEnver, der dieAraber aufhetzt. Die Nation fängt zu vergleichen an, merkt, daß in der ganzen Regirungzeit Abds ul Hamid das Reich nicht so einge-

schrumpft ist wie unter der Scheinhcrrschast Mohammeds des
Fünften, und fragt murrend, welche Frncht ihr derSommer von
19O9gctragcnhabe. Wir müssen zu leidlichem Ende kommen, ehe
die Ungeduld den Fanatismus der Masse wider uns waffnet."
So ist die Stimmung. Das hat die feigeThorheit erwirkt, die
weder denTürkenbesitz schirmen noch denItalienerneinenstarken
Vorstoß ins Herz des Gegners erlauben wollte. Wann herrscht
in einer Kanzlei Europens wieder ein Schöpfergeist, der erkannt
hat, daß derIslam in unserem Erdtheil nicht heimisch werden, den
reichsten Boden nur verwüsten kann und daß die Stunde schlug,
die ihn nachAsien zurückruft? Dort gedeihter; wird er auch bünd-
nißfähig. Ieder Versuch, die alte Schale der Glaubensgemein-
schaft zu sprengen und in der Mummenschanz europäischer Ge»
sittung mitzuhüpfen, mchrt ihm nur die Lebensgefahr. Einst hat
er vonNiederösterreich bis an dieUkraine,vonBndapestbisnach
Cerigo dem g«nzen Südosten Europas sein hartes Ioch aufge-
zwungen. Wenn das Türkenreich hinter Gallipoli beginnt, können
die im letzten Halbjahrhundert erwachsenen Großmächte sich end-
giltig einrichten: könncnauchOesterreichsundRußlandsgerechte
Wünsche Erfüllung finden. Sonst? Der kranke Mann am Bos-
porus stirbt langsam. Und sein Bett umstehen die Zaghaften, die
niemals den Muth zu eigenem Denken in ihr Hirn dringen ließen,
und greinen: «Wahrt, um des liebenFriedens willen, den swtus
quo! Weh Iedem, der die Unabhängigkeit, Unantastbarkeit der
Türkei bedroht! Nur sie sichert dem Händlereden die Ruhe."
(Zuantilla prucZentia!
»SehtIhr ? War der Rath, den ich am sechsten Iuli vom Sta-
pel ließ, nun nicht gut? Familienbesuch ohneAbstecher insHoch-
politische; Familientradition hat den Brauch solcher Zusammen-
künfte überliefert; keinerlei neue Vereinbarung im Werk. Das war
mcinRezept.DieStaatsapotheke hatpromptgearbeitet.,Es konnte
sich weder um neue Abmachungen handeln, da hierzu ein beson-
derer Anlaß nicht vorlag, noch auch darum,irgendwelcheAende-
rungen in derGruppirnng der europäischenMächteherbeizufüh-
ren, deren Werth für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes
und desFriedcns sich bereitserprobthat/Offiziell.,In demGeist,
wie sie geplant war,ist die Kaiserzusammenkunft inBaltisch-Port

verlaufen. Schöne Tage eines ungetrübten Beisammenseins, die inherzlichem, verwandtschaftlichemVerkehrzwischen den Mitgliedernderbeiden Herrscherhäuserverliefen.Ueberraschungensollten dabei nicht vorbereitet werden.' Offiziös, penäs-wi, Sulov, tu n'as psZ trouve cela! Sonst gings viel höher her; von Danzig bis nach Wiesbaden und vonBjörkö bis nach Potsdam. Das Verwandtschaftliche und persönlich Herzliche (poor^ikä!) wurde, weils mal so Sitte ist, erwähnt; zwinkernd aber auch Hochpolitisches angedeutet. Daraus wurde, natürlich, nichts. Der Selbstherrscher aller Reussen schickte einen Getreuen nach Paris oder fuhr selbst hin. .Deutschland? MeinGott: Verwandtschaft. Und die Leute sind stctssonett. Aberzwischen uns bleibtAllesbeimAlten.' Eduards Iuliplaisir. Als derDicke den letzten Stich gemacht hat, wagt der von einem dürstenden (diesmal nach Prestige)Balkandiplomaten aufgekitzelte Theobaldus ein Spielchen. Potsdam! Das wird zum Begriff. Das klingt wie Belle-Alliance oder Sedan. Alle Puppen tanzen. ‚Auf keinem Gebiet eine Meinungverschiedenhcit. BeideRegirungen sind entschlossen, sich in keinerlei Kombination einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnte.' Donnerwetter! Ist der Assekuranzvertrag, den der militärische Bethmann zu komplizirt fand, erneut, in London und Paris die Russenfreundschaft gekündigt worden? Sicher. Mit KleinigkeitengiebtsicheinKanzlernichtab. Also:neusteAera. Bis wir nachAgadir taumeln, der Perservertrag, ein putziges Mäuslein, sich den kreißenden Bergen entbindet, Herr Sasanow der Erdfeste künden läßt, daß jede Fährniß ihn an Frankreichs Seite sehen werde, und EuropawiederdasLachenlernt. DiealteTante hatte ohne Grund für ihr Nachmittagsschläschen gezittert. Diesmal ? Der Anblick stimmt noch lustiger. Die liebe Menschheit ist (nur ihr zumHeil, versteht sich) sooft und so wacker belogen worden, daß sie, unter allen Umständen, was ihr, offiziell oder offiziös, erzählt wird, für Schwindel hält. Verwandtenbesuch? Das bindet.Dümmeren auf dieNase. Keine neueAbmachung (so schreibenwir), kein Streben nach Ueberraschung? SchöneMaske, ich kenne Dich! Da müssen tolle Sachen verabredet worden sein. Deshalb waren die Franzosen auch schon im Iuni so nervös. (In ein paar Blättchen war den Fanfaren unserer Winkelpresse ein Bischen heftig geantwortet worden. Die Größeren blieben still

und die Gröben halten von dek'geehrtcn Lippe der Poincare
und Delcasse, Iswolskij und Tittoni die Gewißheit erlauscht, daß
sich in dem Esthenncst nichts Beträchtliches ereignen werde.)
Was? Erstens: Schlichtung des turko-italischcnZwistes. Zwei-
tens: Wiederherstellung des Drei-Kaiser-Bundes. Marianne
ächzt über Seitenstiche undBritania muh (Montag!) ein frisches
Unterhöschen aus dem Wäscheschrank nehmen. Dabei war das
Drum und Dran ganz wie in jedem Sommer. Zuerst wurde wie-
der ein Prominentersdiesmal der Ministerpräsident) aus Paris
nach Petersburg eingeladen; vier bis fünf Wochen nach S. M.
fällig. Dann mußte Nikolai Alexandrowitsch den Botschafter der
Republik empfangen und ihn bitten, an die Seine zu melden, daß
nicht der winzigste Treubruch zu sürchten sei. Thut nichts: Alles
,Falle'. Nur, weil abgewiegelt und der Staatswagen aufs Fa-
miliengleis geschoben worden ist.DerbraveBürger(und der noch
bravere Dutzendredakteur) stellt sich solche Sache so würdig wie
simpelvor. Nach den Salutschüssen.dem Monarchenkuß(mit Geth-
semanesauce) und derMinisterberiechungwird die Erdkarte (selbst
Kiderlen hat jetzt eine) auf denKajütentisch gelegt: undnungehts
los. ,Ihr fordert die Meerengenöffnung? Hm.(Das darfnicht
fehlen.) BethmannstrahltundKokowzew pfaucht. OderBethmann
pfaucht und Kokowzew strahlt. Dann aber nicht lange. Einer nur
führt, von Amtes wegen, für uns das Wort; gegen Bier Einer.
Doch ein Löwe. Nnd die Pausen im Kampfspiel werden von den
Kaisern mit Hermelinreden ausgefüllt. Wers je erlebt hat, lacht
sich einen Ast vom Stamm solches Kindertraumlandes herunter.
.Niemals werde ich dulden, daß vor derKriegserklärung ein Schuß
fällt. So mag die Tücke der gelbenRasse handeln; nicht ein gläu-
biger Christ, der die Krone von Gottes Gnade hat.' ,Dann müßte
die deutsche Handelsflotte, die westlich vomAermelkanal dampft,
sich aber höllisch sputen; wenn sie nicht schnell genug in neutrale
Häfen unterschlüpft, ist sie verloren. Auf die Kriegsmarine darf
sie nicht hoffen. Deren Aktion bleibt, ohne Kohlenstation und ar-
mirten Hafen, von den Nfern derOst- und derNordsee beschränkt.
,Nach unerforschlichem Rathschluß mag die Vorsehung walten.'
Die gemeine Wirklichkeit ist anders. Irgendein Kleinkram wird
erledigt. Der Rest ist Konversation. Die Verwandtschaft; Kinder
und Kindeskinder. Iagd. Militär. Hofklatsch. Flotte. Noch einmal
Jagd. Klagenüber dumme, faule, schlecht angezogene Diener. Die-

ser hatzu langeArme und jener einenfauligenMundgeruch.Mahl-
zeit. Musik. Kinematograph. Parade. Warum der Eine nurApfel-
wein, der Andere nur Orangensaft trinkt. Hat Cecile nicht gottor-
pischeAugen? Fabelhaft.wie deralte HerrinWiensich hält! Neu-
lich ... Livadia und Korfu. Die Welt wird nicht vertheilt. Ieder
schmeckt sogleich, was der allergroßmächtigste Freund auf der
Pfanne hat. Mißklang muß vermieden werden. Schließlich will
man sich auch amusiren. Daß es gelingt, daß derAllerhöchste und
seineKanzler denFremden gefallen.scheint demPhilister das unbe-
greiflichste Wunder. Mir nicht. Der Kaiser kann (namentlich, wenn
«rs nicht will) ungemein charmant sein. Er ist das Oberhaupt des
stärksten Reiches. Macht eine weite Reise.um den Zaren am Finen-
busen auszusuchen. Bringt ihm seine beste Laune, Geschichten,
Geschenke, Belustigung mit. Und will nichts von ihm. Nicht das
Allergeringste. Hauptsache, messieurg! Käme er mit lästiger Zu-
muthung, mit einem aufrüttelnden Plan, sein Nahen könnte er-
schrecken. Doch er bringt nur; denkt nicht an Nehmen. Zeigt sich
auch nicht dadurch geärgert, daß zuvorFranzosen undBriten zu-
getuschelt ward: ,KeineAngst!Ihr seid mir doch dieLiebsten!^ Er
hat nie eine VerlegenheitRußlands ausgenützt, ihm nach Persien
geholfen und den Ton nicht um die kleinste Schwingung herab-
gestimmt, als er in jedem Engpaß den Herrn Better bei den Geg-
nern deutscher Macht traf. Muß ein in Glanz und Wehr so Be-
scheidener nicht willkommen sein? Und warum, Kinderchen, soll
imser Theobald nicht auch draußen alle Herzen gewinnen? Ein
guterMensch, sittlich fast vollkommen, hat sogar was gelernt, spricht
wie ein inPrachtband gekleidetesBuch; und will auch nichts. Auf
demweitenRund der Erde: nichts. Ruhe, Ordnung,Weltfrieden;
Wahrung der Religion (duldsamer) und der Autorität (milder,
Iungen!); das Huhn im Topf und den Wahlzettel in der Hand
des Kulturträgers, der fleißig Kinder zeugt und sich schämt, mit
einer Knipsbüchse den Staat um die Zündholzsteuer zu prellen.
Biel angenehmer als ein Bismarck oder nur ein Schwarzenberg.
Davon sollten kleineLeute aus demrussischenTshin,die derHoch-
<Idel lange kaum mit derWimper gegrüßt hat, nicht entzückt sein?
Ich verstehe dieWelt derSchwarzkünstler nicht mehr. Freue mich
aber,daß sie auf jedenLeimstengelkriechen und immer wieder die
^völlige Uebereinstimmung' mit Artikeln besabbern.
Erst wenn der Magen mit Makronen überladen ist, werden

sie eklig. WieEdwardGrey behandelt wurde: ein Schauspiel für
Götter. Der Mann hat nichts Genialisches, doch den Stil, die
Allure der besten Britenzeit; und dem Kenner ists eineGourmet»
lust, die Reden dieses letzten Diplomaten, wie den Duft leckerer
Speise, mit allen Sinnen zu fchlürfen. Nicht ein Wort zu viel,
keins zu wenig; nie feig, immer höflich. Diesmal (da wir ziem-
lich im Reinen sind) beinahe herzlich. Doch der Herr Redakteur
vom Mottenburger Tageblatt oder vom Niederkyritzer Anzeiger
streift die Aermel bis an den Ellbogen auf. Nun soll es an ein
Schädelspalten! Kein Inhalt; leere Phrasen; fühlbar nur Eng-
lands Verlegenheit; die Leute wissen nicht mehr aus noch ein;
im Mittelmeer wehrlos, in der Nordsee von Angst verwirrt;
Baltisch-Port hat ihnen denRest gegeben.Warum sind denn ge-
rade bei uns von zwölf Schreibern mindestens acht fo subaltern?
Warum wissen sie niemals, was die Glocke geschlagen hat?Mu-
ley Hassan selbst weiß keine Antwort. Den Russen, die uns für
absehbare Zeit nichts anthun können und deren Gewimmel uns
ewig, wie derFcmle denFleißigen, hassen wird, setzen sie in drei»
ten Waschschüsseln Schlagsahne vor. Den Briten? Was Anderes.
- Neue Kähne bauen: der letzte Schluß patriotischer Weisheit. Diese
Zeitgenossen lieben ihr Vaterland doch; ists denn unter unserem
Himmel unmöglich, sie so zu informiren, daß die Schaukel nicht
bis in die Wipfel des Ansinns schwingt? Das müßte inzehnBier»
Minuten zu erreichen sein. Paragraph Eins: Das Deutsche Reich
hat seine Kraftwurzeln in festemBoden, ist nur auf d.iesemBodcn
tätlich zu treffen und müßte auch einen Streit mit England schließ-
lich auf dem Kontinent ausfechten. Dieser Streit kann vermieden,
dieEintrachtderGermanenvormächte gesichert werden. Wir sind
fast am Ziel. Wer Ohren hat, mußte es aus den Reden der Her«
ren Grey und Lloyd George heraus hören. Weil die Russen den
Frieden als besiegelt ansehen, sind sie artiger als je seit San Ste-
fano. Weil die Franzosen via Bertis erfahren haben, wie der
Hase läuft,und nicht zu spätkommenmöchten,schickensieIournal»
Parlamentäre nach Berlin, die, trotz Agadir und Millerands Mi-
litärmusik, erkunden sollen, ob die Verständigung noch gewünscht
werde. Und Euch ist wie in dem kalten Lenz, der dem australischen
Premierminister Fisher aus London die Botschaft brachte, der
Ausbruch des anglo-deutschenKrieges seijedenTagzuerwarten.
EureMachtzumGutenistklein, AberIhrkönntAlles verderben."

Englische Zustände.
on den Parlaments" und Wahlreden desiSchatzkanzlers Lloyd George, die unter dem Titel „Bessere Zeiten" bei, Eugen Diederichs in Iena deutsch erschienen sind, kann man mit gutem Gewissen sagen: Solche Ministerreden sind noch nicht dagewesen. Die Sensation wird von unserer nach Sensation lüsternen Presse nicht verwerthet, weil unsere Parteien, jede aus einem anderen Grunde, die Wahrheit über England nicht sagen mögen; so sei denn Ilvieder einmal an dieser Stelle der Katze die Schelle angehängt. Lloyd George bestätigt durchaus dasBild, das ich vomZustand Englands bei verschiedenen Gelegenheiten, ausführlich in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" , entworfen habe. Wie dieser Zustand geworden ist, erzählt er freilich nicht, aber er streift wenigstens zwei der Entstehungursachen: den Raub am Gemeindeland durch Einhegungen im siebenzehnten und achtzehnten Iahrhundert und das elsuriuS oi' estutes, besonders in Schottland (Vertreibung der Pächter und Abbruch ihrer Hütten zur Schaffung von Iagdgründen, in denen das Wild nicht durch Menschen gestört wird) im neunzehnten. Desto gründlicher wird das Endergebniß dargestellt und gegeißelt: Sieben Prozent der Bevölkerung Lumpenproletariat, dreißig Prozent mühsam am Rande des Sumpfes sich haltend; der Boden Englands Eigenthum von zehntausend Familien, von denen ein Viertel zwei Drittel besitzt. Und nun die Art, wie dieser ungeheure Besitz verwaltet und genützt wird! Der landwirthschaftliche Boden wird von Pächtern bebaut, die in Folge ungünstiger Pachtverträge oder weil sie nicht sicher sind, daß sie die Frucht ihrer Verbesserungen und Kapitalaufwendungen ihr Leben lang genießen und ihren Kindern vererben werden, nicht intensiv genug wirthschaften. (Hier vergißt Lloyd George den mildernden Umstand zu erwähnen, daß viele Landlords beim Sinken ier Getreidepreise durch Erlaß, eines Theils des Pachtzinses, mitunter sogar des ganzen, ihre Pächter über Wasser gehalten haben, bis sie sich durch Uebergang zur Viehzucht der veränderten Lage angepaßt hatten. Den Grundbesitzern legte diese ihre Groß,-muth keine Entbehrung auf, weil sie der steigende städtische Bodenzins reichlich entschädigte.). Da die bedrängten Pächter nur schlechte Löhne zahlen können, wandern die Landarbeiter in die Städte, Industriebezirke und Bergwerke ab; große Flächen des kleinen Landes liegen wüst, abgesehen davon, daß die Parks der Lords übermäßig viel Raum einnehmen. Der Werth des landwirthschaftlichen Bodens sinkt, während der des städtischen enorm steigt.

In den Städten wird die vom Land vertriebene Bevölkerung
auf den engsten Raum zusammengedrängt, weil die Landlords, die
mit verschwenderischer Hand hunderte von Ouadratmeilen an Reb-
hühner, Hasen, Hirsch« und Füchse verschenken (der ländliche Boden
wird, namentlich in Schottland, blos noch als Vergnügungfond
behandelt) den städtischen Boden nur zu Radiumpreisen abgeben.
In der Schilderung dieses Bodenwuchers nun liegt das Eigenar»
tige der Reden. Im Ton unserer Scheidemänner spricht der eng-
lische Minister von den vornehmen Faulenzern, die sich nicht ein»
mal die Mühe geben, ihr Einkommen selbst einzunehmen, sondern
auch dieses Geschäft von einer Abtheilung ihres Dienertrosses be-
sorgen lassen. Er erzählt böse Anekdoten und nennt deren Helden,
so die Herzöge von Northumberland und Westminster, mit Nainen.
Jener hat sich für den Morgen eines werthlosen Terrains, das für
einen Schulbau erbeten wurde, 18 000 Mark geben lassen, Dieser
einem tüchtigen Geschäftsmann, Gorringe, den auf ein paar Hun-
dert Pfund lautenden Mietkontrakt nur unter der Bedingung er-
neuert, daß, nach des Herzogs Anweisungen Neubauten aufgeführt
würden, die 50 000 Pfund kosteten, und daß. der Mann 400« Pfund
Pacht zahle. Wenn esRaub undKonfiskation sein soll, apostrophirt
der Minister seine Zuhörer, daß wir von demHerzog einScherflein
fürStaatsnothwendigkeiten fordern, wie wollenSie es nennen,daß
dieser selbe Herzog Herrn Gorringe neun Zehntel seines mit ehr-
licher Arbeit verdienten Einkommens nimmt? (Bei dieser Gelegen-
heit hätte Lloyd George angeben können, wie hoch das Einkommen
des Herzogs von Westminster aus londoner Boden geschätzt wird;
vor einigen Iahren wurde es einmal auf zwanzig Millionen Mark
angegeben; die elendesten Slumviertel sollen ihm gehören, so daß
also dieses Einkommen zum Theil von den Allerärmsten aufge-
bracht würde. Den Boden von ganz London schätzt Lloyd George
auf 500 Millionen also zehn Milliarden Mark, die jährliche
Werthsteigerung auf 10000000 L.) Ganz im Stil eines sozialdemo-
kratischen Agitators ruft er: Wenige Hundert Schritte von hier
schneidern abgearbeitete alte Frauen um einen Wochenlohn von 6
bis 7 Shilling, von dem sie 3Vs Shilling auf Wohnungmiethe ab-
geben müssen, für Personen, die in einer müßigen Stunde für Ver-
gnügen mehr ausgeben, als die Näherin in drei Iahren verdient.
DieZahl der vornehmen Müßiggänger sammt Familienmitgliedern
und ihrem Anhang von Schmarotzern berechnet er auf zwei Mil-
lionen; Das seien nun noch dazu Leute, die die höchste Schulbil-
dung genossen haben, also fürs Gemeinwohl Etwas leisten könn-
ten. Zwölf solche Personen, meint er, könnten bequem 250000

Nothleidende ernähren. Was sein Budget besonders verhaßt
mache, sei der neue Kataster, den er anlegen lasse und durch den
herauskomme, wie viel die Herren einnehmen. Das Interessanteste
an der Opposition gegen die Einschätzung sei, daß besonders über
die Arbeit geklagt werde, welche sie verursache. Einen Mann der
Anter« oder Mittelschicht koste die Ausfüllung des Fragebogens
wenige Minuten, jene Herren aber behaupten, alle ihre Sekre«
täre und Inspektoren könnten in zwei Monaten damit nicht fertig
werden. So ungeheuer sei ihr Besitz. Wenn man diesen Aeber-
reichen die Millionen gegenüberstelle, die gar nichts haben, so
erklärten sich aus diesem Gegensatz zur Genüge „die Erdbeben,
welche die Grundlage der Gesellschaft bedrohen". Von den 420000
Erwachsenen, die im Lauf eines Iahres sterben, hinterließen fünf
Sechstel — nichts. Das sechste Sechstel hinterlasse 30000000« L.
und von diesen falle die Hälfte auf noch nicht 2000 Personen (so
daß, also jede von ihnen im Durchschnitt über anderthalb Millionen
Mark hinterläßt). „Verdanken Die etwa sämmtlich ihr Vermögen
ihrem Fleiß, ihrer Arbeit, ihrer Enthaltsamkeit?" (Kinder und
Gatten werden nach dem Budget von Lloyd George zur Erbschaft»
steuer nur herangezogen, wenn die Nachlaßmasse 13000 ^ über»
steint. Hätte Bülow die Gatten« und Deszendentensteuer bei 300000
Mark anfangen lassen, statt bei 20 000, so hätte keinMensch dagegen
zu mucken gewagt.) And diese Leute nun, die enorme Summen ar«
beitlosen Einkommens bezögen, wollten zur Landesvertheidigung,
zu einer Rente für die Invaliden der Arbeit keinen angemessenen
Antheil beisteuern. Dreadnoughts könnten die Tories nicht genug
bekommen, aber das Bezahlen wollten sie Anderen überlassen.
And während (Das ist die härteste Anklage, die lLoyd George
erhebt) die Landlords den städtischen Boden und den die Städte
«eingebenden den Wohnung Snchenden, den Kommunen für Schu-
len, Gas« und Wasserwerke und andere Zwecke des Gemeinwohls,
auch den Eisenbahngesellschaften, zu Apothekerpreisen verkaufen
oder verpachten, tragen sie zu den Kommunallasten keinen Pfennig
bei. Diese Monstrosität wird mit vielen Beispielen illustrirt, von
denen ich nur eins anführe. In Liverpool ziehen die drei Lords
Derby, Sefton und Salisbury eine jährliche städtische Grundrente
von zusammen 345000 K „und nicht mit einem Penny dieser enor-
men Summe sind sie an den öffentlichen Lasten des Ortes bethei-
ligt". Dem Geschäftsmann, der einen Erweiterungbau, einen Am-
bau dringend nothwendig hat, werden vom Landlord auf Grund
des Vertrages die größten Schwierigkeiten bereitet. (Die land«
wirthschaftlichen Pachtkontrakte seien schlecht, aber der schlechteste

Farmerkontrakt sei immer noch besser als der beste der Erdrosse-
lungverträge, die sich städtische Hausbesitzer und Miether gefallen
lassen müßten.) Und noch mehr! Bekanntlich wird in England
dem Manne, der ein Haus bauen will, der Boden für gewöhnlich
nicht verkauft, sondern nur (im günstigsten Falle auf 99 Iahre)
verpachtet. Ist die Pachtzeit abgelaufen, so fällt nicht allein das
Grundstück an den Grundherrn zurück, sondern auch Alles, was
darauf steht, fällt ihm zu, weshalb der Werth der vom Pächter er-
richteten Gebäude in dem Maße sinkt, wie das Ende der Pachtzeit
naht. Darum hat Lloyd George in sein Budget außer der Grund-
und Werthzuwachssteuer eine Rückfallsteuer aufgenommen für die-
sen Glück- und Heimfall, der den Grundherrn zum Besitzer von
Häusern und anderen Gebäuden macht, die ihn keinen Pfennig
kosten. Anter den Fällen, mit denen die Berechtigung dieser Steuer
dargethan wird, ist einer, der zugleich die Wirkung des Bergregals
beleuchtet. Wie die Oberfläche des Bodens, so gehört auch, was an
Mineralschätzen darunter liegt, dem Landlord und wird dem Be-
nutzer nicht verkauft, fondern verpachtet. Der Landlord ists ge-
wöhnlich nicht, der schürft; ein Unternehmer ists, der sein Inge-
nium und sein Kapital in die Grube steckt, während die Lohnarbei-
ter ihre Muskelkraft liefern. Beide müssen dem Regalherrn Zinsen,
der durch den Bergwerksbetrieb Gelegenheit bekommt, auch die
Oberfläche des Bodens höher als bisher zu verwerthen. Denn die
Arbeiter, die der Betrieb herbeizieht, brauchen Wohnung;,und für
die Häuschen, die sie sich bauen, müssen sie dem Grundherrn Rente
zahlen. „Das Rhonddathal in Südwales, das 1831 nur 1000 Ein-
wohner zählte, hat heute 132000. Die Landlords ziehen 200000 L
vom Bergregal und 30000 L an Bodenrente; die Grubenbesitzer
zahlen 34000 L Steuern, die Grundbesitzer keinen Groschen."
Nehmen wir hinzu, daß von der Bodenfläche der Vereinigten
Königreiche nur 4 Prozent mit Wald bestanden sind, vom deutschen
Boden beinahe26Prozent(238Tausendstel;Lloyd Georgegiebtden
gestand mit 27 Prozent etwas zu hoch an) und daß, der Straßen-
bau vernachlässigt wird (eine Automobilsteuer und andere klei-
nere Steuern seines Budgets sollen dem Minister die Mittel ver-
schaffen zur Verbesserung der Landstraßen, zur Aufforstung, zur
Förderung der Landwirthschaft durch innere Kolonisation und
durch landwirthschaftliche Unterrichtsanstalten), so müssen wir be-
kennen: solche Angeheuerlichkeiten wären selbst im verrottetsten der
deutschen Kleinstaaten des achtzehnten Iahrhunderts nicht mög-
lich gewesen, geschweige denn in Preußen. Wo in Deutschland die
Regenten nicht viel taugten, sorgten wenigstens die tüchtigen und

ehrlichen Kameralisten ihrer Regirungen für die Erhaltung der
Volkskraft und der Bodenschätze. Die Adelsrepublik, die sich Lords
und Gentry unter den jämmerlichen Georgen eingerichtet haben,
sorgte nur für die äußere Machtstellung des Reiches und sicherte
den Mitgliedern ihre Grundrente; alles Uebrige im Innern ließ
sie laufen, wie es wollte. Dieses laisser is,ll?e, laisssr aller ge-
währte Iedem, der Unternehmungsgeist, Kraft und Mittel hatte,
die uneingeschränkte Freiheit, sich daheim auf Kosten des versklav-
ten Lohnarbeiterstandes, in den Kolonien auf Kosten der Eingebo-
renen, in den europäischen Staaten auf Kosten der durch billige
englische Waaren vernichteten eigenen Industrien zu bereichern,
und da dieser Bereicherungprozeß die Maschinen- und Verkehrs-
technik ausbildete, so hat er eine weltgeschichtliche Mission für die
gesammte Menschheit erfüllt. Aber das englische Volk hat einen
d oppelten theuren Preis dafür gezahlt: bis dahin unerhörtes Elend
eines großen Teils des Arbeiterstandes und die Zerstörung der na-
türlichen Grundlage jeder Volkswirthfchaft, der bäuerlichen Land-
wirthschaft. Eine deutsche Zeitung nach der anderen rückt in der
letzten Zeit endlich mit dem Geständnitz, heraus, datz durch das
Zweite die Lage Englands prekär geworden und daß Dieses die Ur-
sache der Nervosität der englischen Nation und der englischen
Staatsmänner und ihres Dreadnoughtfiebers ist. England lehrt
auch, daß, Nationalreichthum ,und Volkswohl zwei verschiedene
'Dinge sind. Nicht die Engländer mit ihren Nabobs und ihren
Lump^nproletariern sind ein glückliches Volk, sondern die Dänen
sinds. Das kleine Dänemark mit seiner zum größten Theil bäuer-
lichen Bevölkerung, seinem gleichmäßig vertheilten'Wohlstand, der
fäsi'g'Icich höheipVZldung aller Volksgenossen ist wahrscheinlich das
glüMchste Land Europas. '"" —" -'

""""^So unerhört die Reden des leitenden englischen Ministers
sind: auf seine Beschreibung der englischen Zustände können wir
uns unbedingt verlassen, denn die kleinste Ungenauigkeit, jede fal-
sche Angabe von Personen, Zahlen, Vhatsachen, die er gewagt hätte,
wäre vernichtend für ihn gewesen. Nicht im selben Grade zuver-
lässig ist er natürlich in der Deutung der Thatsachen und in Anga-
ben über das Ausland. Zunächst hilst ihm der Parteijargon die Lage
verdunkeln. Alles Vernünftige, was gegen die bestehende Unver-
nunft vorgebracht wird, alle Reformvorschläge, alle Menschen, die
bessern wollen, nennt er „liberal". Die heutige Liberale Partei
Englands ist bekanntlich die alte Whigpartei; und die Wighfami-
lien waren genau solche Landlordfamilien wie die Toryfamilien.
Als aber nach der ersten Parlamentsreform das moue^eä interest

sich dem Islläeä interesi zugesellte und die Whigpartei verstärkte, wurde dadurch der sogenannte Liberalismus der erbittertste Feind der Arbeiterorganisationen und der Sozialgesetzgebung, die von dem menschenfreundlichen Aristokraten Shaftesbury, von frommen Professoren der aristokratischen Universitäten Oxford und Cambridge und von ein paar bibelgläubigen, darum für ihre Seelenheil zitternden Fabrikanten eingeleitet wurde. Lloyd George selbst gesteht, daß der heutige Liberalismus ein anderer sei als der alte; dieser habe dieAnzufriedenheit des armen Volkes für seine eigenen Zwecke ausgenützt. Ietzt seien alle Menschen der drei Königreiche, die hart arbeiten, liberal, die Gegenpartei sei die Partei der Müßiggänger. Nicht verschiedene politische Prinzipien werden von den Parteien vertreten (den Prinzipien des politischen und des wirthschaftlichen Liberalismus hat Me englische Gesetzgebung längst entsagt und das Mindestlohngesetz drückt das Siegel auf den Bruch mit der Vergangenheit), sondern verschiedene Gesellschaftschichten; auf der einen Seite stehen die Landlords, auf der anderen alle arbeitenden BerufstSnde, die Industriellen, die Kaufleute, die Lohnarbeiter. Ein Ideal des phantasievollen Ministers, an dessen Verwirklichung noch ziemlich viel fehlt. Die Liberalen halten den Unionisten zur Noth das Gleichgewicht und haben die entschiedene Mehrheit nur mit der ihnen nicht sehr bequemen Arbeiterpartei zusammen. Um einigermaßen zu imponiren, müssen sie auch noch die Iren auf ihrer Seite haben und das gefährliche Homerule betreiben, das von Gladstones liberaler Mehrheit die Nnionisten abgesprengt und ,den sogenannten Konservativen verbunden hat. Wie es kommt, daß auch die zweite und die dritte Parlamentsreform an der Zusammensetzung des Unterhauses aus Land- und Geldaristokraten zunächst nichts geändert haben, ist uns von Hans von Nostitz und Sidney Low erklärt worden. Ein Mandat kostet den Inhaber sehr viel Geld; die Engländer sind eine ehrfürchtige Nation, welche die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten den geborenen Herrfchern gern überläßt, und die Arbeiter haben sich gut gestanden bei der Praxis, das Zünglein an der Waage zu bilden, indem sie ihre Stimmen immer der von den beiden Parteien gaben, dis jihnen am Meisten versprach. Ich habe als vierte Ursache das Analphabetenthum der Unterschicht hinzugefügt. Daß, dieses im letzten Iahrzehnt des vorigen Iahrhunderts einigermaßen überwunden worden ist, hat wahrscheinlich nicht wenig dazu beigetragen, daß seit 19Z6 eine demokratische Welle entstehen und daß, sogar eine ansehnliche Arbeiterpartei ins Unterhaus einziehen konnte. Eine eigene Presse haben übrigens die Arbeiter auch heute noch nicht. Wie es

früher bei den Wahlen zugegangen ist, davon erzählt Lloyd George
auch Einiges. Die Pächter verkauften bei Abschluß des Pachtvertrages ihre Stimmen: der Pächter eines Tory hatte unweigerlich
toryistisch, der eines Whig whigistisch zu wählen. Gegen diesen
alten Brauch lehnten sich 1868 die Walliser auf, die keine ehrfürchti gen Angelsachsen, sondern hitzige und rebellische Kelten sind. Kündigungen waren die Folge; die widerspänstigen Pächter wurden an
die Luft gesetzt. Aber Wales ist seitdem „liberal" geworden, wobei
auch das Dissenterthum und der Haß, gegen die LtablisKsä LKuroK
mitgewirkt hat, die ja jetzt äisestadlislieä wird. Kirchliche und bürgerliche Gleichberechtigung erkämpfen (die also in England noch
nicht vorhanden sind): Das ist eine der Parolen des Reformministers. ^ propos Wales: in einer zu Cardiff gehaltenen Wahlrede
lobt Lloyd George das starke Nationalgefühl der Walliser. „Wenn
Sie uns (die Liberalen) morgen allesammt aus dem Parlament
hinauswerfen und durch Kandidaten der Inäepsnäsnt I^donr
?s.i-t^ ersetzen, werden Diese, so weit sie wallistsche Arbeiter sind,
ihrem patriotischen Ideal genau so eifrig dienen wie irgendein
Mitglied einer anderen Partei. Das liegt ihnen im Blut." Im
rühmlichen Anterschied von den Iren, die ihre keltische Sprache
aufgegeben haben (ohne dadurch Engländerfreunde geworden zu
sein), seien die Walliser ihr treu geblieben. Man denke sich einen
preußischen Minister polnischer Abstammung, der eine solche Rede
in Posen hielte, und ermesse, wie weit der Alldeutsche Hasse danebengeschossen hat, der die preußische Polenpolitik mit der Anterscheidung von Nationalstaat und Nationalitätenstaat rechtfertigte
und uns England als das Muster eines Nationalstaats anpries.
Die sozialen Zustände seines Landes malt Lloyd George so
schwarz, wie sie sind; doch hat er auch Rosa auf seiner Palette. Das
trägt er dick auf, wo es gilt, durch Vergleichung der britischen Industrie-und tzandelsblüthe mit dem zurückgebliebenen Ausland die
Schutzzöllnerei zu bekämpfen. Die unglücklichen Berliner müssen
von Schwarzbrot und Pferdefleisch leben. (Bekanntlich haben seine
Gegner mit Frohlocken konstatirt, daß Pumpernickel eine Delikatesseist. Nebenbei bemerkt: die Nahrungmittelchemiker rechnen uns
vor, um wie viel Weizenbrot nahrhafter sei als Roggenbrot. Ich
glaube ihnen nicht, sondern halte es mit einem Freunde in Baden,
der 1870 sagte: „Franzosen, die sich von fadem Weißbrot nähren,
könneil es nimmermehr mit den kräftiges Schwarzbrot essenden
Westfalen und Pommern aufnehmen.") Einmal lügt der Verthei»
diger des Freihandels geradezu: er giebt den britischen Export
auf 517, den deutschen auf 200 Millionen L an. (Die richtigen

Zahlen für 1911 lauten: England,9268: Deutsches Reich, 8101 Millionen Mark; der deutsche Export hat also den englischen beinahe eingeholt. Daß, England und Deutschland die besten Kunden für einander sind, gesteht er gelegentlich, verschweigt aber, daß, der englische Export nach Deutschland unter Schwankungen abnimmt, ovr deutsche nach England in der selben Weise wächst.) Und er wagt die großartige Unwahrheit: unter der Herrschaft des Freihandels sei England das reichste Land der Welt geworden. England ist das reichste Land geworden bei einem System von Schutzzöllen, Ausfuhrverboten, Unterdrückungmaßregeln (nicht einen Hufnagel sollten di e nordamerikanischen Kolonisten selbst machen dürfen, alle Gewerbeerzeugnisse sollten sie aus dem Mutterland beziehen, und zwar auf englischen Schiffen; den Iren wurde der Heringsfang an ihrer eigenen Küste verboten), gegen das anzukämpfen, Adam Smith für aussichtlos hielt. Erst nachdem sie die Industrien, namentlich die Textilindustrien aller anderen Länder vernichtet hatten, ihre eigene Industrie also keines Schutzes mehr bedurfte, gingen die Engländer zum Freihandel über, den sie von da an allen Nationen predigten, wie der Fuchs den Gänsen die Freiheit der offenen Wiese predigt. Die anderen Nationen haben ja von uns erst das Geschäft erlernt, bemerkt Lloyd George einmal. Ganz richtig! Namentlich wir Deutschen haben, unter Friedrich Lists Anleitung, von den Engländern gelernt, wies gemacht wird. Uebrigens ist natürlich die Zollpolitik nur eine der Kräfte, die den Fortschritt oder Rückgang von Industrie und Handel bestimmen, und seit der Verbreitung der Maschinenindustrie über die ganze Kulturwelt keine ausschlaggebende mehr. Schmoller hat in seinem „Grundriß" nachgewiesen, daß die Konjunktur ziemlich unabhängig von der Zollpolitik auf und ab schwankt.

Lloyd George ist im Recht, wenn er behauptet, daß, seinBudget und seine gesammte Politik nicht sozialistisch, sondern ein Schutz vorm Sozialismus sei; aber „bessere Zeiten" herbeizuführen, werden sich seine Maßregeln zu schwach erweisen. Die Riesenaufgabe, das Industrieproletariat in Bauern zurückzuverwandeln, wird er nicht lösen, das gesunde Gleichgewicht zwischen Urproduktion und Industrie, zwischen Menschenzahl und Bodenfläche nicht wiederherstellen, den Gegensatz zwischen Mammutreichthum und stinkendem Elend nicht aufheben. Dem Studium unserer Parlamentarier seien noch ganz besonders die beiden in die Sammlung aufgenommenen Unterhausreden empfohlen, aus denen man erkennt, wie souderain die leitenden Minister Englands dem Parlament gegenüberstehen und welche anständige Zurückhaltung die Opposition übt.

Neisse. Karl Ientsch.

# Tanzlied.

Tanzlied.

anze, tanze, mein Aind,
Dort, wo die Wiesen sind,
Wo aus den Nebeln die Llfen steigen
Und sich schlingen zum wirbelnden Reigen;
Nur tanze Du heißer als sie und behender,
Sonst ziehen herab Dich die feuchten Gewänder.
Lustig und leicht wie der Wind,
Tanze, tanze, mein Aind!

Tanze, tanze, mein Aind,
Dort, wo die Wasser sind,
Die rauschen und brausen, stäuben und sprühen
Und flimmernd im Sonnenstrahl aufwärtsziehen,
Die schleiernd über die Alippen gleiten,
Ein Schaumgespinnst Dir zu Füßen breiten.
Auf Spitzzehen, leis und gelind,
Tanze, tanze, mein Aind!

Tanze, tanze, mein Aind,
Dort, wo die Tannen sind,
Wo unter Felsen in Mttagsgluthen
Starr und schweigend die grünen Fluthen,
Wo dunkle Worte die Bäume rauschen.
Doch hüte Dich, dem Geheimnis; zu lauschen,
Das leuchtend das Märchen dort spinnt.
Tanze, tanze, mein Aind!

Die Zukunft.
Tanze, tanze, mein Aind,
Dort, wo die Sterne sind,
N)o durch die nächtlich schwarzblauen Räume
Funkeln und fallen die silbernen Träume
Und wo der Sehnsucht zitternde Stimmen
Verhalten über die Erde schwimmen.
Hort, wo der Schmerz zerrinnt,
Tanze, tanze, mein Aind!
Tanze, tanze, mein Aind,
Nicht, wo die Menschen sind;
Sieh, wie sie hasten, lärmen und streben
All um ihr ärmliches, lebloses Teben!
Deine zierlichen Füße, sie blieben kleben,
Deine weiße Hand griffe nur Spinnenweben.
Il?o die Seele den Tod gewinnt,
Darfst Du nicht tanzen, mein Aind.
Tanze, tanze, mein Aind,
Dort, wo die Träume sind;
Und wirst Du müde, so will ich Dich tragen,
Die Augen brauchst Du nicht aufzuschlagen;
Und schläfst Du in meinen Armen ein,
!Nüde von: Tanzen, müde vom Schein,
Aüß ich Dich weich und lind.
Träume, träume, mein Aind . . .
Hamburg. Theodor S

Reiseziele.
^W^er Graf sah in seinem neuen grauen Reiseanzug wirklich hübsch
aus. Das wußte er auch. Im Zimmer ging er, blaue Rauch-
wolken aus der duftenden Cigarette blasend, auf und ab. Kam er vor
den Spiegel, der seine ganze Figur zeigte, so blieb er wohlgefällig
stehen, warf einen prüfenden Blick hinein, that einen großen Zug aus
der Cigarette und ließ den eingezogenen Rauch langsam durch die
Nüster seiner feinen Nase gleiten; dann nickte er mit dem aristokrati-
schen Kopf und war zufrieden, sehr zufrieden.
„Ah! LnLksnts, lieber Victor, daß Du kommst, ich habe gerade
noch etwas Zeit, Du siehst..."
„Reisefertig? Famos! Günther, Du bist zu beneiden. Die Fest-
lichkeiten, Rußland, die Gesellschaft.. .pompik!... Anzug übrigens
ausgezeichnet;... wo?"
„London."
„Natürlich London; immer das Beste. Auch neue Uniform?"
„Freilich. Aber hier... selbstverständlich!"
„Ortsmsmsut!... Du fährst Orientexpreß?"
„Ia. Konstantinopel. Habe dort Rendezvous mit Baron Posso-
new. Du kennst ihn doch?"
„?srbleu! Und die junge Baronesse? Soll reizend geworden sein.
Sicher fährt sie mit nach Kiew."
„Das weiß ich nicht bestimmt, aber ich glaube es; die Baronin
käme um die Gelegenheit, Alexandra in die Gesellschaft einzuführen."
„Und um welche Gelegenheit! Wann wird das Denkmal des
Großfürsten enthüllt?"
„Am Zehnten."
„Da hast Du doch eigentlich Zeit?"
„Ron, mon vksr!"
„Ich beneide Dich! Die Reise allein schon, in angenehmster Ge-
sellschaft. Und als Repräsentant des Herzogs, der Dich befohlen!
Hochgradige Auszeichnung. ^ propos Auszeichnung: sicher zum Halse
heraus, tiefrothes Band... Günther! Ich beneide Dich! Du bist ein
Glückspilz. Dir fliegt Alles zu. Wie viele Orden hast Du denn schon?"
„Ach, viele... Aber ich höre das Auto vorfahren. Siehst Du:
da ist es auch schon, Karl... Ia, ich komme gleich. OKsr Viotor:
Lebewohl!"
„Also denn Adieu, Günther! Grüße die Iacquelin, die Baro-
nesse... und mach' Deine Sache gut!"
„Ich hoffe, obwohl Denkmalenthüllungen gerade in Rußland
nicht angenehm sind. Unruhen etcetera. Du weißt ja!"
„Seit wann hast Du Furcht?"
„^smäis, mon «Ksr; nur sind Ungewißheiten nicht behaglich...
Nun aber nochmals: Adieu! Auf Wiedersehen!"
„Wiedersehen!"

Das Automobil brachte den Grafen schnell an den Bahnhof.
Im Frühlingssonnenglanz brauste der Orientexpreß durchs Land.
Die Hitze lagert schwer über der Stadt. In der Bahnhofshalle
ist sie kaum zu ertragen. Der Personenzug nach Salzburg, schon über-
füllt, nimmt immer noch Passagiere auf. Man drängt und stößt.
Plätze, die belegt waren, werden wieder frei gemacht; endlich werden
die Wagenthüren zugeschlagen und der Zug setzt sich langsam und
stöhnend in Bewegung.
In der Dritten Klasse sind alle Fenster geöffnet; die schmutzigen
Vorhänge flattern draußen in der Luft, in der die schwarzbraunen
Wolken der Maschine wie große Ballen gefärbter Watte schwerfällig
auf die heiße Erde niedergleiten. Acht in einem Coups; und fast Ieder
mit reichlichem Handgepäck, das noch nicht völlig untergebracht ist.
Koffer, Kisten und Menschen stehen im Gang. Man versucht, sich zu
arrangiren. Ungeduldig sehen die Bequemen, wie man an ihrem Ge-
päck schiebt, um Platz zu gewinnen. Ein ganze Weile geht es so. Da
pfeift der Zug, verlangsamt sein Tempo und hält.
Der dicke Bauer steht mit seiner Bäuerin auf; er hat den Regen-
schirm fest unter den Arm gedrückt, greift mit derben Händen zwei
Kasten und windet seine Frau und sich gemächlich aus der Thür.
Das giebt ein Bischen Luft. Gott sei Dank! Auch den Sachen, ist
jetzt besserer Platz zu schaffen. Ein in graue Leinwand eingenähtes
spitzauslaufendes Gestell steht oben auf dem Brett. Die Lokomotive
zieht an, die Wagen stoßen auf einander, man wackelt hin und her.
Aus der grauen Leinwand tröpfelts von oben auf das Kleid der
Bürgerin, die entsetzt aufschaut. Ihr Mann, vis-d-vis, der längst neu-
gierig das mysteriöse Handgepäck besehen und ein eigenthümliches
Ticken im Innern des Gestells zu hören geglaubt hat, fragt laut nach
dem Besitzer solcher Höllenmaschine. Bescheiden und höflich erhebt sich
ein schlanker, großer, junger Mann und bittet in gebrochenem Deutsch
um Entschuldigung. „Vogel; Perroquet: Brasilien!" Vorsichtig nimmt
er mit seinen feinen, schmalen Händen das Gestell herunter und setzt
es sich auf den Schoß, den er vorher mit den Seiten des langen Win-
terübeiziehers bedeckt. Dann löst er oben die Schnur der Leinwand.
Das Bauer mit zwei reizenden Papageien wird sichtbar, die sogleich
an den zarten Fingerspitzen des ihnen Wohlbekannten mit ihren
Schnäbeln und dicken Zungen zu nagen und zu tasten beginnen.
Rasch wechselt die Stimmung. Man ist erfreut, bei der so lästigen
Hitze eine Zerstreuung gefunden zu haben, die wie Erfrischung wirkt.
Die Aufmerksamkeit gilt den Papageien und deren Besitzer, der in
Allem den Ausländer erkennen läßt.
Unter der großen, etwas abgetragenen Reisemütze fallen wellige,
blauschwarze Haarsträhnen in das gelbbraune, fast mädchenhafte Ge-
sicht. Zwei tief dunkle, von langen Wimpern verschleierte Mandel-

äugen blicken rührend und unruhig zugleich umher. Die feingebogene
Nase erinnert an Velazquez; wäre der Mund mit den vorspringenden
Zähnen nicht allzu grob und slavisch, so dürfte man den Iüngling
schön nennen. Sein Betragen, der gute Accent, mit dem er Französisch
und Englisch spricht: Alles läßt ihn als einen gebildeten und ange-
nehmen Menschen erscheinen. Er war in Brasilien gewesen, hatte
Paris und Genf, Studirens halber, kennen gelernt und wollte nun
in seine Heimath, nach Südrußland, zurück.
Auf freier Strecke hält der Zug. Herrenchiemsee mit dem Königs-
schloß wird deutlich sichtbar. Alles schaut hinaus. Auch der Russe
wird neugierig und fragt in seiner höflich bescheidenen Art den Ma-
ler, der schon seit München ihm gegenüber gesessen und interessirt den
feinen Kopf des jungen Ausländers bewundert hat: „Was ist da?"
Der Maler erzählt ihm von den Königsschlössern und von Ludwig dem
Zweiten. Träumerisch schauen die dunklen Augen des Russen in die
Weite. Als aber der Maler vom tragischen Ende des Königs erzählt,
scheint in dem jungen Mann plötzlich eine Veränderung vorzugehen.
Das mädchenhaft. Weiche schwindet, Trotz und Männlichkeit treten
hervor, der Schleier der Augen sinkt, dahinter flammt es muthig auf,
in den Mundwinkeln zuckts, die Zähne werden sichtbar. Eben noch
milder, blauer Frühlingstag; nun Gewittersturm und Blitz, Hat der
Maler es bemerkt?
Langsam rollt der Zug, der das Einfahrtzeichen erhalten hat,
vorwärts.
Station Prien. Mit ihren Gepäckstücken verlassen fast alle Passa-
giere das CoupS. Da Niemand einsteigt, schließt der Schaffner die
Thür; und der Zug fährt weiter.
Die Hitze ist drückend. Der junge Russe zieht seinen Winterüber-
zieher aus und athmet erleichtert auf. Seine Blicke streifen dabei den
Maler, der die Gelegenheit zur Wiederaufnahme des Gespräches be-
nutzt.
„Fahren Sie nach Wien?"
„Nein; Rußland.-
„Da sind Sie wohl sehr glücklich, in Ihre Heimath zu kommen
und Ihre Eltern wiederzusehen?"
Der Schleier senkt sich auf die Augen; die Lippen schließen den
Mund. Nach einer Pause fragt der Maler: „Werden Sie nicht in
Wien übernachten? Die Reise nach Rußland ist weit."
„Nein, direkt Rußland; noch drei Tage."
„Noch drei volle Tage? Sie werden bei der Hitze ja ganz erschöpft
ankommen; muß es denn sein?"
„Es muß sein; keine Stunde verlieren!" Als ob ein Verhängniß
über ihm wäre, wehrte er mit den schmalen Händen des Malers Ver-
such ab, weiter zu fragen; und sprach nur: „Ich muß in drei Tagen
dort sein;-Kiew."
Eine lange Pause folgte.

Der Russe stand auf; er suchte, dem Maler den Rücken kehrend, in seiner auffallend eleganten Reisetasche einen Gegenstand, den er bald gefunden hatte. Zutraulich begann er wieder: „Wird an der Grenze scharf revidirt? Darf man Waffen tragen?"

„Wenn Sie welche bei sich führen, ist es wohl besser, sie zu verbergen; man kann leicht Unannehmlichkeiten haben."

„Hier die Menschen sind gut, aber bei uns muß man Waffen haben." Aus einem Futteral nimmt er einen Browning, den er sehr geschickt unter der Weste in seiner Achselhöhle verbirgt. Ein Stilett mit schön verziertem, silbernem Griff, der aus weicher Lederhülle blinkt, verschwindet in die weite Brusttasche des Russen, der sich, wie selbstverständlich, für die nahende Grenze zu rüsten weiß.

„Bleiben Sie in Rußland oder kehren Sie bald wieder zurück?"

„3'e8pers!" Müde und schmerzlich klingt die Antwort.

Die Fefte Hohenfalzburg thront über der Stadt. Im Osten haben sich schwere Gewitterwolken zusammengezogen. Dröhnend rasselt der Zug über die Salzachbrücke.

Scharfling. Paul Kali sch.

-5

## Russenhausse.

ussische Spezialitäten sind ein Leibgericht der Börse. Die ist schon seit Iahr und Tag für Russen fest und hat jede Sorge um die Ki editwürdigkeit des Zarenreiches und seiner Wirthschaft längst in die Räucherkammer gehängt. Die Spekulation in Russenwerthen war schon vor Monaten so hitzig, daß vor die Ausschreitungen der lustigen petersburger Börsenkumpanei ein amtliches Warnungsignal gestellt wurde. Genützt hat es nicht. Was an Bank- und Industriepapieren haussefähig ist, wurde in Petersburg, Paris, Brüssel, Berlin ins Höhenklima gebracht; und die Luft ist keinem der kühnen Kletterer je zu dünn geworden. Wie lange wird die Fröhlichkeit noch währen?

An der Spree wurde die Entente durch die Nobel-Aktie vermittelt. Als im April 1912 die Aktien der Naphthaproduktiongesellschaft Gebrüder Nobel ihren Einzug in die berliner Börse hielten, sah man ein gutes Omen darin, daß für das Debut einer russischen Industrieaktie in Berlin (die Obligationen der Nobelgesellschaft haben schon seit Iahren Heimathrecht) ein so gutes Papier gewählt worden sei. Naphthanobel ist in Rußland fast so viel wie Petroleumrockefeller in Amerika (inutstis inutsvgis natürlich); und nicht einmal die russische Herkunft des Papieres gab Anlaß zu der bekannten Gänsehaut. Aber eine so phänomenale Entwickelung, wie die Aktie seit ihrem berliner Geburts-

tag genommen hat, hätte ihr die üppigste Iobberphautasie nicht zugetraut. Der Zeichnungpreis war 201; der erste Kurs 207>/s. Und in diesen Tagen erklomm die Aktie den höchsten Gipsel von 309 Prozent, Das sind über IM Prozent Agio in zwei Monaten. Gründe? In Petersburg werden die Drähte gezogen und in der Burgstraße hüpfen die Puppen, Die Dividende für 1911 wurde (um 2) auf 14 Prozent erhöht. Das war das für die Aktieneinführung erforderliche Ornament. Aber bei solchem Ertrag wäre ein Kurs, der nicht hoch über 200 lag, gerade genug gewesen; denn: 6 bis 7 Prozent Zinsen darf man von einem ausländischen Dividendenpapier fordern, ohne gierig zu sein. ÄVs geben die besten deutschen Anlagewerthe. Was darüber ist, geht auf Kosten des Schlafes; und den darf man sich theuer bezahlen lassen. Die Dividende allein thuts also nicht. Vielleicht boten die Trustpläne der russischen Petroleumindustrie ein brauchbares Motiv? Neulich wurde die Russian General Oil Corporation gegründet, die einen Ring um die zweite große Naphthagruppe des Zaren» reiches legt. Die Firmen, die nicht zum Nobelconcern gehören, sind nnter dem Schild der englischen Gesellschaft vereint. Die britische Form wurde gewählt, weil die Aktien in London die Feuertaufe bekommen sollen. Hie berliner Börse, hie Stock Exchange! Nobel sucht Anschluß in Deutschland, die anderen Naphthaleute gehen nach England. Diese Thatsache allein würde noch nicht auf eine Rivalität schließen lassen. Man könnte sich denken, daß das Belegen der beiden stärksten Kapitalmärkte Europas wohldurchdachte Politik sei. Aber ein anderer Umstand erweckt Verdacht. Die Russian General Oil Corporation hat an der Spitze ihres Programms die Forderung der Kon» trole über den ganzen russischen Naphthabereich. Auch die Nobelgruppe müßte also in den neuen Concern als Syndikatsmitglied eintraten. Da nun die englische Partei eine Produktion von etwa 75 Millionen Pud beherrscht, während Nobel nicht weniger als 150 Millionen Pud Rohprodukte und Destillate kontrolirt, so ist nicht einzusehen, warum der Mächtigere sich dem Schwächeren unterwerfen solle. Daß die russische Petroleumindustrie durch einen Trust ein starker Konkurrent der Standard Oil auf dem Weltmarkt werden könnte, ist gewiß. Die Möglichkeiten einer bis an die letzten Grenzen reichenden Expansion sind aber noch nicht sichtbar; und so scheint das Auftreten der russisch-englischen Naphthagruppe kein viel besseres Haussemotiv zu sein als die Dividendenerhöhung. Sicher ist dagegen, daß die Bemessung der in Berlin aufgelegten Kapitalsquote Einfluß auf die Kursbewegung hat. Von dem Aktienkapital (20 Millionen Rubel) wurden nur 6 Millionen zur Subskription gebracht. DamU war die Grenze für die freien Stücke gezogen; das Uebrige bleibt in solchen Händen, die sich, aus erklärlichen Gründen, die unbedingte Majorität erhalten wollen. Der Kurs der Nobelaktie wäre nicht auf so steile Höhen gesprungen, wenn die für Berlin bestimmte Aktiensumme größer gewesen wäre. Ie weniger Material, desto mehr Spannungraum.

Um dem Stückmangel abzuhelfen, könnte man die Usancen im Handel mit Nobelaktien ändern. In Petersburg werden, neben den einzelnen Stücken im Nominalwerth von 250 Rubeln, noch Packete von 20 Aktien gehandelt. Daß solche Haufen die Beweglichkeit des Aktienkapitals hindern, ist begreiflich. Wichtiger als die Verbesserung der Handelstechnik ist die wirthschaftliche Seite der Verbrüderung russischer Petroleumwerthe mit deutschem Geld. Das Papier wäre nicht nach Berlin gekommen, wenn die Nobelgesellschaft die Absicht hätte, bei ihrer konservativen Politik zu bleiben, die jeder allzu breiten finanziellen Ausdehnung abhold war. Sie kann wohl auch nicht dabei bleiben; denn das Petroleumreich ist in einem Zustand, der zur Neuregelung der Grenzverhältnisse zwingt. Die Oelfelder am Kaspisee sind nicht unerschöpflich. Werden die ersten Zeichen der Ermüdung sichtbar, so muß, durch sichere Verfassung der Produktion, ein Gegengewicht geschaffen werden. Natürlich wartet man nicht, bis die Gefahr nah ist. Der kluge Taktiker baut vor; und ein solcher Vorbau ist die Konzentration: Kontrole über Waare und Preis. Daß die nächste Zeit in der russischen Petroleumindustrie im Zeichen der Kar» tellirung stehen wird, sagte ich schon. Die Mittel aber, die das neue System braucht, müssen durch Effektentransaktionen aufgebracht werden. Der kosmopolitische Sinn des Geldes wird stets erkennbar, wenn ihn Gewinn verheißende Geschäfte reizen. Der Philister fragt wohl: „Wie kommt deutsches Geld dazu, die Pläne russischer Oelmagnaten zu fördern?" Der Kapitalist aber sagt: „Vbi bsns, ibi patris".

Die russische Haute Banque hat noch Etwas vom Wesen der reichen Kaufleute, die in Sokolniki mit Champagnerflaschen Spiegel und Kristall zerschmettern und nachher lachend die ganze Zeche bezahlen. Die Banken sind sehr rasch groß geworden, haben ihre Kapitalien und ihren Filialenbereich weit ausgedehnt, schreiben vergnügt das an zweifelhaften Kunden Verlorene ab und zahlen, nobel, anständige Dividenden. In den letzten Iahren hat kein Institut seine Quote erniedrigt, obwohl fast alle ihr Aktienkapital erhöhten. Gute Ernten (für alle Wirthschaft des Zarenreiches das Wichtigste) sind der Entwickelung der Banken nützlich gewesen. Die berliner Börse hat acht russischen Banken Gastrecht für ihre Aktien gewährt; und man sagt, daß der deutsche Kapitalist sie fast zärtlich liebe. Ietzt soll eine dritte russische Bankaktie in den Ultimoverkehr gebracht werden. Die Russische Bank für Auswärtigen Handel und die Petersburger Internationale Handelsbank besitzen den Vortheil des Terminhandels für ihre Werths schon. Die Darmstädter Bank hat für die Aktien der Azow-Don-Kommerzbank das selbe Privilegium beim Bundesrath beantragt. Das Grundkapital dieser Bank wuchs seit dem Iuni 1911 von 20 auf W Millionen Rubel und das Iahr 1911 verzeichnete einen Umsatz von 24215 Millionen oder fast 50 Milliarden Mark (der Schaaffhausensche Bankverein mit 145 Millionen Aktienkapital setzte 53 Milliarden, die Diskontogesellschaft, ohne Norddeutsche Bank, mit 200 Millionen 58 Milliarden um). Man sieht, daß es der Azow»

Russenhausse.
Don-Kommerzbank nicht an Temperament fehlt. Die Petersburger Internationale Handelsbank steht mit der neuen Naphthagruppe in Verbindung und wird deshalb von der Börsenspekulation mit freundlichem Auge angesehen. Auch ihr Ehrgeiz ist ins Kraut geschossen. Die Wirthschaftkultur zeigt sich nicht nur im Positiven, sondern auch im Negativen: Petersburg hat seinen Fall Humbert; freilich keinen vom pariser Format. Vor einem Iahr wurde in Peters Stadt ein „Bankhaus der russischen Industrie" gegründet, das mit Hilfe nationaler Gesinnung und hoher Protektion einen Strom von Spargeldern in seine hungrigen Kassen lenkte. Der Gründer verspielte das Geld an der Börse. Die anständigen Bankfirmen hielten sich von der anrüchigen Kollegin fern und warnten das Publikum. Auch das Finanzministerium hatte gegen die Existenz der Schwindelbank Einspruch erhoben, ohne den Nimbus der wirksamen Gönnerschaft, deren sich das Unternehmen erfreute, zerstören zu können. Schließlich brach der Bau zusammen; und der Staatsanwalt griff zu, da Urkunden gefälscht worden waren. Eine Kassenrevision ergab einen Bestand von ganztn 18 Kopeken. Solche Erfahrungen sind Symptome. Sie deuten auf verstärkte Resonanz für die Lockung mit hohen Zinsen. Das ist in den Tagen des Rentenelends nichts Besonderes. Aber Rußland kennt keinen Iammer dieser Art. Seine Staatspapiere stehen, im Gegensatz zu den westeuropäischen Fonds, gut; und die Obligationen der Eisenbahnen sind, nicht nur in der Heimath, ein begünstigtes Anlagepapier (wie das Ergebniß der Subskription auf die letzte Serie ^Vsprozentiger Schuldverschreibungen der Wladikawkasbahn lehrte). Trotzdem hat das Börsenspiel sich sehr verbreitert; es ist nicht so „populär" wie in Deutschland (dazu fehlt dem Effektenhandel das „Hinterland"), macht aber auffallende Fortschritte. Die Hybris ist erwacht; und nachgerade müßte man. zweifeln, ob solche Kapitalisirungen der Wirthschaftleistung entsprechen, wenn in Rußland nicht so große Mengen ungenützter Kräfte der Ausbeutung harrten.
Die Spekulation möchte sich der Abhängigkeit vom Ernteertrag entbinden, an dessen Ziffernwerth schließlich nicht gedeutelt werden kann. Das wissen die Unternehmer und suchen deshalb mit ihren Dispositionen unter Dach zu kommen, bevor die unerbittliche Arithmetik ihr reinigendes Werk vollzieht. So hat mans mit den Eisenbahnaktien getrieben, die, nach westeuropäischer Tradition, zu den beliebtesten Spielpapieren gehören. Die Kurse der bekannten Effekten dieser Gattung haben kaum glaubhafte Höhen erklettert (die Aktie der Moskau-Kasan-Bahn erreichte einen Höchstkurs von 6'i0, nachdem eine Dividende von 32 Przenot zugesagt worden war; Moskau-Kiew-Woronesch wurde bei 200 Rubel Nominalkurs mit 1000 Rubel bezahlt) und sind bei solchen Spannungen natürlich schroffen Veränderungen ausgesetzt. 1809 und 1910 hatten, in Folge günstigen Ernteresultats, gute Frachten. 1911 brachte eine Untermittelernte; dieser Umstand wirkte aber nicht auf die Bewerthung der Aktien. 1912 wird besser

sein als 1S11. Die Daten der russischen Staatsbahnen sind die beste Entschuldigung für die Liebhaber der Privatbahnaktien. Das Endergebniß für 1911 ist über die Summe des Voranschlages hinausgegangen (710 gegen 690 Millionen), und da für 1912 wieder eine niedrige Ziffer eingesetzt wurde, so ist abermals eine angenehme Enttäuschung vorbereitet. Die russischen Bahnen waren stolz auf ihre Masutheizung, an deren Zukunft bei der scheinbaren Unerschöpflichkeit der Naphthagruben nicht gezweifelt wurde. Die Entwickelung der Naphthapreise hat in den Glauben an den ewigen Quell Bresche gelegt und die Eisenbahnmänner gezwungen, neue Wege für die Versorgung der Lokomotiven mit billigem Brennmaterial zu suchen. Wäre der Leib des Heiligen Rußland so reich mit Kohle geschwängert wie der Deutschlands, dann gäbe es kein Problem. Nun aber muß man versuchen, die Kohlenfeuerung, um die einstweilen noch nicht herumzukommen ist, in möglichst rationeller Form anzuwenden.

Das bekümmert die Spekulation nicht. Die spielt lieber mit den Möglichkeiten neuer Verstaatlichung von Privatgesellschaften und hat die Enttäuschung, die ihr Warschau-Wiener brachten, rasch vergessen. Anzeichen ernster Absichten des Staates sind nicht sichtbar; und der Finanzpremier Kokowzew, der vor Kurzem erst über die zu schwere Belastung des russischen Kapitalmarktes mit privaten Emissionen, besonders mit Hypothekenpfandbriefen der Aktienagrarbanken und städtischen Kreditgesellschaften, klagte, wird wohl eine günstigere Gelegenheit abwarten, um auf neue Eroberungen im Schienenreich auszugehen. Rußlands Verschuldung an das Ausland (dieSumme der auswärtigen Anleiheschulden betrug, Ende 1911, 8,95 Milliarden Rubel) ist noch immer ein Schönheitfehler; und die Verstaatlichung der Bahnen würde da mehr störend als fördernd wirken. Das wichtigste Gegenstück zur großen Auslandschuld ist der Saldo des russischen Außenhandels. Ie größer der Ueberschuß, desto breiter die Basis für die Befriedigung der fremden Gläubiger. Rußlands Außenhandel hatte 1911 einen Gesammttverth von 2484 Millionen Rubeln (148 mehr als 1910) und der Ueberschuß des Exports betrug 452 Millionen Rubel. Um den Eltrag der Getreideausfuhr zu steigern, wollen einige unternehmende Wirthschaftpolitiker dem Staat zu einem Exportmonopol überreden. Der Plan ist so abenteuerlich, daß er nur als Kuriosum weiterleben wird. Die Getreidepreise und der Umfang der Ausfuhr sollen in jedem Iahr durch Gesetz bestimmt und die Kosten dieser sonderbaren Sanirung des Getreidemarktes durch besonderes Papiergeld („Weizenassignaten") gedeckt werden. Der Ersinner sollte sich den Plan patentiren lassen. Die Russen lächeln, wenn sie davon hören, sind, nicht ohne Grund, stolz auf die rasche Kräftigung ihrer Wirthschaft, die auch (Ludwig Max Goldberger wird die Anleihe verzeihen) fast unbegrenzte Möglichkeiten bietet, und denken, gehts einmal schief: „MtsKswo!"

Ladon.

Herausgeber und uerantwortlicher Redakteur: Maximilian harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck uon Paß « Garleb S in b tz. in Berlin.

Berlin, den 27. Juli 1912.
Responsorium.
?ater ecstaticus:
^W urer Excellenz wird nicht entgangen sein, daßMarineminister
<AM Delcasse am vorigenSonntag einen Plan von ungemeiner
Tragweite enthüllt hat. Während eines Frühstücks, das er an
Bord des« EdgarQuinet" (witzig, daß dieseIakobinerihre Kriegs»
schiffe auf dieNamen von Politikern, Geschichtschreibern und so-
gar Dichtern tausen) im Golf von Ajaccio den Spitzen des Ge-
schwaders und der korsischen Behörden gab, verkündete er den
Beschluß, aus dem (von der Citadelle und dem Granilmolo gut
geschützten) Hafen der Festung zweiten Ranges eine Flottensta-
tion erstenRanges zu machen. Noch in diesem Winter sollen acht
Unterseeboote undzehnTorpedozerstörer hin; was natürlich nur
ein Anfang sein kann. DieFranzosen sind schlau genug, die Sache
sacht, mit ein paar Zeilen, zu streifen; aber auch unsere Presse, die
immer zu spät merkt, nach welchem Ziel geschossen wird, geht im
Türkengalop drüber weg. Die Leute am Leipziger Platz werden
ihrenVers daraufhaben; doch weil sie mitjedemfür denpolitifchen
Kampf brauchbaren Sprengstoff wie Kinder mit Feuerwaffen um-
gehen, können sie auch diesmal uns Nützliches vertölpeln. Und
das Sonntagsvergnügen muß behutsam behandelt werden. Wen
bedroht denn die korsische Seefestung? Oesterreich, würden die Pa-
riser antworten; und sich auf Balfour berufen, der Montag im
Unterhausgesagthal, dasKräfteverhältniß imMittelmeerwerde
dadurch verändert, daßOcsterreich-Ungarn, trotzdem es wedereine
lange Küste noch Kolonien habe, den Rang einer maritimen Groß-

machterstrebe. (KeinschlechterStoßdesfeinenFechters. Er weiß,
daß man in Wien ziemlich rathlos vor der Aufgabe steht, den dicken
Forderungen für Heer und Flotte eine zulängliche und nach dem
Maß der Reichsfinanzen zugeschnittene Deckung zu schaffen, daß
dem Grafen Berchtold manche berlinerZumuthung sehr unbequem
ist, und will erwirken, daß der Oesterreicher, noch lauter der An-
gar sich fragt: Wem bringen wir eigentlich diese Rüstungopfer?
Und antwortet: Dem deutschen Nachbar; denn unsere Interessen
sind auch mit kleinerem Aufwand zu schützen. Auf diesem Gedan-
kengang, denkt Balfour, kann der Donaumenschheit das Bünd»
niß verekelt werden.) Solche Auffassung dürfen wir nicht durch
Schweigen begünstigen. Müssen, ohne Bitterkeit im Ton, sagen,
daß wir in der Annahme, Oesterreich rüste gegen England und
Frankreich, mit denen es (leider) «ptime stehe, nur einen nicht ge-
rade gloriosen Sommerwitz sehen. Delcasse ist ja nicht der erste
französische Marineminister, der in Ajaccio geredet hat. Vorzehn
Iahren war der langmähnige PeUetan dort und nannte Korsika
«eine geladene Pistole, die auf das Herz Italiens zielt". Ging
dann nach Biserta und rief nach Sizilien hinüber: »Im Be-
sitz dieses starken, den Angriff erleichternden Stützpunktes und
als Herren Korsikas und Toulons können wir, trotz Gibraltar und
Malta, zwischen den beiden Hälften des Mittelmeeres die Thür
offen halten." Väterchen Combes wüthete; fand, sein auf die Ma-
rine losgelassenes Kabinetsmitglied habe wie ein Iournalist ge-
schwatzt, nicht wie ein Staatsmann gesprochen. Begreiflich. Die
franko-italische Freundschaft schwelgte noch imWonnemond. Vier
Iahre wars her, seit in demRestaurant neben der Madeleine (wo
Boulanger sein Hauptquartier gehabt hatte) aus dem Nachtisch-
geplauder Luzzattis mit Delcasse (der noch nicht lange auf dem
Stuhl des minder kniffligen Hanotaux saß) der Handelsvertrag
entstanden war, der die reconciliation clans la^Vieäiterranee einleiten
sollte. Rudini, Visconti-Venosta, Luzzatti, Prinetti, Zanardelli,
Reßmann und Barröre hatten sich in Schweiß geredet und ge-
schrieben. Alles fix und fertig. Marokko für uns, Tripolitanien
fürEuch. InToulon huldigt die Italerflotte HerrnLoubet. Victor
Emanuel nennt in einer Depesche die Französische RepublikIta-
liens Freundin. Delcasse klettert imMai auf die Kammertribüne
und jauchzt: «An keinemPunkt stoßen die berechtigten Ansprüche
der beiden Völker auf einander.' Instruirt den Botschafter Bar»

rere, in Rom nicht gegen die Verlängerung des Dreibundes zu
arbeiten, sondern nur dafür zu sorgen, daß Italien der Republik
befreundet bleibe und die Möglichkeit schaffe, auf beiden Seiten
der Alpen zu erklären, das Königreich werde sich niemals als
Werkzeug der Franzosenfeindschaft brauchen lassen. Abgemacht.
Prinettiund Delcasse blasen ihr berühmtes Flötenduett. Und zwei
Monate danach plumpst der Taps Camille PeÜetan mit seinen
Schmierstiefeln in ihr Idyll. Eine geladene Pistole, die auf Ita-
liens Herz zielt. Korsika, das bis tief ins achtzehnteIahrhundert
den Genuesen gehörte und dessen Bewohner noch heute, trotzdem
es französisches Departement ist, wie echte Süditaliener aussehen
und empfinden. Der Kamillenthee kann auch kalt noch wirken. Aus
der Pistole soll eine geladene Kanone werden. Deren Rohr sich
morgen gegenSpezia richten und das Centrum italifcherMittel-
meermacht bedrohen kann. Wer daraus nichts zu machen versteht,
ist ein Esel mit Eichenlaubkranz; reif fürs verantwortlichste Amt.
Der Heilige Vater hat, diesmal in kühlerer Wohnung, die
Hitze bisher leidlich überstanden und ist, trotz Gicht, nicht ganz so
morsch,wie seineGegneraustuscheln.Immerhin können wir bald
einePapstwahl haben. (DaRampolla nicht wieder kandidirt, ar-
beitet sein mächtiger Anhang für denpisanerErzbischof; gelehrtes
Haus und Mathematiker wie der großePisanerFibonacci.)Das
Schwarze Rom, seit dem Anfang des Krieges, den man gern für
einen späten Kreuzzug ausgäbe, stärker als zuvor, ist geräuschlos
rührig; undaufdiekirchenfeindlichenParisernichtgutzusprechen.
Ie kräftiger es sich regt, desto besser für uns; den Luxus neuen
Kulturkampfes dürften wir uns jetzt ja nicht leisten. Unter Mac
Mahon, der doch nicht, wie sein VorgängerThiers, denItalienern
nachgesagt hatte, ihre Dankbarkeit werdeihreSchwächenichtüber»
leben, war Rom den Franzosen ein so schwieriges Pflaster, daß
ihre beiden Vertreter (am Quirina! und am Vatikan) kaum mit
einander verkehrten und der bei Pius beglaubigte Bürger der
Republik,als derMilitärbevollmächtigteseinesVaterlandes ge-
storben war, das Verlangen würdigerTotenfeier ablehnte. Nach
derMeinung sämmtlicher Monsignori genügte die stille Beisetzung
für einen Offizier, der sich dazu hergegeben hatte, dem Räuber
aus Piemont aufzuwarten. Als Noailles ausWashington nach
Rom versetzt und dieLegation in einedemRangeinerGroßmacht
angepaßte Gesandtschaft umgewandelt wurde, verbanden die

Häupter der Aristokratie sich zu dem Gelübde, demMarquis keine Wohnung einzuräumen. Der mochte im Hotel bleiben oder sich in der schäbigen Eleganz einer Fremdenherberge einrichten.So roärs geworden, wennNoailles nicht denPalazzoFarnese entdeckt und dem König Beider Sizilien abgemiethet hätte; zunächst für drei Iahre, dann, als Savoyens Herrschaft sich einzuwurzeln schien, für zwölf. Die Schwarzen pfauchten; aber die Republik thronte sicher im Fürstenschloß. Moral der Geschichte: Wenn unter der Firma des Mannender bei Magenta die rechte Flanke der Oesterreicher zerdrückt hatte,solcheStimmungmöglichwar,kannsie,nach Waldeck, Combes, Pelletan, nicht ausgestorben sein. Damals blickten wenigstens die Demokraten der beidenLateinerländernoch zärtlich über dieAlpen. Während des deutsch-französischen Krieges wurde, nach Sedan, am florentiner Hof eifrig derPlan erörtert, den General Nino Bizio mit einer Freischaar auf Korsika landen und die Insel, wenn die Korsen dazu gute Miene machten, annektiren zu lassen. Victor Emanuel wollte nicht; das Abenteuer roch ihm wohl zu garibaldinisch. Schon am dreizehntenTagnach Napoleons Kapitulation aber hatte Rochefort, einer der Regen ten der Oekense ^lationale, beantragt, Korsika den Italienern zurückzugeben; und am siebenten März 1871 nahm der Abgeordnete Clemenceau den (vom pariser Positivistenklub unterstützten) Antrag wieder auf. Clemenceau! Alles vergessen ? Siebenmal in jeder Woche müßte die Thatsache illuminirt werden, daß es nicht nur unter Habsburgs Doppeladler eine Italia irreäenw giebt. »Nizza und Korsika gehören Euch; dasMesser derFranzosen hat sie aus dem Leib EuresLandes geschnitten. Nnd dieInsel, die ein redliches Reugefühl Euch, wie gestohlenes Gut dem legitimen Besitzer, zurückgeben wollte, soll, mit ihrer durch alle Künste moderner Seestrategie gestärkten Naturfestung, nun dieWaffe liefern, die Euch hindert, imMittelmeer wieder so groß zu werden, wiederrömische Ahn einst war.DaIhrEuch rühmt, manchmalzwar dumm zu reden, doch nie dummzu handeln, müßtIhr Euch entschließen, aus nüchternemAuge auf die Landkarte zugucken. Seit vor dreißigIahren Iules Ferry dem General Forgemol befahl, Tunesien zu besetzen, und drei Wochen danach denBey, durch denBardovertrag, zum Vasallen der Republik duckte, gebietetFrankreich über ein meditcrranisches Dreieck, dessenSpitzen Oran,Biserta,Toulon heißen und dessen rechte Seite die Kanonen vonAjaccioschirmen. Haupt-

gläubiger der Türkei: deshalb an deren Erhaltung mit triftigerem
Grund interessirt als unsere heimischen Kohlköpfe, in derenHirn-
schale nur alte, verlebte Gedanken nisten und die nicht fühlen, wie
läppisch sie sind, wenn sie mit aufgeblasenen Backen von der.In-
tegrität desOsmanenreiches' radotiren; deshalb der franko-ita-
lischeHaderübcrNeutratttätpflicht, tote und lebende Schiffsfracht.
Jetzt soll die Zange einem Imperium, das vomBrenner bis ans
Syrtenmeer, vonVeronabisBomba reicht, ans Licht helfen: und
Ihr hegt die Schrulle, auf diesem Weg in Eintracht mit Frank-
reich bleiben zu können? Ehe Ihr die.natürliche Einflußsphäre'
von Brindisi nach Valona weitet und durch das Kitzeln der öst-
lichenAdriaflanke dieOesterreicher aus der Phaiakenruhe scheucht,
braucht Ihr eine Verdauungpause, die nicht zu knapp bemessen
ein darf. Sorge des nächsten Weltquartals. WerEuch, für heute
und morgen, das Leben schwermacht: Das kann selbst ein Kurzsich-
tiger erkennen. Zwischen denKaps Sparte! undBon lauert Gefahr.
Die Torpedoboote aus Mers el Kebir können den Bauch Eurer
Schiffe eben fo schnell aufschlitzen wie die aus Toulon. Und nun
wird der Doppellauf von Ajaccio und PortoVecchio aufSpezia
gerichtet. Muß das selbe Mißtrauen nicht die Mannschaft des
Königs fortan der des Papstes vereinen?" Aufputschen,Excellenz!
Theophilos Delcasse hat uns wasFeines in den Skat gelegt.Wenn
wir nicht selbst, wie stümpernde Lehrlinge vor dem Sirupfaß, unser
Spiel verderben, kanns einen Grand mit Dreien geben.

?ater profundus:

Grand wird nur möglich, wenn ein Wenzel tournirt worden
ist. Denke ich an den Heiligen, dem Brudershand in Altbunzlau
die böhmische Herzogskrone sammt dem Kopfnahm, und übersetze
den Fall aus dem Skatlichen ins Staatliche, so habe ich die alte
Geschichte: Auf Rom können wir nur noch mit wiener Hilfe wir-
ken. Was bieten wir ihm? Beistand gegen Mächte, mit denen es
längst Frieden gemacht hat; im Mittelmeer nichts. Auf solche
Assekuranz wollte Bismarck sich nicht einlassen. Darum war Graf
Robilant schon 1886 verschnupft; meinte, Italien habe ein Bünd-
niß erbettelt, das es der Gefahr eines Landkrieges aussetze, ohne
ihm gegen einen Seekrieg Sicherheit zu schaffen, und schrieb:
«Italien ist dieses unfruchtbaren Bündnisses müde und auch ich
bin überzeugt, daß es uns nie lohnenden Ertrag bringen wird."

Seitdem ist viel Wasser ins Tyrrhenermeer und in dieAdria ge-
flossen; unser Liebreiz hat die Römer bis jetzt aber nicht erobert.
Weder ihre Einheit noch ihre Hauptstadt ist vonirgendeiner Seite
bedroht; und um uns Elsaß-Lothringen, denOesterreichernTrient
und Trieft zu erhalten, werden sie kein Pulver verschießen. Die
Behauptung, nur unter der Hut des Dreibundes sei ihnen der Zug
nach Tripolis möglich geworden und dieser Zug habe sie den Bun-
desgenossen fester verpflichtet als jedes Pergament, klingt hübsch,
wird aber von jedem neapolitanischenBummler belächelt, DiePaß-
karte für Tripolitanien und die Kyrenaika haben sie, ohne inBer-
lin oderWien auch nur höflich anzufragen, aus Paris geholtund
in London zur Gegenzeichnung vorgelegt. Nizza und Korsika sind
fast vernarbte Wunden; und daß Ajaccio gegen Italien befestigt
und zur starken Marinebasis ausgebaut wird, glaubt uns von
hunderttausend Risottoschleckern kaum einer. (Ein grimmiges Ge-
sicht machen sie vielleicht und schelten, um einProfitchen heraus-
zuschlagen.Theophilum; doch dieLiebe rostetnicht.) ImMittelmeer
siehts heute anders aus als 1879. An einen anglo-französischen
Krieg ist eben so wenig zu denken wie an einen franko-italischen.
SeitNordafrika denMusulmanen entrissen ward, ist England an
derKüste nicht mehr dieVormacht. FürItalienaberwichtigerals
je zuvor; viel wichtiger als das Verhältniß zum Deutschen Reich.
Von Malta, Tobruk, Alexandria und der Sudabai aus könnten
britische Schiffe rasch Italiens Häfen sperren und beschießen, Ita-
liens Handel zerstören. Wenn Asquith den Gedanken, England
könne zum Kampf gegen die vereinigten Flotten Oesterreichs und
Italiens genöthigt werden, absurd nennt und Winston Churchill,
wie von verbriefter Gewißheit, von der franko-britischen Flotten-
gemeinschaft spricht, istsnichtnurblauerDunst. Aufputschen? Ich
zweifle, ob Holstein, der das Wort liebte, den Versuch heute em-
pfehlen würde. Er hatte aufgehört, mit Italien als einem Aktivum
unserer Bilanz zu rechnen. Im Dreibund wird es so lange wie mög-
lich bleiben (schon 1902 waren, wie Sie erwähnten, Delcasse und
Barrere dafür: weil sie das Mnieclelajuxtäpositionkannten,dasin
Italien Geschäft und Vergnügen, Pflicht und Liebe zu vereinen
weiß,und denWerth eines im feindlichenLagerlebendenFreun-
des richtig einschätzten). Ich sehe keinen ministrablen Mann, der
den Vertrag kündigen, hinter sich die Thür der Wartehalle zu-
schlagen würde, in der Franz Ferdinand leichter als von draußen

zu beobachten ist. AberLeistungen dürfen wir nicht erwarten; uns
nicht einbilden, am Tiber beliebt zu sein. Wir ahnten nichts von
dem mediterranischen Geheimvertrag und derAuslieferungTri-
politaniens; und schimpften, als Visconti-Venosta in Algesiras
mit Frankreich ging. Schimpften wieder, als in derZeit der bos-
nische,, Krisis das Königreich bereit schien, einem neuen Nelson so
nützlich zusein, wiedem altenSizilienundNeapelgewesenwaren.
Zum dritten Mal, als der Krieg gegen die geliebten Türken be-
gann. Goltz, als Politiker stockblind, hat mit seinen turkophilen
Artikeln und stets widerlegten Prophezeiungen nicht nur sich ge-
schadet; in Rom glaubt man nicht, daß ein preußischer Feldmar-
schall, derimTürkendienst stand, ohne amtlicheErlaubniß während
des Krieges die Sache derTürkei, die ihn alsPaschabesoldet hat,
in derPresse führen dürfe, und hält die Betreuerung, der ausge-
zeichnete Soldat sei ersucht worden, diese Thätigkeit einzustellen,
für eine Finte. Mußten wir das Talent, uns zwischen zwei Stühle
zu setzen, wieder so herrlich offenbaren? Der Türke schwört drauf,
daß wirihnmitderVersicherung, inNordasrika sei nichts zu fürch-
ten, in die Falle gelockt haben. Der Italiener knirscht, weil aus
demBezirkunsererOeffentlichenMeinungkein freundliches Wort
zu ihm dringt. Nicht einmal die von den Fachleuten als kühn und
klug bewunderteThat derTorpedoflotille, die in die Dardanellen
einfuhr und von derRekognoszirung fast unbeschädigt zurückkam,
ist nach Gebühr gewürdigt worden. Oesterreich schwang sich, sehr
schlau, auf den höchsten Gipfel des Lobes. Wir blieben psr terre;
frostig und mürrisch. Unterstrichen jede Osmanenlüge dick, als
wärs ewige Wahrheit. Nnd dürfen uns nicht beklagen, wenn Ge-
nerale und Lazzaroni uns die kalte Schulter zukehren.
Unsere OeffentlicheMeinungziehtuns hinab. DieBestimmt-
heit, womit sie den falschenStandort wählt, überwältigt mich immer
wieder. Mermuth ist gegangen, weil er die Zukunftrechnung nicht
auf den Ueberschuß eines günstigen Iahres gründen und für die
Kosten des neuen Gewehres (43l)Millionen) dauernde Deckung
sichern wollte, public opinion kümmert sich nicht drum; hütet sich,
auch nur zu fragen, welche Kraft die Aktien der Waffenfabriken
in die Höhe trieb. SeitMonaten sieht, werAugen hat, daß unter
den Iungtürken der Boden wankt, daß sie sich nur noch mit Trug-
mitteln halten und eine Revolution, leise oder laute, unvermeid-
lich ist. Der Zeitungleser mußte glauben, daß am Goldenen Horn

Schewket, an den Syrien Enver der ehrfürchtig angebetete Herr
sei und das Reich Mohammeds in strahlende Glorie schwebe.
Katsura fährt von Tokio nach Petersburg. Auch in Ostasien, heißts
flink, ist nun also Englands Schicksal besiegelt; Iapan wendetsich
von ihm zu Rußland. Scherz? Ernst. Britanien hat in einem
Lustrum die Iapaner zweimal benutzt. Zuerst, um Rußland zu
schlagen, dann, um sich Rußland zuverbünden.(Bismarckbotdas
Vorbild: daß er schon inNikolsburgdasBündnißmitOesterreich
bedachte, preist nicht nur Oppert aus Blowitz als das Meisterstück
des Einzigen.) Ietzt soll, gegen chinesische Wirrniß und Vankee-.
drang nach Osten, das Band junger Freundschaft fester geknüpft, in
derMongolei und derMandschurei die Sicherheit ruhigenRegi-
mentes hergestellt werden. Gelingts, so hat England mit dem lum-
pigen Einsatz der Iapaneranleihen ein großes Spiel gewonnen;
mit einer Klatsche zweiFliegen geschlagen. Wahrung desHandels-
rechtes auf den ostasiatischen Markt und KöderungRußlands für
europäische Möglichkeiten: Das wäre der Mühe werth. Und er»
weitert sich Iapans Nahrungspielraum auf dem Festland, dann
brauchts nicht nach Amerika hinüberzuschielen und erspart dem
Verbündeten die gefährlichste Wahl. Ein glattes Exempel, das
für die Diplomatenschule verwendbar ist. Ende 1913 wird Ruß-
landsoweitsein, daßesschlagen kann; linksIapan, rechtsFrank-
reich und Italien: solche Kameradschaft weist den breitenWeg in
den Westconcern. Nnd doch ist die ehrwürdige Britania in engster
Klemme? Täglich lesenwirs. »EnglandsFurchtvorderdeutschen
Flotte"; und andere unanständige Prahlerei. Weil wirs täglich
lesen und Iohn Bull nicht, als ein um jeden Preis auf Verstört-
digungAngewiefener, zum Kinderspott werden will, zeigt er seine
Reserven (Steigerung des Aufwandes für die Flotte, Beschleu-
nigung des Baues und der Schlachtbereitschast, Beisteuer aus den
Kolonien, im Mittelmeer Kooperation mit Frankreich) und läßt so-
gar unseren Freund Haldane als düster blickenden Warner an die
Rampe. Letzter Versuch, den plötzlich leck gewordenen Vernunft-
paktmitDeutschland wasserdichtzumachen. Der finstere Ernst darf
uns nicht schrecken; lehrt aber, daß die Zeit derMittelchen hinter
uns liegt. Wirschreitendurch das schmucklose Portaleines Bünd-
nisses oder marschiren in den Krieg. Ich passe. Wer reizt nun?

Der goldene Spiegel.
^Rakob Wassermann, bekannt als Verfasser von acht guten Bü-
Hern nnd keinem schlechten, hätte das Zeug in sich, im Epi-
schen den Deutschen Das zu geben, was Gerhart Hauptmann im
Dramatischen ihnen zugewiesen. Auch er, vielem menschlichen Be-
tracht zugänglich, heilig wie der Andere, nur noch von stärkerer
Reinheit, einer reinwaschenden; nur ist seine Reinheit deutlicher,
die Hauptmanns rührender. Was ihm dennoch das Amt verwies,
ist nicht ein Mangel an epischen Mitteln, die sogar von außer-
ordentlicher Gewalt sind, auch nicht ein Mangel an Herrschaft über
den Stil, in dem er ein laut zu preisender Meister ist, sondern sein
merkwürdiges Verhältnifz, zur Welt, das ihn nicht in die Dinge
verwandelt, wie Ienen, fondern einen Punkt außerhalb der Welt,
auf der wir leben, einnehmen läßt. Mit einer schmerzlichen Innig-
Kit, einer überhellen Klarheit und einer mystischen Leidenschaft
sucht er die Verworrenheiten der Menschen, aber er sucht sie von
dort; und Das ist es mehr, als daß er es mit Augen thut, die sich
Vielem verschließen, nur das Bedeutende, Heroische ergreifen, das
im Großen Unglückliche, und angewidert von der Erkenntniß ba-
naler Täglichkeiten ihn dazu führen, nur das Große ineinergroßen
Weise zu erfassen und darzustellen.
Ein solcher Mann kann nicht der größte Erzähler sein (denn
sein Verhältniß zur Welt ist nicht unrichtig, doch zu besonders) aber
in seiner Weise die merkwürdigsten und bedeutendsten Werke schaf-
fen. Wenn man dennoch schwankt, welchen Erzähler man höher
stellen solle als ihn, so deshalb, weil er auf der Besonderheit seines
Wesens oder Dämonions seine Fähigkeiten in einer so erstaunlichen
Weise ausgebildet hat, daß, obwohl die Anderen eine Vorgabe in!
Spiel haben, er sie Alle erreichte oder übertraf. Auch wenn man sich
wehren will, ist hier eine heroische Arbeit zu bestaunen,einwüthen-
des Aufkochen aller Kräfte, das jeden Gedanken aufzehrte, jeden
rinnenden Puls in sich sog. Es ist eine Leistung, um seine Ehr-
furcht vor sie hinzulegen.
Niemals aber war sein An-, sein Aufstieg größer denn in
diesen letzten Iahren. Aus ihnen floß der „Kaspar Hauser", ein
Buch von einer Neppigkeit und Reine, wie sie mir, entsinnlich,
nicht begegnet sind; kamen, als man ihn von solchem Riesenbuch
erschöpft glaubte, ihm, als Rekonvaleszenten, etwas Leichtes, Bun-
tes, Vertröstendes nachgesehen hätte, die „Masken ErwinReiners",
nicht von fern dem Häuser zu vergleichen, durchaus nicht sein be-
deutendstes Buch, aber von solchem Glanz in der sprachlichen Fülle,

Straffung der Handlung und Schilderung des Seelischen, wenn auch nicht von der selben Kraft in der Schilderung der Charaktere, daß, man den starken Gang eines immer weiter und bedeutender ausschreitenden Menschen hörte.
Nun hat er, nur ein Iahr später, den „Goldenen Spiegel" herausgegeben und damit den höchsten Punkt in seiner bisherigen Entwickelung erreicht. Wenn man es auch aussprechen möchte, man bezwinge sich, zu sagen: den höchsten ihm erreichbaren Punkt überhaupt. Auch eine überschwängliche Bewunderung des Buches sollte dies nicht zulassen, da der Mann zu groß, ist und zu jung, als daß man schon seine Grenzen feststellen könnte. Aber es ist auch der einzige Grund, der verwehrte, es zu sagen; alle Lobpreisungen sonst seien auf sein Werk geheftet und ergossen.
In ihm ist eine Fabel, in die sich die Erzählungen fügen. Sie mag nicht ausnehmend gelungen sein, aber sie will nur das italienische Vorbild nachahmen. Doch sie ubertrifft es im Geistigen, in den Verknüpfungen zwischen !den Geschichten, die in der Form bei» nahe spielend, aber fern aller Leere, weit von jenem schillernden Geist sind, der bei Anderen hier so leicht Platz genommen hätte, gesättigt von Tiefsinn und so von einer dunkel zielenden Hand geführt, daß, die Erzählungen, wie die Schnüre auf einer Seilerbahn, sicher verbunden vorübergleiten.
Ein goldener Spiegel kostbarer Art, heißt es, soll dem Erzähler der schönsten Geschichte zufallen; darum führt das Buch ihn in seinem Namen. Aber wie Kaspar Hauser die Trägheit des Herzens im Antertitel führt, so sollte dieses Buch den des heroischen Erlebnisses tragen. Wassermann beklagt in ihm die tragische Verdünnung des Handelns und Aufnehmens unserer Zeit und ruft erschüttert aus: „Wir athmen eine unheroische Luft, Freunde".
In seinem Buch athmen wir sie nicht. Denn in ihm giebt es „wirtliche Erlebnisse, die fast wie Träume sind". Eine Frau wird erwähnt, die von ihren Träumen spricht, wie Andere von ihren Eindrücken auf einem Spazirgange. Mit der Bildkraft dieser Frau hat der Dichter die Erzählungen geschrieben, wechselnd von der schlanken, aber tiefsinnigen Anekdote bis zur Erzählung von gigantischem Wuchs, vielfach verschlungene menschliche Erlebnisse, lauter zusammengepreßte letzte Säfte, Erlebnisse von dunkler Leidenschaft, alle außerordentlich, immer packend, oft entsetzend. Am Einiges von dem Reichthum zu nennen, der am Ende des Buches unübersehbar wird, einem Reichthum, der verwahrt ist wie das Allerheiligste hinter der goldenen Schranke und Zierath seiner Sprache, so sind da der wahnsinnige Schauspieler Collot d' Herbois, Antonio Varga,

ein namenloser Invalide von Mars la Tour, Nachtwächter mit einem Bein, ein Mann von Ehrgeiz, wenn nicht Leidenschaft; in einer finsteren, ergreifenden Geschichte der Entdecker Geronimo de Aguilar, der die ernste und furchtbare Lehre hinterläßt, daß der Ruhm nichts weiter sei als die Einbildung und die Qual eines lieblosen Herzens. Ich halte das köstliche Buch mit seinem tiefen Grün und glänzenden Gold geschlossen und vor mich hin tauchen die Tahiterin Anima, die Kaiserin von China und ihr Sohn, der Dichter Hypolit Paterner und sein abgeschnittener Kopf mit dem melancholischen Petroniusgesicht im Tode, entsetzend in dem Verlauf ihrer Beziehungen Nimführ und Willenius, rührend Herr de Landa und seine beiden Frauen. Dann kommt eine Pause und erst danach heben vier besondere Stücke wie vier Punkte einer Landschaft sich heraus, jegliches von einem merkwürdigen und schönen Grausen: die Pest im Vintschgau, die Gefangenen auf der Plassenburg, die Geschichte des Grafen Erdmann Promnitz und die Aurora. Wer dem Buch selbst widerstände: diesen vier.Novellen gegenüber wird es ihm nicht gelingen, zu widerstehen. Wenn er später eine Novellensammlung aufschlägt, wird eine von ihnen ihm entgegenschlagen; und wenn es ihm nicht geschieht, wird es seinem Sohne widerfahren. And erschräke er selbst vor dem Namen Wassermanns und überspränge eine Geschichte, die diesen Namen trägt, auch dann würde er den vier Geschichten sich nicht entziehen können. Denn die eine oder die andere von ihnen wird in die Volksseele dringen und man wird namenlos sie ihm erzählen.

MartinVeradt.

## Zwei Fürstinnen.*)

### Königin Nikotris.

WHikotris, das Weib des großen Egypterkönigs Sesostris, gebar ih-
MM rem Gatten sechs Söhne. Es waren herrliche Iünglinge; wer die schlanken, hohen Gestalten sah, pries die Mutter als aller Mütter stol-

*) Als Herodotos von Halikarnassos aus dem uralten Fabelland Egypten von den grünen Ufern seines geheimnißvollen Wunderstromes und aus seinen rothen Wüsten wiederkehrte, schrieb er die Geschichte von Land und Volk. Von den vielen Werken, in denen der große Reisende über Abstammung, Schicksale und Sitten fremder Völkerschaften berichtet, in denen er von ihren Göttern, überirdischen Gewalten und Mythen aussagt, ihre Tempel, Pyramiden und andere unerhörte Bauten und Skulpturen beschreibt, ist das Buch: „Egyp-

zeste und glückseligste. Die Königin war ihren sechs Söhnen mit leidenschaftlicher Liebe zugethan; ihre beiden Iüngsten liebte sie jedoch besonders heiß. Heftig klagte sie selbst sich bei der Mutter des leuchtenden Horns, der großen Göttin Isis, an; aber ihre übermächtige Liebe fand keine Linderung. Ia, je mehr die beiden Iüngsten heranwuchsen und je mehr sie zunahmen an Schönheit, Kraft, Frömmigkeit und ehrfurchtvoller Zärtlichkeit für die Mutter, um so inbrünstiger wurde Nikotris in ihrer Liebe und ihrem Stolz auf die beiden zuletzt Geborenen. In diesem Stolz vermaß sie sich sogar zu Abydos, an dem Grabe des Osiris, einem Bildniß der Isis ins Antlitz zu sagen: „Ich bin eine glückseligere Mutter als Du, o große Göttini Denn siehe: Du hast nur den einen Sohn Horns, während mein gesegneter Schoß dem König Sesostris sechs Söhne gebar, von denen meine beiden Iüngsten und Liebsten in göttlicher Herrlichkeit prangen."
Diese Iüngsten waren Zwillinge und hießen Amosis und Amasis. Sie'waren einander so ähnlich wie ihre Namen; unzertrennlich schienen sie, Beide ein Herz und eine Seele. Wie ihre Iugendschönheit an göttlichen Ursprung erinnerte, so hatte auch ihre Liebe zu einander nichts Irdisches. Beide gelobten deshalb: wenn Einer von ihnen sterbe, werde ihm der Andere sogleich ins Todesreich nachfolgen.
Nun begab es sich, daß König Sesostris in einen großen Krieg zog, in den ihn nicht nur seine sechs Söhne, sondern auch die Königin Nikotris begleiteten. Diese Nikotris war nämlich ein Weib von überaus starker Seele, ebenbürtig der Königsseele ihres hohen Gemahls und würdig, dem Reich solche Söhne geschenkt zu haben: ein wahres Königsgeschlecht. Damit das Land während der Abwesenheit seines Königs nicht ohne Herrn bleibe, ernannte der König seinen einzigen lieben Bruder Sechnat zum Statthalter, einen Mann herrschwüthigen Geistes, der seinen Bruder haßte, weil er der Aeltere war und die doppelte Krone trug: die mit der Lilie und die mit der Lotosblume.
Nach blutigen Kämpfen und glorreichen Siegen rüstete König
ten" das berühmteste. Es ist ein bewundernswerthes Dokument scharfen Forschergeistes aus Zeiten, die noch von keinem Licht durchleuchtet waren. Der ernsthafte Mann, der den Ehrentitel eines „Vaters der Geschichtschreibung" erhielt, spricht nicht nur von großen und bedeutsamen Dingen, sondern plaudert auch von Geringerem, von seltsamen Begebenheiten aller Art. Sogar Frauengeschichten weiß der Halikar» nasser zu erzählen; und darunter sind etliche, die von einem nach Sensation lüsternen Schreiberlein erfunden scheinen. Freund Herodotos freilich versichert feierlichst, so, wahr und wahrhaftig, habe sichs zugetragen. Zwei dieser merkwürdigen Historien von berühmten oder berüchtigten, von anmuthigen oder heldenhaften Egypterinnen mögen hier (nicht wortgetreu wiedererzählt, sondern) nach der Art phantastischer Poeten vorgetragen werden. Allerdings mit möglichster Beibehaltung „geschichtlicher Wahrheit".

Sesostris mit seinem tapferen Heer, seinem heldenhaften Weib und
der Sechszahl seiner blühenden Söhne die Rückkehr. Er führte mit
sich gefangen Könige und Fürsten und eine unabsehbare Schaar Ge-
ketteter; darunter die schönsten Iungfrauen und Iünglinge; führte
mit sich zahllose Wagen voll Goldes, Silbers und Kupfers, voll von
Iuwelen, Wohlgerüchen und tausend anderen köstlichen Dingen. Des-
gleichen viele Kunstwerke aus Marmor und Erz, mit denen er die
Tempel und Städte seines gewaltigen Reiches zu füllen gedachte. Dem
König entgegen zog sein Bruder Sechnat, um, tötlichen Haß im Her-
zen, dem Triumphator zu huldigen. Sesostris empfing ihn mit großer
Freude und inniger Bruderliebe.
Das königliche Zeltlager dehnte sich in seiner ganzen Pracht zu
Daphnae bei Pelusium. Hier gab es viele Sümpfe, von Kanälen durch-
zogen, mit hohen Dickichten von Papyrus und Röhricht. Die Fluthen
bedeckten weiße und gelbe, blaue und purpurfarbige Lotosblumen so
dicht, daß ein lebendiger bunter Teppich über die regunglose Wasser
ausgebreitet schien, während die Ufer Bollwerke schlanker Weiden mit
lang niederhängenden, zart rosigen Blüthenzweigen und Mengen gol-
diger Lilien säumten.
In diesem schönen Revier veranstaltete Sechnat, seinem könig-
lichen Bruder zur Ehre, eine Iagd auf Reiher, Kraniche und Flamin-
gos. Da nun nicht nur Sesostris, sondern auch die Königin, gleich
allen Herrschern der Erde, dem edlen Iagdvergnügen so leidenschaft-
lich ergeben war wie die feurigen jungen Söhne, schien die anmuthige
Belustigung nach den wilden Erregungen des Krieges Allen doppelt
erfreulich. In schmalen Nachen aus starkem Papyrusrohr schiffte sich
der Fürst mit den Seinen ein. Statt der Hunde dienten den Iägern
gezähmte und abgerichtete schwarze Panther. Die schönen Thiers muß-
ten die Vögel aus den Dickichten jagen und die mit Pfeil und Schleu-
der erlegte gefiederte Beute aus den Fluthen oder den schier unzu-
gänglichen Gebüschen herbeibringen.
Die Königsbarke mit dem Herrscherpaar und seiner prangenden
Nachkommenschaft wurde von Sechnat selber in das Labyrinth der
Wasserwege geleitet. Das Schiff war mit Purpur ausgelegt, führte
auf vergoldeten Masten Purpursegel und trug einen Kranz von rothen
Rosen. In einiger Entfernung folgten den Majestäten mit Lauten-
spielern und Sängerchören besetzte Nachen, aus denen zu sanften Wei-
sen Ruhmeshymnen auf die Heldenthaten des Königs, auf die Schön-
heit der Königin und die Herrlichkeit der Söhne ertönten.
Nun stürzten sich die Panther aus den Fahrzeugen in die Flu-
then und in die Wirrnisse der zahllosen winzigen Inseln des Sumpf-
landes, daraus sie das Gevögel aufjagten. Gleich einem lebendigen
Gewölk umflatterte es kreischend und wehklagend die frohen Jäger, die
nur ihre grausamen Pfeile abzuschießen, nur ihre mörderischen Wurf-
geschosse zu schleudern brauchten: ohne zu zielen, beinahe blindlings.
Es ward denn auch ein wahres Vogelschlachten, so daß den Tep-

pich der Blüthen und, wo dieser zerriß, das schwarze Gewässer sehr bald die Königsröthe färbte.
Die Panther, angesteckt von der Mordgier der Menschen, trieben mit heiserem Geheul immer neue Flüge Opfer auf, die unbeachtet liegen blieben, wo sie sterbend oder verwundet niederfielen.
Als der Blutdurst gestillt war, gelangte die Königsbarke, noch immer unter Sechnats Führung, an ein gleichfalls von hohem Schilf und Papyrus umschlossenes Eiland. Hier nun, inmitten des dichten Röhrichts, war ein freier Platz ausgeschlagen, darauf man das Königszelt aufgerichtet und das Königsmahl gerichtet hatte. Fürst Sechnat in eigener Person kredenzte seinen hohen Verwandten in goldenen, mit Rosen bekränzten Schalen den Wein, der von solchem wunder» samen Wohlgeschmack war, daß auch die Königin davon immer von Neuem trank. Danach pflegten Alle auf kühlen, mit schwülen Wohlgerüchen angefeuchteten Polstern einer tiefen Ruhe.
Königin Nikotris träumte: ihr erscheine Isis, die große Göttin, und gebiete: „Opfere zwei Deiner lieben Söhne, o Nikotris, Königin!" Diese erwiderte im Traum der Göttin: „Weshalb befiehlst Du einer Mutter, zu vollbringen, was keine Mutter vollbringen kann, Du göttliche Mutter des göttlichen Horus?" Die große Göttin sprach zum anderen Male: „Opfere zwei Deiner lieben Söhne, o Nikotris, Du Weib des Sesostris!" In ihrem Traum rief die Mutter der sechs blühenden Söhne: „Befiehlst Du mir so Unmütterliches und Unmenschliches, weil ich zu Abydos vor Deinem Bildniß mich rühmte, auf Erden die stolzeste und glückseligste Mutter zu sein? Stolzer und glückseliger als selbst Du, o göttliche Gattin des göttlichen Osiris?" Da sprach die Göttin zum dritten Male mit deutlich vernehmbarer drohender Stimme: „Opfere zwei Deiner lieben Söhne, o Nikotris, Du stolze und glückselige Mutter der von Göttern und Menschen geliebten, in Schönheit und Kraft strahlenden Zwillingbrüder Amosis und Amasis!" Nachdem die Göttin der Königin im Traume also zum dritten Mal geboten, stieg eine mächtige Flamme auf, darin die himmlische Erscheinung verschwand.
Mit gellendem Aufschrei erwachte die Königin aus schwerem Schlaf. Aber siehe: sie schien noch immer zu schlummern und schrecklich zu träumen. Rings um das Königszelt loderten Flammen. Inmitten des gewaltigen Feuerkranzes aber lagen, in tiefen, friedlichen Schlaf versunken, ihr herrlicher Gemahl und ihre sechs lieben Söhne. Der gräßliche Traum war gräßliche Wirklichkeit
Die Königin weckte die Schlummernden, die taumelnd, in halber Betäubung, aufschreckten. Sie sahen sich von der feurigen Lohe umzingelt wie von einem haßglühenden Feind, der die Königsfamilie im Schlaf überfallen hat und vor dem es keine Rettung gab. Auch Das erkannten sie: daß sie verlassen und verrathen waren. Verlassen und verrathen und zum Feuertod verurtheilt von des Königs eigenem lieben Bruder Sechnat, der nach der Vertilgung Königs Sesostris und

seiner sechs Söhne mit den Kronen beider Reiche gekrönt werden müßte. Näher und näher züngelte das Heer feuriger Schlangen. Da bereiteten sie sich vor, wie Helden zu sterben. Und sie sprachen zu einander: „Wir sterben einen Königstod!"

Plötzlich fiel der Königin ein, was ihr im Traume die Göttin geboten hatte: „Opfere zwei Deiner lieben Söhne!" Sie rief: „Wenn Zwei von uns in die Lohe sich werfen, so wird Isis, die große Göttin, durch die beiden Geopferten das Feuer löschen und die Lebenden werden über die Toten wie über eine Brücke hinwegschreiten, die ihnen die Götter durch das Flammenmeer bauten."

Und die Königin sprach weiter:

„Ich nnd der König könnten jene Beiden sein, auf daß unsere lieben Söhne am Leben bleiben, den Mord an ihren Eltern rächen nnd Egypten ein junges starkes Königsgeschlecht habe. Aber sie sind noch zu jung und zu unerfahren; und die Reiche und Völker bedürfen noch zu sehr des Lebens und der Kraft ihres großen Vaters. Aber auch ich kann nicht eins der Opfer sein; denn König Sesostris bedarf noch zu sehr der Liebe und Stärke seines Weibes bei seiner schweren Regirung. Darum müssen nach dem Gebote der Göttin zwei unserer lieden Söhne für die Anderen den heiligen Opfertod sterben, um im Gedächtniß der Völker unsterblich zu leben."

Und die Heldenmutter befragte ihre sechs lieben Söhne:

„Welche von Euch sind die beiden Helden, die für die Anderen den Tod erleiden wollen, um das ewige Leben zu haben?"

Da wollten alle sechs Iünglinge sterben.

Näher und näher und näher die gefräßigen, gräßlichen Flammeu!

In letzter Noth entschied das Weib des Sesostris: „Meine beiden jüngsten und liebsten Söhne sollen sich opfern. So will es Isis, die göttliche Mutter des göttlichen Horus, die meiner Liebe solche Prüfung auferlegt Amosis und Amasis, eilt, Euch in die Flammen zu werfen, auf daß Eure Mutter die Prüfung bestehe."

Mit einem Iubelschrei gehorchten die Söhne; warfen sich jauchzend in den wüthenden Brand; bildeten mit ihren Iünglingleibern eine leuchtende Brücke, über welche die Geretteten, von der durch solchen Gehorsam versöhnten Göttin geleitet, hinschritten, ohne daß auf ihrem Haupte ein Haar, an ihrem Gewände der Saum versengt ward.

König Sesostris hielt triumphirenden Einzug in seine Reiche und seine Völker jauchzten dem Sieger entgegen.

Mit dem Pharao kam sein königliches Gemahl; kamen vier seiner Söhne. Fragte Iemand nach den beiden Iüngsten und Liebsten, so erwiderte die Königin Nikotris strahlenden Angesichts: „Wenn es Nacht wird, geht aus Euren Häusern und blickt zum Himmel empor, Ihr werdet in dem ewigen Aether, nah bei einander, zwei neue leuchtende Sternbilder schauen. Das sind meine beiden lieben Söhne Amosis und Amasis, die in die Lichtwohnungen der Götter einzogen und darin glänzen werden in alle Ewigkeit."

Dann erzählte sie die Geschichte der Zwillingsterne: wie die Königsfamilie in den Sümpfen von Daphnae bei Pelusium ans einer Vogeljagd nach üppigem Gelage fest eingeschlummert und während ihres Schlafes das Röhricht des Eilands durch die Sonnengluthen in Brand gerathen war; wie der treue und theure Bruder ihres Gemahls, Fürst Sechnat, und alles Gefolge zu spät zur Hilfe kamen; wie ihre beiden jüngsten und liebsten Söhne für die Anderen sich in die Flammen geworfen und auf welche wunderbare Weise sie durch göttliche Hilfe gerettet worden seien.

In sämmtlichen Tempeln Egyptens wurden den Himmlischen Dankopfer gespendet; wurden den beiden jungen Helden Standbilder errichtet und die Völker streckten nachts ihre Arme zu den Gestirnen empor und riefen dabei die Namen der beiden unsterblichen Toten mit Wehklage und Iubel zugleich.

Nachdem eine Zeit verstrichen war, beschloß die Königin, in Theben, in ihrem Palast am Nil, ein Dankes- und Siegesfest zu feiern. Dazu, lud sie den Bruder ihres Gemahls und Alle, die damals zu spät die Rettung der Königsfamilie versucht hatten.

In einem mit Goldplatten ausgelegten Saal, an dessen Decke aus Lapislazuli ein Heer smaragdener Sterne funkelte, wurde bei dem Spiel von Lauten, Flöten und Harfen das Fest gefeiert. Inmitten des Saales, auf mächtig erhöhtem Thronsitz, schauten König und Königin mit ihren vier Söhnen dem Schauspiel zu. Neben ihren Sesseln standen große Körbe voll kostbarer Schmuckstücke, die sie von hoch her als Ehrengaben unter die Gäste warfen, so daß auf alle Gold, Iuwelen und Perlen herabregneten. Nachdem die dienenden Jungfrauen und Iünglinge die Geladenen mit Wohlgerüchen gesalbt hatten, begannen die Tänzerinnen ihre anmuthigen Reigen. Sie waren mit Kleinodien behangen und schlugen zu den Bewegungen ihrer binsenschlanken Leiber kleine goldene Handtrommeln. Inzwischen boten die Dienenden den Gästen die bekränzten Schalen, wobei sie Iedem zuriefen: „Feiere den frohen Tag!"

Plötzlich trat ein Schweigen ein, das einer Todesstille glich. Das hohe Thor des Saales öffnete sich und herein wallte ein langer Trauerzug. Iünglinge trugen eine Bahre mit einem offenen Sarkophag, darin zwei tote Iünglinge ruhten: die Zwillingbrüder Amosis und Amasis. Es waren getreueAbbilder der Gestorbenen, umdie nun im Saal eine gellende Totenklage erhoben ward. Totbleichen Angesichts stimmten auch die Gäste mit ein. Die Weiber in dem Trauerzug rauften ihr Haar, streuten sich Asche aufs Haupt und zerschlugen sich mit der Geißel Brüste und Nacken. Auf der Empore aber stand die Mutter der beiden Toten; keinen Laut hatte sie; starrte aus glühenden Augen regunglos auf die Mörder ihrer lieben Söhne herab....

Ietzt winkte sie: und der Trauerzug verließ den Saal. Wiederum auf einen Wink der Königin begannen Flöten, Lauten und Harfen von Neuem, begannen von Neuem die Tänzerinnen ihr? Reigen; be-

gannen von Neuem die Dienenden, Lotos zu streuen, gefüllte Schalen
zu reichen und die verwelkten Kränze mit frischer Blumenpracht zu vertauschen. Zugleich stimmten die Sänger das Freudenlied an:

„Feiere den frohen Tag!
Bereite Salben und Wohlgerüche!
Kränze von Lotosblumen für Glieder und Stirn,
Für den Leib der Geliebten, die in Deinem Herzen wohnt,
Die neben Dir ruht.
Schmücke Dich, so schön Du kannst!
Lege Balsam auf Dein Haupt!
Lasse vor Dir singen und tanzen!
Mit strahlendem Antlitz feiere den frohen Tag! ,
Wirf hinter Dich alle Sorgen und denke nur an die Freude;
Nur an das Leben denke, o Lebender,
Bis einst kommt der Tag, wo Du fährst zu dem Lande,
Welches das Schweigen liebt;
Bis Deine Seele gleitet nach Westen; nach Westen!"

Und Alle sangen erschaudernd im Chor:

„Nach Westen! Nach Westen!
Denn der Tag kommt!"

Da Alle von den schwülen Wohlgerüchen und den Dämpfen brennenden Weihrauchs aus dem Fabellande Punt betäubt, Alle trunken
waren von Wein und Wollust und das Fest zur Orgie geworden, siehe:
da kam der Tag! Der Tag der Sühne und des Gerichts für die Schuldigen; der Tag höchsten Glücks und Triumphes für Nikotris, die Richterin und Rächerin.

Eine der vier goldenen Wände des Saales barst krachend auseinander und herein wälzte sich, ein fluchendes furchtbares Ungethüm,
mit gelben mordgierigen Wogen der Nilstrom.

Regunglos, gleich einem Bildnif;, aus Iuwelen und Gold, stand
die Königin Nikotris hochaufgerichtet im Kreis von Gatten und Söhnen und schaute mit strahlendem Lächeln auf die grauenvolle Vernichtung herab. Bis zu ihren Füßen steig die Rachefluth und wälzte einen
Wall toter Leiber rings um den Königsthron, der wie ein goldener
Felsengipfel den Wogen entstieg,

Aus dem Knäuel der Sühneopfer, dicht vor dem königlichen
Hochsitz, tauchte das von Todesangst verzerrte Antlitz des VerrZthers
Sechnat auf. Mit dem Blick und dem Lächeln einer Verzückten rief
die Mutter von Amosis und Amasis dem verzweiflungvoll Ringenden
zu: „Feuer wird nur durch Wasser gelöscht!"

Und als der Ertrinkende mit letzter, versagender Kraft an den
Rand der Estrade sich klammern wollte, riß die Rächerin dem Pharao
die Doppelkrone seiner beiden Reiche von der Stirn, hob das heilige
Gold mit beiden Händen hoch empor und rief: „So stirb denn gekrönt!"
Riefs und schmetterte die zwiefache Königskrone auf das Haupt
des Mörders ihrer lieben Söhne herab.

n

## Helena inEgypten.

Im Aegaeischen Meer kämpfte im Sturm ein Griechenschiff mit den wüthenden Wogen. Es wäre rettunglos untergegangen, hätte nicht die schaumgeborene große Göttin, nicht Aphrodite selbst das hin- und hergeschleuderte Fahrzeug gegen den Grimm Poseidons geschützt. Ihr, der holdseligen Himmlischen, hatte des Priamus junger Sohn Aleran- drus, der schlanke Bruder des hehren Helden Hektor, vor allen Göttin- nen den Schönheitpreis zuerkannt und sie hatte dafür dem Iüngling zum Lohn der Erde allerherrlichste Frau verheißen und auch verliehen.

Dieses wunderbare Weib, darin die Göttin selbst Mensch gewor- den schien, war Helena, „Tochter des Tyndaros", Gattin des Menelaus, des Fürsten von Sparta. Als dessen Gast hatte der junge Treuker mit Aphrodites Hilfe die Wunderschöne berückt. Das heilige Gastrecht Hatte Alexandrus (er führte auch den wohllautenden Namen Paris) schnöde gebrochen; hatte das Weib des edlen Gastfreundes entführt und wollte nun die köstlich» Beute in dem Königreiche seines Vaters bergen, das der vielfach gewundene Skamandros durchströmt und in dem das hoch- ragende, stark umwallte Troja die prangende Königsburg ist. Da er- reichte den Frauenräuber der Zorn des Meergottes. Von der Götter- königin Hera und der Zeustochter Pallas Athene, den beiden durch die Schönheitwahl des jungen Königssohnes tötlich gekränkten Olym- pierinnen, schwer gereizt, schwang der Beherrscher der purpurnen Salz- fluth seinen grimmigen Dreizack über Wogen und Schiff.

Der Iüngling Alexandrus aber achtete nicht des nahen Unter- ganges; achtete bei aller Todesgefahr nur Eines: daß der Erde schön- stes Weib sein durch Treubruch errungenes Eigenthum sei und daß es sich ihm noch immer versagt habe. Denn Helena hatte zu Sparta im Tempel der Aphrodite vor dem Bildniß der Göttin gelobt: „Nicht eher, o Alexandras, darf Dein Mund den meinen berühren, als bis Deine hehre Mutter in der Stadt Deines königlichen Vaters uns das Brautbett bereitet und mit Rosen und Myrrhen bestreut hat." Nun sah der Liebende vor seinen Augen den grausen Tod, ohne ein ein- ziges Mal die Geliebte selig umfangen zu haben. . . .

Um von den rasenden Elementen nicht in den Schoß des Meeres gerissen zu werden, hatte Helena sich am Mast festbinden lassen. Der Sturm wühlte in ihrem langen Goldhaar; löste es aus seinen Banden; wehte es wie einen glanzvollen Schleier hoch in die Lüfte. Ihr veil- chenfarbiges Gewand riß er der Göttlichen vom Leib, daß sie hüllenlos dastand und die treukischen Schiffer keiner Rettung gedachten, sondern in verzücktem Staunen auf die weiße Erscheinung starrten. Die Wo- gen schlugen herauf; krochen an den glänzenden Gliedern empor; um- fingen sie voll wilder Lust; so, wie es dem in wahnsinniger Leiden- schaft befangenen Iüngling versagt blieb.

Als er die Qual nicht länger ertrug, stürzte er zu der von den Wellen Umschlungenen und schrie auf: „Laß uns sterben im Kuß!" Aber ihr mahnender Blick scheuchte ihn zurück wie ein Götter-

gebot.... Und Aphrodite gewährte die Rettung; doch verharrte Poseidon voll tückischer Arglist.

Denn die östlichen Winde trieben das Fahrzeug weiter und weiter von den treukischen Gestaden hinweg, bis zu den wilden Küsten Phoinikiens, wo die Frauen von Sidon die prächtigen Purpurgewebe wirken und Gold gemeines Metall ist. Und weiter noch trug die empörte Salzflulh Helena, die Edelentsprossene, mit ihrem verruchten Entführer: bis in das egyptische Meer und zu jener Mündung des Nilstromes, welche die kanobische heißt.

Hier erhob sich am öden Ufer von Sand und Gestrüpp ein Tempel des Herakles; und ein Heiligthum dieses von Göttern und Menschen geliebten, hilfreichen Heros bietet seit uralten Zeiten allen Flüchtigen und Verfolgten ein Asyl. Selbst der mit Fluch bedeckte Vater- und Muttermörder ist in den heiligen Hallen vor den schrecklichen Rachegöttinnen geborgen.

Da die treukischen Schiffer den schützenden Tempel gewahrten, steuerten sie sogleich in die rettende Bucht, warfen Anker und verließen Fahrzeug und Herrn. Sie glaubten sich nämlich wegen der Schmach, die der Königssohn dem Gastfreunde angethan hatte, von den Himmlischen gehaßt und verfolgt. Nun sollte Herakles, der göttliche Nothhelfer, sie gnädig vor weiteren Gefahren bewahren.

In dem Tempel waltete ein weiser Priestergreis, Thonis mit Namen, seines frommen Amtes. Ihm beichteten die Treulosen ihr angstvolles Elend und die Schuld des Gebieters, welche freilich die gewaltigen Götter gewollt hatten. Thonis hob jammernd die Arme und rief: „Ihr großen, geheiligten Götter, weshalb versucht Ihr den Menschen, der doch sterblich geboren ist und daher menschlicher Schwachheiten voll! WehZ Auch dem Herrscher dieses mächtigsten Reiches der Erde wurde ein schönes und theures Weib von einem Buben, den die Götter versuchten und der der Versuchung erlag, schändlich entwendet. Verödet liegt zu Memphis das Königshaus, in einem Schweigen, als sei der Palast der Totentempel jeglichen Lebens geworden, welches denn auch dem Pharao seit dem lebendigen Tode der geliebten Gattin gestorben ist. Seine Krone hat König Proteus abgethan; in Sterbelinnen sich gehüllt und sein erhabenes Antlitz mit dem Staube der Gasse gezeichnet. Weh! Schmach und Iammer! Weh uns!"

Als er den Treukern im Heraklestempel Zuflucht gewährt hatte, entsandte Thonis Eilboten nach Memphis in den Königspalast. Sie berichteten dem Pharao, was an der kanobischen Mündung geschehen sei, und erhielten von Proteus an Thonis den Befehl: „Führe den schuldigen Mann und das ruchlose Weib als Gefangene vor meinen Thron und vor mein Gericht, auf daß ich den Beiden das Urtheil spreche, als wäre sie mein eigenes treuloses Weib und er der von mir und den Göttern verfluchte Verführer!"

So geschah es, daß Alexandrus, des Königs Priamus jüngster und liebster Sohn, mit Helena, dem Weib des würdigen Fürsten von Sparta, in seinem eigenen treukischen Schiff gefangen den Nilstrom

aufwärts geführt ward, um vor das Antlitz des Egypterkönigs zu treten, dem das selbe Schicksal widerfahren war wie dem Menelaos, dem vertrauenden und gütigen Gatten der Weib gewordenen Göttin, der beseligenden und verderblichen. Denn es macht die Liebe den Mann zum Gott; und sie macht ihn zum Ehrlosen, zum Verräther und Mörder. Nilaufwärts ging die langsame Fahrt; in beständigem Kampf gegen reißende Wirbel und bedrohliche Untiefen. Von dem Deck ihres Schiffes aus schaute das schönste Liebespaar, das jemals in Menschengestalt auf Erden gewandelt, die Wunder des Fabellandes: an beiden Ufern die Pracht der Städte und die Herrlichkeiten der Tempel mit den gigantischen Bildsäulen der Pharaonen vor den thurmhohen Pylonen; die Palmenhaine und Nosengefilde, die der mächtige Fluß wie in einem Blumenbett durchwogte. An Inseln schifften sie vorüber, auf denen Schaaren brauner Wüstengeier im Sonnenschein ihre Schwingen ausbreiteten, die rosige Flamingos und Pelikane bevölkerten, Oder heilige Krokodile, mit Kleinodien geschmückt, wurden in Tempelteichen gehegt. Oder auf blauen Lotosblumen ruhten schneeweiße Ibisse, auch sie den Gottheiten des Landes geweiht. Dann aber stieg es vor den Gefangenen auf im rothen Glanz, als stünde die Erde in Flammen: die Wüsten Arabiens und Libyens im Feuer des Sonnenunterganges lodernd. Aber was wie brennende Felsengipfel erschien, waren die Pyramiden von Gizeh und Abusir und Memphis, waren die Gräber der Könige. Eine lange Reihe von flammenden Bergspitzen wars: eine lange Reihe von Pharaonengrüften. Bald danach ließen die Egypter das Schiff der Treuker landen: Alexandrus und Helena waren in Memphis, der Königsstadt.

Der Sohn des Priamus war von dem Paar der Erste, den die Häscher vor den König führten. Mit trauriger Strenge sprach Egyptens Majestät zu dem bethörten Iüngling: ,,Du stehst in Wahrheit vor mir wie ein Königsproß. Wer Du aber auch sein magst (denn ich weiß nicht, ob Deine Leute, die Dich verriethen, nicht Lüge aussagten), Iüngling, wer Du auch seiest: so Du Dich an Deinem Gastfreund vergingst, bist Du des Todes schuldig."

Alexandrus entgegnete erhobenen Hauptes: „Das bin ich, o König. Da Du mich in Deiner Gewalt hast, so lasse mich töten. Nur gönne mir zuvor eine Nacht am Herzen der Frau, um deren willen ich den Gastfreund verrieth und würdig ward eines schimpflichen Todes durch Henkershand. Denn ich kann nicht sterben, bevor nicht Helena mein ward, und bisher hat sie es mir wegen eines Gelübdes bei der großen Göttin der Liebe grausam verweigert." Und er verrieth dem Herrscher Egyptens der Geliebten Eidschwur.

Proteus saß auf seinem Thron; ein durch seinen Schmerz um sein für ihn gestorbenes Weib gebrochener Mann. Doch auch in seiner völligen Verstörtheit ein König. Er winkte: und sie führten Helena in den Saal. Auch Diese schritt einher nicht wie zu einem Gericht, sondern wie zu einem Triumph; und Alle, die sie sahen, ergriff Schrecken vor der göttlichen Gewalt solcher Schönheit.

Lange schaute König Proteus auf das wundersame Weib; lange schwieg er. Dann kamen über seine Lippen leise, leise diese Worte: „Alexandrus! Du, der Du Dich nennest des Königs Priamus Sohn, schuldig bist Du dreifachen Todes. Dennoch fälle ich über Dich einen anderen Spruch. Denn dreifach mörderischer als Tod trifft Dich, Mörder von Gattenehre, dieses, mein anderes Urtheil: Trennung von dem Weibe, dessen Schönheit nicht von dieser Erde ist."

Da schrie der zum Leben Verdammte auf, als empfange er den Todesstoß. Er sank dem furchtbaren Richter zu Füßen; streckte beide Arme empor; flehte mit herzzerreißender Stimme: „Töte mich, König Proteus! Töte mich unter unmenschlichen Qualen und Martern! Nur sei barmherzig und gnädig, sei menschlich, o König! Lasse mich nicht leben und lebend von diesem Weib scheiden!"

Der König hätte das treulose Weib dem gramvollen Gatten unter sicherem Geleit sogleich zurückzusenden vermocht; ließ Helena jedoch in seinem Palast, wo er sie nicht wie eine Gefangene, sondern wie eine Königin hielt. Er gab ihr die Frauen und Iungfrauen seines eigenen mit einem Nichtswürdigen entwichenen zuchtlosen Weibes als Gefolge, wies ihr die Säle und Gemächer von Egyptens ehemaliger Königin als Wohnung an und gebot, die königlichen Gärten und Lustgefilde für die schöne Frau aus Sparta wieder zu öffnen. Auch lud er sie oft vor sein trauerndes Angesicht und würdigte die aus dem Haus des Gatten Entflohene, seinen Kummer zu schauen.

So lebte nun Helena, fern von der lieben Heimath und fern von dem Geliebten. Den hatte König Proteus unter dem Geleit seiner eigenen Palastwache auf das Meer zurückgesandt, dessen Küsten er scharf bewachen ließ, damit der Treuker nicht etwa heimlich lande und ein zweites Mal mit der schönsten Beute entweiche.

Inzwischen erfuhr Helena in jeder Stunde eines träg dahinschleichenden Tages, welchen Iammer die treulose Gattin von Egyptens Majestät hinter sich zurückgelassen hatte und was Dieses heiße: ein Menschenleben zerstören; das Leben eines heilig liebenden, heilig vertrauenden Gatten. Die ihr beigesellten guten Iungfrauen hörten nicht auf, den Treubruch der Herrin zu beweinen und für die Lebende die Totenklage anzustimmen; hörten nicht auf, der Spartanerin die Schändlichkeit eines solchen Verrathes vor die Seele zu führen und ihr den Gram des edlen Königs zu schildern. Da Helena sich nicht als Herrin fühlte, so gebot sie den Frauen nicht Schweigen; saß wie ein wundersames Marmorbild und hörte Stunden lang, Stunden lang auf das Weinen und Trauern, auf das Klagen und Anklagen der Getreuen. Und täglich erfuhr sie am Ufer des Nil an ihrer eigenen Seele das Unheil eines Schicksals, wie solches dem König von Egypten, wie solches dem Fürsten von Sparta beschieden war. Da wollten die großen gütigen Götter, daß eine strahlende Erleuchtung über sie kam, gleich einer Erkenntniß, aus himmlischen Höhen hernieder

Als König Proteus die Wirkung seiner weisen Absicht merkte, fand er: „Nun ist es Zeit!" Sogleich sandte er an den Herrscher von

Sparta heimliche Botschaft, die den Trauernden nach Egyptens Hauptstadt eilen hieß, während die Fürsten Griechenlands ihre Völker zum Kriege wider Ilion rüsteten. Des Königs Botschaft an Menelaos war von solcher Art, daß der Fürst in großer Hast aufbrach und bereits nach zehn Tagen den Nil heraufgefahren kam, nicht wissend, wen er in Memphis finden solle, von seinem entflohenen Weib nur wichtige Kunde erwartend. Eben so wenig ahnte Helena, was sich im Königspalast ereignen solle.

Abends nun brachten ihr die Iungfrauen Trauergewänder mit des Königs befehlender Bitte: Spartas Fürstin möge die düsteren Gewebe anlegen, da im Palast die Gedächtnißfeier für eine Gestorbene beginnen solle. Auch ihr leuchtendes Antlitz und Haupt möge sie dunkel umschleiern. Nachdem Helena in stiller Betroffenheit die Forderung erfüllt hatte, geleitete sie eine gleichfalls in Trauer gekleidete Frauenschaar in die Königssäle hinüber.

Als solle sie zum zweiten Mal gerichtet und nun des Todes schuldig befunden werden, trat die Herrliche vor Proteus' Thron. Da hörte sie sich von des Königs milder Stimme fragen: „Bekenne jetzt auch Du, o Helena, Tochter des Tyndarus, Weib des Menelaus, was des Priamus Sohn vor meinem Königsantlitz bekannte und was Du, bevor Dich Iener dem edlen Gatten geraubt, der Himmlischen gelobtest, die das fromme Volk der Hellenen als die Göttin der Liebe verehrt."

Und mit lauter, feierlicher Stimme sprach Helena nochmals das Gelübde, das nicht nur König Proteus, sondern auch Fürst Menelaus vernahm. Dieser aber erhielt sein Weib aus den Händen des weisen und gütigen Pharao zurück. „Ohne daß ihm ein Leides geschehen war!"

Bald nach solchem seltsamen Begebniß erhob sich zu Memphis, der leuchtenden Königsstadt am Nilftrom, im heiligen Bezirk des Proteus ein glanzvoller Tempelbau, geweiht der „fremden Aphrodite": der Helena, aller Völker der Erde herrlichstem Weib.

... Noch ein Anderes berichtet Herodotos von der selben Helena; und muß auch Dieses wiedererzählt werden.

Menelaus, nachdem König Proteus ihm so viel Güte erwiesen, wurde zum Frevler an dem König und den Egyptern. Widrige Winde hinderten den Fürsten von Sparta an der Abfahrt mit Helena; und als das böse Wetter gar zu lange währte, verfiel der Fürst auf folgende Unthat: Er ergriff zwei egyptische Knaben; opferte sie und entwich, um der Rache der Egypter zu entgehen, nach Libyen.

Auf der Flucht des Spartanerherrschers vor dem Zorn der Egypter mag dann der Grimm der Götter gegen den Unthäter Menelaus bewirkt haben, daß Alexandrus die Helena zum zweiten Mal raubte und sie (um ihren Gatten für die Frevelthat zu strafen) zum zweiten Mal von dem schönen Treuker sich rauben ließ. Schwerlich sehr ungern. Danach entbrannte vor Ilion der grausame Krieg um Helena, das schönste Weib aller Völker der Erde, und der göttliche Sänger Homer sang davon sein unsterbliches Lied.

Berchtesgaden. Richard Voß.

Anzeigen.

Die verirrte Magb. Roman von Georg Engel. Konkordia Deutsche Verlangsanstalt in Berlin.

Rebekka West ist auf Rosmersholm eingezogen. Ihr heißes Blut hat nach Herrschaft begehrt und rücksichtlos ward das Weib, das ihr entgegenstand, in den Tod gejagt. Aber da sie sich am Ziel sieht, muß sie erkennen, wie sie selbst sich gewandelt hat. Ihr Wille ist gebrochen, das Zusammenleben mit dem reinen Mann hat die häßlichen Gelüste von ihr gejagt. Seelenfriede kam über sie. Die Lebensanschauung der Rosmer hat ihren Willen krank gemacht, geknechtet, ihre Seele geadelt.
Eine Gestalt Ibsens kehrt wieder in Hertha Boddin, der Heldin von Engels Roman „Die verirrte Magd", wie er sie mit einer der biblischen Wendungen, die durch das ganze Buch klingen, nennt. Viel weniger bewußt als ihre nordische Schwester, aber auch viel liebenswürdiger und bestrickender stellt sich uns diese Hertha dar. Das Gold, das ihr schmuckes Köpfchen umrahmt, strahlt leuchtend und lockend in Sonne und Mondlicht, sie nimmt die Menschen gefangen und unterwirft sich die Herzen. Selbst am Sterbebett ihrer Mutter, wo wir sie kennen lernen, vibrirt ihre Stimme in leisem Triumph. Sie ist ein Soldatenkind und hat von ihrem Pater den Drang, zu herrschen, unabhängig dazustehen, geerbt. Wie ein Schreckbild taucht vor ihren Augen die drohende Noth auf, die keine energische Handbewegung fortzuscheuchen vermag. Da greift sie nach einer biederen Faust. Heinrich Kalsow nimmt sie in das Haus seiner Mutter, die unberedten Lippen des plumpen Riesen stammeln ungefüge Hoffnungen, die die kleine Blonde ihm zu verheißen scheint. Während er ihrer harrt und schon die alte strenge Frau, die, mit Brille und Bleistift rechnend, über ihn und den Hof gebieterisch schaltet, mit trüben Ahnungen erfüllt ist, sucht Hertha die erste Zuflucht bei ihrer Schwester, der Gattin des Professors Oskar Rogge. Einst ist dieser Schönheit suchende Mensch, wie sie, als Eroberer ins Leben gezogen; heute muß er für die kleinliche, gedrückte Frau und seine Kinder sorgen. Wilde Regungen und Freiheitstriebe haben ihm eine vorläufige Enthebung vom Lehramte gebracht. Die kleine Blonde begreift diese unruhige Seele und sucht ihn zu erobern, weil er Furcht vor ihr zu haben scheint. Er aber fühlt die Gefahr und tritt ihrer Lockung mit Heftigkeit entgegen, weil ihm seine Vergangenheit durch diese, wie er es nennt, „moderne Pholosophie der weiblichen Fessellosigkeit" bedroht scheint. Eine furchtbare Nacht jedoch läßt alle Leidenschaften in den drei Menschen entbrennen: die Frau, nah daran, den Weg Bestens, der Gattin Rosmers, in den Mühlbach zu gehen, schwankt am Meeresufer hin und her, der Mann fiebert in einsamer Nacht vor der Thür des Schlafgemaches, in dem Hertha ruht, «nd die kleine Blonde vermag sich nicht zu entscheiden: zwischen der Ruhe des Daseins, wie sie ihr eben noch der täppische

Freund Heinrich geboten, und der wilden Unrast und tausend Möglichkeiten, die ihr der erbitterte Kampf um die Seele des Schwagers bereitet. Der frühe Morgen entscheidet. Der Direktor des Gymnasiums erscheint und verkündet dem Professor Rogge seine Wiedereinsetzung. Er hat gewonnen, was er braucht, die rechte biedere Bürgerlichkeit, er taucht beglückt in Entsagung und Bescheidung; und für das sonnige Nixchen ist kein Raum mehr in seinem Haus.

So zieht sie hin nach Werrahn, dem Gute der Kalsows, wo Heinrich sehnsüchtig ihrer harrt. Ihre bestrickenden Schmeichelkünste, ihre kokette Lieblichkeit erobern ihr nicht nur das Herz der mißtrauischen Mutter Lotting: selbst der Hausfreund, der abergläubige Küster, der in ihr ein Geschöpf des Teufels sieht, wird von ihr völlig bestrickt. Was zuerst Kunst und Absicht war, wandelt sich nach und nach in Natur. In diesem ernsten Frieden wird es in ihr selbst friedlich; vielleicht liegt darin für sie das ersehnte Glück, das sie festzuhalten strebt, indem sie der tiefen Neigung des bäuerlichen Bewerbers entgegenkommt. Aber neue Erschütterungen bewirkt der Eingriff einer Person aus dem vornehmen Kreis, dem sie innerlich anzugehören meint. Ser junge Offizier Graf Hohensee, ein liebenswürdiger Dilettant des Lebens wie der Kunst, gewohnt und geübt, zu erobern, hat nicht nur Anna Kalsow, die feste, echt bürgerliche Haustochter, in eine heimliche heiße Leidenschaft verstrickt, er bemächtigt sich auch im Sturm der schwankenden Seele Herthas, der er vorhält, wie sie sich in eine Welt dränge, der sie nicht angehören kann, u,nd treibt sie wieder in den alten Geist der Lüge und des Widerspruches hinein. Sie schwört der eifersüchtigen Nebenbuhlerin, daß zwischen dem Grafen und ihr nichts vorgefallen sei, und stürzt sich, Schutz suchend, in die Arme des gewaltigen Riesen, der sie mit der Axt vor dem Angriff eines wilden Höndes Verth eidigt hat. Aber der Versucher naht wiederum. Die erklärte Braut wird nochmals in einer einsamen Stunde von Hohensee überfallen, noch einmal siegt ihr Verstand über den lockenden Ruf, der ihr die Pflicht gegen sich selbst verführerisch ausmalt. Doch der herannahende Tag des Verlobungfestes stellt ihr wieder die erschreckende Aussicht eines Zusammenlebens mit diesen ihr innerlich so fremden, unerschütterlich klaren Menschen in der unbeweglichen Umgebung vor die Augen. Sie begehrt letzten Rath von dem einst heiß begehrten Schwager, der sie jedoch zurückweist und erklärt, es dürfe keine Menschen geben, die einer Glücksstunde wegen ein ganzes Leben fortschleudern dürfen. So fügt sie sich in die ländliche Feier, die mit viel Speise und Trank und plumpen Reden begangen wird. Sie will glücklich fem und klammert sich an den künftigen Gatten. Da naht der Graf vor seiner Reise in die Hauptstadt. Mit leichten, wenig und doch viel sagenden Versprechungen gelingt es ihm, zuerst in Anna trügerische Hoffnungen zu erwecken. Hertha waffnet sich mit Hohn gegen seine dringenden Werbungen; aber im entscheidenden Augenblick versagt ihr die ersehnte Stütze. Heinrich, von ungewohntem Trunk überwältigt, erweckt mit dem Ekel

zugleich in ihr wieder die Triebe nach Freiheit und Selbstbethätigung. Mit dem Grafen fährt sie in die Welt hinaus, während die Wellen des Schwarzbaches den Leichnam Annas ans Land tragen. Ruhelos jagt die Verirrte nun an der Seite des Geliebten durch die Welt, völlig unbefriedigt und mit sich verfallen. Ietzt spricht sie Rebekkas Gefühle aus: „Zu lange hat sie unter Mutter Loitings Dach gelebt. Seit sie zu Werrahn in der guten Stube gesessen, abgeschnitten von dem Sturmwind, den die neue Zeit entfesselt. Da sind leise und unvermerkt Gewalten über sie eingebrochen, die sie früher nicht gekannt hat. Es sind die schweren, biederen Anschauungen der Leute, die den unverbrauchten Kern des Volkes darstellen. Das ist stark über sie geworden. Und jetzt schreit es in ihr, weil sich ihr Dasein ohne Güte und in Herzlosigkeit verschwendet, und daß sie sich nicht habe bescheiden können". In Berlin, wo dem Grafen die niederschmetternde Nachricht wird, dag es mit seiner militärischen Laufbahn vorbei sei, stürzt sich der leichtsinnige Aristokrat in die Verführung der Großstadt. Hertha ist schwer erkrankt; sie wird von dem treu,en Küster aufgefunden und auf das alte Gut, das einst ihre Heimath werden sollte, zurückgebracht. Dort sitzt Frau Lotting Kalsow, gelähmt an Füßen und Sprache, aber mit ihren glühenden Augen, beredt wie Zolas Mutter Raquin. Dort schleift Heinrich in stummem Schmerz das Beil, das den Räuber seines Glückes treffen soll. Wortlos weisen sie die Reuige von ihrer Schwelle. Das Haus des Küsters nimmt sie auf. Dem ihr nachjagenden Grafen tritt, wild aufbrüllend, Heinrich mit seiner Waffe entgegen. Aber der furchtbare Mord wird durch das sich bäumende Pferd, das seinen Reiter abwirft, abgewendet. Mild verzeihend naht Heinrich der einst Geliebten. Hertha aber entsagt der wilden, begehrlichen Iagd durchs Leben, die sie nie in das Land der Verheißung geführt hat. Sie erkennt, daß Eins immer den Menschen erzieht: die Arbeit. Ihr will sie sich weihen. Und dann, verheißt ihr Heinrich werde sie vielleicht doch noch Licht in Mutter Lottings Gute Stube bringen.

Die Irrungen wie die Läuterung einer rastlos suchenden Seele stellt der Dichter dar. Einen verwandten Gedanken gestaltet Schnitzlers „Hirtenflöte" aus, wo die vom Leben zerrüttete Frau wieder zum Gatten zurückkehrt, der sie mitleidlos hinausstieß. Bei Engel sind die Irrungen viel überzengender, anschaulicher ausgeführt als die Läuterung. Das hängt mit der Eigenart seiner Technik zusammen. Gerade die Hauptmomente des zweiten Theiles, die Katastrophe beim Fest und den Schluß, berichtet nicht der Erzähler, sondern Herthas Entführung wird aus den Reden der ländlichen Zeugen in ihren äußeren Momenten zusammengesetzt. Und von ihrer Heimkehr und innerlichen Befreiung meldet eine Predigt des Küsters. Die Absicht des Verfassers, diese thatsächlichen Vorgänge, die ihm nicht Gelegenheit zu pfychischen Analysen boten, zu objektiviren, ist klar; und die Ausführung gelingt ihm in geradezu virtuoser Weise. Aber dieser Einbruch fremder Elemente, namentlich in dem fast lyrischen Schluß, der in eine heftig pol-

ternde Philippica gegen bäuerische Klatschmäuler so wenig pagt, trennt uns für den Augenblick von den Menschen, deren Innenleben wir so lange mit Spannung gefolgt sind. Und auch ein zweites Moment macht sich hier, wie in früheren Werken Engels, eigenartig, doch auch befremdend geltend. Dieser Dichter vermag Unbelebtes wahrhaft zu beleben. Aber er geht zuj weit, wenn die Tragbalken des Hauses, die elf Stundenschläge der Thurmuhr ihr Eigendasein, ihre bestimmten Physiognomien und körperlichen Schilderungen erhalten, wenn sich innere Kämpfe in leise flüsternde Stimmen, in Dialoge zwischen guten und bösen Geistern umsetzen. Diese Gebrechen, die namentlich den guten Ausgang nicht genügend begründet erscheinen lassen, sollen die Freude an der reichen Begabung, der innigen Vertiefung in Stoff und Gestalten dem Leser aber nicht verkümmern.

Wien. Professor Alexander von Weilen.

«>

wenn die Sonne untergeht. Perlag Konkordla in Berlin.

Mich hatte im Leben das Empfinden gepackt und es ließ mich in Iahren nicht wieder los, daß der Glaube an einen Menschen so stark sein kann wie nichts sonst auf der Welt, daß vor Allem eine Frau unter ihm geht, wenn sie liebt. Ein hochgeartetes, echtes Weib hat einen tiefschauenden Blick in der Liebe. Ihre Seele giebt sich hin, wenn Größeres sie packt und fortreißt. Und mit dem Augenblick, wo sie, vielleicht sich selber noch unbewußt, liebt, beginnt sie auch, unbewußt, zu idealisiren; und sie idealisirt weiter, — auch wenn sie mit der Zeit einsehen gelernt hat, daß der Mann ihres Herzens sehr anders geartet ist, als sie wähnte. Wenn er sie leiden macht, wenn sie erkennt, daß er ihr innerstes Wesen nicht verstanden hat. Immer glaubt sie, daß er im Tiefsten doch mit ihr geht, daß ihre Gedanken im Größten zusammen kommen und ihn nur die Verhältnisse von ihr fortführen. Der Glaube an ihn ist so groß, weil die Liebe echt ist. Ein Empfinden, das der Frau des Lebens tiefste Schönheit und auch sein grenzenloses Leid entschleiert. Wie ein Verhängniß steht das Geschick zuletzt über dem Haupt der Frau; ganz von fern winkt am Ende nur noch die leise, schmale Hoffnung, daß der geliebte Mann einmal im Leben noch erkennen möge, welche große Liebe ihm ward. DerAusklang kann von zweierlei Art sein. Es kann geschehen, daß der Mann, der so geliebt wird, am Ende seines Lebens sehend wird und klar empfindet, wie rein und groß die Liebe der Frau zu ihm war. Oder es kann geschehen, daß das liebende Herz der Frau tief verwundet und zurückgestoßen wird, daß es sich endlich gegen den einst Geliebten aufrichtet und ihm zeigt, wie er erreicht hat, die Liebe zu töten und den Stolz und die Würde zu heben. So zu heben, daß nur sie noch, nach den grausamsten Schmerzen, leben bleibt und das Wort „Liebe" in dieser Frau nicht mehr widerklingt. Ich habe den ersten Ausklang gewählt. Emma Böhmer.

Panama.
Iahr 1881 wurde unter der Aegide Ferdinands von Lesseps
die französische Panamagesellschaft gegründet; 1914 wird der
erste Dampfer, mit dem Sternen- und Streifenbanner am Heck, das
Wasser des 79 Kilometer langen Kanals pflügen. Den Franzosen blieb
die Erinnerung an ihr „Panama"; den Pankees bleibt der Kanal.
15M Millionen Francs und ein gerüttelt Maß guten Rufes hat er
verschlungen. Nie hätte französisches Kapital sich an das Wagniß ei-
nes solchen Unternehmens gemacht, wenn ihm eine glaubhafte Kosten-
rechnung gezeigt worden wäre. Aber man verschwieg ihm nicht allein
die Höhe der „Finanzgebühren", sondern täuschte die für Panama
enthusiasmirten „Sparer" auch über die Menge des zu entfernenden
Erdreiches. So wurde mit viel zu niedrigen Baukosten (843 Millionen
Francs) gerechnet; und als nach sieben Iahren 1400 Millionen ver-
arbeitet waren, gab es noch nicht einmal einen Kanaltorso. Der ein-
zige fühlbare Ersolg war der Strike der Zinscoupons, Dann kam der
Krach; ein so ungeheurer, daß noch heute, nach fast fünfundzwanzig
Iahren, von dem zertrümmerten Mauerwerk Staubtheilchen in der
Luft zu finden sind. Das einzige Besitzthum, das unter dem Schutt
unversehrt blieb, war die von der kolumbischen Regirung gewährte
Konzession. Um sie nicht verfallen zu lassen, wurde 1894 eine neue
französische Gesellschaft (OompsZuis NouvsIIs Su Oänsl cls ?ansmä) ge-
gründet. Die hatte schon die richtige Witterung: ihr Stammkapital er-
schien nicht in Francs, sondern in Dollars. Acht Iahre nach ihrer
Geburt ließ sich Mister President vom Kongreß ermächtigen, die Kon-
zession für den Bau des Panamakanals zu erwerben; und für 40 Mil-
lionen Dollars kaufte die Union, was von dem stolzen Lessepsbau ge-
blieben war. Die neue Republik Panama sorgte für die Konzession.
So sollte es sein; und so ists geworden.
Die Kosten haben wohl an zwei Milliarden Mark betragen; aber
die technische Leistung darf sich sehen lassen. Der Panamakanal ist 16
Kilometer länger als sein Ahne, der Kanal von Suez, der eine glatt
verlaufende Fahrrinne bildet, während der Panamakanal sechs große
Schleichen hat. Die erste direkte Wasserverbindung zwischen Atlanti-
schem und Stillem Ozean; das berüchtigte Kap Horn braucht nicht
mehr zu schrecken. Das ist keine Kleinigkeit. Amerika hat vollendet,
was seit vierhundert Iahren geplant und durch politische Bedenken
vereitelt worden war. Der Einfluß Spaniens in Central- und Süd-
amerika ließ Projekte fremder Unternehmer eben so wenig durchdrin-
gen, wie es die Monroedoktrin der nordamerikanischen Republik that.
Die Vankees wußten schon vor achtzig Iahren, daß sie einst gezwungen
sein würden, die Herrschaft über den kürzesten Weg zwischen Atlantic
und Pacific mit einer anderen Macht zu theilen; deshalb suchten sie
Schutz hinter der Coulisse eines Vertrages mit England (Clayton-
Bulwer), der beide Kontrahenten vom selbständigen Bau und von der

Kontrole eines mittelamerikanischen Kanals ausschloß. Damals dachte
man noch an die Landenge von Nicaragua. Fünfzig Iahre später hatte
Amerika seinen Schein in der Tasche: zwischen dem Staatssekretär
Iohn Hay und dem englischen Botschafter Pauncefote wurde verein»
bart, daß nur die Vereinigten Staaten das Recht zum Bau und Be-
trieb des Panamakanals haben sollten. Das Recht zur Befestigung der
neuen Straße wurde ihnen erst später zugestanden. Von diesem Pakt
machen die Amerikaner nun Gebrauch. Sie wollen, daß ihre Schiffe
ohne Entgelt (oder gegen einen kleinen) den Kanal durchfahren dürfen,
alle fremden Schiffe aber Abgaben zu leisten haben. In England wird
dieses (noch nicht gesicherte) Privilegium als Verletzung des Hay-
Pauncefote-Vertrages empfunden. Man wird wohl einig werden.
Den Pankees liefert der Panamakanal eine neue Möglichkeit,
ihrer Wirthschaft dieMelt zu erobern. Die halbe Milliarde Dollars,
die für die Besiegung Magalhaes' aufgewendet wurde, soll nicht nur
hohen Zins tragen, sondern auch die Flecke auf dem Ehrendiplom für
wirthschaftliche Leistungen tilgen, die durch die ungeschickten Prozesse
gegen das Großkapital entstanden sind. Der Herausgeber der „Zu-
kunft" hat schon vor Iahren hier an das Wort erinnert, das Goethe
1827 sprach, als der Durchstich der Landenge von Panama erwähnt
wurde, über den Alexander von Humboldt geschrieben hatte. Goethe
sagte: „Gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von je-
der Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikani-
schen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden dar-
aus für die ganze civilisirte und nichtcivilisirte Menschheit unbe-
rechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte mich aber, wenn
die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches
Werk in ihre Hände zu bekommen/ Die Fahrt um das Kap Horn nennt
Goethe „langweilig, widerwärtig und kostspielig"; nöthig sei, zwischen
der Ost- und der Westküste Nordamerikas eine rasche Verbindung zu
schaffen. Wird der Panamakanal wirklich „unberechenbare Resul-
tate" hervorbringen? Die Welt sieht heute anders aus als anno 1827.
Damals war die Landenge von Suez noch nicht zum Wasserweg ge-
wandelt; und in die kühnsten Träume drängte sich kaum die Vorstel-
lung eines Schienenweges von Moskau bis Peking. Die Thatsache,
daß man von London in zwölf Tagen nach Peking kommen kann, hat
dem Panamakanal einen Theil seiner Bedeutung vorweggenommen.
Billigste Fortbewegung von Massengütern: nur darum handelt sichs;
Passagiere und Post kommen für die Volkswirthschaft erst in zweiter
Linie und die Post wählt stets den kürzesten Weg, zieht also, wo es
geht, die Eisenbahn dem Dampfschiff vor. Das ist bei der Möglichkeit
einer Konkurrenz zwischen dem neuen Kanal und der Sibirischen Bahn
zu bedenken. Der Schienenstrang, der Sibirien durchschneidet und in
China eindringt, wird auch nach der Eröffnung des neuen Weges nach
Ostasien und Ozeanien nicht weniger oft und stark vibriren als zuvor.
Was gewinnen die Vereinigten Staaten und was verliert Eu«

ropa? Der Weg von New Vork nach San Franziska beträgt (um
das Kap Horn) 14 400 Seemeilen oder 27000 Kilometer. Durch den
Panamakanal wird die Strecke auf 5400 Seemeilen oder 9990 Kilo-
mettr verkürzt. Ein Dampfer, der von New Vork nach Hongkong,
Shanghai oder Sydney via San Franziska fährt, Hat 20000 bis
22000 Seemeilen zurückzulegen. Durch den Panamakanal werden
diese Strecken halbirt. Die Bedeutung eines solchen Ereignisses wäre
„unberechenbar", wenn es noch keinen Suezkanal gäbe. Durch ihn
ist für die Fahrt nach Ostasien und Australien die Umseglung der
Südspitze Patagoniens und die Fahrt durch die Magalhaesstraße un-
nöthig geworden. Wer von New Pork nach Hongkong oder Shanghai
will, benutzt den Suezkanal. In der Zukunft aber wird Shanghai,
Vokohama, Sydney via Panama schneller zu erreichen sein als via
Suez, während Hongkong etwa die selbe Distanz auf beiden Wegen
hat. So gewinnen die ostamerikanischen Häfen 2000 bis 4000 Seemei-
len für den Verkehr mit Ostasien und Australien. Das ist auf das Ver-
lustkonto des Suezkanals zu setzen. Dagegen wird ihm die ostamerika-
nische Passage nach Indien bleiben; und sicher wird der ältere Kanal
den gesammten Verkehr von den europäischen Häfen nach Ostasien und
Australien behalten; denn die Entfernung zwischen Hamburg und
Hongkong ist über Suez um 4300 Seemeilen kürzer als über Panama,
Gefährdet ist die europäische Schiffahrtstraße nach der Pacificküste. Die
Schiffe, die Kap Horn oder Suez passiren müssen, um die Häfen der
westamerikanischen Küste zu erreichen, werden den viel kürzeren Weg
durch den Panamakanal nehmen. Ob die Suezkanalgesellschaft ver-
suchen wird, den Rivalen durch niedrige Gebühren zu schlagen? Bei
ihren enormen Einnahmen wäre eine neue Herabsetzung des Tarifs
möglich. Die Fahrt ist noch immer sehr theuer. Für die Nettoregister-
tonne sind 6?75 Francs und sür jeden Passagier 10 Francs zu bezah-
len. Ein Dampfer von 10000 Registertonnen und 1000 Passagieren hat
also für eine Durchfahrt 77500 Francs oder 60000 Mark zu entrichten.
Kein Wunder, daß 1911 eine Gesammteinnahme von mehr als 134
Millionen Francs brachte (das Aktienkapital beträgt 200, die Obliga-
tionenschuld 279 Millionen) und die Dividende munter in die Höhe
klettert (33 Prozent). Vereinbart war, daß bei einer Maximalquote
von 2S Prozent der höhere Ueberschuß zur Minderung der Gebühren
bis auf 5 Francs dienen sollte. Aber dieses Abkommen ist vergessen
wie manches andere Ereigniß aus der Geschichte des berühmten Ka-
nals. Die Vergangenheit ist von den Nachkommen einiger Gründer
wieder aufgerüttelt worden. Man hat Dokumente gefunden, aus de-
nen hervorgehen soll, daß Lesseps, der „grang ksrosur", wie ihn Lonis
Napoleon nannte, überhaupt keine Konzession für den Bau des Ka-
nals hatte. Der Gesellschaft würde dann das gesetzliche Fundament
fehlen und England müßte die Aktien, die der kluge D'Israeli von
Ismael Pascha zu Ramschpreisen kaufte, wieder herausgeben. Doch
Britanien wird sich die Kontrole über den Seeweg nach Indien nur

von übermächtiger Gewalt rauben lassen. Die Aktie des Suezkanals kostet heute 6000 Francs (bei 500 Francs nominal). Für die 178000 Aktien Ismaels bezahlte England 100 Millionen Francs und heute sind sie 1068 Millionen werth. D'Israeli verstand sein Geschäft. Der Hauptkunde des Suezkanals ist England. Nach ihm folgt Deutschland. Werden diese beiden guten Zahler durch den Panamakanal abgelenkt werden? Die Gebühren sind ungefähr gleich hoch (wenns in Panama bei dem geplanten Höchstsatz von 5,20 Mark für die Nettotonne bleibt). Wichtiger ist die Intensität des anglo-deutschen Handels mit Westamerika. In den süd- und mittelamerikanischen Republiken ist der englische und der deutsche Kaufmann ein gern gefehener Gast, sehr zum Aerger der Dollarmanager, die sich dadurch in ihrem Monroestolz verletzt fühlen. Daß aber die Entscheidungschlacht aus amerikanischem Boden geschlagen werden wird, ist leicht zu sehen. Das Ziel der Vankees ist die Industrialisirung der Gebiete an der Pacificküste. Waaren und Menschen sollen dorthin gebracht werden, damit Nordamerika die unbestreitbare Herrschaft über den westlichen Theil des Erdballs erlange. Wie eifrig die Union sich um die Eroberung neuer Reiche für ihre Industrie bemüht, hat das (mißglückte) Abkommen mit Kanada gezeigt. Nun wird durch den Panamakanal eine Planke an die kanadische Westküste gelegt, die vielleicht den Vertrag ersetzt. Vancouver ist schon Kopfstation mehrerer Pacificlinien; der Kanal schafft dem aufblühenden Hafen eine neue Verbindung mit den Häfen Ostamerikas. Das gilt auch für San Franziska. Und die Ausfuhr der üppigen Gaben kanadischer und kalifornischer Landwirthschaft nach Europa wird durch den neuen Weg ungemein erleichtert. Den europäischen Wirthschaftstaaten bringt der Kanal keinen Nutzen; wo sie schneller als auf dem alten Weg sein werden, kann der Pankee noch schneller als sie eintreffen. Der amerikanische Kanal ist der Schlüssel zur westlichen Hemisphäre: aber nur für die Vereinigten Staaten. Die wollen die Macht über den Kanal behalten. Deshalb soll bestimmt werden, daß den Dampfern amerikanischer Eisenbahngesellschaften das Thor verschlossen bleibe. Die Eisenbahnkönige sollen ihre Tyrannis nicht auch dem Kanal aufzwingen, gegen den sie ein Vierteljahrhundert lang gekämpft haben. Für die Bahnen nach der Pacificküste ist der Kanal ein böses Ding; trotz allen Gebühren und Abgaben kommen die Güter zu Wasser billiger an als im Eisenbahnwagen. Zu den betroffenen Linien gehört auch die Canada-Pacific-Bahn, die eine eigene Rhederei hat und sich gern für eine englsiche Gesellschaft ausgeben würde, um dem unangenehmen Verbot zu entgehen. Diese Maskirung ist aber nicht durchzusetzen. Und der Regirung kann man, nach den Erfahrungen mit der Monopolisirung der Schienenstränge, nicht verdenken, daß sie den Panamakanal nicht als Schauplatz von Drosselkunststücken und selbstherrlichen Tarifen sehen will. Die Eisenbahnen können versuchen, durch Ermäßigung ihrer Frachtsätze den Strom der nach dem Wasserweg drängenden Güter in ihr Netz abzulenken. Im

Innern des Landes wird ihre Souverainetät nicht angetastet werden; und die Möglichkeit, daß die Pacificküste neu besiedelt und wirthschaftlich kultivirt wird, ist auch für die Eisenbahnen eine Chance, da der Passagier den Landweg oft der Kanaldurchfahrt vorziehen wird. Iedenfalls ist die Kanalpolitik der Regirung eine konsequente Fortsetzung des Verhaltens gegen die wirthschaftlichen Monopole. Die neue Waffe wird besser treffen als das stumpfe Instrument eines unzulänglichen Gesetzes. Amerika kann wieder einmal lachen. Ladon.
verehrter Herr Harden! Vorgänge der jüngsten Zeit haben
K^K zur unvermeidlichen Folge gehabt, daß in deutschen Tageszeitungen wieder einmal laut über die „Deutschenverfolgungen in Prag" geklagt wurde. Deshalb möchte ich Sie bitten, Ihren Lesern heute eine Auffassung zu unterbreiten, die mindestens für sich hat, daß sie sich ganz auf die bestehenden Thatsachen stützt. Ich lebe seit drei Iahren in Prag, stehe dort im Brennpunkt der deutschen Interessen; und ich habe nie und nirgends beobachtet, daß auf irgendwelchem Gebiet in irgendwelcher Art die Bewegungfreiheit des Deutschen von Czechen beeinträchtigt wurde; daß Iemand die Rechte eines Deutschen schmälerte oder dessen Bequemlichkeit hemmte. Es ist beinahe beschämend, mit welchem Takt und welcher Liebenswürdigkeit in durchaus czechischen Kanzleien deutschen Beamten, in czechischen Theatern deutschen Bühnenkünstlern begegnet wird, welches fast übertriebene Entgegenkommen deutsche Käufer in czechischen Kaufhäusern, deutsche Gäste in czechischen Lokalen finden: beschämend angesichts des Mißtranens, das vielfach in den Deutschen lebt. Niemand hat je daran Anstoß genommen, wenn ich etwa im Restaurant Chodjera, der Hochburg des Czechenthums, in deutscher Sprache ein Mi?ner Schnitzel bestellte; ich habe im Czechischen Haus deutsche Zeitungen verlangt und erhalten und ich habe auf Ausflügen in stockczechische Nachbarorte niemals einen unfreundlichen Blick aufgefangen oder auch nur das Gefühl unsicheren Unbehagens gehabt, das eine feindsälige Umgebung bewirkt. In Wahrheit: die Deutschen haben keinen Grund, unzufrieden zu sein. Daß Prag heute keine deutsche Stadt mehr ist. mag jeder Deutsche beklagen; daß es aber eigentlich noch immer eine deutsche Stadt sei, sollte keiner, der weiß, daß von der Bevölkerung kaum mehr als fünf Prozent Deutsche sind, zu behaupten versuchen. Am letzten Iunitag war das große Sokolfest. Wo immer Menschen in großer Masse zu festlicher Kundgebung eines gemeinsamen Gefühles zusammenkommen, pflegt der Einzelne, von den Wogen der allgemeinen

Begeisterung getragen und aus dem eigenen Gleichgewicht gerissen,
an persönlichem Verantwortlichkeitgefühl einzubüßen; der große Ver-
brüderungrausch, ohne den es kein Nationalfest giebt, macht ihn, was
seine Zurechnungfähigkeit betrifft, dem Betrunkenen ähnlich. Wer
aber einer Ueberzahl von Betrunkenen ohne Noth breitspurig und
herausfordernd in den Weg treten wollte, handelte nicht männlich,
sondern knabenhaft; und nicht feig, sondern verständig, wer, der Ueber-
legenheit des Nüchternen bewußt, heftige Begegnungen vermiede. Aber
die Czechen, die ihr Sokolfest feierten, hatten mit Betrunkenen keine
Aehnlichkeit; der Tag, der ein wahrhaft imponirendes Bild ungemes-
sener Begeisterung bot, zeigte zugleich ein Beispiel von musterhafter
Massenorganisation: Alles war bis ins Kleinste mit staunenswerther
Umsicht vorbedacht und der Gefahr irgendwelcher Ausschreitungen mit
überraschendem Erfolg vorgebeugt worden. Immer wieder hatte man
die Bevölkerung durch Aufrufe gewarnt, die deutschen Studenten zu
belästigen, und so hat man erlebt, daß der weltberühmte Grabenbum-
mel von den organisirten Czechen vor jeder Ausschreitung einer fest-
lich-übermüthigen czechischen Volksmenge bewahrt wurde. Immerhin:
eine mäßig breite Hauptstraße, gerade um die Stunde des Festzuges,
von Schaulustigen besetzt gehalten und seit frühem Morgen von lär-
mendem Gedräng erfüllt, an einem Tag, da die ganze Stadt (deren
Bevölkerungzahl auswärtige Gäste beinahe verdoppelt haben) in Be-
wegung ist: man muß zugeben, die Gelegenheit, in geschlossenen Grup-
pen zu promeniren, war nicht eben bequem. Nun, es ist ja dann auch
(wer hätte nicht davon gelesen?) Hier und da zu unbedeutenden Zu-
sammenstößen gekommen, wie sie wohl noch nie und nirgends gefehlt
haben, wo es ein großes Nationalfest mit Umzügen, Volksgewühl, Re-
den unter freiem Himmel gab. Keiner, der den Willen hat, sachlich zu
bleiben, konnte hierin etwas grundsätzlich Bedeutsames, gar ein für die
Deutschen bedrohliches Symptom erblicken. Wäre wirklich im Natio-
nalgefühl des Czechen ein deutschfeindliches Element enthalten: was
hätten wir wohl jetzt erfahren müssen, als Hunderttausende von Czechen
ein paar Tage lang in 'Prag gar nichts Anderes wollten als: alle die
in Iahren aufgespeicherten Gefühle gründlich ausleben? Darum, wer
bis jetzt um das Wohlergehen der Deutschen Prags in Sorge war, Der
sollte sich durch das Verhalten der Czechen während der Sokolfeier be-
lehren lassen. (Auch im Deutschen Reich dürfte man sich ernsthaft freu-
en, wenn diese freundliche Auffassung von eben so ruhigen und dabei
national nicht unempfindlichen Beobachtern bestätigt werden könnte;
und noch mehr, wenn der deutsch-czechische Ausgleich, der jetzt wieder
versucht wird, endlich Ereigniß würde. Schon der Blick über die Leitha
müßte beide Stämme bestimmen, sich in eine Gemeinschaft zu finden,
die keinem allzu schwere Opfer aufbürdet und der Macht und der
Bündnißfähigkeit der Monarchie beträchtlichen Zuwachs brächte.)
lt. Im zweiten Iuliheft Ihrer „Zukunft" beginnt der Artikel
„Kronprinz" mit den Sätzen: „Die Iagd ist eine der sinnlichen Ver-

gnügungen, die den Leib bewegen und dem Geist nichts sagen. Man
verfolgt mit wildem Eifer ein Thier und hat seine grausame Freude
daran, es zu töten." So schrieb Friedrich von Preußen. Und hier
sprach er wie der Blinde von der Farbe. Er war eben kein Waidmann.
Sein Urtheil kann also für den Iäger nicht maßgebend, kann und soll
es auch nicht für den Kronprinzen sein, um so weniger, als die Iagd
von heute denn doch etwas ganz Anderes ist als die der großen Herren
früherer Iahrhunderte. Die pflegt wohl der Kaiser noch. Möglichst
viele Kreaturen, die ihm vor die Büchse getrieben werden, unter hö-
fischem Trara zur Strecke zu bringen, ist ihm manchmal ein Ver-
gnügen. Nicht ausschließlich allerdings. Der balzende Hahn läßt sich
nicht „treiben". Den muß die Majestät so gut anspringen wie ein
Anderer auch. Bevor noch der Tag dämmert. Er wartet nicht. Läßt
sich auch nicht festmachen wie ein Vierzehnender oder einkreisen wie
ein starker Keuler, ziemlich totsicheres Wild, das umzulegen nicht des
Waidmanns, sondern nur des Schützen bedarf. Der Kaiser ist ein sehr
guter Schütze, aber nicht Waidmann. Dazu fehlt ihm die Ruhe; er hat
zu viel Temperament, Beweglichkeit, Lust nach rasch wechselnden Bil-
dern; Geduld wird ihm schwer; er wartet nicht gern.
Sicher ist Ihnen aufgefallen, daß Bismarck in Gesprächen und
Reden oft Iägeraussprüche anwandte, Iagdszenen vergleichsweise zu
Begriffsbildern ausmalte. Nicht nur, weil ex selbst Waidmann war,
sondern, weil Iagd und Politik von Dem, der sie betreibt, allerlei
gleichartige Eigenschaften,fordern: genaue Terrainkenntniß, scharfe
Beobachtung, Vorsicht, kluge Ausnützung der gegebenen Situation,
klaren, sicheren Blick, Geduld, Zähigkeit, raschen Entschluß, dem sofort
auch die That folgt. Ein alter Rehbock, namentlich einer von denen, die
schon einmal im Feuer standen, läßt sich nicht, mir nichts, Dir nichts,
über den Haufen knallen. Der Kerl braucht die ihm von der Natur
verliehenen Wehrwaffen so sicher und gewandt wie irgendein Rou-
tier im Gestrüpp der Diplomatie. Wenn also der Kronprinz als Waid-
mann seine Sinne schärft, Hann ihm Das als Kaiser einst sehr nützlich
werden. Haben Sie von unserem bayerischen Prinzregenten jemals ein
allzu rasches Wort gehört, eine übereilte Handlung gesehen? Ich wüßte
mich weder des Einen noch der Anderen zu erinnern. Ob Das nicht mit
der Thatsache zusammenhängt, daß der alte Herr heute noch, wie von
je her, der waidgerechteste Iäger im Königreich ist? Und gesund an
Leib und Seele bis in sein hohes Alter. An Strapazen gewöhnt und
an Einfachheit. Ia, wer im Hochgebirge die Gams birscht, Dem kann
der Leibkoch und der Mundschenk nicht nachkrackseln. Da heißts: aus
dem Rucksack leben oder den Leibriemen enger schnallen, bis man wie-
der zu Thal kommt. Dann noch Etwas! Fürsten sehen bei Iagden,
wie sie der Kronprinz liebt, die Menschen, wie sie sind, nicht, wie sie
scheinen möchten. Draußen in der einsamen Natur gilt nur deren Ma-
jestät; und die ist im Glanz der Sonne, im Sturm der Elemente, im
Geflimmer der Sterne so hehr, daß jede andere daneben verblaßt. Das

macht den Abstand zwischen Allerhöchst, Hoch und Niedrig kleiner, läßt dort Ueberhebung nicht aufkommen, mehrt hier das Selbstbewußtsein, weil Ieder für sich einstehen muß, besonders, wenn die Strapaze zum Wagniß oder gar zur Gefahr wird. In solchem Fall gilt nur der Mann, sonst nichts, und ein kühner Sprung werthet da mehr, steht besser an als stolze Wappenzier. Gönnen wir dem Kronprinzen also seine Freude am edlen Waidwerk. Wie er sie genießt, wird sie ihm nützen an Körper und Geist. Iener stählt sich, dieser bleibt frisch, froh und einfach. Ein echter Iägersmann war zu keiner Zeit eine kompli- znte Natur. Die verträgt den lauschigen Wald nicht, nicht die Wucht und den strengen Ernst des Hochgebirges, nicht den stillen Frieden en- ger Thäler und die dösende Langeweile sommerlich schwüler Wiesen und Aecker. Das aber ist die Umgebung, in welcher der Mensch (einer- lei, ob Herr oder Knecht) am Ehesten zu sich kommt, Einkehr hält und Zwiesprache pflegt mit dem eigenen Ich. Giebts für die Stunden der Muße, de? Erholung Besseres für eines Fürsten Sohn? Der an der Seite seines Vaters in den Städten die Menschen immer nur in einer Art Kirchweihstimmung sieht mit Zinra-Bumra, Hurra und Hoch und bei Hof die Beobachtung machen muß, daß Rücken und Knie vor ir- discher Größe und Pracht sich tiefer beugen als vor schöpferischer All- macht und Herrlichkeit? Die hat sich, nach seinem eigenen Bekenntniß, dem Kronprinzen nie eindringlicher offenbart, als wenn er, „die Büchse über den Knien, in der goldenen Frühe des einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des abendlichen Waldes saß." Andere bedürfen, um in solche Stimmung zu kommen, stilvoller Tempelbau- ten, musikalischer Reize und der suggestiven Aeußerlichkeiten religiöser Kulte, die zwischen ihnen auch noch Glaubensscheidewände errichten. Im Dom des Waldes aber, dessen tiefheiliger Orgelklang eines Bismarck Innerstes zum Gebet drängte, hebt frei sich die Seele zu lichter Höhe, denn keine Schranke zwingt sie in abgestempelte Gleise. Schwärmerei eines Dreißigjährigen, die mit Zeit und Umständen ver- geht? Gott bewahre! Der Wald trügt nicht. Den er gefangen nahm, hält er wurzelfest für immer. Die Sehnsucht nach ihm läßt nicht los. Nimmt Einer Sorgen in den Wald mit: dort auf schmalem, weichem, einsamem Birschpfad, in dessen rostbraunen Grund die Sonne durch das feine Filigrandach der Bäume goldene, tanzende Kringel zeich- net, weichen sie Schritt um Schritt zurück hinter Gottes geheimniß- volle Räthselwelt. Iedes Blatt grüßt vertraut, jeder Nadelzweig winkt und das tiefblaue Himmelsband zu Häuvten ist dem Iäger Wegzeiger für und für. Freuen wir uns, daß der Kronprinz so die Jagd empfindet.

Neustadt an der Haardt. Treutler.

(Dieser Freude ist hier auch vor vierzehn Tagen schon Ausdruck ge- geben worden. Ob man Ieden aber, der, wie Fritz von Preußen, die Iagd verwirft, mit dem Wort, er sei nicht Waidmann, abfertigen darf?)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karben in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb G. m. b, ß, in Berlin.

Berlin, den 3. August 191Z.
Diwan.
MeijiTenno.
M^utsuhito, der Kaiser vonIapan, ist gestorben. Nippon hüllt sich jnWeiß, dieFarbe derTrauer,darf wederThierfleisch «ssen noch Musik hören; und das Gewimmel der Nnkrautjäter, Drescher, Wasserträger und Kärrner, Aller, die seitWochen über der Lebensfrage brüten, welchen ErtragimOktober dieReisernte bringen wird,erfahren vielleicht jetzt erst, wie derMann hieß, der seit fünfundvierzig Iahren auf dem ältesten Thron der Erde saß. <2r war derTenno (das vomHimmel gezeugte Reichshaupt), der Tenshi (des Himmels Sohn), derShujo (höchster Gebieter); war, wie vor ihm jeder regnende Ahn, „derKaiser". (Europakann, seit sie Sullivans Iapaneroperette geschlürft hat, sich von dem Titel Mikado nicht trennen, der in Nippon längst aber nur noch in den feierlichsten Formen der Dichtung und des Ceremonials ange- wandt wird. Wie wir Wilhelm nicht »die Krone", Mohammed nicht »die Hohe Pforte" nennen, so sollte unsere Alltagssprache auch das Haupt der jüngsten Großmacht nicht Mikado heißen. Kado ist eine Pforte, mi unser hoch; andere Etymologen haben denTitel von dem archaistischen Wort mika undvonTo abgeleitet und gesagt, Mikato bezeichne die erhabene Stätte, wo der Kaiser herrscht. In jedem Fall deutet der Ausdruck auf den Gipfel, der den Thron der Macht trägt, nicht auf die Person, deren Fuß ihn erkletterthat.)DemVolkcfrommtnicht, den Namen desHerrschers zn kennen, noch gar, diesen Namen im Munde zu führen; solche
is

Vertraulichkeit müßte dieWürde desAmtes, dieHöhe derStellung
mindern.DerGebieterstammt aus demHimmelsreich.Izanagi und
Izanami-no«Mikoto, die von der schwimmendenHimmelsbrücke
aus dieMenschenwelt schufen, sind seine ältestenAhnen.Von ihrem
Speer rannen die Tropfen, aus denen Nippons Inseln entstan-
den; und aus Izanagis Augen wurden dann Sonne und Mond-
Das ist Mythos. Doch gelehrte Iapaner behaupten heute noch, daß
sie einst von den Göttern und Engeln (Tennin) selbst regirt wurden,
die im siebenten vorchristlichen Iahrhundert einen Theil ihrer
Macht andenIimmuTenno.den erstenMonarchen ausMenschen-
stamm, abtraten. Der Erbosten verbraucht seine Dynastien rasch.
Die Erben des Iimmu Tenno aber haben im Archipel geherrscht,
seitIapan eine Geschichte hat. (Freilich war die Erbfolge nicht an so
strenge Regeln gebunden wie die des Westens; derTenno durfte
Söhne seinerVerwandten und Nebenfrauen an Kindes Statt an-
nehmen und dem Adoptirten das Vorrecht auf die sechzehn Blätt er
derChrysanthemumblüthe vererben.MlterundArsvrung aus dein
Bezirk derGottheit weisen derregirendenFamiliedenRang. Sie
war immer, wird immer sein; siezu verehren, ist Gottesdienstpflicht.
Der Europäer, der die technische Leistung der Iapaner bewundert
und seit acht Iahren hört, daß die Arsenale in Koisnikawa und
Vokosuka sich denen von Portsmouth und Woolwich vergleichen
dürfen, bedenkt selten, daß in der Harmonie des japanischenLebens
Frommheit dieDominante ist. Marquis deNadaillac schrieb 1904:
«Das Volk ist fromm. Am sich davon zu überzeugen, brauchtman
nur einen Tempel zu betreten. Da führt eine Mutter ihr krankes
Kind vor Benzurus Bild; das Kleine muß zuerst die Augen des
Heilgottes, dann die eigenen reiben. Hier fleht ein von Lepra
Heimgesuchter zu dem tausendarmigen Kiwannon. Dort schneidet
emWeib sich das üppigeHaupthaarabund bringt es demBuddha
als Spende dar. Oft freilich fällt der Blick auf Zeichen ekleren
Aberglaubens. Gemiethete Priester lesen, so schnell sie können,
Totengebete herunter und schlagen während des Lesens mit einem
Hammer aufeinendickenHolzklotz:damitderangerufeneGottnicht
einschlafe. Doch anderInbrunstdesVolkeskannKeinerzweifeln,
dcrsah,wieTausende,MännerundFrauen, vonGebetundOpfer
bcruhigtnachHaus gingen.DasHeer wird von buddhistischenPrie-
stern begleitet, die aber von ^er Regirung weder beauftragt noch

bezahlt sind; sie tragen schwarze Kleider und auf derStoladasin
Gold gestickte heilige Buddhazeichen. Die Lehren des Confucius
haben nicht mehr viele Anhänger; er ist ein Feldherr ohne Sol->
daten'undselngroßerTempelinTokioistineinUnterrichtsmufeum
umgewandeltworden. Ein Kaiserlicher Erlaß aus dem Jahr 1890,
den man die Iapanische Bibel nennt und der von Zeit zu Zeit in
den Schulen verlesen wird, sät nützliche Lehre ins Gewissen. ,Ihr,
meine Nnterthanen, sollt den Eltern gehorchen, die Brüder lieben,
in der Ehe zärtlich, den Freunden treu sein. Handelt,wie derAn-
stand befiehlt, zeigt Euch den Nachbarn großmüthig und wohl-
wollend; seid fleißig bei Eurer Arbeit. Schärft den Geist, adelt
Eure Sittlichkeit, seid den Gesetzen und derReichsverfassung ge-
horsam und fördert den Fortschritt des öffentlichen und gesell-
schaftlichen Lebens. Zeigt persönlichen Muth und Gemeinsinn,
so oft es nöthig wird, und erhaltet auf diese Weise die kaiserliche
Macht, die ehrwürdig ist wie Himmel und Erde. ' Mutsuhito, der
diesen Erlaß ins Land gehen ließ.ist einKaiser, denwirim Westen
.aufgeklärt' nennen würden; aberseinHofistnoch immer ein streng
abgeschlossenesReich. DerPalast,ein mit herrlichem Schnitzwerk
und prächtiger Lackarbeit geschmücktes Holzgebäude, ist sehens-
wert!). Große, im Glanz ElektrischenLichtes strahlende Säle, ele-
ganteMöbel: Alles modern; auch dasMenu. Lakaien in reicher
Livree, weißseidenen StrümpfenundPuderpcrrücken bedienen bei
Tisch. Ein langerGang trennt die offiziellenRäumevondenPri-
vatgemächern des Kaisers. HieristAlles japanisch; herrscht die a'te
Sitte des Reiches derAufgehendenSonne. Hier vertauschen die
Kaiserin und ihre Hofdamen schnell die von den großen pariser
Schneidern gelieferten Roben mit dem bequemeren und kleidsa-
meren Kimono; sie schmiegen sich in weiche Matten und schlürfen
aus winzigen Täßchen den geliebten Thee. Nach altem Brauch
hatjede Wohnung drei Zimmer; die Wände sind mit feinster Lack-
arbeit, die Decken mit Panneauz in Seidenstickerei verziert. Die
größte Wohnung hat natürlich der Kaiser; nach ihm kommt die
Kaiserin; dann der Kronprinz Voshihito (der nicht deren Sohn,
sondernvoneinerNebenfrau geborenist und erst zum Thronfolger
ernanntwurde, als von der Kaiserin kein Kind zu hoffen war). Der
Tenno darf, nur er, zehn Frauen nehmen; die erste, die bei allen
Ceremonien hinter ihm schreitet und denTitel Kaiserin trägt.darf er
13-

nur aus den fünf höchsten Adelsfamilien wählen.' Die Wahl de?
neun anderen steht ihm frei; doch müssen sie nicht nur einen fleck-
losen Ruf und vornehme Manieren haben, sondern auch literarisch
und musikalisch gebildet sein. Der Hof von Tokio liebt die Litera-
lnr und Damen, die nicht in Vers und Prosa zierlich improvisiren
können, spielen in den Abendunterhaltungen der Kaiserin eine
schlechte Rolle. Der Tenno leiht diesem graziösen Wettstreit gern
Auge uud Ohr; seineHöflinge findenandere, männlichere Spiele
ihrer Würde angemessen. Mutsuhito soll ein Gegner der Polyga,
miesein.DochseinehübschenundanmuthigenFrauen beleben den
Hof; und als eine Weile zwei fehlten, waren die loyalen Iapaner
über solche Abweichung von alter Sitte sehr betrübt. Besonders
sichtbar wurde natürlich die Trauer der Familien, die sich durch
ihren Rang berechtigt fühlten, die offenen Stellen zu besetzen."
EinMusenhof? DieKaiserin dichtet, auch der Kaiser thürmt gern
aus Worten einenWolkenpalast, und wer nicht flink einVerschen
zu schmieden vermag, findet im engsten Kreis keinen Platz.
Ein Märchenhof. Dessen Haupt größeres Geschehen sah, selt-
sameres als irgendein Ahn, seit auf dem Weg über Korea chine-
sische Kultur auf die Ainu-Insel vordrang und der Buddha die
Seelenin sanftes Ioch zwang.Amaterasu-Omikami (die vom Him-
mel her leuchtende Gottheit), Izanagis weise Tochter, hieß ihren
Enkel Ninigi-no-Mikoto aus der Wolkenburg niedersteigen, gab
ihm, als unzerstörbare Symbole der Herrschgewalt, ein Schwert,
einen Edelstein, einSiegelmit und sprach also:»Ewig, wie Himmel
und Erde ist, sei auf Japans grünender Flur die Herrsch aft unseres
Geschlechtes." Der Urenkel dieses Enkels der höchsten Götter war
Iimmu-Tenno, der feindliche Nachbarn besiegte, demReich innere
Einheit schuf und im Iahr 660 vor Christi Geburt, am elftenTag
des zweiten Monats, in dem selbst am Fuß des Unebiberges er-
bauten Schloß den Thron bestieg. Iimmus Erben regiren noch
heute; und wenn längstauch.mitanderemaberglsubigenBrauch,
die Sitte abgewelkt ist, neben einen toten Kaiser lebende Kammer-
herren, damit sie ihn im Ienseits bedienen, ins Grab zu Kgen,so
warMutsuhito doch, wieIimmu, dem Volk stets der heilige Götter -
sproß. Nngeheures hat diese Familie in Iapan gewirkt. Korea er-
obert, neuer Morallehre (Kung-fu-tse und Buddha) das Land ge-
öffnet, die Ahnenverehrung(Kamikult) in die reinerenFormen des

Shintoritus übergeleitet, allzu mächtige Sippen niedergerungen
und für redliche, kluge Verwaltung gesorgt. Die große Umwand»
lung (Taika)beginntschonimsiebentenIahrhundertnachChristus.
Das Amt wird nicht mehr vererbt, die Provinz nicht länger über»
mächtigem Adel zu willkürlicher Ausbeutung hingegeben, den
AermstcndieLebensmöglichkeitverbürgt.KaiserMommu gründet
in jeder Provinz eine Schule (in der Hauptstadt eine den frühen
Unive rsitäten des Westens ähnl! che), stärkt das Heer und reform i ?t
das Strafgesetz: das nur drei Arten derPönung noch kennen soll:
Prügel (mit Stock oder Peitsche), Verbannung (in eine andere
Provinz oder auf eine ferne Insel), Tod. Kammu baut die Stadt
Kioto, die fast elf Iahrhunderte lang (bis 1869) dieResidenz des
Kaisers bleibt. Der reiche Hofadel (Kuge) drängt den Militär»
und Beamtenadel (Buke) aufs Ackerland zurück und die im Macht»
besitz gemästeteFamilieFujiwara erlistet die Vormundschaft über
die Dynastie und bläht sich in die Hausmeicrwürde auf. Unter ihrer
prunkvollenHerrschaftsprießendieerstenKeimenationalcrKultur
ans Licht. Iapanische Maler, Dichter, Baukünstler,Möbelschnitzcr
gewinnen sich Gunst, das Chinesenkleid wird durch den Kimono er»
setztund die FraunahtmitsoschnellemSchrittdenQuellen geistiger
Bildung, daß die Satire laut der„verkehrtenWelt"zu spottenbc»
ginnt, in der die Weiber sich vermännlichen, dieMännerinweibi»
schen Tand untertauchen. Die Kaiser Go-Sanjo und Shirakawa
brechen die Macht derFujiwara. Bald aber entstehtim Kaiserhaus
ein Zwist, der den Häuptern zweier Kriegeradelsfamilien auf die
Höhe hilft. Die reichere (Taira) wird von der kräftigeren(Mina-
moto) besiegt; und im Iahrl 192 muß Go-Toba-Tenno,dcm nur der
Schein monarchischer Gewalt noch gebliebenist, den vom Sieg ge-
kröntenMinamotoVoritomoalsdenOberbefehlshaber(Shogun)
irnReichanerkennen.IapansFeudalzeitkommtherauf.Ritterlich-
keit (Bushido) wird der Inbegriff des Tugendideals. Ueber den
Partikularherren (Daimio) und deren immer bereitem Heerbann
(Samurai) thront der Shogun; und scheucht die Enkel Izanagis in
den Schatten. Der Kaiserstamm spaltet sich und erst nach einem
tzalbjahrhundert blutigen Haders wird (1392) die Einheit wieder-
hergestellt: dieSüddynastie liefertdas Schwert, den Edelstein, das
Siegel, die Reichsinsignien, dem Haupt des Nordens aus und ent-
sagt dem(hundertIahre zuvorihrgewährten) Recht, mitdenVct-

lern in der Kaiserwürde abzuwechseln. Das Shogunat aber über-
dauert den hundertjährigenBürgerkriegund inderganzenHeroen-
zeit Iapans stehlderKaiseruntcrVormundschaft. Ermuß dulden,
daßHolland an der japanifchenKüste Handel treibt,England auf
Hirato eine Faktorei errichtet, WilliamAdams dieSöhneNippons
dcuBau europäischer Schiffe lehrt und japanischeFahrzeuge, mit
einem vomShogun roth gestempelten Erlaubnißschein, nach Me-
xiko, Indien, den Philippinen, sogar nach Spanien und Italien
segeln. Der Berkehr mit demAusland hört auf, als die Christen»
Missionare (dem baskischen Iesuiten Francesco Tavier waren Do-
minikaner und Augustiner gefolgt) allzu rasch Anhang werben und
denVerdachtwecken, ihres Strebens Ziel sei, das Inselreich unter
katholische Fremdherrschaft zu bringen. Mit Schwert und Feuer
wird die gefährliche Lehre ausgerodet. Wer vonIesus nicht zum
Buddha zurückkehren will, muß sterben; der Säugling schon den
Kruzifizus mitFüßen treten.IederHandel mitFremden wird unter
Strafe gestellt, jede Einfuhr fremderBücher und Schriften verbo-
ten, jederHafen gesperrt; nur den Holländern bleibt, alsIesuiten»
feinden,Nagasakioffen.Durch diese Hafenpforte drängen denNic-
derländern(die auch ihre Literatur verbreiten undLehrer sein dürf>
en) Kaufleute anderen Stammes nach. Admiral Perry erzwingt
miteinemGeschwadervonsiebenSchiffendenAbschlußeinesHan«
del svertrages mit den Bereinigten Staaten. Rußland, Britanien,
dieNiederlandeheischenund erlangen die selben Verkehrsbedin-
gungen. Darf blasse Furcht die Heimath edler Ritterschaft den
Fremden zur Beute hinspreiten? Ein Sturm braust durchs Land.
Schon ist, in der Stille derFriedenszeit, derSchatzalterMythen-
dichtung ausgegraben, der Ahnenkult, in der Glaubensform des
Shintoismus, zu neuer Gcmüthsmacht erhoben worden. Schon
wird ringsum gefragt, ob das Reich sich nicht selbst dadurch schände,
daß es auf dem den Göttersprofsen zugedachten Platz freche Em-
porkömmlinge schalten lasse, deren Schwachheit nun der Fremde
schlau nützt. Ii Naosuke hat die Handelsverträge (die den Aus-
ländern Kultfreiheit und Konsulargerichtsbarkeit sichern) ohne
die Zustimmung des Tenno abgeschlossen; in seiner, des allmäch-
tigen Kabinetsministers, Hand ist der dreizehnjährige Shogun ein
willenloses Püppchen. Ii wird gemordet; sein Nachfolger im
Shogunatsschloß überfallen und unschädlich gemacht. Bon Tag

Z'.l Tag erstarkt die Kaiserpartei. Im Ianuar 1867 besteigt Mut«
suhitodenThron.AmneunzehntenNovember empfängt derFünf-
zehnjährige von dem Shogun Tokugawa Poshinobu die Abdan-
kungurkunde, die mit den Sätzen schließt: „Die Zeit fordert die
Rückkehr in den Zustand unzersplitterter Regirungmacht. Wenn
Der Kaiser wieder über das ganze Reich herrscht und alle Klassen
und Schichten zum Schutz des Vaterlandes vereinen kann: dann
erst winkt uns im Wettbewerb mit anderen Staaten der Sieg.
Die dem Kaiser und dem Reich schuldige Pflicht treibt mich, die
mir überlassenö Macht in die Hände Seiner Majestät zurückzu-
legen. " Das Shogunat ist verlebt; will aber nicht ohne Kampf ster-
ben. Nach sieben Iahrhunderten thatlosen Schattendaseins tritt
das Kaiscrthum wieder in den Lichtkreis nationalen Lebens.
AchtzehnMonate danach waren dieBleibsel desShoguna-
les vernichtet. Wied er war endlich ein Sproß des Kaiserhauses mit
öcmReichsschwert und demBrokatbannerins Feld gezogen. Im
Februar 1868 ließ derTenno den Vertretern der fremden Mächte
melden, daß zwischen ihnen und dem Thron fortan kein Shogun
stehe. In der selben Woche verlas er im Schloßtempel vonKioto
öie Proklamation, die eine Volksvertretung, schnelleAbschaffung
alter Mißbräuche, willige Aufnahme aller irgendwo als nützlich
bewährtenLehre, denBruch derKlassenvorrechte unddieModer»
nisirung des Reiches ankündete. Am sechsten November wählte
er, nach ehrwürdigem Brauch, der beginnendenAera den Namen;
Meiji(leuchtendeunderleuchteteRegirung)solltesieheißenundfür
die ganze Dauer seiner Herrschaft diesen Namen tragen. Alle Reste
derFeudalzeitfielen;nurBushidowurde,dieMannestugend,von
frommer Treue gewahrt. Im Oktober 1881 sprach der Kaiser zum
Volk: „Mehr als zweitausendfünfhundert Iahre währt nun mei-
nes Hauses Regirung. Die im Mittelalter eingeschränkte kaiser-
liche Gewalt habe ich aus diesen Schranken befreit und dem Reich
die Einheit wiedergegeben. Heute ist mein Wunsch, demVolkeine
Verfassung zu schenken, an die auch meine Folger im höchsten
Amt gebunden sein sollen. Sie ward vorbereitet durch denSenat
und die Kammer der Bezirksvorsteher, die ich im Iahr 1875 ein-
berufen ließ. Noch ist die europäische Kultur nicht so verbreitet
und eingewurzelt, daß sie das Gebälk einer Verfassung zu stützen
vermöchte. Doch im dreiundzwanzigsten Meiji-Iahr wird der

Reichstag eröffnet werden. Das verkünde ich, damit die Nation
und die Beamtenschaft sich zu rechter Zeit darauf vorbereiten."
Mutsuhito hat feinWort gehalten: amneunundzwanzigstenNo-
vember 1890 die beiden Kammern desReichstages eröffnet. (Frei-
lich keine von allgemeinem Wahlrecht erkürte. Wählen darf, wer
über fünfundzwanzigIahre alt ist und mindestens zwanzigMark
direkte Reichssteuern bezahlt.) Das selbe Iahr bescherte das Bür-
gerliche Gesetzbuch und die neue Gerichtsordnung. Leuchtende und
erleuchtete Regirung: der Tenno hat sein Recht zu so stolzer Na»
menswahl redlich erwiesen. Chinaund Rußland hat er geschlagen,
Kwangtung, Südsacchalin, Korea erobert, die Erste Hypothek auf
die Mandschurei eingehandelt und, als Haupt einer gefürchteten
Großmacht, sich Briten, Franzosen, Russen verbündet. Daß soNn-
ahnbares ihm gelang, war demzähenWillenzurWahrungaltcn
Heldengeistes zu danken, derineinerZeithastigerModernisirung
und Mechanisirung nicht verkümmern durfte. In dem Band «Lu-
sniclo, tne soul of)apan" fagt Professor Nitobe: »Iapan soll seine
Siege dem modernen Schulsystem, den Murata-Gewehren und
Kmpp-Kanonen zu danken haben. Das ist allgemeiner Glaube.
Doch nur halbe Wahrheit. Die besten Gewehre und Kanonen
schießen nicht von selbst und die modernste Schule wandelt den
Feigling nicht in einenHelden. AmValu.auf Korea,inderMan-^
dschurei haben die Geister unserer Ahnen gesiegt; sie pochten in
unscrcnPulsen und führten unsereHand. Wähnetnicht, daßdiese
Ahnen tot seien? Ihr Kriegergeist lebt heute, lebt ewig fort, erwirkt
in und aus Iapans Seele, und werAugen hat, zu sehen, Der er-
kannte in Kampf und Sieg das Heldenwerk dieses Geistes."
Und der Kaiser, unter dessen Regirung dieser steile Aufstieg
eines kleinen, armen, zerfurchte» Asiatenstaates Ereigniß ward,
der Mann, der aus dunkelstem Mittelalter seine Nation in den
ncncnTag zu führen wagte,wurde kaum je genannt.AllerRuhm
blieb feinen Ministern.Feldherren, Admiralen. Denen gönnte ihn
Mutsuhito (der freundlicheHerr). Die waren nicht seinesStammes
noch seinerArt. Tüchtige Menschen, nicht Göttersöhne. Huldvoll
sah aus dem finsteren, bleichen Antlitz (dessen langgestreckte Linien
von dem astigmatischen Auge des Greco erträumt scheinen) durch
schwarze Schleier sein Blick auf die treuen Diener herab. Sollte
er etwa mit ihnen um die Volksgunst ringen? Den Tenno unter

den Spruch der Menge stellen? AlterBrauch will, daß des Kaisers
Fuß niemalsfrcmdenBoden betrete (drum wird, wo errastet, sein
Teppich gebreitet) und daß keinMenschenauge je den Himmels-
sohn von oben herab sehe. Kein Sterblicher darf höher stehen und
dadurch größerscheinen als derShujo. Keiner aus eincmOberstock-
fenster auf den Wagen des Kaisers niederblicken. Kcin Ruf ihn
grüßen. Göttern huldigt stummeAndacht.AufMünzen und Mar-
ken sucht der Europäervergebens dasBildMutsuhitos. DerwoUte
nicht gesehen sein; nicht auf der Lippe des Haufens leben. Zwei
Jahrzehnte lang hatte er auf demThron gesessen,als er beschloß, sich
dem Volk zu zeigen; schweigend saß er, ohne die kleinste Gcberde,
aufrecht in dem Prunkwagen, der ihn, am Tag des Verfassung-
festes, durch die schweigende, in Ehrfurcht erstarrte Menge trug.
Im Renopark, nah bei dem Riesenbilde des Buddha, hat sie ihn
manchmal dann noch erschaut; wenn die Kirschbäume blühten.
Noch bleicherschien er da,unterdenblattlosen, mitrosigenBlüthen
überschütteten Zweigen; noch unnahbarer. UebcrdielangcnFlä-
chen dieses Gesichtes hüpfte nie eineRegung lenzlichenFuhlcns.
Ein Priester»König, der Anbetung als ihm ziemenden Zvll hin-
nimmt. Hinter den Mauern seines Palastes ein schlichter Mensch,
der sich gern aufs Fahrrad, auf eines Pferdes Rücken schwang
und dessen Blick glücklich lächelte, wenn die Schaar seiner Hünd-
chen ihn mit Schwanz und Pfoten umbettelte. Draußen (wenn die
Ausfahrt sich gar nicht vermeiden ließ) ein Gott. Keinem wägen-
denAuge oderUrtheilunterthan. War erweise,tapfer,weitsichtig
und schnell zu vorbedachtem Entschluß? Wie sah es im Hirn diese Z
Gottes aus,desersten,dereinParlamentschus?Iapanweißnichis
davon; ehrt in ihm nur den Tenno, der Macht und Glanz in die
felsige Inselwelt brachte. Nach einem Russensieg hätte es ihm
nicht murrend den Rücken zugekehrt. Dieses Volk ist fromm und
ist schlau; und hat stets empfunden, daß Einer, der sich ins Richt-
maß eines göttlichen Amtes aufzurecken wagt, die Male und
Runzeln eng begrenzter Menschlichkeit scheu verbergen muß.

I'riag superklua.

Vor fünfundachtzig Iahren sprach das Häuslein der euro»
päischenPolitikereifernd von einem sel^a nenDreibund.England,
Frankreich, Rußland hatten sich verbündet, um dem Balkan den

Frieden und den Griechen staatliche Selbständigkeit zu sichern.
George Canning, dem, alsPitts sechsundzwanzigjährigcmUnter-
staatssekretär, antijakobinische Satiren einen Namen gemacht
hatten und der dann, als Castlereaghs Nachfolger in der Foreign
Office,plötzlichzumGonfaloniere allerFreiheitschwärmerwurde,
war der Vater des Planes. Er verstand sich schon besser als irgend«
ein Späterer auf das Britengeschäft, überall atrocities zu enthüllen
und, mit der Miene des selbstlosen Erlösers, den Völkern der Erde
religiöse und politische Freiheit zu spenden, für die nach der Be-
scherung dieRechnungpräsentirtwerdenkann. Wieschwächt man
Spanien? Durch Begünstigung dersüdamerikanischenRebellion.
Wie hindert man russischen Machtzuwachs im Orient? Durch
Unterstützung des Griechenaufstandes, 't is kor libert^, sagt Iack
Cade, Shakespeares unsterblicher Demagoge; und will sich den
Wanst füllen und hübsche Iungfern umarmen. Aberglaube, daß
zwischen Britanien und Rußland eine Verständigung nicht mög-
lich sei. Vielleicht unter dem mattherzigen Zauderer Alezander;
unterNikolai durfte maus versuchen. Mußte. Denn diesem Zaren,
der die altmoskowitische Sitte wieder ausnahm und mit seinem
orthodoxen Christenthum vor Europa prunkte, war zuzutrauen,
daß er das Kreuz gegen den Halbmond ins Feld tragen und, in
rothemWaffenrock und weißenHosen,das berittene Gefolge hoch
überragend, als Sieger in Konstantins Stadt einziehen werde.
Das durfte nicht sein. Lieber sollte die Welt das Schauspiel sehen,
in dem der Bannerträger des Liberalismus dem härtesten Ty-
rannen zum Bunde die Hand bot. Das Ende des Iahres 1823
hatte denDekabristenaufstand gebracht;nurein Krieg konnte, nach
derGardemeuterei.dem russischen Heer die innere Einheitzurück-
geben. Und durfte derGossudarallerReussen ruhigzusehen, wäh-
rend vonTürken und EgyPtern die griechischen Christen gemetzelt
wurden? CanningsBerechnungwarrichtig; auch die Erkenntniß,
daß mit dem Philhellenismus ein Geschäft zu machen sei. Nur
hat der Brite die slavische Schlauheit unterschätzt und ist selbst in
die Grube gefallen, die er dem Bären graben wollte. In dem
Rcchenschaftbericht, den der Kanzler GrafNesselrode dem Zaren
am fünfundzwanzigsten Iahrestag der Thronbesteigung erstattete
(und der erst unter Alexander dem Dritten ans Licht kam) stehen
dieSätze: »Religion und Menschlichkeit haben die erstepolitische
Handlung Eurer Majestät diktirt. Ihre christlichen Glaubens-

genossen in Griechenland schienen vom Schwert der egyptischen
MördcrunvermeidlichemNntergange geweiht. Ein denkwürdiges
Protokol hat sie vor einem Vertilgungskrieg bewahrt, ihnen eine
selbständige Verwaltung gesichert und die Maßregel ermöglicht,
durch die der Griechenstamm allmählich in denRang der Nationen
erhoben wurde. Eure Majestät haben immer, um Rußlands Zu-
kunft nicht durch Ketten zu lähmen, sorgsam vermieden, durch eine
Territorialbürgschaft sich einem verfallendenReichzu verpflichten.
Eure Majestät sind aber auch nie von dem Grundsatz gewichen,
die Integrität des Osmanenreiches einstweilen zu wahren. Ruß-
land, dieMacht, in dermanlangedennatürlichenFeindderTürkei
sah, ist ihre festeste Stütze und ihr treusterBundesgenosse gewor-
den.» Das wurde imNovember1830geschrieben. ImMärz 1826
hatte mans anders gehört. Krieg gegen den mörderischenIslam:
hieß da die Losung. Und diesen Krieg, der die russische Macht im
Orientstärkenmußte, wollteCanning hindern. Erschickt denHerzog
von Wellington (der mit raschem Blick auch die Wehrkraft des
Zarenreiches prüfen kann) nach Petersburg und läßtihn bestellen,
die Sache der Humanität und Gerechtigkeit sei auch durch unblutige
Intervention zum Sieg zu führen. Droht sacht zugleich mit der
Revolution, die England stets, wie Aiolos die widrigenWinde,
entfesseln könne. Und ist selig, als diese Saite in Nikolais Seele
widerklingt. England und Rußland werden dafür sorgen, daß
Griechenland in die Stellung Serbiens vorrückt, dem Sultan zwar
Tribut zu zahlen hat, aber das Recht zu freier Selbstverwaltung
erwirbt. Abgemacht. Am vierten April 1826 unterzeichnenNessel-
rode und Wellington das „denkwürdige" Geheimprotokol. Am
siebenten Iuli 1827 tritt Frankreich (im Londoner Vertrag) dem
Abkommen bei. Canning, der im Februar den kranken Robert
Liverpool als Premier beerbt hatte, war selbst nach Paris ge-
gangen, um Karl den Zehnten und das konservative Ministerium
Villele für seinen Plan zu gewinnen; und pries in stolzer Rede
nun den neuen Dreibund als seines Hirnes kräftigstes Kind.
Metternich nannte ihn einProduktkindischerDummheitund
schwor,die drei Köpfe seien nichtunter einenHut zubringen. Hatte
zunächst aberselbst demBriten denWeg geebnet.Die alte Zwangs-
Vorstellung lähmte den klugen Kabinetskünstler. Die»Solidarität
der konservativen Interessen" mußte um jeden Preis gewahrt wer-
den. Also kein Pakt mit englisch liberaler Zuchtlosigkeit noch gar

etwa mit griechischerRcbellion. Metternichs Mann warNikolai,
der die Meuterer zu Paaren getrieben und denAufruhr mit eiser-
ner Faust niedergezwungen hatte. Dem mußte Habsburg helfen.
Half ihm auch am Bosporus. Aus der wiener Kanzlei, die so oft
vor russischen Anschlägen gewarnt hatte.kamnach Konstantinopcl
nun der Rath, die Wünsche Rußlands rasch zu erfüllen. Sultan
Mahmud der Zweite, der die Ianitscharenverschwörung in Blut
erstickt, dadurch aber seine Wehrkraft auf Iahre hinaus geschwächt
hatte, mußte sich dem Drängen der beiden großmächtigen Nach-
barn fügen und bewilligte im Vertrag von Akkerman Alles, was
der Zar heischte. Weder er noch sein wiener Berather wußte von
dem anglo«russischenProtokol, das sechs Monate vorher heimlich
unterzeichnet worden war. Als es bekannt wurde, knirschte der Os-
mane; heulte der österreichische Staatskanzler in weibischerWuth
auf. Zwar durfte der Sultan noch hoffen, IbrahimPascha werde
mit den Griechen fertig sein, ehe die Verbündeten eingriffen; dann
aber wurde ihm der egyvtische Vasall am Ende allzu stark. Metter-
nich sah den Ausgang deutlicher; sah schon die Griechen gerettet
und denZaren,denHeros seinerTräume, nach Westen abschwcn-
ken. Und fand dennoch, der Dreibund fei zerbrechliches Kinder-
spielzeug? Nicht ohne Grund. Karl Lüderlich, sagte er bei der
Iause wohl zu Gentz, denkt an die Qesw Oei per francos, fühlt sich
als Kreuzfahrer und sucht, nebenbei, im Osten das Prestige, das
ihm im Westen, so bald nach Bonaparte, unerreichbar ist. Can-
ning, dem die Griechen, als er ihnen Englands Protektorat an«
bot, einen derb geflochtenenKorb gegeben haben,will demInscl-
krämerden türkischen Markt erhalten und den russifchenVormarsch
hindern. Den gerade muß Nikolai aber wollen; und wird ihn, wie
auch das Griechenlos fällt, über Kurz oder Lang erzwingen. Die
Drei einig? Unsinn. Canning hat den Russen eingeseift. Der aber
nimmt jetzt (paßt auf) das Messer und durchschneidet dem Bar»
bier,der sich so schlau dunkelte, die Gurgel. Dahin kams noch nicht.
Der britische Premier starb, ehe derNimbusdesHellenenerlösers
verblaßt war; und die drei Mächte blieben einstweilen zusammen.
Nach dem Abschluß des Londoner Vertrages hatten sie eine Flotte
ins Ionische Meer geschickt, die den egyptischen Christenschlächter
zur Vernunft bringen sollte. Da der Padischah sich nicht zum
Waffenstillstand bequemte und Ibrahim Pascha das Morden
nicht einstellte, griffen die drei verbündetenAdmirale die türkische

Diwan.
Flotte an und vernichteten, am zwanzigsten Oktober 1827, in der
Bucht von Navarino fünfundfünfzig Kriegsschiffe. Metternich
und sein Kaiser Franz pfauchten; beruhigten sich nach dem ersten
Schreck aber schnell wieder. Griechenlandwarfrei. Doch der allzu
große Sieg mußte denDreibund das Lebenkosten. Mahmud hatte
keine Flotte mehr, konnte, in seiner schlechten Finanzlage, auch
keine neue bauen und demRnssenfortan den Balkannichtsperren.
Frankreich hatte nichts erreicht. England nur fürdenaltenFeind
gearbeitet. Denn jetzt war für Rußland die Bahn frei; endlich.
Der politische Instinkt der BrüKn witterte rasch den Fehler. Drei
Monate nach dem Tag von Navarino nannte König Georg in der
Thronrede die Seeschlacht ein unwvaick event. Nesselrode und
Metternich hörtens lächelnd. In London hatten die drei Mächte
sich verpflichtet, im Orient keinen Sondervortheilzu erstreben. Na-
türlich ; 't is Kr liberty. Da in Konstantinopel nun aber eine Christen«
Verfolgung entstand und Mahmud, mit der Tollkühnheit des Ver-
zweifelnden, die grüne Fahne entrollte und den Islam gegen die
Ungläubigen aufrief, mußte Rußland für die Sache der Christen-
heit fechten. Hatte derTürke nichtgedroht.denVertragvonAtter»
man zu brechen? War im Bosporus nicht der russische Handel
gefährdet? Das ging andieEhrel Der gestern geknüpfte Dreibund
löste sich auf. Im April begann Nikolai gegen die Heiden ,den
Krieg, den Cannings listige Künste zu vermeiden gesucht hatten.
Preußen war all dem Hader sern geblieben. Friedrich Wil-
helm mochte sich nichtvonOesterreichtrennenundChristianWörn-
storfs merkte noch früher als Metternich (dem ihn der Glaube an
die Allheilkraft der KarlsbaderBeschlüsse verband), daß dieDrei-
einigkeit da unten nicht lange halten werde. Doch war auf Oester-
reich zu bauen? Ia, sagten der Kronprinz, Ancillon und die an-
deren Legitimisten. Nein, schriebMaltzahn, Preußens kluger Ge-
sandter, aus Wien; hier wird nur für die Türken gearbeitet: und
mit solcher Politik darf ein aufrechter deutscher Christ keine Ge-
meinschaft haben. Und wie sahs im Lande der Habsburger aus?
Ungefähr wie imRussenreich des mandschurischen Krieges. Kein
Geld; ein desorganisirtes, schlaffes Heer, dessen Kopfzahl nur auf
dem Papier stand; ein schwacher, zu muthigem Entschluß längst
unfähiger Herrscher. Als Maltzahns nüchterne Berichte diese
Erkenntniß verbreitet hatten, rückte Preußen von Oesterreich ab;
facht zwar, dochsosichtlich, daßMcttcrnichnervöswurde und dcn

sonst stets getreuen Bernstorff einen schlechten Commis schalt. Die
»Grundsätze und Ziele" des Londoner Vertrages wurden inBer-
lin, nach Navarino noch, ohne Rückhalt gebilligt. AberFriedrich
Wilhelmwarunkriegerischen Sinnes, fand, als höchsterFriedens-
herr, daß auch sein Petersburger Schwiegersohn mit dem Sultan
inFriedenauskommen könne, und verbot dem tapferen Prinzen
Wilhelm,mitdenRusseninsFeldzuziehen. NikolaiPawlowitsch
war ihm zu stark und zu stürmisch. WennBrunnows I^oli me Kn-
^ere sein Wahlspruch blieb, ließ sich mit ihm reden. Nun aber,
da der Sieg über Persien ihm eben erst im Süden Gebiets-
zuwachs.gebracht hatte, über die Türkei herfallen: Das behagte
dem schwächlichen König nicht. Der wollte aber auch nicht zwischen
Oesterreich und Rußland optiren. Ließ den Schwiegersohn, der
auf warnendenRath wieder einmal nichthörte, seinen Weg gehen
und lehnte Metternichs Aufforderung ab, einem antirussischen
Bunde der Großmächte beizutreten. Wellington, dessen Name
unter dem Petersburger Protokol stand, war jetzt, als Premier-
minister, bereit, sich den Oesterreichern zu einem Kriege gegen Ruß-
land zu verbünden. Solcher europäische Krieg hätte Preußen in
eine schlimme Lage gedrängt. Feinde ringsum; nirgends ein Rück-
halt. Wenn es den noch unersetzlichen Deutschen Bund sprengte
und sich der franko-russtschen Koalition anschloß, verlor es das
Rheinufer an Frankreich (dessenWortführer.Soldatenund Bür-
ger, grimmig danach schrien) und tauschte höchstens einunverdau-
liches Stück vomTurbankuchen ein. Was von Englands Freund-
schaft zu halten sei, hatte es in mancher Noth erfahren. Und in
Oesterreich riefRadetzky, eineVergrößerung Preußens dürfe unter
keinen Umständen gestattet werden. Da wars schließlich gut, daß
Friedrich Wilhelm sich von kriegerischen Plänen nicht locken ließ
und, um Europens für Preußen so wichtige Ruhe zu sichern, in
Konstantinopel als Vermittler auftrat. Wer denkt heute noch an
Müfflings Mission? Und doch hat der Chef des preußischen
Generalstabes, nach Paskiewitschs und Diebitschs Siegen, die
Türkei vor Revolution und tötlicher Zerstückung bewahrt, die Ge-
fahr eines europäischen Krieges beseitigt und dem Preußenstaat
in der islamischen Welt zu Ansehen verholfen. Alle Großmächte
hatten den Sultan zu täuschen, übers Ohr zu hauen versucht. Auch
der preußische Vermittler bedachte ein nationales Interesse, for-
derte aber keinen Vortheil; gab den guten Rath, ohne nach einem

Trinkgeld zu langen. In derAudienz, dieMahnmd dem General
Müffling zum Abschied gewährte, nannte er Friedrich Wilhelm
seinen »alten Freund, den großmüthigen König" und bat, ihm
auszurichten, daß derPadischah geruht habe, sich nach seiner kost-
baren Gesundheit zu erkundigen. Eine damals fast beispiellose
Ehre, die dem König aus den meisten Hauptstädten Glückwünsche
eintrug. Wichtiger war: Preußens Vermittlung hatte die Stunde,
in der die Türkenfrage beantwortet werden muß, noch einmal hin-
ausgeschoben. Und solche Verzögerung war damals Wohlthat.
Die Macht des Sultans schrumpfte; schwand aber nochnicht.
Rußland erhielt im Frieden von Adrianopel alles in den Ver-
trägen von Bukarest und Akkerman Zugesagte; ein paar Grenz-
plätze am Kaukasus; das Recht zu freier Fahrt durch dieDarda-
nellen, also auch die Herrschaft im Schwarzen Meer; eine Ent-
schädigung im Betrag von sieben Millionen Dukaten, für deren
Zahlung derSultan haftbarblieb; dieDonaufürstenthümerfielen
in die russische Einflußsphäre und das Donaudelta wurde zarische r
Besitz. Nikolai hatte, trotz den militärischen Enttäuschungen, die
der über Erwarten schwierige Krieg ihm brachte, klug gehandelt^
als er das Schwert zog. Daß ihm die Philhellenen aller Länder
als dem Retter Griechenlands zujauchzten, ließ den kalten Stahl
seines grauen Auges wohl nur in einem spöttischen Lächeln auf-
blinken. Ernsthafter zu nehmen war, daß Rußland auf dem Boden
des Osmanenreiches nun die Erste Hypothek erworben hatte. Auch
Preußen hat damals gehandelt, wie es mußte. Dumm nur Oester--
reich; verhängnißvoll dumm. Gezaudert und gedroht, geprahlt
und an kleine Mächlereien die Zeit verzettelt, statt, ehedieRussen
so weit waren, mitseinenbestenTruppendieDonaufürstenthümer
zu besetzen. Ohne diese Versäumniß hätte Oesterreich-Ungarn im
Balkangebiet heute eine stärkere Stellung. Schwachheit und red-
selige Nachgiebigkeit hat ihm, nach großenWortcn, in denAugen
des Islam die gleißende Glorie des Prinzen Eugen geraubt.
Alles wiederholt sich nur im Leben. Noch einmal hatte die
Welt sich in den Gedanken gewöhnt, Rußland und England seien
für immer unversöhnliche Feinde. Dann hat sogar ein liberales
britisches Ministerium sich mit dem Zaren verständigt. Was vor
achtzigIahrenFeldmarschaUWellington thun durfte, that später
General Hamilton: er sah sich inRußland um und prüfte die Mög-
lichkeit militärischer Vereinbarung. Wieder istFrankreich mitvon

der Partie. Nur solle diesmal kein Dreibund, sondern ein beträchtlich stärkeres Syndikat werden. Und was wird geschehen? »Wenn Rußland sich für ausreichend gerüstet halten wird, wozu eine angemessene Stärke der Flotte im Schwarzen Meer gehört, so wird, denke ich mir, das petersburger Kabinet, ähnlich wie es im Vertrag von Hunkiar-Iskelessi 1833 verfahren, dem Sultan anbieten, ihm seine Stellung in Konstantinopel zu garantiren, wenn er Rußland den Schlüssel zum russischen Haus (Das heißt: zum SchwarzenMeer) in der Gestalt eines russischen Verschlusses des Bosporus gewährt. Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und es zu vertheidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich als Hetzhund gegen russische Bosporus-Gelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwartenkönnen, ob Oesterreich angegriffen wird und damit unser casus belli eintritt. DieBetheiligunzOesterreichs an der türkischen Erbschaft wird nur im Einverständniß mit Rußland geregelt werden. Wenn man die Sondirung, ob Rußland, wenn es wegen seines Vorgreifens nach dem Bosporus von anderen Mächten angegriffen wird, auf unsere Neutralität rechnen könne, so lange Oesterreich nicht gefährdet werde, in Berlin verneinend oder gar bedrohlich beantwortet, so wird Rußland zunächst den selben Weg wie 1876 in Reichstadt einschlagen und wieder versuchen, Oesterreichs Genossenschaft zu gewinnen. Das Feld, auf dem Rußland Anerbietungen machen könnte, ist ein sehr weites, nicht nur im Orient aus Kosten der Psorte, sondern auch in Deutschland auf unsere Kosten. Gelingt es der russischen Politik, Oesterreich zu gewinnen, so ist die Koalition des Siebenjährigen Krieges gegen uns fertig; denn Frankreich wird immer gegen uns zu haben sein, weil seine Interessen amRhein gewichtiger sind als die im Orient und am Bosporus." Das sind Sätze aus den »Gedanken und Erinnerungen". Bismarckmeinte, Rußland werde die Wahl haben, ob es mit deutscher oder mit österreichischer Hilfe sich denKäfig öffnen und ausMldiz den Schlüssel zu seinem Haus holen wolle. Doch ists ganz anders gekommen. AbdulHamidwar stärker als Mahmud; Nikolai Alexandrowitsch schwächer als Nikolai Pawlowitsch. Nnd Lord Lansdowne und Sir Edward Grcy waren vorsichtiger als Canning und Welling-

ton: sie haben, ohne früh Wesentliches zu riskiren, zuerst für die
Schwächung Rußlands gesorgt (die kein Bismarck gehindert hat)
und dann Verhandlungen begonnen. Einem Volk von hundert-
vierzig Millionen verfeindet kein Kluger sich auf Zeit und Ewig-
keit; keiner wähnt, ein solches Volk ohne Bewegungfreiheit im
engen Pferch halten zu können. England braucht die russische
Freundschaft heutevielmehrnochalsinCanningsTagen; braucht
sie auch, um den Concern der Westmächte vor Rissen und vor
Uebergriffen der Vereinigten Staaten zu bewahren. Ein für alle
Verluste nur mit Hohn entschädigtes Rußland müßte zu derPo-
titik zurückkehren, deren Ziel Nesselrode 1830 mit den Worten
zeigte: ,,I^a clissolution ^e cette allianceanglo-fran^aise, siKost!Ieanos
interets poliliques, si fatale ä la situation cles Zouvernements conserva-
teurs.- England opfert heute nichtsBeträchtlichesmehr, Mennes
einem ihm befreundetenRußlandimSüdostcnEuropasdieVor-
Machtstellung einräumt und die Pforte ins eisfreie Meer öffnet.
Und selbst ein Opfer würde reichlich rentircn. Auf ein Menschen-
alterRuhe inAsien; Verringerung derGefahr, daß der amerika-
nische Konkurrent Bundesgenossen findet; die einzige Möglich-
keit, allen Syndikatsmitgliedern einen wichtigen Wunsch zu er-
füllen und das künstliche Gebäude vor Einsturz zu schützen; und
die Hoffnung, mit den vereinten Kräften überall, in Persien und
derTürkei, inNordafrika und Südamerika, Deutschland bedrän-
gen zu können. Brunnow schrieb vor siebenzig Iahren an seinen
Kaiser, vom Schlimmen das Schlimmste sei, daß die Beziehungen
derStaaten nichtmehrvondenInteressen, sondernvondenSym-
pathien derOeffentlichenMeinungbestimmtwerden. Heutegrup-
pirt eine Antipathie dieStaaten; widerDeutschland die stärksten.
Der Balte Brunnow gab auch den klugen Rath, dem Bun-
desgenossen nie mehr abzufordern, als ihm von der Selbstsucht
bediente Freundschaft gewähren könne. Nach diesem Grundsatz
hat bis in unsere Tage England gehandelt. Den Ministern Georgs
des Fünften fehlt die stolze Gelassenheit, die steife, manchmal
mürrisch, doch nie furchtsam dreinblickende Würde, die ihre be-
rühmtesten Vorgänger demAugeEuropenszeigten; sie reden und
klagen, stöhnen und fuchteln zu viel, betheuernzulautihre fromme
Gemüthsart, künden zu oft, was sie morgen thun werden. Die
Spielregel ihres Berufes aber haben sie im Handgelenk; und kom-
men drum nicht leicht in die Gefahr, befreundete Mächte aus ihres

Nähezuschrecken.MitunbcstreilbaremRechtlonnteHerrAsquith
im Unterhaus an die Thatsache erinnern, daß Britaniens beste
Freunde noch vor kurzer Zeit die bissigsten Feinde des westlichen
Inselrciches waren. Von den Tagen Wilhelms des Eroberers
bis in die d^sOraniers hat eigentlich nur die Episode der Stuart-
herrschaft den franko britischen Kriegszustand unterbrochen. Alle
Versuche dauernder Friedensstiftung sind, von den Normannen
bis in Eduards erstes Regirungjahr, fruchtlos geblieben. Bona-
partesAdjutantLauriston wurde, als er im Oktober 1801 die vom
Ersten Konsul unterzeichnetenFriedenspräliminarien nachLon-
don brachte, auf allen Straßen bejauchzt; die Menge entsträngte
seinem Wagen die Pferde und zog ihn schwitzend vors Portal
des Auswärtigen Amtes. Vier Iahre danach vernichtet, wieder
unter demWeinmond, Nelson bei Trafalgar Villeneuves Flotte
und läßt dem Korsen als ganzen Besitz nur zehn Schiffe übrig.
Louis Philippe, der erste Sucher der entente coickiale, wird vom
Hof, von der Gentry und dem Gafsengewimmel wie der liebste
Kömmling gefeiert, von der Behörde der Hauptstadt durch eine
feierliche Grußadresse geehrt, die der Lord Mayor an der Spitze
der Rathsherren in feierlichem Zug nach Windsor bringt; und
Victoriawohntzweimalunter dem Dach des Bürgerkönigs. Doch
allerLiebeMühen bleibt unbelohnt.Auch unterLouis Napoleon.
Als derPariser Friede die vom Krimkrieg erzwungene Gemein-
schaft derWestmächte gelockert (und LouisNapoleon denRussen
heimlich Dienste geleistet) hat, schreibt Victoria an Iohn Russell,
gegen Frankreich müsse sich.weil es überall den Weltfrieden störe,
der nächste Kreuzzug richten. Das Zwitterwesen hatte nicht viel
länger gelebt als Cannings Angstkind; und die Queen möchte am
Liebsten ihren Ministern das Warnerwort Chathams ins Ge-
dächtniß ätzen: »Die einzige Gefahr, die England zu fürchten hat,
entstünde an dem Tag, der Frankreich im Rang einer großen
See-, Handels- und Kolonialmacht sähe. Dieser Gewißheit muß
sich der Leitsatz britischer Politik anpassen." Hundert Iahre, fast
auf denTag, danach preßt imParlamentein Mann ganzanderen
Schlages, der schottischeRussenfeindDavidNrquhart, den selben
Gedanken in engeres Ausdrucksgefäß. „Unsere insulare Lage
läßt uns nur die Wahl zwischen Allmacht und Ohnmacht. Eng-
land stand jedem Eroberer offen, bis es seinem Willen das Meer
dienstbar machte und als Gebieter aufjeder See die Weltherrschaft

an sich riß. Britania wird des Meeres Königin sein oder vom
Meer verschlungen werden." Noch im November 1908 ruft Io-
seph Chamberlain aus Cobdens Hochburg Manchester über den
Aermelkanal: „Frankreich muß, wenn es ein bequemeres Ver-
hältniß zu uns erreichen will, die uralte Neigung abthun, überall
unsereKreisezu stören, selbst da, wo kein Sonderinteresse zu solchem
Störungversuch zwingt/' 1908. General Kitchener hat, nach dem
Sieg bei Omdurman, in Fa sch oda die Egypterfahne gehißt und den
HauptmannMarchand zumRückzugvomNilaufgefordert. Denn
wasSirEdwardGrey,damalsnochUnterstaatssekretär, als eine
unfreundliche Handlung mit der Britenrache bedroht hat, ist jetzt
geschehen: die Französische Republik hat ihre Einflußsphäre ins
Nilthal zu dehnen getrachtet. Der Sturm bricht los. Sir Michael
Hicks Beach, der Schatzkanzler, ü berschreit aus einem Fieberanfall
Salisburys Staatsmannsstimme. „Wenn wir nach achtzig Frie-
densjahren zum Kampf gegen Frankreich gezwungen werden,
ists sicher ein großes Unglück; schließlich ist aber ein Krieg nicht
das schlimmste derUebel.» Und aus derPresse heults: »Räumt,
Einbrecher, rasch unserHaus! "Am viertenNovember befiehlt,nach
De^casses Vortrag, die pariser Regirung dem tapferen Marchand
schleunigen Rückzug. Sie kann nicht anders. Auf Rußland ist in
afrikanischen Händeln nicht zu zählen. Deutschland hat eine Ver-
ständigung über die portugiesischen Kolonien, über die noch nicht
vertheiltenkleine Südgebiete erstrebt, durch denMund eines fürst-
lichenNnterhändlers sogar einEhrenopferimBezirkdesReichs-
landes verheißen, aber seit dem Sturz des Ministeriums Meline-
tzanotauz kaum noch eineAntwort erhalten. (Delcasses Rechnung
war falsch; er hoffte, sein frostiges Schweigen werde die Berlinerzu
noch höheremPreisangebot reizen, hoffte, mitihrerhilfe Egypten
einheimsen zu können, und begriff nicht, warum die fo unhöflich
Behandelten während des Burenkric ges sich seiner Werbung ver-
sagten. Der Zorn des Enttäuschten zeugte dann den Entschluß,
Britanien grenzenlos zu lieben und mit Eduard bancle ä pari zu
machen.) Frankreich war allein und durfte, im ungeschirmten Be-
sitzvonAlgerienundTunis.Tongking und Madagaskar, mit dem
Erbanspruch auf Marokko, den Schlüssel zu seinem nordafrika-
nischen Reich, den Kampfgegen die Königin derMeere nicht wa-
gen. In Chamberlains Rede war, nach vergrollendem Donner,
einWetterleuchten,dasdenWegindieneue entente corcimle wies.

Seitdem ists leidlich gegangen. Frankreich hat vergessen, was Englandihmanthat.(»WennichFranzosewäre",schriebLordGrey 1829 an die Fürsiin Lieven, »würde ich die Briten hassen. Was haben wir seit 1813 gegen dieses Land unternommen! Der Haß wird.fürchte ich, dauern.")UndAngelnklugheithatdemGenossen nie mehr zugemuthet, als ergewähren konnte. Aus gemeinsamem Haß ward eineNothehe, in der sich athmen läßt. CanningsDreibund lebtwieder, willwiederinderislamischenWeltdesSchiedsrichtcramles wallen und zeigt noch keine Spur von leise beginnenderKachexie. RedlicheDeutsche aber, in deren Hirn derDenkstoff von vorgestern schimmelt, wähnen, von Petersburg aus denBindknoten lösen zu können, und sehen im zweiten Nikolai, wie ihre Väter im ersten, den Hort heller Zukunft. Hitzt sie der Hundsstern? Ieder russische Minister vonDurchschnittsverstand muß sich Tag vor Tag sagen, daß seinem Reich kein Zustand nützlicher sein könnte als der anglo-deutscher Feindschaft, der ihm von beiden Seiten Werbungen einbringt. Diesen bis in das Weichbild von Teheran wohlthätig fühlbaren Status wird erzu erhalten trachten und neue Papierwälle scheuen. Die Trennung von Frankreich (nur als Folge glaubhafter deutscher Kriegsdrohung denkbar) würde theuer, die von England mit jedem Tag chinesischer Wirrniß gefährlicher. Die alten Rezepte helfen nicht mehr. Was also bleibtunszu thun?Anbiederung wäre jetzt Selbstschändung. Diese ekle Herzensausschüttung hat uns schon zwei Drittel des Ansehens gekostet. Eben so schädlich ist das (leider nicht nur im Souterrain beliebte) Geschimpf gegen die Briten, die, inWahrung ihrer Interessen, gethan haben, was unsere Lammsgeduld ihnen zu thun erlaubte. Kriegsschiffe bauen? Ehe die jetzt auf die Hellinge zu legenden fertig sind, muß, nach Menschenermessen, die Entscheidung gefallen sein. Auch würde durch den hastigsten Bau zwar aufbeiden Seiten die Ziffer, nichtaber die britisch-deutsche Machtrelation geändert: denn England läßt sich nicht überflügeln und hat in der alten Handelsflotte eine Mannschaftschule, die seine mächtigsten Kampfschiffe vor Menschenmangel noch schützt. Die Dummheit, immer wieder auszututen, daß wir noch nicht fertig, nicht stark genug seien, sollten wir uns nachgerade doch abgewöhnen; sie wirkt nach außen ja wie eine Aufforderung zum Tanz. „Wer ein Herz im Leib hat, muß den Deutschen Ruhe lassen, bis sie die Lücken in ihrer Rüstung ausgefüllt haben." Glaubt Einer,

daß die Nachbarn so kindisch denken werden? Längst sind wir zu
'tapferer Politik stark genug. Sogar zu einer, die hohe Ziele zu
zeigen wagt und in stolzerRuhe ausspricht, daß keinWiderstand
sie je auf dem Weg dahin hemmen wird. Die würde in England
gewiß verstanden. Nicht schimpfen; still sitzen und den Herrn Vetter
an sich kommen lassen. Der weiß jetzt schon Allerlei. Daß er mit
Persien die sorglose Herrschaft über Indien verlöre; daß in der
Zeit der chinesischenWirrniß, die zu früherAnmeldung britischer
Erbansprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in
der Nordsee zu halten, zu schwer erträglicher Last werden kann;
daß im Mittelmeer den Lateinern eine Macht erwächst, der Eng-
land eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht
auf Hauptgrundsätze britischer Politik (Keine Europäermacht an
der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in derRich-
tung auf Afghanistan; keine Grenzgemeinschaft r iit einem Reich,
das über ein großes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit
Deutschland abgenöthigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu
sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hat. Er sehnt
sich nach Verständigung: möchte nicht, wie auch nach ihm günstigen
Kriegsverlauf unvermeidlich wäre, geschwächt vor dem schaden-
froh leuchtenden Auge der Vankees stehen; und zweifelt, ob die
Russen, die er verhätscheln muß, nach ihrerGenesung ihm helfen
würden. Könnte er mit den fünfundsechzig Millionen Deutschen
Paktiren: er ließe sichs gern was kosten. Wir haben auf demWeg
von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des gelten-
den Marineprogramms Wichtiges zu bieten und fänden als For-
derer zuverlässigerKohlenstationen und bewohnbaren Siedlung-
bodens heute in London Gehör. Kein Mittel darf unversucht blei-
ben, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vormächte der Ent-
schluß fest wird. Die schwachen, an Homerule und Sozialreform
kränkelnden Minister Georgs fürchten, der Kaiser habe ihnen den
verschlagenen Redaktor der Burendepesche geschickt, um sie mit
Naschwerk hinzuhalten, bis er in der Nordsee bereit ist. Daher
das Iuligeräusch unmuthigen Argwohns. Lasset Euer Ohr nicht
täuben! Eine Schicksalsstunde fordert einen Entschluß, der für
ein Menschheitjahr unserem Erdtheil die Ahr stellt. Die Europa
der Metternich und Nesselrode ist tot. Und Deutschlands arbeit-
sames Volk hat noch nicht gelernt, seinen Willen zu wollen.

# Der Kulturwerth des Krieges.
M n dieser Zeit, wo der Krieg allgemein als ein Rest barbarischer
gW Sitten und als absolut kulturfeindlich, als ein Nebel, wenn
auch vielleicht ein nothwendiges gilt, bedarf es einer kurzen persön-
lichen Legitimation, wenn man von dem Kulturwerth des Krieges
sprechen will. Ich erkläre also, daß ich persönlich in meinem Inter-
esse den Krieg eben so wenig wünsche wie irgendeinAnderer. Weder
bin ich Offizier, noch sind es meine nächsten Angehörigen, eben so
wenig habe ich ein besonderes Interesse an den schwerenIndustrien,
die im Kriegsfall verdienen. Vielmehr übe ich eine friedliche Kunst,
für die in Kriegszeiten sehr wenig Interesse bestehen wird, zumal,
da mir die sachlichen Kenntnisse fehlen, um als Kriegskorrespondent
auf das Schlachtfeld zu eilen. Alle meine Einkünfte werden durch
einen Krieg in Frage gestellt. Ich bin also ein friedlicher Bürger
und freue mich, "wie die anderen, wenn aufgestiegenes Kriegsgewölk
sich wieder vertheilt. Würde aber das Schicksal den allgemein er-
warteten europäischen Krieg doch wollen, so könnte ich Das unter
bestinimten Umständen nicht durchaus für ein nationales Nnglück
halten; „je m'en kerais uns raison." Diese „raison" aber ist fol-
gende: Wer sich bewußt ist, daß die schöpferischen Kulturwerthe
männlich sind, während die Schöpferkraft der Frau physischer Art
ist und sich im Gebären bethätigt, und wer wünscht, daß die Kultur
schöpferisch, also männlich bleibt, Der muß, sich freuen, wenn nach
langen Iahren des Friedens, in denen immer wieder die physische
wie die geistige Uebermacht des Mannes erlahmt und darum mit
vollem Recht von den Frauen in Frage gestellt wird, irgendein, An-
laß kommt, der alle Debatten darüber, ob das größere Hirngewicht
des Mannes wirklich geistige Neberlegenheit bedinge, ob nach Ge-
nerationen langer methodischer Erziehung die Frau dem Manne
Gleiches leisten werde, zum Verstummen bringt. Dieser Anlaß, muh
als eine tragische Nothwendigkeit eintreten, alle männlichen Kräfte
der Nation wie Strahlen in einer Linse sammeln, wodurch wieder
ein Glanz der heroischen Tage in unser blasses Zeitalter fallen
würde. Wenn es um Tod und Leben ginge, wWrden die Frauen
wieder einmal daran erinnert werden, daß sie'in ihrem eigenen
Interesse, um das Beste in sich entwickeln zu können, auf den Schutz
des Mannes angewiesen sind: und Das würde zum Mindesten die
Generation, die einen Krieg miterlebt hat, so leicht nicht vergessen.
Ist aber die männliche Autorität durch einen Krieg, auch wenn er
mit einer ehrenvollen Niederlage geendet hat, wieder einmal ge-
festigt, dann wird auch der männliche Geist von Neuem zu seinem

Recht kommen. Es ist Zeit, daß ihm in dieser allzu bequem geworde-
nen Welt die physische Kraft des Armes wieder einmal Platz schafft.
Der männliche Geist kann und soll nicht Alleinherrscher sein.
Philosophische Doktrinen und Theorien vermögen die Welt nicht
zu leiten, vielmehr bedarf der Geist der Vermählung mit dem Stoff,
an den', er sich nährt und den er doch bändigt. Als Deutschlands
materielle Lage in Folge des Dreißigjährigen Krieges beklagens«
werth war, hat sich der Deutsche ganz in der geistigen Welt zu
trösten gesucht. Das war die Zeit einseitiger Intellektualität. Heute,
nach unserem ungeheuren Aufschwung, hat das materielle Leben
ein viel zu großes Aebergewicht über das geistige gewonnen; und
wenn auch die Behauptung paradox klingt, daß, der vormärzliche
Deutsche liefere menschliche Werths besessen habe als der 'Reichs-
deutsche von heute, so ist darin doch ein Kern von Wahrheit. Von
dem deutschen Wesen"'«n dem nach dem Dichterwort einmal die
Welt genesen soll, ist jedenfalls heute weniger vorhanden als einst.
Wir wollen unseren Handel und unsere Industrie nicht schmähen,
denn ihre Vertreter haben gewiß, ihr Theil zu unserer heutigen
Größe beigetragen, eben so wie die Männer, die ihr Blut auf dem
Schlachtfeld verspritzten; aber es ist klar, daß die Ideale einer auf
Erwerb gerichteten Klasse andere werden als die einer Klssse^der
die Pflege der männlichen Ehre Selbstzweck ist. Diese Verschiebung
der Ideale hängt mit dem wachsenden Wohlstand zusammen; das
Leben wird leichter, das ästhetische Niveau der Kultur erhebt sich,
die Zahl intellektueller und künstlerischer Menschen von geistigem
Niveau wächst, aber die einzelnen, wahrhaft schöpferischen Geister
werden dann immer seltener. In solchen Zeiten aber verliert die
Frau allmählich denRespekt vor dem Mann und verlangt, selbst ein
Wort mitzureden; man kann es ihr nicht übelnehmen, denn so, wie
die Frau geartet ist, wird sie auf die Dauer niemals aus Pflichtge-
fühl, sondern immer nur aus einer inneren Aeberzeugung heraus
die Aeberlegenheit des Mannes anerkennen; wenn sie auch hun-
dertmal in Gehorsam und Demuth erzogen wird: so lange sie in
dem Manne keinen Mann fühlt, wird sie gerade aus der Echtheit
ihrer Natur heraus seine Autorität verlachen und sie höchstens
äußerlich aus praktischen Gründen anerkennen. Deshalb kann den
Frauen kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie sich die
Autorität des Mannes,im Allgemeinen nicht länger gefallen lassen
wollen. Wo die Frauen erst einmal so weit sind, da ist immer der
Mann daran schuld. Wir haben eine Frauenbewegung, weil die
männlichen Werths nicht mehr stark genug sind. Aber auch die
Männer sind individuell nicht für diesen Zustand verantwortlich

zu machen. Wer nicht von Haus aus besonders starke männliche
Instinkte hat, Der verweichlicht nur allzu leicht in einem Leben,
das zwischen Erwerb und ästhetischen Freuden dahinfließt. Wenn
die Frauen auch gewiß den materiellen Besitz zu würdigen wissen
und meistens auch eine ästhetische Ausgestaltung des Daseins lie»
den, so imponirt ihnen doch als männlicher Typ weder der Erwer»
bende noch der Aesthet. Auf die Dauer kann ihnen nur Das ge-
fallen und ihre Instinkte klären und bändigen, was sie selber nicht
besitzen: körperliche Männlichkeit, in der ein klarer Geist wohnt.
Besonders der steril gewordene männliche Geist vermag heute der
Frau keinen tiefen Eindruck mehr zu machen. So groß die Errun»
genschaften der Wissenschaften sind: der einzelne Vertreter dieser
Wissenschaften ist ein flinker Mechanikus oder ein alexandrinischer
Aufstapler von allerlei mehr oder weniger gleichgiltigem Wissen.
In der Kunst aber herrscht das rein Aesthetische, die Nerven Rei-
zende, Bekenntniß hafte; die wirklich gestaltete Form fehlt. Warum
soll nun die Frau (so denkt sie ganz logisch) in einer Zeit so allge-
meinen geistigen Tiefstandes nicht eben so gut oder schlecht Bücher
schreiben und Reden halten wie der Mann? Wirklich ist nicht ein-
zusehen, warum Frauen in ihren Debatten nicht durch Erziehung
das Niveau der Reichstagsreden erreichen sollen, die wir heute
hören. Warum sollen sie nicht eben so sensationelle Bekenntnis
romane verfassen, warum nicht eben solche unbeherrschten Farben-
orgien auf die Leinwand pinseln, warum nicht ein eben so neu»
rasthenisches Geheul und Gestöhn als Musik ausgeben wie die
modernen Männer? Das einzige Mittel, die Frau aus der Politik
und dem geistigen Leben als Mitwirkende zu verdrängen, ist, durch
ihr versagte Schöpferkraft dieses Leben wieder auf ein so hohes
Niveau zu erheben, daß sie nicht konkurriren kann. In wirklich
schöpferischen Kulturepochen haben die Frauen zwar eine sehr große
Rolle gespielt, als die Freundinnen und Anregerinnen der bedeu-
tenden Männer, als feine Versteherinnen und geniale Geliebte;
aber warum sollen sie sich neben den erschöpften oder ungehobelten
Männern von heute mit solchen Rollen begnügen? Warum sollen
sie den Mann zu den Mittelmäßigkeiten anregen, die sie selber
können? Das lohnt sich nicht. Man hört heute sehr viele gut ver-
anlagte Mädchen und Frauen sagen: „Wie gern würde die Frau
die Autorität des Mannes anerkennen, ja, sogar ihm dienen, wenn
er danach wäre!" Die größte Frauenenttäuschung ist die, sich ganz
hingegeben zu haben und dann die Lächerlichkeit des erwählten
Herrn und Meisters zu erkennen.
Gegen all Dies ist nun weder durch Erziehung noch durch Er-

kenntniß irgendetwas zu thun. Mir scheint, daß nur ein Krieg
den Kurs der Männlichkeit wieder steigern kann. Wir wollen ihn
nicht vom Zaun brechen, nicht einmal erhoffen, denn ein moderner
Krieg wäre von einer unübersehbaren Gräßlichkeit. Wenn er aber
kommt, dann ist es besser, als in ihm ausschließlich ein Nnheil zu
erblicken, daran zu denken, daß er vielleicht die tiefste Nothwendig-
keit zu unserer Rettung aus dem Sumpf ist, in dem unsere Kultur
steckt; die einzige Gelegenheit, wo nur männliche Werthe gelten,
wenn auch zunächst die brutal physischen. Dieaber haben denVorzug
der Meßbarkeit. And Niemand wird behaupten, die Frauen könn-
ten geradesogut ins Feld ziehen wie die Männer. Ganz anders
steht es aber mit der geistigen Neberlegenheit. Sie ist nicht in
der selben Weise meßbar. Gewiß: es hat keinen weiblichen Shake-
speare, Rembrandt oder Bismarck gegeben, aber heute giebt es
ja auch keine männlichen Shakespeare, Rembrandt und Bis-
znarck; und wenn auch heute noch viel, sehr viel von Männern auf
geistigem Gebiete geleistet wird, was den Frauen unerreichbar ist,
so gelingt es ihnen doch mit großer Kunst, Scheinwerthe hervorzu-
bringen und als hochwerthig preisen zu lassen, und die Kulturlosig-
keit der Zeitgenossen läßt sich täuschen. Wenn trotz dem Gesagten
auch heute noch immer nicht eine einzige Frau in der Wissenschaft,
der Kunst, der Literatur oder der Politik mit Dem wetteifern kann,
was die paar siesten Männer selbst unserer Zeit auf diesen Gebieten
leisten, so kann doch jede darüber hin und her schwatzen. Das hört
in dem Augenblick der Kriegserklärung auf. Darüber wird dann
nicht geschwatzt werden, daß die Männer hinausziehen und die
Frauen (außer den Krankenpflegerinnen) daheim bleiben. Eine an-
dere Möglichkeit, die männliche Ueberlegenheit wieder einmal über
alle Diskussion zu stellen, giebt es nicht. Ein Krieg aber wird mit
einem Schlag alle die faulen Kulturtümpel auslaufen lassen und
die Männer, die ein verwirrtes Heim verlassen haben (heute sind
fast alle Heime durch die Ansprüche der Frauen und Töchter ver-
wirrt) werden vom Schlachtfeld ihren weiblichen Verwandten eine
überzeugende Antwort mitbringen auf alle die Fragen, die sie
augenblicklich in Versammlungen und Büchern stellen. Die prak-
tische Roth wird dann an die Frauen wieder so viele ihrer Natur
entsprechendi Forderungen stellen, daß das öffentliche Schwatzen,
Tintenklecksen und Pinseln ein Ende nehmen wird. Hat aber die
Faust des Mannes sich im Kriege wieder einmal bewährt, dann
mag der Sohn wieder den Geist pflegen, bis ein langer Friede die
Kultur abermals verflacht hat und neue Katastrophen erheischt, um
die heroischen Instinkte der Menschheit wieder zu wecken.

Charlottenburg. Oskar A. H. Schmitz.

M

Die Zukunft.
Selbstanzeigen.
Heinrich von Bfterdingen in der deutschen Literatur. Berlin,
Mayer K Müller.
August Wilhelm Schlegel hat 1812 im Fuliheft des von seinem
Bruder herausgegebenen Deutschen Museums „eine Zusammenstellung
aller Stellen, wo von Heinrich von Ofterdingen die Rede ist", ge-
wünscht; Das könnte, wie er meint, noch einiges Licht in die Vermu-
thungen über den merkwürdigen Mann bringen. Diesen Wunsch des
romantischen Kritikers glaube ich durch meine Arbeit erfüllt zu haben.
Ofterdingen ist durch sein Schicksal in dem fabelhaften Sängerkrieg auf
der Wartburg, den eine Dichtung aus dem dreizehnten Iahrhundert
überliefert hat, zuerst bekannt geworden. Die Frage, ob es sich über-
haupt lohnen könne, einer im Zwielicht von Sang und Sage lebenden
Gestalt ein Buch von 360 Seiten zu widmen, muß bejaht werden, wenn
man Osterdingens hervorragende Stellung im deutschen Geistesleben
kennt. Wichtig ist die Ermittelung der, eigenartigen Wechselbeziehungen
zwischen der dichterischen Behandlung Ofterdingens. So hat, zum Bei-
spiel, erstNovalis berühmter Roman diePersonOfterdingens der Theil-
nahme großer Germanisten nah gebracht. Wie sich in diesem Fall die ge-
lehrten Forschungen und Vermuthungen über den großen Unbekannten
des Wartburgkrieges durch die Lesung einer bedeutenden Dichtung
anregen ließen, so haben die wissenschaftlichen Versuche, das Leben
, und Wirken des Ofterdingers zu ermitteln, auf die poetischen Gestal-
tungen seines geheimnißvollen Wesens Einfluß geübt. Die sehr wider-
spruchsvollen Aeußerungen der wissenschaftlichen Literatur über ihn
sind also auch bei der dichterischen Behandlung des Ofterdingers ver-
wertet worden. Der erscheint darum in einer langen Reihe von Dra-
men, Epen, Romanen, Novellen, Balladen und Meistersingerversen
als eisenacher Bürger, Oesterreicher, Schwabe, Minnesänger, Helden-
dichter, Gefolgsmann der Hohenstaufen, als Verfasser der Nibelungen
und als ein der Person Tannhäusers völlig gleicher Ritter. Schon die
beiden letzten Thatsachen dürften mein Buch, das Ergebniß vierjähri-
ger Arbeit, berechtigt erscheinen lassen; denn bei der gewiß nicht ne-
bensächlichen Frage nach dem Schöpfer der Nibelungen hat gerade Of-
terdingen von je her einen großen Theil des Interesses in Anspruch
genommen; und eben so wichtig ist, daß Richard Wagner ihn zum Dop-
pelgänger Tannhäusers gemacht, dadurch zwei ursprünglich getrennte
Sagenkreise verbunden und erst durch sein Werk Heinrichs Schicksalen
eine volksthümliche Bedeutung gegeben hat. Das lückenlose Verständ-
niß der Dichtungen, in denen Ofterdingen vorkommt, ist jedenfalls be-
dingt durch die Kenntniß aller wesentlichen Angaben, die in Chro-
niken, alten Handschriften, philologischen Abhandlungen und in kriti-
schen Aufsätzen über ihn gemacht worden sind. Daher werdnr'im ersten
Theil des Buches alle diese bibliographischen Zeugnisse chronologisch
zusammengestellt. Auf Wesen und Werth der Dichtungen selbst bin

ich im zweiten Theil näher eingegangen; dessen Ziel ist, zu zeigen, wie sich im Lauf von sieben Iahrhunderten das Lebensbild Ofterdingens in ganz verschiedenartigen Werken spiegelt. Dabei mußten mittelhochdeutsche Gedichte und lateinische Prosaschriften eben so beachtet werden wie E. Th. Hoffmanns „Kampf der Sänger", Grabbes Hohenstaufendramen, Geibels Ballade „Friedrich Rothbart", Scheffels Romanzen über dcn „Heini von Steier", der Schlußtheil der Wartburg-Trilogie Lienhards,dieStaufertragoedie„Manfred"vonGeorgFuchs oderParodien des Sängerkrieges auf der Wartburg. Das letzte Kapitel befaßt sich mit Ofterdingens Erscheinung in der Bildenden Kunst. (Zwei Proben aus Schwinds Werk sind in Abbildungen beigegeben.) Im ersten Theil überwiegen Quellennachweise uud Anmerkungen als Folgen statistischer Kleinarbeit. In dem viel größeren zweiten Theil treten die äußeren Merkmale fachwissenschaftlicher Leistungen zurück. Auch die stilistischen Unterschiede ergeben sich aus den verschiedenen Wesensarten des philologisch-historischen und des literarisch-kritischen Theils; so hat das Gefühl „Ich bin des trocknen Tons nun satt" an der Schreibweise in dem Kapitel über Novalis mitgewirkt. Man deute diese Selbst» einschätzung nicht etwa so, daß der zweite Theil feuilletonistisch und volksthümlich gehalten, der erste aber in Folge seiner Befrachtung mit wissenschaftlichem Rohstoff entbehrlich sei. Untersuchungen über Ofterdingens Bedeutung für die Germanistik können kein Unterhaltungbuch geben; die Germanisten, an die ich mich zunächst wende, werden auch in den ersten Theil eindringen müssen, um die Grundlage der Stellung Ofterdingens in der deutschen Literatur zu erkennen. Leser mit weniger fachwissenschaftlichen Neigungen müssen vom ersten Theil wenigstens das letzte Kapitel kennen, wenn Heinrichs Gestalt in neueren Dichtungen vor ihnen fest stehen soll. Der Plan des Buches hat mancherlei Gründe. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß ich mit meinem Freund Ludwig Wüllner, dem siegreichen Kämpfer im Sängerwettstreit und feinsinnigen Germanisten, auf der Wartburg Schwinds Gemälde des Sängerkriegs betrachtete. Meine und meines Weggenossen Beziehungen zur Musik, zur Germanistik und zu Eisenach ließen in mir den Plan reifen, den Wartburgsinger Ofterdingen, dessen Name mit der Musik, der germanistischen Forschung und dem eisenacher Sagenkreis eng verknüpft ist, in seiner Bedeutung für die deutsche Literatur und Kunst zu behandeln.

Breslau. Dr. Pa u l R i es enf eld.

wer nicht sucht, findet. Georg Müller in München. — Impressionen. Aus dem Notizbuch eines Wanderjournalisten. Leipzig, Ernst Rowohlt Verlag.

Ich künde das Erscheinen zweier Bücher an, aufrichtig gesagt: um die Quantität meiner Produktion zu entschuldigen. Besser gesagt doch: zu erklären. Am Ende des vorigen Iahres ist von mir ein starker Band über Gcsellschaftkultur erschienen („Lebensformen", auch bei

Georg Müller in München), ein Novellenband, eine Neuausgabe des Briefwechsels zwischen Abälard und Heloise, dessen Einleitung ein Versuch zu neuer psychologischer Darstellung erotischer Charaktere war, und daneben kamen und kommen Bände heraus, die Balzacs unbekannte Aufsätze über die Physiologie des eleganten und des alltäglichen Lebens, begleitet von Abbildungen Gavarnis, Daumiers, Monniers und Anderer geben. Nun kommen noch zwei Bücher nach so kurzer Frist und der kritische Leser fragt: „Warum so viel? Ist nicht ein großer Theil Dessen, was Sie da veröffentlichen, flüchtig auf den Markt geworfen?" Ich würde nicht die Freundlichkeit des Herausgebers der „Zukunft" in Anspruch nehmen, wenn es mir nur um eine esptsti» bellsvolsutiss zu thun wäre. Ich habe vielmehr die Ueberzeugung, meine Erklärung, weshalb ich so viel (natürlich immer quantitativ!) schaffe, könne ein Beitrag zur Psychologie der schriftstellerischen Arbeit sein und darum, über mein Persönliches hinaus, Anderen, Selbstschreibenden und Lesenden, nützen.
Das Eine, was ich gern einmal vor einem großen Publikum gewissermaßen als Dokument zur Aufklärung gesagt haben will, ist die Konstatirung einer Thatsache. Die Iahreszahl, die man als Erscheinungdatum auf unseren Büchern liest, giebt durchaus keinen Aufschluß über die Entstehung der Arbeit. Der Maler, der sein Bild 1910 oder 1912 signirt, sagt damit: So sah ich die Welt 191« oder 1912. Wer sich später um die Atmosphäre einer Zeit kümmern wird, kann wohl das Datum, das er auf einer Malerei, Skulptur, Architektur findet, zur Grundlage seiner Ueberlegung machen. Er irrt (für unsere Zeit; in anderen Iahrhunderten und Iahrzehnten wars anders), wenn er die Iahreszahl, die auf dem Titelblatt der ersten Auflage eines Buches liest, als irgend charakteristisch für dieses Iahr, für die Zeit der wirklichen Vollendung oder gar Entstehung eines literarischen Werkes nimmt. Das wäre nun von ganz geringer, wenn überhaupt von einer Bedeutung, wenn es sich um den Einzelnen, seine Biographie sozusagen handelte. Aber die Frage, welche Literatur hat eine Epoche hervorgebracht, welche Beziehungen giebt es zwischen Literatur und aller anderen (nicht nur geistigen) Bethätigung, ist wesentlich, so wie die andere: Wie ists mit dem Publikumsgeschmack einer Periode bestellt? Darnm möchte ich die Aufklärung beibringen: Rein technische, ökonomische, oft vom Urheber ganz unbeeinflußbare Verhältnisse bringen es mit sich, daß das eine Buch fünf Iahre, das andere zwei Monate, das dritte zwei Iahrzehnte später erscheint, als es angefangen und beendet worden ist, und darum einen falschen Geburtstag bekommt. Romane erscheinen in Zeitungen, nachdem sie dort, aus Anciennetätgründen, warten mußten. Nach der Publikation im Blatt, in der Zeitschrift, muß eine Schutzfrist verlaufen, dann entscheiden fast immer verlegerische, buchhändlerische Gründe darüber, ob nicht noch ein Iahr bis Ostern oder Weihnachten mit der Ausgabe gewartet wird. Und kaum eins unter tausend Büchern kommt deshalb in die Hände des

Lesers in Tagen, in denen der Verfasser noch die selben oder ähnliche, wenn überhaupt irgendwelche Beziehungen zu Dem hat, was er „damals" schrieb. Das ist das Eine. Das Andere, noch ein Wenig Verästeltere, ist gegeben durch das rasche Tempo, den eiligen Rhythmus unseres Lebens, aus dem (Goethe nannte seine Dichtungen „Lebensspuren") ja doch unsere Bücher werden, aus der wiederum ökonomischen Thatsache, daß der Buchhandel seine Autoren so schlecht bezahlt. Es wäre zu weitläufig, darauf näher einzugehen. Gewiß ist die Folge: eine merkwürdige Kreuzung von Journalistik und Buch. Mehr oder weniger deutlich sind zwei Drittel unserer deutschen Bücher Erzeugnisse dieser Mischehe. Ob man nun in Tageszeitungen oder fürs Bücherbrett der Bibliothek schreibt, Eins bleibt gleich: der Literat befreit sich durch sein Schreiben von einer Spannung. Indem er (die Formen ändern und verschieben sich) schreibt, giebt er, Romanschriftsteller oder Politiker, Leitartikler oder Historiker, Antworten auf Fragen, die ihm die Welt stellt. Das ist nun für Einen, dem Schreiben wirklich die Lebensform ist, was Wunderschönes. Nur kommt, wiederum aus technischen Gründen, die Antwort meist zu einer Zeit, wo die Frage längst vergessen ist. Und gar, wenn es sich um Bücher handelt, deren Material oder Theile vorher, in anderer Gruppirung meinetwegen, in der Presse erschienen sind, muß es so kommen, daß dieses ursprünglich so wundervolle Spiel von Antwort und Frage zu einer Wirkung führt, die unendlich traurig ist: der Autor ist seinen Büchern beim Erscheinen meilenfern.

Das hier Angedeutete giebt schon einige Hinweise, warum es aus technischen Ursachen geschieht, daß von einem Autor in einem Jahr fünf neue Bücher da sind. Er hat sie beileibe nicht in dem einen Jahr geschrieben. Damit will ich nicht ganz überflüssige Sammlungen von Zeitungartikeln oder gar flüchtig hingeschmierte Romane vertheidigen. Aber um auf meine eigenen Bücher zu kommen, die ich anzeigen will und darf: für die „Impressionen" schien mir die Berechtigung der Veröffentlichung in dem Umstand zu liegen, daß Artikel aus mehr als zehnjähriger Thätigkeit für die Presse, aus dem berliner Gerichtssaal oder aus den Tropen, doch irgendwie ein Gefühl der Zeit und des Journalismus geben können. Und da ich zu den wenigen für Zeitungen schreibenden Leuten gehöre, die den wirklichen, ehrlichen Journalismus bis ins Letzte mit Freude thun, möchte ich unterstreichen: Ich wollte nicht aus Aufsätzen ein Buch machen. Viele hundert Artikel, die ich geschrieben habe, sind längst verweht; mit Recht. Ein paar schienen mir das Recht auf die auch nicht überlange Lebensdauer eines Buches zu haben, nicht, trotzdem sie Journalistik sind, sondern, weil sie es sind. Das andere Buch versucht, die kosmopolitische Welt dieser Zeit, in der wir leben, zu schildern. Und ich bitte, noch hinzufügen zu können, daß ich es immer ein Wenig thöricht gefunden habe, wenn man einem Schriftsteller nachrühmt oder vorwirft: er sei schon wieder so fleißig gewesen. Erstens aus den schon mitgetheilten Thatsachen, die

unmöglich machen, zu erkennen, wie viel Arbeit er wirklich in diesem Iahr gethan hat. Dann aber: kommt nicht mit den Phrasen von literarischem Großbetrieb neudeutscher Art! Seht Euch um! Was haben Große und Kleine, Balzac und Paul de Kock, Carlyle und längst Vergessene Historiker oder Biographen in ein paar Iahrzehnten geschrieben! Im heutigen Frankreich wäre Der ein kläglicher Dilettant, der, wie unsere hochmüthigen Faulpelze thun, glaubt, sein Amt als Schriftsteller erfüllt zu haben, wenn er alle paar Monate ein Dutzend Seiten sich abquält. Nein, die große Quantität der schriftstellerischen Leistung spricht nie gegen den Autor. Aber sie kann für ihn sprechen. Nicht etwa für seine bürgerliche Tugend, den Fleiß. Sondern für sein aufrichtiges Gefühl: Ich bin da, um zu schreiben. Und ich habe keine Angst, daß mir je Stoff oder „Stimmung" fehlen wird. Schließlich sehe man sich bei den strengsten Formkünstlern die Lebensleistung genau an: wie viele Briefe, Entwürfe, Notizen hat, zum Beispiel, Platen hinterlassen, den die Verfechter des „Wenig" so gern anrufen. Mißdeutungen ist übrigens diese persönliche Anzeige mehr noch als die meisten anderen ausgesetzt; aber ich weiß es. W. Fred.

## Diskonten.

er Wechsel gehört zu den edlen Organen des Wirthschaftkörpers. Die Umwandlung von Geld in Waaren und dieEntstehung neuer Umlaufmittel aus dem wirthschaftlichen Anlagekapital braucht Zeit; ohne Brücke ist da nicht vorwärtszukommen; Kredit und Wechsel sind unentbehrlich. Lehrreich ist der Unterschied, der zwischen Wechseln und Werthpapieren in den Bankbilanzen gemacht wird. Die Reichsdank darf zwei Drittel ihres Notenumlaufs mit Wechseln decken. Das ist der schönste Befähigungnachweis für die papierene Urkunde über ein Waarengeschäft, dessen Ergebniß von zwei bis drei solventen Personen verbürgt wird. Die Vereinigten Staaten, deren wirtschaftliche Kultur hinter der materiellen Leistung zurückbleibt, haben die Bedeutung des Warenwechsels noch nicht ganz erkannt. Er spielt in ihrem Geldwesen noch keine beträchtliche Rolle und soll erst durch die berühmte Reform der Zettelbanken, die niemals fertig zu werden scheint, zu besserem Ansehen gebracht werden. Vorläufig nehmen die staatlichen Schuldverschreibungen den Platz ein, den im Gebiet der deutschen Währung die „Diskonten" haben. In den Vermögenbeständen der Finanzinstitute folgen die Wechsel unmittelbar auf die Barvorräthe und gehören zu den Aktiven erster Ordnung. Die acht berliner Großbanken, die Zwischenbilanzen veröffentlichen, hatten Ende April

1912 von 5859 Millionen fremder Gelder 1635 Millionen in Wechseln angelegt, während die Summe der eigenen Werthpapiere nur 365 Millionen betrug. Und doch stehen den Effekten alle Einrichtungen des offiziellen Handels zur Verfügung, während der Wechsel nur die amtliche Notirung des Reichsbankdiskonts hat, sonst aber auf den privatim festgestellten Diskontsatz angewiesen ist. Daß die Reichsbank sich gegen die Ausbreitungen der Effektenspekulation eben so energisch wie gegen ein Uebermaß von Wechseleinreichungen wendet, darf nicht zu der Meinung verführen, beide Erscheinungen seien von gleicher Art. Schon in der Distanz zu den Kassen des Centralinstitutes unterscheiden sie sich: das Werthpapier hat mit der Reichsbank direkt keine Verbindung, der Wechsel ist ihr ständiger Gast. Dann aber tritt die Vnfchiedenartigkeit beider Faktoren in ihren Eigenschaften hervor: die Tratten, welche die Bank, wenn auch zu Zeiten widerwillig, diskontirt, müssen den strengen Vorschriften des Bankgesetzes genügen. Ihre Laufzeit darf nicht länger als drei Monate dauern; und die Anterschiiften von in der Regel drei, mindestens aber zwei als zahlungfähig bekannten Personen oder Firmen müssen auf der Tratte stehen. Die Werthunterlage des Wechsels muß ein Waarengeschäft sein. Der Finanzwechsel hat, ohne materielle Voraussetzung, nur den Zweck, Geld zu beschaffen. Wenn, zum Beispiel, eine Bank von einer Industriegesellschaft, die ihre Schuldnerin ist, auf sich ziehen läßt, um sich durch diese Tratte selbst Geld zu besorgen, so ist Das, trotz der Form, ein reines Finanzgeschäft, dem die Reichsbank keine Unterstützung leiht. Der Typus des Finanzwechsels ist die Tratte von einer Bank auf die andere.'Aber der Widerstand, den sie gegen den Zudrang legitimen Wechselmaterials leistet, ist im Grunde nur eine platonische Wahrung ihres Auffichtrechtes über den Geldmarkt. Die Reichsbank sucht zu verhindern, daß die Außenstände der Finanzinstitute in ein Mißverhältniß zu den „greifbaren" Vermögensstücken gerathen.

Zwischen den Debitoren und den Wechselanlagen besteht aber ein gewisser innerer Znsammenhang. Ein Posten im Kontokorrent kann leicht in einen Wechsel umgewandelt werden, wenn es darauf ankommt, die Liquidität der Bilanz für eine bestimmte Gelegenheit zu erhöhen. Ist der Termin der Besichtigung vorüber, so wird der stsws quo suis wiederhergestellt.DieBezichungen zwischen den beiden Trägern der Aktivseite zeigen sich aber auch darin, daß die Kreditbanken sich durch Weilerbegeben von Wechseln aus ihren Beständen an die Reichsbank die Mittel zur Nährung ihresKontokorrentverkehrsverschaffen.DieReichsdank kann den Strom legaler Wechsel nicht zurückdämmen, sondern nur versuchen, neue Ueberschwemmung vom Reich des Kredites abzuwenden. Zum Börsenpapier aber steht das Centralinstitut anders als zur Tratte. Objektiver, möchte man sagen; deshalb ist es auch in der Kritik weniger gebunden. Bei der Warnung vor Auswüchsen der Effektenspekulation wird darum stets die Gefahr der Werthverminderung betont. Dieses Risiko bedingt auch den großen Unkerschied zwischen

Anlagen in Wechseln und in Effekten. Iener ist so gut wie bares Geld; denn am Tage der Fälligkeit wird die Valuta ohne irgendeinen Abzug bezahlt. Soll das Papier vor seinem natürlichen Ablauf zu Geld gemacht werden, so kann, als Folge inzwischen eingetretener Diskonterhöhung, ein kleiner Zinsverlust entstehen, der aber, selbst im schlimmsten Fall, nicht an die Möglichkeit der Kursminderung bei Werthpapieren heranreicht. Das lehrt täglich die Erfahrung.
Der amtliche Wechselzinsfuß, den die Reichsbank festsetzt, hat mehrere Funktionen zu erfüllen, die aber meist die Hoheitrechte des ersten Finanzinstitutes zum Ausdruck bringen. Die Rücksicht auf das geschäftliche Leben kommt erst in zweiter Linie. Deshalb fehlt dem Reichsbankdiskont die Eigenschaft rascher Anpassung an die Bedürfnisse des Marktes. Die Bankrate kann nicht täglich geändert werden. Ihre Aufgabe ist die Beherrschung eines weit abgegrenzten Zeitraumes, um die große wirthschaftliche Maschinerie vorher auf ein bestimmtes Tempo einzustellen. Bei der letzten Aenderung des offiziellen Diskontsatzes sprach der Präsident die Hoffnung aus, mit dem neuen Satz bis zum Herbst auszukommen. Das ist die Politik auf lange Sicht, die dem Reichsbankdiskont seinen besonderen Charakter verleiht. Da der Handel in Wechseln älter ist als die Reichsbank und deren Diskontregime, so fand sie schon Einrichtungen für den Wechselmarkt vor, dessen wichtigstes Instrument der Privatdiskont ist. Dieser (durch private Vereinbarungen hergestellte) Geldsatz für den Ankauf von Wechseln hat die Anpassungfähigkeit, die seinem Rivalen mit Amtscharakter fehlt. Der private Wechselzinsfuß wird täglich neu „gemacht" und richtet sich nach Angebot und Nachfrage der an der Börse gehandelten Tratten. Zu bedenken ist, daß sich nicht der gesammte Umsatz auf offenem Markt abspielt. Es ist, wie oft im Effektengeschäft: die Börse bekommt nur die „Spitzen": die Aufträge, die nicht direkt in den Bankbureaux erledigt werden. Die Banken bieten oft den Wechselverkäufern besonders günstige Bedingungen (sie nehmen ihnen die Papiere unter dem Privatdiskont ab), um auf diese Weise Kunden zu gewinnen. Wer irgendeine große, solvente Firma zu seiner Kundschaft zählen will, muß sich niedlich machen. Da hat der Privatdiskontsatz, der an der Börse fetzgesetzt wird, kaum noch Bedeutung; und solche Geschäfte sind statistisch nicht zu fassen, weil die Wechsel, die für sie in Frage kommen, keine eigentlichen Privatdiskonten sind. Als solche werden im Allgemeinen nur die Accepte der Großbanken und der angesehensten Privatfirmen, wie Mendelssohn und Bleichröder, angesehen. Das sind die „Primadiskonten", die wie bares Geld umgesetzt werden. Es gab eine Zeit, da das Accept der Aktienbank weniger galt als die Unterschrift eines der alten Finanzpatrizier. Die berühmte „Konzentration" hat den Schwerpunkt der Werthung in den Bereich der Großbanken geschoben, deren Accepte nun Bargeld sind.
Der private Wechselzinsfuß entsteht im Börsenhaus, nicht auf der Rampe, aber ohne jede feierliche Formalität. Die Diskonteure,

die Banken und wenigen großen Privathäuser, haben die tägliche Festsetzung des Prwatdiskonts einer Bankiersirma übertragen, die sich ausschließlich mit dem Wechselmarkt beschäftigt und da genau Bescheid weiß. Aber die Notirung des Privatdiskonts folgt freier Vereinbarung und den täglich vorhandenen Aufträgen für Kauf und Abgabe. Es giebt weder einen amtlichen Kursmakler noch einen Kurszettel oder einen Staatskommissar, der Streitigkeiten zu schlichten hat. Weigert sich eine Bank, den öffentlich genannten Wechselzinsfuß anzuwenden, so muß Das vom Verkäufer als unabänderliches Schicksal Hingenom- ,nen werden. Die Frage, ob der Handel in Privatdiskonten durch die Börsenorgane zu kontroliren sei, wurde natürlich schon erwogen; und, eben so natürlich, von den zu Beaufsichtigenden verneint. Die Qualität der Wechsel ist so verschieden, daß ein Einheitkurs nur durch Gewalt« that herzustellen wäre. Neben den Primawechseln der Hohen Finanz giebt es Kommerzwechsel, die ohne genaue Kontrole der Personen nicht durchgehen. Sollen die nun zum selben Diskont genommen werden wie die ganz einwandfreien Papiere?

Ein zweiter Umstand drängt sich in den Weg: das Verhältnis^ des Privatdiskonts zum amtlichen Wechselzinsfuß. Bekannt ist, daß zu den Schwierigkeiten der Diskontpolitik die privaten Wünsche der Bankwelt gehören. Da der Privatdiskont veränderlich ist, kann er auf bestimmte Absichten der Finanz eingestellt werden. Will sie die Reichs» dank zwingen, ihre Rate zu ermäßigen, so wird sie den privaten Wechselzinsfuß so niedrig wie möglich halten, um einen auffallenden Höhenunterschied zwischen den beiden Geldsätzen herzustellen. Wenn nun der Privatdiskont eine amtliche Notiz bekäme, könnte manchmal ein Konflikt zwischen zwei offiziellen Instanzen entstehen, an dem Beide schuldlos wären, da der private Wechselzinsfuß unter allen Umständen von den Dispositionen der Großdiskonteure abhängt. Also wirds bei der Formlosigkeit bleiben; denn die Usancen, die in den „Bedingungen für die Geschäfte an der berliner Fondsbörse" für den Handel in Privatdiskonten aufgestellt sind, beziehen sich nur aus Größe und Laufzeit der Wechsel. Als Privatdiskonten sind nur Abschnitte von mindestens 5000 Mark lieserbar, die 56 Tage und nicht mehr als drei Monate noch zu laufen haben. Der Betrag von Mark versteht sich von selbst: der an der Börse festgestellte private Wechselzinsfuß ist als Durchschnittssatz aufzufassen, der Wechseln, die unter Mittelgröße sind, nicht zukommen soll. Wichtig ist, daß die Dauer des Wechsels ohne Einfluß auf die Notirung des Diskontsatzes bleibt, obwohl die Logik des Geschäftes eine Erwägung der Laufzeit in der Berechnung des Zinsfußes fordert. Ein Accept, das bald fällig wird, ist Zufallseinwirkungen (man denke an die Veränderlichkeit der Situation des Geldmarktes) nicht so sehr ausgesetzt wie ein Papier, dessen Endtermin noch in der Ferne liegt. Man müßte also aus der Notiz des Privatdiskontsatzes erkennen, welche Art von Wechseln besonders angeboten oder verlangt war.

Daß hier ein Mangel zu beseitigen ist, hat eine jüngst vom Börsenvorstand belchlossene Aenderung des erwähnten Paragraphen über die Privatdiskonten gezeigt. Wenn es nöthig ist, soll eine besondere Notiz für Wechsel mit „langer Sicht" gegeben werden. Nach dem geltendeni Brauch darf der Verkäufer Schnittwechsel (mit 56tägiger Dauer) oder „lange Sichten" (Dreimonatwechsel) liefern. In Zukunft soll den Parteien die Vereinbarung erlaubt sein, daß langsichtige Appoints mit wenigstens achtzigtägiger Lebenszeit gegeben werden. Begründet wird die Neuerung mit der Gewohnheit, im letzten Monat des Quartals Schnittwechsel anzubieten, die gerade in solcher Zeit weniger beliebt sind als „lange Sichten" und deshalb den Privatdiskontsatz in die Höhe treiben. Wer Wechsel von längerer Laufzeit haben will, muß unter dm notirten Privatdiskontsatz gehen, der also nur nominell ist. Um Das zu ändern, wurde der erwähnte Zusatz gemacht, der die Möglichkeit einer Doppelnotiz für den Privatsatz bietet. Im Uebrigen soll aber, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, an der formlosen Feststellung des Diskonts nichts geändert werden. Daß die Möglichkeit einer Differenzirung auch im Handel mit Privatdiskonten besteht, lehrt der Biauch des londoner Wechselmarktes. Dort werden Unterschiede nach den Wechselterminen gemacht. Und die Bantaccepte erster Ordnung haben einen anderen Privatdiskontsatz als die gewöhnlichen kaufmännischen Tratten. Solche Oualitätmerkmale findet man übrigens auch in den Notizen des Hamburger Privatdiskonts.

Amtlicher Zwang würde auch der wirthschaftlichen Bedeutung des Wechsels nicht entsprechen, der auf alle Beziehungen des geschäftlich«r Verkehrs anwendbar ist. Im internationalen Waarenhandel ist er eben so wichtig wie in den Finanztransaktionen von Handel und Industrie. Wie groß der Umsatz in Privatdiskonten ist, läßt sich schwer feststellen, da es keinen umgrenzten Markt giebt, der Handel vielmehr so viele Spielarten wie Geldgeber kennt. Nur für die Primadiskonten, die Bantaccepte, bieten die Ausweise in den Bankbilanzen einen statistischen Stützpunkt. Nach den Aprilbilanzen der acht berliner Großbanken haben die Acceptverbindlichkeiten 116^ Millionen betragen Im Durchschnitt darf man etwa 12öl) Millionen annehmen. Da die Tratten in zwei oder drei Monaten fällig sind, so ist als Iahresumtaus das Vier» bis Sechsfache der genannten Ziffer anzusetzen. Das ergiebt eine Durchschnittsumme von 6000 Millionen für die als Primadiskonten geltenden Accepte der berliner Aktienbanken. Dieses Wachsthum kann durch die Erhöhung der Provisionen nicht gehemmt werden; wer Geld braucht, fragt nicht lange nach den Kosten. Die Philippika des Reichsbankpräsidenten brachte auch nichts Besseres auf den Plan als die Vertheuerung der Gebühren. Damit wird man den Umlauf der Vankwechsel nicht hindern. Schäden sind höchstens dadurch zu vermeiden, daß die Wechselbeschauer sich noch schärfere Brillen anschaffen und sich genügende Zeit zur Prüfung nehmen. Lado n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag kcr Zukunft in Berlin. — Druck »on Paß « Garleb G, m, b. H, in Berlin.

Diagnose.
AMeber dem Tintengerinnsel, das in vier Erdtheilen nach dem
Mv Tode des Kaisers von Iapans entstand, schwamm, wie
Wasserpest über Sümpfen, das verständnißlose Bestaunen einer
Regirung, die in vier Iahrzehnten vermocht hat, ein im dunklen,
dreifach verriegelten Sektenkäfig hindämmerndes Asiatenvolk mit
allem Rüstzeug europäischerWissenschaft und Technik zuwaffnen
und auf die Zinne anerkannter Großmacht zu führen. Der Vor-
gang ist ohne Beispiel in aller Geschichte; und bleibtauchDemder
Erwägung werth, der nicht vergaß, daß Iapan sich einen fertigen
Anzug nach derneusten Europäermode angeschafft, nicht den Stoff
zu seinem Staatskleid selbst gewebt noch einen besonderen Schnitt
ersonnen hat. Immerhin (auch wir hatten bei jedem Gewand-
wechsel Muster vor dem Auge) wars nöthig, die beste Bezugs-
quelle zu erkunden und bei der Maßnahme wachsam zu sein, da-
mit der Angelsachsen zugedachte Rock nicht über dem winzigen
Mongolenleib schlottere und eine zu lange Hose den Schritt hemme.
Türken und Perser, Russen sogar haben, als sie den Gelben nach-
ahmen wollten, erfahren, daß die flinke Bestellung in einem lon-
doner Laden nicht genügt. In Iapan konnte der kühne Versuch
gelingen, weil ihm Alles, was Mythos und Ratio an Kräftigung-
mitteln bot, dienstbar gemacht, alles der Schwachheit Schmei-
chelnde, Unrath aus Urväterzeit und dasNnkraut geiler Genuß-
sucht, aus der Bahn gerodet wurde. Weil dieHerrschermachtnicht
is

von umwölkter Höhe ins Straßengewühl niederstieg; der Tenno
nicht ins Amt eines Aufspürers und Agenten einträglicher Ge-
schäfte schrumpfte. Weil neben den neuen Werkstätten die alten
Tempel offen blieben und der steile Weg auf den Grat der Ge-
fühlseinheit den Klüften ausbog, in denen, wie Opium im Milch-
saft der Mohnkapseln, der Traum vom Glück der Gleichheit, vom
Segen des Massenregimentes braut. Weil bis in die Höhlen der
Heminkaste Ieder das Ziel des Weges kannte oder ahnte und
Keinen dieFurcht trübte,Nnzulänglichkeit desFührerkopfes könne
denAufstieg erschweren. Weil die Auslese der Tauglichsten nicht
durch Vorurtheil, die Staats raison nicht durch feige Rücksicht auf
Volksstimmung gelähmt warund vom First bis ins Kellergewölbe
Alle, ohne gierig nach dem Land schädlichem Recht auf den Mit-
leiterrang zu langen, dumpf oderklar empfanden, daß fürihr Haus,
das Heim ihrer Kinder, gesorgt, ihrer Zukunft das schützende
Dach, Luftraum und Nahrungzufuhr gesichert werde. Aus dieser
Willenszone, wo Mythengewalt sich rationaler Rechnerkunst ver»
band(und wodasrückwärtsgewendeteAugekeinen beträchtlichen
Fehler im Kalkul sieht) ist manche Lehre zu holen. Wir sind da-
durch geschwächt, daß aus breiter Schicht, viel breiterer, als der
Stimmzettel erkennen läßt, der Glaube versickert ist, das Vater-
land sei der jedem Einzelnen wichtigste, köstlichste Besitz und die
nationale Sache stehe auch im Werth für die Person über jeder
privaten. countr^-: die Zahl der Deutschen, in deren Sinn
dieses stärkende Bewußtsein alles Nebengeräusch übertönt, ist ge-
ring; viel länger die Reihe Derer, die denken: »Ich bin froh, wenn
Staat und Regirung, von denen Schöpferleistung doch nicht zu
hoffen ist, sich still halten und mir nicht wieder durch unkluges
Handeln meine gutenGeschäfte stören. "Uns fehlt die Empfindens-
einheit, die Zuversicht auf kluge und stetige Führung, die Gewiß-
heit einer nur vom Reichswohl bestimmten Menschenauswahl,
die Erkenntniß des Zieles, zu dem nationaler Drang mit dem
Ausgebot aller Kraft hinstreben muß. Wir ähneln, als Volkheit,
dem goethischen Kaiserjüngling, der sich zuerst bereichern, dann
amusiren wollte. Wir sind fleißiger als andere Völker, nicht un-
redlicher als irgendeins und die Arbeitleistung ist so gewaltig, daß
ihr Ertrag immer wieder dem Blick die Mängel des Politiker»
geschäftes verhüllt und einstweilen gestattet, nach einer Häufung
von Fehlern die Welt mit neuer Rüstung zu verblüffen. Die Weis-

sagung nahenden UnHeils scheint immer wiederaus einem irren-
den Hirn geboren: weil die Schaar der Feinde noch stets vor dem
Entschluß gebangt hat, mit der ungeheuren, schwer zu schätzenden
MachtDeutschlands denKampf zu wagen. Wir handeln thöricht
und beweisen, in neuer Wehr, dann, daß wir ungestraft auch solche
Thorheit uns erlauben durften. Wer nicht blind sein will, muß
sehen, daß im letzten Merteljahrhundert nur die Volksleistung,
die Menschenzahl undVermögenüber allesAhnen hinaus mehrte,
uns aufwärts geholfen und vor dem Absturz bewahrt hat, gegen
den keine Führerumsichtuns Assekuranz bot. Die Erkenntniß dieser
Leistung, der von derRegirung und der von derNation geliefer»
ten, muß rasch in den Willen zu schrankenloser Demokratie ver-
leiten. Wer sie als unnützlich verwirst, muß den Zustand ändern,
dessen Entschleierung nicht lange noch gehindert werden kann.
Das nüchterne, arbeitsame, redliche Volk der Deutschen ist in
den Ruf gekommen, daß es seinReichsgeschäft nach dem Muster
der Marktschreier und Rummelplatzpächter treiben lasse. Nicht
völlig schuldlos. Iähe Reberraschung, coupg cle tkektre, allerlei
buntenBühnentand Habenwirmehr geliebtalsstilleVorbereitung
zn kräftigemHandeln;Wortgedröhn war ausunseremBezirk oft,
kaum je noch der Widerhall einer That zu hören. Schellenbaum,
Donnerblech, Kesselpauke wurden gerührt und die aufgeschreckten
Nachbarn dann mit Flötentönen beschwichtigt. «Wir wollen ja
nichts; sind die friedlichsten Leute auf Kiefer Erde": derBetheue-
rung antwortet, laut oder leis, ringsum die Frage, warum wir
dann so viel Lärm machen und Europens alten Leib in drückende
Rüstung zwingen. Was sich als Öffentliche Meinung vermummt,
ist nicht tauglich, uns irgendwo Freundschaft zu werben; ist nur
bestimmt, den Deutschen in den Wahn einzulullen, daß jedes an«
dereReich inLebensnoth ächze und er nur, er ganzalleininheller
Sonne sitze. Er glaubts nicht. Die Mißstimmung ist (auch im
Heer, dessen Führer im Leutedrill Betäubung suchen) ärger, als die
Ziffer der röthesten Abgeordneten (110) und des Reichsanleihe»
standes (80) erkennen lehrt. Und draußen bringt der kalte Em-
porkömmlingshochmuth.der leidenschaftlos protzigeHohnunserer
Meinungmacher von Mond zu Mond uns in schlimmeren Ver-
ruf. Das Geschrei über denSplitter indesNachbarsAugebefreit
unseres nicht von dem dickeren Balken. Englischer Bluff, franzö-
sischer Schwindel, italischer Raubzug und Lügenkram, Diebskunst

der Vankees: selten noch liest mans anders. Weil die Franzosen
in Marokko, wie jedes Kolonistenvolk in lohnenden Ländern, jede
Fußbreite neuenBodens zäh erkämpfen müssen, wird ihnen zuge-
schrien, sie seien um dieses Gebiet (das politisch wichtigste, wirth-
schaftlich hoffnungvollste auf dem Europäer naher Erde) nicht zu
beneiden; weil ihre Marine noch unter denNachwehen zuchtloser
Iakobinerherrschaft leidet, wird spöttisch der Heldenmut!) ihres
Ministerpräsidenten gepriesen, der für die Fahrt von Dunkerque
nach Kronstadt sich dem Kreuzer »LoncZe- anvertraut habe. Kein
Tag ohne grobe, nutzlose Beschimpfung fremden Wesens. Unsere
Allure ist schlecht; auch da, wo sie von der Amtsautorität bestimmt
scheint. Geschäftsstörung zu erstreben, wo der Versuch niemals ge-
lingen kann, Mißtrauen zu säen, wo die Aussaat fruchtlos bleiben
muß, ist dumm und erbärmlich.Frommts, in jederWoche denFran-
zosen lehrhaft zu wiederholen, daß sie vonNewa und Themse nichts
zu hoffen haben, von den Russen ausgebeutelt, von den Briten
als Prügeljungen erkiest worden sind? Der wache Blick zeigt, daß
slüänce und entente der (bis 1890 vereinsamten) Republik schnell
in die bequeme Stellung einer umworbenen Großmacht halfen,
daß die nach Rußland verliehenen Millionen (die in Frank-
reich nicht, wie in Deutschland geschähe, industriellem Bedürfniß
entzogen werden) fette Rente heimsenden und daß der Briten-
freundschaft die Weitung und Sicherung des nordafrikanischen
Reiches, der k>louvelle Trance, zu danken ist. Müssen wir thun,
als seien wir mit Rußland intimer als Frankreich und alles von
Sasonow, Iswolskijs gehorsamem Statthalter, derRepublik Ge-
spendete werthlos wie eine in Goldschaum gewälzte Pfeffernuß?
»Baltijskij Port! Ia, Kinder, ein Kaiser richtet beim Gossudar
doch Anderes aus als irgendein Favre oder Poincare. Zu Ak-
tionen gegen uns istPeterhof, trotz schönen Trostworten, niemals
zu haben." So prahlen wir. Nnd die Folge so übler Gewohnheit
ist, daß sich die Bänder festigen, die unser stumpfes Federmesser
durchschneiden wollte; daß jeder entrevue der Majestäten ein höf-
lich erzwungener Verzicht auf Tischreden (die flüchtigen Gefühls-
ausdruck annageln könnten) und ein neuer Treuschwur ins Ohr
des Verbündeten vorangeht, jeder eine sichtbare Bekräftigung des
Bündnißgedankens nachhinkt. Stattin breitenWaschschüsseln den
Moskowitern Schlagsahne vorzusetzen, sollten wir bedenken, daß
sie jedem möglichen Gegner deutscher Zukunft Hilfe zugesagt ha-

ben; und gleich danach, daß wir sie zur Illuminirung dieser Zu-
sage nöthigen, wenn wir zwinkernd andeuten, ihr Haupt und ihr
Herz habe sich von papiernen Verträgen zum warmen Odem des
Nachbarmundes gekehrt. Rußland undFrankreich sind verbündet,
fühlen sich in diesem Verhältnis^ wohl; und wir werden verächtlich,
wenn wir uns stellen, als sei in dunkler Nacht die Lockerung des
Bundes geglückt und der Lose von unserem Liebreiz bezaubert.
Unsere Allure ist schlecht. Draußen und drinnen. Wir schei-
nen uns in Concerns zu drängen, deren Lebenszweck uns feind-
sölig ist. Wir scheuchen die Genossen, die uns vertrauen sollen,
durch übertreibende Zumuthung (Flotte) und durch den Versuch,
ihnen unfreundlich Gesinnten (Russen, Türken) uns anzubiedern,
aus zuversichtlicher Ruhe. (Wars nöthig, Oesterreich-Ungarn,
wo die Conrad und Auffenberg nur schwer das dem Landheer
Unentbehrliche den Parlamenten ablisten, in einen Marineauf»
wand zu treiben, den kein Bedürfniß des Ueberseehandels oder
Küstenschutzes gebietet, und in der Liste der bald gegen England
zum Gefecht klaren Schiffe mit den auf Habsburgs Werften ge-
bauten Dreadnoughts zu prunken? WarsnichtdassichersteMit-
tel, Polen, Magyaren, Czechen und schließlichsogarDeutschenein
Bündniß zu verleiden, das die Monarchie, ohneihrüberdenBe-
sitzstand hinausreichenden Vortheil zu gewähren, in solche Fähr»
niß hineinzöge? Der russophile Graf Berchtold weiß, wo dieser
Besitzstand billiger zu assekuriren wäre; weiß, warum er seit dem
Beginn der Türkenkrisis so oft und fo stark betont hat, daß Oester»
reich nur zur Wahrung eigener Interessen das Schwert ziehen
werde. Ehe Herr Asquith die Vorstellung, England müsse im
Mittelmeer Oesterreich undItalien bekämpfen, »absurd" nannte
und damitdas Gewicht desDreibundes wieder um manches Kilo
erleichterte, mußtenwirselbst aussprechen, daß uns nie eingefallen
sei, für den Fall anglo-deutschen Krieges auf Oesterreich zu rech»
nen, dem die einfachste Staatsklugheit empfehle, sich von Gefahr
und KostendiesesFalles auszuschalten und, alsdenWestmächten
unverdächtiger Anrainer des Mittelmeeres, die ganze Machtzur
Expansion nach Südost zu ballen. Ob die austrische Neutralität,
die britische Schonung derAdriaküste mündlich öder schriftlich ge-
sichertwurde.istnurdemAktenwurm wichtig.) Wir erreichen nicht,
daß die natürlichenMagnete unserer militärischen und wirthschaft-
lichen Macht Stammessplitter anziehen und gegen Widerstände

festhalten; daß Polen, Elsässer, Dänen sich der deutschen Scholle einwurzeln und sich derZugehörigkeit zu solchemKraftgebild freuen lernen; daß dem Preußengeist vom deutschen Süden her Liebe zuwächst und andere Germanenvölker sich in den warmen Dunstkreis unserer Schirmgewalt sehnen. Niederländer und Skandinavenwürden, so lange ihre Wahl frei bliebe, für England optiren. Giebts besseren Beweis für die Schädlichkeit unseres Geredes, unserer Geberde? Und während wirslennen,daß aufkeinemFleck der Erdfeste friedfertigere Menschen wohnen, und unser Schmerz über die Verkennung des Frömmsten in salzige Zähren zerfließt, wird öffentlich, mit unanständigerDeutlichkeit, erörtert, wann und wie man uns schlagen könne, wolle, müsse. Gestern inFrankreich, heute in Großbritanien; morgen vielleicht in Rußland. Ward Aehnliches je von einem nicht siechen Reich hingenommen? Hält Einer für möglich, daß wider ein mit bismärckischemMuth internationalvertretenes Deutschland die pariser Artikel, die londoner Unterhausdebattengewagtwordenwären,deren grellbeleuchteter Zweck Einschüchterung und Drohung war ? Wir nehmens hin; und geben fürunsereWehr in jedemIahr fortan mindestens anderthalb Milliarden aus. Hohn und Hochmuth deutscher Meinungmacher schreckt nicht; reizt nur: weil er die Fuchtelsucht zager Schwachheit verräth. Und schon reift in England die Hoffnung, die Furcht werde uns allzuFriedliche indemüthigendeNachgiebigkeitjagen. Diefe Furcht zu zeugen, ist heute noch, wie im vorigen Som» mer, des Vetternherzens heißester Wunsch; kann sie uns nicht schimpflichenFriedensschluß erpressen, so mag sie wenigstens den Preis der Verständigung senken. Staatsmannserfahrung und Pfychologenkunst verbünden sich zu schlauer Ausnützung deutscher Fehler. Lebt in irgendeiner Nation der Wille, unsere Sache als ihre mit Bräutigamsinbrunst zu umfangen? Ein Rundblick bringt rascheAntwort. InChina wird derAustralierMorrison, der, als Vertreter der »Times", seit Iahren das Europäerurtheil über chinesisches Werden bestimmt, von den Regirendenzum Berather ekürt; er erbtdievonRobertHarthinterlasseneMacht,weitetden Briten das Einflußgebiet und braucht nicht erst zu beweisen, daß er imDeutschen den Erzfeind sehen lernte. Iapan ist durch Verträge, ester noch durch Nothdurft, an Britanien, Rußland, Frankreich gebunden. In denVereinigtenStaaten, die dasImperium über alles amerikanische Festland und über den Chinesenmarkt erstreben.

hat der Senat dem Antrag Lodge zugestimmt, der ausländischen Schiffahrtgesellschaften verbieten will, sich an der Küste der Neuen Welt Siedlungplätze zu sichern, die in Kriegszeit als Stützpunkte fremder Macht verwendbar wären. Erster Schritt auf demWeg zur Amerikanisirung des transatlantischen Verkehrs; sicher nicht ein Zeichen inniger Freundschaft fürs Deutsche Reich: das einzige, dem solcherStützpunkt ernstes Bedürfniß wäre. Der anglo-amerikanische Streit um die Panamaprivilegien schwebt noch; kein in Washington Regnender darf aber leichtsinnig die Stimmen der Kanadier überhören, die nicht nur den Entschluß bekannt haben, zur Vertheidigung großbritischer Reichsgewalt Panzerschiffe zu bauen, sondern auch nach Paris gegangen sind, um ihrem der Heimath Cartiers, Champlains und Colberts anhänglichen Gefühl Ausdruck zu geben und sich als Bürgen franko-britischer Bundesgenossenschaft anzubieten. Springt die Moral des Schauspieles dem Betrachter nicht in die Augen? Er soll Rußland China, Iapan, England (nebst Kanada und Australien), Frankreich im selben Empfindensklima schauen und sich dem Wahn entwöhnen, gegen so ungeheure Wucht in den Vereinigten Staaten (die kein Irengroll mehr gegen den Britenleun hetzt) eine Waffe finden zu können. Von morschem Stamm ist noch eine andere Hoffnung abgewelkt: der in Fez und in Konstantinopel von Versprechung genarrte Islam wird deutschem Wink nicht gehorchen. Ob dieTürkei wieder,wie in denIahren des Berliner Kongresses (Karatheodory) und des bosnischen Haders, einen Christen zum Minister gemacht hat, damit unter einem Vertrag, der das Reichsgebiet kürzt, nicht eines Mohammedaners Name stehe, ob sie den Frieden schon gewährt oder noch weigert: die Entscheidung hängt am Willen der Westmächte, die den Italienern endlich erlauben könnten, ihre Stoßkraft gegen das verwundbare Centrum des Osmanenreiches, nicht länger nur gegen dessen unempfindliche Peripherie, zu richten. In keinem Fall ist von Kiamils Pforte für Deutschland Nützliches zu holen. Spanien? Knirscht noch in der Erinnerung an die Stunde, die, auf deutschen Antrag, den Franzosen die Herrschaft über Marokko hinwarf. Portugal hörtnunein Iahr lang.daßDeutschland seineKolonien heischt;auch unterRosen dräut da der Dorn. Nnd die Ibererhalbinsel ist eine Kommandite des londoner Welthauses. Belgien bangt vor den beiden Hornspitzen, die sich vom neuen Südkamerun her in seinen Kongostaat

bohren, und wünscht dem DeutschenReich alle Sumpffiebersorten
des afrikanischenAequatorialbezirkes an denLeib. Hollands Kö-
nigin rühmt sich vor Parisern und vor dem deutschen Ehegefährten
ihres französischen Blutes. (»Auch unserWilhelm stammt ja von
Colignyab»:schalltesstolzausBerlin);HollandsVolkerfährt,daß
ihmderRheinabgelenkt, derUeberseehandel abgetrieben werden
soll, siehtüberder holländischenWasserkante einenZeppelin schwe-
ben und ballt die Faust wider den Deutschen, der ihm nur Unheil
sinnt. Skandinavien lauscht den Fahlbeck und Sven Hedin, die
vor russischem Einbruch warnen; verankert seine Hoffnung aber
in Englands Abwehrgewalt, nichtin Deutschlands („dasdieRus-
sen gern aus Anderer Kasse bezahlt"). Wo also wohnt die zu Hilfe
bereite Freundschaft? Etwa in den verbündeten Reichen? Daß
deren Geschütze auf die vom Union Iack überwimpelten Plan-
ken zielen werden: »ein absurder Gedanke". HerrGiolitti mußte,
um auf seinem Stuhl fest zu sitzen, die Verkündung der Annexion
erwirken. Dem Königreich Italien ist sie jetzt lästigeBürde. Wird
es gezwungen, den ertraglosen Kriegszustand noch einIahr lang
hinzuschleppen, dann vertröpfelt sein Nährsaft in den libyschen
Sand. Die Westmächte können ihm den Rückweg in Ruhe und
Wohlstand öffnenoder sperren; den wankendenTürkenstaatstützen
oder sein Herz dem Stoß des Feindes blößen. Ihnen muß,
zwischen Tunis und Egypten, Biserta undSolum, für einMen-
schenalterItalien sich willfährig zeigen. Obendrein hat sichs über
deutsche Splitterrichter und Türkenschwärmer geärgert. Und wer
leugnet, daß zwischenWien und Berlin nicht mehrAlles so ist wie
einst im Mai der Nibelungentreue, lügt munter oder weiß nicht,
welche Wirrniß seitdem durch Thorheit angerichtet ward.
Da habtIhrs. Und wir? Uns leuchtet der glorreichsteSom-
mer. Alle Kolonien sind willig, demöniiLk^mpireDreadnoughts
und Invincibles zu bauen. Im Mittelmeer stehen zwei starke Ge-
chäftspartner für uns auf der Wacht; und einem dritten kann
unsereGunstmorgenEinlaßgewähren.DemunssicherenReussen-
reich öffnen sich die Meerengen: statt uns zu gefährden, entlastet
es uns ja im aigaischen Pelagos, auf der Straße von Gallipoli
nach Alexandria. (Deshalb mußten wir den franko-russischen Ma-
rinevertrag wünschen und freudig begrüßen; nicht nur, weil er das
vor Baltisch-Port gethürmte Luftschloß mit lautem Knall sprengt.)
Und wir selbst sind entschlossen, gegen jeden neuen deutschen Kiel

zwei aus Britenholz auf die Hellinge zu legen. Uns bleibt keine
Wahl. Ueberwächst uns der Vetter, so kann er uns Indien oder
Egypten ausderPranke reißen. Daß erzu anderem Zwecksich eine
Flotte schaffe, die, ohne genügenden Kohlenraum und zuverlässige
Kohlenstation westlich vom Aermelkanal, seinen Handel nicht zu
schützen vermag, lernen wir niemals glauben. Der beredte Bot-
schafter, der uns ein Iährchen oder gar zwei mit Bieten und For-
dern hinhalten könnte (bis die Seewehr noch fester gefügt ist), lock
uns nicht auf denfüßenLeimseinerAktenpapierdüten. Wir waff-
nen den Erdkreis widerEuch; ziehen, von den Barry- bis zu den
Fidshi-Inseln, alles Eurer Herrschaft noch nicht Unterthane in
unser Geschäftsinteresse und gittern Euch ins Stahlgehäus der
Frage, ob Ihr gegensolcheTrustgewalt, nie erschaute, denKampf
wagen oder mit billiger Verständigung Euch bescheiden wollt.
Das ist die Absicht. Diese Furcht solluns schrecken. Wir stehen
auf schwankem Grund, wenn wir eine Nation schelten, die zur
Wahrung ihrer Weltmacht aus Himmel und Hölle Helfer wirbt
und nicht ängstlich prüft, ob ihre Munition im haager Friedens-
tempel gesegnet wurde. Wir schienen entschlossen, Englands Gel-
tung auf dem Ozean und im Islam zu mindern, die Briten vom
Quell ihrerLebenskraft wegzudrängen: unddürfennichtüberUn-
gebühr stöhnen, wenn der Bedrohte sich zur stärksten Wehrleistung
ansträngt und den nicht mühelos errungenen Besitz mit Gewalt
und List, mit Schwert und Gift vertheidigt. Großbritanien handle,
wie es kann; dasDeutscheReich,wie esmuß. ErstePflicht: jeden
Zweifel auszujäten, der den Glauben an deutschenMuth benagt.
Der Millionenmenschheit, die deutsche Mütter gebaren, bleicht
Furchtnicht die Blutfarbe; und der Fürst, der sich vom schrillen Ruf
derAngst stimmen ließe.trüge dieKrone nur noch als ein demSchick-
sal verpfändetes Festnachtgeschmeide, das der Athem des Mor-
gens ihm vom Feiglingshaupt weht. Zweite Pflicht: dem irrlichte-
lirendenWillen derNation das lohnende Ziel zu finden. Dritte:
zu erwägen, ob dieses Ziel, um welchen Preis, nach welchenOpfern
erreichbar ist. Vierte: auf dem bedachtsam gewählten Weg aus-
zuharren; bei jedem Wetter; noch im Drang nächster Lebensge-
fahr. Fünfte: einem Untüchtigen, mag sein ererbter Name, sein
ersessenerTitelwie Edelstein glitzern, nicht des schmälsten Spaltes
Raum da zu gönnen, wo er das Trachten der.Nation hemmen,
ihren Willen zur Zukunft, furchtsam oder thöricht, beugen kann.

Die Zukunft.

Was will Deutschland? Drinnen und draußen fragt man.
Da es die Kolonien aller anderen Mächte ohne deren Kolonial»
sorgen hat, im finstersten Winkel sichKunden fängt undalsHänd»
lerlandüppig gedeiht, brauchtesnichteigenem Besitznachzujagen,
der seinem Leib solches Gewicht aufladen müßte, daß die Beweg»
lichkeit der Glieder darunter bald litte. Bläht sichs in Eitelkeitund
will, ohne Bedarfszwang, nur aus Ehrsucht hastig ertrotzen, was
AnderendasRechtderErstgeburlgab? DuldetseinDünkelkeines
älterenAnspruches Geltung und soll nun, da es gestern erst Riesen-
strecken afrikanischer Erde errafft hat, seinem rauhen Ruf jeder in
ehrwürdigemBesitzrechtWohnende stumm weichen?Weileinpaar
Banken inVorderasien und ausdemBalkanengagirtsind,fordert
dieses Reich die Richtergewalt über die muslimische Welt. Weil
England, auf dunkler Menschenwoge ein weißes Gischtflöckchen,
im Inselhaus und in fremder Weite nicht von Landheeren ge»
schützt, auf dem Meerübermächtig oder ohnmächtig sein muß, will
der stärkste Militärstaat sich eine Flotte rüsten, die das Bollwerk
dieserUebermachtbrechenkann.VonallenGroßenEuropas wurde
Deutschland zuletzt; soll der müde Erdtheil bereuen lernen, daß
ers nichtimBeckenzerquetschthat? Das allzu rasch Aufgeschossene
läßt dem erschöpften Mutterleib keine Rast. Säße es still, dann
brauchten ringsum sich nicht friedliche Leute in Erz zu panzern.
Was will diefes Deutsche Reich? Die nie wieder anfechtbare Ge-
wißheit Heller Zukunft; nichts Anderes. Nicht die Zerstörung des
Britenimperiums, die es mit Slaven und Lateinern,Asiaten und
Amerikanern allein ließe, vor neuer Gefahr, und seinem Spektrum
die ergänzende Geschwisterfarbe ausgelöscht hätte. Nur die Ver-
bürgung gleichen Rechtes aufungehindertes Wachsthum. Volks-
genossen und Fremden muß dieses Ziel entschleiert werden. Bri-
tanienhat aufErde und Meernochgenugzu wirken; kannsichaber
frei erst wieder regen, wenn es, in Glimpf oder Unglimpf, mit
Deutschland fertig ist. Dessen Freundschaft sichert ihm den Besitz-
stand und, da der Bund unüberwindlich wäre, die Vorherrschaft
germanischen Geistes. Diese Freundschaft hat, wie hienieden alles
nichtins Martyrologium Gebuchte, ihren Preis. Erschwinglichen,
festen Preis, den kein Schreckversuch herabdrücken wird. England
hat ihn gelbenMongolen gewährt. EuropensAuge,Europens Ge-
schick hängt an derFrage.ob er dem Europäer versagt werden soll.

Die That ist Alles.
MMir stehen mitten in einer Umwälzung, wie sie die Welt seit ei»
nem Iahrtausend nicht erlebt hat. Statt, wie in den letzten
Iahrhunderten, in siegreichem Vordringen die Welt zu unterwerfen,
schützen wir nur mit Mühe schon eroberte Gebiete gegen den Anprall
fremder Rassen. So beängstigend nun auch diese Thatsache auf den
ersten Blick wirkt: vielleicht schreckt uns die drohende Gefahr aus dem
Wahn auf, daß man keine andere Pflicht auf Erden habe als die, für
Glück und Behaglichkeit zu sorgen. Denn wohin man auch blicken mag,
das Ziel des modernen Menschen ist, sein und seiner Nachbarn Leben
glücklich zu machen, Iedem die Möglichkeit Sußeren und inneren
Wohlergehens zu geben. Die Sucht nach Glück, eine durchaus weibliche
Eigenschaft, beherrscht unsere Zeit, seit das ganze Leben unter den Ein-,
fluß der Frau gerathen ist. Mit der Sehnsucht nach Glück verträgt
sich aber die Eroberunglust einer Rasse schlecht. Wenn die vornehmste
Aufgabe des Mannes geworden ist, für die Behaglichkeit der Seinen
zu leben, Weib und Kindern den Lebensweg zu ebnen, der Familie zu
dienen, dann muß die Thatkraft für weitabliegende Ziele geringer
werden. Wir Alle sind bis in die Tiefe von der Ueberzeugung durch»
drungen, daß der Mensch ein kostbares Ding sei, daß man mit Men-
schenleben nicht spielen dürfe, daß die Seele des Menschen sein höchstes
Gut bedeute. Das ist der Inhalt unserer Moral. Sie ist auf das Ge-
fühl gestellt, nicht auf den Intellekt, ist eine Frauenmoral, keine Sitt-
lichkeit für Männer. Natürlich giebt es auch noch eine stattliche An»
zahl Männer, die an Gefahr und Abenteuer Freude haben; aber sie
sind scheel angesehen, wenn sie ihr Wesen bekennen, und auch in ihrem
Kreise lebt das Bewußtsein, Mensch, Individualität zu sein, eine Seele
zu besitzen. Auch sie haben den Wunsch, Persönlichkeiten zu heißen.
Denn: „Mchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit." Das
ist das Stichwort der Zeit. Leider ist die Berufung auf Goethe hier
wie gewöhnlich falsch. Die berühmten Zeilen aus dem West»Oestlichen
Diwan geben nicht Goethes Meinung wieder. Sie sind einer Frau in
tz.W.Mund gelegt; und auch diese Frau spricht sie nicht als ihren eige-
nen Gedanken aus, sondern spricht nach, was sie von Anderen gehört
hat. Das vielgebrauchte Motto ist e^ Wübergeschwätz und als sol»
ches weist es der Dichtex.zurück.

Wenn es nun auch nicht möglich ist, den Gedanken, daß das Glück
ein Ziel sei und daß dieses Ziel durch Pflege des persönlichen Lebens
erreicht werden könne, aus Goethe zurückzuführen, so läßt sich doch
nicht in Abrede stellen, daß der Spruch eine der Grundempfindungen
menschlichen Wesens in Worte bringt. Ein Mensch ohne Selbstbe-
wußtsein, ohne die Ueberzeugung von der Existenz seiner Persönlich-
keit ist höchstens als Idiot denkbar; und der Wunsch, glücklich zu sein,
ist mit jedes Menschen Innerem unlöslich verwachsen. Aber aus der
Existenz dieses Selbstbewußtseins und dieser Glücksfehnsucht zu schlie-

ßen, daß nun in Wahrheit der Mensch eine Persönlichkeit sei oder das
Recht auf Glück habe, ist ein seltsames Unternehmen. Es ist ungefähr
so vernünftig wie der Einfall, einen Geisteskranken wirklich als einen
König gelten und regiren zu lassen, weil er sich selbst dafür hält. Selbst-
bewußtsein und Streben nach Glück sind Mittel zum Zweck, Eigen-
Zchaften, mit denen Gottnatur den Menschen zu besserer Handhabung
ausgestattet hat, etwa wie der Messerschmied die Gabel dreizinkig
macht, damit sie bequemer gebraucht werden kann.
Es ist auch dafür gesorgt, daß das Selbstbewußtsein von Zeit zu
Zeit erschüttert wird. Ieder Mensch erfährt es früher oder später, für
Augenblicke oder für längere Zeiträume, daß er kein selbständiges We-
sen, keine Persönlichkeit ist. Zu dieser Einsicht muß er kommen, weil
er Verstand hat und weil diesem Verstände durch Hunger und Durst,
Sterben und Geborenwerden, Krankheit und Leben Tag vor Tag be-
wiesen wird: der Mensch steht nicht außerhalb der Natur, er ist ein
Stück, ein Theil Natur. Mensch: Das ist ein Wort, nichts weiter.
Dieses Wort Mensch ist eine Fälschung der Wahrheit; sie mußte ge-
fälscht werden, weil eben das Selbstbewußtsein eine Eigenschaft des
menschlichen Wesens ist. Aber es ist unmöglich, den Menschen gegen
seine Umgebung, gegen Vergangenheit und Zukunft abzugrenzen. Mir
nennen ein bestimmtes Stück Gottnatur Mensch, mit der seltsamen
Vorstellung, daß sich im Moment der Geburt Etwas aus dem All löse,
um eine Weile außerhalb des Zusammenhanges zu leben und erst nach,
dem Tod zum Ganzen zurückzukehren. So stärk ist jedoch unser Selbst-
bewußtsein, die Vorstellung von unserer Unabhängigkeit nie, daß nicht
doch im tiefsten Herzen das Wisse« um die Zuaebörigkeit^um All be-
stünde, sei es als Religion oder Philosophie oder Aberglaube oder
nur als Gefühl der Schwäche^und der Hilfebedürftigkeit.""""
So ist denn jedes Stück Gottnatur, das Mensch benannt wird,
mit zwei Eigenschaften behaftet, mit dem Bewußtsein seiner Persön-
lichkeit und dem daraus folgenden Wunsch, sein Ich aus eigener Kraft
zur Vollkommenheit zu bringen, glücklich zu werden, und mit dem Be-
wußtsein, zum All zu gehören, willenloses Werkzeug zu sein. Da,
wo die beiden Gegensätze sich die Wage halten, ausgeglichen sind, ist
die Grundbedingung zur höchsten Kultur, die Harmonie, gegeben.
Solche Menschen zeigen im Bilde das Weltall. Goethe, der selbst solch
Mensch war, nannte sie Naturen, ein schöner Name, der ihr Wesen,
Abbild von Gottnatur zu sein, trefflich bezeichnet. Sie sind durchaus
nicht selten, leben zu jeder Zeit in Stadt und Land, vielfach unbe-
merkt und unerkannt, aber rings um sich verbreiten sie Freude und
heben ihre Umgebung zu dem höheren Sein empor, das man Kultur
nennt. Selten ist nur, daß sie an einer bestimmten Stelle der Erde die
Ueberzahl bilden und daß sie einen Führer, begabt mit den höchsten
Fähigkeiten, haben, den Uebermenschen, wie Goethe seinen Faust nennt.
Aber auch das Ueberwiegen der einen oder anderen Eigenschaft,
des Selbstbewußtseins oder Allbewußtseins, kann große Erfolge her-

vorbringen. Das beweist die ungeheure Kraft, die Christenthum und
Mohgmmedanismus entfaltet haben, dasEine eiueReligion desSelbst-
bewußtseins, das Andere ein starrer SHicksalsglaube. Schlimm ist es
nur, wenn die Disharmonie der menschlichen Grundtriebe ein ge-
schwächtes Volk trifft. Für beide Seiten dies« Disharmonie bietet
der Verfall der Antike das Beispiel. Das Allbewußtsein führt zu dem
Materialismus, der schließlich in der staatfeindlichen Lehre Epikurs
endet, das Selbstbewußtsein zu dem Seelenkultus des Sokrates, der
die Grundlage für die staatfeindliche Lehre Christi schuf.
Mit der Unterwerfung der europäischen Welt unter das Chri-
stenthum ist die eine Gefahr, die des Materialismus, beseitigt. Man
spricht zwar viel davon, daß unsere Zeit materialistisch gesinnt sei. Das
beweist aber nur, daß man nicht mehr versteht, was Materialismus
ist. Unser Leben ist auf die Ueberzeugung gebaut, daß der Mensch eine
Persönlichkeit sei, ein selbständiges, veranMMliKes Wesen, und diese
Ueberzeugung ist durch die anderthalb Iahrtausende währende Ein-
wirkung der christlichen Religion tief in jeden Einzelnen eingegraben.
Seit dem Erlöschen der epikuräischen Schule hat es keinen einzigen
Menschen von Bedeutung gegeben, der materialistisch dachte. Vor der
Großen Revolution haben ein paar vornehme Franzosen mit mate-
rialistischen Vorstellungen gespielt. Es war aber eben ein Spielen,
nicht mehr. Bei uns bezeichnet das Wort Materialismus eine Arbeit-
Hypothese, die zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt worden ist, die aber
mit der Weltanschauung unserer Kultur nichts zu thun hat; selbst für
die Forscher, die sie bei ihrer Arbeit verwenden, ist sie nur ein In-
strument, sie schließen es nach dem Gebrauch gleichsam weg, nehmen
es nicht mit in ihr Haus, in ihr Leben. Das ist in Denken und Handeln
bis auf das Innerste von dem Persönlichkeitglauben durchtränkt. Die
niedere Sucht nach Glück, die Genußsucht materiell zu nennen, ist
eine alte Sprachlüge, die wir aus der Kampfzeit der Stoiker und Epi-
kuräer geerbt haben. An sich kann der Seelenkultus, den man idea-
listisch zu nennen liebt, genau so in den Schlamm des Lebens führen
wie der Materialismus. Wo das Blut verdorben ist, hilft die edle Ge-
sinnung nichts.
Könnte man sich entschließen, die Mitwelt wie etwas Fremdes
anzuschauen, so würde man vielleicht zu dem Schluß kommen, daß un-
sere Kultur dicht vor dieser zweiten Art der Versumpfung, der durch
übertriebenen Idealismus, steht. Das moderne Leben denkt und han-
delt aus der Ueberzeugung heraus, daß alle Dinge für den Menschen
da seien. Die Religion thut Das mit ihrer Lehre von dem Leben im
Jenseits und von Gott als liebendem Vater der Menschen; die Wis-
senschaft thut es mit ihrer Theorie der Entwickelung; die Kunst mit
ihrem Zergliedern und Darstellen psychischer Probleme; der Staat
thut es mit seiner sozialen Gewaltherrschaft. Von dem Augenblick an,
wo die Gestaltungskraft der weißen Rasse so weit gesunken war, daß
sie sich einen artfremden Mythos von dem Menschen, der Gott war,

aufdrängen ließ, bis zu dem heutigen Tage, wo man sich bemüht, den Gott wieder zum Menschen zu machen, ist die Selbstüberschätzung des menschlichen Geschlechtes fast ununterbrochen gestiegen; und jetzt sehen wir alle Dinge nur noch unter dem einen Gesichtspunkt: Was sind sie für uns und unseie Nächsten? Wir sind nicht mehr stolz darauf, Menschenwürde zuchaben: wir wollen menschenwürdig leben. Der Kultus der Menschenseele, der Glaube an den Gott im Menschen ist zur nackten Selbstsucht ausgeartet.

So kann man denken; aber so soll man nicht denken. Denn der' Gedanke, daß die Welt schlecht, daß unsere Zeit dem Untergang nah ist, lähmt die That. Die That aber ist Alles. Denken ist eine Beschäftigung für Genies oder Müßiggänger; es ist geradezu ein Luxus, zu denken. Man sollte nur denken, was sich in Thaten umsetzen läßt, nur denken, um zu handeln. Denn: die That ist Alles. In dieses Wort faßt Faust den Inhalt seines Lebens. Der Deutsche nennt den Faust das Drama des Menschen. Das nimmt aber gewiß Niemand ernst. Das Wesen des Mannes ist wohl mit dem Wort umgrenzt: Die That ist Alles. Das Spiel des Knaben mit Peitsche und Flinte beweist es so gut wie das stürmische Drängen des Iünglings, so gut wie die kraftvolle Ruhe des Mannes oder das leuchtende Auge des Greises, der eigene und fremde Thaten erzählt. Aber die Zeiten sind vorbei, wo der Mann schlechthin der Mensch war. Wir sind so „vorgeschritten", daß für uns die Frau eben so Mensch ist wie der Herr der Schöpfung. Deshalb sollte man Faust nicht mehr die Menschheitdichtung nennen. Mit der That als Inhalt des Lebens würde sich ein Theil der Frauen abfmden (nicht alle, aber die wenigstens, die laut reden). Doch mit Gretchen als Vertreterin des weiblichen Menschen? Nimmermehr. Dieses Mädchen, das von der Liebe des Mannes lebt, ist nicht das Ideal unserer Frauen. Sie ist ein Stück Natur. Aber jetzt kennt auch die Frau den Spruch vom höchsten Glück der Erdenkinder. Sie will eine Persönlichkeit sein; gerade in der Liebe will sie es sein. Sie weiß, daß sie des Mannes Gefährtin ist, seine freie Weggenossin, seine ebenbürtige Freundin, mit der er Alles theilt, wie sie Alles mit ihm theilt, der er sich hingeben soll, wie sie sich hingiebt. Wo ist auch nur eine Spur von Alledem in dem Verhältniß von Faust und Gretchen? Man sollte diese Dichtung vom Henker verbrennen lassen; sie schlägt unserer Moral ins Gesicht. Die Frau hat Rechte, die Frau ist Mensch, ist Persönlichkeit und ihre Liebe ist der Inhalt unserer Literatur. Daß der Mann sittlicher werde, ist das Ziel aller Frauen; und Goethe hat gegen das Recht des Weibes gefrevelt. Daß Fausten das Weib nicht mehr ist als ein Spielzeug, ist wie ein Hohn auf alles weibliche Fühlen, wie ein Hohn auf ihr göttliches Innenleben. Und auch wir Männer empfindm so. Es ist nicht wahr, daß im Faust das Fühlen des Menschen oder auch nur des Mannes lebe.

Was ist der Grund und die Feste unseres Lebens? Die Familie. Faust hat keine Familie, ist ein einsamer Mensch. Was ist des Man-

nes Denken, Trachten und Wirken sein Leben lang? Der Beruf. Faust wirft feinen Beruf weg, er tritt ihn mit Füßen, er schmäht ihn, den hohen Beruf des Arztes, diesen schönsten und edelsten, in dem sich all unser Denken und unser tiefstes Wesen ausleben kann, den helfenden, liebenden, uneigennützigen Beruf des Arztes. Dieser Mensch hat keine Spur von Moral in sich, dieser Mensch kennt nicht das Ziel, für Andere zu leben; er weiß nichts von sozialer Pflicht; all Das, was unser Wesen ausmacht, ist ihm fremd. Ia, wenn man genau zusieht, ist es ihm sogar verhaßt, so verhaßt, daß er es mit Feuer zerstört. Anders läßt sich die Episode mit Philemon und Baucis nicht gut deuten. Faust steht zur ererbten Gewalt wider das darbende Volk, er ist ein Totfeind aller Gleichheitideen, ein Mann, der sich auf sich selbst stellt, der das Glück verachtet und die Sorge nicht kennt, in Allem das Gegentheil von Dem, was wir sind. Gewiß: die That ist für ihn Alles, aber nicht die That für den Nächsten, sondern die That an sich. „Nur rastlos bethätigt sich der Mann"; der Mann, wie Faust einer ist und wie der Mann vielleicht früher einmal war, aber nicht, wie er jetzt ist. Die Rastlosigkeit ist uns geblieben, ein Stück Thatkraft wohl auch, aber die That ist uns nicht mehr Ziel, sie ist uns Mittel zum Glück, zum thatenlosen Leben.

Doch mag auf der Oberfläche unseres Lebens die Sucht nach Glück herrschen: in der Tiefe regen sich Kräfte, die uns aus der Sorge um Behaglichkeit und Wohlleben emporreißen werden, die den Glau-» den an Menschenrechte, ja, an die Menschheit selbst ausroden werden, als seien sie nie dagewesen. Morgen schon oder in Iahren, vielleicht in Jahrzehnten wird der Mann in uns erwachen, der Mann, der das Glück verachtet und die That liebt, die That an sich, dem die That Natur und Ziel ist, der sich aus der Enge der Familiensorgen zur höheren Pflicht des Staates emporhebt, dem die Menschen nicht mehr Brüder sind, sondern Feind oder Freund, der kein Menschenrecht mehr kennt, sondern nur noch eine Stammespflicht, der wieder ein Vaterland hat und einen Staat, der seine Lust daran hat, sich Freiheit und Leben selbst zu erobern, statt sie sich von der Allgemeinheit schützen zu lassen, der den Staat schafft, statt sich von ihm schaffen zu lassen, der freudig für den einen höchsten Manneswunsch stirbt, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen.

Noch herrscht die Religion, die uns lehrt, daß alle Menschen Brüder seien, daß es Pflicht sei, den Chinesen zu lieben wie den Deutschen, den Neger wie den Weißen, den Idioten, den Verbrecher wie den starken, ehrlichen Mann. Noch herrscht die Religion, die lehrt, der Inhalt des Lebens sei, dem Nächsten zu helfen, die ihrem Wesen nach alle Grenzen und Schranken zwischen Stämmen und Rassen verwischt, verwischen muß. Noch fluthen die Ströme internationaler Bewegungen durch Europa, ohne sich von Stammesart und Eigenschaft eindämmen zu lassen, die des Sozialismus, der Frauenbewegung, der Friedens»

liga. Die Arbeit, die Opferfreudigkeit gilt überall der Familie, der Frau und den Kindern; der Staat ist eine Fürsorgeanstalt und eine Kindermuhme, er soll uns nähren, erziehen und leiten. Die That ist nur als Berufsthat möglich, die Arbeit spezialisirt, unfrei, an das Examen, an die Maschine gefesselt. Und das Schlimmste von Allem: der Mann hat keinen Boden mehr unter den Füßen, er ist Nomade, hin und her geworfen von Heu Pflichten und Zufälligkeiten des Lebens, nirgends wurzelnd, nirgends heimisch. Nomaden sind Alle, die der weißen Rasse angehören; und der Nomade kennt kein anderes Ziel im Leben als das, fette Weideplätze,zu finden. Er ist der Typus des nach Glück hungrigen Menschen, der Feind des Staates, der Feind jeder Kultur. Waren die Menschen je Deiter davon entfernt, als freies Volk auf freiem Grund zu stehen?

In wildem Wetteifer unterwühlen Religion,und Wissenschaft den Grund, auf dem sich unsere Welt aufgebaut hat. Auf die Dauer läßt sich eben die Anmaßung des Menschen, er allein sei Gottes Kind und nur für ihn sei die Erde da, nicht mit der Vorstellung von der Liebe Gottes, des Schöpfers aller Kreatur, der Pflanzen, Thiers und Steine vereinigen; und der Thorenwahn, der Mensch stehe außerhalb der Natur, widerspricht allzu sehr deu Ergebnissen der Wissenschaft, um noch länger für Wahrheit gelten zu können. Das bunte Heidenthum, das unsere Väter mit ihrem Glauben an ein Weiterleben im Himmel bekannten, weicht selbst in der Kirche der Lehre Christi, daß das Himmelreich im Menschen liege. Und da dieses Wort mit seiner Betonung des Erdenlebens fast eine Verneinung der Unsterblichkeitlehre ist, so wird die Zeit kommen, wo auch der frömmste Christ erkennt: die Seele des Menschen ist etwas Irdisches, nichts, was in alle Ewigkeit als Theil eines Gottmenschen besteht, sondern Etwas, das vom Leben geschaffen wird, genau so wie die Pflanze oder das Thier oder der Stein. Nicht die Seele thut unsere guten und schlechten Thaten, sondern unser Thun und Lassen schafft erst die Seele; sie istzunächst eine Wirkung, keine Ursache. Auf diesem Wege nun zerstört die christliche Lehre ihr eigenes Gebilde, die Göttlichkeit der Menschenseele, und mit dem Glauben an diese Göttlichkeit fällt dann auch der Irrthum, daß der Mensch höher stehe als alle Wesen der Welt, daß er mit seiner Seele außerhalb und über der Natur lebe. Die Religion selbst wird bald lehren, daß der Mensch ein Theil ist, nichts Ganzes, unlösbar verknüpft mit Gottnatur und bedingt durch das Weltall.

Dicht vor der selben endgiltigen Schlußfolgerung steht die Wissenschaft. Die Kette des Zusammenhanges aller organischen Wesen ist bis auf das letzte Glied mit der Lehre, daß jedes Lebewesen von einem anderen abstamme und in sich Theile aller Vorfahren trage, geschlossen. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft verknüpft auch schon Leben und Tod, Organisches und Unorganisches zur unlösbaren Einheit. Die Forschung scheut sich auch nicht mehr, dieses Gesetz auf die „seelischen" Vorgänge anzuwenden und die untrennbare Einheit alles

Seins zu beweisen; zu beweisen, daß die Seele nur ein Name für bestimmte Resultate bestimmter Faktoren, daß der Glaube an eine überirdische Seele jedoch eine Erfindung menschlichen Größenwahns ist, dessen Anfänge sich sogar geschichtlich bestimmen lassen. Der letzte Rest dieses Größenwahns., der Entwickelungsgedanke, der unter dem angemaßten Namen einer Weltanschauung wiederum dem Menschen eine Sonderstellung, wenn auch nicht außerhalb, so doch über aller anderen Kreatur zu geben sucht, wird bald als Das erkannt werden, was er ist: eine Arbeithypothese. Für das Leben hat er keine andere Bedeutung als etwa die Brille für den Kurzsichtigen; Dinge, für die der Blick nicht ausreicht, werden damit besser erkannt. Die Erkenntniß aber, daß der Mensch kein gottähnliches Wesen ist noch eine göttlche Seele besitzt, diese Erkenntniß, von Wissenschaft und Religion gleich mächtig gefördert, hat eine Bedeutung auch für das Leben.

Das zeigt sich schon in dem Treiben und Handeln der Menschenwelt. Die lauten Menschen sind freilich noch da, die ihren Hochmuth in die Menge hinausschreien und sie zur Anbetung des Wohlbehagens auf Erden aufreizen. Die Menge horcht auch auf, man ruft das Wort vom menschenwürdigen Leben weiter und Aexte und Hämmer, Karren und große Maschinen, Börsenspiel und Schreibfeder werden geschäftig gebraucht, um dem Menschengeschlecht das Glück zu verschaffen. Aber aus der Menge sondern sich immer mehr ab, in Gruppen, in Schaaren; sie sind mißmuthig, vom Recht des Menschen zu hören, vom Recht auf Glück, auf Liebe, auf Persönlichkeit, auf Arbeit, vom Frauenrecht und vom Recht des Kindes, vom Recht des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, vom Recht des Bürgers und des Herrschers, vom Recht des Einzelnen und vom Menschenrecht selbst, und trotzig kehren sie den Persönlichkeiten des Tages den Rücken und denken: Was will der Kerl? Rechte hat der Mensch? Der Mensch hat Pflichten. Und weil es Männer sind, thun sie auch gleich ihre Pflicht. Denn sie wissen: Denken ist nichts; die That ist Alles.

Das Bewußtsein, Theil im Ganzen zu sein, nicht Herr der Welt, sondern ihr Knecht, hat eine Erscheinung bewirkt, die zum Nachdenken reizt: die Naturschutzbewegung. Iahrtausende lang hat der Mensch die Erde als sein Eigenthum betrachtet, hat aus ihr an Geld und Geldeswerth herausgepreßt, was sich herauspressen ließ, hat sie im Rausch der Macht verwüstet, wie es der Knecht stets thut, wenn er Herr wird. Wie gründlich ihm Das gelungen ist, beweisen Italien und der Hohe Karst, beweisen die Küsten Afrikas und Kleinasiens, die Wüsten Syriens, beweist die Waldarmuth der Vereinigten Staaten und die Verödung Mesopotamiens. Auch Deutschland ist von dem Wüthen menschlicher Ueberhebung nicht verschont geblieben, seit Winfried für einen Baumfrevel heilig gesprochen wurde. Und noch immer rast dieMenschheit in diesem tollen Uebermuth, Die Wälder Amerikas fallen den Flammen anheim, die sibirischen Bäume sinken unter der Axt, der .preußische Staat giebt seinen wichtigsten Wald dem Grundstückschacher

preis. Die deutschen Meere sind so ausgeraubt, daß die Schisse weit nach Norden dampfen müssen, um Fische zu fangen, die Flüsse sind von Menschenunrath verpestet und das Leben darin erstickt, die Forstwirthschaft verdrängt den Laubwald zu Gunsten des Nadelwaldes, der mehr Geld einbringt, sie vernichtet die Brutplätze der Vögel, sie vertilgt das Raubgethier, Haide und Moor werden (wie man es nennt) „kultivirt", bis nichts mehr davon zu sehen ist. Und nun, plötzlich, diese mächtige Bewegung, die die Massen zum Schutz der Erde zusammenführt, zum Schutz gegen Staat und Raubwirthschaft. Die Städte kausen die Forste,an, die der Staat verschleudert, man ersinnt Gesetze, um die Flüsse vor dem Menschengift zu schützen, die Staaten lassen prüfen, wie die Verödung der Nordsee zu hindern sei, sie werfen Millionen in das Meer, um es wieder mit Fischen zu bevölkern. Und wie in Amerika, wie in Schweden schon lange, so entsteht auch bei uns endlich (Ehre dem Namen des Gründers Flöricke!) ein Naturschutzpark, der alle Wesen der Heimath in sich vereinen soll. Schmachvoll ists, nicht zu fühlen, daß wir der Allernährerin Dank, daß wir ihr wenigstens einen Grabstein schulden; mehr als ein Grabstein wird leider ja auch dieser Park nicht sein. Aber es giebt doch wenigstens wiederMenschen, die empfinden: Wir haben kein Recht, die Welt zu plündern! wir thun unklug daran, wir zünden damit unser eigenes Dach an; und dieser Menschen werden täglich mehr.

Was solche Bewegung bedeutet, ist klar. Das Allbewußtsein erwacht endlich aus langem Schlaf. Die Ueberzeugung, daß der Mensch keine Persönlichkeit ist, kein Ich, daß er ein Theil ist, ein Glied des Ganzen, ein Knecht, kein Herr, beginnt, zu sprechen, und beginnt, zu handeln. Zu handeln: Das ist das Wichtige.

Nur der Phrasengläubige hängt noch an dem Dogma von der Gleichberechtigung der Menschen. Der tiefste Wunsch des Mannes aber ist überall, wohin man auch blickt, darauf gerichtet, sich mit den Stammesgenossen zusammenzuschließen, Nationalitäten zu bilden, die Rasse zu sördern. Denn das Bewußtsein regt sich, daß die Kultur nur in einer reinen Rasse erblüht, daß die Menschenverbrüderung sie vernichtet. Man redet viel von der Uebervölkerung unserer Heimath, prahlt in den Zeitungen und auf Plakaten mit den neunhunderttausend Menschen, um die unsere Bevölkerung jährlich wächst. Wenn es nur Deutsche wären! Nachgerade weiß doch jedes Kind, daß der Osten Deutschlands von Polen, Galiziern, Czechen, Russen, Slovaken und Kroaten überschwemmt ist, daß mitten im Herzen Deutschlands, in der Ruhrgegend, eine polnische Provinz entsteht, daß die Italiener in Massen sich über den deutschen Boden ergießen. Die Eindringlinge stammen aus fruchtbaren Völkern, die noch unbesorgt Kinder in die Welt setzen; bei den Deutschen aber nimmt die Prozentzahl der Geburten von Iahr zu Iahr ab und weite Strecken deutschen Bodens gehen alljährlich den Deutschen verloren. Schon lebt die Erkenntnisz der Gefahr im tiefsten Herzen aller Deutschen; sie wird bald auch bei

Denen Geltung erlangen, die sich noch in internationaler Schwärmerei
abarbeiten, bei den Sozialdemokraten und den Frauen. Ob es dann
nicht schon zu spät ist: Das ist die Frage.
De? Verkehr mit der Natur, die Abkehr vom Persönlichkeitkultus
hin zu Gottnatur zwingt Iedem die Erkenntniß auf, daß alles Gute
auf Rasse und Stamm beruht. Man läßt Hund und Hengst nnd Stier
nicht blindlings dem Triebe folgen; nur der Mensch, dieser von Gott
Beseelte, weiß ich selbst nicht zu zügeln, setzt Kinder in die,Welt, ohne
zu fragen, weß Art und Stammes sie sind. Und dieses Wüsten gegen
sein eigenes Geschlecht, gegen sich selbst und sein Weib (denn in den
Kindern leben Beide fort) nennt er Liebe. Aber die Besinnung wird
kommen und mit ihr die Zucht, der Stammesstolz und die Liebe zum
Staat. Man sage nicht, daß die Deutschen keine Rasse sind; Das weiß
Ieder. Aber was nicht ist, kann man schaffen; und es ist Zeit, daß man
es schafft. Die Stimmen, die den Mann zu seiner ersten, vornehmsten
Pflicht rufen, Schöpfer eines Geschlechtes von Männern zu sein, wer-
den lauter; und hier und da regt sich das Gewissen der Masse. Der
Ueberdruß an der Iagd nach Behagen wächst und andere Ziele treten
dem Manne vor Augen als die Sorge für Weib und Kind. Hoffnung
und Zukunft liegt in der Bereitschaft zu jedem Opfer für Idee und
Wesen des Staates. Freilich: was man jetzt Staat nennt, lohnt das
Opfer schlecht. Ist er Anderes als eine Fürsorgeanstalt und eine Kinder-
muhme, ein Vormund und Polizist? Das wird sich ändern. Die kom-
menden Geschlechter sollen und werden den Staat schaffen, der noch
nicht existirt, den bisher Wenige auch nur zu denken wagen, den Staat
des Faust, wo jeder Mann auf freiem Grund mit freiem Volke steht.
An Zeichen, daß diese Zeit nah ist, fehlt es nicht. Die Städte- und Ge-
meindeordnung, die Selbstverwaltung der Kreise, Provinzen und Län-
der, der Haß gegen die Centralisation, selbst das Wachhalten klein-
staatlicher Neigungen, das wir unserem Bismarck nicht genug danken
können, zeugen davon. Schon leben Menschen, die dem Vormund
Staat Zoll vor Zoll Boden abtrotzen, um für freies Thun Raum zu
gewinnen. Ganz ist der Eigensinn und die kriegerische Kraft des Deut-
schen noch nicht von dem chinesischen Staatsideal erdrückt, das uns in
das Examen zwingt und elnepottzeilUK^baestemve^
Reri,s«maschine macht. Ehrgeiz und Eitelkeit freilich treiben die
Bestienoch immer auf den ausgetretenen Weg der Staatsprüfungen;
aber wir haben doch schon Männer, die mitten im Iahrhundert der
Berufssklaverei an der That selber Freude haben, an der That an
sich, ohne sich um die Genehmigung einer hohen Polizei zu kümmern.
Das Zeitalter des Menschenrechtes hat sich überlebt, das der
Menschenpflicht beginnt. Oder ist dieses moderne Nomadenvolk, das
sich deutsch nennt, schon so vom Hunger nach Glück, von der Genuß-
gier des Vagabunden und Heimathlosen entnervt, daß es die neue Zeit
nicht mehr ertragen kann? Ein Iahrhundert lang und länger dauert
die Landflucht nun schon, die Hast nach den Städten, dieser Schade,

diese Schande der Zeit. Ietzt muß gehandelt werden. Sonst wird es zu spät. Man handelt auch schon. Nicht der Staat; er verkauft seinen Boden, er schachert mit der Heimath. Aber die Einzelnen handeln, Industrielle, Vereine, große Verbände, Städte und Gemeinden, Kreise, Provinzen kaufen Land und siedeln die heimathlosen Arbeiter aus freiem Boden an. Ueberall regen sich Hände, um den deutschen Vagabunden wieder an die Erde zu fesseln; überall giebt es Männer, die ihren Erwerb opfern, um den Deutschen in Deutschland heimisch zu machen. Die Technik, die das Land entvölkert hat, schafft uns in Wasser, Erde und Luft den Rückweg in die Heimath. So seltsam weiß das Geschick den Menschen im Kreis zu bewegen, damit er thätig sei und sein Werk, im Auftrag von Gottnatur, wirke. Bald eilen die elektrischen Schnellwagen durch das Land und entvölkern die Stadt; bald bringen Luftschiffe und Flugmaschinen den Nomaden in seineHeimath, wo er nicht mehr zu stolz ist, den Acker, den er erntet, selbst zu düngen. In wenigen Iahrzehnten wird auch dem Arbeiter möglich sein, am Feierabend auf die Scholle zurückzukehren, wenn sie auch fünfzig Kilometer von der Arbeitstätte entfernt ist. In wenigen Iahrzehnten wird der Traum erfüllt sein, daß statt des wandernden Polen in den Niederungen der Oder und Weichsel der Deutsche den Acker pflügt und den Obstbaum pflanzt.

Freilich: Eins ist nöthig, damit der Traum Wirklichkeit werde, Freies Land muß geschaffen werden. Was die Städte und die Verbände und die Einzelnen jetzt thun, muß der Staat im Großen thun. Iede Fußbreite Landes, die zum Verkauf kommt, muß er erwerben; rasch muß er suchen, Herr der weitesten Strecken zu werden. Was man in Posen thut, zaghaft und schlecht genug, sollte man überall thun, mit mehr Muth, mehr Kraft, mehr Geld: den hohen Herren, die ihr Land nicht mehr halten können, Geld geben, die Riesengüter mit steigenden Erbschaftsteuern belasten, bis der Großgrundbesitz verschwunden, und Alles in kleine Stücke zerschlagen ist, die der einzelne Mann mit Weib und Kind in eigener Arbeit bewältigen kann. Sein ganzes Volk soll der Staat ansiedeln; nirgends soll in Deutschland ein Deutscher sein, der nicht eigene Erde besitzt. Das ist eine Aufgabe, des Staates würdig, der ja die Gesammtheit, das Ideal des Volkes vorstellt, der verwirklichen soll, was in dem tiefsten Innern des Volkes lebt. Das ist die Politik, die ein Volk groß macht, die Rassen bildet, eine Kultur schafft, die den Menschen veredelt. Denn der Verkehr mit der Erde lehrt, daß gute Frucht nur aus gutem Samen kommt.

Der europäische Staat ist der Vertreter der untergehenden Weltanschauung der Menschenrechte, er lebt von der Vergangenheit für tote Ideale. Was in ihm vorgeht, dreht sich um den Klassenkampf innerhalb des Stammes, um Fragen der Sozialpolitik, die im Prinzip längst beantwortet sind und deren Konsequenzen sich langsam und,ohne Gefahr durchsetzen werden, mag man sie von Staates wegen fördern oder hemmen. Im tiefsten Grunde ist unsere Staatsidee immer noch

die Rousseaus und der Französischen Revolution: gleiche Rechte für
alle Menschen, eine Idee, die zum Untergang der europäischen Kul-
tur führen müßte. Sorge für Alle, die dem Stamm angehören, Unter-
drückung Aller, die dem Wesen des Stammes fremd sind: Das ist noth-
wendig. Noch sind wir mitten in der Umwälzung, die erst das Stam-
mesgefühl zur Herrschaft bringen wird. Die Mächte unseres Lebens,
Staat, Kirche, Presse, Gewohnheit des Tages, des Denkens, Sprechens
und Handelns, sind von der Vergangenheit geschaffen worden, von dem
Ichtrieb des Menschen. Sie stemmen sich dem Allbewußtsein, das em-
porstrebt, entgegen. Denn sie sind aus dem Gedanken entstanden, daß
der Mensch Gott ähnlich sei, daß sich um ihn die Welt drehe, daß er
eine Persönlichkeit, ein selbständiges Wesen sei, daß er in sich Zweck
und Vollendung habe. Was bedeutet es, daß die Frage nach dem Zweck
der Menschheit jetzt überall ertönt, daß sie den Menschen überfällt, wie
ein gewappneter Mann? Ist es die Müdigkeit des Alters, verblödet
der Geist, vertrocknet uns Saft und Kraft, daß wir kindische Fragen
stellen? Oder ist es die gespenstische Unsicherheit der Morgendämme-
rung, das Kältegefühl vor dem neuen Tag?

Wozu lebt der Mensch? Die Scham sollte Ieden erdrücken, der
so fragt. In solcher Frage liegt Ueberhebung. Sie setzt voraus, daß
der Mensch Gott sei, daß er außerhalb des Zusammenhanges stehe.
Was wirst Du thun? So fragt das Leben in jedem Augenblick; wer
auf sich hält, antwortet durch die That. Denn: Die That ist Alles.

Baden-Baden. Dr. G e o r g Groddeck.

ASZ. kavier kristallenes. Eis;
Nur doch oben, kaum seh ich es mehr,
Da oben ists weiß.
Sagt, sagt (doch ich bin ja allein):
wie kam ich hierher?
wartel waren wir nicht zu Zwein?
war ich der Wächte zu schwer?
Nein, nun weiß ichs, die Brücke von Schnee,
Die war es, die brach.
Ls war wohl die letzte, die ich geh,
Mein letztes Ungemach.
Aber tiefer kann ich nicht fallen mehr,
Nein, tiefer nicht, Das ist gut.
Der Koxf wird mir so kalt und schwer;
wo ist mein warmer Hut?

## Im Gletscher.

lau, blau, blau um mich her.

Die Spalte geht noch abgrundtief,
Da fiel er wohl hinein.
Mars nicht, als ob mich Einer rief?
Nein, ach nein . . .
Tics unter mir rauscht der Bach zu Thal,
An dem so oft ich saß.
Da waren Blumen ohne Zahl,
Es saß sich so weich im Gras.
Die Bienen summten in der Rund,
Libellen blitzten drein
Und rauschend verrann mir Stund auf Stund
Im Morgensonnenschein,
In flimmernder waldeseinfamkeit
Hab' ich so oft mich versäumt;
Die Gedanken zogen so weit, so weit,
Ich habe geträumt.
Geträumt habe ich vom letzten Glück,
vom goldigen Abendstrahl.
Noch einmal flammte die Sonne zurück . . .
Das war da unten im Thal.
Und abends, wenn die Sonne sank,
Da saß ich oft noch spät
Am Rand des Walds auf der stillen Bank
Da, wo die Fahrstraße geht.
Ich sah den wandelnden Menschen zu
Und sah es fast mit Neid,
wie sie da gingen in Glück und Ruh,
Und ich in der Einsamkeit.
Und mählich ward es stiller und fern
Der Abendglanz verblich.
Da Hab' ich gehofft, es fiele ein Stern,
Liner, einer für mich.
Nur die Gletscher flammten in gluthrother Pracht
Im letzten Sonnenstrahl;
Dann kam mit leisem Schritt die Nacht.
Das war da unten im Thal.
Gluthroth . . . Hier ist noch Alles blau;
Ls kann erst Mittag sein.
Die Sonne muß gerade über mir . . . Schau,
Da fliegt ein Falter herein,
Apollo, Du schneeiges Sonnenkind,
Auf den Flügeln den Rubin,
Eil' Dick hinauf, eil' Dich geschwind
wieder zur Sonne hin;

Im Gletscher.
Daß Du nicht gebrochen und flügellahm
Hier bleibst wie ich;
Du brauchst das Licht. Mein Abend kam,
Meine Sonne verblich.
Doch Dank Dir, Falter, in der Höh'
Für diesen letzten Gruß.
Sandte die Sonne durch den Schnee
Mir diesen Scheidekuß?
Falter, Du bringst die Erinnerung
An Seiten, die nicht mehr sind:
Es mar in den Bergen, ich war noch jung,
Fast noch ein halbe» Kind,
Da sah ich Dich zum ersten Mal
Ueber die Blumen wehn;
Ich jagte Dir »ach im Sonnenstrahl,
Ich wollte Dich fangen gehn;
Bald warst Du ferner, bald warst Du nähr,
Schon griff ich Dich ganz nah:
Da flogst Du hoch in die Luft; und seither
Ich Dich nie wieder sah.
Nun bringst Du mir zu dieser Stund
Den Iugendglanz zurück,
Dein Hauch küßt mir auf zuckenden Mund
Den letzten Außß vom Glück.
Falter, Falter, nun eil' Dich von hier,
Sonst läßt das Eis Dich nicht;
Zum letzten Mal grüß die Sonne mir,
Grüß mir das goldene Licht.
Blau ist Alles und Eis,
Doch molkig getrübt.
wie Hab' ich, so lange ich weiß,
Die Farbe geliebtl
Blau mußte Alles um mich sein,
Leuchtend und tief.
Blau die Stoffe, blau der Stein
Und die Decke, darunter ich schlief.
Ist es nicht seltsam, wie es sich traf,
Nun ich geendet Hab',
Daß ich schlafen werde den letzten Schlaf
In einem blauen Grab?
Blau . . . was steigt da nicht Alles auf
An ferner Erinnerung I
Eine Schattenhand kommt mit herauf,
Das mar, als ich noch jung.

Die Zukunft.
Nein, zieh mich nicht ins Grab hinein,
Es ist nur ein Glelschcrspalt;
Ich will auch laut um Hilfe schrein,
Ich bin ja noch nicht alt.
Ich will fürs Leben noch eine Frist;
Ich Hab' noch so Manches zu thun;
Erst wenn das Alles geschaffen ist,
Dann ist es Zeit, zu ruhn.
Ich will, ich will . . . Doch plötzlich wird
Mir so seltsam fremd und müd,
vor meinen Augen es stäubt und flirrt,
Als obs mich hinunterzieht. . .
war es vielleicht nur stäubender Schnee
Hereingeweht uom wind?
Doch wenn ich in die Höhe seh,
Die Augen mir trübe sind.
Doch horch: es schwirrt am Eis entlang;
Hilf Himmel, es ist ein Strick!
Habt Dank dort oben, habt tausend Dank . .
Aber die Hand sinkt zurück.
Die Hände sind ja starr und kalt
Und haben die Kraft nicht mehr.
Zu tief war doch der eisige Spalt
Unö der Fall herab zu schwer.
Auch die Füße sind so tot und stumpf,
Ich glaube, sie tragen mich nicht.
Und der Kopf ist glühend heiß und dumpf,
Als zög' mich ein Bleigewicht.
Und leise hin und wieder schwankt
vor meiner Hand der Strick . . .
Laßt nur, ich Hab' Euch schon gedankt;
Aber ich will nicht zurück.
was soll auch ich im Leben nun,
Müde, gelähmt und krank;
Ich sehne mich, endlich auszurnhn.
Noch einmal, Ihr oben, habt Dank.
Aber ich will nicht ins Leben zurück,
ZVas soll mir der Sonnenschein,
was soll mir ein Leben ohne Glück,
Freudlos und allein?
was war noch dort unten mein Beruf?
(Das Denken wird mir so schwer.)
was mar cs noch, was ich sann und schuf?
Ich weiß cs wirklich nicht mehr.

Ich glaube, es war ein Arbeitstag ^
Und dann eine trainnlose Nacht;
Und dann kam wieder der gleiche Tag
Und wieder die gleiche Nacht.
So wie der Tropfen vsm Eise rinnt
(Hört Ihr es, wie er fällt?)
Nun weiß ichs, wie unser Kätzchen spinnt,
wenn mans im Arme hält.
- Und das Kätzchen blinzelt so schläfrig dazu
Und das Fell knistert und sprüht. ,
So laßt auch mir nun meine Rnh!
Ich bin so müd, so müd . . .
So müd! Ulir ist, als träumt' ich schon,
Es öffnete sich der Spalt
Und licht herab vom weißen Thron
Schritt eine lichte Gestalt.
Du bists! Du weißt, wie ich Dein geharrt
In Sehnen und in Noth.
Nun aber die Nacht zum Tage ward
Und es leuchtet das Ulorgcnroth.
Du legst mir leis aufs Haupt die Hand
Und küssest mich auf den Ulund,
Gott kobl Die starre Dumpfheit schwand
Und ich bin wieder gesund,
^ . Sag, trägt Deine Hand noch den blauen Stein,
Das Zeichen jener Nacht,
Da wir im silbrigen Ulondenschein
Bei süßen Worten gewacht?
Laß meine Stirn in Deiner Hand,
Sie ist so sanft, so weich.
Ich träume mich dann ins fcrne Tand,
In unser Ulärchcnreich.
Das war ein Traum, wie goldumglüht,
Glückschauernd und scligbangl
Geh nur, gehl Auch Du bist müd
Und unsere Nacht war lang.
Nur einmal, che Du gehen mußt,
Ulein Licht, meine Sonne Dn,
Leg mein H.nipi an Deine Lrust
Und küß mir die Augen zu.
> Du . . .
, ,,, > > Nun küß mir die Augen zu!
Hamburg. Tbcodor Suse.

Die Zukunft.
Selbstanzeigen.
Arnold Beer. Das Schicksal eines Zuden. AxelIuncker inBerlin.
Der Dichter schreitet in diesem Buch mit verstärkter Entschlossen-
heit in einer Richtung fort, die er in seinem letzten Roman „Iüdin-
nen" eingeschlagen hat. Da also Vorwürfe und Einwände, die gegen
die „Iüdinnen" erhoben wurden, das neue Buch wiederum treffen
dürften, und zwar verdoppelt (denn man wird mit Recht dem Dichter
vorhalten, daß er auch wohlwollende Ausstellungen sich nicht zu Nutzen
hat machen wollen, man wird ihn engherzig und verstockt nennen): so
wird es wohl nicht müßig scheinen, wenn ich auf einige dieser Vor-
würfe an dieser Stelle eingehe, um zu zeigen, wie ich diese Vorwürfe
in meinem Innern geordnet, gruppirt, zum Theil mit meinem Willen
in AÜbereinstimmung gebracht und zum anderen Theil der allgemei-
nen Harmonie der Welt zum Ausgleichen überlassen habe. Da sei zu-
nächst für das vorige Buch, wie für dieses und für alle meine zukünfti-
gen, das Mißverständniß, als seien in den hier handelnden Personen
irgendwelche lebende Menschen meiner Umgebung portraitirt worden,
weit zurückgewiesen. Wohl haben Beobachtungen des Wirklichen und
Gedanken, die mir das Leben selbst eingab, in meine aufbauende Arbeit
bewußt und unbewußt hineingespielt; doch hat jedes, auch das geringste
tatsächliche Detail durch seine Einfügung in ein ganz anderen Ge-
setzen und höheren Zielen folgendes Ganzes so gründlich seine Wesen-
heit geändert, daß ein Rückschluß von dem Kunstwerk auf den verarbei-
teten Rohstoff zu den willkürlichsten Irrungen führen muß; wie denn
überhaupt der Satz, daß alle in einem Kunstwerk irgendwie vernruthete
handgreifliche Wirklichkeit sich letzten Endes als eine Wirklichkeit hö-
heren Ranges, also für den gemeinen Kopf als ein bloßer Schein dar-
stellen muß, hier durchaus und im strengsten Sinn gilt. Ein eben so
entschiedenes „Nein" kann ich der zweiten Gruppe der Unzufriedenen
nicht entgegensetzen: Denen, die die Figuren meines Romans „Iü-
dinnen" oder doch ihre Mehrzahl als „unsympathisch" bezeichnet ha-
ben. Zwar liegt auch diesem Urtheil eine allzu enge Anschmiegung
von Lebensmaßstäben an das Kunstwerk zu Grunde und das Beiwort
„unsympathisch" gehört eher in die Schule des täglichen Verkehrs als
in den Mund eines Kunstrichters: doch will ich mich auf diesen frosti-
gen Standpunkt nicht zurückziehen; lieber gestehen, daß ich selbst mit
den erfundenen Gestalten der „Iüdinnen", mit Irene, Olga, Hugo und
den Anderen, nicht nur durch literarische Gefühle, auch durch mensch-
liche Parteinahme und Liebe mich verbunden fühle. Durch Liebe: da-
mit habe ich ausgesprochen, was ich auf den Vorwurf des „Unsympa-
thischen" zu erwidern habe. Ich gebe zu, daß meine Gestalten, als
Menschen betrachtet, böse Züge und Charakterfehler aufweisen; abeO
eben ihr Fehlerhaftes und damit das Fehlerhafte eines ganzen Men-
schentypus, zum Beispiel: aller Iüdinnen wie Irene, als etwas durch
ungünstige Lebensumstände Bedingtes, als Krankhaftes, Unverschul-

detes, Nothwendiges, durch besondere Zufälle sogar Heilbares anzu-
sehen: Das wollte ich lehren. Für mich ist Irene weit eher bemitlei-
denswert!) als unsympathisch. Der flüchtige Betrachter möge bei die-
sem Verdammungurtheil über unglückliche Wesen stehen bleiben, deren
Aufschreie, deren tüchtigen Kern und bis an das Himmelsgewölbe rei-
ch endeWichtigkeiten meine eindringendereDarstellung aufdecken wollte,
die freilich ohne eindringenderes Lesen, ja, Studium des Buches wir-
kunglos bleibt. Von hier ist nur ein kleiner Schritt zu machen, um
dem Tadel, diesen Büchern fehle die „Handlung", entgegenzutreten.
In ihnen ist freilich keine Kaiserkrone zu vergeben; auch Mord und
Raub kommt nicht vor. Vorgänge werden geschildert, die einem nicht
Betheiligten oft als geringfügig erscheinen mögen. Aber eben nur dem
nicht Betheiligten. Daß aber die Geschehnisse die ganze Seele der han-
delnden Personen, ihr Edelstes und ihr Niedrigstes, aufwühlen, daß
nur von außen gesehen alltägliche und langsam fortschreitende Tat-
sachen, aus dem Herzen der Betroffenen gesehen, aber schnelle Um-
stürze, Ueberraschungen, Verwickelungen, Mord und Raub vor sich
gehen: Das haben fühlende Leser wohl nicht unbemerkt gelassen und
mir würde wenig anstehen, es weiter auseinanderzusetzen.
Noch zwei Gegenstimmen. Mein Buch sei zu ausgeprägt jüdisch,
sagt die eine und die andere, es sei nicht jüdisch genug. Nun könnte ich
mit einer nicht einmal sophistischen Wendung diese beiden Sätze gegen
einander ausspielen und gegenseitig für widerlegt erklären. Doch würde
mich eine solche ausweichende Art der Möglichkeit, mich mit meinen
Lesern rechtschaffen zu verständigen, berauben. Ich will also lieber
annehmen, daß hinter diesen beiden schnellen Einwänden ein dritter,
wenn auch nur dunkel gedacht, verborgen liegt und daß er etwa darauf
abzielt: meine Bücher hätten keine entschiedene Tendenz, kein Ethos,
sie äußerten trotz ihren Titeln keine eigentliche Meinung über das
Wesen und die Zukunft des Iudenthums. Wie nun aber, wenn gerade
in diesem Verzicht auf Aeußerung ein Stück meiner Meinung über
das Iudenthum, ja, meines ganzen weltanschaulichen Wollens läge?
Ich habe nirgends unternommen, den Typus des Iuden oder der Iü-
din zu schildern, weil ich einen solchen Typus, genau gesprochen, nicht
anerkenne. Vielmehr scheint mir die Mannichfaltigkeit und das Um-
fassen vieler Gegensätze dem Iudenthum sehr wesentlich zu sein und
ich habe deshalb meine Aufgabe darin gesehen, zunächst für kleinere
Gruppen von Iuden einen Typ zu bilden. Als solcher Typ einer im-
merhin ziemlich umfassenden Menschheitgruppe wollen Irene, Olga
und die Anderen angesehen werden und auch das neue Buch stellt „das
Schicksal eines Iuden", vieler Iuden vielleicht, ab«? nicht einmal in
Andeutungen aller dar. Vielmehr sollen in einem Cyklus weiterer
Romane ganz andere, zum Theil entgegengesetzte, ergänzende Typen
so lange auftreten, bis ein Aufsteigen von dieser Typenreihe zu einem
höheren Typus vielleicht möglich erscheint, vielleicht als undenkbar
für immer abgelehnt wird. An diesem erhofften Zeitpunkt wird sich

das Bild des Gesammtjudenthums allerdings, wie ich schon jetzt voraussehe, wesentlich komplizirter, kräftereicher, flichender, vor Allem auch harmonischer darbieten, als es seinen wohl allzu einseitigen, wenn auch in manchem Hinblick vortrefflichen Theoretikern (wie Birnbaum, Sombart, Bub er, Zollschan und Anderen) erscheinen kann.

Prag. Max Brod.

Ans sterbenden Zeiten. Verlagsanstalt Konkordia in Berlin.

Das Buch „Aus sterbenden Zeiten" will keine „historischen" Novellen bieten. Der Bilderreichthum der Vergangenheit ist mit freier, selbsthttrlich schaltender Willkür benutzt worden. Es galt, moderne pfychologische Vorgänge auf verschollene und verstaubte Kulturhintergründe zu projiziren. Dazu lieferten die Schicksale der Welt hier und da Stoff und Staffage. Aber die Pulsschläge der Geschichte wurden nicht ängstlich gezählt und die weite Rücksichtlosigkeit der Phantasie hat mit der engen Sorgfalt historischer Forschung nichts gemein. Die meisten Gestalten des Buches sind frei erfunden. Nur einige gehorchen dem Ruf der Unsterblichkeit, der ihnen durch die Jahrhunderte vorangegangen ist. Und gerade ihnen wurde vielleicht die ehrwürdige Patina der Ueberlieferung mit der unbarmherzigsten Grausamkeit geraubt. Aber das künstlerische Gewissen übernimmt die Verantwortung für die Gewalt, die an altersgrauen Dogmen verübt worden sein mag. Alle Geschichte ist nichts Anderes als fortlaufendes Geschehen. Wie der Strom solcher Unablässigkeit durch Welt und Zeit rauscht, vernimmt keines Menschen Ohr. Aber jedes Menschen Seele trägt in sich einen Ton seiner unendlichen Melodie. Und aus jeder Menschenbrust erklingt dieser Ton verschieden, weil eben ein Glockenhall der Seele mitschwingt. Auch dieses Buch hat nichts Anderes zu geben als die Weise des endlosen Geschehens, wie sie in der eigenen Seele erlauscht ward.

Doris Wittner.

Gin jüdischer Raufmann. (l83l bis l9ll.) Duncker S tzumblot in Leipzig.

Mein Buch ist eine Autobiographie: „Eine Autobiographie hat nur dann ein inneres Recht auf die Publizirung, wenn der Autor sich als im Dienst der Kulturgeschichte stehend betrachtet". Von diesem Standpunkt ausgehend, zeichne ich zunächst eine untergegangene, nur noch hier und da von einem Altersgenossen gekannte Welt, ein großes Ghetto, das Preßburgs, in dem ich vor achtzig Iahren geboren und bis zu meinem fünfzehnten Iahr erzogen wurde. Meine Schilderung bringt keine Ghetto-Romane und keine Ghetto-Novellen; die noch durch schwere eiserne Gitter abgeschlossene Iudengasse war keine Idylle, sondern eine Stätte harten Lebens, hart durch den Mangel an jedem Frohsinn, durch das Fehlen jeder naiven, volksthümlichen Fröhlichkeit. In dieser Gasse wurde nicht gelacht, nicht einmal von den Kin-

dern. Sarkasmus, nicht Heiterkeit, giebt dieser Bevölkerung die Farbe,
Was ich zeigen will, ist die soziale Schichtung, die Gesellschaft, sind die
Intellektuellen in diesem Iudenviertel, das Verhältniß zwischen Iu-
denstadt und Stadt, zwischen Iud und Ehrist überhaupt. Ich suche die
Entstehung des Handels im Ghetto, dessen Bedeutung für Stadt und
Land zu schildern. Nur wer das einstige' geschlossene Ghetto kennt,
weiß die Psyche der Iuden der zweiten Hälfte des vorigen Iahrhun-
derts zu begreifen. Mit demiAbschied von diesem Ghetto beginnt meine
Lebensbeschreibung. Aber sie bildet nur den Rahmen für die Dar-
stellung der ökonomischen, namentlich kommerziellen, sozialen, viel-
fach auch politischen Zustände, wie sie sich, besonders in Wien, gene-
tisch aus einander entwickelten. Aber mein Buch ist kein politisches.
Nur wo meine Stellung im wiener Gemeinderath und in anderen kom-
munalen Vertretungen dazu Veranlassung gab, lasse ich die Kommu-
nalverwaltung und die Kämpfe, deren Schauplatz ihr Gebiet war, aus
dem Dunkel tauchen. In den letzten Iahren meines Seins im Ge-
meinderath greift die antisemitische Bewegung in das Geschick der wie-
ner Bevölkerung ein. Wer das Schicksal erlebt, als Iude auf die Welt
gekommen zu sein, kann diese Thatsache eben so wenig abschütteln, wie
die Welt diese Iuden aus ihrer Vergangenheit und Hegenwart zu strei-
chen vermag. Doch habe ich mich für fähig gehalten, die Erscheinung
des Antisemitismus zornlos zu betrachten. Ich hatte lange genug
völlig fern vom Iudenthum gelebt, um Unbefangenheit nach beiden
Richtungen hin gewinnen zu können. Ich fühle mich durchaus zu jener
stillen und doch so großen Gemeinde gehörig, der überall das Kultur-
interesse das höchste ist. Ms Anhang findet der Leser eine Studie:
„Die Iuden als Handelsvolk in der Geschichte". Sie war nur für einen
bestimmten Kreis geschrieben worden. Ich glaube aber, daß sie heute,
wo durch Sombart die ökonomische Bedeutung der Iuden wieder zur
Diskussion gestellt worden ist, interessiren wird. Ich denke dabei mehr
an die Methode, der ich folge, als an den Inhalt; die mathematischen
Gesetze des ökonomischen Verkehrs haben sich nicht geändert; nur die
Wirkung dieser Gesetze ist je nach den Verhältnissen und Zuständen
eine andere; sie konnte in der Zeit, da die große gewerbliche Arbeit
von Sklavenmassen geleistet wurde, nicht sein, was sie ist, seit diese
Leistung durch freie Arbeit und durch die Maschine geschieht. Ich habe
versucht, die Prozesse des Erwerbslebens, die innerhalb der Iudenheit
seit dem Beginn ihres Auftretens in der Geschichte sichtbar wurden,
mit den Augen des Geschäftsmannes anzusehen; eines Kaufmannes, der
von sich sagen darf, daß er nicht ganz ohne Gelehrtenmaterial gearbei-
tet hat. Ob ich zu werthvollen Resultaten gelangt bin, bleibt dem Ur-
theil Anderer überlassen. Professor Sombart, der an mehreren Stellen
seines nicht immer überzeugenden, aber stets glänzenden Werkes nicht
nur auf diese Studie, fondern auch auf ähnliche Arbeiten von mir Be-
zug nimmt, scheint ihnen einigen Werth zuzusprechen.
Wien. Sigmund May e r.

# Morgans Reich.
it der Intensität des Kampfes um den Thron im Weißen Haus
wuchs in Amerika das Gefühl für Erzieherpflicht. Das Groß-
kapital hat sein eigenes, vom Willen zur Macht diktirtes Sittengesetz.
Aber die missrs plsbs und die Parteidemagogen wünschen eine sitt-
liche Sanirung des Wirthschaftkörpers. Ein Wahlfeldzug kostet Geld;
und da Reichthum stets nur bei Wenigen gewesen, sind die Politiker
meist auf die Geschäftsleute angewiesen. Im Wahlturnier entscheidet
die Zahl der Stöße, die man dem Gegner versetzen kann; und durch die
Lücken der Rüstung werden die Geheimnisse des Geldes sichtbar. Se-
nator William Lorimer von Illinois, der seit drei Iahren dem „Mil-
lionärklub" (so nannte man das amerikanische Oberhaus) angehörte,
wurde ein Opfer der Geldmachtfeinde. Den Trusts aber gehts noch
gut. Neulich nahm das Repräsentantenhaus eine Bill an, die den
Terminhandel in Baumwolle verbietet. Was Sully, Hayne, Brown,
Patton, Price geschaffen haben, soll künftigen Geschlechtern nicht mehr
die Laune verderben. Das Gesetz wird freilich nie den Weg ins Leben
finden; man könnte eben so gut das Gummikauen verbieten. Fraglich
ist auch, ob der „legitime" Baumwollhandel die Vernichtung des Ter-
mingeschäftes als Segen empfinden würde. Ein "Produkt von so labi-
ler Verfassung, das von Amerika aus den Weltmarkt beherrscht, ist
wie geschaffen für die ausgleichende Wirkung des Zeitgeschäftes. Man
sieht aus der Bill, wie impulsiv und unsachlich der Vankee handelt,
wenn er eine geschäftliche Neuerung einführen will. Nebenbei dient
die Verdammung des Spekulationgeschäftes natürlich auch der politi-
schen Agitation. In der zwölften Stunde ^or der Wahl ist jedes Mit-
tel zur Reklame brauchbar. Daß der Gesetzentwurf die Wünsche Derer
erfüllt, die eine Baumwollvalorisation wollen, thut nichts zur Sache.
Die Welt soll vergessen, daß vor nicht langer Zeit ein (von der Groß-
finanz geförderter) Vorschlag die Runde im Baumwollreich machte.
Auf ein beträchtliches Quantum Baumwolle sollte Vorschuß gegeben
und dadurch der Preis gehalten werden. Die Farmer, die ihre Anbau-
flächen begrenzten, sollten sich finanzieller Hilfe erfreuen. Giebts kei-
nen Terminhandel, so läßt sich eine solche Dauerhausse leicht bewirken.
Da aber die Regirung gegen die brasilianische Kaffeevalorisation wü-
thete, dürfte sie eine für Baumwolle nicht dulden. Deshalb wurde der
Plan aufgegeben und die Bill gegen den Terminhandel eingebracht.
Die gegen den „Money Trust" eingeleitete "Untersuchung ist bis-
her ertraglos geblieben. Und von der Gründung einer Centralnoten-
bank hört man kaum noch. Der Ausschuß des Repräsentantenhauses,
der dem Money Trust zu Leib gehen sollte, hat sich auf unbestimmte
Zeit vertagt. Im März 1913 geht die Legislaturperiode des regiren-
den Kongresses zu Ende; und was dann kommt, weiß kein Mensch.
Die Leiter der Banken, mit denen sich die Inquisitoren beschäftigten,
sollten eine Reihe indiskreter Fragen beantworten. Ueber ihre Be-

ziehungen unter einander (die Enquete umfaßte Nationalbanken,
Staatsbanken, Trustcompanies, Privatbankiers); über ihren Besitz
in Aktien von Industriewerken und Eisenbahngesellschaften; über ihre
Emissionen (man stelle sich vor, wie sehr gerade das Emissionkapital
sich als Fläche für Scheinwerfer eignet); uber die Verwendung der
Depositengelder. Besonders wurden die Gefühle der Bankleiter durch
das Ansinnen verletzt, über die Höhe der für Wahlzwecke geleisteten
Beiträge Auskunft zu geben. Stolz, im Bewußtsein ihrer Unnahbar-
keit, lehnten die Nationalbanken jede Auskunft ab; sie beriefen sich
auf das Gesetz, das die Grenzen ihrer Selbständigkeit bezeichnet, und
wollten als Aufsichtinstanz nur den „Kontroleur der Nationalbanken"
(Mister Murray) gelten lassen. Dieser Stolz, der Ausdruck des Mehr-
hntgefühles (in den Vereinigten Staaten giebts etwa 73011 National-
banken), würde seine Wirkung auf den Zuschauer nicht verfehlen,
wenn die Beziehungen der Banken zu ihrem „Aufseher" so wären,
wie sie sein sollen. Aber Mister Murray muß sehr kräftige Männer-
töne von sich geben, um die Nationalbanken zur Raison zu bringen.
Der Bankenwärter hat den Ursachen der Bankbrüche nachgeforscht
(auch die Kommission, die sich mit dem Money Trust beschäftigte, sollte
die Entstehung und Natur der Finanzkrisen prüfen) und dabei fest-
gestellt, daß übermäßiges Ausleihen von Geldern, also die berühmte
Verbindung kurzfristiger Einlagen mit langfristigen Engagements
(die auch im deutschen Bankenbezirk vorkommen soll), die Hauptur-
sache der Insolvenzen war. Da das Gesetz Bestimmungen über die
Darlehen, der Nationalbanken vorschreibt, verlangt der Kontroleur,
daß danach gehandelt werde. Bis in die ersten Septembertage sollen
die Banken alle ungesetzlichen Kredite beseitigen; wer in der Sünde
verhairt, wird bestraft. Der schuldigen Bank soll die Konzession ent-
zogen und die Leiter sollen als Verletzer der Eidespflicht gegen die Ge-
setze zur Rechenschaft gezogen werden. Das „Kreditproblem" wird also
drüben etwas derber angepackt als in Deutschland. Ob die Faust aber
wirksamer sein wird als die Ueberredungskunst,,ist zweifelhaft. Die
Nationalbanken sind bisher jedem Versuch, ihnen wehzuthun, ent-
schlüpft; und das Schicksal der berühmten Aldrichbill (Gründung ei-
nes Centralinstitutes für den Notenumlauf) berechtigt sie zu den besten
Hoffnungen. Auch uns, denken sie wohl, gehts nicht an den Kragen.
Die Monetary Commission, die von dem früheren Senator Al-
drich geleitet wurde, hat ihren Gesetzentwurf im Herbst 1911 veröffent-
licht; er sollte, hieß es, den Empfehlern der Centralbank weit entgegen-
kommen. Vorgeschlagen wird die Gründung eines Institutes unter
der Firma „National Ksssrvs ^ssoeistion «k tks Unitsä Ltstss" mit ZW
Millionen Dollars Kapital, von dem 1S0 Millionen einzuzahlen wä-
ren. Die Nationalbanken werden Mitglieder der neuen Centrale, der
sie ihre Notenprivilegien gegen Entgelt abtreten können. Die Noten-
ausgabe soll dann nur noch durch die „National Reserve Association"
besorgt werden. Der ist eine ähnliche Thätigkeit zugedacht, wie sie die

europäischen Zettelbanken haben; doch soll sie nicht unmittelbar mit Industrie und Handel, sondern nur mit den ihr einverleibten Banken arbeiten. Damit diese Banken aber die Minderung ihrer Kompetenz nicht allzu schwer empfinden, ist ihnen eine Erweiterung ihres Geschäftsfeldes zugedacht: Niederlassungen im Ausland; Annahme von Spargeldern; auch das Acceptiren von Wechseln. Das Bankaccept soll in Amerika endlich marktfähig gemacht werden. Da der Wechsel noch nicht in seiner Eigenschaft als Instrument des Kredites gewürdigt wird, wie in den europäischen Wirthschaftstaaten, wäre die Neuerung der Aldrichbill ein Fortschritt. Die Republikanische Partei vermeidet die Erinnerung an die Aldrichbill, weil die siegreichen Demokraten, als Gegner jeder Centralisirung, von der Reichsnotenbank nichts wissen wollen. Für sie ist ein solches Institut nur eine neue Zwingburg des Money Trust. Auch die Republikaner sprechen von der Notwendigkeit, Finanzkrisen und wirthschaftlichen Paniken vorzubeugen; aber sie glauben, daß der Schutz durch strenge Anwendung der Gesetze gegen unwirthschaftliche Perwendung der Bankgelder verbürgt werden kann. Der Triumph des Money Trust könnte von solchem Glauben abmahnen; gegen den übrigens noch ein anderer Umstand spricht.
Die größte Macht in den Vereinigten Staaten heißt Iohn Pierpont Morgan. Daß er „a toros «k nätnrs" sei, findet nicht nur sein englischer Biograph Karl Hovey (sein Buch „llks Lwry ok ^okn risrpont UnrZän" ist von dem Finanzkönig selbst durchgesehen worden), sondern auch die amerikanische Regirung, der er oft aus der Klemme half. Gewiß nicht, um den Retter des Vaterlandes zu spielen. Der Schwarze Donnerstag im Oktober 1907 war der Geburtstag der großen Zeit des Hauses I. P. Morgan öd Co. „I'Ks NorAsn «rAsnisstion is now «u tk« roäil to iiecominA tos ons powsrkul Isotor in tks worlä ok bäuking snci oieäii., in «'KioK Position its inklusves upon all businsss bs niore gsvisivs tksn ever", sagt der Biograph; und Mister Morgan hats gelesen und nicht geändert. Also muß es wahr sein. Und daß Morgan Haupt und Seele des Money Trust ist, wird mit eindringlichen Worten dem Leser zur Ueberzeugung gebracht. Die Kontrolle über die Umlaufmittel und den Kredit übt Morgan, dessen „giowtorskip ok monsy is sirssg)' mnen mor« s rsslitz? tkan s conesption ok tks imä^instion". Wie der große Schweiger der Börse in den Tagen der schlimmsten Panik, die sie je erlebte, geholfen hat, darüber 'weiß der Bericht der Money Com-Mission Einiges zu erzählen, das sich nicht mit der Auffassung des Biographen deckt. Herr Cortelyou, der in den Tagen der Krisis Schatzsckretär war, erzählte (als Zeuge vor dem Ausschuß), daß vom Schatzamt 25 Millionen Dollars, zur Linderung des ärgsten Druckes, hingegeben worden seien. Er habe die Verfügung über diese Gelder Morgan überlassen, ohne zu wissen, daß Dieser das ganze Geld auf die Börse werfen werde. Trotzdem das Schatzamt die Summe unverzin' lich auslieh, wurden den Entleihern von dem Bankierkonsortiun' Prozent Zinsen berechnet. Business is businsss. Daß eine KatastroZ-

wie sie im Herbst 1907 drohte, für alle Zeiten unmöglich gemacht sei, ist nicht anzunehmen. Die Mängel, die Stockungen im Geldumlauf bewirkten, sind bis heute noch nicht beseitigt worden. Das Clearinghouse-Komitee hat die „unbeschränkte Macht über Leben und Tod der Banken"; und da die Morgan, Rockefeller, Vanderbilt, Astor und Belmont das Regiment führen, so ist die Großmacht der Finanztitanen fest verankert. Institute, die weniger als 1 Million Dollars Kapital haben, können nicht Mitglieder des Clearinghouse werden. Wer aber würdig ist, in das Haus aufgenommen zu werden, bleibt, so lange seine Zugehörigkeit dauert, in der Gewalt der obersten Instanz. Dieser Absolutismus der reichsten Männer sollte als ein Vergehen gegen die Antitrustbill geahndet werden. Einstweilen aber stockt, wie ich schon sagte, die Untersuchung. Ohne Morgan gehts nicht: Das ist die allgemeine Ansicht. Die Gesundung des „amerikanischen Geistes", von der man spricht, wird im Bezirk der businsssmsn nicht schnell zu erreichen sein. Man denke nur an die „Investitionen", die den Eisenbahnen unentbehrlich sind, und überlege dann, ob es möglich ist, auf die Mitwirkung der „reichen Räuber" zu verzichten. Da die Großfinanz den Schlüssel zum Geldschrank hat, kann man sie nicht gerade dann einsperren, wenn Geld gebraucht wird. Diese Gewißheit schützt die Trustmänner, wie eine Hornhaut, gegen die Speere der Feinde, Und die Stelle, auf die das Lindenblatt fiel, hat noch Keiner getroffen. Schade, daß Deutschland dem Schauspiel nicht als ein unbetheiligter Aesthet zusehen kann, sondern „mitstatiren" muß. Ladon.

## Ein Brief.

^Wochgeehrter Herr Harden, gestatten Sie einem Prager, der aus alter prager Familie stammt, das „Glück" genossen hat, als Kind deutscher Eltern die deutschen Schulen Prags zu besuchen, hier das Gymnasium, die Hochschule zu absolviren, dann sich hier eine Existenz erkämpfen zu müssen, einige Worte auf den vor vierzehn Tagen in der „Zukunft" veröffentlichten Brief zu erwidern. Der Schreiber will von einer Schmälerung der Interessen der prager Deutschen nie und nirgends Etwas bemerkt haben; er hat nicht einmal eine Hemmung der Bequemlichkeit eines Deutschen beobachtet. Wer, wie ich, als Schuljunge wegen des Besuches der deutschen Schule geprügelt wurde, wer die Plünderungen von Läden im Iahr 1897, die Hetzjagden auf die deutschen Studenten, die jammervolle Haltung der damaligen prager Stadtväter und Aehnliches gesehen, die systematische Zurücksetzung der deutschen Landesbeamten, die Ausmerzung

auch des letzten deutschen Vertreters aus der prager Stadtvertretung, die Straßentafelkämpfe, die Parteilichkeit des Landesausschusses, des Magistrates empfunden oder am eigenen Leib erfahren hat, Der denkt anders. Der Briefschreiber versuche doch, als deutscher Prager (denn die Ausländer werden in neuster Zeit mit der von ihm als „beschämend" bezeichneten Liebenswürdigkeit behandelt) beim prager Magistrat einen in deutscher Sprache ausgefertigten Heimathschein zu verlangen! er versuche, selbst in Militärangelegenheiten oder Steuerfachen deutsche oder auch nur zweisprachige Zuschriften zu erhalten: er wird staunen. Er versteigt sich auch zu der kühnen Behauptung, im 'Nationalgefühl der Czechen sei kein deutschfeindliches Element enthalten. Er höre sich nur einmal das berüchtigte Hromapekto-Lied an, das bei jeder Massenansammlung vor dem Deutschen Haus in Prag gesungen wird; er steige einmal, wenns ihm nicht zu wenig „nobel" ist, in die Dritte Wagenklasse und höre, wie Czechen da über Deutsche reden; er beachte, daß vor den deutschen Schulen Wachtposten aufgestellt werden müssen, damit die czechischen Schulkinder nicht mit den deutschen in Streit gerathen. Wie fanatisirt die Czechen bei der Sokolfeier waren, habe ich aus eigenem Auge gesehen, als ein junger czechischer Arbeitloser einen Landsmann anschoß, von einem Arbeiter und von mehreren in ihrer Sokoltracht auf dem Wege stehenden Turnern verfolgt wurde und sich schließlich selbst erschoß. Sofort war das Gerücht verbreitet, ein „bursoksk" (czechischer Ausdruck für einen Farben tragenden Studenten) habe einen Sokol erschossen. Trotzdem die Polizeibeamten und die herbeigeeilten czechischen Iournalisten sich, in Gemeinschaft mit mir, bemühten, die Leute, die sich zu Hunderten angesammelt hatten, aufzuklären, waren sie von ihrer Meinung nicht abzubringen. In jedem Czechen, selbst in dem höchstgebildeten, steckt grimmiger Deutschenhaß; und heute ist eine Generation herangewachsen, die meist kaum noch Deutsch spricht, das Deutsch bei jedem öffentlichen Anlaß vermieden wissen will, zum großen Theil vom czechischen Staatsrecht träumt und den Deutschen nicht nur aus Prag, sondern aus ganz Böhmen vertrieben sehen möchte. Die Deutschen, die ihre Heimathstadt Prag verlassen können, thun es seit Iahren. Die großen deutschen Firmen verlegen ihre Hauptgeschäfte von Prag nach Wien. Und für uns, die wir in Prag bleiben müssen, ergiebt sich nur der traurige Ausblick in die Zukunft, entweder unsere Kinder die Heimath verlassen oder der Czechifirung verfallen zu sehen.

Mancher Brief brachte ähnliche Einwände; mancher auch die Behauptung, der Prozentsatz der prager Deutschen sei viel (bis ums Bierfache) höher, als er von dem Schreiber des ersten Briefes angegeben wurde. Was ist Wahrheit? Die Deutschen leiden, die Czechen sind unzufrieden. Dem Nachbar, der sich bemüht, nicht blind Partei zu nehmen, bleibt nur die Hoffnung, daß der Konferenz im Herbst gelinge, einen beiden Völlern gerechten Ausgleich zu finden.

Herausgeber und uerantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck uon Paß S Garleb S. m. b. tz. in Berlin,

Berlin, den 17. August 1912.
Perideipnon.
Leichenbretter.
Lustren ists her. Aus Ostasten, wo er Kommandant der
Kreuzerdivision war, hat Admiral Tirpitz ins Reichsmarine-
amtden Planmitgebracht, dieKiautschaubuchtnebstihremHinter-
land fürs Deutsche Reich zu erwerben. Ungefähr fünfhundert-
zwanzig Quadratkilometer. Ostchina; Provinz Shantung. Noch
ist Frühjahr. Dem Kanzler Hohenlohe und dem Staatssekretär
Marschall ist nicht gelungen, die Bewilligung der beiden Kreuzer
durchzusetzen, die vomReichstag verlangtwordensind. Amsechs-
undzwanzigsten Juni wird in Kiel (anBord der„Hohenzollern":
auf den selben Planken, wo er zwölf Iahre danach, am selben Ka-
lendertag, verabschiedet wurde) derBotschafterBernhard vonBü-
low zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt und
der Aufgabe verpflichtet, Deutschlands »Weltpolitik" vorzube-
reiten. Im Herbst werden in Shantung zwei deutsche katholische
Missionare gemordet. Da die chinesische Regirung die vom Ver-
treter des Deutschen Reiches geforderte Genugthuung nicht geben
kann (oder will), besetzt am fünfzehnten November Admiral von
Diederichs die Forts von Kiaütschau mit deutschen Marinetrup-
pen. Der letzte Adventsonntag bringt in die Stille des germa-
nischen Iulfriedens und der selig-fröhlichen Weihnachtstimmung
die Kunde, daß Prinz Heinrich von Preußen mit einer Division
nach Ostasien gehe, um in der gelben Welt etwa sich regenden
Widerstand zu brechen. Am sechzehnten Dezember 1897 nimmt

der Kaiser in Kiel von dem BruderAbschied und spricht: »Sollte
je irgendwer unternehmen, uns anunserem gutenRechtzukränken
oder uns schädigen zu wollen, dann fahre drein mit gepanzerter
Faust und, so Gott will, flicht Dir den Lorber um Deine junge
Stirn, den Niemand im ganzen Deutschen Reich Dir neiden wird."
PrinzHeinrich antwortet: »Mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht
Lorber, mich zieht nur Eins: das Evangelium Eurer Majestät
geheiligter Person im Ausland zu künden, zu predigen Iedem,
der es hören will, und auch Denen, die es nicht hören wollen. Dies
will ich auf meineFahne geschrieben haben und will esschreiben,
wohin ich immer gehe." Die gepanzerte Faust hebt sich nicht zum
Schlag.AmsechstenMärz1898wirdderVertragunterzeichnet,der
die geforderte Landstrecke dem Deutschen Reich auf neunundneun-
zig Iahre verpachtet. Schnell wird aufs Holzpapier Oeffentlicher
Meinung ein ungeheurer Erfolg gebucht. Hat der Prinz nicht, nach
langem Mühen, einen Bruch des geheiligten chinesischenHofcere-
moniales durchgesetzt und ein Neidempfinden geweckt, das allen
Fremden ringsum die Wange ins Asiatische gilbt? Nach seiner
Rückkehr hört Alldeutschland staunend, er habe »eine große, ge-
waltige Aufgabe gelöst". Liest aber auch in der Händlerpresse, die
im Taumel einer Aufschwungszeit winzige Reisstauden in den
Himmel wachsen sieht, der Werth des neuen Besitzes sei „unend-
lich höher" als unserer »afrikanischenWüsten". I.ä curee! Sputet
Euch: sonst ist dieBeute vertheilt, ehe Ihr auf demIagdplatz an»
gelangt seid. Auch draußen fürchtet mans; drum greift England,
greift Rußland zu: und aus Chinas Boden brodelt die alte Mär
auf, die Nntüchtigkeit der Mandschudynastie werde das Reich
zerstücken. Das steht, dreißig Monate nach der kieler Botschaft,
in rothen Flammen. DerDeutscheGesandte ist in Peking getötet,
das Blut deutscher Soldaten vergossen worden und allen Euro-
päern droht ringsum Lebensgefahr. Neue Truppen werden hin-
ausgesandt, um, nach Wilhelms Wort, »exemplarische Rache zu
üben". Fünfzehntausend Mann. Für Alles ist, für Khakikleider
und Tropenhelme, vorgesorgt, aus Berlin sogar der Kinetograph
nachWilhelmshaven geschafft worden, auf daß er dieAbschieds-
Paraden und die Einschiffung der Rächerschaar für eine Ewigkeit
im Bild festhalte. Gewaltige Worte dröhnen an unser Ohr. „Ein
historischer Augenblick, der einen Markstein in derGeschichte un»

seres Volkes bedeutet", ist gekommen. „Der Ozean ist unentbehr-
lich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß
auf ihm und in derFerne jenseits von ihm ohne Deutschland und
ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen
darf." So sprichtWilhelm; ruft in schön klingendem Zorn, er werde
„eineRache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen
hat", und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen sieg-
reich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden
diktiren". China soll „zu Boden geschmettert werden, bis es auf
den Knien um Gnade fleht". DenzurAbfahrt gerüsteten Truppen
befiehltderKriegsherr.drübenkeinenPardon zu geben, keine Ge-
fangenenzu machen, jeden überwältigtenFeind zu töten und, nach
dem Beispiel Attilas und seiner Hunnen, in Ostasien einen tausend
Jahrelang nachwirkenden Schrecken zu erregen. Und diesem Be-
fehl läßt er die Hoffnung folgen:»GottesSegen möge anEure Fah-
nen sich heftenunddieserKriegdenSegenbringen.daßdasChristen-
thum inChina seinen Einzug hält. DafürstehtIhr mir mitEurem
Fahneneid!" »So lange Moses seine betenden Hände emporhielt,
siegte Israel; wenn er aber seine Hände niederließ, siegte Amalek.
Wir wollen nicht nurBataillone von Kriegern mobil machen, son-
dern auch eine heilige Streitmacht von Betern. Unsere ins Feld zie-
hendenBrüder sollen der starkeArm sein, der die Meuchelmörder
bestraft; sie sollen die gepanzerteFaust sein,die in das wüsteTreiben
hineinfährt; sie sollen mit demSchwertinderHand fürunferehei-
ligsten Güter eintreten. DeralteGott lebt noch. Der große Alliirte
regirt noch, der Sünde und Frevelthat nicht triumphiren läßt, son-
dern seine heilige Sache wider ein unheiliges Volk führen wird.
Wir glauben an die heiligeMacht der Fürbitte. Was die Gebete
eines Moses vollbracht, sollten nicht auch unsere Gebete ver-
mögen? Gott hat keine Silbe von seinen Verheißungen zurück-
genommen. Treue Gebete können noch heute die Drachenbanner
in den Staub werfen und die Kreuzesbanner auf die Mauer
pflanzen. "Aber»einerAuftheilung des weiten chinesischenReiches
werde ich mich mit der größten Entschiedenheit widersetzen. Der
Chinese ist nun einmal an eine centrale Regirung gewöhnt und
das bisherige Kaiserreich bietet uns und unserem Handel den
günstigsten Zustand." Vier Iahre zuvor hat der Kaiser ein Bild
veröffentlicht, das die Großmächte als gepanzerte, vom Erzengel

deutscherNationzum Kampf „widerBuddhaunddiegelbeRasse" aufgerufene Damen zeigte. (In einem langen Leben, hat Bismarck damals gesagt, »ist mir Allerlei eingefallen, nie aber, daß man auch mit Bildern Politik machen könne".) Ietzt spricht in Bremerhaven Wilhelms Mund: »Ich beabsichtigte, durch meine Zeichnung .Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter', da sich die Worte zu leicht verwischen, derWelt einen Fingerzeig zu geben; aber mcincWarnurigen blieben unbeachtet." Sie werden wiederholt; die gelben Völker als Europens schlimmste Feinde vors erschrccktcAuge gestellt. Kalt soll.nachlangenIahrhunderten, nun dieRache fürallcMongolengräucl geschlürft,der Kampf der fürihre heiligsten Güter fechtenden Europäcrvölkerwider die gelbe Rasse bis zum entscheidenden Siege geführt und nicht eher dem Ganzen Halt geblasen werden als in der Schicksalsstunde, da China zitternd im Staub liegt und im Diskant der Entmannten nachBarmherzigkeit winseltundFrieden erfleht, Frieden uinjeden Preis. Weithin hallt die Verheißung. Ward sie erfüllt?

An den Wänden chinesischer Tempel, Paläste und Bürgerhäuser sind, heute noch, Sittenregcln aus uralter Zeit zu lesen. An den letzten Hia-Kaiscr wird da erinnert, der von seinem Ersten Minister gestürzt wurde.nachdem er sich laut gerühmt hatte: „So lange die Sonne die Welt erleuchtet, werde ich herrschen. Ich fürchte nichts; denn meine Machtist unbeschränkt. Ich werdejeden Widerstand brechen und Niemand wird gegen mich offene Empörung wagen. "Und die Folger ins höchste Amt werden feierlich gewarnt. „Beginnet,IhrHcrrscher,nic, wasIhr später vielleicht, in Reue, nicht begonnen haben möchtet." »Mischet Euch nicht in allzu vieleAngelegenheilen: denn nicht allekönnetIhr übersehen und jedes neue Geschäft bringt auch neue Sorge." „Sprechet niemals zu viel: denn wer viel spricht, sagt oft, was er nicht sagen sollte. Hütet drum Eure Zunge undscidsparsammitEurerRede!"

In einem Börsenbericht vom sicbenzehnten Iulitag des Iahres 1900 aber konnte der Deutsche lesen: »Die Stimmung schwächte sich nicht ab, weil das Ereigniß schon in den Kursen escomptirt worden war. Auch wurde darauf hingewiesen, daß der Krieg den Koh!enverbrauch steigcrnwcrde. Ferner müsse man für die ungehenrcMengc des zerstörten und noch zu zerstörendenMaterials Ersatz schaffen. Vielfach, besonders in dentzüttenrevieren, ist die

Stimmung sogar besser geworden; man glaubt allgemein, daß die
chinesischen Wirren belebend auf den Markt wirken müssen."
Die Wirkung bleibt hinter dem Hoffen zurück; denn China
entschlüpft der schlimmsten Gefahr und bald drücktmanche Schaar
der zum Kreuzzug vereinten Völker sich seitwärts in die Büsche,
an deren Zweigen ihr eine Profitmöglichkeit sproßt. Als in Pet-
schili dem deutschen Generalissimus die fünfte Woche der Ober-
befehlsherrlichkeit sich zum Ende neigt, wird schon über den Frie-
densschluß verhandelt. Am siebenten September 1901 in Peking
das»Verständigungprotokol" unterzeichnet. Drei Tage zuvorhat
im Potsdamer Neuen Palais der neunzehnjährige Prinz Tschun
vor dem Kaiser gestanden. Nichtgekniet; auch nichtum Verzeihung
gebeten, sondern nur »das aufrichtige Bedauern seines allergnä-
digstentzerrnausgedrückt,derdenunseligenWirrenzwarganzfern
stand,aber nach demseitIahrtausenden imKaiserhaus vererbten
Brauch die Schuld auf seine geheiligte Person genommen hat."
Sühneprinz: so ward der Knabe Tschun von der rothen Presse ge-
tauft. In Peking haben die Truppen vor ihm in Parade gestanden
und das Gewehr präsentirt. Dann gings, nach feierlicher Verab»
schiedung, mit einer Ehreneskorte nach Tien-Tsin und Shangai,
wo im Deutschen Generalkonsulat eine Galatafel des Kömmlings
harrte; und als dieAnker gelichtetwaren, hatte einpreußischer Ge-
neral den Ehrendienst, ein preußischer Lieutenant das Amt des
Reisemarschalls zuversehen.Zweiandere deutsche Offiziere reisen
dem Mandschu bis nach Basel entgegen. Da stockt der Zug. Der
Tatarenknabe soll im potsdamer Muschelsaal »Kotau machen",
dreimal mit derStirn denBoden berühren und neunmal dasHaupt
bis zur Erde beugen? SollseinBußsprüchlein erst aufsagen, wenn
derScharlachstift des Chinesenkaisers demVerständigungprotokol
Rechtskrast gegeben hat, und imNamen des Boghdo-Khans dann
demüthig um Verzeihung flehen? Nein. Aus Basel bringt ein
eisiger Augustmorgen die Botschaft: Pardon wird nicht erbeten,
Kotau wird nicht gemacht. Thutnichts. Des Sühneprinzen Kaiser-
liche Hoheit darf in den Sonderzug klettern. Wird in Potsdam
vom Stadtkommandanten empfangen und in vierspänniger Gala-
kutsche an die Rampe des Orangeriepalastes befördert, dessen
Prunkgemächer sich dem hohen Gast aufthun. Als er das Be-
dauern gestammelt und ein auf gelbe Seide gepinseltes, in gelbe

Seide gebundenes Schreiben aus dem Kabinet des Himmels»
sohnes überreicht hat, darf er auf Filzfchuhen die Front einer
Ehrencompagnie abschreiten undalsseinenGastinderOrangerie
den Kaiser begrüßen; wird der Kaiserin vorgestellt, zu einem Ge-
fechtsexerziren, einer Dampferfahrt, einem Kaisermanöver ein-
geladen. So endet die Bubfahrt; über die ganz Europa sich nicht
wenig gewundert und der Fürst Bülow spät den Epilog gesprochen
hat: »Ich denke.wir haben an einem Sühneprinzen geradegenug
gehabt." China? Dem gem ordctcn Freiherrn von Ketteler wird ein
Denkmal gesetzt. ZwciPrinzen werden verbannt (und freuen sich,
bis ihnen beliebt, zurückzukehren, an der Reichsperipherie ihres
Lebens), sechs Mandarinen zum Tod verurtheilt, fünf Tote im
Grab rehabilitirt, drei dcgradirt. Den Fremden wird in Peking
ein besonderes Stadtviertel angewiesen und jede Gesandtschast
darf sich fortan eine Wache halten. Den Großmächten, deren
Rächeraktion es frevelnd hcraufbeschwor,mußChina, bis ins Iahr
1940, vierundeinhalbhundert Millionen Taels zahlen (die ihm
der Erdwesten borgt); und darf zu diesem Zweck seine SeezöUe
erhöhen (einen stattlichenTheil der Entschädigungsumme also auf
die europäischen und amerikanischen Händler abwälzen, die über
See Waaren einsühren). Das ist der Ertrag des Kreuzzuges.
Weder wurde dem Christenglauben ein breiterer Weg ins Reich
derMitte gebahnt noch der Chinesen EhrfurchtvorEuropas Kul»
tur vertieft noch gar die Einheit großmächtiger Menschheitinter-
essen bewiesen. Wofür haben deutsche Soldaten in China ge-
schwitzt, gelitten, geblutet? DerDrache lebt, sein Banner sank nicht
in den Staub und noch gebieten im Weltosten der Buddha, die
Weisen Kong-Fu-Tse und Lao-Tse den Seelen. Doch Graf Wal-
dersee, der Generalissimus, dem dieStadtHannover den Einzug
des Triumphators bereitet, ruft durchs Reich: „Andere Namen
sind verblaßt; der deutscheName ist hochgegangen. DieSegnun-
gen der einjährigen Expedition, auf die Deutschlands Iugend mit
Stolz blicken darf, wird unser Vaterland und unsere Kirche bald
empfinden." Vaterland und Kirche. Geschäft und Glaube.
Drei Lustren ists her, seit der Handel begann. Noch hat die
Segnung sich nicht offenbart. Ostasien ist nie wieder in rechte Ruhe
gekommenundChinasLeibinjedemIahrfünft mehr geschrumpft.
Korea, Mandschurei, Mongolei sind ihm verloren. Log die Weis.

sagung, die kündete, die Mandschudynastie werde, in Trägheit
und Selbstsucht, dasReichzerstücken? Leise streutSunyatsen, ein
amerikanisirter Chinese, Iournalist und Doktor gar, seinen Samen
ins gelockerte Land. Unter der sichtbaren Erdschicht entsteht die
„PolitischeGesellschaftderRetter". Sie unterhöhlt den Drachen-
thron, zertrümmert ihn, verbannt den Kaiser, die Prinzen, nimmt
den Mandarinen die Pfauenfedern, Rangknöpfe und andere
Gunstzeichen, holt die gelbenDrachenbannernieder und hißt eine
rothe Empörerflagge, schneidet Beamten und Bürgern den Zopf
ab und mummtAlles, Reich und Arm, AltundIung, ins Gleich-
heitkleid freier Republikaner. »Nns und unserem Handel bietet
das Kaiserreich den günstigsten Zustand": hatWilhelm an einem
Augusttag des Iahres 1900 gesagt. Dieses Kaiserreich ist nicht
mehr. Unermüdlicher Eifer hat dieDeutschen als die ersten Störer
der Chinesenruhe verdächtigt. »MitKiautschau fing es an. Ohne
die erzwungene Pachtung wäreRußland nicht, trotz Lis Warnung,
bisandieStraßevonTschilivorgedrungen,Iapan nicht so schnell
erstarkt, Chinas Besitz nicht um ungeheure Strecken geschmälert
und mit Kriegsschuld belastet worden. Deutschland ist aller Gelben
grimmigster Feind." Deutschland wird heimlich gehaßt und der
neue Mitregent Morrison wird deutschen Händlern das Leben
nicht erleichtern. Manche große Entscheidung ist inzwischen »ohne
Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser" gefallen. Ihre hei-
ligsten Güter glauben Europas Völker dadurch zu wahren, daß
sie, in hastigem Wettbewerb mit Nordamerika, den Chinesen Geld
anbieten, viel mehr, als die verschmitzten Republikaner der Erd-
mitte haben wollen. Wir möchten das Pumpgeschäft mitmachen;
meiden jede Erinnerung an das Bild und die Reden der Kreuz-
zugszeit. Und Prinz Heinrich von Preußen geht, anMutsuhitos
Gruft den Bruder, den Kaiser zu vertreten, nach Iapan.
Fehlt der Leitung unseres Reichsgeschäftes nicht manchmal
vielleicht doch das richtige Augen- und Ohrenmaß? Nnfer Ver-
hältniß zu Iapan (das Vertragspflicht und Nothdurft anBrita-
nie«, Rußland und Frankreich ketten) ist so gut, wie es nur sein
kann, und in China ist keine Europäermacht uns voraus: sagen
die Offiziösesten. Was habensienichtschongesagt? IhrerMeister-
schaft in der Kunst des»Umfrisirens"mögensiesich rühmen. Stets
kommt die Stunde, die das Kämmwerk zerwirbelt, die Brillantine-

spur im Sturm verweht und erkennen lehrt, was war und was ist.
Alles gegen die, gelbe Gefahr" Geredete und Gethane ward längst
zur Last. Preiset mit Posaunenbäckchen also unseren herzlichen
Verkehr mit Ostasiens Völkern! Wie wars dennindenislamischen
Reichen? In Marokko sind wir obenauf; Abd ul Aziz, einst die
Drahtpuppe der Franzosen, ist, seit Tattenbach ihn massirt hat,
unser Mann. Er wird abgesetzt. Um so besser: Muley Haftd ge-
hört uns mit Haut und Haar. Da wir die Haut darben, das Haar
zausen lassen, wendet der Enttäuschte sich den Franzosen zu; duckt
sich ins Protektorat, steigt vom Scherifenthron und pilgert, vis
Gibraltar-Marseille, mit Pension, Harem und Kamera gen Vichy.
In der Türkei? Das Konsortium von Reval mag, Briten, Russen,
Franzosen, die feinsten Finten ersinnen und alle Trümpfe häufen:
wirhabenAbdulHamid;denStärkstenundSchlaustenin Osmans
Erdbezirk. Er wird abgesetzt und eingesperrt. Kein Unglück, heißts;
fortan vertritt Mahmud Schewket Pascha unsere Sache. Der
ist rein wie Gold und unbrechbar wie Edelstahl. Er wird weg-
gejagt; seine Sippe (wie hierschon im Winter vorausgesagt ward)
aus allenPfründenundMachtwinkeln geschwefelt. Das, schallts
nun, ist von ungefähr gelungen; den Iungtürken, auf die niemals
rechter Verlaß war, folgen die Männer aus der Zeit des alten
Regime; unsere Leute; wir sind geborgen und unser Türkischer
Weizen blüht prächtiger als je. Das nehmen wir hin. Alles. Und
sträuben uns, so lange es irgend geht, gegen den leidigen Rück-
blick, der zeigt, wie oft unsere Geschäftsführer auf die falsche Karte
gesetzt, wie oft großen Aufwand nutzlos verthan und.als bergeihr
Auge den von Plinius als Unheilsbringer erkannten Doppelstern,
Denen,die sie inderMachtzu halten trachteten, die Wirkensdauer
gekürzt haben. Wie Kinder, an Spuk gläubige, beschwatzt man uns.
Zum zweiten Mal geht Prinz Heinrich von Preuß ennach Ost-
ästen. Die deutscheFaust hat sich entballt, entpanzert, in die Farbe
mitfühlender Trauer gehüllt. »Möge Ieder dort wissen, wie hoch
wir Glauben und Sitte, Kraft und Kunst der ostasiatischen Völker
schätzen und wie lebendig der Wunsch ist, ihre Freundschaft..
IZesurrectionists.
Der Sultan, schrieb Boris Alezejewitsch Galizyn an Peter,
seinen Zögling und Herrn, »betrachtet das Schwarze Meer als

sein Haus, in dem Fremde nichts zu suchen haben, oder als eine
im Harem allen Blicken verborgene Iungfrau; er würde eher seinen
Truppen den Befehl zum Krieg als anderen Mächten die Erlaub-
niß zurFahrt durch diesestürkischeBinnenmeergeben.»Daswar
der Pontos Euzeinos wirklich bis zum Ende des siebenzehnten
Iahrhunderts. WerByzanz hatte,warHerr desPontos; seit der
Türkenkhan auf dem Stuhl des Basileussaß,durftezwischenBal-
kan und Kaukasus nur die Halbmondflagge wehen; und so wichtig
dünkte die Erben Mohammeds dieser Besitz, daß schon unter
Mustafa dem Zweiten, um die Zeit des Friedens von Karlowitz,
ein türkischer Staatsmann warnend rief: »Wenn fremde Schiffe
je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen,
schlägtdemOsmanenreich die Sterbestunde." Diese Weissagung
darf man (wie die meisten) nicht wörtlich nehmen. Aus den Dampf-
kesseln der russischenFlotte zieht derOualmüber den Pontos hin:
und noch immer sehen wir die Großmächte um die ungeschmälerte
Lebensdauer der Türkei bemüht. Doch schon 1683, ehe Peter in
Asow den Schlüssel zu einem Nebenthor des Schwarzen Meeres
einsteckte, sprach der baumburger ChorherrPoysel von dem Sultan
als von einem Kranken, dem zehn Aerzte (so viele sinds jetzt kaum)
mit Diagnosen und Heilmitteln nahen; und ein Iahr danach der-
glich derBritenbotschafter SirThomasRoe das Reich Mustafas
dem Leib eines siechen Greises, der sich und Andere über die Ge-
fahr seines Zustandes täusche. (So alt ist das vinZect vwrä vom
Kranken Mann.) Asow, das der zweite Mohammed den Nach-
fahren Tamerlans abgenommen hatte, ist zwölf Iahre nach dem
Frieden von Konstantinopel wieder türkisch geworden und erst
Münnich hat, mitAnnas Heer, denFlecken an der Donmündung,
nach sechsmonatiger Belagerung, endgiltig demReussenreich er-
obert. Im Frieden von Belgrad mußte Mahmud ihn, 1739, den
Moskowitern abtreten und konnte sie nurnochzurSchleifungder
Festungwerke verpflichten. Vorher hatte Montesquieu geschrie-
ben: vu svec etormement!a faiblesse äe I'empire äesOsrnanIin5.
O corps mäwäe ne se soutient pas par un regime cZoux et tempere,
mais par cies remeltes violents qui I'epuisent et le minent sans cesse.
Hvsnt cteux siecles cet empire sera le tkeätre äes triompkes äe quelque
conquersnt.- Nachher spöttelte Voltaire, er sei noch lange nicht so
krank wie der Türke. Seit die im Harem geborgene Iungfrau von

dcnRiissen begehrt, der Pontos denFremdennichtmehr axeinos,
sondern euxeinos ward, dämmerte der Khalifenherrlichkeit der
Abend; war die unantastbare Selbständigkeit des Türkenreiches
dahin. Katharina hats schon im dritten Lustrum ihrer Regirung
erreicht.DerVertrag vonKutschuk«Kainardjigab 1774ihrerHan»
delsflotte dasRechtzufreierSchiffahrtimSchwarzenMeer.das,
als neun Iahre später der Tatarcnkhan geschlagen und die Krim
erobert war,zweiStaaten an seinenUfern herrschen sah, also nicht
mehr ein türkisches Binnenmeer genannt werden konnte. Auch
nicht ein mare clausum? Die Russen können hinein, doch nicht her»
aus. DerSultan hält denBosporusschlüssel fest in derHandund
sperrt noch immer den Weg, der über Asow und die Krim nach
Byzanz führen sollte. Rußland darf im Schwarzen Meer thun,
was ihm beliebt, und ist da unangreifbar; darf es aber nicht auf
der ins Mittelmeer führenden Straße verlassen und empfindet,
noch unter der großen Zerbsterin, die Schmach solcher Käfigfrei-
heit. DerPontos mußRußlandsBinnenmeer werden: nach dem
Frieden von Iassy wards in Moskau, in Peters Stadt dasFeld«
geschrei lärmender Patrioten; und blicbs ein Iahrhundert lang.
Bonapartes Einfall in Egypten und die vor und nach der Grün-
dung des napoleonischen Kaiserreiches bis an die Orientpforte
drängende Iakobinergefahr verbündet nach langem Hader dem
Sultan den Zaren. Katharinas Sohn Paul schickt Selim dem Drit-
ten die mit viertausend Moskowitern bemannteFlotte nach Kon-
stantinopel.um ihm bei derAbwehr französischerAngriffe zu helfen:
und nun öffnen sich Dardanellen undBosporus endlich russischen
Kriegsschiffen. Endlich; einmal. Das Schutzbündnis^ währt nicht
lange; bald liegen die Erben von Byzanz, der im Besitzrecht woh-
nende und der über den Pontos lugende, wieder in Streit. Bona-
parte hetzt, nachAusterlitz, den Sultan in den dritten Krieg gegen
Rußland und erlistet, in Tilsit, Alexanders schwärmerisch anbe-
tende Freundschaft. WilldenmitwachsendemUngestümgesorder»
tenPreis abernichtzahlen. Hardenberg läßt seinen altenPlan der
Türkeitheilung durch Kalckreuth wieder vorbringen; Rußland soll
Bulgarien, Rumelien, einStück derDonaufürstenthümerunddie
Meerengen bekommen, Oesterreich überBosnien, Serbien, Dal»
matten herrschen, Frankreich denStaat derHellenen und dieInseln
seinem Imperium einfügen. Doch was konnte Alexander, nach

Iena, von Preußens Beistand noch hoffen? Zur Erfüllung feines
brünstigenPhantastenwunsches vermagnurderallmächtige Korse
ihm zu helfen. Der ist demSu ltan verbündetund, imNimbus seiner
Siege, am GoldenenHorn so stark, daß General Sebastiani, sein
Gesandter, den Aufruhrversuch des englischen Kollegen mit einem
Wort niederzwingt: die Britenflotte, dieArbuthnot, uinden fran-
zösischen Einfluß zu dämmen, ins Marmarameer gerufen hat, muß
unter demFeuertürkischerBatterien abdampfen. Englands poli-
tische Moral, die uns so oft allzu schöne Reden priesen, wird von
dieser Episode aus grell beleuchtet: die Sultane sollen in ihren
Entschlüssen frei, die Meerengen allen Fremden geschlossen sein,
so lange das englische Interesse nicht darunter leidet; nicht eine
Stunde länger. Hofft man in London den winzigsten Bortheil
davon, dann mag irgendein Admirul Duckworth sein Geschwader
bis dicht an die Mauern von Pildiz steuern. Noch ist, im Früh-
ling 1807, der dreiste Handstreich mißlungen. Aber Selim, den
hastige Reformfucht den Altgläubigen verhaßt gemacht hat, kann
sich nicht halten und wird am siebenundzwanzigsten Maitag ent-
thront. Während einerTruppenschau, an der Alexanders „Para-
domanie" sich in Tilsit weidet, erhält Napoleon von Sebastian;
die Meldung. Armee und Volk gegen den Sultan, der sich wider
das Berhängniß nicht zu bäumen wagt, und vor Osmans Reich
morgen dieGefahrsicherenBerfalls. »DieBorfehung selbst sendet
mir diese Botschaft, um mir zu zeigen, daß die Türkei nicht mehr
lebensfähig ist!" So ruft (nach Savarys Bericht) Bonaparte;
und erklärt, Selims Sturz löse ihn, löse sein Gewissen von allen
Banden und gestatte ihm, dernichtderPforte, sondernnurdiesem
Sultan sich verpflichtet habe, der Orientfrage nach freiem Ermessen
die Antwortzu suchen. Wie mag das Schwärmerauge Alexanders,
der neben ihm hielt und Sebastianis Rapport lesen durfte, auf-
geleuchtet haben! Für kurze Zeit freilich nur. Der Imperator (der,
wie Champagny an Caulaincourt schrieb, die Türken nie geliebt,
immer für schädliche Barbaren gehalten hat) wurde zwar senti-
mental und schien bereit, dem neuen Freund alles Ersehnte gern
zu gewähren. Er hatte im Occident Grenzen und Throne verrückt
und war berufen, auch im Orient nun nach feinem Belieben Ord-
nung zu schaffen. Rußland durfte zu dieser organisatorischen Ar-
beit mitwirken; doch das Tempo wollte er selbst bestimmen. Hier

begannAlexanders Enttäuschung. DieTürken, so dozirtLaetitias
Sohn dem Enkel Katharinas, gehören nicht nach Europa, sind
auf unserem hellen Erdtheil ein häßlicher Fleck und müssen nach
Asien zurückgedrängt werden. Aber langsam; ganz langsam. Einst-
weilen darf man sie nur »komprimiren"; ihnen ein paar Provinzen
nehmen, in denen sie noch belästigen, doch nicht mehr herrschen.
Eine richtige Theilung wäre heute noch eine allzu gefährliche Ope-
ration, die zunächst den franko-russischenBund lockern, dieFreunde
in einenInieressenstreit verwickeln könnte. Rußland mag sich des
Besitzes derMoldau und derWalacheifreuen, vielleicht auch vom
Bulgarenland einen Fetzen für sich abreißen. Frankreich kann
sich in Bosnien, Dalmatien, Albanien, Griechenland sättigen.
Vielleicht; ganz sicher ist er seiner Sache nicht (mon Systeme sur ls
lurquie ckancelle et est au moment cle wmber, schreibt er an Talley»
rand). Fühlt, zum ersten Mal, tief aber die Nothwendigkeit des
Friedens, der ihm doch, sobald das Orientproblem Europa auf-
rüttelt, wieder entgleiten muß. Wenns unvermeidlich wird, wenn
England mit anderen Mitteln nicht zu bändigen ist und er im
Baltikum oder auf Asiens altem Boden die russische Macht gegen
den Todfeind braucht, bleibt keine Wahl: muß er dem Zaren den
Weg an das Ziel seiner Sehnsucht bahnen. Noch aber möchte er
ihn mit einer Hoffnung füttern. Unaufschiebbare Pflicht ruft nach
Paris. Alexander hat seinen Besuch zugesagt. Da kann man in
allerRuheüber den großen Gegenstand weiterreden. Pauls Sohn
schlürft gierig den Zaubertrank, den derKorse kredenzt. Begehrte
nicht schon Katharina den moldo-walachischen Zuwachs? Der
Gossudar, der dem Reich diese Beute bringt, braucht selbst nach
Niederlagen nicht zu zittern. Und Alezander Pawlowitsch glaubt
sich des Freundes sicher; «ich erwarte keinen allzu starkenWider»
stand gegen meine Auffassung (schreibt er an PeterTolstoi), denn
sie entspri cht dem Interesse und der Meinung des Kaisers." Frank-
reich wird zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln suchen.
Ist ein anständiger Friede nicht zu erlangen, so muß man wieder
an die Theilung denken; fürs Erste aber darf dieser Gedanke noch
nicht ans Licht. Daß er in Tilsit erörtert wurde, bezeugt De Clercq
(Kecueil äes tmites äe la Trance) durch die Anführung der Sätze, die
aussprechen, daß die beiden Kaiser, wenn der gewünschte Friede
nicht durchzusetzen ist, «sich verständigen werden, um alle euro»

päischen Provinzen des Osmanenreiches, außer Rumelien und
der Stadt Konstantinopel, dem drückenden Türkenjoch zu ent-
reißen." Mit dem ernstesten Eifermußzunächst aber, auchinLon-
don, Alles versucht werden, pour procurer ä I'Kumänitö le bienkit
cie lä paix (wie es im Vierten Artikel des tilsiterDeheimvertrages
vom siebenten Iuli 1807 heißt). Am neunten Iuli, vor derAbreise
nach Königsberg, empfiehlt Napoleon der Türkei die Beschleu-
nigung des Waffenstillstandes. Vier Monate danach diktirt er
einenZufatz zu der anCaulaincort zu sendenden Instruktion und
sagt darin, er wünsche, der Türkei ihren Besitzstand zu erhalten,
imNothfall sich abermitRußland allein, ohneOesterreichsDrein-
rede, über denTheilungplan zu verständigen. »DasLiebste wäre
dem Kaiser, wenn die Türken in friedlichem Besitz der Walachei
und derMoldau bleiben könnten; da er aber den Zaren so fest wie
möglich an sich knüpfen möchte, würde er ihm die beiden Provinzen,
gegen eine in Preußen zu suchende Kompensation, schließlich über-
lassen. Er steht dem Gedanken an eine Theilung des Türkenreiches
sehr fern, hält ihn sogar für verhängnißvoll, will aber nicht, daß
Sie ihn im Gespräch mit dem Zaren und mit dessen Minister rück-
haltlos verdammen. Sie sollen nur ausdrücklich auf die Motive
hinweisen,die für dieVertagung sprechen. DieseruraltePlandes
russischen Ehrgeizes kannRußland an uns kitten: deshalb müssen
Sie sich hüten, den Petersburgern Muth und Hoffnung ganz zu
nehmen." Ehe diese Instruktion an die Newa gelangt, hat Alex-
ander mit England gebrochen und in Paris, durch den Mund
Savcnys, des Herzogs vonRovigo, als Theilzahlung die Donau-
fürstenthümer verlangt. Schon fühlt auch Napoleon, daß er Etwas
thun muß, um den Zaren fester an sich zu binden. Savary hat ihm
berichtet: »Der Kaiser und sein Minister Graf Rumanzow sind
unsere einzigen zuverlässigen Freunde in Rußland; es wäre ge-
fährlich, diese Wahrheit zu verschweigen. Das Volk würde gern
wieder nach denWaffen greifen und für einenKrieggegenFrank»
reichneueOpfer bringen." VerstimmtmandenimpulsivenSelbst-
herrscher, so kann Rußland, das in seinem Verhältniß zu Frank-
reich zwischen Hitze und Frost, Intimität und Haß hin und her
schwankt, morgen zumFeind übergehen. Dasmußvcrhindertund
dennoch dieTheilungderTürkeiaufgeschobenwerden. Sonstwird
die Beute des Adlers zu klein. Bosnien, Albanien, Griechenland,

Epirus: für Frankreich Wärens Kolonien, nicht Provinzen. Seit Bonaparte in Kairo war, sieht er Egypten als einen Theil des Franzosenreiches. Noch aber ist die Zeit zurRückeroberung nicht gekommen. Läßt er den Kranken Mann jetzt sterben, dann langt derBritenleu, dessen Pranke bis nach Malta, Sizilien und in die Adria reicht,nach dem in derTodesstunde desKhalifates herrn-losen Gut. Bevor ein französisches Heer in Konstantinopel und Saloniki wäre, hätte England die Hand auf Egypten, Cypern, Kandia, vielleicht auf die Dardanellen und das ganze Küstenland der Osmanen gelegt. Diese Erwägung, schrieb Champagny, hat den Hauptgrund geliefert, den der Kaiser gegen dieTheilung der Türkei anführt. Mag der Zar also in derWalachei unddderMol-dau bleiben: der Herr des Occidents wird sich den Landfetzen, der ihm zur Entschädigung gebührt, nicht aus dem Osmanenleib schneiden, sondern Schlesien nehmen. Das war beschlossen, als Caulaincourt in Petersburg Sävary ablöste. In der ersten In» struktion, die er empfing, steht der Satz:»Preußen hätte dann nur noch zwei Millionen Einwohner; genügen die etwa nicht für das Glück des Königshauses und muß es sich nicht, in seinem eigensten Interesse, so schnell wie möglich in die äußerste Resignation und in die Rolle einer kleinen Macht gewöhnen, da alles Mühen, den verlorenen Rang zurückzugewinnen, den preußischen Stämmen nur nutzlose Sehnsucht und Qual bereiten könnte?" (So hat, einundzwanzig Iahre nach Fritzens Tod, ein Kondoitiere über Preußen zu sprechen gewagt. Oiscite, moniti!) Schlesien? Das würde den von Warschau aus reorganisirten Polenstaat stärken. Niemals. Caulaincourt findet für diesen Plan weder beim Zaren noch bei Rumanzow Gehör und muß im Februar 1808 seinem Herrn melden, daß Alexander an der Donau bleiben, über Schle-sien aber nicht einmal reden will. Daßer den Sanften niesofinster sah wie am Tag dieses ködernden Antrages. „Wenn wir Berlin gefordert hätten, wäre die Wuth vielleicht kleiner gewesen."
Die Meldung fällt in eine der hellsten Stunden des Riesen-hirns. Aus zornigem Auge blickt Bonaparte auf das Infelreich, das nicht zu überlisten, nicht ins Herz zu treffen ist. Wenn ers in Asien zu schlagen, in Indien ihm die Aorta zu zerschneiden ver-möchte! Dachte er daran schon, als er denRussenKonstantinopel weigerte, weil der Besitz dieser Stadt die Weltherrschaft sichere?

Jetzt denkt er dran; ahnt die Wahrheit des Wortes, daß an den
Mauern von Konstantinopel der Kampf um Indien beginnt; und
träumt feinen größten Caesarentriumph. Rußland und Frank-
reich zu gewaltigerAnstrengung vereint, die Türkei zerstückt, Per-
sien und Afghanistan unterworfen: und von den Hochplateau; am
Euphrat mit der ungeheuren franko-russischen Heermasse durch
rasch bezwungenes Barbarenland bis an den Indus. Wer weiß,
ob dieser endlos scheinende Weg nicht schneller ans Ziel führt
als der kurze Pas de Calais? Der tolle Paul Petrowitsch hatte
in seinen letzten Lebenstagen den Gedanken an einen franko-rus»
fischen Kriegszug durch Asien gehätschelt. Seitdem ist der Sultan
der Freund Bonapartes geworden, hat der Perserschah von ihm
Drillmeister für fein Heer erbeten, Hilfe gegen England ange-
boten und sich (in einem von dem persischen Sondergesandten in
Warschau unterzeichneten Vertrag) verpflichtet, einem gegen In-
dien marschirendenFranzosenheer als guter und treuer Bundes-
genosse freien Durchzug zu gestatten. Das war keine Lagerposse:
General Gardäne wird nach Persien geschickt, um den Vertrag
ratifiziren zu lassen und die Möglichkeit solchen Heereszuges zu
prüfen. Und nun ist auch derWeiße Zar Napoleons Freund ge-
worden. Frankreich, Rußland, Persien: damit konnte man die
Briten mindestens einschüchtern und zu Verhandlungen treiben,
die ihr Hochmuth noch immer weigerte. Doch der Zar heischt Be-
zahlung. Ihm zu Liebe den Kranken Mann töten? Nein. Noch
ists zu srüh. DaAlexander vondemschlefischenPlan nichts hören
will, muß man ihn hinhalten und inzwischen Oesterreich zu um-
garnen suchen. Rußlands Herrschaft über die Donaufürstenthü-
mer, hat Bonaparte einmal zu Klemens Metternich gesagt, be-
reitet die Basis, auf derFrankreich und Oesterreich sich eines Tages
verständigen werden; wenn die Russen in Kostantinopel stehen,
braucht Ihr uns gegen sie, brauchen wir Euch, um das nöthige
Gegengewicht herzustellen. Kaiser Franz ist kein Mann kräftiger
Initiative; muß sich aber sagen, daß er nicht müßig zusehen darf,
wenn der Türke, in dem er einen schwachen und drum bequemen
Nachbar ungern verlöre, erdrosselt und ausgeraubt wird. Für
jedenFall istWien durch Metternich nun vor dem russischenAn-
schlag gewarnt. Zur selben Zeit erhält Caulaincourt die Weifung,
den Wünschen des Zaren noch weiter entgegenzukommen und

keine unüberwindliche Abneigung von demPlan derTürkeithei-
lung zu verrathen. Da, unter dem Eindruck der stolzen Thron-
rede, die das Britenparlament eröffnet, schäumt das Blut des
Korsen heiß auf. Der alte Feind muß endlich vernichtet werden.
Alexander heischt Bezahlung? Er soll sie haben. Selbst wenn er
den höchstenPreis fordert. AmzweitenFebruarschreibt ihmNa-
poleon: »Gegen Rußland spüre ich nicht die leiseste Regung der
Eifersucht; ich wünsche ihm Ruhm, Glück und Gebietszuwachs.
Mit allen Kräften will ich ihm bei jeder Vorschiebung seiner Gren-
zen nach der Schwedenseite helfen. Wenn wir fünfzigtausend
Mann, Russen, Franzosen, vielleicht auch ein paar Oesterreicher,
über Konstantinopel nach Asien schicken, zwingen wir England
vor dem Kontinent auf die Knie. Wer ein so hohes Ziel erreichen
will, muß alles Nothwendige vorher vereinbaren; dazu bin ich be-
reit. Am ersten Mai können unsere Truppen in Asien, kann auch
ein russisches Heer in Stockholm sein. Dann werden die aus der
Levante verjagten, in Indien bedrohten Briten unter der Wucht
der Ereignisse vernichtet, mit denen die Atmosphäre geladen sein
wird." Das Bild ist nicht schön; aber der Rhythmus der Rede
kann einen Alezander hinreißen. Nnd schon wird die dalmatische
Armee verstärkt und befohlen, in Epirus die Landungmöglich-
kciten, inAlbanien die Heerstraßen genau zu studiren und im öst-
lichen Winkel des Mittelmeeres Alles für den Kriegsfall vorzu-
bereiten. In einem Brief an Decres deutet der Kaiser den Ent-
schluß an, durch die Türkei nach Indien zu ziehen. Und Tolstoi
hört (nach einer Wuthszene, in der er geschworen hat, Preußen
und Warschau an dem selben Tag zu räumen, wo Rußland seine
Truppen aus der Walachei und Moldau zurückzieht) den Satz:
„Bin ich erst amEuphrat,dann giebts auf dem Weg nach Indien
keinHemmnißmehr; daß dieses NnternehmendenAlexander und
Tamerlan mißlungen ist, beweist gar nichts: manmußebenBesse-
res leisten als sie." Der Held von Marengo, Austerlitz, Iena,
Friedland, Tilsit darf so sprechen; darf sich für ein Schlachtfeld
rüsten, das von der Ostsee bis nach Kleinasien, vom Atlantischen
bis an den Indischen Ozean sich dehnen soll. Einen tourbillon clu
monäe sieht er voraus; dieser Weltwirbel wird Britanien ent-
kräften, entmuthigen und zur Anerkennung der neuen Impera-
torenmacht zwingen. Der auf Sankt-Helena Eingekerkerte hat be-

stritten, daß er je bereit gewesen sei, Konstantinopel (»das durch
seine Lage zum Centrum der Weltherrschaft bestimmt ist") den
Russen auszuliefern. Doch wir wissen von Tolstoi, Metternich
undNarbonne, daß der Kaiser dazu bereit war. Wenn Alexander
sich nur um diesen Preis zu dem von Caulaincourt geforderten
Keulenschlag auf dasHauptBritanias entschloß, sollte er ihn ha-
ben. Frankreich würde, zu seiner Sicherheit, dann die Dardanellen
besetzen oder vonOesterreich bewachen lassen. Der PontosEuzei-
nos ein russischer,vomDardanellenwächter imNothfall zu schlie-
ßender, das Mittelmeer ein französischer See: Das war das letzte
Ziel des Korsen. Rußland konnte von ihm den Schimmer der
Byzantinererbschaft haben, nie deren wesentliche Macht. Er wollte
ihm die Donaumündungen ohne Serbien, Bulgarien ohne Ru-
melien, Konstantinopel ohne die Dardanellen geben. Zu Nar»
bonne hat er gesagt: voulu rekouler amicalement la Hussie en
^sie; je lui ai ofkert Lonstantinople, cela est vrai." In Asien sollte es
England das Leben schwer machen, in Südosteuropa sich an der
vorgeschobenen Flanke Oesterreichs zerreiben. Dann warFrank-
reich im Mittelmeer ungefährdet und aus der europäischen Hege-
monie fürs Erste nicht, von keiner Macht, zu verdrängen.
Caulaincourt hat ausführlich erzählt, welche Wonneschauer
den Zaren beim Lesen des Briefes vom zweiten Februar schüttet-
en. Alexander, der gestern noch mit den Donaufürstenthümern
zufrieden war, sieht sich heute schon als Herrn von Byzanz, auf
dem von Katharina vergebens begehrten Sitz, als den Heros, der
den alten Traum der Ahnen in Wirklichkeit wandelt. ,, Voilä 6e
^ranctes ck«8es!» «Voila le Zmnä Komme!" «Voila le st^le ctel'ilsit!"
Noch abends, auf dem Hofball, die selbe Ekstase. Leis aber mel-
det sich bald dasMißtrauen. Was wird aus Schlesien? Ists am
Ende nicht besser, aus Konstantinopel eine Freie Stadtzumachen?
Dafür ist Rumanzow freilich nicht zu haben: er verlangt Kon-
stantins Stadt mit dem Doppelverschluß am Bosporus und in
den Dardanellen; dann mag Oesterreich das ganze Serbien an-
nektiren und Makedonien und Rumelien mit Frankreich theilen,
dem außerdem Bosnien, Syrien, Egypten zufallen soll. Ohne die
Meerengen ist die Verständigung aber nicht möglich. Auch nicht
mit Alexander. Der hat seinen Vortheil erkannt. Seit hundert
Iahren strebt Rußlands Ruhmsucht nach Konstantinopel, Ruß-

lands Interesse nach den Meerengen. Beides hat die Eifersucht
der europäischen Mächte ihm stets geweigert. Ietzt hats nur mit
dem einen Mann zu rechnen, derReiche zerstört und Reiche grün»
det: und dieser sonst Allmächtige ist im Kampf gegen England auf
russische Hilfe angewiesen. Solche Gunst der Stunde kehrt nieviel«
leicht wieder. Nur ein Tropf gäbe da nach. Doch der Botschafter
ist nicht minder zäh. Halbe Tage lang sitzt erdemGrasenRuman-
zow, der die Ministerien des Auswärtigen und des Handels
leitet, gegenüber; und die beiden Männer, die nach kurzer De-
batte über die Vergebung ungeheurerFlächen einig sind, kommen
von der „Katzenzunge" (so nennt der Russe die Halbinsel Galli-
poli) nicht los. Noch einmal bestürmt Caulaincourt, im März,
denZarenselbst; erhält aber die Antwort: «Nehmt in Asien, was
Ihr wollt; wenn ich die Meerengen nicht habe, ist Alles, was Ihr
mir geben könnt, werthlos. "NunkannderBotschafternichtlänger
'zweifeln. AmsechzehntenMärzschreibteranseinenKaiser: »Eure
Majestät mag Italien, vielleicht sogar Spanien Ihrem Reich ein-
gliedern, neue Dynastien und Königreiche gründen, für die Er-
oberung Egyptens dieMitwirkung der zarischenLand- und See-
macht fordern, alle erdenklichenBürgschaften verlangen.mitOester-
reich jedes beliebigeTauschgeschäft machen und einerWelt einen
Platzwechsel aufzwingen: das Alles wird Rußland, nach meiner
Ueberzeugung, ruhig mitansehen, wenn es Konstantinopel und
dieDardanellen bekommt." Erhat, imSommer, dieDebatte wie-
der aufgenommen und aus Alexanders Mund noch einmal ge-
hört: »Ichbrauche denSchlüssel zu meinemHaus. Wenn Frank-
reich die Dardanellen hat, verliere ich mehr, als ich gewinne." In
Erfurt ist von dem Theilungplan, der den Hauptgegenstand der
Zwiesprache liefern sollte,- dann gar nicht mehr geredet worden.
Alexander und Rumanzow hatten erkannt, daß die selbständige
ExpansioninsDonaulandgrößerenNutzenverheißeals ein weit-
schichtiges System kombinirter Eroberungen, das dem Freund
aus Westen schließlich doch den Löwentheil eintragen mußte.
ZweiIahrenachdervonArbuthnotundDuckworthversuchten
Ueberrumpelung hat (in dem Vertrag vom fünften Ianuar 1809)
Sultan Mahmudder Zweite sichverpflichtet, allen Mächten, ohne
Ausnahme, die Meerengen zu sperren. Nur unter der Bedingung,
daß «diese alte Regel des Osmanenreiches" nicht durchlöchert

werde, will England den Eingang nicht wieder förciren. Seitdem
gehören die Schlüssel nicht mehr dem Herrn der Pforte; strebt der
in Europa gerade Uebermächtige nach der Herrschaft über den
Bosporus und die Dardanellen. Als Mahmud die Russenflotte
zum Schutz gegen Ibrahim Pascha ans Goldene Horn gerufen
und hinter demWall der ausgeschifften Moskowiter denRebellen
abgewehrt hat, muß er, am zehnten Iuli 1833, den von Orlow
entworfenen Vertrag unterschreiben, der ihm auch für den Fall
neuer Fährniß Rußlands Beistand sichert und als Entgelt nur
fordert, daß kein fremdes Kriegsschiff unter irgendeinem Vorwand
je in die Dardanellen einfahren darf. Dieses Verlangen war nö-
thig geworden, weil die Hohe Pforte im Siebenten Artikel des Ver-
trages von Adrianopel versprochen hatte, die seit 1809 geltende
Meerengensperre wieder aufzuheben und die Durchfahrt allen.
Schiffen zu gestatten, die aus russischen Häfen kommen oder nach
russischen Häfen steuern. Also nicht nur denen, die Rußlands
Flagge zeigen. Einelästige Klausel; die der Zusatzartikel zum Ver-
trag von Hunkiar-Iskelessi denn auch beseitigt hat. Seit dem zehn-
ten Iuli 1833 war Rußland Herr der Meerengen; es hatte, nach
Guizots Wort, aus dem Türken einen Klienten gemacht, der das
in einen russischen See umgewandelte Schwarze Meer bewachen
und jedem möglichen Feinde des Zaren das Thor sperren, ihm
selbst aber ohne Murren öffnen mußte, wenn er Schiffe und Sol-
baten ins Mittelmeer senden wollte. Der britische Rival hat dieses
Vorrechtnichtlangegeduldet.Palmerstonregirt.Hatden Schlüssel
zum Rothen Meer schon in die Tasche gesteckt: Aden, dasGibral-
tar des Ostens, ist englisch geworden. In dem Streit zwischen Mah-
mud und Mehemed Ali hat er natürlich die Partei der Türken
gegen den Egypter genommen. Doch Hafiz, der Türkenfeldherr,
wird im Iuni 1839 von Mehemeds Sohn Ibrahim geschlagen,
weil er, wider den Rath des Hauptmanns Moltke, versäumt hat,
das Egypterheer bei einem Umgehungversuch in der Flanke an-
zugreifen, und sich, abermals gegen den RathMoltkes (der des-
halb aus seinem Amt scheidet), weigert, die Truppen in die feste
Stellung am Euphrat zurückzuführen. Noch ehe die Schreckens-
kunde ins Serail gelangt, stirbtMahmud, einschwächlicherIüng-
ling steigt auf den Thron und vor Alexandria verbrüdert die tür-
kische sich der egyptischen Flotte. Was wird nun aus Osmans

Reich? Den fünf Großmächten scheint es noch immer eine „europäischeNothwendigkeit"; drum ermahnen sie es feierlich (in einer Kollektivnote vom siebenundzwanzigsten Iuli 1839), Europas Spruch abzuwarten, ehe es vor dem Rebellen dieWaffen strecke, Metternich sieht sich schon einem Kongreß, dessen Schauplatz ja nur Wien fein kann, präsidiren. Palmerston hofft, den allzu siegreichen Egypter, den Frankreich schonen möchte, zu demüthigen und zu schwächen, da er leider nicht mehr ganz zu vernichten ist, Preußen will unter allenUmständen neutral bleiben und sich auf moralische Unterstützung aller Versuche beschränken, das Orientproblem friedlich zu lösen. Nnd Rußland? Die Tage Bonapartes sind fast schon vergessen. AufdemThronAlexanders sitztNikolaii ein Mann ganz anderen Schlages. Der merkt, daß er allein im Orient nicht viel erreichen kann, daß er den stärksten Bundes« genossen braucht, und will sich mit England verständigen. Ernstlich oder um listig einen nutzbaren Schein zu schaffen? Der Gossudar ist auf Europens Boden der letzte Tyrann. Dem Abd ul Medjid hat, auf den Rath Reschids, der als Gesandter in London die MachtHer Presse schätzen lernte, die Unterthanen mit einer ^aZna dkarta beglückt, in der Gleichheit vor dem Gesetz, Sicherheit der Person und ihrer Habe, geringere und gerechter zu vertheilendeKriegsdienst-undSteuerlastundandereschöneDinge zugesagt waren. Wenn Du, erhabener Herr, diesen Hattischerifvon Gülhane unter dem Donner der Geschütze beschworen und ans Licht gebracht hast, wird das ganze Abendland Dich rühmen und aufDruckpapierDir bescheinigen, daß Du noch liberaler denkst als DeinGegnerMehemedAlizob und in welchem Nmfang das Versprechen eingelöst wird, können wir in gemächlicher Ruhe dann überlegen. So mag Reschid gesprochen haben. Ein Schlaukops, den auch Abd ul Hamid wohl noch bewunderte und dessen Kunststück bis in unsere Tage fortwirkt. Sobald die Türkei seitdem in enge Bedrängniß gerieth,hat der SultanReformen oder gar eine andere Verfassung eingeführt, die ihm aus allen Flachländern des Liberalismus den einemGonfaloniere derFreiheitgebührendenRuhm heimtrug und von der im Bereich des Halbmondes nichtmehrlange die Rede war. Für solche Mittel warNikolai nicht flink und nicht feig genug; die ließ er getrost den Sklavenseelen der Westanbeter. Er wollte Selbstherrscher bleiben; doch auf seiner schwarzen Erde nicht länger die Vogelscheuche sein, von derin Europa alle frechen

Spatzen ihr Spottlied sangen. Das war durch ein Bündniß mit
England vielleicht zu erreichen; sonst nicht. Und wenn er die ge-
lockerte entente corcliale der Westmächte völlig zerstörte, war das
jakobinisch verseuchte Frankreich ohne Schwertstreich zu ducken.
Er lehnt Metternichs Einladung zum Kongreß schroff abundläßt
Palmerston durch Brunnow sagen, er sei bereit, den Vertrag von
Hunkiar-Iskelessi durch ein neues Abkommen zu ersetzen, das in
Friedenszeit beide Meerengen schließt, nach Ausbruch eines Tür-
kenkrieges jeder Großmacht gestattet, vier Schiffe ins Marmara-
meer zu schicken; nur Rußland soll, als der berufene Schutzherr
der Pforte, das Recht haben, acht Schiffe nach Stambul zu sen-
den. Palmerston runzelt die Stirn; findet den Vorschlag aber dis-
kutabel und versammelt, im Februar 18W, die londoner Vertreter
der großen Mächte zu europäischem Rath. Das Osmanenreich
soll erhalten, der rebellische Pascha aufEgypten und einen syrischen
Kreis beschränkt werden. Wuthausbruch in Paris. Das treulose
Albion hat unsverrathen;mit einemLande, das sichindenDienst
Rußlands erniedert, ist eine entente corciiale nicht mehr möglich.
Am fünfzehnten Iuli sind Britanien und Rußland, Oesterreich und
Preußen einig. Mehemed Ali wird gezwungen, sich mit Egypten
und dem Paschalik Akkon zu begnügen; die Meerengen bleiben
im Frieden geschlossen und werden im Kriegsfall nach Verein-
barung geöffnet. Frankreich? Das war von denBerathungen aus-
geschlossen. Das Land Bonapartes! Der Volkszorn braust auf,
Thiers fordert einenKriegskredit,läßtAnleihenausschreibenund
Truppen ausheben, Louis Philippe selbst, der bedächtige Krämer,
z etert, so lange Frankreich isolirt sei, sitze Europa auf einem Pulver-
faß, und Louis Napoleon wähnt die Stunde zu einem zweiten
Kronenraubversuch gekommen. Palmerston ist an unhöflichen
Widerspruch nicht gewöhnt. Noch einmal flackert der alte Feuer-
brand auf. »Was die vier Mächte fordern, ist nicht vom Eigen-
nutz, sondern nur von der Gerechtigkeit diktirt", schreit der skrupel-
lose Lord über den Kanal; und erwirkt drei Wochen danach ein
Zusatzprotokol,in dem die Vier feierlich erklären, daß sie im Orient
nichts für sich erstreben. Vergebens. Schon hat an der syrischen
Küste die Kooperation derFlotten Englands undOesterreichsbe-
gonnen. Diese Vorstellung erträgt Thiers nicht. Lieber im Rhein
als im Rinnstein sterben, ruft er; und schickt anGuizot nachLon-
don eine Instruktion, in der es heißt: »Fragt von Kadix bis an

die Ufer der Oder und der Elbe die Völker: und sie werden Euch antworten, daß der Bund der Westmächte zehn Iahre lang den Frieden gewahrt, die Unabhängigkeit der Staaten gesichert und die Freiheit der Völker niemals gefährdet hat." Dieser Bund sei nun zerrissen und durch eine der Koalitionen ersetzt, die Europa allzu lange mitBlut besudelt haben. Mit derWarnung vornationaler Schande, vor unabwaschbarer Beschmutzung der von der Revolution eroberten Reichskleinodien noch auf der Lippe fällt derMinister(den sein zager König heimlich gestoßen hat),Guizot bildet das neue Kabinet; und kann erleichtert aufathmen, als bald danach,in den ersten Novembertagen, dieMeldung von densyrischen Siegen der Verbündeten kommt und einvaarWochen später der tapfere KommodoreNapier dieNnterwerfungMehemedserzwingt. Eine für den Gallierstolz schmerzlicheEnscheidung; doch eine Entscheidung. Ietztkann Frankreich dasMärzprotokolunterschreiben, das dem Pascha Egypten als vererbbaren Besitz und Akkon für Lebenszeit zusagt. Kann es auch über die Hauptfrage der Orientpolitiksich mit den vier Mächten einigen. Der Londoner Vertrag (Convention cles äetroits) vom dreizehnten Iuli 1841 bestimmt, daß in Friedenszeit jedem nicht derTürkei gehörigen Kriegsschiff dieMeerengenverriegeltsind.RußlandsKriegsschiffedürfennach dieser neuen Völkerrechtssatzung nicht anders behandelt werden alsdiejedeschristlichenReiches.AusnahmendarfdieHohePforte nur für die leichten Fahrzeuge der Gesandtschaften zulassen; jede Signatarmacht hat das Durchfahrtrecht für ein Schiff dieser Klasse. Sieg Rußlands? Nesselrode, Nikolais Kanzler, hats behauptet. „Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der den Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jedenAngriffvon der Seeseite sichert, verewigt in anderer Form das Wesen des alten Abkommens." Das steht in der Denkschrift, die Nesselrode seinem Herrn am fünfundzwanzigsten Iahrestag selbstherrischer Regirung vorlegte; hat aber mehr die Tonfarbe des Iubiläums als der Wahrhaftigkeit. Zwar war der Pontos jetzt ein russisches Binnenmeer, wie er in Peters Zeit ein türkisches gewesen war; doch wieder, wie nach dem Vertrag von Kutschuk-Kainardji, ein Wasserkäfig ohne Ausgang ins Freie. Am Goldenen Horn leuchtet nun England die Sonne. Der Leu dringt siegreich in Asien und

Afrika vor und derKhalif muß noch froh sein, wenn ihn die Tatze
streichelt. Britanien hat Frankreich verloren (dessen Iulikönig-
thumunterGuizotsverhaßtem minister« cle letranZer hinkümmert),
herrscht unangreifbar aber, ein Vierteljahrhundert nach Bona-
partes Sturz, im Mittelmeer und am Indus; und als Brunnow
in London eine Verständigung über die asiatischen Machtsphären
Rußlands und Englands anregt, sieht er um Wellingtons und
Palmerstons Mundwinkel ein frostiges Lächeln. Wer sich auf
einem Großgut die Erste Hypothek gesichert hat, braucht die Ver-
ständigung mit den Darleihern kleiner Beträge nicht zu beeilen.
Der Mecrengenvertrag sollte nicht eine Garantie, doch eine
Anerkennung des ungeschmälerten Sultansrechtes sein: ,,une
preuve manifeste clu respeet que les puissanees portent ä I'inviolabilite
äe ses clroits Souveräns," Diese souverainen Rechte müßten dem
Großherrn gestatten, nach seinem Belieben die Meerengen zu
öffnen und zu schließen. Er darfs nicht; hat sich den Signatar-
mächten zu einer Regel verpflichtet: ist an der empfindlichsten
Stelleseines Rechtsbezirkes also nicht mehr frei. Daran hat auch
der Krimkrieg nichts geändert. Der dritte der »Vier Punkte",
über die England, Frankreich, Oesterreich sich am achten August
1834 geeinigt hatten, forderte die Revision des Meerengenver-
trages. Auch im Pontos Euxeinos sollte Rußland nicht mehr
allmächtig sein: sonst erzwang es eines Tages doch den Seeweg
nach Konstantinopel. Deshalb wurde die numerische Begrenzung
derim Schwarzen Meer heimischenFlotte verlangt. Nikolai lehnte
die Zumuthung wüthend ab. Nach Rußlands Niederlage bei
Inkerman legt der österreichische Generalstabschef Freiherr von
Heß dem Kaiser Franz Ioseph eine Denkschriftvor, in der er erklärt
auf dem Balkan sei jetzt,daRußland die Donaumündung verloren
habe, etwas für Oesterreich Nothwendiges oder auch nur Nütz-
liches nicht mehr zu erlangen. SechsTage danach weißmaninder
Hofburg, daß der Zar dieVierPunkte annimmt. Ietzt könnte Oester-
reich sich von den Westmächten lösen, denen die Furcht vor einem
russischen Angriff auf die Donaufürstenthümer es zu verbünden
droht. Doch Graf Buol-Schauenstein will dieses Bündniß und
bestimmt, nach dem Anerbieten seinesRücktrittes, Franz Ioseph
am zweiten Dezember zur Unterschrift. Louis Napoleon ist selig:
auchHabsburg gehört nun, wie das englischeHaus Hannover,zu
seinem Concern. Friedrich Wilhelm möchte am Liebsten sein Heer

gegen Oesterreich mobil machen und schreibt, noch als der erste Aerger verrauchtist, an den Herzog vonKoburg: «Nach dem frechen Hintergehen durch Oesterreich unterhandle ich mit der Machtnicht mehr; die Lehre war zu stark." Nikolai läßt das Bild d^s Kaisers von Oesterreich aus seinem Arbeitzimmer entfernen und schenkt eine Statuette, die den jungen Franz Ioseph darstellt, vorZeugen seinem Kammerdiener. Sobieski und ich (so pfaucht er den Vertreter Habsburgs an) waren die dümmsten aller Polenkönige; sonst hätten wirOesterreich nicht aus der Türkennoth gerettet. Was FranzIoseph zu Gortschakow und Edwin Manteuffel über seine friedlichen Absichten sagt, verhallt fast ungehört. Sein eigener Generalstabschef glaubt an einen nahen Offensivkrieg gegen Ruß» land. In einemBrief an Buol spricht Heß die Ueberzeugung aus daß derPlan derWestmächte, Rußlandzur Verminderung seiner Pontosflotte und zur Desarmirung der Binnenmeerküste zu nöthigen, auch nach einer völligen Niederwerfung des Zarenreiches mißlingen werde. Drei Monate danach, als in Wien, der Kongreß der fünfMächte tagt und demZaren die Gewalt übers Schwarze Meer nehmen will, erhebt Feldzeugmeister Heß noch einmal die warnende Stimme. «Iede Kraft papierener Traktate schwindet in Augenblicken der Krisis." (So hat späterBismarck gesprochen; und Alois von Aehrenthal hat nach dem Wort des muthigen Landsmannes gehandelt.) Rußland wird Schiffe undKüstenforts bauen, sobald es wieder dieKraft dazu hat; und ein kluger Staatsmann meidet nutzlose Eingriffe in das Souverainetätrecht einer Großmacht, die solche Schmach stets zu rächensuchen wird. Mag derZar im Schwarzen Meer so viele Schiffe halten, wieihmbeliebt: erkann Europa nicht schaden, wenn die Großmächte an der bulgarischen Küste oder am Bosporusausgang einen starken Kriegshafen anlegen. Heß empfiehlt ferner, von der Moldau an die ganze österreichische Grenze zu befestigen; solche Verschanzung wäre ein besserer Schutz als »alleTraktatsbedingnisse, die, theoretisch viel versprechend, dennoch lange vor dem ersten Kanonenschuß bereits gebrochen sind und somit zu nichts werden." Drouyn de l'Huys bemüht sich.FranzIoseph für die Ideen Napoleons zu gewinnen (der zuerst selbst nach Wien kommen wollte, «pour faire marcker mon jellne empereur cl'^utricKe"). Ohne rechten Erfolg. Der Gedanke, Rußland aus dem Pontos zu verjagen, mußte fallen und derfranzösischeMinistermitBuols Hilfe einenVertrag entwerfen,

derRußland und der Türkei im SchwarzenMeer gleicheRechte,
den Signatarmächten die Befugniß gab, in diesem Meer je zwei
Fregatten zu halten. Nur den Russen soll der Bosporusausgang,
den die Anderen benutzen dürfen, gesperrt sein; nur ihnen ist bei
Gefahr des Krieges jede Vergrößerung der Flotte verboten. Wird
nunFriede? Nein. Nikolai ist tot, sein weichmüthigerSohnAlez-
ander hat gelobt, den Namen Gottorp nicht mit entehrenden Be-
dingungen zu beflecken, und seit dem Februar istPalmerston,der
jähe Siebenziger, Premierminister. Der möchte den Meerengen-
vertrag zerfetzen, die russische Kriegsflagge aus allen südostcuro-
päischen Gewässern verbannen, Sebastopol schleifen: und über-
redet rasch auch Louis Napoleon zur Fortsetzung des Krieges.
Franz Ioseph will nicht weitergehen. Heß fordert wieder die Be-
festigung des Hafens von Varna, eine Seefestung am Bosporus
und eine starke Schanzenkette von Krakau bis Galatz. Doch Oester-
reich hat nicht mehr mitzureden. Am zwölften Iuni 1833 ergeht
an das Oberkommando der Befehl, das Heer auf den Friedens-
stand zurückzuführen und sich dann aufzulösen. Am achten Sep-
tember fällt der Malakowthurm. Sebastopol, das Bollwerk des
Schwarzen Meeres, ist in der Hand der verbündeten Russen-
feinde. Ietzt fordert Oesterreich selbst die Neutralisirung des Pon-
tos; weder russische noch türkische Kriegsschiffe dürfen da weilen;
die Häfen nicht militärisch befestigt werden; alle vorhandenen Be-
festigungen sind zu schleifen. Wenn Frankreich nicht heimlich ge-
holfen hätte, wäre es Nikolais Erben noch übler ergangen. Am
dreißigsten März 1836 ist der Pariser Friede zur Nnterschrift
fertig. Der Sultan erklärt, »daß er des festen Willens ist, in Zu-
kunft den alsalteRegelfeinesReichesunwandelbarfestgestellten
Grundsatz aufrecht zu erhalten, derden Kriegsschiffen allerMächte
strenguntersagt, in die Meerengen einzulaufen; so lange diePforte
Frieden hat, wird Seine Majestät kein fremdes Kriegsschiff in die
Meerengen lassen". Die übrigen Mächte verpflichten sich, »diese
Willensbestimmung des Sultans zu achten und sich das verkün-
dete Prinzip zur Richtschnur zu nehmen". Ausnahmen werden
nurfürjezwei leichte Kriegsschiffe jedes Signatarstaates gemacht,
die bestimmt sind, an den Donaumündungen die Freiheit der
Flußschiffahrt zu wahren. Rußland ist keine Donaumacht mehr;
ist im Pontos und im Asow-Meer ohne Fahrzeug und Festung.
Britanien triumphirt. Der Krimkrieg hat die Herrschaft des Nnion

Iack besser gesichert, als Nelson undNapiervermochthatten; und
der Kranke Mann braucht im fest verschlossenen, doppelt verrie-
gelten Haus fortan nicht vor dem grimmen Protektor zu zittern.
Fünfzehn Iahre lang hat dieser Zustand gewährt. Als Frank-
reich geschlagen war, schrieb Gortschakow an seinenAgenten nach
Tours: »Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1836 waren
die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen ver-
hängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen.
WelcheRegirung morgen auch inFrankreich herrschen mag: jede
muß an derTilgung derSchuld mitwirken, die einschädliches po-
litisches System gehäuft hat." Beust hatte schon 1867 versucht, den
Russen die Pontosfreiheitzurückzugeben.Moustiers Zustimmung
aber nicht zu erreden vermocht. Am einunddreißigsten Oktober
1870 sagt Gortschakow in einer Cirkulardepesche an die europä-
ischen Regirungen: »Seine Majestät der Kaiser aller Reussen
kann sich nicht länger andie Bestimmungendes Pariser Vertrages
gebunden erachten, dieRußlands Souverainetätrechtim Schwar-
zen Meer einschränken." An der Themse berathen die Mächte.
DerLondonerVertrag vom dreizehntenMärz 1871 bestätigt noch
einmal die Convention äes äetroits von 1841,giebt, imZweitenAr-
tikel,aber dem Sultan das Recht (la beulte), »in Friedenszeit den
Kriegsschiffen der befreundeten und verbündeten Mächte die
Meerengen zu öffnen, wenn die Pforte es für nöthig hält, um die
Ausführung des PariserVertrageszusichern und ihre Integrität
gegenAngriffe zuschützen." Wieder eineAusnahme; wieder eine
Klausel, die mißverstanden werden konnte und mißverstanden
worden ist. Artikel 63 des Berliner Vertrages von 1878 schafft
kein neues Meerengenrecht, sondern bestätigt das 1841,1836 und
1871 Vereinbarte. Dreizehn Iahre später giebt (in einem turko-
russischen Sondervertrag, also nicht mehr unter Kontrole und Ga-
rantie der Großmächte) die Pforte den unter der Handelsflagge
fahrenden, meist zu Militärtransporten benutzten, aber nicht ar-
mirten Schiffen der »Freiwilligenflotte" Rußlands die Meer-
engen frei. Der Irade vom zehnten Dezember 1893 gestattet den
Signatarmächten des Pariser und des Berliner Vertrages, je ein
zweites Gesandtschaftschiff leichter Sorte durch die Dardanellen
laufen zu lassen; diese Schiffe dürfen da aber nichtAnker werfen.
Den Anspruch anderer Mächte, Stationschiffe dicht an die Dar-
danellenschlösser heranzuschicken, hat der Sultan zurückgewiesen.

„Wenn fremde Schiffe je dasRecht zu freierFahrt auf dem
Schwarzen Meer erlangen, schlagt dem Osmanenreich die Sterbe-
stunde." Fast ein Merteljahrtausend ist das Türkenwort alt; bei-
nahe eben so lange als unwahr erwiesen. Und nicht länger wird
die Geltungdauer der Prophetie sein, die Sichel des Türkenmon-
des müsse vom Himmel Europas schwinden, wenn russische Kriegs-
schiffe aus dem Schwarzen Meer durch den Bosporus in die
Marmarasee und die Dardanerstraße dampfen dürfen. Die Herren
Louis, Poincare undIswolskij (für den in Petersburg derPIatz-
halter Sasonow das Wort führen darf) kennen die Peripetien des
Meerengenhaders und konnten,unter demLächeln harmloserVer-
achtung,sprechen: »I^a question ne sein M3 posee.- Längstist siege-
stellt, längst jabeantwortetworden.VordemAbschlußdesPerser-
vertrages wurde in London den Russen dieOeffnung der Meer-
engen heimlich zugesagt; undIswolskij ist aus dem Staatssekre-
tariat in denRang einesuntcrgebenscheinenden Botschafters hin-
abgestiegen, um die Erfüllung desVersprechens dicht bei denWest-
mächten zu beschleunigen und nicht als Stifter des Iapanerbünd-
nisses nur, sondern auch als Befreier aus dem Meerkäfig im Hel-
denlied fortzuleben. In London regt sich nur noch ein leiser Ge-
fühlswiderstand. Seit King Edward in Reval den schmächtigen
Nikolai mit Guirlanden umwickelt und von der haltbaren Treue
derBritenfreundschaft überzeugt hat, braucht England dasMittel-
meerdenRussen nicht mehr zusperren; kann es nur wünschen, sich
undseinenConcernimNothfalldurcheinstarkesrussischesPontus-
geschwader entlastet zu sehen. Immerhin scheuten Grey und Nicol-
son den Schein unfreundlicher Absicht auf die Willensfreiheit der
Iungen Türkei, die jeder Bruch des Meerengenvertrages ärgern
mußte und an deren Lebenskraft noch kein Zweifel aufkam. Frank-
reich? Der Hauptgläubiger und Christenprotektor im Osmanen-
gebietwollte erst recht nicht die neuen Männer verstimmen, die sonst
vielleicht zu Deutschland und Oesterreich abgeschwenkt wären.
Auch durfte, wer wider Aehrenthal für die Unantastbarkeit der
Türkei stritt, ihrdasMeerengenrechtnichtkürzen. (Daherstammte
ja Iswolskijs Wuth: die Annexion Bosniens und der Herzego-
wina schreckte die Genossen aus dem Entschluß, der ihm Ruhm
bringen sollte.) Ietzt ist die Gefahr in der Nordsee gewachsen, am
Bosporus dieMachtblüthe gewelkt.Rußland baut rasch elfSuper-
dreadnoughts, viele Kreuzer, Zerstörer, Torpedo- und Untersee-

boote (sämmtlich für europäische Gewässer bestimmt), einen modernen Kriegshafen und (in Finland) eine starke Flottenstation. DieserEifer eines von derSeeseitenichtBedrohten,der,nachdem Wort eines demokratischen Dumamitgliedes, den Westmächten eine nagelneue Flotte schenkt, muß belohnt werden. Unter Englands Auspizien wird das franko-russische Marineabkommen vereinbart, das die l'riple-^ntente in einen Dreibund wandelt (dem Deutschen Reich wird weder vor noch in Baltijskij Port offiziell Etwas davon gekündet) und die Zusage der Meerengenöffnung in feierlicher Form erneut. Wirklich: Herr Sasonow braucht die Frage nicht laut zu stellen. Sie wird beantwortet (allenAnrainern des Schwarzen Meeres das Durchfahrtrecht, unter vernünftigen Kautelen, gewährt), wenn zwischen Italien und der Türkei der Friede geschlossen und Oesterreich gekirrt oder ins Einverständnis gezogen ist. Nm auf Wien zu wirken, läßt man die Thatsache der convent!on navale ans Licht und verräth, daß zwischenBulgarien, Griechenland, Serbien die Verhandlungen zum Abschluß fast reif sind und Rumäniens Eintritt in denBalkanbund gegen eine hohe Prämie wahrscheinlich ist.Oesterreich-Nngarn ist seit 1908 auch eine Balkanmacht; und GrasBerchtold hat dem Polenklub betheuert, daß er niemals für fremde Interessen die austrische Wehrmacht 'einsetzen werde. Diesem Freund Rußlands muß man Zeit zur Vorbereitung, zur Menschenumstimmung lassen; er hat mit zwei Herren zu thun. Gern wird er nicht allein in der Kälte bleiben. Herr von Bethmann wird ihn in Buchlau besuchen. (Kanns nützlich sein, diesen ungemein gewichtigen Staatsmann nun auch ins Ausland zu exportiren ? RussischeMinister, die ihn in Baltisch-Port und Petersburg sahen, erzählen, er habe „in seiner korrekten Haltung, seiner aufrichtigen Versöhnlichkeit, Sanftmuthund Einfalt den angenehmsten Eindruck gemacht." lDouceur et simplicite: schmeckt das Lob nicht nach Mandelmilch?) Als dem Politikergeschäft mitBewußtseinFremder proviantirt er sich in denHohen Tauern am Ende schon für dieFrage: »Was bieten Sie? Außer dem Lenz- und Sommergetändel mit Italien und Rußland, den einzigen Gegnern, die ein nur sein Interesse wahrendes Oesterreich eines Tages bedrohen könnten? Der Pointeur an der feindlichen Kanone bietet Allerlei: den SandschakNovibazar, freienWegnach Saloniki, Kondominium im Balkanbund, einen Theil des Ihnen wegzuklemmenden Orienthandels und die Entbüroung unseres

Haushaltes durch den Verzicht aufneue Superdreadnoughts, die, wenn wir eine feste Bürgschaft gegen jede Gefährdung unserer Küste haben, unnöthig werden. Was bieten Sie?" Der Proviant mag imSalzachthal schimmeln. So wirds nicht gemacht; so einfältigen Herzens das Staatsgefchäft nicht getrieben. Graf Berchtold wird charmantseinund versichern, daßdieFreundschaftnieinniger war. Aus dem Marsgebirgsschloß, in dessen Zugluft Excellenz Iswolskij sich einst erkältete, wirdEzcellenzBethmann gewiß als ein sorglos Seliger scheiden. Und sein Durchschauer Kiderlenkann, wie nach Baltisch-Port, dann, aus grimmigemHohn, wieder rufen - »Glänzender, alles Erwarten überglänzender Erfolg!" (Dumm ist der Schwabe nicht; nur ohneHemmung, Weitsicht und gründliche Kenntnitz; hat aber nicht verdient, daß man seineIronie für Entzücktheit nimmt.) Einerlei. Wenn die Türkei noch die zum Abschluß eines anständigen Friedens, der ihr die Aegeusinseln zurückgiebt und den Italienern das Eroberte läßt, nöthige Kraft aufbringt, drängt die question cles cletroits sich in den Berathungsaal. Sie ist uralt, ist müde und will, mit oder ohne Oesterreichs Einverständnis beantwortet sein. Der anglo-deutsche Zwist, dessen Widerschein schon so viele unahnbare Wunder erwirkt hat, löst auch diesen Albdruck endlich von Europens Brust. Dem gegen deutschenAngriff auch ohne was Geschriebenes ihm in derOstsee verbündeten Rußland öffnet Britanien das Mittelmeer.

Uns braucht solcher Entschluß nichtGram zu schaffen. Rußland muß an eisfreies Meer und wir sehen es lieber in Südost alsimNordwestbereichgermanischerMenschheit.AndereFragen giften uns das Blut. Aus dem Mund russischer Würdenträger glitt in große pariser Blätter manche Angabe, vor der uns unfrommer Schauder befchlich. Als die Thatsache, daß Herr Poincare im August Sasonows Besuch erwidern werde, bekannt geworden war, habe derDeutsche Kaiser den Wunsch ausgesprochen, noch im Iuli zum Zaren in den Finischen Busen zu kommen. Dieser Wunsch mußte erfüllt werden, wurde aber sofort amtlich nach Paris und London gemeldet; und hinzugefügt, natürlich werde irgendeiner bindenden Abrede mit Deutschland eine Uebereinkunft der drei Regirungen vorangehen. An der Esthenküste sei denn auch nichts vereinbart, nur freundliche Rede ausgeSauscht worden. „Die beiden Kaiser haben nichteinpolitischesWortunter vier Augen gewechselt; die Minister Kokowzew und Sasonow hör-

ten jedes die Politik streifende Gespräch." Rußland habe durch-
gesetzt, daß in dem Kommunique von den Vertretern des Deutschen
Reiches anerkannt wurde, neben dem Dreibund sei die l^iple-tIn-
tente zur Sicherung des europäischen Gleichgewichtes unentbehr-
lich. (Bülow glich nicht oft einem Erzfels; hätte lieber wohl aber
sein Amt in die Brandung geworfen als diesem Satz zugestimmt,
der schmerzhaft an Caprivis Gestöhn aus den Gervaistagen
mahnt.) Darin und in der deutschen Bürgschaft für Oesterreichs
ruhige Haltung sei das einzige Ergebniß der Zusammenkunft zu
finden. Kann der Kanzler in unzweideutiger Rede diese Angaben
entkräften, dann so ll ers, unter persönlicher Verantwortung, thun;
sonst: sich ein wohlriechendes Ende bereiten. Seine Huld könnte
uns auch erklären, weshalb der ,,^oncte-, als er (Versehen oder
Spaß?) deutschen Kriegsschiffen inderOstseedieFlaggedes Ma-
rineministers gezeigt hatte, in der Signalsprache gefragt wurde,
ob die angezeigte Person wirklich an Bord sei; weshalb, trotzdem
keine Antwort kam, drei deutsche Schiffe der Flagge Salut don-
nerten; weshalb die Kommandanten derRegimenter, deren Chef
Nikolai ist, gerade in die Zeit der Franzosenfeste nach Petersburg
geschickt werden mußten. (Das wird, weil der Zar den deutschen
OffizierenkeineArtigkeitwegknausern durste, wieder als Versuch
einer Geschäftsstörung ausgedeutet und rückt uns in häßliches
Licht, trotzdem, im Zwang der Hofsitte, der Gossudar dieser Ter-
minswahl ja zustimmen mußte. Weshalb, nach übler Erfahrung,
nun abermals okficiosissime Alles drauf angelegt wird, derdeut»
schen Nation den Sinn der franko-russischen Augustalien zu fäl-
schen. Daß kein russischer Minister ihn über den Klee heben und sich
gar zu deutschfeindlicher Absicht bekennen wird, könnte ein Kind
wissen; daßmancherpariserSchreiberdenMundgernvollnimmt,
dürften die Hornisten von Baltisch-Port nicht laut tadeln. Die
Franzosen sollen enttäuscht sein? Sie sind, sogar über Tripolis,
Anatolien und die Mongolei, mit Rußland und Britanien ganz
einig; ob der Marinevertrag paraphirt oder nur beredet wurde,
ist ohne Belang. Der nüchtern rechnende Herr Poincare hat mit
dem Erzstab seines starken Willens aus derungefügenFormder
1>ipIe-tIiNente das Bild eines Dreibundes gemeißelt. Der schreckt
uns nicht. Ruft, durch Lügenschwaden und Frisirladenstank, aber
noch einmal vor die bange Frage, ob der Leitung unseres Reichs-
geschäftes nicht das richtige Augen- und Ohrenmatz fehlt.
KS«

Bodenkrisis.
er Terrainaktionär hat schon lange Grund, traurig zu sein. In
Berlin werden 54 Papiere von Terrain- und Ballgesellschaften
notirt. Der dritte Theil dieser Aktien hat seit Anfang Ianuar 1912 19
Prozent verloren; ungefähr 25 Millionen. Die Terraingesellschaften
schieben die Schuld auf die Geldtheuerung; den unzureichenden Ab-
satz von Pfandbriefen, der den Hypothekenbanken die Arbeit erschwert;
die Steuern, besonders die Werthzuwachssteuer, die dem Geschäft scha-
den und dem Fiskus nicht nützen; den mangelnden Rechtsschutz für
Zweite Hypotheken. So lange der Ertrag eines Grundstückes durch ge-
setzlich zulässige, wirthschaftlich aber verwerfliche Maßregeln dem Zin-
sendienst entzogen werden kann, ist der Besitzer einer Zweiten Hypo-
thek wehrlos jeder Tücke ausgeliefert. Das Geld sucht hohe Verzin-
sung; die Zweite Hypothek bietet sie: aber die Beiden halten nicht zu-
sammen, weil die Sicherheitkette fehlt. Die dreiprozentige Reichsan-
leihe, Miquels Schöpfung, gleitet in die tiefste Erniedrigung. Wer
hätte je an 79V? Prozent für das deutsche Standardpapier geglaubt?
Die Zweite Hypothek, die 5 Prozent bringt, wäre eine begehrte An-
lage, wenn das Gesetz sie verbürgte. Iohannes Miquel, der die Wit-
wen und Waisen vor dem Hypothekenpfandhrief bewahren wollte und
ihm deshalb die Anerkennung der Mündelsicherheit weigerte, ist der
Urheber beträchtlicher Kapitalverluste an der mündelsicheren Reichs-
anleihe geworden. Kann sie noch als mündelsicher gelten? Ein Papier,
an dem 29 Prozent verloren worden sind, hat keinen Nimbus mehr.
Die Grundstückgesellschaften und das Baugewerbe klagen über
Mangel an Geld und hohen Zins. In diesem Punkt sind sie einig. Aber
das Baugewerbe wird weniger durch die Steuern, die den Grundbe-
sitz drücken, als durch die Folgen einer Ueberspekulation geschädigt.
Da zweigt die Auffassung (oder die Erfahrung) der Handwerker von
der Ansicht der Grundstückunternehmer ab. Der Verband der Bauge-
schäfte von Verlin sagt in seinem Iahresbericht: „Der Wohnhausbau
ist für solide Geschäfte wenig verlockend, zumal, da die außerordentlich
große Ueberproduktion an Miethhäusern eine Begrenzung dieser Thä-
tigkeit gebieterisch verlangt. So ist es gekommen, daß der Antheil des
soliden Baugewerbes an der Errichtung von Wohnhäusern in speku-
lativer Absicht verhältnißmäßig gering ist und daß diese an sich ge-
sunde und werthvolle Thätigkeit vielfach von Personen ausgeübt wird,
die über ein weites Gewissen verfügen. Mit großer Erbitterung muß
man sehen, wie skrupellose, betrügerische Elemente durch die verschie-
densten Machenschaften, die mit dem Strafgesetzbuch nicht zu fassen
sind, Handwerker und Lieseranten um den Lohn ihrer Arbeit bringen."
Die Berechtigung zu diesem Nothschrei wird durch die Statistik er-
wiesen. Auf den westlichen und südwestlichen Vorposten Großberlins,
in Steglitz, Schöneberg, Wilmersdorf, sind Zwangsversteigerungen an
der Tagesordnung. 1911 wurden in Steglitz von 192 Neubauten 72

subhastirt. Besitzer dieser Häuser waren 24 Fleischergesellen, 7 Friseure, 2 Leineuwebergeselleu, 9 Parlirer und 17 Steinhändler. Seltsame Hauseigenthümer. Die Terraingesellschaften haben die Noth durch forcirte Verkäufe zu vertreiben gesucht; und die Folge solches unbedachten Handelns sind Zwangsversteigerungen. Die zum Fürstenconcern gehörende Berliner Terrain- und Baugesellschaft war bei steglitzer Subhastationen mehrfach betheiligt. Sie mußte zwei große Baublöcke zurücknehmen, um mit ihren Dritten Hypotheken nicht auszufallen. Die Gesellschaft hatte 1904 rund 39000 Quadratruthen Terrain in Steglitz für 6,65 Millionen gekauft. Ende 1911 umfaßte das steglitzer Gelände noch 7600 Ouadratruthen (unter Einrechnung von 4300, deren Verkauf 1910 eingeleitet, aber bis Ende 1911 noch nicht durchgeführt war). Schon 1911 mußte ein Block von 2300 Ouadratruthen zurückgenommen werden, auf den ein Nutzen von rund 600000 Mark verrechnet worden war. Diese Summe verschwand also wieder. Bei den Subhastationen der letzten Zeit handelt es sich um einen Betrag von 800000 Mark und einen Zuwachs von 2000 Quadratruthen. So gehts bei Grundstücksverkäufen, die unter nicht normalen Bedingungen erfolgen. Schließlich ist der Verkäufer gezwungen, die Objekte zurückzukaufen, den Gewinn zu streichen und die Bilanz von Neuem zu belasten. Die Besitzer der Ersten Hypotheken sind gesichert: deshalb findet man unter ihnen Verficherunganstalten und Hypothekeninstitute. Doch diefe Quellen geben nur wenig Wasser. Die Halbjahresausweife der Pfandbriefbanken lassen die gewohnten „Zunahmen" des Hypothekenbestandes und Pfandbriefnmlaufs vermissen. Was nützt eine kaum merkbare Ausdehnung des Obligationenverkaufes, wenn der Kurs der Schuldverschreibungen so niedrig ist, daß die Banken Verluste haben? . Die müssen sie ausgleichen; und dazu sollen die Bedingungen beim! Abschluß neuer Hypotheken helfen. Die Theuerung, über die der Darlehcnsucher klagt, ist die Ursache der mangelhaften Alimentirung des Grundstückmarktes und eine Folge des schlechten Pfandbriefgeschäftes. So lange vierprozentige Obligationen nicht weit von 97 entfernt sind, ist jede Hoffnung auf bessere Ernährung des Realkredites eitel.

, Auf dem Tempelhofer Feld wird flott gebaut. Wer für neue Wohnungen schwärmt und den Anblick unbegrenzten Horizontes liebt, kann schon im Herbst in der Haberlandmetropole selig werden. Straßenzüge, Spielplätze, Parkanlagen, Teiche sind im Grundriß fertig; sogar die elektrischen Bogenlampen, die den Straßen Licht spenden sollen, werden in ein paar Wochen angebracht sein. Am dreißigsten Iuni 1912 hat die „Tempelhofer-Feld-Aktiengesellschaft für Grundstückverwerthung"ihr zweites Geschäftsjahr beschlossen; und derRechenschaftbericht wird über die Entwickelung des Unternehmens Mancherlei zu sagen haben. Cyniker, denen nicht einmal das Tempelhofer Feld heilig ist, behaupten, außer den 94000 Mark des Defraudanten Haase werde kein Geld auf dem Tempelhofer Feld zu finden sein. Die Aktie der Gesellschaft, die vor einem Iahr zu 12S Prozent aufgelegt nnd mit

126 Prozent zum ersten. Mal notirt wurde, steht nur noch mit lOSU
Prozent im Kurs. Das macht auf die 10 Millionen Mark Aktien
Liter« ^, die im Börsenhandel sind, einen Verlust von mehr als 1,80
Millionen. Wird die Zukunft dafür Ersatz schaffen?
Den Grundstückhändlern und Bauunternehmern macht nicht nur
das Geld Sorge; auch die Steuern bedrücken das Gemüth. Die Reichs«
Werthzuwachssteuer, die seit dem ersten April 1911 grassirt, wird hef-
tig verwünscht. Die Terraingesellschaft sagt: „Wir können nicht mehr
verkaufen, weil wir, der Steuer wegen, keinen dem Buchwerth der
Grundstücke angemessenen Preis erzielen"; der Hausbesitzer: „Die Be-
lastung des unbebauten Bodens mit öffentlichen Abgaben treibt zu
ungesunder Entwickelung der Bauthätigkeit, die den soliden Hausbe-
sitz schädigt." Die Werthzuwachssteuer wäre nicht so unangenehm em»
Pfunden worden, wenn sie in einer gesunden Umgebung das Licht er«
blickt hätte. Sie trat auf, als der Grundstückspekulation zu thun fast
nichts mehr übrig blieb. Die Werthzuwachssteuer hat von den bestge-
nährten Objekten nichts gehabt, weil sie zu spät kam. Doch ihre Geg-
ner sind nicht im Recht; denn die Steuer hindert nur den insolventen
Käufer, ins Geschäft zu kommen. Die Terraingesellschaft muß, wenn
sie ein Grundstück verkauft, an dem sich ein Werthzuwachs nachweisen
läßt, als Verkäuferin die Steuer bezahlen. Sie giebt also einen Pro-
zentsatz des Gewinnes an den Fiskus ab. Das kann sie nur, wenn sie
bares Geld bekommt. Diese Konsequenz der Werthzuwachssteuer ist
der „Mangel", über den geklagt wird: die Nothwendigkeit, zahlung-
fähige Käufer zu suchen. Die Kunden, denen man jeden Preis ankrei-
den darf, weil sie ihn doch nicht in Bargeld bezahlen, werden „hypo-
thekarisch festgemacht", und wenn die Grundstücksgesellschaft „Glück"
hat, sieht sie nach kurzer Zeit ihr theuer verkauftes Objekt wieder.
Solche Beziehungen sind durch die Steuer gestört worden; der Ver-
käufer müßte jetzt die Abgabe aus der eigenen Tasche zahlen. Soll
man ungesunde Verhältnisse, auf Kosten der Rentabilität, zerstören
oder dem Geschäft das alte Schema, auf Kosten der Solidität, lassen?
Das ist die Frage. Der Fiskus würde auf die Steuer erst verzichten,
wenn sie ihm auf die Dauer nichts einbrächte.
In der Grundstückspekulation sind die „besten Zeiten" für Gesetz
und Steuerftskus vorüber; die Gegner der Reichszuwachssteuer kön-
nen also eines Tages triumphiren. Beim Bauschwindel wird mit dem
Einwand gearbeitet, daß die Fessel, die dem unsoliden Schieber ange-
legt wird, auch den ehrlichen Handwerker binde. Deshalb ist das Bau-
gewerbe nicht mit dem „Gesetz zur Sicherung der Bauforderungen"
einverstanden. Der erste Theil ist in Kraft getreten und für die Dis-
kussion erledigt. Aber der zweite Theil schwebt wie ein Damokles-
schwert über Gerechten und Ungerechten. Der „Verband der Bauge-
schäfte von Berlin und den Vororten" hat ein Referendum veranstal-
tet. 37? Mitglieder haben die Frage beantwortet: 153 für, 167 gegen
das Gesetz. Die erste Gruppe vertrat eine Fahreslohnsumme von 8,

die zweite eine von Millionen Mark. Mit der Ablehnung des Gesetzes, das übrigens auch den Regirungen der Bundesstaaten (die Einführung ist jedem einzelnen Staat überlassen) nicht sehr zu gefallen scheint, ist aber die Frage nicht beantwortet, wie dem Bauschwindel ein Ende zu machen sei. Selbsthilfe genügt nicht und Staatshilfe wollen nicht einmal die Betroffenen. Im Bereich von Grundstück und Hypothek ist von der Erkenntniß nothwendiger Reformen bis zu deren Verwirklichung der Weg noch weiter als anderswo.

Die Banken haben dem Ruf zur Abrüstung gehorcht. Manche Baufirma, die auf die offenen Kontokorrente vertraute, wurde arg enttäuscht und kam in die Klemme. Am Meisten litt der Baumarkt. Vielleicht naht der Retter aus der bell« Francs. In Berlin wurde ein französisches Bodenkreditinstitut gegründet (Oomutoir ?«ll«isr, Aktiengesellschaft für Grundbesitz), das hypothekarische Beleihungen gewähren soll. Die Anstalt gehört zum Kreis eines pariser Pfandbriefinstitutes (I/Iugustri«IIs?«iiOiörs), das 45 Millionen Francs Obligationen in Umlauf hat. So erfreulich eine hypothekarisch sichergestellte Alliance zwischen Frankreich und Deutschland wäre: fraglich ist, ob der Zweck des französischen Institutes.'das mit den jHypothekengeldern jauch die Einrichtungen der Häuser liefert, in Deutschland zu erreichen fein wird. Besser ist schon das Bemühen, der Zweiten Hypothek eine Gasse zu schaffen. In Elberfeld wird eine städtische Hypothekenbank geplant, die Darlehen für zweite Stellen geben soll; und das Pfandbriefamt der Stadt Magdeburg, das die Gewährung billiger Hypotheken bezweckt, hat seinen Betrieb aufgenommen. Daß unser Gesetz die Möglichkeit bietet, zweijährige Zinsenrückstände in gleichem Rang mit dem Hypothekenkapital einzutragen (eine Wohlthat für den Schuldner, dem eine gewisse Schutzfrist gewährt sein soll), ist ein Hemmniß für die Zweite Hypothek. Der zweite und dritte Gläubiger weiß ja nie, ob er nicht, im Fall der Subhastation, Zinsenrückstände mit ausbieten muß, die vor ihm eingetragen wurden. Der Grundstückseigenthümer kann sich das Geld für die Hypothekenzinsen von einem Dritten auf zwei Iahrs leihen und dem Geldgeber die Zinsansprüche an den Gläubiger abtreten. Auf diese Weise entstehen die unangenehmen „Schwanzhypotheken", an denen der Geldmann, der dem Schuldner menschenfreundlich geholfen hat, ein gutes Geschäft macht. Denn ohne Damno gehts natürlich für den Darlehensschuldner nicht ab. Gegen solche Möglichkeiten, die der Zweiten Hypothek einen üblen Ruf bereiten, muß der Vorsichtige sich durch kluge Verträge schützen. Aber, die Zahl Derer, die auf diesem Gebiet Bescheid wissen, ist klein. Und das Gebiet selbst ist durch Raubbau auf Iahre hinaus geschädigt worden. So oft man glanbte, einen Sonnenstrahl zu sehen: der Wolkenvorhang blieb undurchdringlich. Noch ist auf dem Grundstückmarkt tiefe Nacht und man hört ringsum den Iammerruf der Terrainaktionäre. Ladon.

Herausgeber «nd uerantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck uon Paß « Garleb S. m. b, tz, in Berlin.

Berlin, den 24. August 1912.
Zwei Franzosen.
Henri Poincare.
(April 185Ä bis Iuli 1912.)
! in schwerer Perlust hat die französische Gelehrtenwelt und mit
ihr die ganze Menschheit betroffen. Anerwartet ist nach kur-
zer Krankheit der Mathematiker und Physiker Poincare gestorben.
Eine nicht übermäßig schwere Operation hatte der bald Sechzig-
jährige gut überstanden. Im Begriff, die Klinik zu verlassen, ist er,
Von einem Herzschlage getroffen, plötzlich verschieden. Das ist im
Verlauf weniger Iahre der vierte Schlag, der einen der führenden
Geister Frankreichs auf dem Gebiet der Naturwissenschaften dahin-
gerafft hat. Vielleicht nicht so populär, doch darum nicht weniger
bedeutend als Moissan, Henri Becquerel und Curie ist Henri Poin«
«ars der Stolz der Franzosen gewesen, der Mann, von dem sie
gern sagten: ,,11 8ait tont,"
Die Entdeckungen Moissans, zum Beispiel: die Herstellung
künstlicher Edelsteine, die Perwendung der elektrischen Energie zur
Erzeugung hoher Temperaturen, dringen raschin weitereSchichten;
Vecquerel und sein großer Schüler Curie haben eine ganz neue
Wissenschaft begründet durch die Entdeckung der Aran«Strahlung
und des Radiums und sich dadurch einen unvergänglichen Namen
«rworben. Beide leben auch dadurch im Gedächtniß der Zeitge-
nossen fort, daß, Becquerel einen Sohn hinterlassen hat, der sich
dem gleichen Fache erfolgreich widmet, Curie aber die hochbegabte
Witwe, die Mitentdeckerin des Radiums und Nachfolgerin auf
dem Lehrstuhl ihres Gatten.

Poincares Name ist nicht so rasch und so weit bekannt geworden; und doch reiht er sich diesen Mönmern ebenbürtig an. Seine Wissenschaft, die Mathematik und ihre Anwendungen auf Physik und Astronomie, zeitigt Früchte herberer Art, die drum nicht weniger kostbar sind. Nicht immer sind es neue Thatsachen und Beobachtungen, die dem Menschengeist einen Einblick in das geheimnihvolle Innere der Natur gewähren; erst die Verwerthung des Materials, die Generalisirung, wie Poincars selbst sagt, zeitigt den vollen Werth mancher Entdeckung. Der Nutzen der theoretischen Naturkunde ist vielfach angefochten worden, nicht zum Wenigsten, weil zu leicht die Grenzlinie zwischen exakter Rechnung und Spekulation überschritten wird. Doch was uns dringend noththut, sind allgemeine Prinzipien, Fundamentalsätze, die ganze Gebiete der Naturwissenschaft beherrschend umfassen und die, wenn sie einmal als richtig erwiesen sind, einen Prüfstein für zahllose andere Theorien bilden. Wie einst das Prinzip von der Erhaltung der Energie ein leitender Grundsatz geworden ist, mit dem jede neue Erscheinung in Einklang sein muß, wenn sie überhaupt als giltig und richtig angesehen werden will, so hat ein neues Prinzip, ein neuer Gedanke oft mehr Werth für die Wissenschaft als eine ganze Reihe an sich hochbedeutsamer experimenteller Thatsachen.
Durch die ganze Naturwissenschaft dringt als Leitmotiv das Streben nach Vereinfachung. Zusammenfassung unter einheitliche Gesichtspunkte und Zurückführung auf wenige fundamentale Leitsätze sind verständliche Bestrebungen. Ob sie immer richtig sind, mag dahingestellt bleiben; hier hängt eben Alles vom Erfolg ab. Wie der Chemiker den Wunsch hegt, die zahlreichen Grundelemente auf einheitliche Bausteine zurückzuführen, seien sie nun Urelemente oder gar materielose Elektrizitätatome, so sucht auch der Physiker alle Erscheinungen in wenige große Einzelgebiete einzuordnen. Ietzt ist die Lehre vom Licht ein Spezialkapitel der Elektrizitätlehre geworden. Die theoretisch von Maxwell erkannte Verwandtschast ist durch Hertz experimentell erwiesen; was die Theorie voraussagte, gleiche Ausbreitungsgeschwindigkeit der Lichtstrahlen und der Strahlen elektrischer Kraft, hat die Messung bestätigt; ein glänzender Triumph nicht nur der erwähnten vereinfachenden Bestrebungen, sondern der theoretischen Physik überhaupt.
Und gerade jetzt, wo durch die Entdeckung der Radioaktivität unsere Auffassung vom Wesen der Materie sich so ganz geändert hat, wo der altehrwürdige Satz von der Unwandelbarkeit der Elemente oder chemischen Grundstoffs ins Wanken gekommen ist, wo ferner in der Physik durch die Statuirung des Relativitätprinzips

Von Einstein die Grundbegriffe von Raum und Zeit eine Aenderung erfahren haben, bedarf die Wissenschaft der klaren mathematischen Köpfe. Sie weisen der Spekulation die richtige Grenze, ohne doch zu sehr am Sichtbaren und Meßbaren zu hängen, und sie vermögen durch anschauliche Darstellung auch weiteren Kreisen von den modernen Auffassungen Kunde zu geben. Freilich nur, so weit Das überhaupt möglich ist. Es ist ein weitverbreiteter Fehler, von der Erklärung eines Phänomens Anschaulichkeit gebieterisch zu verlangen. Wenn ich Das, was ich an einem Versuch feststellen konnte, in die Form einer Gleichung gebracht habe uud nun beginne, damit zu rechnen, sei es zu multipliziren oder zu differenziren, so verlasse ich oft bewußt den Boden der Anschaulichkeit. Eine Quadratwurzel, unter der zwei ganz verschiedene Größen mit einander ein Produkt bilden, bietet meinem Verständniß nichts Anschauliches mehr. Aber wenn ich erprobteRechnungmethoden richtig anwende, so entwirren sich die Formeln und ein Resultat kommt heraus, das nun wieder ganz verständlich sein kann.

Und denken wir jetzt an die Vorgänge, die wie das Licht oder die elektrischen Wellen in einem -unbekannten Medium, dem Aether, vor sich gehen, die aus Schwingungen bestehen, mit einer ganz riesengroßen Fortbewegungsgeschwindigkeit, so müssen wir gestehen, daß wir uns ein mit den dazu nöthigen Eigenschaften versehenes Gebilde wie den Licht-Aether überhaupt nicht vorstellen können. Wir sind darum froh, wenn wir ohne ihn auskommen könneu, wie es ja in der That der Fall zu sein scheint, und begnügen uns mit den sicheren Ergebnissen der Rechnung.

Immerhin ist es die Gabe Einzelner, klar und anschaulich die Wandlungen unserer Grundanschauungen darzustellen. Als Mathematiker ersten Ranges und als theoretischer Physiker nicht minder bedeutend, ist Poincars wie kein Zweiter befähigt gewesen, zu den neuen umwälzenden Theorien Stellung zu nehmen, sie zu erweitern und allgemein verständlich zu machen.

Vom äußeren Lebensgang des Gelehrten ist nicht viel zu sagen. Sein Dasein spielte sich in der Stille ab. Sein Name ist in Frankreich jetzt populär, weil Raymond Poincars Ministerpräsident ist. Der Oheim und der Sohn des berühmten Mathematikers haben in der Wissenschaft gute Namen; der Sohn trat im Amt des Generalsekretärs auf dem Physikerkongreß des Iahres 1900 hervor, der in Paris eine auserlesene Gesellschaft versammelte. Die Berichte dieses Kongresses eröffnet ein Aufsatz von Henri Poincars (dem damit ein fichtbarer Ehrenplatz angewiesen wird); eine Studie über die experimentelle und theoretische Physik. Asr Autor dieser geist-

reichen Schrift war 18Z^t in Nancy (Lothringen) geboren worden. Nach Absolvirung des Polytechnikums wurde er Mineningenieur, dann ging er in die akademische Karriere über, war kurze Zeit Professor an der Universität Caen und kam von dort an die Sorbonne, die ehrwürdige Universität von Paris, wo er seit mehr als zwanzig Jahren rastlos gewirkt hat. An äußeren Ehrungen hat es ihm nicht gefehlt. Mehr als dreißig Akademien und gelehrte Körperschaften zählten ihn zu ihrem Mitglieds. Der Präsident der Akademie, Gabriel Lippmann, bekannt durch seine Entdeckungen auf dem Gebiet der Optik, speziell der Photographie, sagt in einem Nochruf: „Wir verlieren in Poincars nicht nur den ersten der lebenden Mathematiker, sondern einen großen Geist, der überall feine Spuren eingezeichnet hat, wo er sich bethätigte," Die Wahrheit dieses Satzes ist nicht anzuzweifeln.
In einem Autoreferat aus dem Iahr 1903 werden die bis dahin erschienenen Arbeiten und Bücher des Gelehrten chronologisch angezeigt. Dreizehn Bücher und über zweihundert Arbeiten sind dort namentlich aufgeführt. Daraus ersieht man, wie ungeheuer fruchtbar seine Feder war, aber auch, wie unmöglich eine vollkommene Würdigung der Thätigkeit im engen Rahmen eines Artikels ist.
Fast alle Gebiete der mathematischen Physik sind in Buchform von ihm behandelt worden. Seine über Elastizität, Kapillarität, Thermodynamik, elektrische Schwingnngen, Elektrizität und Optik, Theorie des Lichtes, Wärmeleitung gehaltenen Vorlesungen sind auf diese Weise über den Kreis seiner Schüler hinaus bekannt geworden. Größere mathematische Werke über Wahrscheinlichkeitrechnung, Theorie des newtonischen Potentials, Mechanik der Himmelskörper, Dynamik der Flüssigkeiten, endlich ein populäres Buch, „Wissenschaft und Hypothese", schließen sich den physikalischen Werken würdig an. Die Themata der kleineren Publikationen anzugeben, verbietet ihre große Zahl; in Zeitschriften aller Länder sind sie erschienen, zum größten Theil in den „Oomptes Rsnäus", den bon der ,,^Og,äemie äos 8Oienc«8" herausgegebenen Berichten. Hier war das Hauptfeld seiner Thätigkeit; als Mitglied, Vicepräsident und Präsident dieser hochberühmten Körperschaft trat er von Jahr zu Iahr mehr hervor, als Mitglied der Kommissionen für Stiftungen und Preise, als Delegirter zu Iubelfeiern ähnlicher Körperschaften. Seine mathematischen Untersuchungen befassen sich in erster Linie mit Abels und Fuchsens Funktionen, ferner mit dem berühmten Drei-Körperproblem. Die Behandlung dieseAProblems trug ihm im Iahr 1889 einen vom König von Schweden ausgesetzten Preis, aber auch lebhafte Anfeindung ein.

Von physikalischen Problemen beschäftigte ihn in erster Linie
das der gertzischen Wellen und die darauf basirte Telegraphie ohne
Draht, der die Franzosen den richtigen, Namen „telsAi^pliis
Ksi't?iennk!" geben; auch die Kathoden« und Röntgenstrahlen,
dann die große Entdeckung Becquerels lassen ihn lebhaftenAntheil
nehmen. Becquerel hat von ihm viele werthvolle Anregung er«
fahren und mit Curie war er intim befreundet. In dem Nachruf,
den er als Präsident der Akademie dem auf so erschütternde Weise
durch einen Lastwagen ums Leben gebrachten Entdecker des Ra-
diums widmet, schildert er, wie er am Vorabend dieses furchtbaren
Zufalles mit Curie zusammen gewesen und von ihm belehrt worden
sei. An dieser Stelle charakterisirt er treffend den Naturforscher, wie
er sein soll und wie nicht. Der eine ist wie das Kind, das dem
Schinetterling nacheilt: er hält sich nur an das Hervorglitzernde,
Momentane, ohne sich um den Zusammenhang mit dem Vorher«
gehenden und Dem, was folgt, zu kümmern; ein anderer schaut nur
in sein Inneres und schließt die Augen, wenn die Natur sich unter«
fängt, anderer Meinung zu sein, als ihm beliebt. Der wahre For-
scher, wie Curie, vertieft sich weder zu sehr in sich selbst, noch bleibt
er an der Oberfläche; er vermag den Zusammenhang der Dinge
zu erkennen. In diesem Zusammenhang hat Poincars den Satz ge-
prägt: „Wenig kommt darauf an, an welchen Gott man glaubt; der
Glaube ist es, der die Wunder wirkt, nicht der Gott."
In dem bereits erwähnten Aufsatz über die Beziehungen zwi-
schen der experimentellen und der Mathematischen Physik stellt er die
Frage, ob die einzige unbestreitbare Ouelle der Erkenntniß, das
Experiment, überhaupt einer Ergänzung durch die Theorie be-
dürfe; das Ergebniß, ist: Die Beobachtung genügt nicht, man muß,
generalisiren; aus Thatsachen baut man die Wissenschaft auf wie
ein tzaus aus Steinen; aber eine bloße Häufung von Thatsachen
ist eben so wenig eine Wissenschaft, wie ein Steinhaufe ein Haus
ist. Freilich: gute Experimente haben dauernden Bestand und
Theorien wechseln. Ansere Enkel werden über uns spotten, wie
wir über manche Anschauung unserer Vorfahren den Kops schütteln.
Die größten Denker und Forscher haben ja einen hellen Mittelweg
beschritten. Hertz und Helmholtz hiaben in gleicher Weise experi-
mentelle und theoretische Erfolge gehabt. A^nd doch konnte dem
großen Helmholtz geschehen, daß seine erste Abhandlung „über die
Erhaltung der Kraft" von dem Herausgeber der Annalen der
Physik Poggendorf abgelehnt wurde, weil sie „zu theoretisch" sei.
Damit sollte nicht der Werth der Abhandlung verkleinert, aber die

scharfe Trennunglinie, die damals zwischen praktischer und theoretischer Forschung bestand, dick nachgezogen werden.

Tresfend vergleicht Poincare die Wissenschaft mit einer Bibliothek; eine ohne Ordnung und Katalog ist sie, wenn sie sich auf die Sammlung von Material beschränkt; brauchbar wird sie erst durch die Theorie. Wie ein guter Katalog erleichtert sie die Auffindung der Schätze und zeigt dem Bibliothekar die Lücken. Klassisch ist ferner der Ausspruch, daß die moderne Wissenschaft an der zu großen Genauigkeit der Meßmethoden leide. Die dritte und vierte Dezimale sind die Feinde des Forschers; denn er findet immer Abweichungen von den Gesetzen, die ein einfaches Bild des Vorganges darstellen würden. Wären unsere Instrumente schon früher so vollkommen gewesen wie jetzt, so wären sicher viele Gesetze nicht entdeckt worden; mit primitivem Werkzeug gemessen, ergab sich eine leidliche Uebereinstimmung. Die jetzt allmählich hervortretenden Abweichungen geben Anlaß, nach Störungen und anderen Einflüssen zu forschen; aber das Gesetz bleibt dennoch giltig.

Tie komplizirten Vorgänge können in ihrer Gesammtheit einen einfachen Prozeß liefern. Die Moleküle eines Gases, zum Beispiel, sind in einer dauernden heftigen Bewegung; sie stoßen ständig an einander und die verschlungensten Pfade mag ein solches Kügelchen im Lauf einer Sekunde durcheilen. Das Gesammtresultat aber ist einfach; es ist die Beziehung zwischen Druck, Volumen und Temperatur. Könnten wir Moleküle sehen, so würde uns der Vorgang so komplizirt scheinen, daß. wir so einfache Gesetze kaum als richtig angenommen hätten.

Diese und ähnliche Fragen berühren bereits das Gebiet der Philosophie, auf dem Poincar« sich auch erfolgreich bethätigt hat. Wir finden in ihm einen entschiedenen Gegner der neuen rationalistischen Richtung. Lange hatte man dem Irrthum gehuldigt, daß, da die Wissenschaft die Naturphänomene auf dieGrundbegriffe von Raum und Zeil zurückführt, und zwar, wie man glaubte, alle, nun überhaupt kein Geheimniß mehr vorhanden sei. Diesen kühnen Irrthum Pflegte die Lehre der Rationalisten des achtzehnten Iahrhunderts und nach ihnen Haeckel und seine Nachfolger. Poincars hat als Erster unumstößlich gezeigt, daß die Begriffe Raum und Zeit, im Grunde genommen, subjektive Werthe und in einem gewissen Sinn metaphysisch sind und daß man auf die Hoffnung, jemals den innersten Grund aller Dinge zu erforschen, verzichten müsse. Wie der Fisch, der tief auf dem Meeresgrund lebt, vom Wasser nichts weiß, weil er keinen Ort kennt, wo kein Wasser ist, werden die Menschen, so lange sie nicht von subjektiver Kritik sich

frei machen (was nie ganz gelingen wird), nicht zu einem richtigen
Urtheil über die tiefsten Dinge kommen. Doch in dem Forschenj
liegt der Genuß. Das Ziel der Wissenschaft ist nach Poincars die
Befreiung der Menschheit von den Sorgen und Lasten des Lebens,
so daß, sich Ieder im Garten der Göttin ergehen kann.
Der Name Poincars, so sagt sein Kollege Nordmann in einem
Nachruf, wird auf den Lippen Aller bleiben, die auf den Gipfeln
der Wissenschaft köstliche Belohnung suchen; dieser Name wird ein
Augenblick aus dem Gedankengang der Menschheit sein.
Karlsruhe. Professor Dr. Heinrich Sieveking.
MMUssenet war ein Greis, als er starb, und doch kam uns sein
☐Tod ganz unerwartet: weil seine Musik heute noch uns so
lockt, schmeichelt, ans Herz greift wie vor dreißig Iahren, als er
seine Manon zum ersten Mal dem Direktor Carvalho vorspielte.
Der Charnu: seiner Partituren wird nie vergehen, so lange es noch
Frauen giebt, die lächeln/ weinen, betrügen. Massenet war der mu-
sikalische Ausdruck eines Frankreichs, das wir Alle geliebt haben.
Nur Unfähige und Unsinnliche konnten Massenet vorwerfen,
er dienere vor dem Götzen Publikum. Wenn er die Massen packte
<und oft ist« ihm gelungen), so packte er sie stets bei ihren besten In-
stinkten, nicht, wie jetzt der Brauch ist,, bei ihren rohsten. Seine Mu-
sik hat einen zärtlichen, schwermüthigen, wohl etwas süßlichenDuft;
seinen Blutgeruch. So, wie er war, mußten ihn die Frauen lieben.
Sein Werk zeigt uns die Geschichte des Weibes, von Maria Mag-
dalena, Thais und Kleopatra bis zu Esclarmonde und der blassen,
Zerbrechlichen Manon. Stets das selbe Thema mit vielen, vielen
Variationen: wie das Weib übermächtig in unser Leben tritt, es
Manchmal auch zertritt, wie sie der irrenden Seele Heimath wird,
den Tod in die schmerzende Brust senkt und den Getöteten dann
barmherzig durch die Qual des letzten Abschiedes zur letzten Pforte
geleitet. Allen gehts ja wie dem Gaukler Iean, dem armen „Iong-
leur de Notre Dame" Massenets: die spaßigsten Dinge bringen sie
mit wundem Herzen vor dem Altar Unserer Lieben Frau vor,
Produziren die schönsten Künste, schlagen Räder, tanzen auf dem

## Jules Massenet.

(Mai 1842 bis August 1912.)

Seil, schlucken Feuer und noch viel ärgere Dinge, bis sie nicht mehr können und zusammenbrechen. Nur neigt sich nicht über jeder Todesstunde die Madonna mit seraphischem Lächeln, das Gnade verheißt und Erlösung.

Wie Massenet wird Niemand mehr das Parfum des Rokoko festhalten, wie Massenet Niemand mehr die zärtliche, ach, so triste Historie von Manon und dem Chevalier Des GrieuL erzählen, die Geschichte einer Epoche, der so viele lächerlich verliebte und dabei verrucht süße Geschichten im Kopf umherspukten, daß etliche Jahrzehnte später die Revolution selbigen Kopf einfach dadurch zur Raison zu bringen vermeinte, daß. sie ihn abschlagen ließ. Im zweitem Akt von „Manon" steht eine Cellofigur, die voll bangerSchwermuth anhebt, dann ganz verträumt und förmlich geistesabwesend, auf eine Solovioline überspringt wie ein wirrer und zugleich seliger Traum: wenn Massenet in der ganzen Oper keinen anderen Einfall gehabt hätte als diese Cellofigur, die Heldin des Abbs Prsvost hätte damit ihren Sänger gefunden. Ich meine die Stelle» da den armen Des Grieux in einer amoureusen Nacht die Angst bor dem Zusammenbruch seines Glückes beschleicht. Ein Lächeln noch, doch schon verdunkelt von den Schatten der Ahnung, wie bald Alles zu Ende sein wird. Dann die Klosterszene, da, wo Manon den halb Willenlosen umklammert gleich wildem, herb duftendem Wein, der sich um eine geborstene Mauer rankt.

Die Fachkundigen wissen, was Massenet auch als „Techniker" geleistet hat, und schätzen die feinen Farbenmischungen seiner Inftrumentirung, die vorbedachte Klugheit /seiner Ritardandi sehr hoch. Und auch der Gegner seiner Art muß anerkennen: Er blieb sich selbst treu und jede Phrase, die er schrieb, war ,,6u N^sssnst". Daß seinc Diktion mitunter eintönig wurde, ist nicht zu leugnen. Massenet wußte, daß mans ihm vorwarf, kannte überhaupt, bei allem Selbstgefühl, seine Schwächen. Er brachte der jüngsten französischen Produktion, dem Gegenpol seines Schaffens, stets das größte Interesse entgegen und hat die beiden Führer der Jungfrauzose,l, Debussy und Ducas, niemals unterschätzt. Sich selbst aber konnte und wollte er nicht ändern. Nicht aufhören, Troubadour zu sein. In seiner Musik hat er die Frauen immer angebetet; noch als alter Massenet, der wie kein Zweiter wissen mußte; daß man sie zwar lieben, doch nicht anbeten darf.

Brennerbad. Di. Moriz Scheyer..

Hymne,
Hymne.
je Glocke läutet.
was sie bedeutet:
Ich weiß es nicht;
Ich seh nur mit stillem Gesicht
Männsr und Frauen
Die Kirchs betreten;
was sie dort schauen,
was sie dort hören:
Ich u?ciß es nicht.
In Engelchören
Und h.ißen Gebeten,
Im Glanz uon Licht
Zerfließt ihre Seele
vor Gott.
Was ihnen erschienen,
Was ihnen verkundet
Als höchstes Gebot:
Ich weiß es ni l t.
Doch ohne Fehle
Sind ihre Ulienen
Und ein himmlisches Licht
Ist entzündet
Auf ihrem Gesicht,
Ich weiß nichts uon Gott,
Es schiene mir Spott,
Mit Namen zu nennen,
was wir nicht kennen,
Und zu rütteln mit worten
An uerschlossenen Pforten.
Hat mich fein Athcm berührt?
Hat seine Hand mih geführt?
Ist mir nicht Glück, Freude und Frieden
Nur aus meinen Händen beschieden?
Und dank' ich nicht Unglück, Krankheit und Tod'
Nur nieines eigenen Lebens Gebot?
Leben, Leben,
Glühendes Licht
Du hasts gegeben,
Dein ists Gericht,
Wenn in Herbstezstürmen
Der Hochwald braust,

Die Zukunft,
Die wogen sich thürmen
Gischtumsaust;
wenn Llammenherde
Sich öffnen und glühn
Und über die Erde
Die Blitze sxrühn,
wenn die Felsen erbeben,
Der Abgrund klafft:
Das ist das Leben,
Das ist die Kraft.
wenn wagen an wagen
Die Erde umrollt,
von Dampf getragen,
von Donner umgrollt,
wenn Schiffskolosse
Durch stürmende wellen,
Die sich zerschellen,
wie eherne Rosse
Die Meere durchzieh«,
wenn tausend und abertanseitd Essen
Lodern und glühn,
Den flammenden Riesenstrom von Eisen
In abertausend Gestalten pressen
Und den Menschen den weg zur Höhe weisen,
wenn das Sonnenlicht hcrabgezroungen
In blitzenden, zuckenden, feurigeu Zungen
Rasselt und stampft und leuchtet und sprüht
Und die schwärzeste Nacht zum Tage glüht,
wenn Felsen gesprengt mit knatterndem Toben,
Die Meere über die Berge gehoben,
wenn Schiffe über den wolken schweben
Und der Mensch hoch in den Lüften kreist:
Das ist das Leben,
Das ist der Geist,
Sich der Menschen Gedränge,
Ein Feierchor!
Heilige Gesänge
Rauschen empor;
was einsam der Meister
Geträumt und erdacht,
Es fesselt die Geister
Mit zwingender Macht.
Worte, Gestalten,
Gedanken und Töne,

Hymne. "1!
In strahlender Schöne
Sie hier sich entfalten.
Leben und Blut
Gab er dem werke,
Daher die Stärke,
Daher die Gluth.
Siehe den Stein
Flimmernd wie Schnee,
In ringender Pein,
In erstarrtem weh;
Lr ruhrt sich, er löst sich aus marmornen Nassen
Mit bebenden Händen das Leben zu fassen,
Sehnsnchtdurchlodert, seelendurchleuchtet,
von Liebe bethaut, uon Thränen befeuchtet —
Ists nicht, als neige die Göttin sich nieder,
Die süßen, die weichen, die schwellenden Glieder
Selig zu sich empor zu küssen
Zum goldenen Licht aus den Finsternissen?
Schon hörst Du der Schwingen
Rauschendes Schweben,
Du siehst das Gelingen,
Ls pulst das Blut:
Das ist das Leben,
Das ist die Gluth.
Sonne der Sonnen,
Lodernde Flammen,
Der alle wonnen
Des Lebens entstammen,
Aus Deinem glühenden, kreiscnden Schoß
Riß sich die Erde stürmend los;
Doch Du läßt mit lichtem Erbarmen
Sie nicht aus den sorgenden Mutterarmen;
Mit dem Strahlenmantel umhüllst Du
Und mit brausendem Leben erfüllst Du
Tausendfältig Dein Rind.
welche Sonnen noch über Dir sind
Und von wem Dein Licht:
Danach fragt ein Kind
Seine Mutter nicht.
Die weisen durchforschen die fernste Ferne
Und zählen tausend und tausend Sterne,
Sie messen und rechnen ihre Bahnen;
Und plötzlich taucht über jedes Ahnen

Schleiernd cin Komet empor,
keuchtet und schwindet wie zuvor.
Lr spricht von den tausend und tausend Ringen,
In denen noch andere Welten schwingen.
Und dahinter, darüber in eisiger Nacht,
Da haust ihr Gott in einsamer Macht —
Uns fremd und tot.
Das Leben ist Gott,
Und sein Tempel bist Dul
Knie ich vor Dir
In versunkener Ruh,
Leg ich mein Haupt i» Deinen Schoß,
Dann ist Andacht hier,
Andacht heilig und groß.
Ein goldncr Mantel, wallen
Deine Haare um Dein Gesicht,
von den Gesängen allen
Du das schönste Gedicht.
Seine Augen, die seligen, blauen,
Ströme von Liebe niedcrthauen
Und Seine^ Hände in Trost und Segen
Sich um die Stirn, die heiße, legen.
Alles weißt Du,
Alles verzeihst Du
Und der Lippen leisestes U?ort
Scheucht die häßlichen Träume fort,
Und neigst Du herab den schwellenden Ulund,
Dann schwindet in Flammen die dunkelste Stund,
In Flammen so rein, in Flammen so schön,
In Flammen empor zu den höchsten Höhn.
Zweier Menschen verstummender Hauch:
Innigster, heiligster Bpferrauch,
Mutter und Rind, Schwester und lveib.
In Gott erschauernde Ruh,
Line Seele. cin Leib:
Alles bist Du.
Alles, Alles bist Du!
Hamburg. Theodor Suse,.

Wohnungnoth.
WMorra Finland" glitt mit sachter Fahrt durch die Schären an
„Aj^V einem strahlend schönen Iulinachmittag auf seiner Rückreise
von Riga. Blasse Schatten krochen aus den Kajüten, krochen aus ihren
vielen Umhüllungen hervor, ließen sich auf Klappstühlen und Bänken
nieder, streckten sich im Sonnenschein, athmeten tief in der milden
frischen Brise nach den Qualen der windigen Nacht. Das blaue Fahr-
wasser wimmelte von weißen Segeln; auf nackten Steinkegeln leuch-
teterl die weißen Körper badender Menschen in der blauen Luft; blau-
gelbe Flaggen vor hellen Villen fingen allmählich an, die gewundenen
Wasserstraßen einzurahmen; und die Balkons und Verandas an Var-
holms Restaurant waren überfüllt mit bunten Toiletten gleich wo-
genden Blumenmassen. Und als der Dampfer am Quai anlegte und
wir in unserer Droschke saßen und in das sonntäglich stille und sonn-
täglich geschmückte Stockholm an dem kühlen, duftenden Hochsommer-
abend hineinfuhren, war uns zu Muth, als beträten wir die war-
tende Schwelle eines geordneten Heims nach einer langen, ermüden-
den Reise; und im offenen Fenster des freundlichen Pensionats, wo
wir schon einmal gewohnt hatten, saß auch das junge Fräulein und
grüßte uns entgegen, als habe sie unsere Ankunft erwartet.
Aber als sie die Thür für uns öffnete und wir eintreten woll-
ten, stand hinter ihrem Rücken eine ältliche, rothnasige und sauer
blickende Person, die erklärte, alle Zimmer seien besetzt. So fing die
Wohnungnoth für uns in Stockholm an.
Nachdem wir die Hauptstadt die Kreuz und die Quer, von Rosen-
thal auf Djurgarden bis Konradsberg hinter Kungsholmen und von
der Repschlägerstraße im Süden bis Solna Kirchhof im Norden, durch--
streift, ohne die paar möblirten Zimmer mit Küche auftreiben zu kön-
nen, die wir suchten, gingen wir zum großen Miethbureau am Kung-
Iträdgarden. Während wir die Vorrathliste beim Fräulein im Vor-
zimmer für die rein banalen Geschäfte untersuchten, raschelte eine
lebhafte Dame in den angenehmsten Iahren mit blühender Gesichts»
-farbe und bunter Toilette aus dem halbprivaten Salon hervor. Sie
gab der Freude, die sie empfand, einen so hervorragenden Schrift-
steller für seine Heimath wiedergewonnen zu sehen, den aufrichtigsten
Ausdruck: sie habe auch gerade im rechten Augenblick zu ihrer und
unserer provisorischen Verfügung eine passende Wohnung. Mit zu-
vorkommendem Eifer verließ sie mitten in der besten Geschäftszeit das
Bureau, um, ganz Landsmännin mit geistigen Interessen, uns selbst
in die neue Wohnung zu geleiten. Nachdem wir einen weiterr Bogen
auf dem Gleis der Strcchenbahn gemacht hatten, stiegen wir am äußer-
sten Ende der Findelhausstraße ab, gingen am „Haus desVolkes"vorbei
und traten in ein höchst elegantes Haus an der Ecke der Königinstraße
«in. Wir fuhren mit dem Lift hinauf und sie öffnete uns eine vor-
nehme, halbmöblirte Wohnung von sechs Zimmern mit allen modernen

Bequemlichkeiten. Unsere liebenswürdige Freundin legte uns ans
Herz, bei allen Bestellungen ins Haus als Adresse nur einfach „Hof-
marschallwohnung" anzugeben, und nahm Abschied mit der Vertrauen
einflößenden Mittheilung, hier könnten wir nicht nur für die laufen-
den zwei Wochen des Monats, für die sie gleich die Bezahlung ent-
gegennahm, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach ganz ungestört bis
zum Oktober uns zur Ruhe setzen. »
Aber als wir eines Tages (noch waren die zwei Wochen nicht
um) von unserem gewöhnlichen Spazirgang nach Haus kamen, fan-
den wir im Briefkasten eine Mittheilung unserer charmanten Freun-
din von Kungsträdgarden, die Wohnung sei zum ersten August ver-
miethet. Ihre Bereitwilligkeit, dem seiner Heimath wiedergewonnenen
Schriftsteller dienen zu können, beschränkte sich nun darauf, uns als
einzige Wohnungmöglichkeit in Stockholm zwei möblirt'e Zimmer an-
zubieten, die nur die kleine Eigenthümlichkeit hatten, daß nnser Sohn
in dem einen mit dem Sohn der Vermietherin schlafen sollte.
Nun durchstreiften wir wieder die Hauptstadt, die Kreuz und die
Quer, von Rosenthal bis Konradsberg und von der Nepschlägerstraße
bis zum Kirchhof von Solna. Als Frau und Sohn von einer dieser
Exkursionen in Sturm und Regen zurückkehrten, überraschten sie mich
mit der Nachricht, sie hätten in der Regirungstraße die passende Woh-
nung gefunden. Am anderen Tag hatten wir uns einquartirt, nach-
dem wir bereits am Mittag vorher, statt des üblichen Handgeldes, die
Miethe für den ersten Monat bezahlt hatten. Durch ein Vorzimmer-
chen (quasi Küche) kam man in einen netten kleinen Käfig mit einem
gewissen Stil in seinen imitirten Bauernmöbeln, Ueber dem Speise-
tischchen ein großer Gobelin nach irgendeinem alten Holländer, dar-
stellend drei tanzende und trinkende Bauernpaare in angenehm deli-
katen, schon verblaßten Farbentönen. Nebenan, auch nach dem Hof,
das Schlafzimmer mit warmrothen Vorhängen vor dem Bettalkoven;
und nach der. Straße der ganz künstlerisch eingerichtete, auch als Ar-
beitzimmer dienende Salon. Ueberall weiche Polstermöbel. Das Prunk-
stück dieses Salons war wieder ein Gobelin, eine Iagdszene, Karl den
Ersten von England undHenriette von Frankreich darstellend, sehr schön
in den Farben und unzweifelhaft französischen Ursprunges.
Diese zwei kostbaren Gobelins konnten doch nur einer Person
mit königlichem Vermögen oder königlichen Erwerbsrechten gehören.
Und dann dieser Alkoven mit dem Spitzenüberzug und den lichtrothen
Vorhängen! Eine dritte Eigenthümlichkeit in diesem koketten kleinen
Nest machte uns mehr zu schaffen: alle Schränke, Wandschränke, Buf-
fets, das Kloset selbst waren voll von Flaschen. Hunderte von Fla-
schen gabs da. Nicht nur Sodawasserflaschen und gewöhnliche Kalo-
ricpunschflaschen, sondern Weine und Liqueurs, natürlich geleert, von
der verschiedensten Beschaffenheit: mit Stroh umflochtene Marasqui»
nos, Steinkrüge ohne Etikette, die einfachen Flaschen der gelben und
grünen Chartreuse, bauchige Benediktiner und schlanke Rheinweine,
solide Herren Mumm und Witwen Clicquot und eine ganze Unendlich-

keit „Chateaux" von Bordeaux undBourgogne. Tage lang hatte meine
Frau zu räumen, um für uns Platz zu schaffen; und Alles war ver-
staubt, untermischt mit allem möglichen Hausgeräth, Schlüsselbündeln
und Dergleichen.
Ich saß gerade auf dem Bauernsofa unter dem Gobelin' mit der
Bauernhochzeit bei meinem ersten Mittagessen in der neuen Woh-
nung, als das Fenster sich plötzlich verdunkelte und eine gewaltige
Fettmasse, eingehüllt in ein weites, loses Morgenkleid, weich und
lautlos in einen Stuhl am Speisetisch niedersank und sitzen blieb.
Ich blickte mit Erstaunen in ein großes, gepudertes weibliches Gesicht,
das wie eine neue Auflage meiner flüchtigen Iugendschwärmerei als
erotischer Verfasser erschien; aber eine neue und sehr vermehrte Auf-
läge, denn der Körperumfang der schmächtigen Person des Originals
war hier wenigstens zwölfmal mit sich selbst multiplizirt; und die ge-
häuften Ablagerungen der Fettbildung hatten allmählich die physio-
gnomische Grundfigur retouchirt und die gerade Nase zu einem gemüth-
lichen Stumpfnäschen oder Schweineschnäuzchen hinaufgepreßt.
Es war unsere neue Wirthin.
Am nächsten Vormittag präsentirte sich der Wirth. Er führte
sich als Redakteur und Kollegen ein. Er gab in Lieferungen ein na-
tionales Werk über die Geschichte der schwedischen Industrie heraus
(das nicht ging) und schrieb außerdem zu seinem Lebensunterhalt
Operettentexte, wobei er sich der Routine seiner Frau bediente, die
früher am Theater brauchbar gewesen war. Er war ein bescheidenes
schwarzes Männchen, in Allem der Mann seiner Frau, über den sie
sich mit bitter resignirtem Wohlwollen zu äußern pflegte als über
einen unzureichenden, aber sozialmoralisch reinigenden Schlußeffekt
eines knapp bemessenen Menschenlebens.
Es wurde eine ganz verzwickte Miethgeschichte mit dunkel ver-
wickeltem Zusammenhang. Das Redakteurpaar hatte die Wohnung
für eine verreiste Person vermischet. Wer war dieser Unbekannte,
dessen Namen und Person in einen undurchdringlichen Schleier ge-
hüllt blieben? Die Hauptperson in der Angelegenheit war der Name
Pettersson. Dieser Anonymus war Alles in Allem. DieMiethquittung
war unterzeichnet „Pettersson"; es hieß, er sei der Hauseigenthümer
und wohne in der Dachstube; zum Vorschein kam er nie. Das Mieth-
geld aber ging in die Hände des Redakteurpaares, das wieder ganz
unter dem Pantossel einer anderen und allzu konkreten Realität
„Pettersson" stand, einer alten Dame, die unter dem Namen Schwie-
germutter ging, sich stockstaub stellte nnd sich in einer Riesenratte sym-
bolisirte, die stets auf dem Hof oder in der Dachrinne sichtbar wurde,
wenn Frau Pettersson eingriff. Der Mietkontrakt war auf die Woh-
nung im Ersten Stock ausgestellt, wo das Redakteurpaar selbst wohnte,
während wir zwei Treppen hoch installirt wurden; und jene schien
auch gemeint zu sein, da Madame gerade beim Einpacken zu einer
Reise nach Petersburg war, als wir einzogen. Sie sprach beständig
von dieser Reise, deren Bedeutung mystisch unterstrichen wurde, die

aber gar-nicht zur Ausführung kam. Statt Dessen stürzte ihr Gatte
Hals über Kopf nach Marstrand, worüber er mir bei einem kurzen Be-
such Mittheilung machte, unter dem der bescheidene Schriftsteller sich
gewissermaßen wie eine offizielle Kundgebung im Fettstil druckte. Bei
seiner Rückkehr nach einigen Tagen kreuzten jedoch seine Gedanken
unablässig um fünfundzwanzig Kronen, deren er unbedingt innerhalb
der nächsten halben Stunde bedurfte, um einem Wechselprotest zu ent-
gehen, der ihn ruiniren würde. Und die sollte ich ihm leihen.
Hierauf fing die Stimmung in der Regirungstraße an, unge-
müthlich zu werden. Madame hatte die Wohnung auf zwei Monate
an uns vermiethet; aber noch vor Ablauf des ersten Monats fanden
wir im Briefkasten ein Schreiben von „Pettersson", worin behauptet
wurde, weil wir die volle Miethe für den ersten Monat gleich entrich-
tet haben, sei unsere Absicht gewesen, auch nur für einen Monat zu
bleiben. Das Mißverständniß wurde in mündlichem Gespräch besei-
tigt. Aber nun kamen die Wohnungsucher angelaufen. Als ich mich
darüber gegen meinen Kollegen beklagte, erklärte er mir, Das sei aus-
schließlich die Angelegenheit seiner Frau; und während er das Haus
immer mehr mied und höchstens wie ein Schatten auf der Treppe oder
als ein runder Rücken um eine Hausecke an mir vorüberkeuchte, fand
ich Madame beständig in Thränen aufgelöst oder halb unzurechnung-
fähig vor Migräne. „Vor den HauDwirthen muß man kriechen", jam-
merte sie.
Nnter diesem zunehmenden Schwächezustand von ihm und ihr
ergriff die Schwiegermutter, ob sie nun seine oder ihre oder gar keine
Schwiegermutter war, mit starken Händen die Zügel der Regirung.
Ihr Haupthelfer war ein ältlicher graubärtiger Herr mit triefenden
rothen Augen; er sollte der Miether sein und wurde immer in den
ausbedungenen Ruhezeiten, während der Morgentoilette oder des
Mittagessens, von ihr mit ihrem eigenen Schlüssel, dessen Existenz uns
geheim geblieben war, hineingelassen.
Inzwischen nahte der Oktobertermin und statt des triefäugigen
Herrn holte sich die alte Ratte Schwiegermutter einen militärischen
Gustaf Adolf in Civil, der nun die Treppe unsicher machte. Da sahen
wir in der Zeitung mehrmals, zu unserer größten Ueberraschung, die
Annonce unserer Wohnung. Wir erklärten nun, zu bleiben und weiter
miethen zu wollen, über den ganzen Winter, Die alte Ratte erwiderte,
die Wohnung sei vermiethet. Wir zeigten ihr die Annonce. Keine
Wirkung. „Das war ein stehen gebliebener Irrthum,"
Und als nun gar der Chefredakteur des Polizeiblattes eine Ver-
sammlung in den Saal des Christlichen Vereins für junge Männer,
zehn Schritt von unserer Wohnung, einberief, um einen Vortrag über
die überhandnehmende Wohnungnoth in der Hauptstadt zu halten, ver-
zichteten wir darauf, Stockholm noch einmal die Kreuz und Üuer, von
Rosenthal bis Konradsberg und von der Repschlägerstraße bis zum
Friedhof von Solna, zu durchstreifen, packten unseren Koffer und reisten.
Meudon. Ola Hansson.

Selbstanzeigen.

Theorie der wirthschaftlichen Gntwickelung. Verlag von Vuncker S Humblot in Leipzig.

Es gab eine Zeit, in der die wissenschaftliche Nationalökonomie auf Verständniß in ziemlich weiten Kreisen rechnen konnte. Heute besitzt sie (und namentlich die theoretische Nationalökonomie) dieses Vertrauen nicht mehr. Sie ist der allgemeinen Bildung unserer Zeit so fremd geworden, daß es schwer ist, Resultate theoretischer Forschung so darzulegen, daß sie dem Leser, der nicht einem engen Fachkreis angehört, wirklich Etwas sagen. Und doch ist es ein Irrthum, zu glauben, daß sich unsere Fragelust in sozialen Dingen jemals aus dem Gedankenkreis der theoretischen Oekonomie lösen kann. Eine Generation nach der anderen formt sich, von ihrem Standpunkt aus, ihre Ansichten über gewisse Grundprobleme des sozialen Wirthschaftlebens, wenn nicht mit Hilfe wissenschaftlichen Rüstzeugs, dann eben ohne dieses, so gut es geht. Auch der Historiker oder der Statistiker sucht nach Erklärungen und mehr oder weniger allgemeinen Erkenntnissen, sobald er aus seinem Material Etwas schließen will. Endlich stößt Ieder, der irgendeine wirthschaftliche Thatsachengruppe untersucht, früher oder später auf Fragen, vor denen jede überkommene Feindsäligkeit gegen die wissenschaftliche Oekonomie ihren Sinn verliert, und fühlt Ieder das Bedürfniß, zu wissen, woher, zum Beispiel, die Krisen kommen oder was eigentlich der Kapitalzins ist. Wenn wir heute die wirthschaftliche Wirklichkeit, in der wir leben, so wenig verstehen und lieber dem kläglichsten Schlagwort als der nun einmal gründlich unpopulären Fachwissenschaft vertrauen, so liegts zu einem großen Theil daran, daß uns systematisches Nachdenken über die Grundfragen des Wirthschaftlebens zu lange als tendenziöse, der Wirklichkeit fremde Spekulation dargestellt worden ist, die man am Besten ignorirt. So gründlich hat sich der Mann durchschnittlicher Bildung Das zu Herzen genommen, daß es viel leichter wäre, über physikalische als über ökonomische Untersuchungen zu referiren. Mein Buch soll eine Gesummtanalyse des Wirthschaftvrozesses und des Lebensprozesses der kapitalistischen Volkswirthschaft im Besonderen geben. Der Umstand, daß beim Leser nicht allzu viele theoretische Detailkenntnisse vorausgesetzt werden sollten, bringt mit sich, daß die Darstellung weit ausholen muß. Und die Nothwendigkeiten wissenschaftlichen Beweisganges bringen einen Apparat von Voraussetzungen und Methoden mit sich, der von allen Wissenschaften nur gerade der Nationalökonomie verübelt wird. Aber wenn ich die leitenden Gedanken und die wesentlichen Resultate überblicke, um hier das eine oder das andere davon zu erwähnen, so machen sie mir den Eindruck größter Einfachheit.

Ein Beispiel: Wer könnte ernstlich daran zweifeln, daß das Einkommen der Unternehmer und der Kapitalisten wesentlich aus derEntwickelung, aus der Schaffung nener wirthschaftlichen Kombinationen

fließt? Wer weiß nicht, daß ein Betrieb, wenn er unverändert den Kreislauf der Wirthschaftperioden abhaspelte, sehr bald zur Bedeutunglosigkeit herabsinken und aufhören würde, seinem Besitzer einen über ein Lohneinkommen hinausgehenden Reinertrag abzuwerfen? Doch diese Fhatsache kann sehr verschieden interpretirt werden. Und Wissenschaft wie Leben erblicken, hierin einmüthig, im Kapitalzins einen Ertrag, der genau so dauernd und regelmäßig aus dem Wirthschaftprozeß auftaucht wie etwa der Lohn. In meinem Buch wird nun der Beweis geführt, daß in einer entwickelunglosen, in einer völlig stationären Volkswirthschaft es keinen Produktivzins, keinen regelmäßigen kapitalistischen Ueberschuß des Produktionertrags über die Betriebskosten geben würde, daß es, außer eventuellen Monopolgewinnen, da keine anderen Einkommenszweige geben würde als Lohn und Grundrente. Unternehmergewinn und Kapitalzins sind Erscheinungen der Entwickelnng, Prämien, die die Gesellschaift gleichsam an ihre wirthschaftlichen Führer dafür zahlt, daß ihre produktiven Kräfte, ihre Arbeit- und Bodenkräfte, fortschreitend anders, vortheilhafter verwendet werden. Diese Prämien sind im Wesentlichen temporär. Dem erfolgreichen Neuerer folgt die Konkurrenz auf dem Fuß und nach ihrem Auftreten verschwinden diese Ueberschüsse; ist eine Unternehmung einmal in den normalen Kreislauf der Volkswirthschaft eingeordnet, hat sich die Volkswirthschaft etwa der entstandenen neuen Industrie angepaßt, dann fließt der Ertrag, den sie dauernd erzielt, nur Arbeitern und Grundherren zu. Der Besitz von Produktionmitteln (Maschinen, Fabrikgebäuden und Aehnlichem) sichert keinem Menschen ein dauelndes Einkommen. Aber die letzten Sätze scheinen nicht nur paradox: sie sehen wie eine Karikatur der Wirklichkeit aus und müssen auf Widerspruch stoßen. Ein langer analytischer Weg führt zu ihnen.

Die Frage nach dem Wesen der wirthschaftlichen Entwickelung und nach der Art, wie der Entwickelungprozeß vor sich geht, nimmt .einen guten Theil des Buches in Anspruch. Das wirtschaftliche Handeln bietet uns in mancher Hinsicht verschiedene Probleme, je nachdem es sich dabei um die Abwickelung eines hergebrachten und aus Erfahrung bekannten Wirthschaftprozesses oder um neue Aufgaben handelt. Stets kann die wissenschaftliche Erklärung annehmen, daß innerhalb der hergebrachten Bahnen alle Individuen in grundsätzlich gleichartiger Weise wirtschaften. Diese Annahme versagt vor der Lösung neuer Aufgaben im Wirtschaftleben. Solchen neuen Aufgaben sind in jeder sozialen Gruppe nur wenige Individuen gewachsen; die anderen stehen ihnen oft verständniß- und immer hilflos gegenüber. Hier theilen sich die Wirthschaftsubjekte in Führer und Geführte. Hier hat die Persönlichkeit ihren Platz, während innerhalb des Kreislaufes der eingebürgerten Wirthschaft Ieder in gleicher Weise von den Verhältnissen geschoben wird. Die Analyse der Führerpersönlichkeit auf wirtschaftlichem Gebiet und ihrer Erscheinungformen, vom primitiven Häuptling bis zum modernen «aMin «k ingustr^, kann hier nicht wiedergegeben werden. Aber die Thatsache, daß, während in einer stationären

Volkswirthschaft es keiner eigentlichen Führerrolle bedürfte und die
da zu bewältigenden Aufgaben prinzipiell von allen Wirthschaftsub-
jekten erledigt werden könnten, neue Thaten nur von einem kleinen
Kreis von Leuten ausgehen können, hat zwei Konsequenzen, die her-
vorgehoben werden mögen. Erstens liegt in dieser Thatsache eine neue
Erklärung des Zinseinkommens. Die Mehrzahl der Wirthschaftsnb-
jekte steht eben neuen Aufgaben meist verständnißlos gegenüber. Ihre
Kooperation ist aber zu deren Erledigung nöthig. Auch eine neue Un-
ternehmung braucht Arbeiter. Diese Kooperation wird nun nie frei-
willig gewährt. Auf allen Kulturstufen werden durch irgendeinen
Zwang die nöthigen Produktionmittel der Verfügung des Führers
unterworfen, an dessen Plänen ihre Besitzer keinen Antheil haben.
Nur durch die Art dieses Zwanges unterscheiden sich die Organisation-
formen der Volkswirthschaft. Der primitive Häuptling hat eine allge-
meine Befehlsgewalt. Im sozialistischen Staat müßte ein Centralorgan
befehlen. Und in der kapitalistischen Wirthschaft werden die nöthigen
Arbeit- und Bodenleistungen zu dem Preis, der ihrer bisherigen Ver-
wendung entspricht, ihren Besitzern abgekauft und, ohne weitere Be-
fragung dieser Besitzer, zu den neuen Zwecken verwendet. Die zu die-
fem Ankauf nöthige Kaufkraft dem Unternehmer beizustellen, ehe er
aus dem Erlös seiner Produkte die Mittel dazu gewonnen hat, ist die
Funktion des Kapitalisten. Und der Zins ist das Agio, das gegen-
wärtige Kaufkraft auf dem Geldmarkt mit Rücksicht darauf hat, daß
von ihrem Besitz die neue Verwendung der Produktionmittel und der
damit verbundene Gewinn abhängig ist. Durch seine Kreditgewährung
ertheilt der Kapitalist gleichsam der Volkswirthschaft den Auftrag, den
Zwecken des Unternehmers dienstbar zu sein; er überwindet das Hin-
dernis;, das sonst bei freier Selbstbestimmung der Arbeiter nnd freiem
Berfügungrecht der Grundeigenthümer der Durchführung neuer
Pläne entgegenstünde. So spaltet sich die Werthwelle, die die Ent-
wickelung auftreibt, in Unternehmergewinn und Zins. Und obgleich
der Produktivzins ein dauerndes Einkommen ist, so fließt er doch aus
individuell stets wechselnden Quellen, aus immer anderen Unterneh-
mergewinnen. Gr ist stets da. Aber nur, weil uns stets neue Kombi-
Nationen möglich und ausnützbar sind. Er würde verschwinden, wenn
die Entwickelung aufhören würde. Er ist kein Abzug von Lohn oder
Grundrente; er fließt aus Quellen, an deren Entstehen weder Arbeiter
noch Grundherren Antheil haben. Und das Kapital ist kein Faktor der
Produktion; es steht zwischen Unternehmern und Produktionfaktoren
und leitet diese Faktoren aus ihren alten in immer neue Verwendun-
gen. Klar ist, daß diese Thesen, wenn haltbar, von erheblicher Bedeu-
tung für das Verständniß der kapitalistischen Wirthschaft und ihrer
Erscheinungen und des sozialen Vertheilungprozesses sein müßten.
Zweitens liegt in der Thatsache, daß die Entwickelung nur in ei-
nem Relativ kleinen Kreis entspringt, während die Masse der Wirth-
schaftsubjekte nur die bekannten Herstellungweisen und kommerziellen
Kombinationen, die einzigen, denen sie gewachsen ist, jahraus, jahrein

durchzuführen strebt, auch der Schlüssel zur Lösung des Krisenproblems. Wir wissen heute, daß Schlagwörter wie Ueberproduktion und Spekulation nichts erklären. Wir wissen ferner, daß Krisen nichts Anderes sind als Elemente in einem steten Auf und Ab des Wirtschaftlebens. Diese Wellenbewegung, diesen steten Wechsel von Prosperität und Depression zu erklären: da ist das Krisenproblem in seiner neuen Form. Wir kennen die Morphologie des Phänomens; was wir brauchen, ist sein Erklärungprinzip. Wenn nun die wirthschaftliche Entwickelung als eine vom übrigen Körper der Volkswirthschaft unterscheidbare Erscheinung nachgewiesen werden kann, so ergiebt sich von selbst, daß sie dessen Lebensprozeß, den Wirthschaftprozeß der stationären Massen der Volkswirthschaft, durch Veränderung der Bedingungen ihrer Existenz stört und daß die Resorbirung des Neuen und die Anpassung der Volkswirthschaft daran einen langen, schmerz- und verlustvollen Prozeß einschließen muß. Immer vorausgesetzt, daß die versuchte Erklärung der Evolution befriedigend ist und daß sich daraus ergiebt, warum Neuerungen im Wirthschaftprozeß sich nicht gleichmäßig in der Zeit vertheilen, sondern gehäuft auftreten, wäre dann sowohl das Phänomen der Aufschwungsperiode wie das der Anpassung- oder Depressionperiode erklärt. Das Interesse an solchen Untersuchungen ist nicht auf die Theoretiker beschränkt. Zahllose Fragen der Zeit drängen sich an den wissenschaftlichen Weg heran. Aber sie dürfen den theoretischen Gedankengang nicht hemmen. Dessen Ziele könnten durch Versuche zu übereilten praktischen Urtheilen nur leiden.

Graz. Professor Dr. Ioseph Schumpeter.

Regie, die Kunst der szenischen Darstellung. Dritte Auflage.
Schuster S Loeffler in Berlin. 3 Mark.

Ich hatte dieses Buch, als ersten Band eines größeren Werkes Moderne Bühnenkunst (Zweiter Band: Schauspielkunst und Schauspielkünstler, Dritter Band: Oper und Szene), hauptsächlich deshalb geschrieben, um mich als Anwärter für einen leitenden Posten am Theater auszuweisen. Da mir die langwierige und unsichere Laufbahn eines Dramaturgen nicht zusagte, wußte ich kein anderes Mittel, mich bemerkbar zu machen. Und noch als ich an den Korrekturbogen meines letzten (vierten) dramaturgischen Buches (Aufgaben des modernen Theaters) arbeitete, berief man mich zum Intendanten des Hof- und Nationaltheaters in Mannheim. Ich blieb dort vier Jahre und leite jetzt im zweiten Iahr das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg. Während dieser Zeit habe ich ungefähr achtzig Stücke (Opern und Schauspiele, und zwar Werke jeder Art und Gattung) von Grund aus neu inszenirt. Die Erfahrungen meiner Regiethätigkeit sind nun so ausgiebig für diese neue Auflage verwendet worden, daß das Buch wiederum in beträchtlich erweiterter Form erscheint und gegenüber der zweiten Fassung nahezu den doppelten Umfang hat.

Hamburg. Karl Hagemann.

Eine^halbe Million.
n meinem Heimathstädtchen war eine große Konservenfabrik, die einem Herrn Lehmann gehörte. Herr Lehmann war ursprünglich Gärtner gewesen und hatte sich durch Fleiß und Tüchtigkeit aus kleinen Ansängen in die Höhe geschwungen. In der guten Gesellschaft verkehrte er lange Zeit nicht; als etwa Vierzigjähriger heirathete er die schon ältere Tochter des Oberamtsrichters und wurde erst dadurch in unsere führenden Kreise aufgenommen. Man erzählte von ihm als eine Merkwürdigkeit, daß er Pietist sei; indessen erklärte der Pastor Primarius, er habe keinerlei Anschauungen bei ihm entdeckt, welche gegen die Lehren der protestantischen Kirche verstoßen, und er würde nur wünschen, daß alle seine Gemeindeglieder so wie er den Sinn Iosephs von Arimathia bethätigten; Herr Lehmann hatte nämlich ein Terrain für ein Säuglingsheim geschenkt.

Das Unternehmen des Herrn Lehmann hatte sich zuletzt so vergrößert, daß es zu einem ganz großen Betrieb umgestaltet werden mußte. Er begründete eine Aktiengesellschaft, deren Direktor er wurde, und kaufte neues Land an für Spargelkulturen im Großen; man wußte, daß diese neuen Grundstücke allein eine halbe Million Mark kosten sollten.

Ich will hier gleich bemerken, daß diese bedeutende Geldsumme an die einzelnen Verkäufer bar am ersten Oktober bezahlt werden mußte. Herrn Lehmanns Fabrik lag vor der Stadt; das Kontor war in einem Hause für sich, dessen obere Räume von zwei jungen Buchhaltern bewohnt wurden, damit nachts immer Iemand bei der Hand war, denn im Kontor stand der Geldschrank. Auf dem Grundstück wohnte außerdem noch ein junger unverheiratheter Wägemeister in einem Häuschen am Eingang, das zu der Centesimalwage gehörte. Natürlich war Herr Lehmann gegen Einbruch versichert.

Um jene Zeit, als die Käufe der neuen Grundstücke abgemacht wurden, kam ein merkwürdiger Fremder in unsere Stadt, ein Marquis de Kouza. Er wohnte im ersten Hotel, in dessen Restaurant sich der Stammtisch der ersten Herren unserer Gesellschaft befand; der Oberamtsrichter hatte seine Hochzeitreise nach Tirol gemacht, hatte dadurch mit dem weitgereisten Fremden Anknüpfungpunkte und in kurzer Zeit wurde der Marquis mit ihm und den anderen Herren bekannt. Er machte Besuche in den Familien, wurde überall sehr zuvorkommend aufgenommen und fühlte sich bald heimisch. Der Grund seines Aufenthaltes blieb nicht lange Geheimniß; er lebte hier zurückgezogen, um an seinen Erinnerungen aus seiner Diplomatenzeit zu schreiben. Es versteht sich, daß die südliche Schönheit des Marquis, trotzdem er bereits fünfzigjährig sein mochte, unsere Damenwelt entzückte. Er besaß ein kleines Automobil, das er selber lenkte (damals war kaum erst eben die Konstruktion des ersten Automobils gelungen),

und das Fremdartige des neuen Gefährtes unterstützte noch den «igenen Zauber seiner Persönlichkeit.

Naturgemäß kam es bald dazu, daß der Marquis zum Tonangeber für das gesammte gesellschaftliche Leben wurde; er war mit Rath und Hilfe überall zur Hand und der Mann, der an Fürstenhösen verkehrt hatte, stand mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit bei Gesellschaften und Festen in unserem Kreis zur Verfügung. So hatte er auch für den letzten September eine Gefellschaft bei Herrn Lehmann eingerichtet, indem er Speisenfolge, Tischordnung, Einrichtung der Zimmer, Einladungen und das kleine Ballvergnügen arrangirte; auch alle kaufmännischen Angestellten der Firma waren eingeladen auf sein Betreiben, denn er sagte, daß den Bürger die Arbeit adelt. Eine Stunde vor Beginn der Gesellschaft schickte er den Kellner mit einem Entschuldigungbrief: er habe einen Anfall seiner alten Migräne bekommen und wolle suchen, ob er in der freien Luft sie vertreiben könne, indem er mit seinem Automobil eine Ausfahrt mache; wenn er des Anfalls Herr würde, so wolle er noch kommen, und wenn es auch Mitternacht sein sollte.

Während sich die Gäste bei Herrn Lehmann versammelten, machte er sich an die Ausführung des Planes, für den er seinen Aufenthalt in dem Städtchen genommen hatte. Als es dunkel war, hielt er mit seinem kleinen Automobil in der Nähe der Fabrik, schob es unter die Brücke, welche an der Stelle den kleinen Fluß überspannt, ging unbemerkt durch das Thor, öffnete die Kontorthür, schloß die Läden, zündete die Acetylenlaterne an, sicherte sich die Rückzuglinie, warf einen leinenen Arbeitkittel über seinen Gesellschaftanzug und band die Fischblasenmaske vor, welche das Gesicht einem etwa bei der Arbeit Zukommenden unkennbar macht. Er war damals der Einzige, der mit flüssigem Sauerstoff arbeitete, und da der Geldschrank ohnehin von ältester Konstruktion war (denn Herr Lehmann hatte ihn einst auf einer Auktion erstanden), so konnte er in kaum einer halben Stunde das Packet Banknoten aus dem Schrank nehmen. Er sah genau nach: es waren fünf gleiche Päckchen, die wieder in eins zusammengeschnürt waren; jedes mußte hundert braune Scheine enthalten. Er steckte das Packet in die Brusttasche, suchte seine Geräthschaften zusammen, packte sie in den eleganten braunledernen Handkoffer, löschte die Acetylenlaterne und packte sie dazu, ließ das Schloß einschnappen, nahm die Tasche in die Linke und wollte eben aus dem Zimmer gehen: da standen plötzlich die beiden jungen Buchhalter, die er in der Gesellschaft glaubte, vor ihm, jeder den vorgehaltenen Revolver in der einen und eine Laterne in der anderen Hand. Im Augenblick hatte er selbst seinen Revolver in der Hand und legte auf den Vordersten an.

In der Soiree war es durch sein Fehlen zu einer unbehaglichen Stimmung gekommen. Die gute Gesellschaft verkehrte wohl mit Herrn Lehmann, aber nicht mit seinen Angestellten. Herr Lehmann hatte selber Bedenken gehabt, seine jungen Leute einzuladen, aber seine Frau

hatte ihm gesagt: Den Bürger adelt die Arbeit; und da er dachte, daß der Marquis und seine Frau ja in gesellschaftlichen Dingen besser Bescheid wissen mußten, so hatte er sich gefügt. Die Tischordnung hatte das Peinliche der Situation noch hervorgehoben, denn man hatte die jungen Kaufleute neben die Töchter des Oberförsters, des Pastors Pri- Marius und sogar neben die einzige adelige junge Dame gesetzt, die in der Gesellschaft war, die Tochter eines verabschiedeten Offiziers. Die jungen Männer waren selber verlegen, und als beim ersten Gang der Diener mit einer Flasche in der Hand herumging und den Gästen den Namen des kostbaren Weines vertraulich ins Ohr flüsterte und dann eingoß, hatte der Eine die Hand über sein Glas gehalten und aus Bescheidenheit einen Humpen Weißbier verlangt, der ihm von dem wohlerzogenen Diener denn auch gebracht wurde. Der Offizier, dessen Tochter neben dem Unglücklichen saß, erzählte gerade, daß bei den Versetzungen der Offiziere zu wenig Umzugsdiäten bezahlt werden, denn es gehen immer Füße von Schränken und Kommoden verloren, und wenn man Schulkinder hat, so muß man neue Schulbücher kaufen; er setzte ostentativ sein Pincenez auf und blickte auf das Glas des erröthenden Iünglings. So war es denn gekommen, daß die jungen Handlungbeflissenen gleich nach dem Souper zu Frau Lehmann gegangen waren, ihr die Hand geküßt und sich mit vielem Dank verabschiedet hatten, ohne daß man sie hätte halten können; denn wenn Menschen verlegen sind, dann sind sie so beglückt über jeden Entschluß, den sie einmal gefaßt haben, daß sie unter keinen Umständen zu irgendeinem anderen Entschluß zu bringen sind, vielmehr ihren ersten Plan unter den wunderlichsten Ausflüchten aufrecht erhalten.

Dadurch waren also die beiden jungen Leute, welche auf dem Fabrikgrundstück wohnten, zu früh nach Haus gekommen; da sie bedrückt waren, so hatten sie wortlos und still die Hausthür geöffnet; und beim Rauschen des Sauerstoffs hatte der Fremde das geringe Geräusch überhört. Sie erblickten Licht im Kontor, hörten verdächtige Laute, gingen leise nach oben, holten die Revolver, die sie als muthige junge Kaufleute besaßen, und standen nun vor dem Fremden wie Der vor ihnen.

„Keine Bewegung, Spitzbube, oder wir schießen!" sagte der Hintere, denn dem Vorderen war vor dem Revolver des Fremden bang.

„Meine Herren/ erwiderte der Fremde, „wir wollen kaltblütig bleiben. Ich nehme an, daß Sie ungeübte Schützen sind, außerdem haden Sie, wie ich sehe, auch sehr unzuverlässige Waffen. Ich übe mich täglich vor der Scheibe und meine Waffe hat fünfhundert Franken gekostet."

Der Hintere der beiden Buchhalter ließ beschämt seine Waffe sinken, der Vordere sah betroffen auf die seine nieder.

„In diesem Augenblick, meine Herren, hätte ich Sie Beide über den Haufen schießen können" (die Beiden erschraken und suchten instinktiv mit den Augen einen Weg zur Flucht), „wenn ich gewollt hätte. Es giebt leider in unserem Beruf ungebildete, man kann sagen,

rohe Patrone. Sie sehen wohl, daß Sie es in mir mit einem Gentleman
zu thun haben; ich will auch Ihre etwas unhöfliche Anrede Ihrer
verständlichen Erregung zu Gut halten. Da ich einsehe, daß meine
Absicht verfehlt ist, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Ich
liefere Ihnen das Geld aus und Sie lassen mich ungestört meinen
Rückzug nehmen." Der Fremde hatte inzwischen, den Vordersten immer
mit dem Revolver bedrohend, seine Tasche auf den Tisch abgestellt
und das Banknotenpacket aus der Tasche gezogen und daneben gelegt.
Der Hintere richtete seinen Revolver wieder auf den Fremden
und sagte: „Es thut mir leid, aber wir können Sie nicht entkommen
lassen. Unsere Ehre ist im Spiel."
„Meine Herren," erwiderte der Fremde, „Sie machen sich da
große Ungelegenheiten. Wenn Sie mich zwingen, so schieß« ich; und Sie
werden zugeben, daß die Chancen für mich günstiger sind. Ich muß
dann natürlich auch den Wiegemeister erschießen, der ja durch die
Schüsse erwachen wird. Ich will die drei Todesfälle vermeiden und
opfere dafür eine halbe Million. Entschließen Sie sich schnell."
Der Vordere klapperte mit den Zähnen, weil die dunkle Oeffnung
des Revolvers so lange auf ihn gerichtet war. Er rief: „Ich sehe nicht
ein, weshalb ich mich hier für hundertfünfzig Mark monatlich tot-
schießen lassen soll." Er suchte einen lustigen Eindruck zu machen. Dem
Zweiten kam das Wort erlösend. „Eigentlich haben Sie Recht", sagte
er, „und wir haben unsere Pflicht gethan." „Ich empfehle mich, meine
Herren", sagte der Fremde, indem er seine Tasche wieder nahm und,
beständig mit dem Revolver auf seinen Mann zielend, rückwärts aus
der Stube ging. Nun waren die Beiden allein mit dem erbrochenen
Geldschrank und dem Geldpäckchen aus dem Tisch. Sie setzten die La-
ternen auf den Tisch legten ihre Revolver daneben und nahmen das
Päckchen in die Zand.
„So viel Geld auf einmal haben nicht viele Leute in der Hand ge-
habt", sagte der Eine.
Der Andere schwieg. Sie schwiegen Beide und dachten das Selbe,
aber Keiner wagte, Etwas zu sagen.
„Es macht für Ieden eine Viertelmillion", sagte der Erste.
„Ia, eine Viertelmillion", erwiderte der Andere.
„Wir bekommen noch nicht einmal Finderlohn."
„Nein, wir haben es ja doch nicht gefunden. Und dabei setzt man
sein Leben aufs Spiel."
„Dafür wird man dann wieder einmal eingeladen und darf
Weißbier trinken."
Der Zweite schlug vor, sie sollten das Geld in eine leere Kragen-
schachtel packen, die er oben habe, und es im Vorgarten vergraben. Er
holte die Schachtel, sie legten das Geld hinein, verschnürten sie, gingen
hinaus, holten einen Spaten und Rechen aus dem Schuppen und ver-
gruben die Schachtel im Vorgarten an einem Rosenstock. Dann trugen
sie Spaten und Rechen wieder fort, gingen zurück ins Kontor, schossen
ihre Revolver ab und schrien laut um Hilfe.

Der Wiegemeister war mit dem Kindermädchen des Herrn Lehmann verlobt. Dieses sollte eigentlich bei den Kindern schlafen, aber da bei der Gesellschaft im Hause Alles drunter und drüber ging, so hatte sie ihren Bräutigam besucht. Die beiden Leute hatten allerlei verliebte Gespräche geführt und waren dann auf ihren alten Streit gekommen, indem nämlich das Mädchen verlangte, daß sie einen Vertiko in ihrer guten Stube haben wolle, und der Mann erklärte, das Geld sollten sie lieber auf der Sparkasse lassen, denn gute Stube und Vertiko seien Unsinn. Darüber waren sie eingeschlafen.
Durch das Geräusch, das die beiden Buchhalter im Schuppen machten, erwachte der Wiegemeister. Er öffnete leise das Fenster und erblickte die Beiden, wie sie mit einer Laterne die Stelle unter dem Rosenbusch aussuchten, dann mit dem Spaten ein Loch gruben, die Schachtel versenkten, das Loch zuwarfen, die überflüssige Erde verstreuten und mit dem Rechen Alles ebneten.
„Diese Spitzbuben", dachte er bei sich, indem er beschloß, wenn sie fortgegangen wären, an der Stelle nachzusehen. Seiner Geliebten, die inzwischen gleichfalls erwachte, verbot er, aus dem Fenster zu sehen, und erregte dadurch ihre größte Neugier.
Nun brachten die Beiden das Geräth in den Schuppen zurück und gingen wieder ins Kontor; dann ertönten die Schüsse und Schreie. Der Wiegemeister zog sich schnell an, steckte seinen Schlagring an die rechte Hand und ging hinaus. Draußen fand er die beiden jungen Buchhalter in höchster Erregung nach einer bestimmten Richtung laufend und schießend; zuletzt blieben sie in der Dunkelheit stehen, riefen sich und den Wiegemeister an, die Drei fanden sich zusammen, dann erzählten die Buchhalter, daß sie einen Einbrecher überrascht hätten, der sie bedrohte; sie aber haben auf ihn geschossen, er habe wieder geschossen und sei entflohen; sie haben ihn verfolgt, aber er sei in der Dunkelheit entkommen. Die drei gingen in das Kontor: da fanden sie den Raum voll Pulverrauch und die Geldschrankthür erbrochen.
Sofort mußte Iemand in die Stadt eilen, um den Diebstahl zu melden. Die beiden Buchhalter trennten sich nicht von einander, denn jeder traute dem anderen zu, wenn er allein sei, so gehe er über den gemeinsamen Schatz. So wurde der Wiegemeister abgesendet. Dieser hatte die Situation mit klugem Sinn durchschaut; er ermahnte die Beiden, das Kontor nicht zu verlassen und nichts an der Lage der im Kampf verstreuten Gegenstände zu ändern; dann ging er hinaus, tappte sich zu dem Rosenstock, griff mit der Hand in die lockere Erde und zog die verschnürte Kragenschachtel heraus. Zuerst ging er in sein Häuschen, wo seine Geliebte sich inzwischen bebend angezogen hatte. Die Schachtel verbarg er im Bett, dann sagte er zu dem Mädchen: „Marsch, aus dem Haus; ich muß zur Herrschaft, Du darfst aber nicht gleichzeitig mitkommen, daß man uns nicht zusammen sieht; Du kannst Dich in der Fabrik verstecken und gehst nach Haus, wenn es hell ist."
Die Geliebte war erstaunt über den barschen Ton und sein rücksicht»

loses Verlangen und machte ihm eine Vorhaltung; er entgegnete: „Ich kann jetzt ganz andere Mädchen heirathen". Er trieb sie vor die Thür, schloß ab und ging in die Nacht hinaus zur Stadt. Das Mädchen fürchtete sich im Dunkeln und war außerdem höchst neugierig durch Alles geworden. Der Wiegemeister hatte vergessen, das Fenster wieder zu schließen, durch das er die beiden Buchhalter beobachtet hatte; es lag nicht hoch über dem Erdboden, so daß sie ganz gut einsteigen konnte. Das that sie denn auch; dann schloß sie den Laden, machte Licht an und nahm die Schachtel aus dem Bett; sie knüpfte den verknoteten Bindfaden aus und fand das Packet mit den Tausendmarkscheinen.

Nun ärgerte sie sich darüber, daß ihr Bräutigam gesagt hatte, er könne jetzt ganz andere Mädchen heirathen; sie steckte das Packet in ihren Busen, schnürte die Schachtel wieder zu, verbarg sie an ihrem alten Platz; dann setzte sie sich, schlief ein und erwartete das Weitere.

Der Marquis war mit seinem Automobil nach Haus gefahren und hatte, wie er versprochen, noch die Gesellschaft aufgesucht. Die Stimmung der Eingeladenen war seit dem Abgang der jungen Kaufleute nicht viel besser geworden, denn nun fehlten Tänzer und die zwei Referendare, ein unverheiratheter Offizier, ein Predigtamtskandidat, der außerdam noch mit schlechtem Gewissen tanzte, und zwei nicht mehr ganz junge Oberlehrer aus dem Progymnasium mußten sich auf zwölf junge Mädchen vertheilen. Die Ankunft des Marquis brachte neues Leben in die Gesellschaft; seine Migräne war ganz vergangen; er sprühte von Witz und seine Heiterkeit theilte sich allen Uebrigen mit.

Plötzlich wurde der Hausherr hinausgerufen. Vor der Thür stand athemlos der Wiegemeister, der den Diebstahl der halben Million meldete. Der Amtsgerichtsrath war seinem Schwiegersohn gefolgt; er hörte die Nachricht, schickte den Mann sogleich zur Polizei, ging in den Saal und verkündete den Gästen das Geschehene, indem er bat, seinen Schwiegersohn und seine Tochter zu entschuldigen, wenn sie die Empfehlungen der Herrschaften nicht annehmen könnten. So verzogen sich die Gäste schnell und in kurzer Zeit waren die glänzend erhellten Räume menschenleer geworden. Nur der Marquis hatte Frau Lehmann die Hand gedrückt und ihr zugeflüstert: „Verzweifeln Sie nicht!"

Nun wird man wohl sich wundern, wie es denn möglich war, daß unsere ganze Stadt einen Einbrecher für einen Marquis halten konnte. In Wirklichkeit hieß der Mann nämlich Moritz Leib, war in Czenstochau geboren und hatte nie in seinem Leben einen wirklichen Marquis gesehen. Aber die Gesellschaft in unserer Stadt hatte eben auch keinen gesehen und die Vorstellung, welche beide Parteien davon hatten, wie ein Marquis de Kouza ausschauen müsse, hatten sie bei Aufführungen von Theaterstücken gewonnen, wo die Schauspieler Marquis und Marquisen darstellen nach einem Idealbilde, das sie sich geschaffen haben. Nun war aber Leib früher Schauspieler gewesen und hatte sogar einmal eine Ibsen-Tournee veranstaltet, aber das Publikum war für den Idealismus von Ibsen noch nicht reif gewesen. So

war es denn gekommen, daß man über sein Auftreten gar nicht verwundert war. Wenn noch Zweifel gewesen wären, so wurden sie durch den verabschiedeten Major gehoben, der in seiner Stellung (er war Adjutant in Goldap in Ostpreußen gewesen) einen Prinzen kennen gelernt hatte. Er führte einmal ein Gespräch mit Leib über den großen Schaden, der den Offizieren daraus erwachse, daß sie immer auf der einen Seite neben ihren Soldaten auf dem gewölbten Fahrdamm gehen müssen, wodurch der eine Stiefelabsatz sich stärker abnutzt als der andere, und erzählte, daß er natürlich bei seinen sonstigen Gängen auf der anderen Seite gegangen sei, um auch den anderen Stiefel abzunutzen. Dabei hatte ihm Leib ein Mittel aus seiner Schauspielerzeit genannt, wodurch man gute Anzüge länger erhalten könne, indem man nämlich Aermel und Beine mit zusammengeknüllten Zeitungen ausstopft. Durch dieses Gespräch hatte der gute Major eine solche Zuneigung zu Leib gefaßt, daß er überall laut sein Lob verkündete.
Die Untersuchung des Diebstahls wurde eingeleitet; und es ist wohl nicht wunderbar, daß nichts zu Tage kam. Die Braut des Wiegemeisters hatte sich inzwischen rechtzeitig und unbemerkt aus dem Häuschen ihres Verlobten entfernt und war, bei der allgemeinen Unruhe, glücklich im Kinderschlafzimmer angekommen. Am anderen Morgen überlegte sie sich im Bett, an welchem Ort sie am Besten das Päckchen Banknoten verstecken könne. Sie mußte für die Kinderwäsche sorgen und pflegt« die an schlechten Tagen auf dem Hausboden zum Trocknen aufzuhängen; so kam sie auf die Idee, das Päckchen auf dem Boden zu verstecken, indem sie es auf einen der oberen Querbalken des Dachstuhls legte. So that sie gleich am frühen Morgen, nachdem sie aufgestanden war.
Herr Lehmann hatte die Nacht nicht schlafen können. Zweimalhunderttausend Mark der gestohlenen Summe wurden durch die Versicherung gedeckt; wenn er selber die übrigen dreimalhunderttausend ersetzen sollte, so blieb ihm nichts übrig, als zu liquidiren und nun mit fünfzig Iahren so arm aus seinem Geschäft zu gehen, wie er mit zwanzig Iahren hineingegangen war. In seiner Angst kam er auf den Gedanken, zu beten, und aus einem unbestimmten Gesühl ging er zu dem Zweck auf den Hausboden. Hier richtete er zufällig seine Blicke in die Höhe zu dem Balken, auf dem das Mädchen das Geldpacket niedergelegt hatte; er sah etwas Auffälliges; halb zerstreut zog er eine leere Kiste herbei, trat auf sie und griff nach oben; da hatte er seine halbe Million in der Hand, in fünf Packetchen zu je hundert Tausendmarkscheinen, zusammengeschnürt von ihm selber, ohne irgendeine Beschädigung oder Veränderung.
Während Dies geschah, hatten die beiden Buchhalter das offene Loch unter dem Rosenstämmchen entdeckt, wo ihre Kragenschachtel vergraben gewesen war. Sie standen sich gegenüber und sahen einander an. Ieder war überzeugt, daß der Andere die Schachtel genommen habe; gleichzeitig riefen sie einander zu: „Schurke!" Dann verwun-

derte sich Ieder über die Frechheit des Anderen; und blitzschnell wurde Iedem von ihnen klar, daß er ja gegenüber dem Anderen wehrlos sei; nur Das beschäftigte Ieden, wann der Andere denn die Schachtel geholt haben könne, da sie sich nicht aus den Augen gelassen hatten. Zu gleicher Zeit schnürte der Wiegemeister die Schachtel auf, die er im Bett versteckt hatte, und fand sie leer. Es konnte ihm nicht einfallen, daß seine Braut sie vorher aufgeschnürt hatte, und so dachte er, daß sie von Anfang an leer gewesen sei. Er wurde wüthend, und wie er die beiden Buchhalter draußen vor dem Rosenbäumchen stehen sah, ging er hinaus, warf ihnen die Schachtel vor die Füße und sagte: „Wenn Ihr wieder Einen zum Besten haben wollt, so sucht Euch einen Dümmeren aus, als ich bin. " Die beiden Buchhalter erkannten die Schachtel und wollten sich auf den Mann stürzen; aber noch rechtzeitig siel ihnen ein, daß sie ja sich dann in Gefahr setzten; so sagten sie nur honigsüß: „Was ist denn mit Ihnen, lieber Walther?" Dieser Ton, der von ihrer sonstigen Umgangsform mit ihm sehr abstach, reizte den Mann noch mehr; er ergriff eine Schaufel, die da lag und schrie: „Totschlagen sollte man Euch, Ihr Millionendiebe". Die Beiden wurden blaß; schnell stellte sich die Nothwendigkeit heraus, den Mann zu begütigen und zu einer Verständigung mit ihm zu kommen. Diese hat für uns zunächst kein weiteres Interesse.

Das Mädchen hatte inzwischen den Herrn vom Boden herunterkommen sehen, war in Sorge wegen des Geldes gekommen und hatte gleich nachgesucht und es nicht mehr gefunden.

Als sie es an sich genommen hatte, war ihr noch nicht so recht klar gewesen, ob sie es nun für sich behalten wolle oder ob sie es ihrem Verlobten wiedergebe und ihn dann heirathe; jetzt aber, da es fort war, hatte sie die Ueberzeugung, daß sie es ihrem Verlobten habe wiedergeben wollen und daß sie nur einen Spaß gemacht habe, indem sie es aus der Schachtel nahm. Sobald sie auf eine halbe Stunde fortgehen konnte, und bei der Unruhe im Hause konnte sie es bald, lief sie in die Fabrik und beichtete ihrem Verlobten Alles. Der erschrak, als er hörte, daß der Herr das Geld gefunden habe, und machte den beiden Buchhaltern nach dem Kontor zu ein Zeichen. Die kamen und er erzählte ihnen Alles; und nun wurde es den Vier ganz klar, daß sie in kurzer Zeit entdeckt werden würden, indem ein geschickter Untersuchungbeamter von hinten, von dem Fund auf dem Hausboden her, den ganzen Vorgang herauskriegen konnte. Und natürlich mußte eine Untersuchung kommen, sobald Herr Lehmann bei der Polizei anzeigte, daß er die gestohlene halbe Million auf seinem Hausboden gefunden habe. Aber Herr Lehmann machte die Anzeige nicht.

Er bestellte sich in der Buchhandlung die „Welträthsel" von Haeckel und begann, merkwürdig freigeistige Aeußerungen zu thun, daß das Dasein Gottes nicht bewiesen sei und daß die moderne Wissenschaft mit vielem alten Aberglauben aufgeräumt habe. Der Pastor Primarius besuchte ihn und führte lange eine ernsthafte Unterhaltung

mit ihm, in welcher er von Hiob sprach, der auch geprüft worden sei, aber er habe bestanden; dann sagte er, daß Personen in seiner Stellung Aergernif; noch mehr vermeiden müssen als Andere, ja, daß er seine soziale Position schädigen könne durch unbesonnene Aussprüche, die vielleicht gar nicht so schlimm gemeint seien, wie sie klängen.
Den vier ängstlichen Leuten wurde allmählich klar, daß Herr Lehmann die halbe Million im Stillen behalten und sich ruhig die zweimalhunderttausend Mark Entschädigung aus der Einbruchsversicherung bezahlen lassen wolle. Indessen so, wie sie sich die Sache dachten, war sie nicht. Herr Lehmann hatte das Geld in seinen Schreibtisch gelegt, wie er es gefunden hatte, ohne es aufzuschnüren; und wurde nun von den heftigsten Zweifeln bestürmt, was er thun solle; er hatte nie wieder gewagt, das Packet zu berühren; täglich nahm er sich vor, die Anzeige zu machen, täglich schob er die Anzeige, wieder auf. Inzwischen wurde das Geld von der Versicherung gezahlt und die Aktionäre erklärten, daß sie die Hälfte des restlichen Schadens tragen wollten, um der Aktiengesellschaft eine so bewährte Kraft zu erhalten.
In seinen Ueberlegungen kam er zu dem Entschluß, seine Frau um Rath zu befragen. Er erzählte ihr, daß und wie er das Geld unerwartet gefunden habe, und begann dann, über das Moralische des Problems zu sprechen. Einhundertundfünfzigtausend Mark waren sein Eigenthum, andere einhundertundfünfzigtausend sollten ihm von den Aktionären geschenkt werden. Zweimalhunderttausend hatte die Versicherung ersetzt; aber das Geld war doch auch wirklich gestohlen gewesen; es war doch sein Glück, daß er das Geld wiedergefunden hatte; dazu kam, daß die Versicherungprämie ganz unglaublich hoch war; die Einbruchsversicherungen sind die organisirte Spitzbüberei. Er legte das verschnürte Packet vor seine Frau und sagte ihr: „Entscheide Du".
Die Frau nahm das Packet an sich und sagte ihm, sie wolle ihm in einigen Stunden ihre Antwort geben. Dann ging sie in ihr Zimmer, zählte einhundertundfünfzig Scheine ab und schloß sie in ihren Schreibtisch ein; den Rest des Geldes packte sie wieder zusammen, verwahrte ihn in ihrer Handtasche und ging damit in das Hotel zu dem Marquis. Der war auf das Höchste erstaunt und bestürzt über ihre Unklngheit; sie beruhigte ihn aber, indem sie ihm Alles erzählte, was ihr Mann ihr mitgetheilt, und ihm dann das Geld gab.
Er sagte frostig: „Schade, daß die halbe Million nicht mehr voll ist." Sie war versteinert. Er fuhr fort: „Fünfmalhunderttausend sind immer mehr als dreimalhundertfünfzigtausend". Damit steckte er das Geld in seine Rocktasche und küßte sie nachlässig auf die Stirn. Dann zog er die Uhr und sagte: „Wenn ich gleich packe, so kann ich mit dem Auw noch den Schnellzug erreichen". Sie fragte, wie im Traum: „Und ich bleibe hier?" „Es ist besser für Sie", erwiderte er; „Sie würden sich nicht wohlfühlen in der großen Welt. Glauben Sie mir, das Glück ist dort nicht zu Hause."

Wortlos verließ sie das Zimmer. „Du hast mit dem Marquis gesprochen?" fragte ihr Mann, als sie zu Hause war. „Wenn man aus guter Familie ist, so weiß man selber, was man zu thun hat", er» widerte sie. Dann schloß sie ihren Schreibtisch auf, reichte ihm die Hundertfünfzigtausend Mark und sagte: „Das ist Dein Eigenthum".
„Und das Andere?" fragte er. „Fort", sagte sie.
Er schaute sie überrascht an, dachte einen Augenblick nach, dann reichte er ihr die Hand und sprach: „Ich verstehe Dich. Du hast mich von einer Last befreit. Ich danke Dir."
Weimar. Paul Ernst.

## Aus der photographischen Industrie.

n der gesammten photographischen Industrie wird jetzt vielfach über ein flaues Geschäft geklagt. Renommirte Häuser, die lange selbständig waren, haben sich aufgelöst, andere sich zu einer gemein» samen Firma zusammengeschlossen. Man wird wohl nicht irren, wenn man bei dieser Trustbildung einen wirthschaftlichen Druck mit als treibende Kraft vermuthet. Ob der Zweck dieser Zusammenschlüsse finanziell erreicht wird? Die schon vorher hohen Kamerapreise sind eher noch gestiegen, ohne daß die Qualität der Erzeugnisse sich gehoben hätte. Und so sehr sich die Photographie als bequemes, vielfach sogar unent» behrliches Helfmittel in fast alle Künste, Wissenschaften und gewerblichen Berufe Eingang verschafft hat: die Zahl der reinen Amateure (Das spüren auch die photographischen Amateurvereine) steigt nicht mehr oder ist noch im Abnehmen. Die Photographie als Sport, Vergnügen und zum Fixiren von Reiseerinnerungen hat ihren Höhepunkt überschritten. Sie scheint in dem Maße zurückzugehen, wie die ernsthafte Photographie vorwärts schreitet. Der Versuch, den Ursachen dieser Erscheinung nachzuforschen, würde hier zu weit führen.
Eine Ueberproduktion in der Hand- und Moment»Kamera-Industrie ist fühlbar und erklärt, zum Theil, das flaue Geschäft. Die Leute, die sich photographischer Apparate zu wissenschaftlichen, künstlerischen, beruflichen und gewerblichen Zwecken bedienen, werden in vielen Fällen die solide hölzerne Stativ-Kamera für Zeitaufnahmen den theureren und komplizirten Handapparaten vorziehen. Auch die stürmische Kauflust der Amateure hat nachgelassen. Die Knipser, die sich fast alljährlich eine neue Momentkamera leisteten, in derHoffnung, durch die angeblich bessere Konstruktion der neusten auch die Qualität

ihrer Bilder zu verbessern, trifft man kaum mehr. Denn die Erfahrungen, die in den Vereinssitzungen oft laut und anschaulich erläutert werden, zeigen ihnen, daß ein neuer Kameratyp nicht immer besser als der frühere ist, daß die Vorbedingung für gute Leistungen Fleiß und Uebung sind, daß die hohen, steigenden Preise der Kamera oft weder eine Gewähr noch ein Aequivalent für werthvolle Arbeit bilden. Und es stimmt. Das Mißverhältniß zwischen Preis und Waare ist in kaum einer Industrie so sichtbar wie in der photographischen.

Wer als erfahrener Amateur die stattlichen Listen der ersten Kamerafabrikanten durchstudirt, muß schon lange über recht viele Dinge den Kopf schütteln. Zunächst über die unzähligen Kameratyps, die wie Pilze aus der Erde schießen. Man würde sie nicht bemängeln, wenn nur alle in ihrer Art wirklich brauchbar wären. Aber da werden Apparate angezeigt, und zwar nicht etwa nur billige, bei denen der geringe Preis schon eine bessere Technik ausschließt, sondern Apparate (ich habe als Durchschnittsformat immer 9:12 im Auge), die sich, ohne Objektiv, von 100 bis zu 290 Mark aufwärts bewegen und mit Objektiv über 400 Mark hinausgehen. Und diese Apparate, die mit ihren vielen Verstellungen und kunstvollen Momentverschlüssen doch Wunderwerke der Technik sein müßten, sind nach mancher Richtung mit den Gesetzen, die sich durch die Praxis als fundamental für die photographische Arbeit herausgestellt haben, unvereinbar.

IchhabeKataloge durchgesehen, deren theureKlappkamera(dienun einmal der moderne, wegen ihrer Handlichkeit und relativen Leichtigkeit der begehrteste Typ ist)fast immer für dasFormat von9:12Centimetern nur die Brennweite von 12,5 bis 13 Centimetern vorsieht, obwohl schon jeder nur halbwegs vorgeschrittene Amateur weiß, daß die Diagonale der verwendeten Platte die erforderliche Brennweite angiebt, diese für 9:12 also 15 Centimeter beträgt. Dieser Grundsatz fußt auf der Beobachtung, daß man bei einer relativ geringeren Brennweite leicht eine übertriebene und dadurch unrichtige Perspektive erhält, ferner auf der Thatsache, daß ein Objektiv von 12 bis 13 Centimetern Brennweite oft nicht im Stande ist, eine Platte 9 :12 randscharf zu decken, geschweige denn die oft nöthigen Verschiebungen des Objektivbrettes nach allen Seiten zu gestatten. Daß man daneben für Weitwinkelaufnahmen Objektive von viel kürzerer, für Portraits, allerlei künstlerische und wissenschaftliche Aufnahmen Objektive mit viel längerer Brennweite oder Teleobjektive benutzt, deren Verwendung die meisten theuren Klappkameras auch vorsehen, ändert nichts an der für das normale Objektiv geforderten Brennweite.

So lange man mit lichtschwächeren Objektiven von ? 6,3 oder 7,8 und darüber arbeitet, wie früher, ist die Gefahr, daß eine Brennweite von 12 bis 13 Centimetern die Platte nicht randscharf deckt, weniger groß. Aber heutzutage, wo das Bestreben dahin geht, die Verwendungmöglichkeit eines Handapparates so vielseitig wie irgend möglich zu gestalten und ihn auch für ziemlich ungünstige Lichtverhältnisse aus-

zurüsten, greift man meist zu den hohen Lichtstärken von ? 5,4 bis 4,5, was für Amateurzwecke wohl die höchste Lichtstärke bleibt, mit der man bequem und universell arbeiten kann. Und bei ? 5 und 4,5 fordern die optischen Anstalten selbst schon oft für das Format von 9:12 Centi» meiern eine Brennweite von 18 Centimetern, Diese Zahlen gelten dabei nur für die besten Objektive vom Anastigmattyp. Bei Aplanaten würde die Verwendung einer relativ kurzen Brennweite, was Randschärfe und Lichtabfall dem Rande zu anbetrifft, noch ungünstiger wirken. Die Brennweite von 15 Centimetern aber, mit der man, einen Anastigmat vorausgesetzt, übrigens auch bei hoher Lichtstärke für die meisten Amateurzwecke (Sport», Gruppenaufnahmen) bei 9 :12 auskommt, ist dann schon die zulässig geringste, will man nicht, auch für das spätere Vergrößern der Platten, allerlei Unzuträglichkeiten mit in den Kauf nehmen.

Von einer theuren Kamera, deren Preis feinste Arbeit verbürgen sollte, dürfte man doch wohl erwarten, daß sie in ihrer Konstruktion an den hauptsächlichen, aus der Praxis heraus geborenen Grundgesetzen festhielte. Aber davon ist in den Katalogen wie beim Beträchten der neusten Kameratyps oft wenig zu spüren. Man fragt sich vor manchem Modell: Versteht der Verfertiger überhaupt Etwas von praktischer Photographie und den besonderen (klimatischen oder beruflichen) Erfordernissen, denen er nach seinen Ankündigungen Rechnung zu tragen vorgiebt? Da wird eine Tropenkamera abgebildet und gepriesen, die ohne Objektiv fast 300 Mark kostet. Sie ist angeblich für alle Zwecke und die Verwendung jeden Objektivtyps geeignet; besonders aber für die klimatischen Verhältnisse in den Tropen, denen nicht jedes Holz, jeder Leim, jedes Metall Stand hält. Ich habe zufällig Gelegenheit gehabt, mich nach den Erfahrungen zu erkundigen, die ein Forscher in den Tropen mit dieser Kamera machte. Der Leim versagte sofort völlig, so daß der Balgen und damit die Kamera unbrauchbar wurden. Eine juristisch wichtige Frage habe ich schon in photographischen Fachblättern gestellt: Kann der Fabrikant, der die Garantie übernahm, ein für einen speziellen Zweck zuverlässiges Material zu liefern, für den Schaden, der dem Käufer durch eine den Angaben nicht entsprechende Arbeit entsteht, gerichtlich haftbar gemacht werden? Die Antwort«r aus juristischen Kreisen lauteten bedingt bejahend. Ein Prozeß dürfte für beide Theile lehrreich sein.

Weiter. Ich kenne eine kleine Kamera, Schwindelnd hoch im Preis. Sie ist als Idee das Geistreichste, was ich in Detektiv:kameras sah. Aber auch hier, bei dem ohnehin winzigen Format von 6:4,5 Centimetern, ist die Brennweite, besonders für ein lichtstarkes Objektiv (und nur um ein solches kann es sich hier handeln, soll die Kamera ihrem Zwecke auch bei ungünstigen Lichtverhältnissen dienen), viel zu kurz. And die Regulirung des Plattenabstandes von dem Objektiv ist für kleine Entfernungen so ungenau konstruirt, daß jeder erfahrene Amateur die sonst bestechende Kamera verwerfen muß.

Ich arbeite mit einer Klappkamera modernsten Typs, die soeben,
auf Bestellung gefertigt, aus der Fabrik kommt und ohne Objektiv 190
Mark kostet. Ich kann im Format 9:12 für diesen Preis vorzügliche
Arbeit erwarten. Nun aber ist die Feder, die das Herausspringen des
Laufbrettes bewirken soll, so schwach, daß es schon beim ersten Male
mechanischer Nachhilfe bedarf, um die Kamera überhaupt zu öffnen.
Das Objektiv nebst Verschluß ist mit solcher Leichtigkeit auszuwechseln,
daß es sich alle Augenblicke von selbst halb herausschiebt, was un»
scharfe Negative giebt. Oder das Objektiv fällt mit seinem Compound-
verschluß ganz heraus und dieser wird, wenn man auf Steinfliesen oder
sonst hartem Boden arbeitet, sofort zerstört. Arbeitet man im Freien,
so würden in solchem Fall Sand und Schmutz an diese empfindlichen
Dinge gelangen und sie kaum verbessern. Auch das Objektivbrett ver»
räth nachlässige Arbeit. Es arretirt, wenn man es herauszieht; nicht,
wie es soll, auf Unendlich, sondern fährt einmal darüber hinaus oder
bleibt vor dem Unendlichkeitstrich stehen und bedarf der Einstellung
durch die Zahntriebsschraube, die sonst nur für die kleineren Entfer»
nungen oder Spezialobjektive in Funktion treten soll. Der dadurch be-
wirkte Zeitverlust läßt in vielen Fällen den gewünschten Aufnahme-.
Moment verpassen. Dann: die Einstellungstriche, haarfeine schwarze
Linien auf einem Elfenbeinplättchen. Sie müssen genau im rechten
Winkel zu der Laufrichtung des Objektivs stehen. Sie sind aber hier so
schief gravirt, daß man nicht weiß, ob die eine, die andere Seite oder
die Mitte des Striches als maßgebend für die Einstellung angesehen
werden kann, und sich exakt nur mit Einstellung auf der Mattscheibe,
also mit Stativ, arbeiten läßt. Und um an ein Stativ und seine um-
ständliche Aufstellung stets gebunden zu sein, dafür schafft man sich
nicht eine theure Handkamera an. Ich denke, diese groben Fehler reichen
für eine einzige Kamera aus.
Giebt es denn in diesen großen Fabriken keine verantwortliche
Person, die die Apparate, ehe sie die Werkstätte verlassen und in den
Handel kommen, sachverständig gründlich untersucht und praktisch
prüft? Aber da wird gespart: an Personal. Während Sparsamkeit
auf anderen Gebieten nöthiger wäre. All diese Fabrikantenfünden
schreierl schon lange nach Abhilfe. Doch bleibt Alles beim Alten, da
die Beschwerden der Amateure nicht den Weg in die Presse finden.
Nicht nur die photographischen Blätter, auch der größte Theil der
übrigen Zeitungen und Zeitschriften fristet seine Existenz zum großen
Theil von den Inseraten. Und würde ein Amateur, auch ohne volle
Namensnennung der Fabriken, einmal die nachlässige Arbeit beleuch-
ten, die man für theure Preise von dort erhält, so fände sich kein Blatt,
das solchem Tadel seine Spalten öffnete. Die Fabrik würde dem Blatt
wahrscheinlich ihre Inserate entziehen. Der Amateur, der Vereinen
angehört, kann die mangelhaft gearbeitete Kamera in den Sitzungen
vorlegen und auf ihre Fehler hinweisen. Nicht alle Vereine aber neh-
men solche Kritiken in ihr Protokol auf; nur ein Bruchtheil der Ama-
teure erfährt also, daß und was getadelt worden ist.

In der photographischen Industrie (auch in mancher Fabrik für Photographenpapier und optische Werkzeuge) wird viel zu oft ohne praktische Versuche drauflosfabrizirt. Hier spart man nicht. Ein neuer Typ jagt bei fast allen Fabriken den anderen, wird als unerreicht gepriesen und auf den Markt gebracht, dann verworfen und verschwindet so schnell, wie er auftauchte. Und warum? Weil er nicht praktisch kon» struirt war und deshalb auf die Dauer keine Käufer fand. Und noch einmal: Warum? Weil die Fabriken (anders kann es »tcht sein) keine wirklich praktisch erfahrenen Amateurphotographen als Berather haden. Damit meine ich nicht Angestellte der Fabrik, die im Nebenamt etwas Amateurphotographie treiben, ohne gründliche Erfahrung sich erwerben zu können, und die, vielleicht aus Furcht vor einem Stirnrunzeln und der Ungnade ihres Chefs oder des Direktoriums, nicht laut zu reden wagen, wenn sie einen Kameratyp, zu dem die Fabrik das Modell theuer erstand, für gänzlich verfehlt halten.

Die Fabriken brauchen erfahrene Amateurphotographen als praktische Berather, denen neue Modelle nicht etwa nur vor der Fabrikation, sondern, da, wo es sich um einen Ankauf handelt, vor diesem vor» . gelegt werden und die auf Grund praktischer Versuche dann zu- oder abrathen können. Sie würden damit der Fabrik viele unnütze Ausgaben ersparen und so die Betriebskosten verringern. Die Fabriken würden dann, statt vieler mit allerlei technischen Mängeln behafteten Kameras, höchstens zwei wirklich brauchbare Typs auf den Markt bringen, die so sorgsam gearbeitet sind, daß sie ihren Preis verdienen. Diese Berather müßten natürlich klug gewählt und stets gehört werden, nicht aber nur als Dekoration dienen.

Sie würden verhindern, daß das auswechselbare Objektiv eines Kameratyps eine so ungenügende Befestigung erhielte, daß es von selbst jederzeit herausfallen oder sich verschieben kann, denn sie müßten es bei der Prüfung der Konstruktion ermitteln.

Wenn die Fabriken die Herstellung ihrer theuren und theuersten Klappkameras nicht einer gründlichen Revision unterziehen, kann ein erfahrener Amateur nur von der Anschaffung solcher Typs dringend abrathen. Wir schelten über den „Schund", den amerikanische Fabriken erfolgreich, trotz den relativ theuren Preisen, auf den deutschen Markt werfen. Eine in den Hauptpunkten exaktere (nicht an allen Ecken gleich versagende) Arbeit zeigten jedenfalls sämmtliche Apparate dieser Herkunft, mit denen ich arbeitete, mag man auch Manches gegen ihre Ausführung einwenden. Am Besten ist natürlich stets Handarbeit, die es auch jetzt noch in der Kameraherstellung giebt. Freilich fällt sie nicht ganz so handlich und leicht aus, ist auch weniger komplizirt, dafür aber zuverlässig, versagt nicht und ist (man staune) eher noch billiger als die theuerste Fabrikarbeit. Elisabeth von Igel.

H rausgeber und verantwortlicher Redakt ur: NIaximilian Karden in Berlin. — Verlag d» Zukunlt in Berlin, — Druck von P^g « Garleb G m, b, h, in Berlin,

Berlin, den 31. August 1912.
Isobronten.
Maximum.
MKoseph von Arimathia, der ein reicher Rathsherr war und
dennoch eingläubigerIünger des Galiläerswurde, erbat,da
auf Golgatha das Gräßliche sich vollendet hatte, von Pilatus den
Leichnam des Gekreuzigten und barg den mit reinem Linnen zärt-
lich umhüllten Leib in die eigene Felsengruft. Sein liebreiches
Thun haben die Evangelisten treulich aufgezeichnet; und als im
ersten Dämmern des Mittelalters romantische Wünsche wach
wurden und ein süßesSehnennachWunderbaremdievonharten
Kämpfen und rauher Noth zermürbte Menschheit beschlich, da
empfing die mitleidige Sorglichkeit des wackeren Rathsherrn von
derLegende denLohn: nicht denLeib nur des Erlösers, so raunte
die Sage, auch seinBlut sollte derFromme geborgen haben und im
geweihten Abendmahlgefäß, hieß es, der köstliche Lebenssaft den
nach heiliger Labung Lechzenden aufbewahrt sein. Die uralte
Mär von der in Stufenform sich vertiefenden Schüssel, die wie ein
Tischleindeckdich dem Verschmachtenden leckere Mahlzeit spendet,
nahm, da der christliche Gedankenkreis sie berührte, einen neuen,
einen nun erst vergeistigtenInhalt an: wo in halbheidnischer Zeit
einem wirklichen Hunger wirkliche Speise geboten ward, dawurde
ein Sehnen der Seele jetzt mit himmlischer Stärkung gestillt. Das
Tischleindeckdich wurde zum Gral, zum Heiligen Becken, das mit
mystischerMachtdieErwähltenzur läuternden Erlösungruft. Und
als derWohlthäter, der im geweihten Gefäß dasBlut desHerrn
2ö

der sündigen Menschheit errettet hat, wurde, ein zuRühmender,
den Frommen der mitleidige Ioseph von Arimathia genannt.
Nm die Neige des zwölftenIahrhunderts, während im Sü-
denFrankreichs lyrische Troubadourkünste sich regten, bahnte im
Norden die junge Romantik in die Welt christlicher Glaubens-
vorstellung sich einen Weg. Die ersten Kreuzzüge waren beendet,
inKonstantinopel war ein lateinisches Kaiserthum gegründet, die
Ritter brachten ein phantastisch schwärmendes Erinnern an die
Heiligen Stätten in die Heimath zurück; und die Dichter, die da-
mals noch nicht, fern vom Lärm des Lebens, über Büchern und
Papier saßen, versuchten, von dem Volksmythos zur christlichen
Neberlieferung eine lustige Brücke zu schlagen. So entstand der
bretonische Sagenkreis, der ein merkwürdig buntes Gemisch von
geistlicher Opferbereitschaft und weltlich jauchzender Genußfreu-
digkeit umschließt und in dem auch die Legende vom Gral den ersten
poetischen Ausdruck gefunden hat. InPerceval,dem jungenHel-
den des Chrestien de Troyes, verkörpern die beiden Seiten des
frühen Ritterromanes sich: als ein ungeschlachter, kampflustiger
Thor zieht Perceval aus, gewinnt sich am Hof des Königs Artus
klirrendenRuhmund verlernt darin die Menschenpflicht, fremdes
Leid mitleidend zu empfinden; den Oheim, den König Pecheur,
der des Grales und der Heiligen Lanze Hüterist,sieht er an schweren
Wunden dahinsiechen, doch er denkt nicht daran, nach dem Wesen
undderBedeutungderHeiligthümerzufragen,undsehrvielspäter
erst, da ein frommer Einsiedler seinen Sinn gewendet hat, kehrt
er zum Oheim zurück und stellt die Fragen, die dem Siechen die
Heilung bringen; als der KönigPecheur dann stirbt, erbtPerce-
val mit der Krone auch den Gral, der ihn bis an sein Lebensende
mit Nahrung versorgt und im Augenblick seines Verscheidens in
den Himmel entrückt wird. Noch ist hier die Spiritualisirung des
alten Märchens vom Tischleindeckdich nicht völlig erreicht: der
Gral ist schon das Symbol der Erlösung, aber er ist auch noch die
Schüssel, die denLeib mit schmackhafter Speise versorgt und dem
Frommen die Möglichkeit schafft, unthätig doch ein behagliches
Leben zu fristen. Dem derben bretonischen Sinn genügte die nur
geistigeAtzung nicht; er gönnte demDulder auch das realere, das
greifbare Glück, in Ruhe was Gutes schmausen zu dürfen, und
dcr Deutsche erst, der nach Chrestien de Troyes mit starker Hand

denLegendenstoff griff, follte in dcmRoman «?erceval le Oallois»
den lautersten und feinsten Gehalt der Ritterpoesie finden.
Der Deutsche hieß Wolfram von Eschenbach. Er, war nicht
der schmachtende Tugendbold, der in Hellem Gelock auf unseren
Opernbühnen gar so gebildet über des Tannhäusers wildes Ge-
lüsten raisonnirt, sondern ein ohne glättende Pflege im Bayern-
land aufgeschossenes Naturkind, das in ganz persönlichen Lauten
<in ganz persönliches Denken und Fühlen aussprach. Er konnte
wederlesennochschreiben.hattedenzähmendenZwangderKloster-
schule niemals kennen gelernt und die frische Ursprünglichkeit des
Empfindens und der Anschauung sich bewahrt. Gestern hätte man
den Aufrechten, der keinem kecken Wort je aus dem Wege ging,
wohl einen Naturalisten genannt; und heute hieße ervielleichtein
Mystiker, weil er im Irdischen stets das Ewige suchte und auf seine
besondere Weise ein deutscher Christ sein wollte. Ein Zufall (der
Bericht eines belesenen Waffengefährten mags gewesen sein)
bringt den Roman des Chrestien de Troyes in Wolframs Ohr:
und der sichere Instinkt des Genies läßt den Eschenbacher sofort
erkennen, welche Schätze aus dem keltischen Gedicht noch zu heben
sind. Auch Wolframs „Parzival" ist ein abenteuerlicher Ritter«
roman; und in der Schilderungvon Gawans Freuden und Leiden
kommt auch die gar nicht vergeistigte Genußgier mittelalterlicher
Turnierrecken zu ihrem Recht. Doch fchon der Anfang des Ge-
dichtes, der dem Horcher zeigt, wie Christen und Heiden freund-
willig einander erdulden, bringt eine Vertiefung desHintergrun-
öes, um die Chrestien sich vergebens bemüht hätte, und das Er-
leben und innere Werden des Helden drängt mit einerplastischen
Klarheit und mit einerFülle gesehenerZüge sich vor den betrachten-
den Blick, wie auch später fast nur der Schöpfer des »Faust" sie
vermochte. Parzival hat, da dieThatenluft ihn aus dem einsamen
Walde trieb, der Mutter Herzeloide den Tod gegeben und dann
einen Verwandten erschlagen; als ein Sündiger tritt er in das
Reich des Grales und so buchstäblich hat sein Thorensinn die Kon-
ventionalregeln genommen, daß unter ihrer Last das Mitempfin-
den (das wir „natürlich" nennen) ihm erstickt ist und er für den
kranken KönigAmfortas keine mitleidige Frage hat; nach langer
Irrfahrt erst findet er den demüthigen Sinn, der vor Gottes Fü-
gung sich beugt; er besiegt, als ein Ritter vom Geist, das Welt-
kind Gawan, der ihm Freund gewesen war: und nun vollendet

sich äußerlich zunächst Alles wie im alten Roman. Und doch ist
ein neues Gedicht daraus geworden, ein Denkmal menschlichen
Irrens unH Zweifeln und Strebens, an dessen Höhedie bretonische
Rittergeschichte nicht zu messen ist. Perceval war eine Figur, für
deren wirres Geschick ein geübterErzählerunszuinteressirenvcr-
stand,und Parzival ist einMensch, der in faustischem Drang vom
Zweifel zum Glauben emporsteigt. Ganz anders hat der germa-
nische Dichter auch den Gral aufgefaßt, der hier wirklich das ge-
heiligte Symbol der Erlösung ist und der nie versiechende Quell
des ewigenLebens: wer auf unbekanntenPfaden biszuihmvor-
gedrungen ist, wer der weltlichen Liebe entsagt und auf dem Berg
Munsalväsche in die Gemeinschaft derTempleisenAufnahme ge-
funden hat, Der kann nicht altern, kann nicht, menschlich, sterben
und die paradiesische Seligkeit wird ihm noch auf Erden zn Thcil.
Chrestien de Troyes hatte lehrhaft zur Beobachtung gelten-
der Kirchengebräuche ermahnt; sein Perceval kehrt ins Gralreich
eigentlich nur zurück, um nach der Bedeutung der Heiligthümer
neugierig zu fragen. Das von ihm leise angedeutete Mitleids-
motiv hat Wolfram vertieft; seinen Parzival leitet menschliches
Mitgefühl in den Glauben. Richard Wagner, der im Dunstkreis
Schopenhauers sich geweidet hatte, that, als ein verwegenerMo-
derner, in der Richtung Wolframs resolut gleich noch ein paar
Schritte weiter vorwärts: ihm ist derReineThor, der in schwerer
Versuchung der Sinne siegreich besteht und durch Mitleid wissend
wird, das Ebenbild des milden Dulders, den auf Golgatha die
Lanze des Longinus traf und dessen Blut nach der Legende Io-
seph vonArimathia den des Heiles Bedürfenden aufbewahrt hat.
Wagners Parsifal ist kein handelnder und auch kein ringender
Mensch; er verwundet einen Schwan und zeigt die gleichgiltige
Blödigkeit eines Waldmenschen, der über dieAlltagssorgen bis-
her noch niemals hinausgedacht hat und den fremdes Schicksal
deshalb auch nicht bekümmert, das Leiden desKönigsAmfortas
nicht noch der bittere Schmerz der eigenen Mutter; die heißeWal-
lung erst, die vor der schönen Teufelin ihn übermannt, lehrt ihn
lieben, mitfühlen; und da er die Mutter nicht mehr erretten kann,
will er dem siechen König des Grales die Heilung bringen. Er will?
Nein: weil er nicht will, wird er gekrönt. Nicht den Namen nur
hat für semenjungenHeldenWagnerausdemasiatischenSprach"
gcbict sich geholt: auch die willenlose Dumpfheit hat er von der

Geistcrreise in Buddhas Reich ihm heimgebracht. Chrestiens Vtt-
ceval,war wirklich derThaldurchdringerundWolframsPMMal
^machte demNamen Ehre, der „recht mitten durch "^ed" euten sollte;
Wagner, der früh schon die von Goethe als ein sicheres Kenn»
zeichen der Mystiker entdeckte Scholastik des Herzens sich ange-
wöhnt hatte, war mit dieser Bedeutung gar nicht zufrieden und
<rschwitzte sich eine asiatische Etymologie, die den Parzival zum
Zal Parsi umschuf, zumReinenThoren. Das war nicht einSpiel
mit Aeußerlichkeiten und nicht von dem Trieb nur bedingt, um
jeden Preis originell zu sein: Waaner konnte den Draufgänger
nicht brauchen, der vom weltlichen zum geistlichen Ritterthum sich
bekehrt, denn er suchte den Willenlosen, der nicht strebt und nicht
ringt und der als ein reines Gefäß zum Dienst des Höchsten er«
koren wird. Deshalb mußte Parzival Parsifal werden und dem
Gheglückmit der liebli chen Königin Condwiramurs entsagen; kein
irdisch liebendes Weib lebt im Bereich dieses Grales. Den Ge-
schlechtstrieb hatteSchovenhauer als denBrennpunktdesWillens
zumLeben aufgespürt, alsdenWahn, derdenLiebendenzurDupe
des Willens der Gattung macht, und er hatte gelehrt, den Willen
müsse man, »das durchweg Schlechte und Gemeine in uns", wie
die Genitalien verbergen, trotzdem (nein: weil) Beide dieWurzel
unseres Lebens sind. Wagnerwarihm ein gelehriger Schüler: das
Reich seines neuenGrales wurde zumWahnfried, wo demWil-
len zum Leben und dem Willen der Gattung die Kraft ausge-
brochenist. Am Brennpunkt des Willens, amTrieb zurPaarung,
sucht der kluge Klingsor dieTcmpleisen zu fassen; deshalb hat er
mitlosen, lockendenBlumenmädchendenZaubergarten geschmückt
und die wilde Kundry in seinen Dienst gebannt, die auf dem Lei-
denswege grinfend einst den Heiland höhnte und ahasverisch da-
für nun zu büßen hat, eineruhelosWandernde, die nach Erlösung
dürstet und doch als Werkzeug schwüler Geschlechtslust dienen
muß. IhrenverführendenKünstenistAmfortas erlegen, derKönig,
in ihremArm entsank ihm derHeiligeSpeer: und seit derSNmde
brennt den Siechen auch das Weh, daß er durch eigenes Ver-
schulden unwürdig geworden ist, des Grales-Hüter zusein. Da
naht Parsifal, der naive Egoist, der diesseits von Gut und Böse
stehtundnichtsündigenkann, weil erSünde nicht kennt; denVer»
einsamten, dem sie von der Mutter Tod die Wehkunde gebracht
hat, will Kundry umgarnen, mit der Liebe erstem Kuß auf die

zweite Mcnschheitstufe ihn locken, wo, nach dem Sündenfall, die
irdische Arbeit fur die Gattung beginnt; doch die Frucht vom Baum
der Erkenntnis hat für des eben noch kindisch jauchzenden Knaben
Zunge nur einen bitteren Geschmack; er erliegt der Versuchung
nicht, er besteht sie siegreich und erfüllt, was im Garten Eden einst
der chaldäische Chronist den alten Iehovah weissagen ließ: er
stirbt für die Zeitlichkeit und von allem Menschlichen bleibt des
Mitleids reine Regung nur ihm erhalten. Der Schmerz um der
Mutter Tod ist vergessen, vergessen die kecke Knabenlust am Köm»
psen und Wagen: und dem nicht mehr Wollenden neigt sich nun
jeder Sieg; die Heilige Lanze, die ihn durchbohren sollte, schwebt
über desReinenThorenHaupt in der Luft, er kann sie fassen und
halten und auf derIrrniß undderLeidenPfaden findet der nicht
Suchende insReich desGrales denWeg. Parsifal braucht nicht,
wie Perceval und Parzival, nach dem Schmerz und dem Hort
des Königs zu fragen: er ist durch Mitleid wissend geworden, seine
Berührung schon entsühnt die Sünder und den Willenlosen leitet
und lenkt auf allenWcgen des Grales mystischeMacht. DieLanze
trafDen, der vom Pöbelwahn in Geduld sich verwunden ließ; die
Heilige Schale umschließt das Blut Dessen, der dem Uebel nicht
zu widerstreben gebot. Parsifal ist ohne seinZuthun in den Besitz
der geweihten Zeichen gelangt und er kann, weil er nicht wollte,
nichtstrebte, nicht rang, derHerrscher imGralsgebiet werden, wo
das Wähnen Frieden fand und wildes Wünschen, der Menschheit
schlimmstes Erbe, ins müde Dämmern mildenMitleidens versank.
Der Weg ist weit, der vom alten Heldengedicht in das mo-
derneBühnenweihfestspiel führt; ist viel weiter als die Strecke, die
zwischen dem StädtchenAnsbach, neben dem Wolframs Heimath
Eschenbach liegt, und demFrankenhügelvonBayreuth sich dehnt;
weiter und noch am Tag dunkler. Wagners Mysterium ist nicht
zu erklären; erklären heißt doch wohl: Klarheit schaffen; und die
Klarheit ist derMysterienTod. EinMisteriummagmansheißcn;
einWerk, dessenAbsicht auf Gottesdienst (einer besonderenWeise>
gerichtet ist. In die Klarheit führt aus seinem Dämmerdunkel kein
Steg. Wer auf der glatt scheinenden Straße bedächtigen Denkens
der christlich»buddhistischen Legende vom Reinen Thoren bei»
kommen will, wird stets straucheln, ehe die Pforten des stillos bar-
barischen Barockbaues sich ihm öfsnen. Der Parsifal bringtkeinen
grade gewachsenen Gedanken, sondern (Nietzsche hat es, als er

von Wagner genesen war, grausam deutlich erkannt): »den Zustand vor dem Gedanken, das Gedräng der noch nicht geborenen Gedanken, die Welt, wie sie war, bevor Gott sie schuf, eineRekru» deszenz des Chaos. Das Chaos macht ahnen." Wo man die mystische Dichtung packt, der alles Menschliche fremd ist, da zerbricht und zerbröckelt sie unter den Händen und Widersprüche klaffen auf und der Sucher plagt sich in Schweiß, weilzur Vexirbüchse der Schlüssel nirgends zu finden ist. Das Bühnenweihfestspiel ist kein gutes, kein Helles Gedicht, das dem Einfältigen sich enthüllt und den verfeinerten Geist zugleich doch beschäftigt: es lockt und quält und narrt, und wenn mans gedeutet hat, steht man rathlos und zagt, ob die Deutung auch richtig ist. Langsam nur tastet man zwischen den inneren Widersprüchen sich zurecht und versucht, in dem Gedicht, das die Einfalt in Strahlenglorie heben soll und das dennoch künstlich blieb, des schaffenden Meisters Absicht zu er» spähen. SeineAbsicht, seinWollen: denn er hat, als er den Willen« losen auf den geweihten Thron des Grales erhob, Etwas »ge» wollt", einDunkles, Geheimnißvolles, das ahnen macht, Etwas, das er selbst nicht und nicht seine Gemeinde mit klaren Worten ausdrücken kann, das ein trunkenes Stammeln verzückt nur umschwärmt. Ein germanisches Evangelium vielleicht, das christlich versöhnende Seitenstück zum Ring des Nibelungen, der die Revolution des germanischen Geistes umschließen sollte? Werweiß es? Das Greisenkind zeigt sein stummes Sphinxlächeln und auf dem Grab Dessen, der mit verlöschender Kraft mühsam es zeugte, welkt zum dreißigsten Mal schon das Laub. Der Späher schleicht scheu seitwärts und denkt, magersonst auch von derWillenlosigkcit nichts halten: Wagner hatRecht; weil er Etwas gewollt hat, mißlang ihm sein Werk underbliebhinterdemEschenbachernichtnur, nein, auch hinter Chrestien imVollbringenzurück, hinter demHerrn deTroyes,der alshöfischertrouveredieC«ntesclel(Zraalschriebund ein Geschichtenerzähler ohne allzu aufdringliche Absicht war.

Doch aufs Neue naht sich der Zweifel. Vom Hügel her ragt das Haus, das für kurzeWochen nur in jedemIahr sich eröffnet. Dann regt in den sonst stillen Straßen des fränkischen Städtchens sich buntes, besonderes Leben: von fern und nah, übers Meer (und sogar aus Deutschland) kommen die Männer und Frauen, nicht, um zu handeln und zu spekuliren, bei Karten und Bier sichs wohl sein zu lassen oder blendenden Putz spaziren zu führen, son»

dern, umKunst zugenießen. DerverlachteundverlästerteWunsch
des kleinen Kapellmeisters, im eigenen Bühnenhaus nach eigenem
Geschmack einer Menschheit seine Werke lebendig zu machen, ist
Wahrheit geworden; die Fürsten und die Bankiers sind, ob er
BeiderMacht leidenschaftlich auch befehdet hatte, zu ihm gepilgert
und gegen eine Welt hat er triumphirt. Dieses Wunder wirkte der
Wille allein(nicht etwanureinesWeibesWille); undderMann,
dessenWillen so Unerhörtes gelang, möchte vorParsifal uns, vor
dem Willenlosen, nun dennoch in die Knie zwingen.
Auch Das noch gelingt ihm. Wenn über den Saal, der den
Traum eines prunklosen, alle Sinne sammelnden Bühnenraumes
verwirklicht, sich die Finsterniß lagert, dann verstummt, ehe noch
aus dem mystischen Abgrund dieerstenTöneerklingen,jederlaute
Athemzug und eine andächtige Stille herrscht, die kaum in einer
modischen Kirche noch zu erreichen ist. Und die Töne erklingen,
seltsame, nie vernommene Klänge aus einer ganz fremden Welt,
und leise legt sich ein feiner Nebel um die Sinne und bald auch
um die Seele; vergessen ist Alles, was draußen blieb, was gestern
warund morgen seinwird.vergefsen dieZweifelsucht, deren scharfer
Zahn das Gedicht benagte: Alles verflnktmählich und verschwin-
det in dasWunderland singender Poesie. DerNebel ist anfangs
ganz angenehm,lind undsüßdustendundwievonThränenfeucht;
er lähmt den Schmerz, lullt die Sorge in Ruhe und schmiegt wie
ein leichtes Weihrauchgewölk sich um diegemeineDeutlichkeitder
Dinge, daß sie dem Blick ganz fern und ganz fremd erscheinen.
Keine kritische Regung kommt auf; was da unten, ganz weit, sich
abspielt, was ein unsichtbares Rieseninstrument mit irrem Iam-
mern und Iauchzen umheult, Das hat mit dem AUtagstheater
nichts gemein,Das erinnert auch an die großen Menschentragoe-
dien nicht, die das Menschliche in uns schrecken und läutern; es
ist eine künstliche Kunst, die vomPrimitiven denSchein nur borgt
und mit den sublimirtesten Reizen an die Nerven sich drängt. In
den Nerven beginnt langsam aber der Widerstand; man will so
ganz sich nicht geben, von dem Zauberer sich nicht überwältigen
lassen.Und auch derNebelwirdunbequem:schonverschwimmtvor
den Blicken das Bild, in den Schläfen regt sich ein schmerzhaftes
Pochen und um die Augenhöhlen lastet ein bleierner Ring. Der
Bann, hofft der Hörer, muß doch zu brechen sein; er bäumt, er
zwingt sich, rechtwärts, linkwärrö zu blinzeln: und überall sieht

er verzerrte Mienen, eine gespannte Gieruno den matten Schweiß,
den Niederschlag des süßlich parfumirten Nebels. Umsonst: der
beklemmende Zauber weicht erst mit dem letzten Ton. Draußen
athmet man frei und derb irdischeTriebe melden sich. Dawirdge-
gessen und konversirt,Bier und Sekt getrunken, auchwohleinBis-
chen gewitzelt und emsig geliebelt, geäugelt; ein mondänes Trei-
ben, von dem man behaglich in das dämmernde Thal, aus die stille
Stadt hinunterblickt. Der Kluge, denkt man, war doch nicht klug
genug: sonst hätte er vor so langenPausen sichgehütet; jetztsoller
nicht zumzweitenMal mich überwältigen; undmitkühlemLächeln
klemmt man sich durch die Sitzreihen. Aber das Zauberspiel be-
ginnt wieder, nun wirbelt ein Scirocco schwüle Dünste auf, aus
KlingsorsBlumengarten wehen berauschendeDüfteunsan,süße
zuerst, wie aus prangendem Rosenhag, dann ein eklerLeichenge-
ruch von faulig welkenden Blättern. Und derNebel istwiederda,
derRing und das Pochen,und keine Möglichkeit winkt, demZau-
der nun noch zu entweichen. Ein gräßlicher Genuß ists, einer,
dem man entfliehen möchte und von dem es doch kein Entrinnen
giebt. Am Schluß, wenn die feierlich gefügte Karfreitagsweihe
verklungen ist und in der Glorie der Gral noch einmal erglüht,
wenn ausderHöhedieKnabendesHeilesVollendungsingenund
ein demüthiges Iubeln sich auf in die Lüfte schwingt, dann erst zer-
flattert der Nebel und aus der wirren Fülle des neu Erlebten
bleibt nur ein Gefühl dumpfen Unbehagens zurück: Etwas wie ein
Gefühl des Bedauerns, daß man mit allen Sinnen und Nerven
empfunden und gelitten hat, ohne doch klarzu erkennen, wofürman
litt und empfand. Eine Hypnose wars; ein starker Wille hat die
schwächeren Willen gebrochen und sie unbarmherzig gezwungen,
in anbetender Inbrunst vor dem Willenlosen niederzuknien.
Vielleicht haben Andere das Gedicht anders, vielleicht besser
verstanden; aber ich habe bisher um Belehrung mich vergebens
bemüht, bei den klug Empfindenden vom Stamme Hanslicks, die
mitnüchternerRationalistenweisheitWagnerwiderlegenwolltcn,
und bei den Schwarmgeistern, die ihm ekstatisch Gebete lallen. In
dem weiten Bühnenhause saßen gewiß in keinem Iahr Viele, de-
nen deutlich ward, was sie erregte und fiebern ließ; „menschliche
Theilnahme" war es nicht, denn zwischen derMenschlichkeit und
dem Weihfestspiel gähnt der mystische Abgrund. Manches wirkt
ja die Autosuggestion: man hat eineReife gemacht, ZeitundGeld

angewendet, nunistmaninLourdes undzum ersten Malerschließt
sich die Grolte dem Blick; die Kraft und die Gier aller Sinne hat
sich gesteigert und jeder Nerv ist straff angespannt. Auch die klug
bedachte Harmonie der Aufführung übt ihren Zauber; mag Ein,
zelnes schlecht gespielt und gesungen werden, mag man von der
automatenhaft unpersönlichen Darstellung den Eindruck empfan-
gen, daß auch auf der Bühne die Willenlosigkeit zum höchsten
Grundsatz erhobenwurde: dieEinheitdesGanzenisthier,einmal,
Ereigniß geworden. Doch das Alles genügt nicht, um die uner-
schaute Thatsache zu erklären, daß Tausende hier in Lust und in
Schmerz erbeben, ohne zu wissen, wofür ihr Gefühl sich erhitzt.
An das Moment des „Ahnenmachens" muß man denken, von.
demNietzsche spottend spricht, an das Spiel mit dem Unendlichen
und dem Bedeutenden, an die Mischung von Künstlichkeit, gewalt-
thätig überrumpelnder Brutalität und dämmernder Einfalt, um
für die niederreißende, die verherende Wirkung irgendein Ver-
ständniß zu finden. Ein Bischen Heuchelei ist auch mit im Spiel:
der Wunsch, um keinen Preis unklüger als die Nachbarn zu er-
scheinen; und diesmal ist dem Protzenwunsch die Erfüllung ver-
bürgt: denn in derHohen Schule derHysterie stellt die verworrene
Ergriffenheit ganz von selbst sich ein. Kirchliche und künstlerische
Reizungen fließen zusammen, die wach gekitzelten Sinne werden
mit harten Ruthen gepeischt, in die Nüstern strömt hieratischer
Wohlgeruch; und ringsumbraustundkreischtundheultundstöhnt
ein lockendes Meer von Tönen, das ein unerbittlicher Poseidon
beherrscht. DasreineDenkenverfälltderNarkose unddieAhnunA
zieht in die Seelen ein, dieAhnung eines erneuten, eines»mit allem
Komfort der Neuzeit ausgestatteten" Christenthums, einer heili-
genden Erlösung (mit herrlichen Dekorationen), eines mystischen
Mitleidensbundes fürblasirte, müde, einfältigem Glauben längst
entfremdete, vom raffinirtesten Reiz nur aufzurüttelnde Geister.
Dcm Genius Richards Wagnerward die Gabe, seinWortim-
merzurrechtenStundezusprechen.WagnersphilosophischesSpe-
kuliren, das mehr ein Knabbern und Schlecken an allen Systemen
ist, wird nicht lange leben, aber er selbst wird, als ein Künstler von
beinahe unbegreiflicherKraft nicht nur, sondern auch als Persön-
lichkeit, immer der größteRepräsentant einerZeitbleiben. Einer?
Einiger Zeiten; denn er hat mehr als eine Epoche zu poetischem
Ausdruck geführt. SeinrastlosbewegterGeistwarwiederStrang

an der Riesenglocke seines Talentes; an den Strang hingen sich
alle neuen Gedanken und Wünsche, alle Sehnsucht und Brunst:
und oben erklang dann die Wunderweise. Er war hitziger Revo-
lutionär, als alle Ideologen sich für Revolutionen begeisterten,
und sein Fehderuf galt damals dem Christenthum, das dem künst-
lerischen Ausdruck der neuen Welt widerstrebe. Mit der Zeit
wandelte auch er sich; nur seinen Siegfried liebte er fort, denVer-
ächter undBrecher alterVerträge, der immer morallos sich dies-
seits von Gut und Böse hielt; aber Brünnhilde mußte nun die
Weltvernichtung singen. Und wieder über einWeilchen bedrohte
den alterndenRomantiker das von Goethe mahnend angekündete
Verhängniß, am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurdi-
täten zu ersticken; derselbeMann.derfrüherdaschristlicheKunst-
ideal eine »fizeIdee" und das »Gebilde eines Fieber-Parozys-
mus" genannt hatte, weil es »außerhalb dermenschlichcnNatur"
seine Ziele und Zwecke sucht, haschte nun nach dem übersinnlichen
Parsifalstoff und mühte mit letzter Kraft sich um die Erfüllung
eines christlichen Kunstideals. Er mußte dahin kommen; und die
Abendröthe eines nach langer Entbehrung von beispiellosen Er-
folgen gekrönten Lebens gab ihm dieWeihestimmung. Noch ein-
mal drängten alle alten Motive sich vorseinenBlick und die alten
Requisiten sogar wurden noch einmal gemustert; des Tannhäusers
Sinnenbrand, die zwingende Macht der Venus Astarte und der
hehre Erlöserberuf reiner Frommheit, des Holländers Nnrast,
Lohengrins blinden Glauben fordernde Liebe: mit Allem mußte
amAbend noch der alteMeister sich auseinandersetzen; und selbst
für den Schwan und für Wotans Heiligen Speer suchte und fand
er den Platz. Nach Erlösung hatte seinDichten sich immer gesehnt
und der Reine Thor wurde ihm jetzt zum Erlöser. Aber auch die
Zeit war, da die Göttin Vernunft die Gier der Dürstenden nicht
gestillt hatte, für ein so raffinirtes Evangelium allmählich reif ge-
worden und eine überreizte, entnervte, erschlaffte Gesellschaft
stürztehastigsichindenmystischenAbgrund und starrte, inwollüstig
bangenSchauern, aus der Tiefe zu der Glorie des Grales empor.
Seit ich, ein zu Wagner noch Williger, aus Bayreuth das
Empfinden heimbrachte, dessen Paraphrase hier versucht ward,
hat das Parsifalbild, von Iahr zu Iährlich mir dichter umnebelt.
Ie öfter ich das Gedicht las, desto unleidlicher wurde mirs. (Fast
alle waSnerischeDichtung; dieschlichtenMythen-undSagenstoff

bauscht und bläht, bis er Schwulstfalten wirft, in die der Tave-
zirer sacht häßliche Modernitätftopfen kann. WelcheWunderhof-
krüppel sind ausdemTannhäuser,demHolländer,ausGottfrieds
Tristan geworden! DenFrevel.die paar Reichskleinodien germa-
nischerPoesie durch »neue Fassung" zu verpfuschen, hatWagner
in die Mode gebracht. Ists nicht traurig, daß der in jedem Sinn
unselige »Ring'' Hebbels herrlich deutsches MMungendrcima
nicht nur, nein: auch den uralten Heldensang auMuun^Gcdgcht-
niß drängen durfte? Die in Felle gewickelten äecaäents, die aus
SHöpenhauers Krümeltüte genascht, mit dem rechten Ohr Go-
bineau,mit dem linken Flaubert belauscht.mit gierigem Auge den
Hugo,Sue,Scribe die wirksamsten tri« abgeguckt haben, sind mir
ein Gräuel. „Vermählen wollte der Magen Sippe dem Mann
ohne Minne die Maid." „Hunding freite ein Weib, das, unge-
fragt, Schächer ihm schenkten zur Frau." Mich überläufts, wenn
ich Wolfes, des Wilden, Zwillinge so reden höre und, immer
wieder,die kalt errechneten Pausen stummer Ekstase durchfrösteln
soll. Unter dem Eschenstamm wird von dicken Männern und
„leidenschaftlich" im entblößten Fett bibbernden Damen ein pa-
riferEhestückgemimt.NndWotanundFricka; und derWalküren-
schwarm,dervomHeervaterwievondemstrengenTöchterschulvor-
sicher schwatzt und niedasBluteinesHeldengerochenhat. Man-
cheWeise ist hoherWunder voll, noch an den schwächeren Stellen
die Musik stets genialisch geistreich; und andere Opern, unver-
gängliche sogar, haben viel dümmeren Text. Alles kommt schnell
in Ordnung, wenn man zugiebt, daß auch Wagners Werke rich-
tige, robuste Opern sind, von einer neuen Sorte, aus denen Genie-
blitze aufleuchten,und uns nicht mehr mit ihrer„unendlichenBe-
deutung" langweilt. Wotans „Philosophie" ist uns nicht ernster,
nicht wichtiger alsSarastros; und derBehauptung.daß dieBra-
banterinElsa„derunbewußteGeistdesVolkesist",müßteausHim-
melnund Höllen derMenschenbrust derbesHohngelächter antwor-
ten.)Inderglitzernden Reihe derreifenWerkestehendie „Meister-
singer" ganz vorn; die gesundeste, innerlich und an sichtbarer,
duftenderBlüthe reichste, deutscheste Schöpfung des über die tö-
nende Welt Meister Gewordenen. Danach kommt der „Tristan",
dessen unsein gefügtes, häßliches Gebälk von der heißen, Frucht
zeugenden Sonne aus der Wesendonckzeit, Wagners mann-
lichster,demBlicknochheutevergoldetwird.Nurhierklingt,jauchzt,

Isobronten.
schluchzt, rast echter Sinnenrausch, den Richards Händchen sonst,
im Venusberg und in Elsas Brautgemach, unterHundings Esche
und Brünnhildens Felstanne, vergebens hervorzupeitschen, zu
künsteln trachtet. In „Parsifal", dem letzten und schwächstenWeik
der Reihe, siyd alle Strecken, die blühen, inGluth prangen sollten,
welk oder kahl. Die Buhlschaft der Blumenmädchen ist Lippen-
Prahlerei; nie schlangen ihre Glieder sich brünstig um eines Man-
nes, immer sind die hold sein Wollenden, die, dem Mythos welten-
fern, dem Ton, der Grimasse geldsüchtigerBallhaushürchen nach-
äffen, »allein erwacht" und ihr eiferndes Gezirp von „wonniger
Labe" und „minnigem Mühen" hitzt keinem Iüngling die Haut.
Noch vermag der alte Meister die Wunderweise und der dritte
Aufzug (Karfreitagszauber; die Begegnung der zwei Züge mit
demGral und mitTiturelsSarg) ragt inHöhen, die einGreisen-
fuß kaum je erklettern konnte. Noch dieser Grat aber hebt mich
nicht über das Mißgefühl hinweg, das die Mummenschanz mit
Symbolen und Sakramenten des Christusglaubens in mir ge-
weckt hat. Der König, der siech ist, seit er Kundry (den widrigsten
Bastard ausHugosSamen und einerOrienthündinLenden)um-
fangen hat; Parsifal, den nur Hexenkunst oder Döderleins Kon-
servensperma zum Vater Lohengrins gemacht haben kann; das
ganze Spiel mit dem Skopzenideal einer sich gar heldisch spreizen-
den Manneskeuschheit: von so schlimmem Schauspiel sehnt das
Auge sich in den Dunstkreis des jungen Wagner zurück, der für
Feuerbach, den Preiser „gesunder Sinnlichkeit", erglühte; wird
dasOhr zurAufnahme des grausamsten Spottes gestimmt. Was
(fragt Nietzsche, der vom Erlöser Erlöste) „ging Wagner eigent-
lich die männliche (ach, so unmännliche) .Einfalt vom Lande' an,
der arme Teufel und Naturbursche Parsifal, der von ihm mit so
verfänglichen Mitteln schließlich katholisch gemacht wird? War
dieser Parsifal überhaupt ernst gemeint? Denn daß man überihn
gelacht hat, möchte ich am Wenigsten bestreiten; Gottfried Keller
auchnicht. DerParsifalistjaeinOperettenstoffparexcellence". Nnd
vonTurin her dröhnt aus demHammerschlagnochandereFrage:
„Ist Das noch deutsch?
Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sichselbstzerfleischeu?
Deutsch ist dies Priesterhändespreizen,
Dies weihrauchdüftelnde Sinnereizen?
Nnd deutsch dies Stürzen, Stocken, Taumeln,
Dies zuckersüße Bimbambaumcln?"

In dem vierhundertjährigen,vonLombardosKunst einst er-
bauten Palazzo Vendramin ist am dreizehnten Februar 1883
Wagner gestorben. NachdeutschemReichsgcsetzendet(fürWerle
der Literatur und der Tonkunst) »der Schutz desllrheberrechtes,
wenn seit demTodedesUrhebersdreißigIahreabgelaufensind".
Das nächsteIahr löstWagnersWerke also von der Tributpflicht;
giebt jedem in selbständigen Theaterbetrieb Zugelassenen das
Recht, sie aufzuführen; liefert sie ausprivatem Besitzin dieschmale
Schatzkammer civilisirterMenschheit. Endlich. Vielleicht erleben
wir in der Reichshauptstadt nun die Gründung eines Opern-
hauses, in dem die Kunst, nicht die Kitschsucht eines Intendanten
regirt; in dem alle beträchtlichen Musikdramen heimisch sind
(Gluck, der ganze Mozart,Weber, Marschner, die besten Italer,
- Franzosen und Slaven. Ietzt? Iahre lang werden Iphigenie
und Konstanze, Euryanthe undNorma, Heiling und Ioseph, der
Wasserträger und der Barbier von Bagdad uns nicht sichtbar
und die Pforte, die sich leoncavallischem Schund aufthut, schließt
sich dem letzten Meisterwerk aller Opernkunst, dem „Falstaff"
des MenschenbegUckers B?rM; elneL'WM^Tö^
von dem fahlenSpontinismus putzfüchtigerRegie nichtdenBlick
zu wenden, der Hörer sich des chorischen Zufallsgestümpers nicht
zu schämen und aufGipfeln nicht Angelsachsen zu duldenbraucht,
deren Klangkraft oder Singkunst dem londoner oder newyorker
Anspruch nicht genügt und die sich drum gern nach Berlin ver-
mischen. Ohne Wagner konnte solches Haus sich nicht halten; von
1914 an würde es möglich, wenn die hundert reichsten Berliner
alljährlich je fünftausend Mark dafür spendeten. Was ist seit
WagnersTod geschehen? Fast alle Opernbühnen habenvomEr-
trag seiner Werke ihr Leben gefristet; die Aufführungen und der
Zins der Verlagsrechte haben den Erben Millionen und Aber-
millionen eingebracht. Dreißig Iahre lang. Diese Erben haben
sich als Privatrentner betrachtetund niemals zu einer Leistung ans
Kunstreich verpflichtetgefühlt. Das war ihrRecht; und thörichtists,
ihnen vorzurechnen, was sie auch an den bayreuther Festspielen
(sechzehnhundertPlätze,derenjeder fünfundzwanzigMarkkostet:
also Abendeinnahmen von vierzigtaufend Mark) verdient haben
könnten oder müßten. Nur sollen Schwätzer nicht versuchen, Bay-
reuth für eine öffentliche Institution auszugeben, derenWahrung
zu den heiligstenPflichtendeutscherNationgehöre. Dasaberver-

suchenfiejetzt; wieder. Als »Parsifal" in Amerika aufgeführt wer-
den sollte, schrillte uns ein Pfauengekreisch ins Ohr und die zur
Mitwirkung Bereiten traf der bayreuther Bann; ein Gestöhn, Ge-
flenn, Gezeter ward laut, alssollte einTempelgeschändet, Iauche
in den Heiligen Gral geschüttet werden. Doch die Erdrinde barst
nicht; SachkundigefandendienewyorkerAufführunggut, Klings-
ors jarclin cle äsnse farbiger, heißer als je in Bayreuth; und die
ehrfürchtige Neugier nach dem Werk ermattete bald. Ietzt gehts
um Höheres. Parsifal soll nur den Frankenhügel, nie das Holz-
rund einer anderen Bühne beschreiten; das Urheberrecht soll für
das »Bühnenweihfestsviel», nur für dieses eine, nicht gelten.
<Den Vorschlag, das Gesetz so zu ändern, daß fortan jeder Ur-
heber die Darstellung seines Werkes für alle Ewigkeit verbie-
ten oder an fixe Bedingungen knüpfen dürfe, brauchen Mün-
dige nicht erst zu erörtern.) Gründe? Unsere Alltagsbühne sei des
erhabenen, erhabensten Werkes unwürdig. Nicht unwürdig aber,
FaustundDonIuan,MacbethundFidelio,denhomburgerPrin-
zen und den Griechen Gyges,Tasso und Figaro, Wollenstem und
Götz zu herbergen; Gedichte, deren jedes den Parsifalspuk über-
dauern wird. Eine dumme Frechheit (die beinahe aber dadurch
versöhnt, daß sie auch Wagners Sachs, Tristan, Siegfried nebst
den blonden und braunen Geschwistern in die zweite Klasse des
Kunststandes hinabstößt). Der alle Tiefen und Höhen christlicher
GlaubenslehreumspannendeStoff.(Mummenschanz.)Banauscn
mags ärgern, daß auf der Stätte, wo heute Faustens Männer- und
Weiberhimmel aus Wolkendunst tauchen, gesterngehüpftundge-
trällertwurde; BildungphilistermögenihrHauptverhüllen, wenn
aus der Messe, dem Requiem ihr Gedächtniß zu Rosalinde von
Eisensteinschlittert, die, mit keckgerafftem Röckchen, aufdenselbcn
Brettern neulich Walzer tanzte. Hellas war, auf seine Art, auch
recht fromm und empfand das Drama als Kulthandlung; freute
sich abernoch unter der selben Sonne des derbsinnlichstenSaiyr-
spieles. Drittens: das Publikum. Ist das bayreuther etwa aus
edlerem Lehm als ein anderes? Christlicher und zu Läuterung
ernster bereitet? Ist der Weihe unwerth, wer für den Platz nicht
fünfundzwanzig, fürReise undAufenthalt nicht(allermindestens)
sechzig Mark aufbringen kann? Der Markgrafenstadt fehlt just
das beste Publikum: arme Iugend, die das Einlaßgeld erdarbt hat
und fiebernd, im hohen Pferch, der Kunstwunder harrt. Unter den

Snobs, Protzen und von Hysterapein Geschüttelten wäre sie das Salz fränkischer Erde. Viertens aber (und erstens): »DerMeister hat gewollt, daß Parsifal nur in Bayreuth diene und throne." Hat er? Gesagtundgeschrieben hatersoft(istabersechsMonate nach der ersten Aufführung gestorben). Daßerschwankteund dem Entschluß nahwar,demHoftheaterseinesMaecenasLudwig das Aufführungrecht zu gewähren, ist bezeugt. Das Recht, die Orchesterpartitur in den Handel zu bringen, hat er verkauft: und war zu geschäftssinnig, um nicht zu bedenken, daß er mit diesem Rechtauch schon das zur Aufführung (für die Zeit nach der Schutzfrist) hingab. War der Monopolplan ihm Herzenssache, dann konnte er ihn dadurch sichern, daß er der Kauflust die Orchester-Partitur weigerte und für immer so die Einstudirung hinderte. Dann aber hätteerdenSpätlingwohlauchnichteinBühnenweihfestspiel genannt.Bayreuth hattejaschonsämmtlicheWeihen; den anderen Bühnen, den noch profanen, sollte die Reine Thorheit sie bringen. Auch der Tetralogie ward zuerst das Festspielhaus als Lebensbereich zugewiesen; auch von dem „Ring" gesagt und geschrieben, er dürfe vom Hügel nicht in den Kehricht des Alltagstheaters gleiten. Ueber ein Kleines ging der ImpresarioNeumann mit dem Kleinod auf die Wanderschaft durch Europa, stellte es, mit des Meisters Segen, auf den muffigsten Balletbühnen zur Schau;undlängstwagtnurblindeBefangenheitnochdieBehauptung, Bayreuth allein habe den echten Ring. Wie Wagner heute derParsifalfrage antworten würde, weiß Keiner. In einemBrief anHerrnHansvonWolzogen (aus dem März 1882) stützt er den Reservatwunsch auf zwei Gründe: »Der äußerliche betrifft die Einträglichkeit solcher Aufführungen, fobald sie nirgends anders als einzig nur unter meiner Aufsicht in Bayreuth dem Publikum dargeboten werden; der innerliche Grund betrifft dagegen den durchaus unterschiedlichen Charakter dieses meines Werkes, mit dessen Dichtung ich eine unseren Operntheatern mitRecht durchaus abgewandtbleibensollendeSphärebeschritt.^Dersosprach.warin steter Geldklemme, allenWitzgewerbetreibendenWonne, Trost, Nothanker und auf dem Schaugerüst noch von Cortez und dem teuflischen Robert, von Sardanapal und Satanella bedrängt. Heute sähe er beide Gründe entkräftet. Wäre ein reicher Mann, der Selbstherrscher allen Opernwcsens; undmüßte, nach einem Rundblick über die Bühne, die der Herrgott und die Heilige Iungfrau,

Iesus und Iohannes, Maria von Magdala und Antonius von
Padua beschritten haben, feinUrtheil über die «unseren Opern«
theaternmitRecht durchaus abgewandtbleibensollende Sphäre«
ausheben. Sparet das Gefackel mit dem »Willen des Meisters".
Wird dem, wo ihn kein Paragraphengitter einschränkt, in Bay«
reuth immer von gehorsamer Ehrfurcht etwaReverenz erwiesen?
Wagner wand sich (öffentlich) in Qual unter dem Zwang, »an die
Neugier des Publikums allgemeinhin sich zu wenden, indem Ein-
trittskarten zumVerkauf ausgeboten werden mußten". Das wäre
schon lange nicht mehr nöthig; geschieht aber in jedem Festspiel-
jahr. Wagner wollte »eine größere Anzahl von Freiplätzen an
Unbemittelte, namentlichIüngere,StrebsameundBildunKlustige,
zugewiesen sehen". In drei Iahrzehnten ungeahnt fetter Ernten
hat man von solcher Zuweisung allzu selten gehört. Wagners
Plan verhieß: »Unter der Anleitung eines spezifischen Gesangs-
lehrers sollen von Sängern und Sängerinnen alle guten drama-
tischen Werke, vorzüglich deutscher Meister, nach meinen be«
sonderenAngaben hierfür eingeübtund zumVortrag gebracht wer-
den. "Wer vernahm noch davon ? Bayreuth ist das Wagnertheater
der reichen Leute geworden, geblieben. Hat nie nach dem Ruhm
gelangt, Don Iuan, Fidelis, Figaros Hochzeit, die Zauberflöte
oder denFreischütz in vorbildlicherDarstellung zuzeigen, Hatmit
seinen Millionen, seinen Propagandamitteln für die Förderung
deutscher Kunst nichts gethan; weder einem neuen Tonkünstler,
Brahms, Wolf, Strauß, Pfitzner, Mahler, Humperdinck, Reger,
Weingartner, vorwärtsgeholfen noch eine andere Kunstprovinz
gedüngt. Keinen Musikerhort gestiftet, keinen Nothhafen für den
Sängerschwarm gegründet, keine Freivorstellung, nicht eine ein-
zige, gespendet. Trotzdem die Erben aus dem Werk, zu dem sie
nicht im Geringsten mitwirken konnten, Einkünfte hatten, wie nir-
gends und niemals sie eines Künstlers Lebensleistung erbrachte.
Tadelt nicht, richtet nicht; freut Euch des ansehnlichenFamilien-
Unternehmens undseinersauberenTheaterkunstarbeit.Lasset end-
lich aber von dem Versuch, es in das Zion, die Hochburg, das
himmelan ragende Heiligthum deutscher Volkheit umzufälschen.
Wenns wider ein Gesetz gehen soll, sind die Künstler gern
vornan. („Wozu denn all diese blödsinnigen Gesetze? Dem echt-
bürtigen Künstler reichen sie nicht bis an den Knöchel. Und Parsi-
fals Sperre ließe zwei Iahre langkeine neue Oper, außerRichards
LS

des Zweiten, durch.") Andere wissen, daß sie in Wahnfried nicht
mehr willkommen wären, wenn sie den Gralsschützern ihreUnter-
schrift geweigert hätten. Ein Grüppchen von Andacht nicht völlig
(betäubter fürchtet, das Greisenkind werde die rauhe Luft nicht
vertragen, die durch großstädtische Schauhäuser weht. Und schließ-
lich ist nicht unterArtisten nur dieSchaarDerer klein, die vor der
Möglichkeit zaudern, ihre Namen in die Zeitung zu bringen. (Wie
„Kundgebungen des nationalen Gewissens" entstehen: riecht in
dieKüche und speit.) Ernst wirds nicht; keineRegirung kann,keine
Partei sich zu dem Vorsatz erfrechen, die Bühnen dem Festspiel,
das sie weihen soll,zu sperren. Die vonWagner gehöhnte,vonWag-
ncrs Erben gehätschelte „Iournalmacht" mag sich heiser schreien
und müde schreiben: Parsifal kommt. Das ist gut. EinGiganten-
werk darf nicht das Sondergut reicher Schlecker bleiben; eines
schwachenKunstkörpers Siechthum nicht ewig von Täuschern der-
schleiert werden. DerKnabe (den in Bayreuths allzulautgerühm-
ten »Musteraufführungen" ein zweiundfünfzigjähriger Halb fran-
zose mit verblühter Stimme darstellt) muß aus der Ofenwärme
des Familienhauses in andere Zucht; das Spiel, nach dreißig
Iahren, aus der Spiegelung in gewandelten, von Pietät nicht
mehr feuchtenAugen sich neu gestalten. Daß die altenWagnerianer
sich dagegen sträuben, ist begreiflich. Die waren Kämpfer und, mit
denSchrull^nundHirnklappendesblutdürstigenLegionärs,ganze
Kerle; furchtlos und fromm. Die von gestern? Sind nicht einmal
klug; nur aus irrender Schlauheit der Sache verlobt. Kluge, mit
feinerWitternase, hätten dieParsifalfragc gar nicht gestellt; nicht
den Versuch erneut, hoch über aller anderen Kunst der Wagnerei,
jetztnoch, einenFelsgipfelpalastzu bauen. Zu spät. Wagnerist uns
ein großer Wille, ein großes, Wunder tönendes Werkzeug wirrer
Zcitwünsche; doch oftVerführer auch und Zerstörer. Seid behut-
sam! Morgen vielleicht schlägt das Wetter um. Mozart ist er-
standen. Der sächsische Zauberer hat die Iugend nicht mehr.
Minimum.
»Um auf Wien zu wirken, läßt man die Thatfache der franko-
russischen conveniion navale ans Licht und erreicht, daß zwischen
Bulgarien, Griechenland, Serbien die Verhandlungen zumAb-
schluß fast reif sind und Rumäniens Eintritt in den Balkanbund
gegen eine hohe Prämie wahrscheinlich ist. Oesterreich-Ungarn

ist seit 1908 auch eineBalkanmacht; und Graf Berchtold hat dem
Polenklub betheuert, daß er niemals für fremde Interessen die
austrische Wehrmacht einsetzen werde. Der nüchtern rechnende
Herr Poincarö hat mit dem Erzstab seines starken Willens aus
derungefügenFormderl'ripIe.^ntentedasBildeinesDreibundes
gemeißelt. Der schreckt uns nicht. Ruft, durch Lügenschwaden und
Frisirladenstank, aber vor die bange Frage, ob der Leitung unseres
Reichsgeschäftes nicht das richtige Augen» und Ohrenmaß fehlt."
DieseSätzewarenvorvierzehnTagenhierzulesen.SeitdemistGraf
Berchtold nach Rumänien gereist, hat den König besucht und (in
wohl bewußt undeutlicherRede) dieGroßmächte aufgefordert, ihre
Botschafter zu einer Balkankonferenz zu vereinen, die der Hohen
Pforte dieMöglichkeitunddenNutzenvorsichtiger»Decenlralisa-
tion" zeigen soll. Zweck? Oesterreichs ungehemmte Initiativkraft zu
erweisen; vonWien und vonBukarest aus den Präsidialanspruch
derBalkanvormacht anzumelden; und einen schwerhörigen gastet»
ner Kurgast laut an den Stimmungwechsel zu erinnern, der ent-
stehen mußte, als an der Spree gelobt ward: »In alle Wege mit
Rußland. - Wirkung? Berlins Offiziöseste müssen die Westmächte
beschwören,füreinpaarHerbsttagcdieKluftzwischenDreibundund
I'riple-Hntenie zuzuschütten und vor den Orientalen die Harmonie
des Europäerkonzertes erklingen zu lassen. Aus dem Halleluja»
circus unsererOeffentlichenMeinung aber steigenIubelpsalmen
insRegengewölk.Nie noch hat uns dieAu so zärtlichgelöchelt.Ruß-
land?UnsermittzerzundHand;willdieFranzosennurwiederan-
pumpenundpfeiftihnendann: KlitsKevo! Marinevertrag? Wuß-
ten wir längst (ersteVersion); ist(zweite)für absehbareZeit ohne jede
Bedeutung; lebt (dritte) nur in pariser Märchen; kehrt (vierte) ja
den Briten die Spitze zu. Frankreich hat inMarokko einen neuen
Roghi auf dem Hals und kann kaum noch athmen. (Wie klug, daß
wir in den Kongosumpf abbogen!) England? Die ganze Ernte
vernichtet; weder Geld noch Mannschaft für neue Schiffe. Drei-
bund? Fester als je. Und der Spanierkönig geht, um die neue
Wachtordnung fürs Mittelmeer zu besiegeln, nur (seht Ihrs?)
bis nach Bordeaux, nicht ins elysische Schloß. Das wird täglich
gedruckt. Iauchzet; doch heischet nicht zu viel. Pochet den Reichs-
schöpfer aus derSachsenwaldgrust und meldet: »England,Ruß-
land, Frankreich find verbündet und machen alle Geschäfte in enger
Gemeinschaft." »Undenkbar! Werregirtdenn? Ach so..."

## Die Aniversität der Zukunft.*)

ie Iugend ist der eigentliche Träger des Höchstmenschlichen, das eben im Fortschritt liegt. Die Pflanze und das Thier leben im stets gleichen Rhythmus der Iahreszeiten dahin und Generation über Generation tritt mit den selben Eigenschaften und Fähigkeiten in das selbe Leben hinaus, das schon die Voreltern seit unabsehbaren Zeiten führten. Wir müssen zu Perioden von Iahrmillionen greifen, wenn wir spontane Veränderungen in der Organisation der anderen Lebewesen erkennen wollen. Insofern sind sie alle von konservativer Beschaffenheit, in der sie sich ausschließlich an das „bewährte Alte" halten und jede von außen kommende Beeinflussung nach dem Prinzip des geringsten Aufwandes so wirkunglos wie möglich zu machen suchen. Allein dem Menschen ist diese menschlichste aller Eigenschaften geworden, daß er mit dem Vorhandenen nie zufrieden ist und sich jeder nothwendigen wie freiwilligen Bethätigung mit der Frage gegenüberstellt: Kann Dies nicht verbessert werden? Und da er gefunden hat, daß es wirklich gar keine Bethätigung giebt, die nicht verbessert werden könnte, so sieht er sich der unendlichen Aufgabe gegenüber, das Was und Wie solcher Verbesserungen unaufhörlich zu erwägen und es bestem Erkennen gemäß auszuführen. Und in wem ist diese höchste menschliche Eigenschaft des Fortschrittbedürfnisses am Stärksten ausgeprägt? Niemand zweifelt, daß Dies eine spezifische Eigenschaft der Iugend ist. Wir erkennen leicht, daß es sich hier um eine physiologische Nothwendigkeit handelt. Denn das Lebenspotential, die Fähigkeit, die äußeren Energien dem eigenen Organismus einzuverleiben und sie in Arbeitleistungen aller Art zu transformiren, ist überall im jüngsten Organismus am Stärksten vorhanden, nimmt mit zunehmendem Alter ab und verschwindet zuletzt ganz. Ist das Lebenspotential verbraucht, so tritt der Alterstod ein. So reichlich die äußeren Energien dem Organismus dargeboten werden mögen: er vermag sie nicht mehr zu ver» werthen. So braucht der eben befruchtete Keim nur Stunden, um seine Masse zu verdoppeln; später sind Tage, Wochen, Monate, Jahre erforderlich, bis die Arbeit an der individuellen EntWickelung geleistet ist und nun die Arbeit an der Gattung, die soziale Arbeit, beginnen kann. Für den Menschen tritt Das um die zwanziger Iahre seines Alters ein; diese Periode entscheidet für den Inhalt und Werth seines ganzen späteren Lebens.

Von solchen spezifisch menschlichen Fortschrittsleistungen sind

*) Ein Fragment aus dem neuen Werk des Geheimrathes Ostwald, das, unter dem Titel „Der Energetische Imperativ", in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheint und, in fünf Abtheilungen, Philosophie und Unterrichtswesen, Organisation, Internationalismus und Pazifizismus behandelt und von Leben und Werk der Forscher Abbe, Curie, Ramsay, Van't Hoff berichtet.

nun wieder die wissenschaftlichen durchaus die höchsten. Denn die Wissenschaft ist das Mittel, und zwar das einzige, das uns erlaubt, den auf den Augenblick gerichteten Thierzustand zu überwinden und die Zukunft bewußt zu gestalten. In alten Zeiten, wo diese Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen, nur gering und bei Wenigen entwickelt war, hat man sie schon als allerhöchste Gabe, durch die ein Mensch über alles Andere emporgehoben wird, anerkannt und ihre Träger als Propheten, als Führer in allen wichtigen Angelegenheiten verehrt. Damals war, wie wir noch jetzt an zurückgebliebenen Völkern beobachten können, die Gesammtheit des Wissens in solchen einzelnen Personen vereint; Religion, Kunst und Wissenschaft wurden nicht unterschieden. Und der Besitz solchen Wissens und Könnens verlieh ihrem Träger eine solche Macht über Alle, daß es von ihm sorgsam gehütet und nur wenigen Auserwählten übermittelt wurde; die Anderen wurden durch alle Schrecken des Aberglaubens davon ferngehalten. Hier ist die Quelle jener religiösen Sagen, nach denen die schwersten Strafen Die zerschmettert hatten oder zerschmettern sollten, die sich fürwitzig die Früchte vom Baum der Erkenntniß anzueignen versuchten.

Nun sehen wir, daß aus dieser gemeinschaftlichen Wurzel die Kunst zuerst ihren besonderen Zweig getrieben hatte, der anfangs von der Religion noch durchaus abhängig war, bis er sich langsam selb» ständig gemacht hatte und sein eigenes Leben neben dem Dienst der Kirche begann. Viel später erst hat die Wissenschaft sich emanzipirt. Denn noch vor wenig mehr als einem Jahrhundert wuxde einem Immanuel Kant amtlich verboten, Vorlesungen zu halten, in denen irgendetwas wie eine Kritik der damals geltenden religiösen Dogmen gefunden werden konnte. Und in der Verfassung unserer Universitäten tritt Dies noch bis auf den heutigen Tag hervor. Ich spreche nicht von den englischen und amerikanischen, in denen sich die mönchische Her, kunft sogar noch in der amtlichen Kleidung der Studenten und Professoren ausdrückt, sondern von den deutschen, die zweifellos die höchste Entwickelung dieses höchsten Kulturorganismus darstellen. Unsere traditionellen vier Fakultäten haben einen etwas späteren Entwickelungzustand fixirt, den nämlich, wo sich aus praktischen Gründen von der theologischen Gesammtorganisation die Kunst des Rechtes und der Verwaltung auf der einen, die Kunst der Heilung des kranken Menschen auf der anderen Seite abgezweigt hatten. Diese bildeten (unter der Führung der Theologie als der höchsten) die drei höheren Fakultäten, denen die philosophische Fakultät als die niedere, als bloße allgemeine Vorschule für jene Fachstudien untergeordnet war. Wie es in der Natur der Sache liegt, lehren die drei höheren Fakultäten durchaus angewandte oder praktische Disziplinen, denn der Begriff der reinen oder freien Wissenschaft lebte damals nur als eine Ahnung in den hellsten Köpfen. Durch die Gewalt der Entwickelung ist dann aber im Lauf der Zeit die frühere Magd der anderen Fakultäten, die philosophische, die Heimstätte und Trägerin der höchsten Bethätigungform

menschlicher Wissensarbeit, der reinen oder freien Wissenschaft gewor» den. Die drei älteren Fakultäten blieben dauernd auf ihre unmittel» baren und praktischen Zwecke beschränkt, während sich die vierte (wenn auch nicht ausschließlich) im Sinn der freien Wissenschaften entwickelte. Die inzwischen mit größerer und immer größerer Wichtigkeit auftreten- den anderen Bedürfnisse der angewandten Wissenschaften, insbesondere die sich auf Technik und Handel beziehen, fanden keine Unterkunft neben den alteingesessenen praktischen Fächern; und so müssen wir bei uns den unerfreulichen Zustand beklagen, daß zwar ein Theil der an« gewandten Wissenschaften an den Universitäten gelehrt wird, ein an- derer, nicht weniger wichtiger, aber jüngerer sich dagegen andere Da- seins» und Bethätigungformen suchen muß. Dadurch ist der Name Universität, der die Gesammtheit des höheren Wissens zu umfassen beansprucht, in grellen Widerspruch zu dem Inhalt und Umfang der in ihr vereinten Wissenschaften getreten; und nur die Gewohnheit, welche die gebräuchliche Wortbedeutung aus dem Namen schwinden ließ, verdeckt uns die grausame Ironie, die in diesem Namen liegt.

Wenn also die deutschen Universitäten denen der anderen Natio- nen überlegen sind, so verdanken sie es nicht sowohl dem Umstande, daß sie vollkommen den Ansprüchen genügen, welche die Nation an ihre Beschaffenheit stellen kann und muß, sondern dem, daß die Universi- täten der anderen Länder noch weniger als die deutschen sich den For- derungen unserer Zeit anbequemt haben. Der eigentliche Ruhm un- serer Universitäten ruht auf den Leistungen der philosophischen Fa« kultät, die in ihrer Aufnahme der reinen Wissenschaften die modernste geworden ist, und daneben,auf der nächstverwandten medizinischen. Fragt man aber einen Ausländer, der bei uns studirt hat, ganz genau nach Dem, was ihm das Werthvollste gewesen sei, so stellt sich als sol- cher höchster Werth immer die Möglichkeit der wissenschaftlichen Ar- beitgemeinschaft mit dem schöpferisch thätigen Lehrer heraus. Ieder Schüler findet die Möglichkeit, nach persönlicher Begabung und per- sönlichem Bedürfniß zu arbeiten. Der Lebhafte kann beliebig schnell, der Bedächtige beliebig langsam sich der Arbeit hingeben; er muß nicht zu einer vorgeschriebenen Zeit fertig sein, und je gründlicher er seine Aufgabe behandelt, um so größere Anerkennung findet er. Es ist also wesentlich freigewählte Arbeit, die er thut: und da ist die Quelle jenes unermeßlichen Glückes, das Ieder empfand, der diese Art des Unterrichts in einigermaßen vollkommener Ausprägung erfahren hat.

Als die Grundform, gleichsam die Zelle im Organismus der Uni- versität erweist sich an den Stellen, wo sie so recht lebenskräMg ist, also ein Gebilde, das ich kurz die Werkschule nennen möchte. Sie be- steht in ihrer einfachsten Gestalt aus einem Mann und einem Arbeit- raum, in dem er täglich mit seinen Schülern zusammen thätig ist, kann aber die Gestalt einer ausgedehnten Anstalt mit zahlreichen Gebäuden und einem mannichfachen Hilfpersonal annehmen. Die Organisation, wie wir sie brauchen und wie sie sich mit mehr oder weniger deutlicher

Ausprägung an allen Hochschulen (Anstalten, die bis zum sreien wissenschaftlichen Schaffen führen) entwickelt hat, steht aber in einem eigenthümlichen Gegensatz zu der traditionellen Fakultätenorganisation, Diese ist, so weit sie überhaupt noch Wirksamkeit besitzt, auf die Beschaffung eines hinreichend lückenlosen Gesammtunterrichtes zur Ausbildung der Studirenden für bestimmte Berufe gerichtet; sie hat also, ihrer Tradition entsprechend, nicht sowohl mit der Organisation der Forschung als nur mit der Organisation des Fachunterrichts in solchen Dingen zu thun, die als wissenschaftlich zu Recht bestehend bereits anerkannt worden sind. Dies ergiebt einen inneren Gegensatz zwischen Lehre und Forschung, der sich denn auch überall praktisch geltend macht. Rein äußerlich zeigt er sich schon darin, daß die Institute und Laboratorien überall unabhängig von der Fakultät, der ihre Leiter als Professoren angehören, verwaltungtechnisch organisirt sind, wobei Schwierigkeiten nur dort aufzutreten pflegen, wo solche Institute ganz oder der Hauptsache nach gewöhnlichen Unterrichtszwecken dienen.

Hierdurch wird alsbald klar, wo die Zukunft der Universität zu suchen ist und wie die Universität der Zukunft beschaffen sein wird. Es handelt sich um eine Trennung der Funktionen. wie sie sich überall dort vollzieht, wo ein Organismus sich zu höheren Stufen entwickelt. Und zwar liegt die Trennunglinie zwischen den beiden Zwecken der Universität von heute: dem Zweck der Lehre und dem der Forschung. Noch werden diese beiden Berufe regelmäßig in eine Hand gelegt, ohne Rücksicht auf Goethes Wort:

Zwar mag in einem Menschenkind
Sich Beides wohl vereinen;
Doch daß es zwei Geschäfte sind,
Das kann man nicht verneinen.

Hierbei besteht der Widerspruch, der den vorübergehenden Charakter dieser Einrichtung kennzeichnet, daß zwar die Berufung auf einen Lehrstuhl bei der Neubesetzung von den wissenschaftlichen Leistungen der Kandidaten abhängig gemacht zu werden pflegt, daß aber die Verpflichtungen seines Amtes sich ausschließlich auf die Lehre, durchaus nicht auf die Forschung beziehen. Vernachlässigung der Lehrtätigkeit wird als Berufsvergehen angesehen und bestraft; Vernachlässigung, ja, völliges Aufgeben der Forschung dagegen kann vielleicht Berufungen an andere Stellen verhindern, macht dem Professor aber nie irgendwelche amtliche Schwierigkeiten.

Wichtig ist nun, sich darüber klar zu werden, an welcher Stelle sich der Schnitt vollziehen wird. Daß Lehre und Forschung „reinlich" geschieden werden, scheint allerdings das Nächstliegende zu sein, wäre aber ein grober Fehler. Denn bei vielen ihätigen Forschern besteht nicht nur ein Wunsch, sondeütt'HüMaus eine Notwendigkeit, an der Forschungarbeit' eine Anzahl Schüler zu betheiligen, und für den werdenden Forscher kann man sich (außerordentlich hohe Begabuttgen aus-" genommen) gar keinen'günstigeren Entwickelunoiboden denken als die

Sie Zukunft.
Mitarbeit an der Forscherthätigkeit eines schöpferischen Geistes. So muß auch dem Forscher an seiner Werkstelle wenigstens die Möglich« keit einer Lehrthätigkeit vorbehalten bleiben; nur in der Beschaffenheit des Unterrichtes wird ein wesentlicher Unterschied bestehen; und ihn klar zu erfassen, ist von entscheidender Wichtigkeit.
Als ich noch persönlich mich in diesen Schwierigkeiten befand, scheiterte der Gedanke, etwa meine Lehrthätigkeit von meinem per» sönlichen Bedürfniß abhängig sein zu lassen und für den regelmäßi- gen Vorlesungunterricht anders zu sorgen, an dem Widerstande der Mehrzahl meiner Kollegen, der sich in dem Schlagwort konzentrirte: dann würde es ja Professoren erster und zweiter Klasse geben. Daß dieser Unterschied in der wissenschaftlichen Produktion jedenfalls be- steht (wobei nicht ausgeschlossen ist, daß auch Professoren dritter Klasse vorkommen), kann natürlich nicht in Abrede gestellt werden; d^iß aber dieser Unterschied irgendwie amtlich zum Ausdruck kommen solle, er» weckte unbedingten Widerspruch, insbesondere bei Solchen, die hierbei weniger günstiger abzuschneiden fürchteten. Dieser Thatbestand zeigt uns denn auch ganz eindeutig, an welcher Stelle sich die Funktionen- trennung an dem alten, Universität genannten Organismus zu voll- ziehen anschickt. Es handelt sich um die Trennung des regelmäßigen Unterrichtes für die wissenschaftlichen Berufe, der auf die Uebermitte- lung bestimmter Kenntnisse und Fertigkeiten ausgeht, von dem per- sönlichen Unterricht, der sich auf die spezielle Ausbildung zu schöpfe- rischer wissenschaftlicher Arbeit bezieht. Das Ziel^es. einen Unter- richtes^ die Ausbildung für das Amt, das des anderen die Einfüh- rung in die Technik des Entdeckens.
Durch diese bewußte und klare Trennung der beiden Funktionen wird dem gesammten hohen und höchsten Unterrichtswesen eine sehr günstige Entwickelunz verbürgt. Denn dadurch, daß das Fachstudium zunächst von allen entdeckerischen Ambitionen befreit wird, die nun eine andere Stelle finden, kann es in einem viel früheren Lebensjahre begonnen werden, wodurch wieder der andere große Vorteil entsteht, daß die unerträglich lang gewordene Schulzeit verkürzt und im Durch- schnitt mit etwa dem fünfzehnten Lebensjahr beendet werden kann. Auch kann der nun früher an die Hochschule zum Zweck der Fach- bildung übergehende Schüler noch ein angemessenes Maß von An- leitung und Beaufsichtigung seiner Ausbildung finden, wodurch der jetzt so gefährlich wirkende Sprung von der viel zu großen Gebunden- heit der Mittelschule in die unbedingte Freiheit der Studentenjahre überbrückt wird. Auch braucht die Führung und Beaufsichtigung der Fachstudenten nicht weiter zu gehen, als für eine regelmäßige Durch- führung des Studienganges erforderlich ist; namentlich kann die zeit- liche Beschränkung für die einzelnen Leistungstufen, die in grellem Widerspruch zu der fundamentalen Thatsache von den großen Ver- schiedenheiten des intellektuellen Tempos auch bei sachlich gleich gut begabten Studenten steht, aufgehoben und Iedem freigestellt werden.

jede einzelne Stufe, seiner Natur nach, schnell oder langsam zurück-
zulegen. Daß auch bereits für diese Anstalt das jede Individualisi-
rung ausschließende und daher pädagogisch sehr niedrig stehende Ver-
fahren der Vorlesung thunlichst einzuschränken und durch eine syste-
matische Anleitung zu persönlich abgestuftem Selbststudium zu er-
setzen sein wird, braucht nur kurz angedeutet zu werden.
Die Universität ist also in zwei verschiedene Anstalten zu tren-
nen, die Hochschule und die Höchstschule, oder wenn man will, die
Fachschule uM die Forschungschule. Während die erste unter Auf-
lösung der Philosophischen Fakultät in eine Anzahl von Fachschulen,
entsprechend dem ursprünglichen Organisationplan der Universität,
wesentlich im Besitz ihrer Einrichtungen bleiben und vielleicht durch
eine noch etwas bestimmtere Organisation ihre Sonderwirkung zu
verstärken bestrebt sein wird, kann sich die Forschungschule auf dem
bereits eingeschlagenen Weg der Einzelinstitute weiter entwickeln.
Hierbei wird sich voraussichtlich als zweckmäßig erweisen, nicht nur
eine räumliche, sondern auch eine sachliche Verbindung zwischen bei-
den Anstalten bestehen zu,lassen, in der Weise, daß jeder Hochschule
wenigstens einige Institute der Höchstschule angegliedert werden. Doch
scheint es nicht durchaus nothwendig, solche Institute immer nur im
Zusammenhang mit den Hochschulen anzulegen; vielmehr können oft
genug Gründe entstehen, die irgendeinen bestimmten Ort als beson-
ders geeignet für bestimmte Forschungen machen, so daß er auch der
Sitz einer Forschunganstalt werden kann. Denn der Hauptunterschied
zwischen Beiden besteht darin, daß die Forschunganstalt durchaus auf
einer bestimmten Persönlichkeit beruht, nach deren Aus- oder Hin»
scheiden sie fast regelmäßig eine mehr oder weniger starke Verschie-
bung ihres Charakters, zu der neuen Persönlichkeit hin, erleiden
muß. Die Hochschule dagegen hat ihren Schwerpunkt in der Regel-
Mäßigkeit und relativen Vollständigkeit der Fachausbildung. Sie wird
deshalb der Sitz und Träger besonders entwickelter unterrichtstech-
nischer Einrichtungen sein, deren Bethätigung von der Beschaffenheit
der lehrenden Persönlichkeiten zwar nicht unabhängig, aber doch nicht
durchschlagend und maßgebend bestimmt sein wird.
Auch von den Schülern aber werden dann andere Eigenschaften
zu verlangen sein, als sie bisher vom Studenten gefordert wurden.
Fassen wir etwa nüchtern zusammen, was sich in den Studentenlie-
dern als Inhalt und Ideal des Studentenlebens ausspricht, wobei
wir gebührend darauf Rücksicht nehmen, daß die lyrische Poesie stets
Anschauungen und Gefühle bevorzugt, die bereits vom wirklichen Le-
ben weit überholt sind, so kommen wir doch zu der Vorstellung, es
handle sich um eine überaus flache Art des Lebensgenusses unter dem
Einfluß unaufhörlicher Alkoholvergiftung. Die goldene Studentenzeit
wird hierbei in scharfen Gegensatz zu den späteren grauen Philister-
jähren gestellt und als Gelegenheit angesehen, in der für diesen große-
ren Theil des Lebens schöne Erinnerungen gesammelt werden müssen.

Dabei ist viel von der Freiheit die Rede, wobei es sich allerdings we-
sentlich um die Freiheit zum Bummeln und Randaliren handelt. Denn
politisch soll der Student ein Säugling bleiben und ihm wird als eine
besondere Tugend angerechnet, wenn er sich grundsätzlich nicht nur von
politischer Bethätigung, sondern auch vom politischen Denken fern
hält. Mit diesem alten Studentenideal, das sich besonders scharf in
dem Leben der Corps ausspricht, seinen Einfluß aber viel weiter er»
streckt, muß nun freilich von Grund aus aufgeräumt werden. Es ge-
hört dem siebenzehnten und achtzehnten Iahrhundert an und ziemt
einem Studenten des zwanzigsten um so weniger, als der Student sich
als Treiber zum Fortschritt im höchsten Sinn zu fühlen berechtigt und
verpflichtet ist. Denn in allererster Linie steht für den allgemeinen
Kulturfortschritt der Menschheit die Wissenschaft; sie ist das am Spä-
testen entstandene und daher nach allgemeinen biologischen Gesetzen
höchste und feinste Organ der menschlichen Kultur. Der Fortschritt der
Wissenschaft hängt nun durchaus von der jungen Garde ab, die sich
ilZV'en?'Dienst widmet. Sich mit diesem Gedanken zu erfüllen: darin
besteht das neue Siudentenideal. Wer es kennt, wird darin nicht die
Lebensfreude und Lebensbejahung vermissen, die das zweifellose Recht
der Iugend ist; nur wird diese Freude nicht in gedanken- und sinnloser
Vergeudung der überschießenden Lebensenergien gesucht, sondern in
ihrer Bethätigung für die größten Aufgaben der Menschheit.

Wie kann denn aber eine solche Bethätigung überhaupt Freude
machen? So wird hier vielleicht mancher Vertreter jener altgeworde-
nen Pseudoideale des „goldenen Studentenlebens" fragen. Wir stoßen
hier auf eins der tiefsten Gesetze des organischen Lebens, nach dem sich,
vermöge des natürlichen Entwickelungvorganges, die Lebensnöthe im»
mer in Lebensfreuden verwandeln. Wie wir Alle wissen, hat sich beim
Menschen das Allernöthigste, das für die Erhaltung seines Geschlech»
tes Unentbehrliche, die Fortpflanzung, zu einer Quelle seiner stärk-
sten Glücksgefühle entwickelt. Schopenhauer, der diese Thatsache zum
Gegenstand besonders eindringenden Nachdenkens gemacht hatte, sah
darin eine ganz raffinirte, teuflische List des blinden Willens zum Le-
ben. Wir können heute etwas tiefer in diese allgemeine Thatsache hin-
einsehen, wenn wir im Sinn Darwins erwägen, daß solche Gefühle
die Fortpflanzung am Stärksten sichern, daß sie sich also wegen ihrer
Zweckmäßigkeit entwickeln und befestigen mußten. Und eben so werden
wir begreifen, daß eine allgemeine Tendenz für den Rebergang aus
Noth zur Lust vorhanden sein muß, weil solche Gefühlsbetonungen ein
entsprechendes Uebergewicht beim Daseinskampf für die damit aus»!
gestatteten Individuen bedeuten.

Die Anwendung dieser allgemeinen Betrachtungen auf unseren
Sonderfall ist offenbar. Durch die Noth desDaseins geboren"lmd dann'
als Glück zuerst bei ganz vereinzelten Menschen erschienen, ist dieses
Glück erfolgreichen Denkens mehr und mehr auf eine größere Anzahl
übergegangen. Aus solchen Menschen, bei denen diese Neuen Glücks»

fähigkeiten am Stärksten entwickelt sind, werden dann die Denker und Forscher. Wir leben in einer Zeit, wo die Fähigkeit, dieses neue Glück zu fühlen, mehr und mehr Einzelnen zu Theil wird, was sich in dem ungeheuren Wachsthum der wissenschaftlichen Arbeit ausdrückt. Ich verkenne sicher nicht, daß heute auch unter den Studenten noch nmnche weniger entwickelte Menschen sind, die von diesem Glücke wenig oder gar nichts wissen und die wissenschaftliche Arbeit nur ungern und aus äußeren Gründen treiben. Aber wir haben durchaus das Recht, sie als Studenten zweiter Klasse anzusehen und jeden Versuch, ihre Denk- und Empfindungweise für das Studentenleben maßgebend zu machen, aus dem Bewußtsein zurückzuweisen, daß sie einer niederen Entwickelungstufe unserer Kultur angehören. So betrachte ich das von dieser Klasse mit einem ganz erklärlichen Ingrimm verfolgte „Fachsimpeln", nämlich das leidenschaftliche Disputiren über wissenschaftliche und andere allgemeine Fragen, als die eigentliche Geistesnahrung und Lust des Studentenlebens. Wie oft kann ich selbst die ersten Anfänge von Gcdankenreihen, die mir heute wichtig und fruchtbar erscheinen, auf die Redekämpfe zurückführen, mit denen wir in den Studentenjahren lange Nächte ausgefüllt hatten! Dies ist das Feld, wo sich die überschüssigen Energien der Iugend entladen können, denn hierbei erwirbt sich der jugendliche Geist durch eine mit leidenschaftlicher Freude bethätigte Nebung Das, was ihm das Wichtigste ist: die Fähigkeit schöpferischen Selbstdenkens. Hier ist das Feld, wo er überreichlichen Ersatz findet für die sinnlos gewordene Mensur, wo er sich für die schwereren Aufgaben des Manneslebens am Besten vorbereiten kann.

Aber die körperliche Entwickelung? Auch sie soll ihre Pflege finden; und sie muß schon allein dadurch erheblich besser werden, daß vermieden wird, den Körper durch Bier und Tabak täglich zu vergiften und zu ernsthafter Arbeit unfähig zu machen. Dies ist für mich die weitaus wichtigste Seite des Sporttreibens, daß es den schädlichen Einfluß solcher Nervengifte auf alle Sonderleistungen für Iedermann klar gemacht hat. So will ich gern das große Verdienst der Sportbewegung um die Befreiung der Iugend, nicht nur der studentischen, von jenen beiden Menschenfeinden anerkennen und ich betone ausdrücklich, daß hier noch ein weites Feld ersprießlicher und erfreulicher Thätigkeit offen steht. Aber einer Sportleidenschaft nach englischem oder amerikanischem Mutt« möchte ich nicht das Wort reden. Denn sie bedingt eine Verlegung des geistigen Schwerpunktes an einen falschen Ort. Man wird im Allgemeinen finden, daß hervorragende Sportleistungen, dem Gesetz von der Unerschaffbarkeit der Energie gemäß, mit geringen Leistungen auf anderen, insbesondere geistigen Gebieten parallel zu gehen pflegen. So wird die körperliche Bethätigung des deutschen Studenten besser einen anderen Charakter annehmen, der.„dem^ Körper zukommen läßt, was ihm gebührt,,aber nicht vergißt, daß die erste und größte Aufgabe des Studenten die Entwickelung seines Geistes ist. Und zwar nicht nur die Entwickelung seines Intellektes, son-

dern auch die seines Willens. Nach meiner Erfahrung kommt auf zehn Menschen mit gut entwickeltem Intellekt höchstens einer mit gut entwickelten: Willen. Das rührt von einer grundsätzlichen Verkehrtheit unseres Schulunterrichtes her; es hängt auch mit einem theoretisch (wenn auch leider noch lange nicht praktisch) der Vergangenheit angehörigen Ideal der Regirung zusammen, die in dem Einzelnen nicht den Staatsbürger, sondern den Unterthanen sehen möchte und daher an einer ausgiebigen Entwickelung des Willens durchaus kein Interesse hat. Für die Selbsterziehung ist aber die Entwickelung des Willens mindestens eben so wichtig wie die des Denkens.

Eroßbothen, Professor Dr. W il h el m O st Wald.

^^?er Vater des Zweckverbandes Großberlin, frühere Referent für ☐Kommunalangelegenheiten im Ministerium des Innern, jetzige Ministerialdirektor Dr. Friedrich Freund, tritt mit dem Vorschlag hervor, durch reichsgesetzliche Regelung die Hindernisse zu beseitigen, die einer neuen Form für eine wirthschaftliche Gesellschaft entgegenstehen. Er will die „gemischte wirthschaftliche Unternehmung" (g. w, U.) einführen und damit einem leichteren Zusammenarbeiten der öffentlichen Körperschaften (Staat, Provinzen, Zweckverbände, Kreise, Gemeinden) mit dem Privatkapital und vor Allem mit dem privaten Unternehmungsgeist die Wege bahnen.

Darüber, ob die öffentlichen Körperschaften, insbesondere die Ge» meinden, wirthschaftliche Unternehmungen selbst betreiben dürfen oder sollen oder ob sie diese grundsätzlich dem Privatunternehmer zu überlassen haben, wurde viel und lange gestritten. Eine volle Einigung ist. nicht erzielt worden. Doch kann man für Deutschland und England feststellen, daß jetzt die Freunde solcher wirthschaftlichen Thätigkeit der öffentlichen Körperschaften die Mehrheit haben. Nicht in Frankreich. Da werden die Gemeinden gehindert, Betriebe in Regie zu überneh? men, die eben so gut von Privatunternehmern geleitet werden können^ wie Gas- und Elektrizitätwerke, Abfuhrbetriebe und Aehnliches. In England sind die Bestrebungen, privatkapitalistische Monopolbetriebe in Regieverwaltung überzuführen, schon seit mehr als einem Wenschenalter hervorgetreten und haben nach schweren Kämpfen jetzt fast überall zum Sieg der Munizipalsozialisten geführt. Auch in Deutschland hat es eine Zeit individualistischer Stellungnahme zu der behandelten Frage gegeben, aber diese ist dank dem Beispiel der Staatsbetriebe, der kommunalpolitischen Gesetzgebung und der Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts, auch in Folge der im Volksbewußt-

sein haftenden Ueberlieferung gemeinwirthschaftlichen Betriebes früherer Zeiten doch verhältnißmäßig leicht überwunden worden, Freund erinnert an die Allmende, die städtischen Kaufhäuser, Hafenbetriebe, Marktbuden, Fleisch», Fisch- und Brotbänke, als deren Auferstehung er den heutigen Fisch- und Fleischverkauf der Gemeinden erkennt. Er lenkt den Blick darauf zurück, daß die alten Städte Mühlen, Färbereien, Ziegeleien, Steinbrüche, Schmelzhütten, Wäge- und Meßanstalten, Leihämter, Sparkassen, Leibrentenanstalten und Friedhöfe besessen und in Regie betrieben haben. Für die Gegenwart kann man sagen, daß der Kreis der Aufgaben, die eine Gemeinde sich stellen dai°f, unbegrenzt ist. Denn sie kann „Alles in den Bereich ihrer Wirksamkeit ziehen, was die Wohlfahrt des Ganzen, die materiellen Interessen und die geistige Entwickelung des Einzelnen fördert; sie kann gemeinnützige Anstalten, die hierzu dienen, einrichten, übernehmen und unterstützen".
Gründet die Stadt ein großes Unternehmen oder übernimmt sie ein bisher privatkapitalistisch betriebenes, „verstadtlicht" sie es, so zeigen sich in allen Verhältnissen des Betriebes Aenderungen gegenüber dem Privatbetriebe, die so einschneidend sein können, daß sie die wirtschaftliche Grundlage des Unternehmens gefährden. Das Beispiel der „Verstadtlichung" eines Straßenbahnunternehmens liegt nah. Vor der Uebernahme durch die Gemeinde hatte der Direktor, so weit er seine Maßnahmen nicht selbständig beschließen konnte, sich im Wesentlichen nur mit dem Aufsichtrath, oft nur mit dessen Vorsitzendem, ins Einnehmen zu setzen; den Angestellten und Arbeitern stand er meist mit aller Freiheit des Privatunternehmers gegenüber; er hatte nur die Interessen des Unternehmens wahrzunehmen und that es auch da, wo er sich Wünschen der Oeffentlichkeit entgegenkommend zeigte; schließlich hatte er die Rechnunglegung nur den Anforderungen eines kleinen, ohnehin mit den Verhältnissen des Unternehmens vertrauten Kreises anzupassen. Wie sehr ändert sich dieses Alles nach der Uebernahme durch die Stadtgemeinde! Der Direktor oder das Direktorium wird durch Dienstanweisungen geknebelt und in seinen Maßnahmen von Genehmigungen abhängig gemacht, die nicht mehr schnell erlangt werden können, sondern in einem langwierigen Verfahren durch Beschlüsse des Magistrats oder der Stadwerordnetenversammlung oder mindestens von Deputationen ertheilt werden müssen. Hierdurch leidet aber nicht nur die Schnelligkeit der Erledigung, sondern oft auch die Entschlußfreudigkeit der zur Leitung Berufenen, ganz zu schweigen von den Nachtheilen der Enthüllung wirthschaftlicher Pläne, durch die entgegengesetzt Interessirte aufmerksam werden. Die Angestellten werden oft städtische Beamte, auch die Arbeiter treten in ein anderes Verhält» niß zur Stadtgemeinde als zu dem Privatunternehmen: die Konflikte zwischen dem Rechte des Bürgers und den Pflichten des Bediensteten sind da. Lohnkämpfe werden nicht mehr auf dem wirtschaftlichen, sondern auf kommunalpolitischem Boden ausgefochten, die Rücksicht auf den Wähler, der gewonnen oder beruhigt werden soll, geht oft der auf

die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens vor. Aber auch dann glauben Interessentenkrei'e die Wirthschaftlichkeit außer Betracht lassen zu dürfen, wenn es sich um eine Ausdehnung oder Gestaltung des Betriebes handelt, die gerade ihnen Nutzen verspricht. Natürlich fordern sie nur aus Gerechtigkeit, Gemeinsinn, sozialem Verständniß; und so weiter. Und selbst wo keine Eigeninteressen obwalten, herrscht das Schlagwort oder der Eigensinn eines Fraktionführers. Beispiele zu nennen, will ich mir ersparen. Schließlich aber wird durch die geforderte Art der Rechnunglegung der ganze Betrieb bureaukratisch und deshalb theurer. Wie Parlament und OberreHnungskammer im Staate den Bureaukratismus züchten, so erzwingen die Stadtverordneten ihn in den städtischen Betrieben. Und nachher wundern sie sich darüber und beklagen die Umständlichkeit und die Kosten.

Wählt eine Stadtgemeinde nicht den Eigenbetrieb, sondern überläßt sie die Leitung und Finanzirung eines Unternehmens der Privatinitiative, indem sie das Unternehmen etwa konzessionirt und dabei es entweder unterstützt oder sich einen Gewinnantheil, ein Kaufrecht, einen Einfluß auf die Tarife ausbedingt, so werden die eben geschilderten Nachtheile zwar vermieden, dafür aber andere eingetauscht, die nicht minder fchwer wiegen. Denken wir an den Vertrag einer Stadtgemeinde mit einem Elektrizitätwerk, der etwa auf fünfzig Iahre geschlossen werden soll. Das Werk kann der Gemeinde eine dauernde Einflußnahme auf den Betrieb nicht zugestehen; deshalb bietet sich nur bei dem Abschluß des Vertrages und bei künftigen Erneuerungen oder Verlängerungen die Möglichkeit, den Einfluß der Gemeinde geltend zu machen, etwa auf Versorgungbezirke, Gebührenhöhe, Gewinnabgäbe, soziale Arbeiterfürsorge. Wer aber kann einen Vertrag so abfassen, daß er auf Iahrzehnte hinaus durch bestimmte Bezeichnung und Beschränkung der Rechte und Pflichten allen Möglichkeiten veränderter Verhältnisse gerecht wird? Wer vermag zu übersehen, welche Wandlungen die Technik im Betrieb selbst, bei den Konkurrenten (Gaswerken) oder den Hauptabnehmern (Straßenbahnen) herbeiführen und wie sie damit das Unternehmen beeinflussen kann? Da Niemand Dies vermag, ergaben sich leicht Verhältnisse, wie wir sie zwischen derStädtgemeinde Berlin und der Großen Berliner Straßenbahn erlebt haben. Und noch komplizirtere sind leicht denkbar. Man stelle sich vor, daß eine Stadt am Gewinn eines Elektrizitätwerkes betheiligt ist und daß dieses Werk von seinem Hauptabnehmer, einer Straßenbahngesellschaft, aufgekauft wird, die nun den Eigenbedarf billig rechnet und jeden Gewinn verschwinden läßt. Oder man versetze sich in die La^e einer Stadtverwaltung, die ohnmächtig zusehen muß, wie ein unentbehrliches Verkehrsunternehmen durch unzureichende Abschreibungen und übertriebene Ausschüttung von Dividenden dem Verfall entgegengetrieben wird.

Um die Nachtheile des Regiebetriebes und des Vertragsverhältnisses zu vermeiden, ist man hier und da zu dem System der Betheili-

gung übergegangen. Aber auch auf diesem Wege kann eine voll befriedigende Lösung nicht gefunden werden. Betheiligt sich eine öffentlichs Körperschaft so an einem Unternehmen, daß sie den Hauptheil des Kapitals zur Verfügung stellt und sich dadurch die Stimmenmehrheit sichert, dann wird der Anreiz für das Privatkapital zur Betheilung arg vermindert. Außerdem treten unter dem Einflusse der Körperschaft leicht die Nachtheile hervor, die wir als dem Regiebetrieb einer Gemeinde eigenthümlich kennen gelernt haben. Trägt die öffentliche Körperschaft zum Gesellschaftkapital nur den kleineren Theil bei und läßt sich vom betheiligten Privatkapital majorisiren, so setzt sie sich der Gefahr aus, für Handlungen der Gesellschaft, die sie nicht hindern konnte, die öffentliche Kritik hinnehmen, vielleicht sogar selbst eineVerantwortung tragen zu müssen.
Alle diese Schwierigkeiten der Regieverwaltung, des Vertrags-Verhältnisses und der Betheiligungsgemeinschaft will die von Freund empfohlene neue Gesellschaftform, die gemischte wirtschaftliche Unternehmung, vermeiden. Die öffentliche Körperschaft tritt in eine Aktiengesellschaft, Genossenschaft oder Gesellschaft mit beschränkter Haftung ein, mit einer Kapitalbetheiligung am eigentlichen Gesellschaftvermögen, die geringer ist als die des Privatkapitals. Hierdurch wird der Charakter des privatwirthschaftlichen Erwerbsunternehmens gewahrt und die Freiheit der Leitung von bureaukratischen, kommunalsozialen und ähnlichen Rücksichten gesichert. Die öffentliche Körperschaft stellt dem gemischten wirtschaftlichen Unternehmen dann ferner ihren Kredit zu einem billigen Satz zur Verfügung, indem sie den durch das Gesellschaftkapital nicht gedeckten Bedarf an Anlage- und Betriebskapital überweist und Schuldverschreibungen ausgiebt. Sie kann auch Grundstücke zum Selbstkostenpreis hingeben und Straßenbenutzungen umsonst gestatten. Schließlich soll sie auch ihre Beamten wie ihre öffentlich-rechtlichen Machtbefugnisse in den Dienst der gemischten wirthschaftlichen Unternehmung stellen. Ein Beispiel wird später zeigen, wie Dies gemeint ist. Das Unternehmen wird hierdurch stark gefördert und kann (da nun der Gegeninteressent zum Geschäftsfreunde geworden ist) alle einem Privatunternehmen sonst oft entgegentretenden Hindernisse leicht überwinden. Als Gegenleistung und zur Wahrung des Allgemeininteresses wird von der gemischten wirthschaftlichen Unternehmung aber eine Einschränkung der Freiheit ihres Handelns verlangt. Sie soll im Gesellschaftvertrage (Statut) der öffentlichen Körperfchaft einen von einer Wahl der Gesellschafter unabhängigen Sitz im Aufsichtrath und ferner ein Einspruchsrecht wegen Verletzung der öffentlichen, etwa der kommunalen Interessen gegen alle Beschlüsse jedes Organs der Gesellschaft (Genossenschaft), also des Vorstandes, des Aufsichtraths und der Generalversammlung, einräumen. Dieser Einspruch soll aufschiebende Wirkung haben; der Konflikt ist durch ein Schiedsgericht zu entscheiden. Dieses wird aus einer gleichen Anzahl von Vertretern je der öffentlichen Körperschaft und der privaten Ge-

sellschaften unter einem von beiden Theilen zu wählenden Vorsitzenden zusammengesetzt. Auch ein Genehmigungvorbehalt ist denkbar. Nach dem bisher giltigen Recht können diese Bedingungen, kann besonders solches Einspruchsrecht nicht rechtsverbindlich eingeräumt werden; Freund verlangt deshalb eine Aenderung (Ergänzung) des Reichsrechtes, die eine tragfähige Grundlage schafft.

Um die Vortheile dieses Zusammenarbeitens deutlich zu zeigen, wählt Freund ein Beispiel aus dem Terrain- und Realkreditgeschzft. Die große Aufgabe der Ansiedelung der städtischen Bevölkerung in einer ihren Einkommens- und Lebensbedürfnissen entsprechenden und gesundheitlich einwandfreien Art auf dem noch unbebauten Theile des städtischen Weichbildes kann von einer Stadtgemeinde allein nicht bewältigt werden. Außer Mängeln, wie sie bei der Besprechung des Regiebetriebes hervorgehoben worden sind und bei dem Grundstücksankauf, der Straßenanlegung und dem Baustellenverkauf besonders fühlbar werden, müßte auch störend wirken, daß die Gemeindeverwaltung auf bestimmte Grundsätze und Preise festgelegt würde und bei der Finanzirung nicht im nöthigen Umfang individualisiren könnte. Das zeigt sich schon, wenn ein Verwerthungvertrag zwischen einer Stadtgemeinde oder dem Staat und einer Aufschließungsgesellschaft geschlossen ist. Dabei werden der Gesellschaft in der Regel feste Taxen als Mindestpreis vorgeschrieben und ein Mehrerlös wird nach bestimmtem Verhältniß getheilt. Nun kann es aber gerechtfertigt sein, unter dem Taxsatze zu verkaufen, um einen bestimmten Interessenten zum Ankauf und Anbau zu gewinnen. Da erheben sich dann oft so große bureaukratische oder kommunalpolitische Schwierigkeiten, daß das Geschäft sich zum Schaden der Sache und beider Seiten zerschlägt. Daß einige Städte in England und in Deutschland (Freiburg im Breisgau, Ulm) sehr anerkennenswerthe Leistungen auf dem Gebiet städtischer Bau- und Wohnungpolitik aufzuweisen haben, bildet eine durch die örtlichen Verhältnisse erklärbare Ausnahme, Das Selbe gilt von dem Vorgehen einzelner Städte bei der Gewährung von Hypothekarkredit. Diese Maßnahmen, so gut sie hier und da (wie in Neuf;) durchgebildet sind und wirken, zeigen dem Kenner dennoch, daß-sie allgemeiner Einführung widerstreben und daß die Entwickelung andere Möglichkeiten herbeisehnt.

Ueberlaßt aber die Stadtgemeinde die Aufschließung neuen Wohngeländes den Privatgesellschaften, so entstehen andere Uebel, die ja jedem Auge erkennbar sind. Nach der Errichtung einer „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung" (zur Ausschließung bestimmter Gelände) hätten wir sofort gesündere Verhältnisse. An die Spitze wird ein bewährter Direktor des privaten Aufschließungsgewerbes gestellt. Ihm ist das Wirken sehr erleichtert. Statt mit den städtischen Vertretern mühsam um die Gestaltung des Bebauungplanes und die Bedingungen der Straßenbauverträge (heute die Hauptschwierigkeiten der Vorbereitungen) ringen un^ außerdem mit Konkurrenten und wider-

strebenden oder Uebervortheile heischenden Einzelinteressenten sich plagen zu müssen, hat der Direktor nun die städtischen Beamten als Mitinteressirte auf seiner Seite und bis zu einem gewissen Grade die Machtmittel der Gemeinde zur Verfügung. Der Städtebauer des Magistratskollegiums oder der Stadtbäurath arbeitet von Anfang an mit, und zwar zu dem doppelten Zweck, «inen guten Bebauungplan zu erreichen und zugleich das mit dem Nutzen der Gesellschaft verknüpfte Finanzinteresse der Stadt wahrzunehmen. Plankammer, Vermessungamt und andere Einrichtungen der Stadt sind dem Unternehmen zu Dienst. Widerstreben Interessenten der Ausschließung, so wendet die Stadt zur Freilegung von Straßen das Enteignungrecht an. Noch größer wird diese Macht, wenn (wie die Resolution des Reichstages für ein Wohnungsgesetz fordert) der Stadt das Enteignungrecht auch für die Beseitigung von schweren Mißständen im Bebauung- und Wohnungwesen übertragen werden sollte. Aber auch durch Ortsstatute <über Zonenbauordnung) und durch Verwaltungmaßnahmen anderer Alt (Umfang und Richtung der Kanalisationanlagen und der Versorgung der Straßen mit Leitungnetzen für Gas, Wasser und Elektrizität), schließlich durch Besteuerungpolitik kann die Stadtgemeinde das ihr nahestehende Unternehmen so fördern, daß es erfolgreich sein muß. Eben so ists dann bei der Finanzirung der Bauten, dem Realkreditgefchäft. Die Stadt kann aus den amtlichen Quellen schöpfen, den Werth der Grundstücke und die Leistungfähigkeit der Bauunternehmer genau kennen lernen und diese Kenntniß durch ihre Organe der G. w. U. übermitteln, die dadurch gegen Rückschläge besser gesichert ist als selbst ein sorgsam geleitetes Privatunternehmen.

Freund setzt voraus, daß das Erwerbsinteresse der Privattheilnehmer (Großbanken, Terraingesellschaften, Versicherungsgesellschaften, Privatpersonen) und das stadtfiskalische Interesse auf diese Weise in angemessener Weise befriedigt werden können und daß doch Raum bleibt, durch die „gemischte wirthschaftliche Unternehmung" das sozial« Interesse wahrnehmen zu lassen; in unserem Beispiel: daß das gemischte wirthschaftliche Aufschließungunternehmen angemessene Dividenden und Gehälter zahlen und doch den Uebergang zu einer flacheren Bebauung fördern, den Kampf gegen die Errichtung undurchlüftbarer, schlecht besonnter Wohnungen durchführen und für das Freihalten von Grünflächen wirken kann. Diese Hoffnung ist nicht utopisch. Man bedenke, was allein an Zinsen und Verwaltungspesen erspart werden kann. Wer die nähere Umgebung Berlins mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, sieht fast überall die Vorbereitungen, die . von einigen Dutzenden von Terraingesellschaften für eiue Parzellirung getroffen worden sind. Zuerst haben sie das Land angekauft. Die Kaufgelder und Resthypotheken erfordern Zinsaufwendungen, die vielfach so hoch, auflaufen, daß sie eine angemessene Verwerthung erschweren. Zum Erwerbspreis kamen die Kosten der Aufstellung von Bebauungplänen und die Verwaltungskosten. Beide sind meist sehr beträchtlich, denn die Dutzende von Direktoren wollen gut bezahlt, die Schreib-

stuben der Gesellschaften auch unterhalten sein. Vielfach hat man schon ein ausgedehntes Straßennetz angelegt, die Dämme gepflastert und mit Baumreihen versehen, auch die Beleuchtung schon eingerichtet. Da sieht man viele Kilometer fertiger, beleuchteter Straßen, die der Bebauung harren. Und wozu dies Alles? Weil jede Terraingesellschaft hofft, Kaufliebhaber gerade für ihr Unternehmen, für ihre Gegend ge-> winnen zu können. Welche ungeheureSummenwerdendaverschwendet! Man stelle sich dagegen vor, der Zweckverband Großberlin bestehe schon lange und habe mit dem Privatkapital eine gemischte wirthschaftliche Unternehmung zur Besiedelung gebildet. Der Zweckverband konnte dann systemathisch vorgehen, einen Generalbebauungplan aufstellen und die Aufstellung von Bebauungplänen für Theilgebiete nach Bedarf zulassen. Diese Bedarfsgebiete, die vor der Aufstellung des Bebauungplanes billig zu kaufen waren, konnte das Unternehmen erwerben. Stieß es auf hartnäckigen Widerstand und konnte oder wollte der Zweckverband nicht durch Enteignung helfen, so konnte man sich von der Gegend abwenden und die Bauthätigkeit auf andere Gebiete hinlenken. Nur in dem für die Besiedelung in nächster Zeit in Ausficht genommenen Gebiet wurden Straßen angelegt, Beleuchtung, Kanalisation eingerichtet; alles andere, erst später zur Besiedelung heranzuziehende Land blieb roh liegen oder im landwirthschaftlichen Betrieb (Laubenkolonien) verwendet. Dadurch wären große Kapitalien und Verwaltungskosten erspart worden. Das Unternehmen, das nahezu ein Monopol gehabt hätte, konnte das Land aber auch schon billig kaufen, weil (wenn die Großbanken, die größeren Versicherungsgesellschaften und die Hypothekenbanken beim gemischten wirtschaftlichen Unternehmen mitbetheiligt worden wären) von ernsthafter Konkurrenz kaum die Rede sei» konnte. So hätte es kommen können. Und kann man denn nicht selbst heute noch einen wesentlichen Theil hiervon verwirklichen? Der Zweckverband Großberlin hat vorläufig drei Aufgaben, die alle auf eine gesunde Besiedelung von Großberlin zielen und ihn berechtigen, in eine „gemischte wirthschaftliche Unternehmung" zur Besiedelung von Großberlin einzutreten, sobald diese Gesellschaft,-form die ausreichende rechtliche Grundlage haben wird.

Die „gemischte wirthschaftliche Unternehmung" ist natürlich nicht auf das Grund- und das Realkreditgeschäft beschränkt; eben so wenig auf die Theilnehmerschaft von Gemeinden, von Zweckverbänden und von Privaten. Alle Möglichkeiten wirthschaftlicher Thätigkeit können in ihren Bereich gezogen werden. Eine Mitbetheiligung des Staates wäre in vielen Fällen möglich und vortheilhaft. Manche Aufgaben, die der Allgemeinheit in der Umgebung von Berlin harren, werden sogar nur in der dreifachen Verbindung (Staat, Zweckverband nebst Kreisen und Gemeinden, Privatkapital) zu lösen sein. Und hierfür ist die geeignete Rechtsform dann die g. w. U., die „gemischte wirthschaftliche Unternehmung". Möchten wir sie bald in Wirksamkeit schenk

Berlin-Friedenau. Max Koska.

Herausgeber und uerantwortlicher Redattcur: Maximilian Harden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck uon Paß S Garleb G, m, b, H, in Berlin.

Berlin, den 7. September 1S12.
Egmont.
AZZierbei, liebe Tochter, kommt ein Briefelein von der kleinen
"^Wb Brentano. Hieraus ist zu sehen, daß sie noch in fremden
Landen sich herumtreibt. Auch beweisen die Ausdrücke ihres
Schreibens, mehr als einAlphabeth, wie es ihr bei Euch gefallen
hat. AufihremündlicheRelation verlangt mich erstaunlich. Wenn
sie nur die allerkürzeste Zeit bei Euch war, so weiß ich zuverlässig,
daß kein ander Wort von ihr zu hören ist als von Goethe. Alles,
was er geschrieben hat, jede Zeile, ist ihr ein Meisterwerk, beson-
ders Egmont; dagegen sind alle Trauerspiele, die je geschrieben
worden, nichts, gar nichts. Weil sie nun viele Eigenheiten hat,
so beurtheilt man sie, wie Das ganz natürlich ist, ganz falsch. Sie
hat hier im eigentlichen Verstand Niemand wie mich; alle Tage,
die an Himmel kommen, ist sie bei mir und Das ist ihre beinahe
einzige Freude. Da muß ich ihr nun erzählen, von meinem Sohn,
alsdann Märchen; dabehauptete sie dann, so erzähle kein Mensch,
«nd so weiter. Auch macht sie mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke;
läßt mir zum Heiligen Christ bescheren. Am Ersten Pfingstfest
schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln mit zwei superben
Blumen aus Hauben, wie ich sie trage, und eine prächtige porze-
laneneChocoladetasse, weiß und gold. Ictzteinengroßen Sprung
vonBettinen zu den gläsernen Obstflaschen. Die kommen aufAn-
rachen von Herrn Nikolaus Schmidt unfrankirt; bezahlte ich die
Fracht, welches sonst bei mir immer gewöhnlich ist, so möchte es
gehen, wie es einmal mit dem Kistchcn gegangen ist, das ein hal-
2Z

bes Iahr in der Irre herumfuhr, weil es bezahlt war und der
Fuhrmann deshalb auf denFrachtbrief nicht achtete und ihn ver-
lor. Gott befohlen! Grüßen Sie Mann und Sohn von Ihrer
treuen Mutter Goethe." Am neunzehntenMailSO? (Bonaparte
ist, um denGossudarAlexander mit Kränzen an sich zu ketten, auf
demWeg nach Tilsit, am Goldenen Horn stehen die Ianitscharen
wider Selim auf und Preußen ringt, blutend, aus wunder, ge-
schändeter Brust nach Athem) schreibt Katharina Elisabetha Goe-
the, dieFrauRath, FrauAja, an die Schwiegertochter Christiane,
ihres Wolfgangs »Bettschatz", diefen Brief (der einen Lebens-
luftbereich ahnen läßt, ein deutschesPatriziat, das in zwei Hauben-
blumen und einer Porzelantasse köstliche Geschenke sah, und der
drum ausführlich citirt werden durfte). »Die kleine Brentano"
ist Elisabeth, die Schwester des innerlich reichen Splitterdichters
Klemens Brentano, die dann des Iungromantikers Achim von
Arnim Frau wurde und derLiteraturgeschichte,wie einst Freunden
und Feinden, Bettina heißt. Der waren »gegen den Egmont alle
Trauerspiele, die je geschrieben worden, nichts, gar nichts." Und
die Sibylle der Romantik, die damals Zweiundzwanzigjährige,
die bis in den Lebensherbst so gern das Kind spielte, war mit
dem Ueberschwang solchen Nrtheils nicht ganz vereinsamt. Iean
Iacques Ampere, des Naturforschers Sohn, hat gesagt (und
Goethe, der nur im nobelsten Sinn eitel war, hat die Worte über-
setzt): „Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Lauf-
bahn unseres Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama
wie Götz, es ist nicht mehr die antike Tragoedie wie Iphigenie,
es ist die wahrhaft neuere Tragoedie: ein Gemälde der Lebens-
fzenen, das mit der Wahrheit der ersten das Einfach-Grandiose
der zweiten Gattung verbindet. In diesem Werk, geschrieben in
der Kraft der Iahre und der Fülle des Talentes, hat er vielleicht
mehr als irgendwodasIdealdesmenschlichenLebensdargestellt,
wie ihm solches aufzufassen gefallen hat." SchillerundKarlAugust,
die meisten Freunde und Biographen haben anders geurtheilt.
„Der Dichter bringt uns um das rührende Bild eines Vaters,
eines liebenden Gemahls, um uns einenLiebhaber von ganz ge-
wöhnlichem Schlage zu geben. Der Schluß bringt einen Sprung
in die Opernwelt, mit dem der Verfasser muthwillig die sinnliche
Wahrheit zerstört."(Schiller. Der, nach GoethesZeugniß,keinen

Neid kannte und der letzte Edelmann, sans <acke et sang reprocke, unter den deutschen Schriftstellern war", doch des Herzens Schrein damals noch nicht völlig von dem Mißmuth gesäubert hatte, derihn vor Körner einst aufstöhnen ließ: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal imWege und erinnert mich immerwieder, daß mich das Schicksal hart behandelt hat; wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!") „DerZusammenstoß elementarerLeidenschaften, aus dem das tragische Interesse entsteht, fehlt hier; und der Stoff ist nicht in die dramatische Form verarbeitet worden. Das Stück ist ein dialogisirter Roman, nicht ein Drama." (Lewes.) „Weil Goethe den eigentlich hochtragischen Kernpunkt des Stoffes nicht behandeln konnte oder, wegen des .Aufreibenden^, das die dramatischeArbeit hat, nicht behandeln wollte, darum hielt er sich an das Episodische, machte aus der großen Aktion ein Genrebild, reizend und voll höchster Poesie, aber es liegt neben der Sache, nicht in ihr. Hierin liegt aber eben so viel Selbsterkenntniß wie, objektiv genommen, Unzulänglichkeit." (Auerbach.) „Egmonts Tatenlosigkeit im entscheidendenWendepunktderHandlung zeigt schlagend, wie undramatisch das ganze Motiv war, das Goethe dem Stück zuGrunde legte." (Bielschowsky.) „Egmont fällt nicht als das Opfer einer großen Leidenschaft oder einer Verstrickung durch das Sittengesetz, sondern lediglich als das Opfer seines bodenlosen Leichtsinns, der den Namen einer tragischen Kollision nichtverdient."(Bulthaupt.)„Stattzuhandeln,hältEgmont einen großen Monolog mit Anklängen an Shakespeare, an Goethes Tagebücher und Briefe aus der ersten weimarer Zeit." (Baumgartner.) Daß ein Gefangener nicht handelt, ein von Kerkerm auern Umschlossener „thatenlos" ist,verdient sicher den härtestenTadel. Das hoherWunder volleWerk ist fast verschollen; ist aufdeutschen Brettern, wie Professor Erich Schmidt sagt, „ein seltener Gast." Und als es in Berlin neulich, nach einer beinahe schonins Lächerliche verkehrtenRollenbesetzung, in einem der neuen,unnöthigen Schauspielhäuser aufgeführt worden war, konnte man lesen, viel sei,»trotz demRang des großen Dichters",davon nicht zu halten. (Mühten wir uns nicht schämen? Schon derThatsache, daß vor dem Haufen, der sich »gebildet" dunkelt, so unverständiger Schwatz möglich, in Deutschland noch immer, wie in Schellings,

28-

Kotzebues und CaprivisZeit, jede Entschleierung derGroßthuer
und Schaumschläger verpönt, jede Besudelung der Gipfel gern
gesehen ist? Mehr noch der Schande, daß dieses Gedicht, ein den
Bettinen und denAmperes früh einleuchtendes, nie den Weg in
Leben und Wirkung fand? Da Shakespeares Staatenwelt selbst
dem Briten heute fast mythenfern ist, Ibsens Haakon und Iulian
im Nachtreich wacher Seelen regiren,darfDeutschland sagen, dcß
keinem anderenVolk einDramaward,in dem so adelige Gefühls-
kraft sich so starker Staatsweisheit gegattet hat. Neben der Fülle
s.'ines wogenden Lebens, seiner frohen und muthigen Sinnlichkeit
scheinen die Cid und Polyeucte, Berenice und Britanicus nicht
nur germanischem Auge steif und starr. Zärtlich aber hegt sie der
Schoß derNation, der sie gebar. Ieder kennt sie, hütet sie als ein
Kronjuwel der Volkheit und in jedem Iahr werden sie, an Fest-
tagen, dem Blick gezeigt. Unsere Nationalfeiertage werden durch
die Aufführung kindischer Putzstücke und lärmender Albernheit
„verherrlicht". In welchen Sumpf, während des »Aufschwunges
der Wirthschaft" und der nicht minder laut ausposaunten «Evo-
lution der Literatur", deutscherGeist gesunken ist,wird durch den
Zulauf bewiesen, den ein Machwerk vom Kaliber des »Großen
Königs" in der Kunsthauptstadt Germaniens findet. Dieser Quark,
den eine hungrige Katze beschnüffeln, nicht fchlingen würde, ist in
einem Iammerjahr den lieben Berlinern wohl öfter vorgesetzt, von
den Intelligenzpächtern öfter heruntergelöffelt worden als die
Staatsaktion vom Grafen Egmont, seit Bellomo sie 1791 den Wei-
marern illuminirt hat.Und doch ist hier Goethe im Bund mit Beet»
Hoven, dessen Musik 1814 von der Ilmbühne erklang, also auch
schon hundert Iahre alt ist. Müssen wir uns nicht schämen?)
Als von Loewen aus, wo die Studenten sich gegen die Min»
derung ihrer Privilegien bäumten, derBrand brabantischenUn«
muthes nach Brüssel hinüberflackerte, schrieb Goethe aus Rom:
»Ich bin fleißig; meinEgmont(desfenAnfänge insIahr1775 zu-
rückreichen) rückt sehr vor. Sonderbar ists, daß sie jetzt eben in
Brüssel die Szene spielen, wie ich sie vor zwölfIahren aufschrieb;
man wirdVieles jetzt fürPasquill halten. Ich hoffe, er soUEuch
Freude machen. Sobald er abgeschrieben ist, schicke ichihnmitdcr
reitenden Post. Welche Freude wird mirs sein, von Euch zu hören,
daß Ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt! Ich fühle mich

recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den
Leser einen frischen Eindruck machen." Am ersten September 1787:
»Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden. Ich schicke ihn
über Zürich, denn ich wünsche, daß Kayser (Philipp Christoph,
Wielands züricher Opernkomponist, dem Goethe Studienreisen
ermöglichte) Zwischenakte dazu, und was sonst noch von Musik
nöthig ist, komponiren möge. Dann wünsch' ich Euch Freude da-
ran." ImNovember anFrauvonStein: »DieAufnahme meines
Egmont macht mich glücklich und ich hoffe, er soll beim Wieder»
lesen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich Hineingearbeitet habe,
und, daß sich Das nicht auf einmal herauslesen läßt. Es war eine
unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Frei-
heit des Lebens und des Gemüthes nie zu Stande gebracht hätte.
Man denke, was Das sagen will: einWerkvornehmen,waszwölf
Iahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben.
WasDu vonKlärchen sagst, verstehe ichnichtganz. Ichsehewohl,
daß Dir eineNuance zwischen derDirne und derGöttinzu fehlen
scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich
gehalten habe, da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Voll-
kommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des
Unbegreiflichen, daß dieferMann ihr gehört, als in die Sinnlich-
keit setze, da ich sie als Heldin auftreten lasse, da sie im innigsten
Gefühl derEwigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht undenk-
lich vor seinerSeele durch einenverklärendenTraumverherrlicht
wird, so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennuance hinsetzen soll, ob
ich gleich verstehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Pappen-
undLattenwerkes dieSchattirungen vielleichtzuabgesetztundun-
verbunden oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden
sind... Kein Stück habe ich mit mehrFreiheit desGemüthes und
mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses." Später: »Am
mir selbst mcinenEgmontinteressantzumachen.fingderRömische
Kaiser mit den Brabantern Händel an." Als Antwort auf feines
Herzogs Kritik: »Es war einschweresUnternehmen; ich hättenie
geglaubt, eszuvollenden; nun steht das Stück da, mehr, wie es sein
konnte, als, wie es sein sollte." Nicht so demüthigklingt des Greises
Urtheil über das Kind seinerMannesjahre. Vor Eckermanns Ohr
spricht er: »Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte
nach möglichster Wahrheit. Als ich später inRom war, las ich in

den Zeitungen, daß die geschilderten revolutionären Szenen in
denNiederlanden sich buchstäblich wiederholten. Ich sah daraus,
daß die Welt immer die selbige bleibt und daß meine Darstellung
einiges Leben haben müsse... Durch meinen Goetz und Egmont
habe ich mir Shakespeare vom Halse geschafft; er ist gar zu reich
und gewaltig." AlsderFamulus gesagt hat, das Drama sei tiefer
als irgendein anderes deutsches von dem Langen nach Volks»
freiheiterfüllt: „Manbeliebteinmal, michnichtsosehenzu wollen,
wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich
in meinem wahren Licht zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der
(unter uns) weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit
mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als
besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von
Herzen und tröste mich damit, daß esAnderen vor mir nicht besser
gegangen ist. Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich
einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger
Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn alles Bestehende vor-
trefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider."
Ueber Schillers Bearbeitung (die 1796, bei Ifflands weimarer
Gastspiel, auf die Bühne kam, Margarete von Parma und Eg»
monts Traumvision strich, Sätze und ganze Szenen einflickte, die
fünf in drei Akte zusammenzog und, trotz ihren plumpen Miß»
griffen.noch unterL'Arronge im berlinerDeutschenTheater spukte):
„Durch den Glanz, den die Neigung der Regentin auf ihn wirft,
gewinnt Egmont an Bedeutung; und auch Klärchen scheint ge-
hoben, wennwirsehen, daßsie, selbstüberFürstinnensiegend.Eg»
monts ganze Liebe allein besitzt. Dassind sehr delikate Wirkungen,
die man ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf. Aber
Schiller hatte in feiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte
oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung
vor dem Gegenstande, der zu behandeln war. Ich hatte damals
sowenigInteresse für den Egmont wie für das ganze Theater und
ließ ihn gewähren. Ietzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß
dasStückgedrucktdastehtunddaßesBühnengiebt, die verständig
genug sind, es treu und ohne Verkürzung so aufzuführen, wie ich
es geschrieben habe." (Welche? Nur in Karlsruhe war der Regen»
tin und ihrem Macchiavell, vier Iahre zuvor, 1825, die Bühnen»
Pforte geöffnet worden; inWeimar selbst durfte das Paar erst 1838,

Egmont,
alsolange nachGoethesTod, aufdieBretter,aufdenenauchdann
noch Schillers Verstümmelung in Wort und Szene nachwirkte).
DaßBrackenburgundIetter, der Zimmermann und derSeifen-
sieder den Galeriedemokraten weniger gefielen als Schillers Ver»
rina und Miller, Roller und Stauffacher, ist uns heute nicht so
»merkwürdig" wie des Dichters Glaube, er habe sich treu an die
Geschichte gehalten. Die kündet ganz Anderes als sein Gedicht.
LamoralGrafEgmondi Fürst von Gaure, derMannIohannens,
einer Pfalzgrafentochter aus Speyer, die ihm in die heiterste Ehe
viele Kinder gebar, war sechsundvierzig Fahre alt, als ihm auf
dem brüsselerMarkt, nach demNrtheil des vonAlba eingesetzten
»Rathes der Unruhen» (den das Volk den Blutrath taufte), der
Kopf abgeschlagen wurde. Katholik; Schirmvogt einer Benedik-
tinerabtei bei Alkmaar; als Soldat, unter Karl dem Fünften, in
Deutschland, Frankreich,Algerien bewährt und im franko-spani»
schen Krieg Mitsührer, Mitsieger beiSaint-Quentin und Grave-
lingen. In Philipps Gunst, wie in des Vaters; Statthalter von
Flandern und Artois. Duldsam, doch im Römersinn fromm. Nach
dem Bildersturm hat er in seiner Provinz gegen die Protestanten
soblind wieinBrabantderToledaner gewüthet. Erwollte Adels-
Herrschaft, Oligarchie, nicht spanisch straffen Centralismus, und
wurde dadurch, trotzdem er, wie alleQueux, von sich sagen durfte,
er sei »en Wut fictele au rui», dem Hofe verdächtig. Philipp hatte
sich in denWahn gewöhnt, er könne, er müsse jedenderRegirung
und der HeiligenInquisitionWidersprechenden »zerschmettern».
Als eine schwankendeGestaltsteht dieserEgmont^or unseremBlick.
Auch vonihm dürfte, von dem furchtlos kühnen Krieger, ein goethi-
scher Carlos sprechen: „Es ist nichts erbärmlicher in der Welt
als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindun-
gen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß
nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die
ihn peinigen. » Abkunft und Herrnstolz stimmen ihn früh gegen die
Aufruhrstifter; ob an dem Feuer, das ihre freche Hand entfacht hat,
aber nicht eine dem Adelsgaumen schmackhafte Speise garzu-
kochen wäre?Margarete schicktihnnachPpern;statt mit schnellem
und starkemArmdortdieRuhe undOrdnung wieder herzustellen,
zeigt er sich zunächst nur, wie eine lebende Hoffnung, den Kirchen-
bildschändern und Klosterstürmern und scheint, auch in Aude-

narde, ihre Zerstörungwuth zu nähren. Spät erst rafft er sich zu
festem Eingriff auf; zu spät. Vergebens fleht dann, imOrnat auf
den Knien, der milde Bischof von Vpern um Albas Barmherzig-
keit: er selbst muß dem Gefangenen die Vollstreckung des Todes-
urtheils ankünden und den unter der Wucht dieser Botschaft fast
Brechenden mit dem Bilde des Kruzifixus stützen. Als ein gläu-
biger, nirgends vom Dogma abtrünnigerKatholik istEgmont ge-
storben, Holzwarth.ein katholischer Geschichtschreiber der Nieder-
lande, hat über ihn gesagt: »In Spanien hatte ihn das Wohl-
wollen des Königs entzückt". (Als er 1363, im Auftrag des unzu-
friedenen Adels, nachMadrid gegangen war.) »In der Heimatl)
vermochte erdannnicht.dieMaschendervonseinenFreundenver-
wickelten Kabale zu entwirren, und das rosenfarbige Licht, in dem
erseinenSouveraingeschauthatte.verdüstertesich. Im Zorn strafte
er streng, im Gedanken an seine Popularität, in der Eitelkeit, sie
fest zuhalten, gewährte er freigiebig Nachsicht und Versöhnung und-
machte sich durch die Strenge verhaßt, durch die Milde verdächtig.
Er war ein eifriger Katholik und hatte doch das Sektenwesen be-
günstigt; erwar einwarmerAnhänger desKönigs und hattedoch
zum Aufruhr gegen ihn mitgeholfen. Bis in die letzte Stunde der
Entscheidung hinein, bis Oranien die offene Aufforderung zur Re-
bellion stellte, hatte dieser Mann ihn ganz im Netz gehabt, am
Gängelband geführt. Ietzt, wo er mit ihm bricht, wo er sich ent-
schieden fürdenKönig erklärt, läßt ersichdochnoch mitMißtrauen
erfüllen: als ob es der König mit ihm und dem Lande nicht redlich
meine. Immer unsicher auf den Wogen der Popularität sich wie-
gend, immer schwankend zwischen der Vasallentreue und derRe-
volution,verfällt er endlich demVerhängniß seines Charakters."
Die selbe Farbe hatte Goethes erste Quelle: des römischen
Iesuiten Famiano Strada Werk »De bello belZico», das (da es
deutsch nicht erschienenist.vielleichtin der von dem Ordensbruder
DuRyer besorgten französischen Ausgabe)justinder Zeitauf den
Dichter wirkte, da er auf Elisabeth (Lili) Schönemann verzichtet
hatte und aus wunderSeele nach rascher Ausfüllung der» fürchter-
lichen Lücke" trachtete. Der von Strada überlieferten Geschichte
war er nicht treu; und ein dritter Iesuit, der kluge, in seiner Ge-
bundenheit bewundernswerthe Alexander Baumgartner, konnte
von ihm sagen: „Aus einem seine Schuld sühnenden Katholiken

hat er einen Märtyrer der Reformation gemacht, aus einem bedeutenden Kriegführcr und Parteihaupt einen verliebten Offizier, dem es Mehrum Eroberungen aufdemFelde der Liebe als umkriegerische Heldenthaten zu thun ist. "Konnte ihm, als des Nachstrebens würdiges Muster, den Wiedertäufersprossen und Strumpfhändler Ioost van denVondel zeigen, der in seinem Drama »Luzifer" („dem höchsten Meisterwerk der niederländischen Dramatik, einem der großen MarksteinederWeltliteratur")Edleresgewollt und vermocht, den Abfall der Niederlande als einNnternehmen höllischer Kunst durchschaut und die innere Pragmatik derGlaubenskampfzeit wahrhaftig und großartig gezeichnethabe.Vondel und Goethe; lächelnd blicken wir aus Klärchens Stube aufden abgewetzten, vonMoos überwachsenen Markstein derWeltliteratur. Nnd begreifen doch nicht, wie unser Dichter in den Glauben kam, er sei der Historie treu geblieben. Von derAenderung des egmontischen Familienstandes hat er sich beinahe schlau entschuldigt; und dabei leis angedeutet, wie ersmit der Treue meine. Als von Manzonis, seinesLieblings undBerehrers, pariferGesellschafterfolgen die Rede war, sprachGoethe: »Ihm fehlt nichts, als daß erfelbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hatgarzu viel Respekt vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen ernachweist, wie treu er den Einzelheiten derGeschichte geblieben sei.Nunmögen seineFakta historisch sein; aber seine Charaktere sind es eben so wenig wiemein Thoas und meine Iphigenie.KeinDichter hatje die historischenCharaktere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, dann hätte er sie schwerlichsogebrauchenkönnen. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. HätteichdenEgmontsomachenwollen.wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, so wäre sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen. Ich mußte also einen anderenEgmont haben,wie er besser mit seinenHandlunc^cn und meinenAbsichteninHarmonie stände. Wozu wären denn diePoeten.wennsienur das vomHistorikerUeberlieferte wiederholen wollten?DerDichtermußweitergehen;unsetwasHöheresund Besseres geben.Die Charaktere desSophokles, auchShakespeares haben,alle,Etwas von der hohenSeele des großenDichters. Nnd so

istsRecht; und so sollnmn es machen.Shakespeare gehtnoch weiter:
er machtseineRömerzuEngländern; undzwar wieder mitRecht:
denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden." Eine späte
AntwortaufSchillers Kritik, dieden liebenden Gemahl, den rüh-
rendenVatervermißte?Vielleicht;ein Nachwortzu der freundlich
spottendenEpikritik: «Den sittlichenTheil des Stückes hat derRe-
zensentgargutzergliedert;ermagaber.wasdenpoetischenTheilbe-
trifft, Anderen noch Etwas zurückgelassen haben." In dem kurzen
Fragment »Ausmeinem Leben" sagtGoethe: »Ich wußtejedeklei-
nere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu ver-
wandeln. Alles Poetische und Rhetorische schien mir angenehm
und erfreulich. Die Weltgeschichte hingegen, der ich gar nichts ab»
gewinnen konnte, wollte mir imGanzennichtzuSinn." DerDich-
ter dünkt ihn Herr auch über die Historie, hoch über ihrem dürren
Reich, in souverainem Recht zu jederUmbiegung, jeder Gestalten-
wandlung, die er für die Wirksamkeit seines Gedichtes braucht;
und rühmlich treu noch, wenn er nicht (wie der Schnellschneider
des „Clavigo") alle Nähte der überlieferten Menschheitkleider
auftrennt. Ob Poetengewalt die Geschichte würgt, ob Elisabeth von
England zum Budenscheusal undMaria StuartzurholdenMär»
tyrerin, Beaumarchais zum seelisch reinen Helden undMacchia-
vellizu einem als Maskenballspanier aus der Wilhelmstraße kom-
menden Preßreferenten wird: Solches bekümmert ihn nicht. Er
fühltsichals einen Weltenschöpfer. Auffeinen Rufwird Licht. Und
in gelassenem Trotz spricht, wie sein Prometheus zum Himmels-
beherrscher, erzuKleio: „ Hiersitz' ich, forme Menschen nach meinem
Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu
genießenundzufreuenstchundDeinnicht zu achten, wie ich!" Nur
derBildnerweiß, welchen Geistes Kind derHeld sein muß, den er
in derAbsichtaufeinbestimmtesZielbraucht; nur er kann des Hel-
den Handeln mit dieser Absicht »in Harmonie"bringen. Und ists
ihm,selbstumdenPreis shakespearischerVolkheitwandlung,gelun-
gen, dann wird er gewiß, dann erst,vonseinerNationverstanden.
Warum gelang es, bis heute, dem Egmontdichter nicht?Weil,
wie er 1787 in der Villa Borghese las, die Freunde in der Hei-
math einige Szenen zu lang fanden? Weil deren „Ausstellungen
über Dieses und Ienes" fest und richtig begründet waren? Weil
das Drama »romanhaft" (Gruppe), »locker gebaut" (Schmidt),

Der Schluß »opernhaft und ein Zeugnitz vom schlechten Gewissen
des erweichten Tragikers" (Meyer) ist? Nein. Das clrame roma-
mesque hielt sich stets in derMassengunst; und wir sind an viellocke-
rercnBau.anungleichgröbereMelodramatikgewöhnt.Die dicksten
Anstoßsteine hatte Schillers Theaterpranke ja weggewälzt. Die
»langweilige" Regentin war ausgemerzt; Richard, der Sekretär,
Platzte in Klarens Kammer und brachte seinem Grafen die Ladung
ZU Alba; knapper und straffer sahAlles sich an; und die göttliche
Freiheit borgte, im Traum deszum Tod Verurtheilten, nicht mehr
von der Geliebten die Gestalt. Das half nicht. Schiller hat alsBear-
beiter, von Macbeth bis herab zuTurandot, stets dem Werk nur
geschadet.Und wenn Goethe ihm nochwilliger gehorcht, Egmonts
Aluchtweigerung auf die Sorge um das gefährdete Familien-
vermögen gestützt, den »in Rache und Schadenfreude unersätt-
lichen" Alba, als Henker vermummt und verlarvt, zur Urtheils-
DerkündungindenKerker gelassen hätte, wärs nur noch schlimmer
geworden. Das Gedicht wird, scheint mir, von der Nation nicht
verstanden, well sein Hintergrund zu dunkel, weils nicht, wie
jedes aufderBühnelebensfähigeDramamützte, in sich, durch sich
selbst verständlich ist. Karl und Philipp, Margarete und Oranien:
was sind sie dem gestern vor den Guckkasten Gepflanzten? Sche-
men. Er weiß nichts von ihnen; weder, welche Kastenmacht hinter
dem wortkargen Oranier stehe, noch, weshalb man gerade Karls
Sohn keiner Niedrigkeit zeihen dürfe; nicht das Winzigste von
Gravelingen und Saint-Quentin, von den Schellenkappen und
Pfeilbündeln auf denAcrmeln der Adelsdiener, von den Bettel-
sackbildernaufHutundGurt derGueusen. In ihm wird, fast in je-
der Szene, die nicht nur von Liebe singt, ein Wissen vorausgesetzt,
das er nicht hat. Zuerst fühlt er dieses Zutrauen wie linde Schmei-
chelwärme; schämt sich auch, zu gestehen, daß ers nicht verdiene;
doch er kann nicht mit, kommt kaum je in Hitze und gähnt bald:
»EinsseinerschwächerenStücke; bekanntlich." Nichtsozu eigener
wiezu desimmerhinbedeutendenDichters Entschuldung. Er faßt
nicht, wofür und wogegen vorn geredet, gekämpft wird; wie ein
Wacher von diesen Seifensiedern und Pfennigkrämern Wider-
standskraft erwarten kann; vor welchem Bürgerkrieg Egmont
warnt und Oranien nicht bebt; welche Güter Klarcns Liebster mit
dem süßen Leben, mit der schönen, freundlichen Gewohnheit des

Daseins und Wirkens bezahlt. Im Spielhaus wird ihm nichts
davon gesagt. Wird sorgsam nur, beim Armbrustschießen, im Pa-
last und in der Schwarmrede des langenden, bangenden Mäd-
chens, die Wesensart des Helden entwickelt. Da tritt eine Dame
auf, die andeutet, sie sei die Schwester Philipps des Zweiten
(„Das ist Bassermann inDonCarlos!"), Allerlei über eine neue,
dem HSrernoch mehr als der Spanierin «fremde" Lehre spricht und
eher für als von Egmont Arges zu fürchten scheint. Ihr Vater
hat abgedankt; wie hieß er doch gleich? Sie wills auch; weil Alba
doch stärker ist alsFreneda undLasVargas. Wer, wie, was sind
denn Die? And warum trägt der Schreiber der guten Prinzessin
den Namen des (im Ochsenreich verrufensten) Florentiners? Da
kommt, für zwölf Minuten, ein Mann, der über Karls Kinder,
über Königswillkür und Volksführerpflicht höchst Vernünftiges
sagt, seinenFreund Egmont (vor welcher Gefahr, zum Henker?) in
Sicherheit bringen will, mit der schluchzenden, thränenden Stimme
aber kein Gehör findet und, für immer.von ihm und uns scheidet.
Weiser oderGrillenfänger? Oranien: wenn sich nur bei demNamen
etwas Nützliches denken ließe! Auf Schritt und Tritt gehts so; vorn
und hinten durch Nebel. Daß Schiller, der nicht erst in Wallen-
steins Lager und im Polenreichstag der Kunst, einer Menge selbst
wirre Zusammenhänge flink aufzuklären, Großmeister wurde, die-
sen Mangel gar nicht gespürt hat, ist viel merkwürdiger als sein
Stammsitz im Ersten Rang der Volksgunst. Nach ihm haben
Theaterkundige in Goethes Niederland kaum je noch ernstlich gc-
birscht. In derVilla Borghese tröstete derLeser krittelnder Briefe
sich mit „der alten Bemerkung, daß der unpolitische, in seinem
bürgerlichenBehagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen
Anstoß nimmt, wo derDichter einProblem aufzulösen, zubeschö-
nigen oder zu verstecken gesucht hat." Auch in diesem garnichtpro-
blematischen, menschlich ganzhellen Drama? DasTrostbedürfniß
eines Geärgerten, der zn neuemWerkFröhlichkeit brauchte, wies
in diesen kurzen Schlupfweg, hinter dem er sich sonnen konnte.
Nicht einmal Scherer hat, der Getreuste, seinem Olympier nach-
gesprochen, zwischen Albas Residenz und Klarens Stübchen sei
ein Problem gelöst, beschönigt, versteckt worden. Versteckt blieb
der schwache Punkt des Gedichtes: daß es nicht selbst sich in allen
Theilen erklärt und an einer Wissensvoraussetzung leidet, bieder

Schaumenge Nnleistbares zumuthet, ihr Interesse splittert, in Wirrnitz entgleisen lätzt und mählich lähmt. Mittel dagegen? Die Pariser schicken solchen Dramen eine conterence voraus, die das Nöthigste, in zierliche Worte verpackt, herumreicht. Wir haben ja eine Kritikerzunft. Deren Beruf ist nicht nur, mit Ia und Nein, Herrlich und Schändlich zu hökern, sondern, ihrer bunten Kundschaft die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt. Ueberreichlich würde, wie gekrönten Verschwendern geleisteter Dienst, die leichte Mühe belohnt. Als Volkslied, als Symphonie vom frohen Leben und stolzen Sterben des liebenswürdigsten, modernerMenschheitnächstenHelden,derjeeinSchaugerüst beschritt, und als politischesDrama glänzt.einer allschönen Helena auf Spartas Zinne gleich, dieses Gedicht von einsamer,doch eisfreier Höhe.DeutscherBoden gebars; unter römischer Sonne gedieh es in Reife. Wucht und Anmuth hat es, das Brustgewölb, durch das Mannesathem weht, und zarte Tanzfütze; die übermüthige Heiterkeit eines Lenzmorgens und den düsteren Ton unendlicher Trauer, die aus Grüften in welk raschelndes Laub sickert; es schwebt und schreitet, kichert und dröhnt wie von Erz; gesellt von Rubens, Vermeer, Ian Steen und Velazquez die Pracht der Gestalten; und Beethovens Genius tönt nachbarlich von ihm.

Das Volkslied. Nicht an Klarens Bubensang undMädchenklage denkt zuerst (obwohl selbst dem frohnatürlich Fabulirenden Kräftigeres,vonMenschenblutWärmeresniegelungenist). Auch nichtan die ausMarktund Gasse geschaarten Bürger. Die stammen von Shakespeares übel riechenden britischen Römern, römischen Briten; wurden, manchmal, sogar in deren Rüpelrhythmus eingestimmt. Immerhin sind sie, sind auch die beiden Soldaten, Karls undPhilipps, sowirksam und doch fein „schattirt", wiedieNothdurft des Pappen- und Lattenwerkes erlaubte: der feige Schneider, Klugschwätzer, Fortschrittsparteimann und Hahnrei; der sich aufgeklärt dunkelnde, auf verlustlose Kundenwahrung bedachte Krämer; der hitzig fromme, für die Sache des rechten Glaubens schlaglustige Seifensieder; der hochnäsig aufs »Pack" schielende Zimmer- und Zunftmeister. Thorheit hat rüffelnd gesagt, der verliebte Graf müsse wohl auch auf der Straße stockblind gewesen fein; sonst könne er von diesem Häuflein scheckiger Willenskrüp-Pel nicht zu Alba sprechen: »Ich kenne meine Landsleute. Essind

Männer, werth, Gottes Boden zu betreten; ein Ieder rund für
sich ein kleiner König; fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten
hangend. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unter-
drücken."Thorheit.WasamRinnsteigsitzt,holtsichschnellSchmutz-
flecke; was dieGährung wirkt, istHefe. Pöbel drängt tagein,tag-
aus auf die Klatschgasse; denKern der Bürgerschaft löstnur schwere
Noth aus demSchalengehäus. Egmont übertreibt auch, mitBe-
wußtsein; da er nicht, wie ein Pazifizist oder anderer Narr, von
friedsamem Gewinsel Heil hofft, da er Politiker, nichtAbonnenten-
angler ist, hütet er sich, dem Gegner den Sitz der Schwäche, die
Stelle geringster Widerstandsfähigkeit zu enthüllen. Soll er, wie
unsere humansten Händler und Wandler heute zu Franzosen und
Briten, etwa zu Alba sprechen: Wir wollenGeld verdienen, nim-
mermehr für unser Lebensrecht kämpfen?Dumm war er nie; des-
halb: »Zu drücken sind sie, nichtzu unterdrücken." (Bismarck, auch
mit bewußterAbsicht aus eine Dämpfung fremden Machtwahnes:
»WirDeutsche fürchten Gott, sonstnichts auf derWelt.»Auch nicht
vom granitenen Neberzeugungsöller herab; aus dem Böschung-
winkel des Wunsches, daß es, wie einst die augustinische Mah-
nung »I^on timesmus nisi Oeum», sich Gehör erhalle.)Das Volks-
lied klingt aus dem unsichtbaren Chor der Egmonts Kerker Um-
schleichenden, Umsorgenden in unser inneres Ohr. Aus Bracken-
burgs Zagheit und krummgiebeliger Seelenenge. Aus Klarens
(nur, von dünnem Stift, angedeutetem)Verhältnis^ zur angstvoll
eitlen, unter Kummerfalten bethulichen Mutter. AusjedemWort,
jedem Schritt des starkenMädchens, das sich Wamms und Hosen
ersehnt und unterm schwellenden Mieder doch, alsFürstenschätz-
chen, dasHerzeinerfeinfühlendenIungfraubirgt. (NurderMa-
dame von Stein konnte sie einerDirne ähnlich scheinen. Die mochte,
wie alle Weiber ihres Schlages, in der Schöpfung des ihr wich-
tigsten Mannes nurHoldheit, zu der sieModell gestanden haben
konnte. Und witterte vielleicht auch eine kränkende Erinnerung an
Lili, der noch Geibel, in einem Brief an Ferdinand Eckbrecht
Grafen von Dürckheim-Montmartin, den Ehegefährten zweier
EnkelinnenLilis, »ungewöhnliche Charakterstärke und, bei weib-
licherAnmuth und Liebenswürdigkeit, ein großes Maß vonOpser»
muth und Pflichttreue" nachrühmen durfte.) Klare ist stark; nicht
stark genug, denLiebsten aus derToledanerstahlfaust zu befreien,

aber, ins Morgengrau ihm auf die letzte Reise voranzugehen. Sie ist (unglaublich däuchts und ist dennoch wahr) auf der Bühne oft zu derKlippe geworden, ander eineWirkungmöglichkeitzerschellte; fast immer. Sie ist nicht »ganz naiv", vom Wirbel bis zur Zehe schlicht empfindendes Kleinbürgerkind; darf nicht als ein holländisch heiteres, holländisch stämmiges Gretchen gespielt werden: sonst hat ihr Sturmruf auf der Straße, ihre Bereitung zum Tode einen fremden, bretternen Ton und zwingt keinen Widerhall aus des Hörers Brust.»Sag' mir! Sage! Ich begreife nicht! Bist Du Egmont? Der Graf Egmont? Der große Egmont, der so vielAufsehen macht, vondem indenZeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?" DaskommtausandererGefühlszonealsGretchens: »Bin doch einarm, unwissend Kind, begreifenicht, was eranmirfindt." Klärchen begreifts; steht nicht beschämt vor ihrem Fürsten und sagt nicht zu allen Sachen Ia. Nie wäre Gretchen auf dieStraße gegangen, um für ihren Heinrich die Bürgerwehr aus trägem Schlummer zu pochen. Nie hätte vor ihrem Heinrich (auch dem Grafen aus Geldern gab Goethes wunderliche Laune ja diesen Vornamen) Klaren gegraut; und wäre er zehnmal alsdesBösen Spießgesell erschienen. Wie ward möglich, zu verkennen, daß sie den Stoff und den Wirbel zur Heldin in sich hat? Zu überhören, daß jedes von Leidenschaft, aus ihrer Erlebensmitte, auf die Lippe getriebene Wort »pathetisch" (so sagen wir) klingt, fast jedes irgendwo die Färbung von heroinhafter Großheit hat? DaMutters doppelt befeuchteter Mund sie ein verworfenes Geschöpf heißt, kommt aus kaltem Stolz der Aufgereckten, wie aus Marmorkiefern der blanke, rein im Sonnenlicht funkelnde Strahl, die Antwort, die Frage:»EgmontsGeliebte verworfen? WelcheFürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an feinem Herzen!" Seltsam, daß, gestern noch, der in Goethes Welt seit Iahrzehnten heimische Professor ErichSchmidt schreiben konnte:Schiller selbst zwingt sich zum Preis Klärchens, einer Gestalt, die seinem eigenen Schöpfervermögen ganz fern steht." Nicht so fern doch wie irgendeine andere goethische Frau, uäher noch als Iphigenie, Götzens Schwester und die bleiche Leonore; schaffen konnte sie Schiller freilich nicht, brauchte sich zu ihrem Lob aber nicht zu zwingen.»Könnt Ihr denn leben ? Werdet Ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Athem flieht der letzte Hauch der Freiheit.

Könnt' ich an meinen Busen drückend Euch erwärmen und be-
leben! Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern an-
führt, so soll mein Geist um Eure Häupter flammen und Liebe
und Muth das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchter-
lichen Heer vereinigen." Einnaives Kleinbürgerkind? „O,bindet
mich, damit ich nicht verzweifle, und werft mich in den tiefsten
Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Frei-
heit winsle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich
nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde!" Das läßt an Schillers
Neigung in grasse Gewaltsamkeit denken. Und ist nicht, wie Noras
abstrahirte Gesellschaftlehre einem Lerchengefieder, dem Schäker-
kitteleiner dralllieblichenvlamischenFürstenbuhleangeflickt. Das
muß(undkann) seit Klarens erstem Auftritt, schon im Klang ihres
»Leibstückes", vorbereitet werden: sonst verhallts, wie Theater-
gewitter, zwischen Leinwände. Nicht „ Egmonts weibliches Eben-
bild" (wie Bielschowsky meint) ist Klärchen, sondern seinesWesens
Ergänzung (au s ihm polfernem Klima): mannhaftenSinnes in ihr
so viel, wie in ihm tändelnde Weibheit. Ihr letzterBlickspaltet den
Nebel, der das Mordgerüst einschleiern soll, und dieses Früh-
grauens Ahnung scheucht sie ins Grab. Er sieht sie im Kleid der
kühnsten Göttin; und wähnt sie doch geborgen, wenn er sie, sein
»Kleinod", einem edlen, begüterten Iüngling vermacht hat.
(Ist hier, wie Lessing zu sagen pflegte, dem Dichter etwas
Menschliches begegnet? Man möchte an überlegte Psychologen-
feinheit glauben. Egmont ahnt nicht, was er in Klare besaß; daß
sie mit ihm zu leben aufhört und ihr Schatten vonseinemuntrenn-
bar ist. Wie tief leichter Sinn das Liebste selbstunterschätzt, sollte,
denkt der Aufmerkende, durch diesenfastfrechenWesenszugoffen-
barwerden. Sollte?AlsGoetheinRomlas,,,amMeistentadelns-
werth" scheine den weimarerFreundinnenKlärchensVererbung
an Ferdinand, wußte er keine rechte Antwort, haschte nach Aus-
flucht, trug den Streitfall vors Schiedsgericht der Kauffmann,
die, als von einem Lakaien inBett- und Vermögensgemeinschaft
Geprellte, ohnesicherenWeibsinstinkt, fürsoHeiklesdeshalbkaum
just zuständig war, und überklebte die Gewissensbißstelle schließ-
lich mit einem Pflästerchen. „Nur auf subordinirteWeise konnte
Klärchensin demGespräch der beiden Männer gedacht werden."
Das hat nicht die Klangfarbe bewußten Willens. Mußte von der
Liebsten denn vor demfremdenIüngling geredetwerden, dcraus

zager Geschlechtsunruhe einen Schleichweg in Männlichkeit sucht?
Klare ist dem entweihten Gottesbild schon in den letzten Schlaf
ausgewichen; und ihr Held, dessen Wesens sie sich einen Theil,
einen kleinen nur, fühlte, empfiehlt sie als ein der Bergung würdi-
ges, doch auch bedürftiges Kleinod, einem reichen Knaben, Albas
halb flüggem Sohn. Hat nicht die Absicht auf einen Charakteri-
sirungzweck, dessen Nutzen und Nachtheil dann noch bedachtsam zu
wägen wären,diesVermächtniß ersonnen, solls nur die fürWonne-
visionen »in Bild und Ton" allzu harte Pritsche des Sträflings
polstern, so ists von abscheulicher Plumpheit. In Egmonts Blut
ein fremder Tropfen. Wirf ihn wieder heraus, guter Dramaturg!)
Durch die Symphonie hüpft, früh und spät, ein Scherzo. Und
in ihrem Helden ist des Weibes mehr, als einem Feldhäuptling
zuzutrauen war; nicht mehr, als ihn günstig kleidet. Dieser Egmont
(der, freilich, nicht l^a morale heißen dürfte) ist nicht nur in Lieb-
chens Kammer neckisch, im gestickten Sammetrock des Vliesritters
koket. Auch im Bürgergedräng (»Ich vergesse Niemanden leicht,
den ich einmal gesehen und gesprochenhabe"); vor seinem Schrei-
ber („ Versäume nicht.Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir");
in Albas Saal, unter schon pechschwarz dräuendemHimmel(„Es
ist nicht das schlimmste Pferd; ich hab' es schon eine Weile und
denke, es wegzugeben"). Er möchte Iedem gefallen, ruht nicht,
bis er wieder Einen, wärs auch nur ein Hämling, amKöder hat;
und fühlt, wie eine vor Spiegeln geschulte Ballschöne, noch mit ver-
hängtem oder abgewandtem Blick alle Augen auf sich gerichtet.
Darfs fühlen und in Eitellust courbetiren, ohne vergeckt oder wei-
bisch zu scheinen. Denn er bleibt vom Schopf bis zur Sohle ein
Ritter. Weil ers bleibt, darf er sich unbelächelt an dem Bewußt-
sein rösten, daß die Regentin, des Kaisers Tochter, ihn lieber als
irgendeinen Anderen sieht; und vor der glasirten Kachel, die ihn
spiegelt, in den Duft seinesWesens noch Kunstessenz sprühen. Er
hat gefochten, gesiegt; ist des Volkes Hoffnung, der Hort des Adels;
aus Sternfirnen glitzert sein Ruhm, seines Namens Lichtquell her-
nieder; wenn das Gerücht seinNahen aus Gent meldet, entrunzeln
im Elcndsheim sich die Stirnen, gaffen vier, fünf Köpfe aus jedem
Fenster, nickt es und scharrt vor der morschesten Thür, wird er,
der Größte, der Schönste, wie ein blinkendes Palladion, ein Schutz
verbürgendes Reichspanier, der blaß glotzenden Stadtwinkelbrut
gezeigt. Da Gefahr ihn im Dämmer beschleicht, bebtdie Prinzessin,

schlottert die Menge, weint Oraniens wie in Eisreif gefaßtes
Auge um ihn. Alle Iugend hängt ihm an: Buyck, Richard, Fer-
dinand, Klärchen; der Gemeine aus seiner Schwadron und der
Sohn des Todfeindes,des Henkers.Furchtlos ist er(bis, darin des
Homburgers Vorbild, dicht an den Rand des offenen Grabes) und
dennoch klug wie das listigste Schlänglein; dem Schmälsten höf-
lich und vor dem gefälligen Spiegel seines Gewissens doch dem
in Goldprunk Thronenden nicht unterthan; kühn bis zumFrevel
und, gehts nicht anders, der artigste, behendeste Schmeichler. Sol-
dat und Staatsmann; Patriot und Meister aller Lebensschlecker-
künste. »WennIhrdasLebengarzu ernsthaft nehmt, was ist denn
dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuenFreuden weckt, am
Abend uns keine Lust zu hoffen übrigbleibt, istswohldesAn- und
Ausziehens werth?"»Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere
zu stehen und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das mu-
thigeLeben nur doppelt rasch zu fühlen." Beides sprudelt von der
selben Lippe, ist Schaum der selben Empfindenswelle. SeinWort
trifft wie seineBüchse; »nicht etwa, wenn erGlück oderguteLaune
hat,nein: wie er anlegt, immer reinSchwarz geschossen. "Calderons
und Shakespeares größte Herren haben nicht adeligere Allure.
Und er überglänzt, überfunkelt sie, Alle, mitdemAdamasleuchten
eingeborener, nicht erst angeschliffener Liebenswürdigkeit. Die
würbe aus jedem Gewand ihm die Herzen, so lange die Menschheit
sich,in Troas und Flandern, des kraftvoll Schönen noch freut. Die
wände dem Scharfrichter, wenn ihr zu Wirkung Frist bliebe, das
Schwert ausschwieligerHand.DerLiebenswürdigste,derStärkste:
Achilleus in Sammet und Seide. Weislingen und Alfons, gar
Leicester und Dunois sind fahl neben ihm. Seit Heinrich, Eng-
lands fünfter, der Sieger bei Azincourt, fein französisches Käth-
chen freite, kam in solcher Anmuthsfülle kein germanischer Held.
Aus demKellerhals des politischenDramas schieltundschimpft,
raison'.nrt und rülpst Vansen. Enkel des ehrenwerthenIackCade,
Ahn des Re chtskonsulenten Hippus; und, nicht zu vergessen, Schü-
ler der Rederijkers, deren Zungengefecht undMoralitätentrödel
die Niederlande sacht schon von Philipps Krone gelöst hatte, als
die Gueux und die Bilderstürmer die heimlich geweiteten Klam-
mern mit Zangen aufbrachen. Die Pamphlete und Locklieder des
Trosses, dessen harmlose Vorfahren die Bürger mit geistlichem
Schauspiel ergötzt hatten, wurden, recw aus der Pfütze geangelt,

einem Pfiffikus vonVansens Schrot ein rechtesFressen. WolltIhr
aus derSpelunke indieHerrschafträume? Dannblößetzuvordas
Haupt.Hierwohnt derGenius.Margarete (die geistig beweglichste,
des Gehörs in jedem Saal sicherste Spielerin, deren anerkannte
Majestät das Mattgold nahendenIungfrauenherbstes umschim-
mert, für diesen Hauptposten des Aufklärungdienstes!) und ihr
Macchiavell.(» DerKönig meint aber,hörstDu."«Du siehst zu weit.
Du solltest Geschichtschreiber sein: wer handelt, muß fürs Nächste
sorgen.") Egmont mitRichard, mitOranien, mit Alba (der in der
schreckenden Rüstung spinnenfein, nichtfchwer, nicht nur düster wie
schwarzer Stahl, sein, nicht eineAmmenmörscheuche, sondern ein in
unverfumpfbareAeberzeugung verankertes GenieblinderMacht-
häufung scheinen muß. Hier, HerrAlbertBassermann, liegen Ihre
Reiche, nicht in Egmonts Wesensrevier; die edelste Stimme nur,
aus eines Fürsten musisch gebildeter Kehle, darf sich Beethovens
Sang vermählen,darf zu uns sprechen:»Süßer Schlaf! Du kommst,
wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht am Willigsten. Du
lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder
der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis
innererHarmonien; und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, ver»
sinken wir und hören auf, zu fein"). Wospeichern, wasaufdiesen
Feldern wuchs? Das hat kein Drama auf uns bekannter Erde.
Sonst krümmt sich die Lippe zu Hohn, wenn auf der Bühne von
Staatswesen, unseremTastsinn noch greifbarem, gesprochen wird.
Posa und. Burleigh, Terzkys und Questenberg selbst: welcher
Mündige behorcht noch ihrer Rede Körper, bewundert nicht nur
deren Kleid ? Hebbel dehnt die Tischlerwerkstatt selbst ins Mythen«
maß; und Grillparzer bebrütet sein einziges Glücksei, aus dessen
Schale morgen, glaubet, des Innern stillerFriede himmelan krie-
chen wird. Bürgergeneral. Egmont, Oranien, Alba: ein Thür»
fpalt ist aufgethan und der Lauscher hört im Staatsgeschäft reif
Gewordene der Volkheit, jeder, große Gegenstände besprechen.
Dieses Gedicht ist auf unseren Schaubühnen »ein seltener
Gast". Ist keine Rettung? Nirgends auch nur wehrhafter Wille?
Dann wirds Zeit, vom »Großen König "zu Alba zu gehen. »Frei»
heit? Weit besseres, sie einzuengen, daß man sie wie Kinder hal-
ten, wie Kinder zuihremBestenleitenkann. Glaube nur: ein Volk
wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch."
^5 2«»

Das Problem der Sonnenrotation.

SAkie Astronomie spricht der Sonne zwar eine Achsenrotation zu, betont aber ausdrücklich, daß. heute „von einer bestimmten Rotationzeit überhaupt nicht gesprochen werden kann". (Trabert: Lehrbuch jder kosmischenPhysik.) Doch nimmtman.von derÄmlaufsbewegung der Flecken ausgehend, eine Achsenrotation von fünfundzwanzig bis dreißig Tagen an. Die Angelegenheit einer Rotation der Sonne ist also zur Zeit noch sehr problematisch; obgleich das eben mitgetheilte Ergebniß, auf sorgfältigen spektroskopischen und sonstigen Untersuchungen beruht; die, wie ich zu betonen nicht unterlassen darf, sich immerhin doch nur auf Strömungen der Sonnenoberfläche beziehen. Nun aber hat das Problem der Sonnenrotation neuerdings, recht unerwartet, eine höchst interessante Wendung genommen. Der namhafte Sonnenforscher E. Stephani in Kassel hat in der Fachzeitschrift „Astronomische Nachrichten" (Nr. W23 von 1911) berichtet, daß nach Maßgabe von 2200 Photographischen Aufnahmen der Sonne, die er von 1903 bis 1911 auf der kasseler Sonnensternwarte herstellte, die Sonnenflecke fast ausnahmelos auf der uns abgewandten Seite der Sonne entstehen und um den Ostrand herumkommen. Nur nicht ganz zehn Prozent der Flecke entstanden in diesen fünf Iahren auf der uns zugewandten Seite; und da handelte es sich auch nur um schwache, gleich wieder sich auflösende Flecke, die eigentlich keine rechten Flecke, sondern nur Erweiterungen von „Poren" (den Vertiefungen zwischen der „Granulation") waren oder kleine Flecke, die in der Nähe eines großen Fleckes oder einer Fleckengruppe entstehen, vermuthlich in Folge der Anruhe, in der sich die Oberflächenmaterie in der Nähe solcher großen strudelnden Gebilde befindet. Uebrigens hatte bereits 1908 die Astronomin Mrs. Maunder in gleicher Weise unbeanstandbar festgestellt, daß die Flecke auf der uns abgewandten Seite der Sonne entstehen. Mit dieser (wie ein angesehener Fachmann in einer Korrespondenz, die ich mit ihm hatte, ausdrücklich betonte, „über jeden Zweifel" sicheren) Thatsache hat sich die Astronomie abzufinden..

Die Annahme eines verschiebenden Einflusses der Erde auf den Entstehungort der Flecke in der Weise, daß die Nmlaufsintensität der Erde das Iahr über den Entstehungort um die Sonne herum vor sich herschöbe, wir ihn also nie zu sehen bekommen, mußte man, als unmöglich, fallen lassen. In gleicher Weise unhaltbar erwies sich inzwischen eine andere Theorie, nach der die Erde einen Meteorschwarm, durch dessen Meteoreneinsturz die

Flecke entstehen sollten, das Jahr ihres Amlaufes über rings um
die Sonne herum ablenken sollte. So blieb nur noch eine Erklä-
rungmöglichkeit übrig: die Annahme, daß die Sonne eine einjäh-
rige Rotationperiode habe. Das hat auch Professor Schwarzschild
vom Astrophysikalischen Observatorium in Potsdam in einem Brief
an mich als möglich angenommen. Offenbar ist damit das Problem
der Sonnenrotation in ein kritisches Stadium eingetreten.
Auffallen muß, daß man die bisherige Annahme einer etwa
dreißigtätigen Rotationperiode ohne Weiteres gegen die einer ein-
jährigen aufgab. Nichts erhellt deutlicher, wie unsicher es war,
von einer Erscheinung aus, die schließlich doch nichts Anderes ist
als eine Strömung der sehr beweglichen Sonnenoberfläche, auf
eine Achsenrotation zu schließen. Ietzt aber macht die einjährige
Rotationperiode, zu deren Annahme die Thatsache, daß die Son-
nenflecke immer nur auf der uns abgewandten Seite der Sonne
entstehen, unbedingt zu zwingen scheint, diese dreißigtägige Pe-
riode und die Strömung, auf der sie beruht, als das Anzeichen
einer Achsenrotation der Sonne von dieser Dauer unmöglich. Wie
aber ist die fünfundzwanzig« bis dreißigtägige Oberflächenströ«
mung mit der einjährigen Rotationperiode zu vereinen?
Die Antwort kann nur lauten: Sie ist nicht mit ihr zu ver-
einen. Offenbar gehen die Flecke doch auf dem selben Niveau der
Oberfläche um die Sonne herum, auf dem sie entstehen. Dieses Ni-
veau hat nun aber (so kann ja der Amstand, daß die Flecke nur
auf der abgewandten Sonnenseite entstehen, allein noch erklärt
werden) eine Rotation von einjähriger Periode. Zugleich aber
gehen die Flecke in fünfundzwanzig und dreißig Tagen auf glei-
chem Niveau der Oberfläche einmal um die Sonne herum. Das ist
ein unauflösbarer Widerspruch. Anbedingt müßte ja die Bewe-
gung der Strömung, da sie gleiches Niveau mit der einjährigen
Rotation hat, ihr völlig angepaßt sein. Mindestens müßte sie also
gleichfalls einen Amlauf von einem Iahr haben. In Wahrheit
verhält es sich aber so, daß sie sich ungleich langsamer bewegen
müßte als die eigentliche Rotation. Die Dauer der irdischen Mee-
resströmungen, die der Sonnenoberflächenströmung in Parallele
zu stellen sind, giebt uns darüber vollkommenen Aufschluß,. Die
Aequatorströmung bewegt sich als solche in einem Tag nur um
zwanzig bis dreißig Kilometer vorwärts. Man ermesse danach, wie
ungeheuer langsam die Oberflächenströmung derSonne sein mühte,
die auf gleichem Niveau mit einer Rotation von einem Iahr geht.
Nun aber brauchen die Flecke, um einmal um die Sonne herum-
zukommen, nur etwa dreißig Tage. Die Oberflächenströmung muß

also eine einjährige Rotation vollständig ausschließen. Schließt sie aber eine Rotation von dieser Dauer, so schließt sie überhaupt jede Rotation der Sonne aus.

Der Unistand, daß die Flecke ausschließlich auf der abgewandten Seite der Sonne entstehen, kann also nicht einen Augenblick mehr durch die Annahme irgendwelcher Rotation der Sonne erklärt werden, sondern er fordert eine andere Erklärung. Die OberflSchenströmung kann nur noch durch eine von außen auf die Sonne einwirkende Ursache erklärt werden und durch eine Gegenwirkung, mit der die Sonnenmasse dieser Einwirkung begegnet. Und die Ursache, um die es sich hier handelt, kann nur in einer allseitigen Kontraktion bestehen, welcher die Sonne eine allseitige Repulsion entgegensetzt. Wären Kontraktion und Repulsion nun aber ganz gleichmäßig, so entstünde wohl eine allseitig gleichmäßige Hebung und Senkung der Sonnenoberfläche, aber noch keine Oberflächenströmung. Nun geht die Strömung von Ost nach West. Erwägen wir aber, daß, ja auch von der Astronomie ein kosmischer Umlauf von Ost nach West der Sonne zugesprochen wird, so muß die Sonne von Ost, der Richtung ihres Umlaufes her, eine ganz besonders starke Kontraktion erfahren, der sie dann auch eine so starke Repulsion entgegenzusetzen hat, daß ihre Masse auf der Ostseite nicht desormirl wird. Also muß, gerade die Ostseite der Sonne ganz besonders unruhig sein; die Hebungen und Senkungen der Oberfläche sind hier viel intensiver als auf allen anderen Seiten und der Ausgleich zu der schwächeren Bewegung dieser übrigen Oberfläche mutz sich in der Gestalt eines ringsum gehenden Oberflächenstromes vollziehen.

Wir haben damit die Erklärung für die Oberflächenströmung der Sonne gewonnen. Und diese Strömung (oder ihre Ursache) schließt jede Achsenrotation der Sonne aus. Denn ein Körper, der beständig so angestrengt nach einer, nach der selben Seite stößt, kann nicht rotiren. Auffallend war schon, daß die Oberfläche des selben Körpers so ungleich rotiren sollte: der Aequator fünfundzwanzig, die höheren Breiten dreißig und gar über achtunddreißig Tage. Diese Differenz erklärt sich aber ganz ungezwungen daraus, daß am Aequator der östliche Andruck besonders intensiv, an den höheren Breiten weniger stark ist; deshalb bewegen sie sich ruhiger und langsamer als die Aequatorregion.

Mit Alledem stimmt völlig eine Feststellung überein, die der Astronom Lane-Poor, wie Stephani die seine, auf photographischem Wtzge erzielte. Er hatte die Sonne sowohl zur Zeit des Flecken-Maximums, wie des Minimums sehr fleißig photogra-

phirt. Als er die Platten dann aber an einander ausnmß, ergab
sich, daß, die Sonne zur Zeit des Maximums einen AeqnatordurH-
messer hatte, der länger war als der polare; zur Zeit des Mini-
mums aber war der polare Durchmesser länger als der äquatoriale.
Aus dieser auffallenden Thatsache aber ergab sich eine seitliche
Kontraktion der Sonnenmasse. (Diese Feststellung wird auch in
Scheiners „Populärer Astrophysik" erwähnt.)

Ich will hier nicht weiter darauf eingehen, daß, sich nun auch
der besondere feste Ort, wo die Flecke auf der anderen Seite der
Sonne entstehen, mit aller Genauigkeit lokalisiren läßt (er liegt
nicht weit vom Meridian des Ostrandes ab auf der anderen Seite):
wichtig ist hier, und zwar von ungeheurer Wichtigkeit, der noth-
wendige Schluß, der sich aus der Thatsache, daß die Flecke nur
auf der anderen Seite der Sonne entstehen oder von 190S bis 1911
nur auf ihr entstanden sind, ziehen läßt. Nämlich: daß, da ja nur
die eine Hypothese einer einjährigen Achsenrotation noch zur Ver-
fügung stand, diese Hypothese sich aber als gänzlich hinfällig er-
wies, die ganze Erscheinung der Sonnenflecke vom kopernikanischen
Standpunkt aus nicht 'mehr erklärt werden kann.

Da die Flecke nur auf der Rückseite der Sonne entstehen (von
1903 bis 1911 nur hier entstanden sind), wir aber, wenn die Erde
einen Umlauf um die Sonne hätte, jedes Iahr einmal zu bestimm-
ter Zeit an dem Ort der Flecke vorbeikommen und die Flecke ent-
stehen sehen müßten, sie aber stets nur um den Ostrand herumkom-
men sahen, so ist ein Umlauf der Erde um die Sonne ausgeschlos-
sen; die Sonne kreist im Iahr einmal um die Erde, und da sie
kei^e Rotation hat, so zeigt sie uns, genau wie der Mond, der
nicht rotirt, immer nur eine, immer die selbe Seite.

Weimar. Iohannes Schlaf.

ÄS

## Halbdunkle Reflexionen.

ie lange er nun wohl schon in dem Sessel saß! And ihm fiel tat-
sächlich nichts ein; rein gar nichts.

Zum Verzweifeln war es, daß man sein Gehirn nicht zwingen
konnte. Erst war Nachmittag gewesen und nun schon Abend. Stehn
hatte das Gefühl, daß sein Verstand ihm einen Streich spiele und nicht
funktioniren wolle. Dabei lag keine Ursache vor; aber was halfs?
Stehn glaubte zuletzt, daß die Gedanken in den Ecken und Winkeln
des Zimmers lauerten, über ihm herumkröchen wie Spinnen und hohn-

volle Gesichter schnitten, weil sein Wille sich im leeren Gehirn langweile. Seine Gedanken waren fort, einfach abwesend. Schließlich: warum sollten sie nicht? Es war einzusehen; und so mußte Stehn sich langweilen. Aber er machte sich zugleich klar, daß es ein Beweis geistiger Inferiorität sei, sich zu langweilen. Wie oft man hört, daß Menschen ewig Langeweile haben! Komisch; als ob je Einer, vor fremden Augen, seine Perücke abnehmen würde.

Aber Stehn wollte sich nicht langweilen; mit aller Gewalt nicht; auf keinen Fall. Irgendetwas mußte er aus sich herausholen oder in sich hineinlocken. Es mußte bestimmt gehen. Was war denn so klein und unbedeutend, daß es sich nicht ins Unermessene vergrößern und beleben ließ? Aber meist hatte man genug zu thun, sein eigenes Selbst zu schaffen, immer daran zu erneuern, um es schließlich einem angemessenen Ende entgegenzuführen. Alles Andere war beinahe störend. Was die durchschnittliche Allgemeinheit brauchte, bedeutete ihm ein äußerliches Schlafmittel, damit seine Gedanken agiren konnten. Denn die Gedanken waren schon mit das Beste. Das einzig Gute sogar; Stehn liebte seine Gedanken, diese Räuber. Aber wo waren sie?

Er lag im Sessel und beobachtete die Konturen der Möbel, die allmählich sich in der Dämmerung auflösten und änderten. Er starrte seine Hände an, kontrolirte die Linien, bedachte, wie seltsam ein Teppich aussehen müßte, der alle Fußspuren bewahrte. Besser als dieses eintönige Blau; es war mörderisch!

Gott, fiel ihm denn gar nichts ein? Verdammt, diese Decadence. Aufgebaut auf morsches Fundament. Aber Stehn war eigensinnig. Er dachte nicht daran, sich aufzugeben. Er sah sich also um. Von unten kam nichts, natürlich; aber von oben. Von oben mußte es kommen. Im selben Moment war er sich auch klar, daß es so war. Nicht einmal hinzusehen brauchte er. Er fühlte es, so zu sagen, durch sein Gehirn hindurch, wie man eine Helligkeit empfindet, und fast war es, als sträubten sich seine Haare ein Wenig. Dann begriff er, daß über ihm an der Decke Etwas hing. Was es war, wußte er nicht; noch hatte es keine greifbare Form und hing an zwei grünen und zwei rothen Fäden. Einmal wurden die grünen lang und einmal die rothen länger, je nachdem. Stehn starrte das Ding an; starrte es so lange an, bis es sich senkte, langsam, aber merklich näher kam und endlich, sich lächerlich schnell verkleinernd, in feinen Schädel kroch oder sich hineinfallen ließ. Er fühlte von dem Moment an eine sympathische Wärme, so daß er die Augen schloß, um Weiteres abzuwarten.

Eine Weile geschah nichts. Dann wurde es offenbar seinen Augen langweilig: sie löschten sich äußerlich aus, krochen innen, beide zugleich, empor und hielten neben dem sonderbaren Ding in Stehns Gehiln an. Auch da schien es dunkel zu sein, denn er fühlte, wie sie zu leuchten anfingen, und dann leuchtete das Ding mit. Stehn dachte: Ob alles Andere in mir auch noch in mein Gehirn kriechen wird? Im selben Moment aber fühlte er, daß sich das Ding zu drehen

anfing und dabei helle Lichtstreifen um sich warf, die, Stehn begriff
es deutlich, seine unbewußten Einfälle waren. Wie es sich drehte!
Ganz unheimlich war es^ Auch veränderte es seine Form, riß einen
unendlichen Mund auf, einen so offenen Mnnd, so verzweifelt offen,
daß Stehns Augen schon müde wurden, weil alles Licht, das sie diesem
offenen Munde zustrahlten, immer wieder verschlungen wurde. Sicher-
lich wollte der Mund im Dunkeln sein. Stehn überlegte, daß sein Ge-
hirn nun allmählich unter der Wärme dieses Mundes sich genügend
erholt habe und es an der Zeit sei, diesen Mund zu schließen. Aus
Menschlichkeit; nur, weil er so erbarmungwürdig offen stand. Mensch-
lichkeit, dachte Stehn; eigentlich ein überwundener Standpunkt. Heute
wird beinahe das Gegentheil ausgerufen (vielleicht war es nie anders).
Gewiß wird man sie irgendwie bei sich haben, diese Menschlichkeit, im
Haus oder auch in der Tasche; aber dann konnte sie ohne unser Zu-
thun mit einmal irgendwie da sein. Hm... Da fiel ihm ein, daß sie
eine Taschenglühlampe bedeuten solle, gut verschließbar und möglichst
unbenutzbar; denn wozu immer Alles beleuchten? Wer verträgt Das?
Aber eben hatte er doch aus Menschlichkeit den Mund schließen
wollen? Das war gar nicht er gewesen. Das war... Ia... Das Un-
'terbewußtsein. Und da war also noch Menschlichkeit? Wo mochte die-
ses Unterbewußtsein sich wohl gewöhnlich aufhalten? Mit dem Ver-
stand hatte es nichts zu thun. Unwillkürlich mußte er an eine Gestalt
denken, die rastlos mit dem Aufkleben von Etiketten beschäftigt war;
die beklebten Gedanken, Gefühle und Einfälle wurden dann registrirt,
zusammengestellt und wunderschön geordnet.
Aber von Zeit zu Zeit geschah etwas Sonderbares. Dann schob
sich nämlich eine schmale helle Hand von unterhalb des Tisches herauf,
als wolle sie dazwischen greifen; aber die Gestalt des Verstandes stieß
sie mit einer ungeduldigen Geberde wieder fort. Das wiederholte sich;
und schließlich war nur noch ein strenger, kalter Blick dazu nöthig. Es
war eine Frauenhand; wirklich; aber manchmal erinnerte sie an die
Hand eines Kindes. Stehn wollte dieser Impression weiter nachsinnen,
dem Zusammenhang von Frau, Kind und Unterbewußtsein, aber das
Ding in seinem Kopfe war dagegen; es blieb bei der Menschlichkeit;
vielleicht war sie ihm wichtiger oder es kam auch nur, weil es besser in
den Rhythmus paßte.
Also die Menschlichkeit im Unterbewußtsein: diesen Satz sprach
Stehn sich mehrmals vor, um ihn zu begreifen. Ihm fiel ein, haß
Rousseau schrieb, außerhalb der Menschlichkeit gebe es keine Weisheit,
Ach, Rousseau war ein Dichter. Dichter leben in Träumen und be-
leben die Träume und ihr unbewußtes Sein. Auch Das hatte Stehn
irgendwo einmal gelesen. Dieser Satz schloß sich dem Rad in seinem
Kopf an und so kam es, daß Stehn eine endlose Spirale von Folge-
gedanken im Voraus ahnte und, noch ehe er sie festgehalten hatte,
fürchtete, weil er sicher war, noch acht Wochen zu brauchen, um alle
zu Ende zu denken. Dann wurde er vielleicht wahnsinnig. Aber er

hatte nun beinahe begriffen, warum heute ein Mensch, der im Leben steht, keine Menschlichkeit hat. Er hat sie ja, natürlich, aber in der Tasche, als wohlverschlossene Glühlampe. Ist Das ein Verlust? Zugegeben: Alles nützt sich einmal ab; doch man mag nicht gern seinem eigenen Sterben zusehen. Bei dem Begriff „Sterben" stand das Ding in Stehns Gehirn plötzlich still, als hielte es den Athem an. Ihm war, als höre er das Wort zum ersten Mal. Daran war die plötzliche Ruhe schuld, der Stillstand. Ia, der Stillstand, eigentlich war es nur darin möglich; dennoch war es größer.

Stehn bedachte, ob man es überhaupt fühlen könne. „Sich in sich" oder „Selbst im Selbst". Das war es doch?

Nun käme es darauf an, meinte er weiter, ob „Sich" oder „In sich" und „Selbst" oder „In Selbst" stärker sei, ob „Sich" „In sich" beobachte, oder „In sich" „Sich". Wie Das nun wohl wäre, wenn Beide zu gleicher Zeit auf den Gedanken kämen und zu Gleichheiten würden? Stehn entschloß sich, anzunehmen, daß es dann kein allgemeines Sterben mehr sei, sondern der Tod. Nicht einmal ein besonderer; keiner, dem man ausweichen mußte, denn man sah ihn ja gar nicht. Da gab es doch Welche, die Etwas hermachten, denen die Menschen aus« wichen, wenn sie durch die Straßen gingen; in den Gassen blieben die Leute vielleicht eher stehen. Was hatten sie Großes zu verlieren? Ein Leben gegen einen Tod. Wer weiß, was besser war? Aber schließlich gab es Welche, die hätten drei Leben oder vier oder hundert. Und Manche hatten gar keins; Gott, Die waren ja eigentlich schon erledigt. Aber ob sie es nicht am Besten hatten?

Denen konnte man doch nichts nehmen. Was eigentlich diese Leute wohl sagen würden, wenn man ihnen auseinandersetzte, daß sie nicht leben? Sie würden natürlich denken, man sei verrückt; und nebenbei wären sie beleidigt und Einer würde vielleicht dem Gedanken nachgehen und zugeben, daß Etwas daran sei. Laut sicherlich nicht; nur nichts zugeben. Stehn sah ordentlich belustigt aus, wenn er sich vorstellte, was sie Alles vorbringen würden, um ihr Leben zu beweisen, trotzdem sie ihn für verrückt hielten, denn es war doch wahrhaftig und unbestreitbar eine Verrücktheit, wenn verlangt wurde, daß man sein eigenes Lebendigsein nachweisen solle.

Wer es wohl am Besten hatte? Sicher Die ohne Leben. Sie waren stolz und satt, aufgeblasen oder eingefallen; aber satt waren sie. Stehn wußte nicht recht, ob es gut sei, immer satt zu sein. Er war geneigt, es zuzugeben, aber „In sich" behauptete, am Besten haben es Die mit einem Leben, in das dann Alles hineinkam, daß es tief wurde und sich nach oben aufbaute wie ein goldener Thurm; nun konnte es immer weiter wachsen, in den Himmel und in die Erde. Das ließ allerlei Vorstellungen und Phantasien Raum. Die Tiefe? Unermeßliche Dunkelheit, Abgeschlossenheit, eigentlich auch Bedrängniß. Wenn man sich Das so vorstellt: gewiß, da unten konnte wieder das Sterben sein, ein unverbesserliches Sterben. Das, was Keiner sieht, auch man selbst

nicht. Aber da unten fängt es an und greift und zieht sich empor mit
leisen und sicheren Händen.
Manchmal hält es auch an und blickt zurück. Umkehr? Wozu?
Es thut seine Arbeit sicher und gut, mit zuversichtlicher Technik. Stehn
hatte das Gefühl, Etwas thun zu müssen, Etwas anhalten zu sollen.
Dachte denn Keiner an den goldenen Thurm? Aber Stehn konnte sich
nicht rühren und der goldene Thurm lächelte.
Ihm wurde klein und ängstlich zu Muth. Der goldene Thurm
blieb fest und unbeweglich stehen; er lächelte. Nun rührte sich auch
das Ding in Stehns Kopf nicht mehr. Nur der Mund in seinem Ge-
hirn stand weit offen. Stehn wunderte sich nicht über alle die Ueber»
legungen und Gedanken, die in ihn hineingefallen waren, er wunderte
sich nicht einmal über die wirkliche Beleuchtung, die seine nach innen
gewandten Augen diesen Begriffen, die doch immer irgendwie dage-
wesen waren, gaben. Ia, dagewesen waren sie, deutlich fiel es ihm ein;
als er ein Kind war. Gewiß hatte er nicht horchen sollen; er stand
hinter einem Vorhang und da hörte er seine Mutter sagen: „Tin so
elementares Gefühl wie Menschlichkeit ist Dir ein überwundener
Standpunkts Da war sein Vater hinausgegangen, ohne ein Wort.
Das war also früher schon so gewesen, vielleicht nie anders und
der ganze Begriff war von Phantasten erfunden, eben weil das Wirk-
liche, was dahinter stehen sollte, fehlte. Komplement. Natürlich,
Stehn fühlte erleichtert, begriffen zu haben. Anders wäre es
auch entschieden ungemüthlich gewesen. Und nun fielen in seinem Ge-
hirn die Begriffe, einer nach dem anderen, und der offene Mund
verschlang sie alle. Ordentlich leicht wurde ihm.
Diese veralteten Begriffe hatten in den Möbeln genistet und in
den Ecken gekauert Ganz uralte Begriffe. Sie waren mit den gebrech-
lichen alten Truhen und Schränken hereingekommen. Wenn man nä-
her hinsah, bestand ja das ganze Leben aus nichts Anderem; irgend-
wo waren sie in jeder Handlung, in jedem Erleben. Iede Stunde
konnte sie zu Hunderten ausstoßen. Aber man wollte sie nicht be-
greifen, weil es einen Abbruch der Lebensmöglichkeiten bedeute.
Stehn hatte das Bewußtsein, daß sein Verstand alle verschlungen
habe. Nur sonderbar, daß seine inwendigen Augen nicht recht mitthun
wollten. Sie bohrten sich tief in die Dinge, krochen in die verstecktesten
Gedanken hinein: und auch sie nahm der Mund auf.
Eigentlich hätte Stehn sich nun ausruhen mögen; er versuchte
es auch und wirklich war eine Zeit lang Stille; solche Stille, daß
Stehn das Ticken der Zimmeruhr deutlich hören konnte. Aber Das
dauerte nur einen Augenblick: und nun fingen die Fäden über Stehns
Kopf an, sich zu bewegen, die grünen und die rothen. Einmal standen
die grünen still und dann die rothen. Wie eine Wage war es. Noch
mehr Sonderbares geschah; so daß Stehn dachte, er habe Kopfschmer-
zen. Das wars aber nicht. Trotzdem er sich dagegen wehrte: „In sich",
der verdammte Kerl, trampelte da irgendwo mit herum und spielte

den Machthaber. Er sollte sich irren, aber für den Augenblick hatte
er Stehn doch in Unordnung gebracht. So ein Schaukeln war dabei
und eine Seite war immer tief unten.
Gott, Das war ja die Wage an den FSden! Wie konnte er Das
nur vergessen! Und die Ergänzungseite war schwer, auf der anderen
war nichts; Leere. Aber was hatte „Er" damit zu thun?
„Gott verdamme mich: die elektrische Taschenlampe!" Stehn
sprang beinahe auf. Das "heißt: nicht eigentlich „Er", sondern „In
sich". Pfui, Teufel! Also Lüge als Selbstverständlichkeit, Komplement
der Leere! Darum logen sie Alle. Wirklich fast Alle?
Nun stutzte auch Stehn und warf sich mit einem gewissen Er-
staunen diesem Gedanken entgegen. Ia, eigentlich Alle, mehr oder we-
niger; wo war da die Grenze? War sie überhaupt möglich? Und es
war doch der Verstand, der da anordnete und vertheilte, der Verstand,
der ihre Worte, Mienen und Geberden lenkte. Wenn man ihnen Das
nun so klipp und klar sagen würde, dann wäre man wieder verrückt;
und sie hätten vielleicht Recht. Wer weiß Das so genau? Eigentlich
wars ja, um verrückt zu werden. Aber vor Allem würden sie den-
ken, daß man langweilig sei, und damit hätten sie ganz bestimmt Recht;
man wäre langweilig, weil man so abgekürzt wäre, so ohne alles
Drum und Dran.
Dann war also die Wahrheit „etwas Armsäliges", komisch ei-
gentlich, ein „unbeliebtes Verfahren", ein „abgekürztes Verfahren",
auch verwunderlich, wo man heutzutage nie und fast zu nichts Zeit
hat; aber mit dem Komplement konnte man schließlich voraus sein,
nicht nur rennen, rasen, sondern springen; Das war entschieden spaß-
hafter. Wahrheit hat so viel Feststehendes. Ihm fiel Das mit dem
„über frische Gräber hopft" ein, was ja auch dazu gehörte.
Und dann die Aufmachung. „Wahrheit": da fror man, es hatte
so was von Kinderlosigkeit. Aber die Komplemente, die hatten Ge-
wänder, Kleider, Stimmungen, Phantasien, die man wechseln konnte,
mehrmals an einem Tag, äußerlich und innerlich. Man,war nie
werthlos, bewahre, preziös, in gedankenschwerer Melancholie oder
geistvoll, je nachdem es der Beruf, das Leben, die Episode oder die
Chose erheischte. Stehn lag noch immer in seinem Sessel. Es war
dunkel im Zimmer; an die Fenster kam ein matter Laternenschein von
der Straße. Er gähnte und versuchte, die Spitzen seiner Lackschuhe und
die Strümpfe mit den violetten Tupfen zu betrachten. Natürlich war
es zu dunkel. Dann holte er seine Glühlichtlampe aus der Tasche und
untersuchte den Verschluß. Danach stand er auf, tappte im Finsteren
durchs Zimmer, stieß sich mehrmals, fluchte und schellte dem Dinner.
Wer eigentlich den dicken Chinesen auf dem Kamin angestoßen
hatte, daß er mit dem Kopf wackelte und die Junge eine halbe Stunde
lang immer wieder gegen Stehn herausreckte, wußte Keiner zu sagen.
Schloß Molsdorf. Maria Gräfin Gneisenau-Bonin.

Schuberts Instrumentalmusik.
WS
Schuberts Instrumentalmusik.*)
Midier Iahre hatte der Symphoniker Schubert geschwiegen. Die
L-Sur-Symphonie von 1821 gelangte nicht über den Entwurf
hinaus. Der Fünfundzwanzigjährige konnte bereits auf sechs Sym-
phonien zurückblicken, unter denen sich ein so bemerkenswerthes Werk
wie die „Tragische" befand. Er fühlte, daß noch Wichtigeres gesagt
werden mußte. Und 1822 schuf er die Symphonie in K-moll, ein Werk,
das noch deutlicher als seine Vorgänger die Symphonieform befestigte,
die als etwas durchaus Gleichwerthiges, aber im Grunde Verschiede-
nes neben der durch Beethoven bestimmten Richtung bis in die Neu-
zeit hinein ihren Weg genommen hat.
Beethovens Form bildet den Maßstab, nach dem allgemein ge-
messen wird und durch den lange Zeit eine völlige Verkennung der
schubertischen Eigentümlichkeit bewirkt worden ist. Erst nachdem nun
Generationen an Beethovens Lebenswerk gezehrt, erklärt und gelehrt
haben, nachdem seine Form in ihrer ungeheuren Ausdrucksfähigkeit
Generationen von Komponisten zur Nacheiferung und zum weiteren
Ausbau angeregt haben, kann man von einer Verarbeitung seiner
Idee sprechen. Seine Herrschaft stand schon bedingunglos fest, als
Schuberts Werke, Iahrzehnte nach dem Tod ihres Schöpfers, erst all-
gemeinere Beachtung fanden, ja, so zu sagen, erst entdeckt wurden.
Das Manuskript der K-moll-Symphonie fiel, zum Beispiel, dem wiener
Hofkapellmeister Herbeck erst 1865 in der Bibliothek Anselms Hütten-
brenner in die Hände. Man legte den beethovenschen Maßstab an sie
und fand sie locker in der Form, unlogisch im Aufbau, voll „himmli-
scher Längen", liebte sie aber trotzdem, da man sich ihrem Zauber nicht
entziehen konnte. Aesthetische Irrthümer verdichteten sich zu kritischen
Schlagworten, mit denen man den Lyriker Schubert als Symphoniker
(als Instrumentalkomponisten überhaupt) auf einen zwar ehrenvollen,
aber doch nur bescheidenen Platz wies. Man hatte, da man ja mit dem
Problem Beethoven immer noch nicht fertig war, übersehen, daß in
Schubert' schon wieder vollkommen neue ästhetische Gesetze thätig wa-
ren, die zu ergründen, der Geschmack und das Empfinden erst einer
besonderen Kultivirung unterworfen werden mußten. Der Irrthum,
der Schuberts Werke Iahrzehnte lang in eine falsche Beleuchtung
rückte, war verzeihlich. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß man
unter symphonischer Gestaltung eine logisch ausgebildete Form, deren
Aufbau bis in Einzelheiten vor dem Auge des Schöpfers unverrückbar
feststand, eine erschöpfende Verarbeitung u<ld Weiterentwickelung der
Gedanken verstand, wird es klar, daß man den Typus der Symphonie
Schuberts als eine Form zweiten Ranges ansehen durfte.
Schubert, der in seinem Schaffen nicht von einer „poetischen
*) Eine Probe aus der neuen SHubertbiographie, die Herr Wal-
ter Dahms im September (bei Schuster 6 Loeffler) herausgiebt.

Idee", sondern von der Stimmung ausging, hätte in der Form Beethovens, der, das Endziel klar vor Augen, sein Werk mit sicherer, unfehlbarer Meisterhand gestaltete, seine besten Eigenthümlichkeiten verloren. Dies Alles schließt aber nicht aus, daß der Expressionist und der Impressionist manchmal ihre Rollen tauschen. So einseitig es wäre, Beethoven nur als verstandesmäßig schaffenden Künstler zu betrachten, eben so verkehrt wäre es, in Schuberts Schaffen den überlegenden Kunstverstand zu leugnen. Aber im Allgemeinen gewann seine nicht dem Intellekt unterworfene, sondern naiv schaffende Erfindung ihre Gestalt im Werden. Der melodische Strom wurde nicht von der Hand des planvoll vorhersehenden Meisters in ein festes Bett gelenkt und gezwungen, sondern ergoß sich frei, formte sich selbst im Ausströmen. Nicht Einheit der Gedanken, sondern Vielheit, nicht ein Herleiten aus einander, sondern ein Dahinfließen neben einander, nicht Kontrastiren, sondern Beleuchten und Variiren sind die Merkmale schubertischer Symphonik.

Diese naive Kunst, die jenseits von Willen und Ueberlegung steht und die da anfängt, wo die des intellektuellen Schaffens aufhört, mußte Mißverständnissen ausgesetzt sein. Einer der empfindlichsten Irrthümer ist nun, daß eine Aesthetik, der der weite Blick fehlte, Form mit Schema verwechselte, deshalb nur eine „richtige Form" kannte und in ihrem ängstlichen Anklammern an einen Begriff, der in ihren Händen allmählich erstarrt war, ganz vergaß, die Form auch durch den Inhalt verstehen zu lernen. Man gab sich dem verhängnißvollen Irrthum hin, Form und Inhalt seien zwei trennbare Begriffe. Wohl erkannte man den genialen Inhalt der schubertischen Instrumentalwerke an und pries ihren Zauber; aber man übersah, daß hier eine schaffende Kraft am Werk war, die eine nur ihr allein eigenthümliche Form gewonnen hatte. Als ob ein wirklicher, lebensvoller Inhalt jemals ohne Form sein könnte. „Form ist Ausdruck der Notwendigkeit", definirt Hebbel. So muß der neue Gedanke auch seine eigene neue Gestalt finden. Daß man zum Verständniß der mehr xhapfodischenals >streng,symphonischen Form Schuberts gelangt, ist nicht nur wichtig für das volle Verständniß des Tondichters selbst, sondern auch für eine gerechte und den Kern der Sache treffende Würdigung seines großen Nachfolgers, des Symphonikers Anton Bruckner.

Die K-irioll-Symphonie trägt den Beinamen „die Unvollendete". Der äußere Grund dieser Bezeichnung ist erklärlich. Das Werk besteht nur aus zwei Sätzen, einem ^He^ro moäsräto und einem H,näs,nts eon moto. Von dem dritten Satz, dem Scherzo, hat Schubert nur einen Theil in der Skizze ausgeführt. Instrumentirt findet man nur eine Seite in der Originalpartitur. Es kann nicht verwundern, daß man für eine zweisätzige Symphonie, deren dritter und vierter Satz fehlten, das Beiwort die Unvollendete wählte. Nur war es eben ein irrführendes Charakteristikum. Hatte man, als man das Wort prägte (von dem Inhalt des Werkes selbst ganz abgesehen), vergessen, daß die

zweisätzige Form in einer ganzen Reihe beethovenscher Klaviersonaten sanktionirt war? Man klammerte sich an den geheiligten Begriff des viersStzigen Symphoniebaues und nannte die beiden Sätze Schuberts einen Torso. Bestärkt wurde man durch die vorgefundene Skizze zum dritten Satz. Also hatte doch Schubert eine „Vollendung" geplant? Daß er sie nicht ausführte, dafür fand man bald Vermuthungen und Erklärungen. Man behauptete, Schubert habe sich nicht stark genug gefühlt, den beiden ersten noch zwei ebenbürtige Schlußsätze anzufügen. Diese Annahme streift den Genius Schuberts doch sehr an der Oberfläche. Der Schöpfer der Tragischen sollte sechs Iahre später, nachdem in der Zwischenzeit Werke wie die drei großen Klaviersonaten aus 1817, das Forellenquintett oder der o-moll-Quartettsatz entstanden waren, nicht im Stande gewesen sein, den beiden Sätzen der K-moll-Symphonie (wenn es nothwendig war) noch die Krone aufzusetzen? Als Schubert, mitten im Trio des Scherzo angelangt, die Feder aus der Hand legte, wird er zurückblickend empfunden haben, daß die beiden vorhandenen Sätze eine Einheit bilden, die durch weitere Zusätze nur zerrissen werden würde. So erschien die „Unvollendete" ihrem Schöpfer selbst vollendet genug, um ihn auf eine Erfüllung des Symphonieschemas, auf eine Konzession an den Geschmack der Durchschnittsästhetik verzichten zu lassen. Und wer dem Gedankengang der K-mcill'Symphonie innerlich erlebend folgt, wer sich rückhaltlos der Sprache des großen Romantikers hingiebt, wird schwerlich das Gefühl eines „Unvollkommenen" haben.

Aus den tiefen Regionen der Celli und Bässe ringt sich ein getragenes, schmerzlich-sinnendes Thema los, das dem ganzen Satz das Gepräge leidender Tragik giebt und wie ein Fatum immer wieder auftaucht, erschütternd in seiner stillen Klage. Unter schwirrenden Sechzehnteln der Geigen und einem stockenden Pizzikato-Rhythmus der Bässe erheben gleich darauf Klarinette und Oboe ihre Stimme zum Hauptthema, das mit seiner abwärtsgleitenden Quinte das Hoffnunglose der Stimmung noch verstärkt. Nur ab und zu wirft ein hellerer Dui klang einen Lichtstrahl in dies trübe Dahindämmern. Immer noch K-moll. Da theilen sich von der langhallenden Terz Fagotte und Hörner und leiten zum Seitenthema nach L-Sur. Die ganze herrliche Unbefangenheit Schuberts, wie nur er sie hatte, liegt in solchem Uebergang. Die Celli summen einen Ländler, eine Melodie, die unter Thränen lächelt; die Violinen greifen sie auf und wiegen sie auf der A-Saite. Im letzten Takt brechen sie ab. Ein Pausen-Einschnitt; raschelnde Tremolos und schroffe Sforzatos. Naiv-geniale Mittel zu Ueberleitungen, wie sie später Bruckner liebte. Nichts aus dem Thematischen Geborenes; kein kunstvoll gelöstes Problem. Und doch so unmittelbar packend. Dann folgen Spielereien mit dem Seitenthema; die Gruppen rufen es sich gegenseitig zu. Man ist wieder in ü-Sur. Die Terz K bleibt in den Bläsern hängen; stufenweise tropfen die Pizzikati der Streicher davon ab, bis sie zum K gelangen und die Wieder-

holung des ersten Theiles anhebt. In der Durchführung dominirt das Einleitungthema. Auch hier verzichtet Schubert auf eine eigentliche Weite:entwickelung der Gedanken. Er schattirt, unterstreicht, rückt dieses oder jenes Motiv in ein anderes Licht und vertieft nur die schmerzliche Stimmung des Ganzen. In der Reprise spielt sich nichts Neues ab; eine kurze, vom Einleitungthema bestrittene Koda rundet den Gesammteindruck zu einem Bild rührender, von Herzen kommender und zu Herzen gehender Klage.

Im ^nSsnts eon moto ist noch weniger von symphonischer Einheitlichkeit die Rede. Auch hier fehlt eine Entwickelung des Thematischen. Themen, Motive, Melodiefloskeln von überwältigender Schönheit lösen einander ab, ergänzen sich; ein Spiel, dessen sinnvolle Anordnung sich unserer Ueberlegung entzieht. Hier müßten Erklärungversuche an der Oberfläche bleiben. Die lichtvolle Stimmung dieses Satzes befreit uns von dem Druck, den die Elegie des Hilsgro moäsrsw auf unsere Seele legte, und führt uns in ätherische Höhen, wo nur noch Schönheit ist und Liebe. In der K-moll-Symphonie zog Schubert den Schleier von dem Mysterium des Ewig-Schönen und Ewig-Erhabenen. ?er äspsrs, sä sstrs. Sein Werk war vollendet. (Die Partitur der Symphonie ist sehr sorgsam geschrieben und zeigt nux geringfügige Korrekturen. Schubert hatte diese Symphonie zuerst in einem Klavierauszug skizzirt, was nur bei wenigen Werken nachzuweisen ist.)

Hatte Schubert jetzt den Gipfel der symphonischen Meisterschaft erklommen, so wurde 1822 auch die Kirchenmusik mit einem Werk bedacht, das alles von ihm bis dahin Geschaffene weit in den Schatten stellte: seiner Messe in ^s-Sur. „Aisss solsnmis in von Franz Schubert, 1822" lesen wir auf der Originalpartitur. Vor drei Iahren, im November 1819, hatte er das Kyrie begonnen. Im September 1822 schrieb er am Schluß des Dona: „?ins äsl Wsss: in 7b 1822 beendet". Im Dezember meldete er Spaun ihre Vollendung. „Meine Messe ist geendiget und wird nächstens produzirt werden; ich habe noch die alte Idee, sie dem Kaiser oder der Kaiserin zu weihen, da ich sie für gelungen halte". Reber eine Aufführung der Messe ist mit Sicherheit nichts festgestellt; Piringer, der Kapellmeister an der Augustinerkirche, könnte sie veranstaltet haben. Beabsichtigt war sie; denn Schubert nahm nachträglich zahlreiche Veränderungen vor, um, wie die Herausgeber der Gesammtausgabe bemerken, den Vokalsatz klangschöner zu gestalten und ihn im Orchester besser zu unterstützen, was auf einen eminent praktischen Sinn Schuberts schließen läßt. Aus der beabsichtigten Widmung wurde nichts, da sich kein Verleger für das Werk fand. Erst 1875 wurde es der Welt zugänglich gemacht.

Die ^L-Su»Messe ist die fünfte große Kirchenkomposition Schuberts. Bei den vorhergehenden Werken wurde schon darauf hingewiesen, daß Schuberts Schreibweise den starren Regeln des strengen Satzes nur selten unterworfen war. Er war immer der Stimmungskünstler, der die polyphone Form nur benutzte, wenn sie durch die

Idee bedingt war. Sein Stärkstes schuf er nicht in ihr. Er beherrschte sie; hatte sich doch sein Studium bei Salieri hauptsächlich auf die Vokalmusik, in der der strenge Satz vor Allem heimisch ist, beschränkt. Aber in der Anwendung dieser Kenntnisse war er sparsam. Von Bachs Herbheit und Größe ist sie weit entfernt. Seine Kenntniß der Werke des Thomaskantors soll überhaupt nur gering gewesen sein. Schuberts Kirchenmusik trägt meist den Stempel des Lyrischen. Er fühlte auch nicht das Bedürfniß, sich in der Messe mit dem Gedankeninhalt des Textes auseinanderzusetzen, wie es Beethoven that. Er sang das Credo kindlich vertrauend; es war ihm ein Bekenntniß, das er freudigen Herzens offen aussprach. Beethoven schrieb seine erste Messe als Siebenunddreißiger, in einem Alter, wo sich der innere Mensch mit der christlichen Weltanschauung schon auseinandergesetzt hat. Auch Schubert wäre der Kampf sicher nicht erspart geblieben. Wir haben aber nur seine Iugend vor uns, die den Problemen noch nicht bis in die abgründigsten Tiefen folgte. Wir erleben in Schuberts Messen nicht Aufrüttelndes, sondern Verinnerlichendes. Sie werden nicht stürmisch, sie bekehren nicht, sondern festigen nur Solche, die gleichen Sinnes sind. Ihr ethischer Werth liegt in der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, mit der sie um das Erhabene und Ewige einen Kranz von Schönheit flechten, nicht in der Verkündung neuer, sieghafter, niederschmetternder Ideen. Auch in der ^,s-Sur-Messe spricht der romantische Geist, der, klang- und glaubensselige, aller Dialektik fremde. Und es ist eine historische Nothwendigkeit, daß solche Werke in einer Zeit, wie das vergangene Iahrhundert, die mit den Riesenschritten des Eroberers von Gipfel zu Gipfel eilte, vergessen werden mußten. Da hatte nur das große Wort Geltung, das Wort eines Kämpfers, der zu Kämpfenden sprach. Aber wenn die Welt der gewaltigen Worte über wird, Wenn die umwälzenden und aufrüttelnden Ideen keinen Widerstand und Widerhall mehr finden, wenn alles Große und Gewaltige sich dem eisernen Menschenwillen beugt, dann wird die Menschheit wieder Zeit und Muße finden, sich an den Blumen zu freuen, die unverwelklich das Erhabene schmücken und ohne die es zwar Größe, aber nur eisige, erschreckende, übergewaltige, gäbe, eine Größe, die letzten Endes doch den Geist erdrücken würde. Allem Skeptizismus fremd, wendet sich Schubert an den Glauben. Und die Mittel, die er anwendet, sind bescheidene; denn er will vertiefen, nicht werben.

Die ^s-Sur-Messe zerfällt in sechs Theile. Gleich das Kyrie führt mit seiner zarten Verträumtheit in den Grundcharakter der Messe ein. Nichts von einer zerknirschten Menge, die angsterfüllt und bebend um Gnade fleht. Hier ist es eine freudig erregte Gemeinde, die, im Vertrauen auf die Güte des Herrn und der Verzeihung gewiß, ihre Bitte um Segen ertönen läßt. In helle Farben ist Das getaucht. Chor und Orchester wetteifern im Wohlklang: Kyrie eleison. Ganz leise wie ein Echo hallt es in den menschlichen Stimmen nach. Da beginnen einzelne: Christe eleison. Kunstvoll sind die Stimmen verschlungen, Ro-

sen gleich, die um das Kreuz des Erlösers gewunden werden. Wieder beginnt der Chor und wieder folgen die Solostimmen. Nirgends ein Aufschwung, ein Forte. Leise, wie sie begonnen, hauchen die Stimmen ihr eleison hin. Im strahlenden L-Sur setzt jubelnd das Gloria ein^ Rauschende Streicherpassagen umspielen den Ruf der Stimmen. I^v.-gsmus ts, wetteifern sie. Eine kurze, innig beseelte Episode der Solostimmen: und wieder braust das Gloria hernieder. Dann folgt ein Zwischensatz in ^.-Sur; in schlichten Tönen erklingt das grstiss sßimug. Streicher und Holzbläser schaffen eine abgeklärte, erdenferne Stimmung. Da wendet sich das Spiel nach moll, volle Akkorde künden vom „Herrn des Himmels". Der feierliche Anruf der Gläubigen wird immer wieder von dem rührenden grstiss s^imus unterbrochen. Erschüttert stammeln sie: Aissrsrs nobis. Die Instrumente lasten mit schleppenden Synkopen an dem Ouoniam und unter mächtigen Schlägen des Orchesters ringt sich die Erkenntniß des „Einzigen" durch. Eine Fuge von imponirendem Aufbau krönt den Gloria-Satz. Schubert hat sie später noch einmal geformt und dem Schluß eine wirksamere Steigerung gegeben.

Zweimal intoniren die Bläser den Oaur-Dreiklang, dann setzen die Singstimmen freudig bejahend mit dem Credo ein. Scheu ringt sich das Inosrnstus in weichem ^s-Sur von den Lippen. Schauer beben durch die sich ineinanderschiebenden Harmonien beim «ruOikixn«. Da ertönen kräftige, helle OSur-Klänge (st rssurrexit) und jubelnd steigert sich der Freudenruf: Oreäo in spiritum ssnotum. Eigenartig modulirend beginnt das Sanktus, breitet sich dann in geschwungenen Kantilenen aus und findet in einem sprühenden Osanna seinen Abschluß. Auch dem Osanna hat Schubert später noch eine zweite Fassung gegeben, indem er es aus dem ursprünglichen Sechsachteltakt in den Vier-Vierteltakt übertrug. Das Benedictus greift die Haupttonart wieder auf. Es sind wieder die zarten, hellen Farben, die Geltung gewinnen; reizvoll ist der Wechsel zwischen Solo- und Chorstimmen ausgenutzt. Wie das Sanctus wird auch das Benedictus von dem Osanna beschlossen. Das Agnus Dei schließt den Kreis und bringt die abgeklärte Stimmung des Kyrie zurück. Dons nobis paosm lassen die Stimmen immer wieder erschallen bis zum leise verhallenden Schlußakkord.

Außer der großen ^s-Sur-Messe schuf Schubert 1822 nur noch zwei kleine Kirchenmusikwerke. Im Ianuar komponirte er ein Volkslied „Zum Geburtstag des Kaisers" für Chor und Orchester. Den Text hatte Deinhardstein geschrieben. Von den adeligen Zöglingen wurde es im wiener Theresianum zum ersten Mal aufgeführt. Ein Männerquartett „Geist der Liebe" (Matthisson) mit Begleitung des Klaviers oder der Guitarre ist ungefähr um die selbe Zeit entstanden. Der Lyriker Schubert sprach im Iahr 1822 nicht oft. Wer auf die bedeutsamen Schöpfungen diesesIahres zurückblickt, kann sich darüber nicht wundern.

WalterDahms.

Herausgeber und uerantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck uon P»ß S Sarleb S. m. b. tz, in Berlin.

Berlin, den 14. September 1912.

Von Wirklichkeit und Verwirklichung.

lrich: Wie die Stimmen der Stadt verrauschen! Diese kleine
Strecke erst sind wir von ihr gewandert: und schon sind alle
ihre Laute, die eben noch an uns, emporspritzten, in den großen
Mischkrug der Ferne gefallen und von allen Stürmen ihrer Hast
ist uns dieses Rauschen geblieben, — fast ein Lied.

Daniel: Ein Lied, Ulrich, ein Lied! Ia, sie zerrten und schrien
Vis krankz Hunde an der Kette, die zweckbesessenen Tausendmal-
taufend, sie tobten wider und durch einander; und doch pochte in
jeder Kehle, ungewus;t, die Sehnsucht nach dem Lied, das sich jetzt
nicht in ihnen, in unseren Ohren nur befreit. Es hat einen Augen-
blickgegeben, da ich es anders hörte: mitten im Taumel der Straße,
nicht ein Spiel der Ferne, sondern das blutend Nahe, von der
Sehnsucht der Sehnsüchtigen mir zugesungcn.

Airich: Einen Augenblick?

Dia niel: Weißt Du nicht, was der Augenblick Dir trägt, den
Du sich erfüllen läßt, welche FluH von Leid und Licht? ... Ich
ging in der Menge und war auf nichts bedacht als darauf, ihr
ineine Seele so weit aufzuthun, so ihre Speicher und Verlasse zu
entriegeln, daß darin Platz fände Alles, was ich von dieser Men-
schen offenbarer und verborgener Noth irgend gewahren könnte.
Ich sprach in mir: W,as kann ich an Dir thun, die Du um mich
brausest ohne Ziel und michi anrührst ohne Wissen, namenlose
Menge? Ich habe nicht die Macht, Dich zu heilen, und habe nicht
die Kunst, Dich z!u trösten; und wenn ich Dir mein Leben hin-
«pferts, wäre nichts gethan. Aber Das vermag ich: Dich aufzu-

nehmen, Deine zerstreute Pein in mir zu sammeln, Dich Zerrissene in mir ganz zu machen, — daß meine Seele Dein Lied wird, Du Liedlose. Und dieses Willens ging ich durch die Menge. Und da dieser Wille in mir wirklich wurde, geschah es mir, daß, ich mich nicht mehr wußte, sondern ein Gewühl von Kräften, auf einander schlagend und an einander vorbeistürzend ohne Maß, und Weg; aber in der Mitte des Gewühls wohnte, ,Blut aus dem Wirrsal empfangend und in all seine Winkel entsendend, ein Herz, wie eines Menschen Herz. Und erst übermannte mich die Gegenwart des ungeformten und «ngebändigten Körpers, daß ich meinen Dienst that wie eine Pumpe, demüthig und betäubt. Aber dann kam der Sinn wieder über mich und ich vernahm aus jeder dieser Kräfte, ja, aus jeder dieser jagenden, zwecktollen Kräfte, aus den hungrigen und aus de.i lüsternen, aus den suchenden und aus den greifenden, aus jeder aufsteigend vernahm ich ein Singen. Ach, dieses fahle, flackrige, gespenstische Singen! Als ich es vernahm, wurde ich feig, mein Freund, feig vor würgendem Mitleid, und hatte keinen Willen mehr in mir als den einen, wieder ein Mensch zu sein und einen dieser Menschen bei Her Hand zu fassen und ihm zu sagen: „Besinne Dich, Bruder, daß Deine Seele ein frei und gewaltiges Firmament ist, das nichts gewaltigen kann." Da warf ich mein Amt hin und schwor abund schon stand ich wieder in meinem Leibe, inmitten der Menge. Das aber war so, daß, ich schwankte und, was um mich war, wie einen riesenhaften kreisenden Kreisel sah, und meine Lippen waren geschlagen. So stand ich, schwankend und stumm; und nachdem ich eine Weile gestanden hatte, ging ich nach Haus und setzte mich auf eine Bank im Garten, auf die braune Bank unter dem Ahorn, und war einsam in schlimmer Einsamkeit, wie nie zuvor.,. Viel später aber erst wurde mir offenbar, was ich in jenem Augenblick erkannt hatte.

U lrich: In jenem Augenblick? Wie konnte Dir Dieses so gewiß sein?

Daniel: Du kennst sicherlich Das, was an einer Erkenntnis das Zeichen zu nennen ist. Du wachst an einem Morgen auf oder Du hältst auf einem Gange inne: und hast einen Gedanken in Händen, einen wissenden Gedanken, den Du zum ersten Mal siehst und der doch reif und fertig ist, als hättest Du viele Zeit lang an ihm gebildet. Aber während Du ihn betrachtest, merkst Du, daß er ein Zeichen trägt: Das ist ein Gewinde aus einem Ort und einem Augenblick und darin das Siegel eines Erlebnisses. Und Du magst Deine Erkenntnis; im Heiligthum des Schweigens aufstellen oder sie auf dem Markt der Worte feilbieten, das Zeichen haftet daran.

Ulrich: Und vielleicht ist es Dies, was uns unsere Erkenntnisse als etwas Lebendes und Unzerstörbares empfinden läßt, auch wenn sie im Schweigen verwahrt werden Aber was war es, Daniel, das Du damals erkannt hast?
Daniel: Wenn ich es Dir so einfach sagen soll, wie ich es erkannt habe: unwirklich bleibt, wer nicht verwirklicht.
Ulrich: Du wirst es mir doch wohl vielfacher sagen müssen, wenn ich es recht verstehen soll.
Daniel: Wir sprachen ja schon einmal davon, daß, es ein doppeltes Verhalten des Menschen zu seinem Erleben giebt: das Ortentiren oder Einstellen und das Realisiren oder Verwirklichen. Was Du thuend und duldend, schaffend und genießend erlebst, kannst Du, um Deiner Zwecke willen in den Zusammenhang der Erfahrung einreihen oder um seiner selbst willen in seiner eigenen Kraft und Helligkeit erfassen. Indem Du es der Erfahrung einfügst, bearbeitest Du es nach ihren Formen und Gesetzen. Es war nicht anders räumlich als der neue Himmel, den Iohannes auf Patrnos sah; Du machst es zu einem Ding im Raum, versicherst es an seinem Ort, mit der Ziffer der Luftsäule über ihm und der Ziffer der Erdanziehiung unter ihm, mit einer unabschüttelbar festen Beziehung zu jedem anderen Punkte der Welt. Es war nicht anders zeitlich als der letzte, schon zwiefach gerichtete Blick des Sterbenden; Du machst es zu einer Begebenheit in der Zeit, blätterst es zur Abfolge auf, wie ein Knabe eine Rosenknospe gewaltsam aufblättert, und schiebst es ,dann zwischen ein Vorher und ein Nachher, die es zerdrücken. zSs war nicht anders ursächlich als die Majestät des ersten Traums; Du zwängst es in eine Kette ein, wo es gerade so viel Sinn darstellt wie jedes andere Glied der Kette: ein Glied mit einem anderen Glied zu verbinden. Es war nicht anders gegenständlich, als Gott dem Menschen oder der Mensch Gott Gegenstand ist; Du brichst es Witten entzwei, so daß Du seinen Kern versehrst, und nennst die Stücke mit überlegener Sicherheit den Wahrnehmenden und das Wahrgenommene. Ist es aber in diese und ähnliche Gefüge und Getriebe richtig eingestellt worden, daß, die Einstellungen zu einander stimmen und es in ihnen M jeder Zeit wiedergefunden zu werden vermag, und kann der Abriß, der Einstellungen in einem allgemein verständlichen Satz ausgesprochen werden, so wird dieser Satz gemeiniglich Wahrheit genannt. Und gewissermaßen mit Recht; denn auf Entdeckungfahrten ist der Zweifel zu Haus; aber beim Ablesen einer Landkarte sind Wahrheit und Irrthum leicht festzustellen. Nur von Wirklichkeit sollte man dabei nicht reden.
Ulrich: Wie, Daniel, so möchtest Du behaupten, auch die, Wis-

senfchafi, die sich doch am Naturgeschehen und am zweckmäßigen
Handeln bewährt, sei nicht durchaus auf der Wirklichkeit erbaut?
Daniel: Das meine ich allerdings. Aber verstehe mich recht>
kunstreich erscheint mir der Zusammenhang der Erfahrung, jedoch
nicht künstlich; als eine Bearbeitung des Erlebnisses erscheint sie
mir, jedoch nicht als eine willkürliche. Hat sie doch all ihke Formen
und Gesetze, ja, ihr ganzes, von uralten Zwecken bestimmtes Dasein
aus nichts Anderem als eben aus dem ewigen Erlebnitz des Men-
schen gezogen, und was sie an Regelmäßigkeiten gestiftet hat, spie-
gelt tiefe rhythmische Züge des Erlebnisses, freilich nur sinnbildlich,
wieder. And wie sollte ich diesen unüberblickharen Bau der Wissen-
schaft und sein wundersames Werden nicht ehren? Wie könnte ich
ihn Hinwegwünschen, hinter ihn zurückwünschen, ohne mich an der
Macht des Geistes zu vergehen? Denn überall, wo ein Wissen an-
setzte, wo es begann, wo es schöpferisch war, war es nicht orientirend,
sondern realisirend: Versenkung in das reine Erlebnitz; und nur
das s.> Gefundene wurde in das Bett der Einstellung übergeleitet.
And überall, wo das Orientirungwissen selbständig waltete, war
es Raubwirthschaft, denn es geschah auf Kosten der mütterlichen,
nährenden Säfte des Erlebnisses, die nur die Verwirklichung in
Größeres als in einen kleinen Nutzen oder eine kleine Sicherheit
Umzusetzen vermag. And diese Aebermacht der Orientirung ist es,
woran ich leide, wogegen ich mich empöre, um der Realisirung wil-
len, die aus dem Erlebnitz die Wirklichkeit schafft.
Ulrich: Du willst unter Wirklichkeit nicht das elementare
Material des Erlebens, sondern ein Werk der Seele verstehen?
Dianiel: Ein Werk der Seele wohl; aber bedenke, datz uns im
Erlebnitz nicht ein Material dargeboten wird, das wir formten und
das von unserer Formung ablösbar, aus ihr ausschmelzbar wäre,
sondern datz, es in unserer Aktivität aufkeimt und wir aus dem
fertigen Gewächs den Keim in keiner Weise mehr zu scheiden ver-
mögen. Das Erlebnitz ist uns zum Betrachten und Vergleichen nur
in der Gestalt gegeben, die unsere Funktion, die orientirende oder
die realisirende, aus ihm entfaltet hat; in seinem ungestalteten
Wesen erleben wir es nur, aber wir besitzen es nicht. Zu unserem
Wissen, zu unserem Gedächtniß, zu unserer Besitzergreifung füh-
ren vom Erlebnitz nur die zwei Brücken unserer Gestaltung, und
wenn es über die Brücke kam, ist es (ob der Gang auch schneller war
als derWeg des Lichtes) gestaltet; ist es zu Erfahrung, oder zu Wirk-
lichkeit geworden. Das Erlebniß ist unfaßbar wie ein Blitz oder ein
Wasserfall oder das Zusammenschießen des Kristalls; Wirklichkeit
dürfen wir es nicht nennen, weil wir damit nicht zu schalten, es

nicht hervorzuholen und zu betrachten vermögen. Aber noch weniger wollen wir dem Aufbau der Erfahrung den Namen der Wirklichkeit lassen.

Ulrich: Was aber dünkt Dich um den gemeinen Sprachgebrauch, dem die Wirklichkeit einfach der als das Ezistirende empfundene Zusammenhang des Wahrgenommenen und Wahrnehmbaren ist?

Daniela Mich dünkt, daß, wir ihn achten sollen, weil das Zusammenleben der Menschen auf ihm errichtet ist; und nicht nur darum. Und wir wollen ihn wieder annehmen, sobald wir in das Gehege der Stadt zurückgekehrt sind, mit einer Einschränkung, wenn es Dir dann so gut scheint, oder uneingeschränkt. Ietzt aber.. Ist Dir nicht oft aufgefallen, daß in einem Gedicht, Hölderlins etwa, ein Wort in einem gesteigerten Sinn verwendet wird, den t er Sprachgebrauch nicht kennt?

Nlrich: In einem Gedicht wohl.

Daniel: Nnd sind Gedichte nicht schwingende Erkenntnis? So laß, uns jetzt in einem Gedicht verweilen und Wirklichkeit Das nennen, was in einem gesteigerten Sinn, dem wir jetzt eine Weile lang nachgehen wollen, eben so,wenigiWillkür ist wie der gesteigerte Sinn des Wortes im Gedicht. Dieser aber kommt aus einer nicht minder tiefen Notwendigkeit und einem tieferen Recht als der Sprachgebrauch, der Das ja selbst bekräftigt, indem er nach Iahrzehnten oder Iahrhunderten dem'Dichter botmäßig wird und seinen Sinn sich aneignet. Warum wohl? Well jener gesteigerte Sinn Augenblicken gesteigerten Daseins, gesteigerten Menschenthums,, gesteigerter Erkenntniß, entstammt. Sie sind es, die Sprache einsetzen, Sprache erneuern. Sie sind zu, befragen, wenn wir im gesteigerten, im schöpferischen Sinn von Wirklichkeit und Verwirklichung reden wollen.

Nlrich: Wie aber können wir sie befragen, die uns doch unzugänglich sind?

Dpniel: Nicht unzugänglicher als dem Dichter der Held, den er kennt, weil er in der Welt sein Angesicht und seine Geste, in der Seele Das vorfindet, was sich in Angesicht und Geste ausspricht.,. Vergegenwärtige Dir einen Menschen, der sich erinnert. Ich meine nicht jene resignirte Lässigkeit, die die Thüren des Vergangenen offen läßt und jedem eintretenden Schatten die gleiche bittersüße Aufmerksamkeit zuwendet; auch nicht jene angenommene Ueber-Kgenheit, die das Gewesene aufzählt wie die früheren Züge eines Spieles, in dem der entscheidende Zug noch zu thun ist; aber auch jene treue und gedankenvolle Rechnung eines wahrhaften Men-

scheu nicht, der über die Entscheidungen und Entscheidunglosig-
ketten seines Lebens richtet. Ich meine die vor allen seltene, die
erhöhte Stunde der großen Evokation, da den Beschwörenden sein
gelebtes Leben antritt als eine Gestalt. Sieh ihn vom Schauer
des Ereignisses hingenommen erst nur ganz die Ganze gewahren,
sieh ihn sich fassen, seinen Blick regiren, schauen. Aus nichts Ande-
rem ist das Bild, das er schaut, gewoben als aus dem geheimnis-
vollen Stoff, den wir,Zeit nennen, gelebte Zeit. Aus den Gesichtern
gelebter Zeiten istl das hellige Antlitz gestaltet und der Schau-
ende erkennt sie, die sich im Stetigen wandeln nach dem Sinn des
Lebens. Welche Zeiten, meinst Du, wird er so wiedersehen? Die,
in denen er sein Erlebniß in den erbgewohnten Zusammenhang
der Mittelbarkeit einstellte als ein Knecht des Fremden? Oder
die, in denen er es auffing, wie der Ballspieler den Ball, sich nM
gerafften Gliedern entgegenwerfend, auffängt; in denen er es um-
faßte, wie der Minger den entgegengespannten Leib, die ganze Kraft
in den einen siegerringenden Muskel werfend, umfaßt; in denen er
es vollbrachte, wie der Läufer seinen Weg, ihn mit dem einigen
Schwung seiner Schritte erfüllend, vollbringt? Welche, welche er-
kennt er als die Wirklichkeit, die Stunden, in denen die Vielheit
das Eine umschattete und schwächte, oder die, in denen das Eine
in der ungeschmälerten Fülle seines Glanzes strahlte, weil es auf
nichtsAnderes gezogen wurde als auf es selber ? Ia, Dies heißt ver-
wirklichen: das Erlebniß, auf nichts Anderes beziehen als auf es
selber. Und hier ist der Ort, wo sich die Kraft des Menschengeistes
erweckt und sammelt und schöpferisch wird. Denn wo die Orient:-
rung waltet, ist jene kluge Oekonomie daheim, deren Klugheit zum
tzimmel stinkt, weil sie nur spart und nicht erneuert. Wo aber der
Fuß der Realisirung steht, da wird die Kraft aus den Tiefen ge-
bogen und zusammengebracht und zum Wirken bewegt und am
Werk erneuert. Wie den Ballspieler und den Ringer und den Läu-
fer die Aufgabe beruft, aus seinem Leib alle Gewalt zu holen und
in die That zu gießen, so thut das Erlebniß an dem Menschen, der
es zu verwirklichen bereit ist. Denn Das vermag er nur als!ein
Ganzer und Geeinigter. Und Der, wo er nur in das System der
Erfahrung einzureihen hatte, mit einem Theil nur seines Wesens
lebend sich mit dem All abfand, muß nun seines Wesens Allheit
aufbringen, um einem einzigen Ding oder Vorgang Stand zu
halten. Da aber die Kraft sich so dem Einen dahingiebt, wird sie an
ihm schöpferisch, schafft sie in ihm, aus ihm die Wirklichkeit. Dies,
Dies allein ist Wirklichkeit, was so erlebt ist. Und alle wirkende
Wirklichkeit der Menschenwelt ist so erlebt, so erschaffen worden.

Von Wirklichkeit und Verwirklichung,
Nlrich: So ist denn, was wir Schaffen nennen, nur die
Aeußerung des Realisirens? Nnd der schöpferische Mensch ist der
Realisirende?
Dianiel: Es ist verlockend, Nlrich, wenn man zwei Gewalten
der Seele als verschieden erkannt hat, nun auch zwei verschiedene
Menschenklassen zu konstruiren und, der einen die eine, der anderen
die andere Gewalt als ihr unverrückbar ausschließliches Nreigen-
thum zu verleihen. Aber ich kann mir unter einem schöpferischen
Menschen nur einen vorstellen, in dem jenes echte Eisenerz, das
jede, auch die elendeste Menschenseele birgt, über Roth- und Weiß-
gluth zu Stahl wird, nur einen, in dem der Allen gemeinsame Geist
sich ungehemmt in wirkender Folge vollendet. Nnd in ihm, wie in
Allen, lagert das Lebende neben dem Toten, nur ^erflimmert des
Lebenden sonnenhafte Macht dem Blick das Tote zu Staub; in
ihm, wie in Allen, grenzt Gewachsenes an Ersticktes, Freies an
Verbogenes, Weisheit an Wahn; nur gilt uns Mitlebenden kein
Anderes, wenn der Stahl des Genies in der Luft aufblitzt und seine
Streiche führt. Und so giebt es auch nicht eine realisirende, giebt
es nicht eine orientirende Menschenart; ein nur realisirender
Müßte in den Gott vergehen, ein nur orientirender in das Nichts
verkommen; sondern Realisirung und Orientirung wohnen nah
beisammen, wie Zeugung und Schwangerschaft, wie Erkenntniß
und Verbreitung, wie Erfindung und Verwerthung. Wie im Le-
ben der Gemeinschaft die erlangte Wirklichkeit doch immer wieder
in den Zusammenhang der Erfahrung eingestellt werden muß, so
folgen auch in dem Einzelnen auf Stunden der Verwirklichung
Stunden der Einstellung und müssen folgen; ist doch die einsame
Wirklichkeit, wie die höchste der Wonnen, so auch die schwerste der
Lasten. Aber darin sprichst Du wahr, daß, Dem der Name eines
schöpferischen Menschen zukommt, der die thätigste Kraft der Re-
alisirung hat; in dem sich die realisirende Kraft der Seele so zum
Werk gesammelt hat, daß sie Wirklichkeit für Alle setzt. Seine reali-
sirenden Stunden knüpfen sich zu einer Gipfelfolge des Ewigen,
die aus der vergänglichen Auf- und Nieder-Folge seines Men-
schenlebens hervorleuchtet; aber auch in seinen Orientirungen lebt
die Regung des Wirklichen fort. Denn, was dem Menschen als
Gattung eigen ist, ehe er sich von seinen Zwecken überwachsen läßt,
dem Pnmitiven, und was jedem einzelnen Menschen eigen ist, ehe
er sich von seinen Zwecken überwachsen läßt, ,dem Kinde, Das ist dem
schöpferischen Menschen eigen: die ungebrochene Kraft der Reali-
sirung. Nur ist sie beim Primitiven und beim Kinde stark, weil die
Fähigkeit des Orientirens noch nicht so weit reifte, daß sie sie auf-

zehren könnte; in der Genialität hingegen ist auch die reife Orien«
tirung eingeschlossen, aber als eine abhängige und dienende Funk-
tion. Der Primitive und das Kind sind noch, das Genie ist schon
der Wirklichkeit mächtig; jenen liegt ein Mondglanz auf der Stirn,
wie die Spiegelung eines verschollenen Paradieses, es aber strahlt
vom Feuer, das es dem Himmel geraubt hat; sie träumen Wirk-
lichkeit, es wacht sie, der wache Thurmwart der Erde. And darum ist
an ihm wie an Keinem der innere Sinn der Realisirung offenbar:
daß der Verwirklichende der wahrhaft Wirkliche ist. Denn wie die
Dinge, von ihm geschaut oder gewollt, in seinem Erlebniß stehen,
darin Wirklichkeit werden, so auch er selber.
Airich: Die Dinge sind aber eben doch für den sie Realist«
renden wirklich; für wen ist er wirklich?
Daniel: Mir wollen es lieber gar nicht so bestimmen, dasz
die Dinge, „für ihn" wirklich seien. Ist die Gluth für das Eisen
da oder das Eisen für die Gluth oder gar Beides nur für denj
Schmied? Gleichviel: wesenhaft geht der Stahl hervor und wirkt.
Realisirendes Erleben schafft die wesenhafte Gestalt des Daseins,
von der wir sprechen; was wir Dinge nennen und was wir Ich
nennen, ist, Beides, in diesem so Geschaffenen begriffen; Beides
findet hier seine Wirklichkeit; Beides kann sie nur hier finden.
Denn alles Erlebnit z ist ein Traum von Verbundenheit; die Orien-
tirung zerscheidet und entsondert, die Realisirung vollzieht und
proklamirt sie. So ist alle Wirklichkeit erfüllte Verbundenheit;
nichts Einzelnes D in sich wirklich; alles Einzelne ist nur Vor-
aussetzung. Die schöpferischen Stunden, handelnde und schauende,
bildende und denkende, sind die verbindenden Stunden; ein Ver-
bundener ist der Held und der Weise, der Dichter und der Prophet/
Kommunion heißt sein Mysterium; und er ist wirklich, weil er an
dem Wirklichen Theil hat, weil er in den Zeiten seiner Höhe eines
Wirklichen Theil ist. Nicht ist ein Etwas für ihn wirklich, sondern
mit ihm; aus seinem Erleben stieg Wirklichkeit auf, die ihn umfaßt.
Wirklichkeit für wen? Für Alle, weil aus ihr in Alle der Same
des Verwirklichens fällt? Für ein Selbst, das uns erlebt und von
uns nichts als unsere Wirklichkeit annimmt? Für Keinen? Gleich-
viel: sie ist; und ist nicht geringer, wenn sie vor keinem Auge ist.
Ulrich: So ist denn doch der schöpferische Mensch ein Ver-
schiedener und Auserwählter?
Daniel: Nur eben so, daß in ihm gesammelt und werkhaft
wirksam erscheint, was in Allen angelegt ist. In jedem Menschen
wohnt, geübt oder niedergedrängt, die Macht, in Wirklichkeit ver-
bunden zu werden und in das Wirkliche einzutreten. Ia, Manche

giebt es, Stille und Unbekannte, die den Schöpferischen an realisirender Kraft gleichstehen und sie doch nicht,in die Weite offenbaren; sei es, daß sie aus einer Ehrfurcht vor der Gnade, die sich in ihnen niedergelassen hat, sich ein Leben im engen Kreis erwählen Und nur den Nahen sichtbar werden, sei es, daß sie Abgewandte und Geweihte sind (denn auch der wahrhafte Eremit kann nicht ohne realisirende Kraft bestehen). Diese dürfen wir auf die Tafel, darauf die Namen der Schöpferischen stehen, als die Namenlosen schreiben; um ihrer Wirklichkeit willen; weil Wirklichkeit herrlich ist; ob wir sie auch nur ahnen; aber auch um ihrer Wirkung willen, denn die Bahnen der Wirkung sind Geheimniß, und oft wird uns in aller Stille kundgethan, daß, die Thaten der Heimlichen größer sind als die Thaten der Geltenden.

Ulrich: Ist es nicht auch Dir, Daniel, als seien Dieser, von denen Du sprichst, in unserer Zeit nur wenige?

Daniel: Der Realisirenden sind wenige in unserer Zeit. Sie ist beflissen, sie durch die Leistenden zu ersetzen.

Ulrich: Die Leistenden? Wen nennst Du so?

Daniel: Die wirken, ohne zu sein. Die geben, was sie nicht haben. Die siegen, wo sie nicht kämpften. Die Schoßkinder des Scheins. Sie scheuen die Realisirung von je oder haben ihr abgesagt, als sie von ihrer Iugend Abschied nahmen; aber sie thun oder machen Dinge, wie sie einst nur aus Realisirenden kamen, oder doch tauschend ähnliche; sie thun oder machen sie flink und mit Eleganz; sie fordern nicht, wie Iene, daß man mitthue, sie begnügen sich, daß man sie anerkenne; wie könnte man sich ihnen versagen? Gott schuf einst die Welt in sechs Tagen; aber seither haben wir die Technik des Schaffens erlernt; mit ihrer Hilfe macht Gottes Affe die Welt in einem Tage: nnd sie ist interessantsr.

Ulrich: Warum so bitter, Daniel? Laß sie doch laufen!

DUniel: Soll ich gegen die Signatur dieser Zeit nicht bitter sein? Kennst Du den Basileus nicht, der diese Satrapen eingesetzt hat? Es ist der selbe, der in den Schaaren der heutigen Menschen die Kraft der Realisirung erdrückt. Ihnen, Allen, ist sie in irgendeiner Stärke, mit irgendeinem Antrieb eingeboren; und in Allen geräth sie nicht zu ihrer Höhe und wird gehemmt und verstört und erniedrigt. Es ist aber so, daß, die Kraft der Realisirung von keiner irdischen Noth oder Nöthigung angetastet werden kann, sondern die einzige Gewalt, die sie zu befehden und zu bedrängen vermag, ist die Uebermacht der Orientirnngtendenz. Und Das ist die Uebermacht, die sich im Blut unserer Zeit eingenistet hat und

ihre Wirklichkeit zersetzt, um ihr an deren Statt die eigene Brut,
den Schein, einzuthun. Denn vor allen anderen Zeiten der Civilisa-
tion ist unsere die Zeit, die nicht realisirt.
Sieh diese Stadt, die unter uns verrauscht ist. Nun zerfließen
auch die Umrisse in ihrem Bilde und sie liegt unter dem Schleier
der Abendferne, als ob sie schliefe. Aber auch in ihrem Schlaf wer-
den sie die Fieber ihres Tages nicht verlassen und ihre Träume
sind wie Irrgänge in der Wüste. Sieh, sieh durch den Schleier,
wie schön sie ist, wie stark, — und wie siech. Denn sie ist dem Schein
verfallen.
Die Stadt, sagen wir: aber wir meinen ja nicht ihre Häuser
und ihre Fabriken, ihre Waare und ihren Abfall, wir meinen ja
diese Millionen von Menschen. Nicht eine Zahl, Ulrich, vergiß,
die Zahl, nicht eine Menge, löse die Menge auf: diese alle ein-
zelnen Menschen, nackt unter ihren Kleidern, blutend unter ihrer
Haut, diese Alle, deren entblößter Herzschlag vereint die vereinte
Stimme ihrer Maschinen übertäuben würde. Diese Menschen sind
verkürzt, Uirich, verkürzt in dem Recht der Rechte, dem gnaden-
reichen Recht aus Wirklichkeit.
Sie haben Zwecke; und verstehen, ihre Zwecke zu erreichen.
Sie haben eine Umwelt; und wissen Bescheid in ihrer Umwelt.
Sie haben auch Geistigkeit von .mancherlei Art; lund reden viel. Und
all Dies außerhalb des Wirklichen. Sie leben; und sie verwirk-
lichen nicht, was sie leben. Ihr Erlebnis wird eingestellt, ohne
erfaßt worden zu sein. Sie erfahren von ihm, welche Bestandtheile
es mit anderen Erlebnissen gemein hat, und sind orientirt.
Iedenl von ihnen ruft es aus der Ewigkeit zu: „Sei!" Sie
lächeln die Ewigkeit an und antworten: „Ich weiß, Bescheid." Ihre
Hemmung ist ihnen so weich an den Leib geschnitten, daß, sie ihrer
froh und stolz sind und nennen sie mit prächtigen und sinngebläh-
ten Namen, als Kultur oder Religion oder Fortschritt oder Tradi-
tion ^der Intellektualität: ach, tausend Masken Hat dasUnwirkliche.
Die Orientirung ist ihr Herr, die kugelrunde monistische oder
die kegelspitze theologische oder auch nur die Walze der zweckmäßi-
gen Empirie, die in allen Nöthen hilft und allen Mühen enthebt.
Im toten Licht der Orientirung verläuft ihr Schicksal, die berufen
waren, erlebend lebendige Erleuchtung zu erfahren und in ihr
selber leuchtend zu werden. Als Unwirkliche wandeln sie, jagen sie,
toben sie ihren Zwecken nach. Und wie die Feuersäulen eines bösen
Demiurgen schreiten die Zwecke vor ihnen einher und narren sie;

sie aber stürzen hinterdrein, an einander vorbeirennend und vor-
beigleitend wie ein gesetzloser Tanz von Gespenstern.
Ulrich: Aber ist wirklich unsere Zeit allein so beschaffen?
Waren es nicht viele vor ihr?
Daniel: Keine Zeit der Geschichte, Ulrich, konnte der Niveau-
bildenden Kraft der Orientirung, der Einstellung, der Verwer-
thung entrathen. Aber immer standen die großen Herde der Reali-
sirungen inmitten und spendeten'Wärme, Bewegung, Selbstthätig-
keit. Imme? wurde die torrs, in«oAnitä geschaut, ehe sie gemessen,
benannt und registrirt wurde. Nnd war auch der Mensch längst
von den Geistern seiner Zwecke überwachsen und von den riesen-
haften umstellt: in der Realisirung hatte er eine Dimension, vor
deren Schwelle sie stehen blieben und auf die Befehle des wunder-
baren Wanderers warteten. Aber es kam eine Zeit, die der Ueber-
fülle ihres Stoffes erlag. Das warhie Zeit, da die Zwecke selbst um-
stellt worden waren von den Mitteln, zahllosen Gnomen, von
denen jeder sich nun wie ein kleiner Zweck geberdete. Und dieser
wimmelnden Mitwelt stand die Seele gegenüber, mußte sich darin
zurechtfinden, sich behaupten, ihre Sicherheit gewähren. Wie konnte
Das geschehen? Durch die Realisirung, die, wie man ja wußte,
voll Unsicherheit und Gefahr war, tiefsinnig und ohne Gewähr?
Sollte dieses unendlich verwickelte Leben nur auf dem anstren-
genden, zeit- und kraftverschwendenden Umweg der Realisirung
bewältigt werden können? Mußte Das nicht direkter und unbe-
schwerlicher Mt der Orientirung allein vollbracht werden? Die
feierte gerade die großen Triumphe dejr Njaturerforschung, in-
dem sie die Siege der Realisirung sich zuschrieb, wie der Senefchall
im Märchen den schlafenden Drachentöter verdrängt. Und so ge-
schah, unschuldig und unverzeihlich, die Sünde wider den Geist,
Geist ist Verwirklichung: Geeintheit der Seele, Ausschließlich-
keit des Erlebens, Verbundenheit. Aber diese Menschen sind in
die Vielfältigkeit ihrer Zwecke, ihrer Mittel, ihrer Kenntnisse
eingespannt; Alles wird durch Alles bestimmt, Alles wird aus
hIllem entschieden, Alles wird auf Alles bezogen: und dar-
über waltet die Sicherheit des Orientirenden, der Bescheid weiß.
Ia, sie sind den Gefahren der Tiefe entronnen. Sich im Erlebniß,
sammeln? Sie sammeln ja auch in der Mrbeit nur ihre Arbeit-
kraft: und es geräth; und ihr Vergnügen heißt Zerstreuung. Das
Erlebniß in ihm selbst erfassen? Können sie doch seinen Inhalt auf
ihrer Landkarte des Himmels und der Erde aufsuchen, mit Namen,
Nachbarschaft, Länge und Breite! Zu einer Wirklichkeit verbunden

werden? Sie wissen, daß man in dieser Welt mit dem Zerlegen weiterkommt als mit dem Verbinden, und was an Verbindung, noththut, besorgen die zuverlässigen Retorten der Orientirung in Einem mit.

Ulrich: So viel von mir Dir zustimmt, darin scheinst Du mir übermäßig, daß du sprichst, als meintest Du alle Menschen dieser Stadt, und doch kennst Du manche und ahnst sicherlich mehrere, die..,

Daniel: Bin ich Iahwe und halte das strafende Feuer inHänden,daßichMir!die Gerechten vorzählen'sollte? Odersoll es mir wohlthun, ihrer zu gedenken, da diese Stadt mit Unwirklichkeit geschlagen ist? Für die Stadt, für die Menge, für die unseligen Millionen schwillt mein Herz und empört sich. Die Unwirklichen, die Unseligen! Könnten doch meine Arme sie in das Feuer der Erneuerung tauchen und zu einer zweiten Geburt taufen! Könnte doch mein Mund das Lied erwecken, danach die Sehnsucht in jeder dieser Kehlen ungewußt pocht! Könnte ich doch diese Gespenster zur Wirklichkeit erlösen!

Ulrich: Und bedenkst Du, daß die Noth und der Widerspruch, das Unrecht und der Unsinn der Zeit dann erst, wahrhaft erlebt, zur Wirklichkeit würden? Dann erst Allen, wie heute den Wenigen, diT das große Grauen und das große Erbarmen kennen? Daß, dieFluth der Wirklichkeit die Dämme der Theorien,der Programme, der Parteiungen niederrisse und das Innerste der Seelen erschütterte? Daß der Realisirende zu allererst das Chaos realisiren müßte?

Daniel: Ia, Ulrich! Und so nur könnte er anfangen, wieder anfangen. Denn es giebt in der Welt des Menschenthumes keinen anderen Anfang als die Wirklichkeit.

Ulrich: Wieder anfangen, Daniel? So würden wir doch dahinter zurückzugehen haben, was dieser seltsamen Zeit trotz Allem ihre Größe gegeben hat?

Daniel: Nein. Sondern all Das müßte, in neuen unerhörten Nöthen und Kämpfen, wahrhaft für die Wirklichkeit erobert werden. Was jetzt im Trugspiel der unheiligen gast, in den Zerrspiegeln der Zweckhaftigkeit, im Scheinbau des Bescheidwifsens und der falschen Sicherheit sein gespenstisches Dasein hat, Das soll, Das muß, Ulrich, wirkliches, gelebtes Leben werden: Leben des Schavens nnd Schaffens. Und Das ist Leben der Unmittelbarkeit und des echten Menschenbundes; denn wie die echte Einsamkeit, so ist die echie Gemeinschaft, die unmittelbare, Denen allein erschlossen, die verwirklichend als Wirkliche leben.

Zehlendorf. Martin Buber,

«SS -

Die Pankeedemokratie.
AUni Iahr 18^lS trug dem Sekundaner das enthusiastische Lob
^.M de? amerikanischen Freiheit im deutschen Aufsatz statt der ge-
wöhnlichen Note „gut" oder „recht gut" ein „ziemlich befriedigend"
ein nebst einer langen, mit rother Sinte geschriebenen Widerlegung
seiner'Ansicht; jüngst aber hat mir die kurze Charakteristik desAme-
rikanismus in den Betrachtungen über „Ideal, Kultur, Stil" im
siebenzehnten Hefte der Zukunft eine scharfe Rüge zugezogen: Pro-
fessor Hug'? Münsterberg habe doch längst in seinem Standard
Work „Die Amerikaner" gezeigt, wie unbegründet die gewöhnliche
Vorstellung vomAmerikanismus sei. Ich habe mich nun beeilt, die-
ses Werl zu studiren, und bekenne, daraus eine klarere, tiefere,
reichere Anschauung amerikanischen Wesens gewonnen zu haben
als aus allen den Büchern über den Gegenstand, die ich vorher ge-
lesen hatte. Den ganzen Inhalt des alle Lebensgebiete der Ver-
einigtenStaaten umfassenden Werkes in einem Abriß darzustellen,
ist hier nicht möglich; aber eine Seite des amerikanischen Lebens
wenigstens, die Demokratie, will ich nach Münsterberg skizziren;
und dabei wird sich nebenbei auch herausstellen, ob ich genöthigt
Nn, päter psooavi zu machen. Ich behandle die Demokratie zuerst
als soziale, dann als politische Erscheinung.

Nordamerika ist von Engländern, Iren, Deutschen, Skandi-
naven kolonisirt worden, die meistens als Flüchtlinge kamen;
Flüchtlinge aus wirtschaftlichem Druck, vor politischer oder reli-
giöser Versolgung. Es waren Menschen bürgerlichen und bäuer-
lichen Standes, also sozial Gleichstehende; nur in die Südstaaten
ergoß, sich ein schwacher Zufluß von Aristokratenblut, der im Unab-
hängigkeitkriege Mnz versiegte. Demnach gab es drüben weder pri-
bilegirte Stände noch verschiedene Klassen; alle Ansiedler fühlten
sich alZ gleichberechtigte Staatsbürger und als Kameraden in dem
gemeinsamen Kampf gegen eine noch unbezwungene Natur, gegen
die Indianer, zuletzt gegen den englischen Staat. Mit gewaltiger
Kraftanstrengung hatten sie sich ein glückliches Los geschaffen und
jeder Einzelne war seines Glückes Schmied gewesen. Stolzes Be-
wußtsein des eigenen Werthes war also für Ieden selbstverständ-
lich; und der Pioniergeist, der das ganze Volk beseelte, der sich auf
jdie Nachkommen der ersten Besiedler vererbte, zugleich aber all-
jährlich von jeder neuen Einwandererwelle erneuert wurde, dieser
schöpferische Pioniergeist hat bis heute die Herrschaft behauptet.

Sehr fem versteht ihn Münsterberg, der von Fach Psycholog ist,
als den Geist der Selbstbethätigung zu analysiren. (Wenn er noch
„Selbstvervollkommnung" hinzufügt, so dürfte Das wohl, von der
Masse gesagt, zu viel sein und, wie überall in!der Welt, Mr von der
geistigen Aristokratie gelten.) Im öffentlichen Leben muß „der Ein-
zelne oder die Gruppe unbedingt selbst entscheiden und sich selbst
bestimmen oder die That verliert für den Amerikaner jeden Werth
und jede Bedeutung. Keine andere seelische Regung darf da als Er-
satz eintreten, weder die Treue und Dankbarkeit, die den eigenen
Willen zum Opfer bringt, noch die ästhetische Heroenverehrung, die
den eigenen Willen vergißt; auch nicht die Erkenntniß, daß ein
wünschenswerthes Ziel glatter erreicht werden kann, wenn An-
derswie Entscheidung und damit die Verantwortung übernehmen."
In Rußland, sagt ein Amerikaner, konnte die Leibeigenschaft durch
eine r Federstrich des Zaren aufgehoben werden; die Negersklave-
rei aufzuheben, hat uns eine halbe Million Menschenleben und
Milliarden an Besitz gekostet, weil wir eben keine Russen, sondern
Amerikaner sind und nur durch eigenes Ringen unsere Ziele er-
reichen können. Die Schule der Selbstbestimmung und Selbstbe-
hauptung ist das Pionierleben gewesen und in dieser Schule hat
de? Amerikaner außerdem erworben: den Glauben an die eigene
Kraft, die Gewohnheit der Initiative, Selbstvertrauen und einen
Optimismus, der jede Verzagtheit ausschließt. All Das verleiht
Sicherheit des Auftretens und giebt beständig Gelegenheit, sich
in der gemeinsamen Regelung öffentlicher Angelegenheiten, im
Reden und Diskutiren zu üben.

Natürlich haben sich im Lauf der Zeit Vermögensunter»
schiede gebildet, Anterschiede der Begabung machen sich bemerkbar
und mit der Größe des Staates wächst auch der Anterschied zwischen
Regircnden und Regirten; aber bis jetzt sind keine festen Grenzen
entstanden, die Grenzen nicht zu Schranken geworden. Ieder kann
Alles werden. Der Werkdirektor, der Prinzipal, dem man, weil es
ohne Disziplin nicht geht, gehorcht, hat als Fabrikjunge angefangen
und der Fabrikjunge von heute darf hoffen, selbst Direktor und
Millionär zu werden; dann steht ihm auch derZugang zu den höch-
sten Staatsämtern offen. Ieder hat Anspruch aufs Höchste und
Ieder hält sich für befähigt zu Allem. Iede ehrliche Arbeit wird
geschätzt, wenn auch nicht alle Arbeiten ganz gleich gewerthet wer-
den. Ani Wenigsten geachtet sind solche Berufsarten, die, wie der
Branntweinausschank, an die unsauberen Gewerbe grenzen, und
die Anterordnung erfordernden persönlichen Dienstleistungen;man
nimmt es dem Studenten, der sich in den Ferien das Geld fürs

Wächst,: Semester verdient, nicht übel, wenn er Kohlen schaufelt,
wohl aber, wenn er den Barbier oder Kellner spielt. Dagegen
macht der Amerikaner keinen Unterschied zwischen körperlicher nnd
geistiger Arbeit) er ist überzeugt, daß, auch die Muskelarbeit Kul-
turwerth hat, weil sie Kulturwerthe schafft. Daß er sich nützlich be-
thätigt, verleiht ihm das Bewußtsein sittlichen Werthes; verachtet
ist nur der Parasit, der vom vererbten Reichthum müßig schwelgt.
Durch Wohlfahrteinrichtungen menschenfreundlicher Unternehmer
und durch Staatshilfe würde sich der amerikanische Lohnarbeiter
beleidigt fühlen; er will und braucht kein Mitleid, keine Wohl-
that, wie er denn auch das Trinkgeld verschmäht, das eine über-
normale Bezahlung der Leistung oder eine Zugabe zur Bezahlung
j,st. (Das Selbe wird jetzt aus Argentinien berichtet, wo überhaupt
Ibie Zustände, trotz dem romanischen Blut der Bevölkerung, ganz
so sind, wie sie in Nordamerika vor fünfzig Iahren allgemein wa-
ren, aber jetzt nicht mehr allgemein sind.) Was sollte ihm auch das
Mitleid, da er sich nicht unglücklich fühlt? Er lebt bei hohem Lohn
behaglich und hat Aussicht, es zu Wohlstand, zu Reichthum zu
bringen. (Was Münsterberg von der Zeit- und Kraftökonomie des
Amerikaners erzählt, wie Dieser durch rationelle Ernährung, Mei-
dung vo^ Alkohol und Zeitvertrödelung nicht allein in der Ar-
beit dem Europäer überlegen wird, sondern auch noch reichlich Zeit
und Krafr für Erholungspiele, Sport, Fortbildung, politische und
soziale Bethätigung erübrigt, ist sehr nützlich zu lesen; nur dürfte
unser Deutschamerikaner auch hier wie in manchem Anderen nach
der optimistischen Seite hin zu stark verallgemeinert haben. So be-
hauptet er, der Amerikaner arbeite sich nicht in Schweiß; Hesse-
Warteog dagegen und der englische Fabrikant I, F. Fräser, den ich
schon einmal an dieser Stelle citirte, haben die Wahrnehmung ge-
macht, daß sich die Fabrikarbeiter schon in ganz jungen Iahren zu
l?od rackern. Daß ein findiger Kopf, der Verbesserungen im Be-
trieb und an Maschinen aussinnt, vom Werkführer und Prinzipal
bemerkt Und gefördert wird, berichten auch sie, zugleich aber, daß die
Vervollkommnung der Maschinen den Betrieb immer mehr auto-
matisirt und den lebendigen Arbeiter in bedenklichem Umfange
überflüssig macht.) Sozialistische Einrichtungen können einen so
gearteten Menschen nicht locken; sie würden ihm gerade den werth-
vollsten Bestandtheil seines Lebensinhaltes rauben: „die Selbst-
bethätigung, die nach den höchsten Prämien der Gesellschaft als
höchster Anerkennung der individuellen Leistung strebt." Auf die-
sen allgemeinen Drang zur Selbstbethätigung führt Münsterberg
auch den Feminismus zurück, zu dessen Entstehung noch die puri-

tanische Flucht vor der Sünde beigetragen hat und den die Koe-
Idukatwn fördert. Das Bedenkliche dieser Erscheinung wird hervor-
gehoben. Erstens steigert sich die sexuelle Reinheit des ganzenPan-
keevolkes zu einem Grade der sexuellen Entspannung, bei dem die
Lust und Kraft zum Zeugen schwindet, so daß, dieTugend in Rassen-
selbstmord umzuschlagen droht, (Und da, was Münsterberg zwar
.erwähnt, aber nicht in Verbindung mit dieser Gefahr, zugleich in
stets wachsendem Maß die Einwanderung Süd- und Osteuropäer
zufü hrt,!die kaum im Stande sein dürften, sich raschj iin den Geist der
Reuenglandstaaten, in den beschriebenen germanischen Pionier-
geist einzuleben, so steht es schlimm um die Zukunft dieses Geistes.)
Dann aber entspricht die hauptsächlich von Frauen produzirte und
gepflegte Kultur keineswegs dem höchsten europäischen Kulturideal.
„Der halbgebildete amerikanische Mann enthält sich des Rrtheils
über Das, was außerhalb seiner Sphäre liegt, aber selbst jede
viertelgebildete amerikanische Frau sucht vergeblich nach einem Ge-
biet, übe? das sie nicht ihrUrtheil fertig hätte, und ihre Souverai-
uetät über die Oeffentliche Meinung, so weit nicht Politik in Frage
ist, Überspannt so die ganze Kultur mit einem Spinngewebe
Don Trivialitäten und Verkehrtheiten. Spinngewebe sind keine
Stränge, die binden, und ein fester Besen kehrt sie leicht zur Seite,
aber das aufdringliche Erscheinen dieser öffentlichen Frauenun-
weisheit bekundet eben symptomatisch einen wesentlichen Zug der
Frauenseele und weist auf die Gefahren hin, die aus der Frauen-
Herrschaft im Geistesleben erwachsen. In keinem anderen Kultur-
land wir^ etwa die wissenschaftliche Medizin so systematisch durch
Äuaksalbereien, Patentmedizinen und Gesundbeterei gehindert:
die Phalanx der viertelgebildeten Frauen Mmpft für sie. In keinem
anderen Kulturland wird die ethische Weltanschauung der Nation
durch so viel Aberglauben und spiritistische.Kunststücke durch-
löchert. In keinem anderen Kulturland wird,der gleichmäßige,
sichere Fortschritt der sozialen und pädagogischen Reformen so von
Modelaunen und Tagesthorheiten durchkreuzt."
Abgesehen von der hohen Stellung, welche die, Demokratie den
Frauen sichert, verleiht sie dem Volkscharakter noch andere liebens-
würdige und nützliche Eigenschaften, die mit Begeisterung zu schil-
dern, Münsterberg nicht müde wird. Die allgemeine^ Befolgung des
Imperativs „hilf Dir selbst!", der jedoch durchaus nicht bedeute,
daß man Einen, der sich selbst nicht helfen kann, imStich lassen solle;
die freundliche und opferwillige Hilfbereitschaft, die sich nicht nur
in den pompösen Millionenspenden der Milliardäre, sondern
schöner noch in den zahllosen freudig geleistetenWohlthätigkeitaus-

gaben und der sozialen Thätigkeit der Leute von bescheidenem Ein-
kommen bewähre; den Kameradschaftgeist, der im Knabenspiel wie
im politischen Kampf für ka,irnsss sorgt; die Ruhe und Heiterkeit,
m'.t welcher der im wirthschaftlichen oder politischen Wettstreit Un-
terliegends sein Mißgeschick hinnimmt, ohne sich aus der Fassung
und jum die gute Laune bringen zu lassen; den Gleichmuth, mit wel-
chem der Reichgewordene seinen Reichthum verwendet, ohne zu
protzen, der arm Bleibende sein Geschick trägt, ohne den im Le-
benskampf Erfolgreichen zu beneiden; die Vorurtheillosigkeit, mit
welcher Menschen aller Lebenslagen und Berufstände (der Beruf-
stand spiele überhaupt keine Rolle als differenzirende Kraft, man
Hangs nicht an seinem Beruf und wechsele ihn leicht) gemischt sich
als Zuschauer um jeden Sportplatz sammeln; und den Humor, der,
sich in Scherzen entladend, Groß und Klein, Reich und Arm in
fröhlichem Gelächter vereine. Die auffälligsten Unterschiede, die
des Vermögens, würden als unvermeidliche Wirkungen der Ar-
beitstheilung aufgefaßt.

i Wer hätte nicht seine Freude an der kraftvollen Thätigkeit, an
dem unermüdlichen Vorwärtsstreben, an den gewaltigen wirth-
schaftlichen Erfolgen dieses großen Volkes, ,das männliche Reife mit
Iugendfrische, verbindet, an der fröhlichen, hoffnungfrohenStim-
mung, in der es sich regt und schafft? Aber sieht man genauer zu,
so findet man doch auch in Münsterbergs beiden Bänden die Züge,
welche die oommunis opinio der Alten Welt mit dem Wort Ameri-
kanismus zusammenzufassen pflegt. Die bedenkliche Frauenherr-
schaZt im Reich der Kultur, lesen wir, sei nothwendig gewesen, weil
nur durch sie die Rauheit und Roheit des Pionierlebens über-
jivunden werden konnte. Ferner: „Ein Volk, in dem jeder Einzelne
sich berufen fühlt, Alles selbst zu beurtheilen, mag dahin gelangen,
das Nrtheil der Masse zu einem ungewöhnlich hohen Durchschnitts-
maß zu erheben, aber es wird verurtheilt sein, die größten Geister
zum Durchfchnittsmaß herabzuziehen. Das Genie, das der Masse
immer unverständlich bleibt, muß da verkümmern; wer Zielen zu-
strebt, dix: jenseits des gewohnten Horizonts liegen, wird einsam
bleiben; die großen Erfolge werden nur Dem zufallen, dessen
Letswng demNrtheil der Millionen imponirt, und die nothwendige
Rückwirkung ist, daß auch in der Seele des Aufstrebenden jede Re-
gung unbewußt sich nach dem Geschmack der Vielen, nicht nach dem
der Besten richtet." Da haben wir Werner Sombarts Definition
von Amerikanismus: tks di^ gilt als iks ^rSät. Diese Herrschaft
der Masse erzeugt dannMch7 wie in einem anderen Zusammen-
hange gezeigt wird, in allen Aeußerlichkeiten, wie in der Kleidung,

eine schreckliche Uniformität und Monotonie. Daß überhaupt der ästhetische Sinn fehle, giebt Münsterberg zu; nur versteht seine Liebe zu Amerika mit Hilfe seiner feinen Psychologie den Tadel in ein Lob zu kehren. Die Sache ist so einfach, daß es zu ihrer Erklärung eigentlich gar keiner psychologischen Untersuchung bedars. Dem Nordländer wird es aus bekannten Gründen schwerer, die freilich auch in ihm fchlummerde ästhetische Anlage zu entwickeln, als dem Bewohner der Mittelmeerküsten; bei den weniger gebildeten Klassen der Deutschen regt sich ästhetisches Empfinden nur schwach; und die ärmere Bevölkerung Englands beleidigt, wie alle Kenne? des Landes versichern, durch die abschreckende Häßlichkeit der Personen, der Kleidung, der Wohnung, des Benehmens das Aug! des Kulturmenschen. Engländer und Deutsche nun sind die Besiedler gewesen und das Hinterwäldler-, Holzfäller- und Goldsucherleben ist wahrlich nicht geeignet, die ästhetische Anlage zu wecken und zur Entfaltung zu bringen. Eben so wenig, vielleicht noch weniger taugen dazu die Maschinenindustrie und die wilde ^geschäftliche Konkurrenz mit ihrer Arbeithetze und einer ungehencrlichen, darum geschmacklosen Reklame, die im Osten das Pionierleben abgelöst haben. Münsterberg jedoch führt die Verkümmerung des Aesthetischen auf den BethStigungdrang zurück. „Wer das Aesthetische sucht, verlangt die Verwirklichung seines Ideals in der Gegenwart; und die Gegenwart selbst wird ihm zum Ausdruck der Vergangenheit. Wer vom BethStigungdrang durchdrungen ist, sucht nur die Zukunft. Die Gegenwart ist ihm beinahe werthlos. Sie ist Das, was überwunden werden soll; sie ist das ^Material, aus dem ein Anderes vom unternehmenden Geist geschaffen werden soll. lDis Gegenwart als Ueberbleibsel der Vergangenheit kann den Pionier nicht fesseln; sie zeigt nur, was noch zu thun bleibt, und erfüllt seine Seele mit der Vorahnung kommender Großthat."

Daran, ist wahr, daß zur Entfaltung des ästhetischen Sinnes Ruhe und Sammlung erforderlich sind, die das Beschauen und Genießen ermöglichen, und daß, weder das Pionier- noch das moderne GeschSftsleben diese beiden Erfordernisse gewähren. Dabei mag auch anerkannt werden, daß die rastlose Arbeit, die an der Zukunft schafft, verdienstlicher ist als der ästhetische Genuß, dessen Neberfülle das Ende der wirtschaftlich und politisch schöpferischen Perioden anzukünden pflegt. Nur daß die bewußte Absicht der ganzen Bevölkerung, eine große Zukunft zu schaffen, Das sei, was die Entfaltung der ästhetischen Anlage hemmt, darf man bezweifeln. Sehr gut wird in dem Werk die sittlich-religiöse Gemüthsverfassung des nordamerikanischen Volkes analyfirt, wie sie im harten, aber aus-

sichtreichen Lebenskampf unter der Einwirkung des PuritaniHmus
auf der einen, der hausbackenen Rechtschaffenheit und Klugheit
von Praktikern wie Benjamin Franklin auf der anderen Seite ge-
worden ist. Als charakteristisch wird die Stellung eines Präsiden-
ten der tzarvarduniversität zum ersten, der diese Wurde vor zwei-
hundert Iahren bekleidet hat, hervorgehoben. Dieser, Wadsworth,
war ei?l strenger Calvinist, der es für eine unverdiente Gnade
Gottes hielt, „daß wir nicht Alle längst in den Flammen der Hölle
rösten". Der Präsident des Jahres (1904), Eliot, ist liberaler Uni-
tarier (Leugner des Trinitätsdogmas), aber er bekennt, dafz, er alle
sittlichen Forderungen Wadsworths gern unterschreibe. Mün-
sterberg faßt sein Urtheil über diese Gemüthsverfassung des ganzen
Volkes (ausgenommen den Mob der Großstädte) in das Sätzchen
zusammen: „Diese Menschen mögen phantasiearm, vielleicht vul-
gär sein, aber man spürt, daß in der Bauernstube, in der solch ein
Durchschnittsmensch vielleicht aufgewachsen ist, die Familienbibel
auf den>. Tisch gelegen hat."

Das offene Eingeständniß endlich, daß der „Amerikanismus"
nicht eiu Produkt der Einbildungskraft oberflächlicher oder übel-
wollender deutscher Beobachter ist, haben wir in einem längeren
Passus des zweiten Bandes. „In weiten Kreisen empfindet man
instinktmäßig daß die Zeit reif sei, den Einseitigkeiten der Massen-
Herrschaft entgegenzuwirken. Man sieht die Tyrannei der Boß-
wirthschaft, die Schmach der städtischen Korruption, man sieht den
jungesunden Einfluß der Sensationenpresse und des gewissenlosen
Kapitals, man sieht, wie das öffentliche Leben bombastisch, launen-
hast, vulgär werden muA Autorität und Respekt verloren gehen
müssen, wenn die Demokratie ungehindert alle ihre Konsequenzen
ziehen darf." Die gebildete Oberschicht beginnt, sich des Amerika»
nismus zu schämen, und arbeitet daran, höhere und feinere Kultur
zu schaffen. Was in solcher Arbeit schon Bedeutendes geleistek wor-
den ist auf den Gebieten der Wissenschaft, Literatur, Kunst, des
Iugendunterrichts und der edleren Geselligkeit, hat der Verfasser
in den vorhergehenden Abschnitten seines Werkes dargestellt.

Gliedern wir diese große Erscheinung, das Leben des Volkes
der Vereinigten Staaten, in die Geschichte der Kulturentwickelung
ein. Der Geist der Selbstbestimmung und Selbstbethätigung, den
Münsterberg mit Recht als den Hauptcharakterzug dieses Lebens
beschreibt, ist kein anderer als der alte EuropSergeist, wie wir ihn
in der homerischen Welt, im Zeitalter der Perserkriege, bei den
alten Germanen, im germanisch-romanischen Mittelalter, in den
geistigen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen Bewegungen des

modernen Europas wirksam sehen. Doch unterliegt dieser Geist dem
Gesetz, daß er sein Höchstes nur zu leisten vermag, wenn er in der
Masse zeitweilig unterdrückt wird. Der Geist der Selbstbethätigung
ist nämlich von Haus aus keineswegs Arbeitgeist; was wir Arbeit
nennen, das Ausharren bei einer mühevollen, einförmigen, steti»-
gen Thätigkeit, ist ihm im Innersten verhaßt. Da aber nur in sol-
cher Thätigkeit objektive Kultur (eine Summe von körperlichen und
geistigen Kulturgütern) und subjektive Kultur (in Arbeit erstarktes
und durch Arbeit reich gewordenes Geistesleben) geschaffen wer«
den kann, muß, der Beginn dieser Thätigkeit erzwungen werden.
Die griechische Kultur erwuchs auf dem Boden der Sklavenarbeit.
Der nach Iiagld und^Krieg lüsterne Germane mußte durch die
Klosterzucht und durch die vom Großgutsherrn über ihn verhängte
Hörigkeit gebändigt und zur Arbeit erzogen werden. And als die
Zeit gekommen war, da der Arbeiter aus Gottes freier Natur in
den Kohlenschacht und aus der gemüthlichen Werkstatt in den un-
gemütlichen Maschinenraum der Fabrik übersiedeln sollte, da hat,
zuerst in England, furchtbares Proletarierelend die Erziehung»
arbeit geleistet. Auf dem weiten freien Boden des neuen Erdtheils
sprang di<> während der absolutistischen Periode Europas unter-
drückte Spannkraft des Europäergeistes wieder empor und bethä-
tigte sich fröhlich sufs Neue. Die Gewohnheit der Arbeit, die dem
Ansiedler im alten Heim anerzogen worden war, brachte er schon
mit; es bedurfte also keines neuen Zwanges, den Thätigkeitsdrang
gleich von vorn herein auf geordnetesSchaffen z u richten. Alle Be-
dingungen zur Schöpfung gewaltiger materieller Kulturleistungen
waren demnach vorhanden (Hesse-Wartegg schreibt: Die Bewohner
der Bereinigten Staaten haben das Große Los gezogen; sie
machen etwa sechs Prozent der Bevölkerung der Erde aus, haben
aber zwanzig bis fünfzig Prozent der vegetabilischen, animalischen,
mineralischenBodenschStze und derWasserkräfte in ihren Händen);
aber feine und höhere Geisteskultur und das Verlangen nach sol»
cher brachten nur sehr wenige Ansiedler mit. Daher der Amerika-
jnismus. Doch konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Kultursehn-
sucht derWenigen mitderZeit auchAnderen mittheilte, besonders,
da man mit dem hochkultivirten Europa in Verbindung blieb und
da der rasch wachsende Reichthum des Landes die materiellen Mit-
tel für höhere Kulturarbeit in nie vordem dagewesenem Maße zur
Verfügung stellte und Tausenden die Muße für geistige Arbeit
Und ruhigen Lebensgenuß gewährte. Zeigen, wie sich Amerika aus
dem Amerikanismus, aus seinem ursprünglichen Pionierdasein,
allmählich emporringt zur europäischen Kultur: Das eben ist

eigentlich die Aufgabe, die sich Münsterberg gesteht und die er glücklich bewältigt hat.
Aber dieses Emporsteigen bedeutet zugleich den Antergang der Demokratie, die Differenzirung in eine geistig thätige Klasse, welche sdie Ideen liefert und dispositive Arbeit leistet? und in die ausführenden Handarbeiter; und auch Das zeigt der Verfasser, mag er auch noch so lebhaft dagegen protestiren, daß, die Bedeutung des Wandels darin zu suchen sei. Die gleichartige Masse, sagt er, differenzirt sich; eine Aristokratie entsteht, und zwar auf drei Wegen. Zunächst erhebt natürlich der Reichthum über die Masse. Der Reichthum an sich thue Das nicht, versichert uns Münsterberg, sondern nur ein Peichthum, der durch anstrengende oder geniale Arbeit erworben und gemeinnützig verwendet wird. (Der erarbeitete Reichthum sei die Regel, durch Spekulation gewonnener die Ausnahme. Hesse-Wartegg hat es anders gefunden. Er theilt die Multimillionäre in drei Klassen. Die reinen Glückspilze, von denen manche, etwa durch die ungeheuerliche Bodenwerthsteigerung in New Vork, im Schlaf reich werden; die durch Spekulation im schlechten Sinn des Wortes, durch Börsenmanöver und durch gewissenlose gewaltthätige Vernichtung schwächerer Konkurrenten Emporgestiegenen; die am Wenigsten zahlreiche Klasse bestehe aus Denen, die ihr Vermögen erarbeitet haben, doch sei diese Arbeit meistens nicht technischer, sondern kaufmännisch-spekulativer Art im guten Sinn des Wortes gewesen; natürlich kommen vielerlei Kombinationen der drei Bereicherungarten vor.) Der zweite Weg sei der der Familientradition, auf dieMoßes Gewicht gelegt werde. Nicht Zufall sei es, daß, unter den sieben Männern, welche die Harvard-Aniversität verwalten, nicht ein einziger sich,finde, dessen Familie nicht durch sieben Generationen hindurch dem Staat Mafsachusett Dienste geleistet hätte. Endlich erhebt die höhere Bildung, und zwar nicht die Fachgelehrsamkeit, sondern die allgemeine, die humanistische Bildung, die im College erworben wird. Die Zeit sei vorüber, wo der Praktiker das Vorurtheil, hegte, daß Bücherwissen den Blick für die Wirklichkeit trübe, die Thatkraft lähme und ungeschickt mache; die gglk inaäs men ließen alle ihre Söhne im College erziehen, das nicht Fachwissen, sondern eben jene allgemeine Bildung mittheile; man sei überzeugt, daß gerade sie befähige, nichtblos in der Politik, sondern auch im Erwerbsleben die Führung zu übernehmen. Indem nun die auf diesen drei Wegen Emporsteigenden immer mehr mit einander verschmelzen, entsteht eine Schicht der thatsächlich Privilegirten. An gesetzliche Privilegien, die ja auch das alte Europa nicht mehr kennt, denkt kein Mensch, aber

die sind auch überflüssig. Der Millionärsohn, der das College
absolvirt und sein Geschäft mit des Vaters Millionen beginnt,
hat doch einmal im Lebensspiel alle oääs vor dem Arbeiter-
sohn voraus; er muß ungewöhnlich dumm oder lüderlich fein,
wenn er nicht oben" bleibt, während Dieser Tausende von Kon-
kurrenten zu schlagen hat, wenn er es auch nur zu mäßigem
Wohlstande bringen will; und welche Aussichten blühen gar
dem Unglücklichen, der aus der Gosse der newyorker Slums her-
vorkriecht. So viel kameradschaftlicher Geist, unbefangener ge-
müthlicher Verkehr auch übrig bleiben mag (der, nebenbei bemerkt,
auch in Italien und in Spanien, zum großen Unterschiede von
Deutschland und England, die Armen mit den Vornehmen auf glei-
chem Fuß verkehren läßt): die Differenzirung ist im Gang und nach
hundert Jahren wird man in Nordamerika eine anerkannte Aristo-
kratie, eine bourgeoise Mittelschicht und eine Plebs haben; Lum-
penproletariat hat man heute schon genug. Was hoffentlich bleiben
wird, ist die allgemeine und unbestrittene Anerkennung der That-
fache, daß, auch der Arme ein Menschenbruder ist, der als Solcher
geachtet werden muß, und daß der Allgemeinheit die Pflicht obliegt,
dem Versinken der armen Unterschicht in menschenunwürdige Ver-
kümmerung, in stinkendes Elend vorzubeugen. Aber Das ist nicht
demokratisch,, sondern christliche Gesinnung. Bleiben wird hoffent-
lich auch der europäische (genauer gesagt: germanische) Charakter
des amerikanischen Volktsthums, der jeden Einzelnen spornt, den
Besten gleichzuwerden, nicht sich darein ergiebt,imSumpf der Ge-
meinheit als Gleicher unter Gleichen zu verlumpen.
Wie,hat sich nun die Demokratie politisch, als Staatsverfas-
sung, bewährt? Die Frage, wo und wie weit politische Demokratie
möglich sei, ist eine rein technische Frage. Die Antwort lautet: die
demokratische Republik ist die natürliche Verfassung für jedes euro-
päische Gemeinwesen, so lange dieses klein bleibt und ausMenschen
der selben Vermögenslage, Berufsthätigkeit und Bildung besteht;
sie wird unmöglich oder, falls man den Namen beibehält, zur Lüge
in dem Maße, wie das Gemeinwesen an Gebiet und Seelenzahl
wächst, die Bevölkerung sich differenzirt, die Verwaltung sich kom-
plizirt. Dabei bleiben der Trieb und das Geschick zur Selbstverwal-
tung lebendig und bethStigen sich in den. kleineren Kreisen des
Droßstaats: in den Gemeinden, Korporationen, Vereinen; nur in
der Zeit vom sechzehnten bis ins neunzehnte Iahrhundert hat
auch diese Bethätigung im engeren Kreise der Absolutismus zu
unterdrücken vermocht. In der Neuen Welt mußten sich dieser
Trieb,und dieses Geschick, frei von allen Fesseln, fröhlich und kräftig

regen; aber das zur gewaltigen Nnion herangewachsene Staats-
wesen kann doch nur dadurch bestehen, daß, ein gesunder politischer
Instinkt in jedem Stadium des politischen Lebens die Grundsätze
der Demokratie verleugnet. Wie sich Das macht, lernen wir aus
MünsterbergsWerk. Was der Einzelne an Regirungthätigkeit sürs
ungeheure Ganze leistet, beschränkt sich auf die Stimmabgabe bei
der Wahl der Wahlmänner, die den Präsidenten zu wählen haben.
Aber.nicht das Volk wählt die Fragen aus, über die bei dieser Ge-
legenheit entschieden wird, und nicht das Volk stellt die Kandidaten
auf;Beides thun die zwei Parteien. Diese sind aber nicht etwa zwei
Hälften, in die sich das Volk selbst auf Grund von Meinungver-
schiedenheiten oder Interessengegensätzen geschieden hätte, son-
dern sie sind zwei außerhalb des Volkes stehende Organisationen
von Berufspolitikern, die nichts Anderes zu thun haben. Sie sug-
geriren dem Volk die Ziele, für die es sich zu begeistern hat (eine
Weile lang war es dieSilberwährung; die man als das Nniversal-
heilmittel für alle sozialen Rothe anpries), suchen ihm die Kandi-
daten Ms, und die siegreiche Partei macht sich dann für die ge-
leistete Arbeit durch Staatsämter bezahlt. (Münsterberg versucht,
zu beweisen, daß, diese Beutepolitik gerechtfertigt und keine Kor-
ruption sei, daß, die umlaufenden Schilderungen der Korruption
sehr übertrieben seien, daß, Korruption in den Kongreß gar nicht,
in die Regirung der Einzelstaaten nur wenig Eingang finde; in
der Stadtverwaltung freilich sei sie arg.) Lincoln hat die Demo-
kratie definirt als die Regirung des Volkes durch das Volk für das
Volk; daraus ist zunächst geworden: Regirung des Volkes durch
die Partei für die Partei. (Der bei uns herrschenden Ansicht, die
auch ich angenommen hatte, daß sich die beiden Parteien durch
Grundsätze nicht unterschieden, tritt Münsterberg entgegen: die
Republikaner seien Centralisten, die Demokraten Föderalisten.)
Beschauen wir den Regirung- und Verwaltungapparat, so
finden wir wiederum, daß, es immer nur Einige sind oder Einer ist,
durch die oder den die Geschäfte erledigt werden.*) Exekutive und
Gesetzgebung find streng von einander getrennt; jene übt keinen
unmittelbaren Einfluß, auf diese; die Minister haben im Kongreß
nichts zu thun, „zanken sich nicht mit den Abgeordneten herum".

*) Nicht diese legitime Diktatur der Wenigen, sondern die illegi-
time Tyrannei der Trustmagnaten meinte Roosevelt, als er in einer
Wahlrede versprach, die Herrschaft einer kleinen Minderheit zu brechen
und die wahre Volksherrschaft herzustellen. Spötter meinten, leider
habe er nicht verrathen, wie er Das anfangen wolle.

Aber der Präsident hat das Recht, gegen ein vom Kongreß, ange-
nommenes Gesetz sein Veto einzulegen, und es tritt dann nur in
Kraft, wenn es noch einmal, und zwar sowohl im Senat wie im
Repräsentantenhaus, mit Zweidrittelmehrheit angenommen wird.
Und die Exekutive ist als solche sehr stark. Der Präsident ist oberster
Befehlshaber des Heeres und der Flotte; er stellt mit Zustimmung
der Senatsmehrheit die Botschafter und Konsuln, die Richter des
höchsten Gerichtshofes und alle höheren Bundesbeamten an;
schließt mit Zustimmung einer Zweidrittelmehrheit des Senats
die,Verträge mit fremden Mächten und empfängt deren Bot-
schafter. Seine Minister wählt der Präsident ganz frei, die Partei
hat auf die Zusammensetzung des Kabinets gar keinen Einfluß.
Im Repräsentantenhaufe aber regirt der Sprecher als Autokrat;
seine Gewalt ist fast noch größer, als die des mit dem Premier ver-
bündeten Speaker des englischen Unterhauses durch die Geschäfts-
ordnungreform geworden ist. Die Verhandlungen im Plenum find,
abgesehen von den Abstimmungen, bedeutunglos, die ganze Ar-
beit wird in den Kommissionen (Ooinmittees, es sind ihrer mehr
als sechzig) geleistet. Der Sprecher nun ,ernennt die Mitglieder der
Kommissionen und bestimmt, welcher Kommission jede der einge-
gangenen Vorlagen überwiesen werden soll. (Jede Kommission
wiederum wird von ihrem Vorsitzenden souverain geleitet.) Als
Vorsitzender der Gefchäftsordnungskommission entscheidet er dar-
über, welche Berichte im Plenum zu verhandeln find; nur was
vorher in einer Kommission durchberathen ist, gelangt ins Haus.
In den Plenarsitzungen endlich steht es dem Sprecher frei, wem er
das Wort ertheilen will; er ist nicht verpflichtet, Den zuerst zu ru-
fen, der sich zuerst gemeldet hat. Der vom Sprecher „nicht Be-
merkte" ist hilflos; er hat kein Mittel, zu Wort zu kommen. An
ungehinderte Redeergüsse in der Debatte ist nicht zu denken;
fcheints dem Sprecher genug, so macht er Schluß,. Von Alledem,
was unsere guten deutschen und österreichischen Demokraten und
Liberalen für das Wesen des Parlamentarismus und der Demo-
kratie halten: Ministerstürzerei, endloses Kohlen und Zanken, Lär-
men und Obstruiren, womit eine Minderheit die Erledigung der
Geschäfte hindern kann, ist in der „demokratischen Republik" jen-
seits vom Ozean keine Spur zu finden. Noch weniger entspricht
der Inhalt der nordamerikanischen Politik dem Ideal unserer Lin-
ken. Deren beide Hauptforderungen sind Freihandel und „mo-
derne Kultur", worunter von manchen Leuten der Ersatz der Bibel
durch das Evangelium Haeckelii und die Nacktkultur verstanden
wird. In Amerika aber wollen beide Parteien den Schutzzoll(Mei-

nungverschiedenheiten bestehen blos in Beziehung auf das Maß,; Agrarzölle braucht es als Ausfuhrland noch nicht; müßte es Korn und Fleisch einführen; dann würde es auch den Erzeugnissen der Farmer den Zollschutz nicht versagen); und als ehrbare Spießbürger sorgen die Vankees eifrig dafür, daß, Frömmigkeit und Sittlichkeit gesetzlich geschützt, Gottlosigkeit und Laster ausgerottet werden oder wenigstens verborgen bleiben. Roosevelt hat bekannt» lich gesagt: ein Mann, in dessen Hause das Dekameron gefunden werde, gehöre für Lebenszeit ins Zuchthaus.

Die Demokratie hält sich also durch Autokratie und der ganze Anterschied zwischen ihr und einer monarchischen Autokratie be» steht darin, daß ihre Autokraten nicht,durch Geburt, sondern durch Wahl zu ihren Aemtern gelangen und sie nicht lebenslänglich behalten. Die Verfassungen der Einzelstaaten und Ker Städte sind der Bundesverfassung nachgebildet; und eben deshalb, weil auch in der Kommunalverwaltung die Entscheidungen hinter verschlossenen Thören, in Kommissionen, also von Miauen, getroffen werden, konnte, wie Münsterberg meint, die.Korruption in den Städten so ungeheuerliche Dimensionen annehmen. Ilm von den Artheilen Münsterbergs über die großen politischen.Fragen, um die es sich in den Vereinigten Staaten handelt, wenigstens drei kurz zu erwähnen: das Negerproblem, sagt er, sei durch den Sezessionkrieg falsch gelöst worden und nahezu hoffnunglos. Die Trusts seien auf dem Wege der natürlichen Entwickelung entstanden und nur durch weiteren Fortschritt in der Entwickelung, nicht auf dem Wege der Gesetzgebung, könnten,ihre schädlichen Wirkungen überwunden werden. Oeffentlich bekämpften beide Parteien das Trustwesen, im Geheimen aber,seien ihm beide freundlich gesinnt. Der Drang nach Expansion endlich (was hat denn der für einen Sinn in einem Volk, das noch lange nicht zahlreich genug ist, sein ungeheures Gebiet zu füllen und zu nützen?) werde sich 'zunächst nordwärts wenden: in nicht gar langer Zeit würden die Sterne und Streifen im Nordwesten von Kanada an der Fahnenstange flattern. In einer Schilderung von Kanadas Bodenschätzen heißt es: „Sein Ackerland könnte die Bevölkerung von ganz Amerika und Europa versorgen." Kanada liegt klimatisch so ungünstig, daß nur sein südlicher Streifen für den Anbau geeignet ist. Wenn der nun über fünfhundert Millionen Menschen zu ernähren vermag, dann ist doch meine Berechnung, wonach die Vereinigten Staaten für mindestens achthundert Millionen Nahrungmittel zu erzeugen vermögen, sehr bescheiden zu nennen.

Neisse. Karl Ientsch.

Australien.
M^n Australien hörte ich einmal einer Gerichtsverhandlung zu. Der
Papuaneger Avai beschrieb vor dem englischen Richter im Ton
gemächlicher Selbstverständlichkeit die Ermordung von drei anderen
Negern. Er sagte: „Unser Dorfhäuptling befahl mir, mit Kairi und
Ianu nach dem Dorf Baroi zu rudern und dort vor Sonnenuntergang
drei Menschen zu töten. Wir fingen dort drei Dorfbewohner, einen
Mann und zwei Frauen, die Kokusnüsse sammelten. Kairi tötete den
Mann, ich die eine Frau und Ianu die andere. Ich habe die Frau
aber nicht mit dem Speer erstochen, sondern nur mit einem Dolch aus
Fischknochen. Das bringt mehr Glück. Wir schleppten dann die drei
Leichen in das Kanoe und ruderten nach dem Dorf zurück. Es ist aber
nicht wahr, daß ich während der Fahrt der von mir Getöteten die Nase
abgebissen habe. Der Solches behauptet, thut mir ein großes Leid an,
das mich betrübt. Es ist nicht Sitte unseres Stammes, die Nasen der
Menschen abzubeißen, die man selbst getötet hat. Das müssen Andere
thun. Unsere Weiber im Dorf thaten es. Die Nasen werden abgebissen,
doch niemals abgeschnitten. Das wäre ganz gegen unsere gute Sitte.
Ehe wir Iemand töten, befragen wir unsere Gottheit Kopirawi. Das
ist ein aus Holz geschnitzter Gott, der am Anfang unseres Dorfes steht.
Der Geist Kopirawis kommt dann auf unseren Wunsch nach dem
Kanoe, um zu antworten. Ist unser Vorhaben von Glück begünstigt,
dann schwankt das Kanoe auf dem Wasser. Ia, es ist wahr, daß wir
unseren Gott gern an windigen Tagen befragen. Nachdem wir die drei
Leichen ans Land gebracht und nachdem sie ihre Nasen verloren hatten,
schnitten wir sie in kleine Stücke. Diese mischten wir mit Sagokörnern
und kochten Beides in den Blättern der Nipapalme, Ich aß aber nur
die Hand der Frau, die von Ianu umgebracht worden war, weil es
nicht Sitte ist, Theile eines Menschen zu essen, den man selbst erdolcht
hat. Nur wenn ich auf einer abgeflachten Kokusnuß sitze und meine
Füße gegen zwei Kokusnüsse stemme, darf ich von dem Wasser trinken,
in dem das Herz gekocht wird. Aber das Wasser muß mir von einer
meiner Frauen gereicht werden. Böses haben wir sicher nicht gethan.-
Wir mußten doch die drei Menschen töten, weil wir uns ein neues
Kanoe gebaut hatten. Solch ein Ereigniß wird von uns immer durch
die Tötung eines Papageis, eines Schweines und dreier Menschen
gefeiert. Doch der Papagei muß zuerst sterben, dann das Schwein und
zuletzt die Menschen: sonst bedeutet es Unglück. Hätten wir.kein neues
Kanoe gebaut, dann hätte ich auch Keinen getötet; denn ich bin ein
sehr friedliebender Mann."
So erzählte mit sichtbarem Behagen der Papuaneger Avai.
Ein anderer unheimlicher Volksstamm in Neu-Guinea ist der
Stamm der Kuhuhuhu. (Ich schreibe das Wort, wie es ausgesprochen
wird.) Er haust in dem Theil des englischen Gebietes, der vom Lake-

kamufluß durchzogen wird, nicht weit von der deutschen Grenze. Dieses
Gebiet wird von jenem Volksstamm als sein eigenster Nährboden be-
trachtet und jeder Eindringling daher mit feindlichen Augen ange-
sehen. Noch ist keinem Europäer gelungen, die Kuhuhuhu in ihren
Wohnplätzen zu belauschen. Immer wieder haben Goldsucher und
englische Beamte versucht, sich ihnen zu nähern, stets aber die Lager-
stätten verlassen gefunden, wenn auch die Lagerfeuer noch brannten.
Manchmal haben Europäer Geschenke, die für die Eingeborenen einen
unschätzbaren Werth haben (Glasperlen, rothes Tuch, Handspiegel,
Beile), in eine der verlassenen Stätten niedergelegt; sie hofften, da-
durch freundliche Beziehungen zu erzwingen. Wenn einige Tage oder
einige Wochen später der weiße Mann den Platz wieder aufsuchte,
fand er wohl die noch warme Asche eines kaum erloschenen Feuers,
Fruchtabsälle und frische Fußspuren, zugleich aber auch die von ihm
einst dort niedergelegten Gegenstände unberührt.
Andere Papuanerstämme fürchten die Kuhuhuhu wie den Gift-
pfeil. Zu ihrem Leidwesen haben sie erfahren, was es bedeutet, das
Grenzgebiet zu überschreiten. Ein Eingeborener, der auf Vogelfang
ausgeht, verschwindet für immer; ein Kind, das am Flußrand spielt,
wird von ungesehener Hand in das Mangogebüsch gezogen und kehrt
nie zurück; eine ganze Familie, die auf erhöhtem Bambusgestell Nacht-
ruhe hält, wird von Speeren durchbohrt. Solches Erlebniß hat die be-
nachbarten Papuaner die Kuhuhuhu fürchten gelehrt.
Dennoch machen sie mit ihnen Tauschgeschäfte. Sie bringen
Salz, Thongefäße, getrocknete Fische und legen die Gegenstände an
eine ihnen bezeichnete Stelle. Dann, durch Fernrufe gewarnt, ziehen
sie sich auf einige Stunden zurück; die unheimlichen Bewohner der
Berge steigen hernieder, besichtigen die Waare und legen, wenn sie
ihnen gefällt, als Bezahlung Felle, Federn und andere Waldprodukte
an den Fundort. Der Küstenbewohner kommt zurück, wenn der Weg
frei zu sein scheint. Genügt ihm der Entgelt, so nimmt er ihn und läßt
dem Käufer die Waare; sonst zieht er sich abermals zurück und wartet
auf einen besseren Tausch. Dieser Geschäftsverkehr zeigt eine gewisse
Ehrlichkeit, die zum Nachdenken stimmt.'
Mir bekannte Mitglieder eines Goldsuchersyndikates erhielten
von den Kuhuhuhus verschiedene Zeichen der Aufmerksamkeit. Die
kamen sausend durch die Luft, während die Europäer abends ihre Klei-
der von den Folgen des täglichen Gewitterregens am Lagerfeuer trock-
neten. Verletzt wurde Niemand. Doch am nächsten Tag durchbohrte,
im dichten Farngebüsch, einem Träger ein Pfeil die Brust, einem an-
deren den Arm. Solche Vorgänge haben dem Stamm den Ruf un-
heimlich r Gefährlichkeit eingetragen. Er ist der seltsamste, den ich un-
ter den ethnologischen Wunderlichkeiten Neu-Guineas fand, und noch
ist nicht gelungen, ihm das Geheimniß seines Wesens abzulauschen,
0r. Bruno BeHeim-Schwarzbach.

Schauspielerin.*)
as dreiaktige Drama „Schauspielerin" von Heinrich Mann ist
ein schlechtes, zum größten Theil ungekonntes Stück. Trotzdem
erregt es. Von der Bühne herab und erst recht aus dem Buch heraus
hat mich wenigstens ein Hauch getroffen, den ich bei viel wegsichereren
Versuchen nicht verspürt habe und den ich schwerlich für jedes unan-
fechtbar runde Drama hergeben würde. Was ist es? Man verdächtigt
sich zunächst selber, daß man die tiefe Dankbarkeit für den alten Ro-
mandichter Heinrich Mann ein Bischen auch auf den jungen Drama-
tiker ausdehne. Aber der Fall ist verwickelter. Möglich, daß man sein
Herz, daß man sogar sein artistisches Interesse den Krämpfen und Käm-
pfen entziehen kann, die sich in und unter den Figuren der Komoedie
oder Tragoedie abspielen; unmöglich, ohne Antheil auf einen Dichter
zu blicken, dem die saftige Ernte seines Feldes nicht mehr genügt, weil
sie ihm zu leicht zuwächst, und der auszieht, einen neuen, steinigen
Boden zu erobern, zu entsteinen, anzubauen, ertragreich zu machen.
Muß man ihn nicht ermuthigen? Es ist gerade bei dieser Gelegenheit
zu billig, den Schöpfer des „Professor Unrat" andächtig zu verehren.
Seien wir lieber gelind und streichelnd gegen den dramatischen Anfän-
ger. „Schauspielerin" hat ganz den Duft der Unreife, den kargen Reiz
einer Uebergangsform: nicht mehr Knospe und noch nicht Blüthe, ge-

*) Ein Pröbchen aus dem Buch, das Herr Iacobsohn, unter dem
Titel „Das Iahr der Bühne", bei Oesterheld K Co. erscheinen läßt.
Nur ein Pröbchen; der Band, der für Berlin und für Deutschland
eine über den Tag hinaus dauernde Theaterchronik schaffen möchte,
wie Paris und Frankreich sie in den „^.imsies äu tksstrs" haben, be-
handelt in ungefähr fünfzig Aufsätzen die wichtigeren Vorgänge aus
dem Theaterjahr 1911/12. Der Verfasser ist den Lesern der „Zukunft"
nicht unbekannt; sein Talent, seinen hitzig eifernden Willen zur
Sache, seine fast verzückte Hingabe an die Welt beleuchteter Lein-
wände habe ich hier schon gerühmt. Seitdem ist er reifer geworden
(nicht gerade ruhiger: noch lebt er gern im Fieberklima der Super-
lative, jauchzt heute: „Herrlich! Herrlich!" und pfaucht morgen:
„Schmiere!"); hat die „Schaubühne", unser sauberstes Theaterblatt,
gegründet und viel besser, klarer, persönlicher, farbiger schreiben ge-
lernt. Seinen Urtheilen, Hymnen und Flüchen kann ich sehr oft nicht
zustimmen; in allzu vielen Fällen fordert er noch, daß die Menschen
handeln (auf den Schaubrettern spielen), wie er, nach seiner Art,
handeln würde; statt den Nothwendigkeiten, inneren und äußeren,
nachzuspüren, die ihr Handeln bestimmen. Auch scheint er mir dem
Ziel noch ziemlich fern, das er selbst mit dem Wunsch bezeichnet, der
Kritiker müsse „das einzelne Ereigniß in einen theaterhistorischen Zu-
sammenhang einreihen, seine Herkunft aufweisen und seine Tragweite
abschätzen". Das hat er nur manchmal versucht; und selten erreicht.

schweige denn Frucht. Ein embryonales Zwittergewächs von einer
schwermüthigen Blässe und einem schwachen, halb bitteren, halb süßen
Geschmack. Kosten wir dankbar auch ihn aus und lassen wir Heinrich
Mann nicht einmal Das entgelten, daß er viel weniger bescheiden ist
als wir und mit seinem ersten größeren Drama gleich eine neue Gat-
tung Dramatik heraufgeführt zu haben glaubt!
Was für eine Gattung? Mann sagt, daß es jetzt nöthig, wenn
auch nicht eben bequem sei, die vorgeschrittenen Seelen dieser Zeit dra-
matisch zu gestalten: ihren schwankenden Willen, ihreDoppelrassigkeit,
die Klarsichtigkeit ihres Gefühls. 'Ia, um des Himmels willen, hat
Ibsen in seinem ziemlich „zielbewußten" Leben Anderes gethan?
Thut Schnitzler seit zwanzig Iahren Anderes ? Daß aber dem zeitlichen
Abstand zwischen diesen Beiden und Heinrich Mann nicht eine fort-
schreitende Komplizirung der menschlichen Seele entspricht, ist neben-
bei vielleicht auch daraus zu schließen, daß es bei Kleist und Hebbel
pfychische Verkettungen, Windungen, Zwischenstufen und Lichtbrech-
ungen giebt, gegen die alle späteren Subjekte und Objekte einer drama-
tischen Analyse grob anmuthen. Nein, Manns Absicht ist wahrhaftig
alt. Immerhin könnten seine Mittel neu sein. Dazu gesteht er, daß er
seine neue innere Welt (von der wir also wissen, daß sie längst entdeckt
ist) durch starke alte Situationen sichtbar machen wolle. Aber wieder
muß man ihn darüber belehren, daß nicht er dieses Mittel gefunden
WSrs aber nicht abscheuliche Wesensvollendung, wenn ein Dreißig-
jähriger schon am Ziel stünde? „Ich glaube, daß es ein Segen
wäre, wenn alle Kritiker das Theater so wichtig nähmen wie ich. Denn
ich nehme es ja nicht als Selbstzweck wichtig, sondern als Mittel zum
Zweck. Ich weiß, daß es das Leben spiegelt, aber ich weiß auch, daß
es ins Leben zurückwirkt." Diese Sätze (aus dem Vorwort zur Chro-
nik) illuminiren die Stelle, an der erkennbar werden kann, worin
Herr Iacobsohn sich von den meisten Berufsgenossen wesentlich unter-
scheidet. Er nimmt das Theater so ungeheuer ernst wie die Mehrheit
der Menschen den Gelderwerb und einzelne die Liebe. Ein reinlicher,
tüchtig gebildeter, ungemein begabter Mann, der sich einer Sache ver-
pflichtet fühlt, in ihrem Dienst, dem er sein Leben gern giebt, nie gie-
rig nach 'Privatvortheil oder Budenapplaus umherspäht, seinem Em-
pfinden knappen und wirksamen Ausdruck zu ertasten weiß und ernst-
lich entschlossen ist, immer tiefer sich in die Erkenntniß seines Gegen-
standes einzubohren. Von dem Menschenrecht, zu irren, von der Tu-
gendpflicht zu blinder Nebertreibung macht er reichlichen Gebrauch.
Doch er will stets das ihm gut, also nöthig Scheinende und sein Wille
wird von ansehnlichem Können bedient. Leset, nicht gläubig, sondern
recht kritisch gestimmt, sein Buch: dann werdet auch Ihr fragen, wa-
rum unsere Massenzeitungverleger nicht längst einen ihrer Richter-
stühle diesem Rezensenten anvertraut haben, der so ernst und so froh,
mit so grimmer Liebe judizirt.

hat. Bei Ibsen scheint die sogenannte Handlung nicht selten einem Kolportageroman entnommen und Schnitzler hat im „Ruf des Lebens" wie im „Weiten Land" plump theatralische Zusammenstöße mit solcher Nngenirtheit verwendet, daß er mit Sudermann verwechselt worden ist. Darüber ist nicht zu reden. Hier ist im Augenblick auch nur wichtig, wodurch sich Heinrich Mann, der im Zuge der Ibsen und Schnitzler steht, von ihnen unterscheidet, unterscheiden muß, da er ja ihre Wirkung nicht entfernt erreicht.

Der Unterschied ist der, daß sie den Sardou, den sie irgendwie gebrauchten, zu verhüllen verstanden und daß ers noch nicht versteht. Bei ihm sieht sich das Mittel zum Zweck wie Selbstzweck an; richtiger: es hört sich so an. Denn wenn bei Schnitzler Leidenschaften gekeucht, geflüstert, zwischen den Zähnen hervorgepreßt werden; wenn Gift herumgereicht, ein Dolch gezückt und ein Revolver ge- und entladen wird; wenn der Liebhaber hinter einem Vorhang hervor und der Gatte durchs Fenster springt: dann ist freilich die Geste genau so von Sardou wie bei Mann. Darin hat Dieser Recht. Aber die Rede ist von Schnitzler! Bei Mann ist auch die Rede oft von Sardou (und manchmal sogar von Sudermann). Ich meine nicht etwa, daß die Schauspieler, die im Stück vorkommen, zögern sollten, in die geschwollene Sprache ihres Metiers zn verfallen: da das Thema des Stückes verlangt, daß ihre Gefühle sich immer wieder übersteigern, so ist dieser gekräuselte Ausdruck ihr natürlicher Ausdruck. Aber gegen den Komoedianten soll der Bürger in jeder Hinsicht kontrastirt werden; und in dieser Schicht ist es allerdings nicht möglich, daß der Geliebte die Geliebte „Unglückliche!" und den Nebenbuhler „Unglücklicher!" anredet. Von solchen Wendungen, die leider meistens länger gerathen sind, ist der Dialog voll. Dazwischen stehen Sätze, so blitzend prägnant, daß sie jedem Roman von Heinrich Mann zur Zier gereichen würden. Einem Roman! Sie fassen mit unübertrefflicher Schärfe weite pfychologische Entwickelungen zusammen, von denen gewöhnlich nur gerade Der nichts weiß, in dem sie sich vollzogen haben. Aber selbst wenn Menschen über die Klarsicht des Gefühls verfügen, die dieser freigiebige Dichter ihnen verleiht, selbst dann ist es selten, daß sie ihr Gefühl so schrankenlos aussprechen, und nahezu undenkbar, daß sie es so druckreif aussprechen. Das müßte denn der Stil des ganzen Werkes sein. Zum Glück führt mindestens ein Drittel die einfache Sprache des Lebens, die zugleich die Sprache des Dramas ist, und daraus geht für mich hervor, daß Mann sie überall angestrebt hat. Vorläufig also ist er noch rechts in die Theatralik, links in die Romanhaftigkeit geglitten. Davon brauchte von Haus aus nicht viel Aufhebens gemacht zu werden. Ein Dichter dieses Ranges dürfte selbst für eine Arbeit seines eigentlichen Gebietes verlangen, daß man sich weniger mit ihren hoffnunglosen als mit ihren hoffnungvollenVartien befaßt. Aber der Wahn von der neuen Gattung mußte zerstört werden. Erst jetzt wird zu sagen sein, was Heinrich Mann mit diesem Produkt einer alten Gattung gewollt hat.

Nicht mehr und nicht weniger als: zu zeigen, wie die Halbheit

der Geringen alle Großen zur Lüge um ihrer höchsten Wahrheit willen herabzwingt, wie in dieser Welt tapfere Seelen die Wahrheit ihrer Persönlichkeit mit Lügen ihrer Lippen erkaufen müssen. Die siegreiche Schauspielerin Leoni« Hallmann steht gegen die Durchschnittsmenschheit, die ihr Glanz und ihre Entrücktheit lockt und bei der wieder sie Frieden, Wärme und Sicherheit zu finden hofft. Aber diese Sphären sind unvereinbar. Das wird mit schmerzhaftester Folgerichtigkeit dar» gethan. Da es Leonies Beruf ist, mit Gefühlen zu spielen, die sie nicht hat, so werden ihr im entscheidenden Moment die Gefühle nicht geglaubt, die sie hat, oder gar nur dann geglaubt, wenn sie auch diese Gefühle spielt. Daran geht sie zu Grunde, vielfach zerspalten, wie sie sich empfindet. Sie wird hin- und hergerissen zwischen Harry Seiler und Robert Fork, zwischen ihrem Menschenthum und ihrem Künstlerthum, zwischen Selbstbewunderung und Selbstverachtung und noch zwischen der Wollust und der Qual ihrer Zerspaltenheit. Sie braucht beide Männer um ihrer Gegensätzlichkeit willen: sie braucht Harrys Feinheit und Roberts Brutalität; sie braucht Reinheit und Lasterhaftigkeit, anbetendes Sklaventhum und befehlendes Herrenthum; sie braucht den Typus, auf den sie „fliegt", und den Typus, der erst lange um sie werben muß; sie braucht lodernde Flammen und ein stilles Herdfeuer. Sie belügt Keinen, nicht einmal sich selbst, wenn sie fast mit den gleichen Worten Iedem von Beiden gesteht, daß sie im ganzen Leben keinen Anderen als ihn geliebt habe. Aber sie ermattet sich zwischen Beiden zu Tode, weil der grenzenlosen Aufrichtigkeit des Künstlers nicht das Vertrauen der Bürger zu dieser Aufrichtigkeit entspricht, Sie entgleiten und schwanken. Sie sind entweder zu weich oder zu kalt. Sie wissen nicht, daß problematisch organisirte Menschen, wie diese Leonis, nur die Umwege zum Ziel führen. Sie selber gehen den kurzen und geraden Weg von Impulsen zu Worten und von Worten zu Thaten; und gehen irr, weil die Impulse schwach, die Worte zahm und die Thaten klein sind. Es ist eine fast zu grelle Ironie, die Heinrich Mann zum Schluß gegen die Bürger kehrt, wenn er Robert Forks Frau es der toten Leonis zum Vorwurf machen läßt: nur sich gekannt, nur gespielt, sich sogar ihren Tod gespielt und nicht daran gedacht zu haben, daß sie, Herr und Frau Fork uud Herr Harry Seiler, „fühlende Menschen" sind. Es ist eine überdeutliche Erklärung der dichterischen Absichten, die obendrein zu spät kommt. Der Dramatiker Heinrich Mann hat eben vorläufig noch zu selten die Fähigkeit, die unberechenbaren Plötzlichkeiten temperamentvoll handelnder Menschen anders als durch Knalleffekte, die jäh auffluthenden Stimmungen differenzirter Seelen anders als durch direkte Formulirungen auszudrücken. Die Personen eines guten Dramas haben Selbstverrath zu treiben und nicht vom Autor verrathen zu werden. Daß der Verfasser der „Schauspielerin", an Handwerkszeug und Arbeitmethode des Epikers gewöhnt, nicht immer kann, was er soll, scheint mir entschuldbar. Es ist ja viel, daß ers doch schon zu einem Drittel kann.

Siegfried Iacobsohn,

Aktienpolizei.
Reich der Aktie soll man, wie ein guter Kenner der Verhält-
nisse sagte, nach der Maxime leben: „Lerne leiden, ohne zu kla-
gen!" Wird unser Aktienrecht endlich reformirt werden? Mancher will
an die Möglichkeit einer solchen Reform nicht glauben, weil die Funk-
tionen der Aktie für den Wirthschaftorganismus so wichtig geworden
sind, daß jeder Eingriff ein beträchtliches Risiko bringt. Doch ein ber-
liner Richter, der die Roth des Aktienwesens in einer reichen Prozeß-
erfahrung kennen gelernt hat, tritt mitleidlos für die Staatsaufsicht
im Aktienbezirk ein; nach seiner Ueberzeugung ist der Kredit und die
Moral durch die Aktie gefährdet worden. Zuzugeben ist höchstens, daß
die verantwortlichen Organe der Aktiengesellschaft manchmal vielleicht
die Distanz zwischen ihren Pflichten und dem ihnen anvertrauten Ka-
pital falsch schätzen und daß diese falsche Optik in Demoralisirung führt.
Das ist jedoch nicht der Normalfall; und selbst bei der Ausnahme wird
sich schwer nachweisen lassen, daß das „Gemeinwohl gefährdet" fei.
Artikel 4 des preußischen Ausführungsgesetzes zum Handelsge-
setzbuch bestimmt: „Eine Aktiengesellschaft kann aufgelöst werden, wenn
sie sich rechtswidriger Handlungen oder Unterlassungen schuldig macht,
durch die das Gemeinwohl gefährdet wird. Ueber die Auflösung ent-
scheidet im Verwaltungstreitverfahren der Bezirksausschuß in Erster
Instanz. Für die Erhebung der Klage ist der Regirungpräsident zu-
ständig, der von der Auflösung der Gesellschaft dem Registerrichter
Mittheilung zu machen hat. Diese Vorschrift wird niemals angewen-
det; denn es ist nicht leicht, ihre Voraussetzungen einwandfrei nachzu-
weisen. Bei dem Wort „öffentlicher Kredit" denkt man an alle Fi-
nanzgeschäfte öffentlich-rechtlicher Körperschaften, besonders des Staa-
tes. Ein Zusammenhang zwischen diesem Komplex des nationalen
Vermögens und Ansehens und der Aktie besteht doch nur insofern, als
die Aktie dem Staatspapier einen Theil der Gunst des Kapitals ge-
raubt hat. Und dieser Raub würde durch die Versittlichung des Ak-
tienwesens nicht geheiligt werden. Wenn aber behauptet wird, die
Flecke auf der Ehre des deutschen Aktienrechtes schaden dem wirth-
schaftlichen Kredit überhaupt, so ist zu antworten, daß dieses selbe Recht
im Ausland, besonders in England und den Vereinigten Staaten, als
vorbildlich gilt. Trotzdem soll der Staat die oberste Kontrole über die
Aktiengesellschaften an sich ziehen. Der berliner Richter sagt: „Es ist
falsch, den Schutz des öffentlichen Kredites und der öffentlichen Moral
in die Hände der Aktionäre zu legen; denn bei ihnen wird, begreif-
licher Weise, Interesse und Aktivität nur so weit geweckt, wie ihr Di-
videndenrecht gefährdet ist". Frage: „Ist der Aktionär zum Hüter der
öffentlichen Ordnung bestimmt?" (Von einem Recht auf Dividende
kann man nicht sprechen; der Aktionär wäre froh, wenn ers hätte.)
Die Aktiengesellschaft ist eine Form privatwirthschaftlicher Un-
ternehmung, deren Ursprung nicht auf öffentliche? Recht zurückweist.

Sie entstand aus dem Bedürfniß nach Differenzirung des Kapitals zu Gunsten der wirtschaftlichen Entwickelung. Der Einzelbesitz hätte sich niemals mit allen Möglichkeiten der Wirthschaft abzufinden vermocht und gute Chancen wären aus Mangel an Betriebsmitteln verkümmert. Die Aktie hat sich also nicht als „Geschenk" der öffentlichen Gewalt durchgesetzt, sondern als Nothwendigkeit; und auf Dank hat der Staat keinen Anspruch. Die Beziehungen der Aktie zur Sittlichkeit sind nicht wesentlich anders als die aus der Achtung vor fremdem Besitz entstandenen. Der Aktionär ist Mitbesitzer eines in Aktien eingetheilten Kapitals. Daraus ergiebt sich, daß sein Interesse ein ganz persönliches, auf die Erhaltung und Verzinsung seines Antheils gerichtetes sein muß. Man kann ihm also keinen Vorwurf daraus machen, daß er seine Existenz nur unter dem Gesichtspunkt des materiellen Verhältnisses betrachtet. Wer, wie der berliner Richter thut, den Aktionär tadelt, weil er sich nicht um die „öffentliche Moral" und den „öffentlichen Kredit" kümmert, Der sieht in der Aktiengesellschaft ein „höheres Wesen", dem ein besonderer, nicht dem eigenen Bereich entstammender Schutz verschafft werden muß. Unser Richter ersehnt eine „Stelle ständiger Ueberwachung zum Schutz des dauernden Gesammtinteresses der Aktiengesellschaft". Diese Instanz soll das Recht haben, gegen Vorstand und Aufsichtrath einzuschreiten und die „Entstehung eines gesetz- oder satzungwidrigen Mehrheitwillens" zu verhindern. Dadurch würde die Aktiengesellschaft ihren privatwirthschaftlichen Eigenschaften entkleidet und in die Uniform eines unter Polizeikontrole stehenden Gewerbebetriebes gesteckt werden. Wenn der Staat das Recht hat, Beschlüsse der Generalversammlung umzustoßen, so hört die Aktiengesellschaft auf zu sein, was sie nach dem Gesetz sein soll: die Verbindung von Vermögensinteressen zum Zweck privatwirthschaftlicher Unternehmungen. Daß die Mehrheit mit ihren Entscheidungen nicht selten begründete Ansprüche der Minderheit verletzt, ist bekannt; aber alles Gerede über den schädlichen Einfluß der Uebermacht muß vor der Logik der Zahl verstummen. Die Mehrheit vermag eben mehr als die Minorität; und der Gesetzgeber hat in der Möglichkeit erschwerter Stimmenverhältnisse und erfolgreicher Anträge kleiner Gruppen dem schwächeren Theil einen Ausgleich zu bieten gesucht. Der Richter erzählt von einer berliner Aktiengesellschaft, die „mit ihren Tochtergesellschaften seit Iahren beständig, in ungezählten Prozessen, als Beklagte aus Wechseln, Verträgen, Ansprüchen auf satzungmäßige Leistungen figurirt, mit dem fast ausnahmelosen Ergebniß, daß sie verurtheilt wird". Die Prozeßkosten verschlingen Unsummen; aber Niemand rührt sich, um die Thatsache bekannt zu machen, daß die Gesellschaft schon lange die Hälfte ihres Aktienkapitals (§ A0 HGB) verloren hat. So üble Erfahrung kann den Wunsch nach möglichst radikalen Eingriffen wecken; man dar.f jedoch nicht vergessen, daß im Deutschen Reich beinahe 6000 Aktiengesellschaften bestehen, von denen nur ein sehr kleiner Theil schlimme Mängel zeigt. Darf man da Mittel

empfehlen, die auch deu gesunden Organismus vernichten müßten? Welcher Arzt tötet den Körper, weil er kranke Hautstellen hat?
Als die Fälle schlechter Kontrole (durch den Aufsichtrath) sich häuften, wurde die Einsetzung staatlicher Revisoren besprochen. Man dachte an Aufseher, die ungefähr wie die Kommissare bei den Hypothekenbanken zu wirken hätten. Aber die Idee hielt den Einwänden nicht Stand. Der öffentliche Kontroleur würde den privaten Aufsichtrath überflüssig machen. Diese Instanz, hieß es, sei aber nicht zu entbehren, weil sie die Verbindung der Aktiengesellschaft mit der Kreditquelle herzustellen habe. Auch der Einrichtung eines staatlichen Aufsichtamtes widersprechen privatwirthschaftliche Gründe. Fetzt soll nicht der Aufsichtrath, sondern die Generalversammlung der Aktionäre amtlich kontrolirt werden. Gewiß: die meisten Beschlüsse sind gefaßt, ehe sie überhaupt in das Forum der Generalversammlung kommen. Das ist nicht immer zu vermeiden. Verhandlungen mit Banken müssen oft vor der definitiven Abstimmung fertig sein, da die Gesammtheit der Aktionäre alle Möglichkeiten und Voraussetzungen doch nicht zu übersehen vermöchte. Wie soll nun die staatliche Instanz wissen, ob ein Beschluß der Gesellschaft schadet oder nützt? Der berliner Richter hält das Anfechtungrecht, das der Paragraph 271 HGB gegen fehlerhafte Generalversammlungbeschlüsse giebt, für unzulänglich. Der Rechtsweg sei verfehlt, da die im Prozeß zu erlangenden Entscheidungen weder rasch noch sicher genug schlechte Beschlüsse treffen. Der Registerrichter soll also die oberste Instanz über der Aktiengesellschaft sein und das Recht haben, gegen Entscheidungen der Generalversammlung einzuschreiten; seine Kenntniß hätte er aus den zur Eintragung vorliegenden Daten zu schöpfen. Und die Registergerichte sollen sich nach und nach zu regulären Aufsichtbehörden entwickeln. Das wäre das Aufsichtamt, gegen das so oft Stichhaltiges gesagt worden ist.
Nach meiner Ueberzeugung kann nur die Kräftigung der wirthschaftlichen Organe dauernden Nutzen bringen. Die Generalversammlung der Aktionäre ist nicht zu beseitigen, weil sich in ihr das Wesen der Aktiengesellschaft ausdrückt. Hat aber der Registerrichter das letzte . Wort zu sprechen, so wird die Generalversammlung degradirt. Ihre Beschlüsse mögen nützlich oder schädlich sein: sie sind unumstößlich, wenn sie weder gesetzliche noch statutarische Vorschriften verletzen. Der Registerrichter hat über die Wahrung der Form, nicht über die materiellen Verhältnisse zu wachen. Die Aktionäre können ja immer die Entscheidung des Gerichtes anrufen. Bietet die Aktienform, die einer wirtschaftlichen Nothwendigkeit entsprang, die Voraussetzungen für ein besonderes Verhältniß des Privateigenthums zum Gesetz? Das müßte nachgewiesen werden, bevor die Einrichtung einer Polizeistation gefordert wird. Nur wenn sich beweisen läßt, daß der Besitz einer Aktie im Werth von 1000 Mark andere Beziehungen zu Staat und Gesetz herbeiführt als der Besitz eines Tausendmarkscheines, darf das bewährte !?ebensprinzip des Aktienwesens keck geändert werden. Ladon.
Herausgeber und uerantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Perlag der Zukunft in Perlin. — Druck uon Pag « Garleb G m, b, ß in Berlin,

Berlin, den 21. September

»Allerhöchstderselbe."

^er Kaiser war ein paarTage langunwohl. FolgedesHunde-
wetiers, womit Ernting und Scheiding uns ungnädig M
überfuttern geruhten. Mandelschwellung und Muskelschmerz:
was man landläufig, SchweningerzustetemAerger, „Erkältung"
nennt. Nichts der Rede fünf Minuten langWerthes. Nichts,
was einen P,ivatmann gehindert hätte, sein Amt oder Geschäft
zu betreuen. Daß ein Kaiser und König sich ängstlicher schont,
schonen kann und muß, ist verständlich. Zum Heulen oder znm
Kreischen aber das Gemächel der Zeitungen, die solche Alltags-
winzigkeit zum «Ereigniß" aufbauschen. Im Berliner Lokalan-
zeiger gings über drei Spalten. »Die Krankheit des Kaisers."
(Er war nicht eine Stunde lang, nach ärztlicher Terminologie,
«krank".) «Auf dem Weg zur Genesung." (Brauchte also auch
nicht zu gencsen.) Wann er insBett gegangen, wann wieder auf-
gestanden sei und wann „Allerhöchstderselbe" fürnöthig gehalten,
habe, sich abermals hinzulegen. «Zwei Leibärzte haben den ho-
henPatienten eingehend untersucht und einen gutenBefuud fest-
gestellt. Die Drüsenanschwellung war weiter zurückgegangen."
Hevte halte der emsige Schcrlit erfahren, daß Wilhelm «zum er»
stenMal wieder mit den Kabinetschefs, eine Stunde lang, gear-
beitet habe" (Anterschriften; Stück vorStück, NameundSchnör»
kel, genau je fünfzig Sekunden); und morgen (just an Goethes
Geburtstag) meldete er: «Gegen Abend zeigte sich eine leichie
Temperatursteigerung, die aber unbedenklich ist" (jeden Abend
kann jeder Verschnupfte, wenns ihn wichtig genug dünlt, sie kon-
statiren) „und wohl auf Uebcrarbcitnng zurückgeführt werden
muß." Hört! Und seid ruhig, liebe Vaterländer. In schöner Ein-
tracht vertrugen sich in der sclbcnZeitungspalte die beidcnSätzc:
(1.) «Ziemlich bestimmt darf heute bereits gesagt werden, daß
der Kaiser auf keinen Fall die Fahrt nach der Schweiz antreten

darf, wenn die Witterung nichteine entscheidendeWendung zum
Besseren genommen hat; hiergegen würden die beiden Leibärzte
des Kaisers unbedingten Widerspruch erheben." (2.) „Aus der
Thatsache,daß die Kaiserin mit ihrerTochter heute bereitswieder
das Hoftheater besuchte, wo (wieder einmal) auf Allerhöchsten
Befehl der Schwank .Husarenfieber' zur Ausführung kam, geht
zweifellos hervor, daß des Kaisers Befinden thatsächlich gut ist."
Drum.Freunde, verbannet die Sorge! Nicht von der kinderleichten
Unpäßlichkeit, doch von diesem Reporterfieber war eineInfektion
zu fürchten. Allzu pünktlich stellte sie sich ein. Munter (freilich mit
kummervoll gefurchter Stirn) trabten selbst rüstige,auf ihr steifes
Rückgrat stolze Demokraten den fürsReichslokal angezeigtenWeg
fürpaß. Das Gerede war so lang und so laut, daß schließlich selbst
die Neue Freie Presse, die doch nicht nöthig hat, cliligentiam zu
prästiren, einen Leitartikel brachte, der mit dem Satz begann: »Die
Meldungen, die heute über das Befinden des Deutschen Kaisers
vorliegen, berichten, daß in seinem Zustand eine Besserung ein-
getreten ist." In einem Zustand, der höchstens unbequem war, nie
auch nur den geringsten Anlaß zu Beunruhigung bot. (Neustes,
Allerneustes: nicht der Leibarzt, sondern das Oberhofmarschall-
amt^ab den „Krankheitbericht" an das offiziöseDepeschenbureau
und die Presse; ä bon eniencieur sslut!) Daß ein Blatt von dem Rang
undderGeltungderNeuenFreienPrefsedurchdieNeberfülledes
berliner Schwatzes in den Glauben getäuscht werden konnte, der
Kaiser sei ernstlich erkrankt, beweist,welchenSchadendieses(„ziem-
lich bestimmt", also „zweifellos") ekelhafte Treiben stiftet. Kein
Bericht erwähnte den heftigenBrechreiz, den der Kaiser in diesen
Tagen gespürt haben muß. Er hat sich gewöhnt, stets, sobald er sich
unwohl fühlt, sich ins Bett zulegen, »umdieGeschichte schnell los-
zuwerden " .(Neue Anwendung der alten Lehre „ principiis obgw" ?)
Vernünftig von Einem, ders kann. Sagts; ganz laut und ganz
deutlich. Aber vergesset nicht, daß Ihr vom Obersten Kriegsherrn
des deutschen Heeres redet; daß Ihr nicht fürs Amt des Nacht-
stuhlschnüsflers und porte-coton auserwählt seid; unddaßEuerUn-
fug imAusland schon denkaumnochausrodbarenIrrthumsprie-
ßen ließ, Wilhelm sei ein anfälliger, physisch gefährdeter Mann.
DieDrüsenschwellunghindertedenKaiser.zumManöverfest-
mahl des Vierten Armeecorps nach Merseburg zu gehen. Der
Kronprinzvertratihn. Sein Trinkspruch war ganz kurz, ganz phra-
senlos; also preußisch. Der Kommandirende General Sixt von
Armin antwortete: „ Wenn wir sch merzlich beklagen, daß uns nicht
vergönnt gewesen ist, heute vor Seiner Majestät dem Kaiser in
Parade zu stehen, so hoffen wir um so mehr, daß dem Corps ge-
lingen möge, als den besten Lohn für pflichttreue Arbeit die Zu-
friedenheit Seiner Majestät in den Feldmanövern erwerben zu
können, damit Seine Majestät mit der Ueberzcugung von uns

scheide, daß auch das Vierte Corps in ernsten Zeiten eine scharfe, zuverlcissigeWäffe seinwird. Dannwerden, so hoffe ich, alle Regimenter des Vierten Corps zeigen, daß in ihnen noch ein Hauch des Alten Defsaners lebt, und die Reiterregimenter werden ihre Standarten in den Feind tragen, wie einst Seydlitz mit seinen Schaaren es gethan. DennDas darfich aussprechen: Wenn Seine Majestät uns zu den Fahnen ruft, werden die Magdeburger, Altmärker, Anhalter und Thüringer zu kämpfen und zu sterben wissen für König und Vaterland, für Kaiser und Reich, eingedenk des Beispieles, das jenerPrinz des Hauses HohenzoUern gegeben hat, dessen Namen das Regiment Nr. 27 mit Stolz trägt. And so geloben wir aufs Neue, daß wir Alle, Ieder an feinem Platz, unser ganzes Können einsetzen wollen, damit solcher Geist allezeit lebendig bleibe. Diesem Gelöbniß Ausdruck zu geben, stimmen Sie ein in denIubelruf: SeineMajestät der Kaiser und König, unser Allerhöchster Kriegsherr, Hurra! Hurra! Hurra!"
Gefällt Dirs, lieber Leser? Mir auch nicht. Ich glaube, zu verstehen, warum die lange Rede der Freude über die Anwesenheit des Kronprinzen nicht wenigstens kurzen Ausdruck giebt; finde ihre Phraseologie aber allzu neudeutsch. Moltke (der im Privat» verkehr redselig, nicht schweigsam war) Pflegte sich in den Ruf zu beschränken: »SeineMajestät derKaiserundKönigHurra!" Und aus Bismarcks Mund hörte ich an einem siebenundzwanzigsten Ianuarmittag die Worte: «In meinem Haus ist es alte Sitte, am Geburtstag des Königs zu gedenken. Für einenRoyalisten kann es keinenGrund geben, von dieser Sitte abzustehen. Deshalb bitte ich Sie,auf dasWohldesKönigs undKaisers Ihr Glas zu leeren." DasvernützteClichegiebtkeinenwirksamenAbzugmehr.„Wasder Dessauerund Seydlitz gemacht haben,machen wir auch. - Machts! Aber kündet die kommende That nicht bei der Poularde an. Wozu das überlaute Gelöbniß? Wenn das Vierte Corps nicht eine zuverlässige Waffe, seine Mannschaft nicht im Nothfall zu Kampf und Tod bereit wäre, müßte der Fritzische Teufel es holen. Ists nöthig, auszuschreien,daß man seine Pflicht erfüllen werde? Gelobt ein Oberpräsident, ein Schutzmann, eineKöchin,daß sie bereit feien, zu thun,wozuAmt und Lohn sieverpflichten?Wenn französische Generale so reden, heißts bei uns: «Da derHahn kräht auf dem Mist, wird anderes Wetter oder es bleibt, wie es ist." Von deutschen Heerführern erwartet die Nation nicht müßigeRednerei; derenWortsoll,wieregirenderFürsten,Thatsein.GcneralSiztvon Armin kann bald Kriegsminister werden. Er lerne speisen, ohnezu sprechen.Der teutoburgerArmin hat keineTafelrede hinterlassen.
Achtundzwanzigster August; im «Tag« steht: „MitRücksicht darauf, daßderKaisererkrankt war, istnichtdaran zu denken, daß er,wieursprünglichbeabsichtigtwar,währenddesKaisermanövers in Baracken wohnen kann." Dreizehnter September: im »Tag"

steht: „Der Kaiser wohnt während des Manövers nicht in einem
jestcu Haus, sondern in einer Baracke. Diese Wohnhallen sind
transportable Gebäude aus Holz und Eisen. Der Kaiser besitzt
zwei solcher Häuschen, von denen eins als Salon, das andere
als Schlafzimmer dient. Es versteht sich von selbst, daf; auch für
dieVerpflegungdesKaisers bestens gesorgt ist. AusderHosküche
ist ein kleiner Trupp erlesenen Personals ins Manövergelände
gcschicktworden. Derkaiserliche Küchenwagen ermöglicht die Her-
stellung der besten Mahlzeiten. Auch ein wohlgefüllterFlaschen-
kcllcr wird natürlich ins Manöver mitgenommen." (Natürlich?)
»Für denTrinkwasserbedarfmuß besonders gesorgt werden, denn
nichtüberallfindetman hygienisch einwandfreiesWasser,das man
den Kaiser genießen lassen dürste.Dcshalb werden fahrbare Destil-
lirapparate mitgeführt."UmdasKochwasserzureinigen, denke ich
mir; denn derKaisertrinkt wohl, wie viel ärmere Sterbliche, Für-
sten brunn oder Apollinaris, felterser oder fachinger Mineral-
wasser. Die Bilderchen, die heutzutage »natürlich" nicht fehlen
dürfen, zeigen uns Hofautos, großeDestilliiwagen, Wohnhäus-
chcn (mit mindestens vierzehn Fenstern, also leidlich »feste") und
sieben rundliche, fidel lächelnde Köche. ÄnterdiesenBildern ist zu
lesen: „Trotzdem muß der hohe Herr manchen gewohnten Kom-
fort entbehren." Bleibt ein deutsches Auge trocken? Fritz von
Preußen, der im Krieg oft aufnasser Erde schlief, fände vielleicht,
daßzwischenAutomobilen, Küchen-undDcstillirwagenmit Salon
und Schlafzimmer der Verzicht auf Komfort erträglich ist.
Das Wetter zeigte auch nicht die allergeringste Lust, eine ent-
scheidende Wendung zumBesseren zunehmen; trotzdem reiste der
Kaiser in die Schweiz(weil er eben nicht krankwar und die berner
Regirung jede erreichbare Sicherung des Gastes zugesagt und
den nicht ganz ungefährlichen Theil des Besuchsprogrammes ge-
strichcuhatte).Iubel.„Stürmischer;nicht endenwollender." (Wie
dreiWochen zuvor inBochum, wo derPolizeipräsident, nach be-
rühmtem Muster, in einem Erlaß »die überaus herzliche und ju-
belnde Begrüßung" desKaisers für alle Ewigkeit feststellte. Auch
ein neuer Brauch, dessen Bruch zu empfehlen wäre. Der Volks-
jubel wird öfier amtlich „konstatirt" als in den Straßen gehört.
Ueberlasset doch den Völkern und ihrer Offentlichen Meinung,
demErdkreiszukünden,daßsiegejauchzthaben.»DerjungeHerr",
seufzteBismarck,»sagt leider gern, was er die Anderensagen lassen
müßte." NnddieBeamtenschaftwähntstch zu flinker Nacheiferung
verpflichtet.) In derSchweiz wurde es nicht foarg, wieMancher
acfürchtet hatte. Mehr als dasDeutscheReich unddessenBürger
liebtderEidgenossedenDeutschen Kaiser. Derhat in der schwülen
Zeit des Wohlgemuth-Zwistes den Schweizer Gesandten Roth
nachts ins Schloß gebeten und ihm versprochen, in dieser Sache
sich nichtvon denBismarcksstimmen zu lassen. (Bamberger,dcrs

vonRolh erfuhr, jubeltewirklichundgrüßtefrohdenAnbruch des
ucuenTages.) Derhat sich jetzt, mitwunderlicher, doch wirksamer
mimic^y, iu Rock und Czako des Gardejägers der schweizerischen
Milizuniform angepaßt. Und die biederen Republikaner mitLob-
sprüchcn überschüttet. (Nicht ganz angenehm war ihnen höchstens
die rednerische Erinnerung an die Tage, da Schweizer als gedun-
gene Landsknechte aus allen Schlachtfeldern Europas fochten.)
Hatten sie ihn eingeladen oder sich nur seiner Besuchsansage ge-
freut? I^on liquet. In Bern sprach Wilhelm: »Ich bin gern,Ihrer
Einladung entsprechend, bei den diesjährigen Manövern des
schweizerischenHeeres erschienen." In Bern sprach, am selben Eß-
tisch, Bundespräsident Forrer: «Als uns der HerrDeutsche Ge-
sandte znAnfang dieses Iahres IhrenBesuch ankündete, nahmen
wir diese Eröffnung mitgrößterFreudeüber dieuns zuTheil wer-
dende sehr hohe Ehre entgegen." Erkläret mir, Graf Oerindur,
diesen Zwiespalt der Natur! In Paris hat man ihn, des Fundes
froh, zu verbreitern gesucht; dann aber, wie frische Natives, die
von Wilhelm dem General Bau aufgetischten Komplimente ge-
schlürft und, mit so leckerem Nachgeschmack auf der ZunHe, ohne
Grimmrunzeln den Satz des Kaisers hinuntergeschluckt: »Die
Tüchtigkeit des Schweizerheeres erspart mir im Kriegsfall sechs
Armeecorp?." Was doch nur heißen konnte: Ihr Schweizer seid
so stark, daß Ihr gegen Frankreich die Neutralität Eures Landes
allein zu schützen vermögt. (SolcheWorte hätten früherinFrank-
reich denSchlauch desÄiolos entschnürt; seit dem Agadirsommer
glauben dieFranzosen, auf die es ankommt, nichtmehr an deutschen
Angriff. Dünkts Euch erfreulich? Iüngst schmunzelte der alte
Schlaukopf Freycinet, Onkel des Herrn de Selbes, der unter
Caillaux das Auswärtige versah: »Nach meiner Aeberzeugung
irrenAlle.diedenKaiserWilhelm für eine kriegerische Natur hal-
ten." UndDeutsche haben diesenAusspruch wie einGlückspfand
begrüßt.) Sonst gabskeinenNnfall, Präsident Forrer machtefeine
Sache sehr pfiffig. Höflicher Republikaner mit Schlapphut. Die
Redespitzchen, die er für nölhig hielt, waren artig mitWatte um-
wickelt. Und Wilhelm schien sich in seinem eigentlichen Element
zu fühlen.WirdseineAusdrucksform von den Sprachpsychologen
nicht mehr beachtet? «Wie es eine Freude für mich war, in der
schönen StadtZürich mich aufzuhalten, so gereicht es mir zu leb-
hafter Befriedigung, wenigstens einige Stunden in der ehr-
würdigen Stadt Bern zu weilen, die im Angesicht der Bergrie-
sen Iungfrau, Mönch und Eiger ihr stolzes Haupt erhebt. Auf
das Tiefste bedaure ich, daß ich mir auf ärztlichenRath versagen
muß, den Firnen desBerner Oberlandes und den lieblichen Ge-
staden des Bierwaldstädter Sees den geplanten Besuch abzu-
statten. " Auf das Tiefste: wenn ernstliche Krankheit.Landestrauer,
Krieg oderPestilenz die Reise völlig vereitelt hätte, wäre derSu-

perlativ nicht zu überbieten gewesen. Berggipfelsind, wieKriegs»
schiffe (bis zum Kreuzer abwärts), „stolz"; Geschichte: „ruhm»
reich"; Seegestade: »lieblich". Was aber haben die Hofärztc plötz-
lich gegenLuzernundInterlaken? Dahinschickenihre „ruhmreich-
sten" Kollegen doch ganze Haufen zahlungfähiger Kranken. Auch
die Bahnfahrt aufs Iungfraujoch beschert gefahrlose Wonne.
Seltsamer als diese Redeweise, deren Abfärbekraft ja in allen
Amtsbezirken undStreberprovinzen Deutschlands täglichzumcr-
ken ist, war ein Spazirgang ins Kunstrevier. Schiller wurde ein
Nationaldichter der Schweizer genannt. Wer mags dem Kaiser
erzählt haben ? Die Schweizer wissen von Schiller fastnoch weniger
als der Smokingberliner, der insDeutscheTheater rennt, um die
Hecken vonAranjuez oderMoors Böhmerwald zu begaffen. Die
NrkantoneliebendenSängerTells;mitderselbenunverständigen
Liebe, die der Vertheidiger Iohannens in Frankreich, Wallen-
steins in der Czechenheimath erworben hat. Dem aber war der
Mann aus Bürglen nicht viel mehr als eine Larve. Der hätte,
wenns möglich gewesen wäre.aufTellsPlatzgern einen deutschen
Tyrannentöter, auf Geßlers einen schwäbischen Carlino gestellt.
Dem wars nicht um die Schweiz zu thun, sondern, bis an die
Schwelle des Palastes von Messina und des Polenreichstages,
immer nurum die Freiheit. (DieGalapflicht,ihnzupreisen,müß!e
Gekrönten das Herz verbrennen; er hat Philipp den Zweiten
und Karl den Siebenten, Kaiser Ferdinand und Königin Eli-
sabeth, Majestät Isabeau und den Schandherzog der Milford
gemacht; Schurken und Iämmerlinge im Purpur. ln Orannas
sind seine populärsten Werke gerichtet; und mit Fug haben ihn
die Iakobiner gefeiert.) „Wir wollen frei sein, wie die Väter
waren; eher denTod, als in der Knechtschaft leben!" Knechtschaft
ist diesem Dichter der Zwang, dem Willen eines Einzelnen zu ge-
horchen. Auch einem Quitzow konnte er, wider den nürnberger
Burggrafen Friedrich vonZollern, den Ruf auf die Lippe legen:
„Und der fremde Herrenknecht soll kommendürfenundunsKelten
schmieden? Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?" Weiter. „Die
Werke Ihrer Geistesheroen, wie Gottfried Keller und Konrad
Ferdinand Meyer, sind Gemeingut auch unseres Volkes gewor-
den." Wenns wahrwäre, dürftenwirunsbrüsten. DochErmanno
Sudermann (einst Revolutionär und Verhöhner preußischen Of-
fizierwesens, jetzt Hoftheatraliker und, trotz Alma, Sonnenschein-
chen, Magda und Blumenboot, Adlerritter) hat in Deutschland
eine viel größere Kundschaft als der züricherStaatsschreiber.den
nur das Fähnlein der geistig Aufrechten nach Verdienst ehrt.
Rebrigens: „Keller undMeyer" istnichtschönernochrichtigerals
Kant und Hegel, Schopenhauer und Hartmann, Bismarck und
Moltke, Tolstoi undTurgeniew, Ibsen undBjörnson,Luther und
Iatho. Schon Schopenhauer hat sich an der leidigenKopulirsuchr
der Deutschen geärgert. Meyer ist eine feine, weislich gezüchtete.

aber nicht sehr saftige Warmhausfrucht; Keller e)n tief in guter
Erde wurzelnder Stamm, dem die Sonne mittenins Gesicht scheint
und alle Phantasiekraft'des Sauserlandes in würziges Blattwerk
ausformt. Kein Ehrentitel ist für den Schöpfer der Seldwyler, des
Sinngedi chtes, der Sieben Legenden zu hoch; nicht einmal der ihm
vonHeyse auf denScheitelgestülpte(„ShakespearederNovelle").
Nur: »Geistesheros" geht nicht. Geht gar nicht. Paßtnichtinein
Aederchen des einzigen Mannes. Klingt, als käme es von Einem,
der Keller nicht kennt. Ungefähr wieBlüchersUrtheilüberBona-
parte: »Im Grunde ein dummes Luder." Geistesheroen? Meister
Gottfried hätte das schwere, inBerg- undWeinnebeln heimische
Stammtischlerhaupt geschüttelt. Geist, wacher Verstand war in
seiner Wesensmischung der kleinste, zu Wirkung ins Weite un-
tauglichste Theil. Nicht Immanuel Kant, sondern Miguel Cer-
vantes sein rechter Vetter. Ein Schweizer, der von Kleists an-
m.uthig tändelnder Dramatik spräche, bliebe dem Ziel des Lobes
nichtferner. Thutnichts;Iäuciänciävoluntss. Draußen bekennt Wil-
helm sich zu den besten Künstlern.
Draußen zeigt er sich stets nur von der liebenswürdigsten
Seite. Spricht mit Sozialdemokraten wie mit anderen rechtschaf-
fenen Männern. Blicktimmer, auch wenn mal nicht»Alles klappt",
freundlich drein. Und sagt demWirthvolk, jedem, was es just am
Liebsten hört. Wesensfarbe: eines Genießenden, der sich gern in
fremder Atmosphäre fröhlich badet und öfter an Erfolg als an
Wirkung denkt. Zu meidende Klippe: »Herrschen und Genießen
geht nicht zusammen. Genießen heißt: sich undAnderen in Fröh-
lichkeit angehören; herrschen heißt: sich undAnderen im ernstlich-
sten Sinn wohlthätig sein." (Goethe. Der auch in Wilhelms Lob
»deutschen Gemüthslebens" nicht eingestimmt, sondern, heute
dringlicher als in den Tagen von Borodino, gemahnt hätte: »Die
Deutschen sollten in einem Zeitraum von dreißig Iahren das Wort
Gemüth nicht aussprechen: dann würde nach und nach Gemüth
sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur Nachsicht mit Schwächen,
eigenen und fremden.") Ist denn nicht leicht begreiflich, daß ein
geistig lebhafter Kaiser, der gar so gern charmiren möchte (und
drum charmant ist), der den Wirthen, in Venedig und Bergdn,
Baltisch-Port und Bern, so nette Sachen sagt und für sein Reich
nichts, nicht das Mindeste, will, überall gefällt, auch da, wo feine
Landsleute, alsVolkheitundMachtkörper, höchst unbeliebtsind?
Muß man jedesmal, als sei Ungeheures Ereignißgeworden, alle
Trommelfelle strapaziren, wenn der Repräsentant eines Reiches
vonderWehr-undWirthschaftkraftDeutschlandsirgendwofreund-
lich begrüßt worden ist? Welchen greifbaren, münzbarenNutzcn
hat die kaum noch übersehbare Serie dieser Fahnenreisen und
Guirlandenfahrten in einem Vierteljahrhundert der deutschen
Menschheit gebracht? Ohrenschmaus; nicht Wohlthat im ernst-
lichsten Sinn. Ob Wilhelm, ob der (von sämmtlichen Plessens ver-

hätschelte) General Pau lauteren Lungenapplaus eingeheimst hat, brauchtunsnicht zu kümmern. Der Besuchdesüber dem Capeund unter dem fast schweizerischen Czako lächelnden Kaisers war ein der Republik, der Volksherrschaft, dem Bürgerheer gespendeter Ehrensalut, dernicht einmal Beträchtliches gekostet hat. Sollte die Eidgenossenschaft ihn etwa mit mürrischerMiene einstreichen?Die bleibt, was sie war und sein will: eine stämmig kluge Erwcrbergenossenschaft, die mit jedem Kaufkräftigen gut stehen, keinem unter» than werden und gegen Kriegsnoth mit billiger Police versichert sein mag. Biedernwir uns ihr zärtlich an, sozwingenwir sie, dem Nachbar, dervonLyonnachGenfnichtweithat, aufoffenemMarkt das Kinn zu krauen, Habt Acht: nicht in derSchweiz nur heißt so die Losung. Der Kaiser und König hat keine Bataille gewonnen. Änd die Aufgabe beamteter und unbeamteter Meinungmacher ist nicht, unter jedem Mond, wider besseres Wissen, der Nation einzureden, im Reichsgeschäft fei der Ertrag übers Hoffen gestiegen. Vor fünfundfünfzig Iahren, als man in Berlin zum letzten Mal stichhaltigen Grund hatte, sich mit der Schweiz ernsthaft zu beschäftigen (zum letzten Mal: dennderWohlgemuth-Hader war ein von Herberts maskirten Feinden getretener, dann dem heißer gehaßten Vater an die Kürassierstiefel geklebter Quark), ließ die preußische Regirung viaAugsburg die Vertheidigung des Bodensees gegen die Eidgenossenschaft empfehlen, deren »ganzes Benehmen in der jüngsten Zeit" dazu zwinge. Im Erlacherhof liege das Modell einer schwimmenden Batterie, die im Krieg wider Preußen verwendet werden solle, und die schweizerische Nordostbahngesellschaft besitze die schönsten uud stärksten Bodenseedampfer. Friedrich Wilhelm der Vierte fürchtete zwar, durch die kräftige Betonung feines Rechtes auf Neuschätel eine Koalition gegen sich ins Feld zu rufen, hoffte manchmal aber auch, die Anrainer des Bodensees auf feine Seite ziehen zu können. Und sei» ncm frommen Polte Gerlach entfuhr der knotige Kantinenwitz: »Wir haben unsere Iungfernschaft verloren und dabei die Franzosen bekommen!" Den ängstete, wie eines Schwarzalben Druck, nachts derTraum von einem neuenVierbund (Frankreich,Rußland, England, Oesterreich), der Preußens Weg in hellere Zukunft vermauern könne. In Bismarcks Antwortbriefen stehen die Sätze: „Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht." Seit 1837 sind wir weit vorwärts gekommen. Noch aber ist unser Haus nicht so fest, unser Ackerfeld nicht so breit, daß wirunsdenLuzusgestattendürfen, lange Herbstwochen, in denen die Nachbarn ihre Ernte einscheuern, an das Gegrein über eine Drüsenschwellung und an den Jubel über den »Erfolg" einer Reise ins Schweizerland zu vergeuden. Drinnen wird gelogen; und draußen gewitterts schon. Habet Acht!

Ein neuer Antichrist.
D^Hie Theorie der Religion:,: und ihres Unterganges": unter
"<ÄW diesem Titel hat Hans Blüher, ein ehemaliger Gymnasiast
aus Steglitz, mir von dort her als mein eigener Schüler wohl be-
kannt, eine Schrift veröffentlicht, die zu dem Eigenartigsten und
Kühnsten gehört, was wir seit Friedrich Nietzsche über das Wesen
der Religionen zu hören bekommen haben. Es ist die nichtgekrönte
Preisschrift der Theologischen Fakultät an der Königlichen Fried-
rich-Wilhelm-Universität zu Berlin über die Grundlagen der Re-
ligion, betrachtet in der Optik der schopenhauerischen Metaphysik.
Im genauen Wortlaute hieß das Thema des Preisrundschreibens
(1S11): „Der von Schopenhauer sogenannte metaphysische Trieb
des menschlichen-Geistes soll darauf untersucht werden, ob er die
Grundlage der Religion bildet oder selber eine Abwandlung des
religiösen Triebes ist."

Die Arbeit, die Hans Blüher eingereicht hat, D gerichtet,wenn
man die theologische Fakultät der berliner Universität als letz e In-
stanz anerkennt. Sie schreibt zur Begründung ihrer Ablehnung,
die Arbeit enthalte neben allerlei Torheiten auch manches Echte
und Eindrucksvolle, der Verfasser habe sich nicht ans Thema ge-
halten, über die großen Mächte der Geschichte abgeurtheilt, ihm
fehle das nöthige Distanzgefühl den Dingen gegenüber, von denen
er.rede, und er verliere sich nicht selten in den Ton eines blos rai»
sonirenden Aufklärers. Mehr Geschmacksurtheile als sachliche Kri-
tik. Die ganze Richtung paßte wohl nicht.

Man kann sich das Entsetzen der prüfenden Professoren vor-
stellen, denen solche Lecture zugemuthet wurde. Zunächst bekomm««
sie in'dem „Vorwort an die Theologische Fakultät" eine recht
scharfe Vorlesung darüber, daA ihr Thema überhaupt kein Thema
sei: der Text der Ausgabe sei durchaus vieldeutig, man müsse ihn
sich erst mühevoll zurechtlegen, ehe ein brauchbares Thema daraus
entstehe: fast unverständlich sei besonders der Schlußsatz: „ob der
metaphysische Trieb selbst eine Abwandlung des religiösen Triebes
sei"; denn der metaphysische Trieb sei im Wesentlichen identisch mit
dem religiösen. Wie es aber eine „Abwandlung" des religiösen
Triebes sein solle, der also dann als etwas ganz Gesondertes und
Eigenartiges betrachtet werden müßte: Das war und blieb ihm bei
dieser Anordnung der Begriffe schon alT Frage unerfindlich. „Die"
Religion müßte dann ja etwas absolut Primäres und der meta-
physische Trieb nur als ein philosophischer Umweg und eine Ver-
schnörkelung desRichtigen anzusehen sein, als eine „Abtrandlung".

Daß aber eine gelehrte Fakultät für freie Wissenschaft eines solchen Baibarismus fähig sei, könne er sich nicht zu glauben entschließen. Die Theologische Fakultät wird ihre philosophische Frage an Leute gerichtet haben, wie sie ihnen als selbstverständlich vorschweben, an christlich gesittete im Sinn unserer Schulerziehung, die den protestantischen Paswr als Norm ansieht. Denn (wie Friedrich Nietzsche sagt) „der protestantische Pfarrer ist auch Großvater der deutschen Philosophie. Man hat nur das Wort .Tübinger Stift' auszusprechen, um zu begreifen, was die deutsche Philosophie im Grunde ist: eine hinterlistige Theologie."
Blüher ging an seine Arbeit als ehrlicher Philosoph, als ein Mann, dem Alles, auch die scheinbar bewiesenen Werths, „auf der Grenzlinie des Zweifels steht". Er sieht seine Aufgabe darin, an Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" und dem da» zu gehörigen Komplex seiner übrigen Schriften dM Problem der Religionen zu messen. Ihm ist nämlich zunächst und vor Allem das Religiöse selbst Problem. Er meint: Religion ist eine Erkenntnis von Etwas; es ist auch niemals Offenbarung, sondern es ist Erleben der empirischen Außenwelt durch ein über sie hinausstrebendes Temperament; es steht in gar keinem Verhältnis zur Wissenschaft und kann deshalb auch durch keinen Fortschritt der Wissenschaft aus der Welt kommen; es ist ein Ereigniß der Vernunft und besteht so gut wie diese selbst. Die einzelnen Religionen aber sind nur Spezialfälle im religiösen Gesammtgebist. Aus dem frei erlebenden, echt religiösen Menschen wird durch den Zutritt des^Dogmatifchen ein gebundener Kirchengläubiger. Da aber alle, religiösen Ereignisse rein psychologisch zu deuten sind, so ist jede Verbin« durch mit dem dogmatischen, jede kirchliche Bindung unerlaubt: und damit sind alle Religionen gerichtet, ist der Atheismus durchaus selbstverständlich, jeder Glaube an Gott ein Irrthum; das ge» sammte religiöse Leben spielt sich nur innerhalb des Erfahrens ab, wobei das Objekt immer das selbe bleibt: die eine, einzige Welt' vor uns. Wir erschrecken vor solchem Radikalismus nicht mehr. Schou Paul de Lagarde, ein Konservativer, hat alle Bekenntnisse als veraltet, weil veräußerlicht und erstarrt, bezeichnet und die Trennung von Kirche und Staat gefordert, weil nur sie auf den Boden zurückführen könne, auf dem wieder religiöses Leben keimt.
Ist also Schopenhauers metaphysischer Trieb die Grundlage der (positiven) Religionen? Antwort: „Wo er es ist, ist er es doch nicht allein, sondern es bedarf dabei, und zwar in allen Fällen, eines Trugschlusses, einer unerlaubten Transfzendenz, und nur so ffann eine Religion entstehen, während sonst die Phantasie ihr

freies, rein künstlerisches Spiel trieb, bei dem der Mensch abeir nicht gläubig wird."

Die Theologische Fakultät mußte die Schrift ablehnen oder sich selbst absetzen. Damit aber ist Blüher nicht erledigt. Als ein Zeitdokument wird dieses draufgängerische Denken, das grundsätzlich keinen Respekt vor den historischen Mächten hat, sich behaupten. Er schreibt unglaublich bittere u^nd ßarte Worte gegen die Religionen und besonders gegen das Christenthum nieder. Es ist ihm ein großer Irrthum; was aber auf Irrthum ruhe, sei, immer das Schlechteste von Allem. Daß, man heute das Christenthum lästere, billigt er zwar nicht, werthet es aber als leicht erklärlichen Vergeltungakt, denn das Christenthum sei von je her darauf ausgegangen, den innigsten und reinsten Regungen des Menscheuherzens jede Ehrfurcht zu versagen, Alles zu unterdrücken, was in sein Prokustesbett nicht paßte. Dem Priester nütze auf die Dauer nicht mehr, daß, er die Ehrfurcht vor den großen Weltgefühlen, die nur wahr oder falsch sein können, so gern mit der vor seiner „Religion" verwechsele, die immer falsch sei. Die Religionen seien nicht mehr wichtige Kulturträger. Das frische Germanenvolk sei jetzt bereit, ohne Religion, also ohne Aberglauben, aber ausge« rüstet mit der Fülle künstlerischer Gestaltungskraft, der Welt und den Problemen der Welt in rechter Weise gegenüberzutreten, und so endlich zu seiner Eigenart zu kommen.

Ich habe über Blühers Schrift nur referirt; hier auch ein Wort der Kritik. Blüher kennt noch nicht William Benjamin Smiths neustes Werk „Leos äsns" und dessen weit über Origenes hinausgehende symbolische Deutung und auch tatsächliche Erklärung des Reuen Testamentes, die uns deniGlaubenan, einen Menschen Iesus unmöglich macht; Blüher tadelt Schopenhauer, der an diesem Menschen Iesus vorbeigegangen sei, ohne seine Bedeutung zu erkennen. Hier sah Schopenhauer doch wohl schärfer als sein Kritiker. Blüher stellt sich sonst als Philosoph zum Christenthum, so weit es Geschichte sein will, ganz neutral, denn heute, in einer kritisch gesinnten Zeit habe die Philosophie Grund, eine unphilosophische Frage philosophisch abzulehnen. Was er aber mehr so nebenbei über Jesus sagt, fällt zusammen, wenn dieser Jesus nicht Glaubensstifter, sondern eine Gottesidee war, wie ich mit Drews, Smith, Steudel und Anderen glaube.

Bei solchen Untersuchungen heißt die Frage nicht: Richtig oder Falsch? Sondern: Frei oder Gebunden? Dieses Buch konnte nur in unserer Zeit entstehen. Man darf sich darüber ärgern, aber mau kann es nicht vernichten.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Portugiesische Kirchen.

m Liebsten war mir Coimbras „Alte Kathedrale"; sie gehört nicht zu den glanzvollen Monumenten des Landes, aber ihr T.'n i,l eigenartig und intim.

Während der längste Tag, der einundzwanzigste Iuni, in wolkenlos blauer Dämmerung verklang, erschien Coimbra über dem Mondegofluß, zog sich, eine weißschimmernde Masse, am Berg empör. Auf der Avenida vor meinem Gasthof spielte bis in die Nacht herein die Musik, von einer dichten, ruhig zuhörenden Menge umstanden. Am nächsten Morgen wanderte ich durch die alten Winkelstragen; hier schmale, hohe Häuser, hier und da ein feudaler Thurm, In diesen Gassen wurde das schöne Hoffräulein, Inez von Castro, wie ein Reh, zu Tode gehetzt. Dann eine steinerne Terrasse, an der Frauen, mit bunten Tüchern um den Kopf, Wasser holten. Darüber erhob sich ernst, gewaltig die „Alte Kathedrale". Ein wuchtig gegliederter romanischer Bau, festungartig, mit Zinnen gekrönt. Ich schlug einen reichbestickten Teppichvorhang des achtzehnten Iahrhunderts zurück: und stand in einem unvergeßlichen Raum, Er war groß und streng, dabei von weichschmelzenden Farbentönen erfüllt.

In der Ferne, über dem Hochaltar, leuchtete der spätgothische, niederländische Retablo, ringsum in den Nischen die gedämpfte Goldpracht reicher Renaissance- und Barock-Altäre. Die romanischen Kapitelle der schweren SZnlen, mit ihren verschlungenen Thier- und Pslanzenornamenten, die steinernen Quadern der Bodenplatten hatten ein verwittertes, gelbliches Grau; und überall (Das gab die wundervolle koloristische Stimmung) mit Fliesen bedeckte Wände. Ihre sanfte Farbenpracht hielt Alles zusammen, durchtränkte den Raum. Oft bildeten die Fliesen Muster, oft gliederten sie, feinempfindend, die Flächen, so der Taufkapelle mit dem spätgothischen Becken. Um Nischen bildeten sie kühle, zarte Umrahmungen schwergoldener, mächtig ansladender Barockaltäre, sie bekleideten frühgothische Nischen mit ruhenden Bischofsgestalten, mit dem Grabmal der Tochter einer griechischen Prinzessin, eines Grafen von Ventimiglia. Ueber dem Seitenschiff zog sich ein "Umgang mit Trifolien und Kuppelsäulchen und in der Dämmerung der Querschiffe waren ähnliche Bogen. Die Kirche wurde in dem letzten Iahrzehnt restaurirt; staunenswerth, beneidenswerth gut. Man entfernte die störendsten späteren Zuthaten, man befreite die romanischen Kapitelle, aber diese Architekten achteten die unersetzlich schöne Patina des Alters und zeigten eine vorbildliche Zurückhaltung, So stören keine neuen Fenster, keine neuen Farben; aus allen Iahrhunderten blieben die Kostbarkeiten stehen, vereinigten sich zu einem vollen, durch den Gang der Zeiten gedämpften, verklärten Akkord.

Santa Cruz, die nahgelegene Kirche, hat eine andere Note; heroische Geschichte, geistvoll überladenes Ornament, Außen ist gute französische Arbeit (auf der ganzen Halbinsel stößt man auf fremde

Meister, aus deu Niederlanden, aus Frankreich, Deutschland oder
Italien), Spätgothik, Frührenaissance; krause Verschlingunzen, lustige
Krabben, durchbrochene Friese. Gute Statuetten, Chimaeren, Fleder-
mäuse,'lüsterne Dämonen. Es ist ausländische Arbeit und doch von
dem hiesigen Geschmack beeinflußt; komplizirter, origineller als in
der Heimath. Innen ein gewölbter, von herausragenden Rippen-
netzen gegliederter Raum; vor den Fenstern hängt schwerer Brokat,
Im Chorschatten das ,Grabmal von Asfon'o Henriquez, dem großen
Begründer des portugiesischen Reiches. Denn weder die Lage noch
die Bevölkerung berechtigte diese dynastische Schöpfung. Die kluge
Kraft dieser ersten Regenten schmiedete ein Land, ein Königreich, das
sich bis in unsere Zeit erhielt. Affonso, der Sohn Heinrichs von Bur-
gund und der großen Teresa, Sie war eine schöne, hochgebildete Frau,
eben so berühmt durch ihren politischen Scharfsinn und ihre unbeug-
same Thatkraft wie durch ihre leidenschaftlich lange Liebe zum Fer-
nando Peres von Trava. Ihr Affonso errang sich die Königskrone;
er war die Verkörperung des idealen mittelalterlichen Helden: muthig,
ein Liebhaber von Abenteuern und Frauen, kunstverständig, fromm,
ein tüchtiger Regent. Ihm ebenbürtig der hier neben ihm ruhende
Sohn Sancho der Erste. Siegreich in der Schlacht, aber ein Städte-
gründer, der den Gemeinden die noch aus der römischen Zeit stammen-
den Freiheiten ließ. Da liegen die königlichen Ritter, Affonso mit
mächtigem, kahlem Haupt; sie sind in voller Rüstung, da liegen ihre
Stahlhandschuhe, ihr Helm. Rührten sich jüngst die Gebeine zornig in
den steinernen Sarkophagen? Affonso Henriquez war siebenzehn Jahre
alt, als er die entscheidende Schlacht gewann; der Letzte auf seinein
Thron war einundzwanzig, als er, ohne einen Streich zu führen, Ei-
garetten rauchend, seine Rechte preisgebend, den Königspalast verließ.
Viel ist hier zu sehen. Gute Reliefs aus dem fünfzehnten Iahr-
hundert, die Bilder des stark von Van Eycks Schule beeinflußten por-
tugiesischen Meisters, des Grao Vasco. Die Kirche wurde geschlossen;
doch konnte ich im Kreuzgang, den „Claustro de Silenco" verweilen.
Hier ist einheimische Arbeit, Hier ist der in den Augen der Meisten
berühmte, in denen der Wenigen berüchtigte Emanuelstil. Es ist der
Uebcrgang von der absterbenden Gothik, ihrer letzten pittoresk-genia-
len, Verwilderung, zu dem neugierig bewundernden Ergreifen der
italienischen Renaissance. In allen transalpinen Ländern giebt es
diese unruhige, zur Ueberladung neigende Kunst, aber in Portugal
kam der Siegesrausch der entdeckten Welten, der Goldländer hinzu. In
taumelnder Schaffensfreude schmückten sie noch mit indischen Moti-
ven die überall aufschießenden Gebäude, In diesem Kreuzgang wur-
den Taue, Palmenblätter zu dem Maßwerk der Bogen verwandt; der
Stil ist hier noch dezent und, wie auch in seinen wilden Bacchanalien,
viel geistreiches architektonisches Können «sichtbar. So die Abschrä-
gung der Ecken die malerischen Brunnen. Ringsum Orangen und
Palmen, Fliederbüsche und Mispeln; in buntglasirten Töpfen wach-
sen Geranien und Rosen.

Die Zukunft.
Den letzten Blick auf die „Velha", „die alte Kathedrale", warf ich von der Galerie des Erzbischöflichen Palastes. Einfache, gute Frührenaissance, im etwas verfallenden Hof blühten rothorangene Lantanabüsche, rosarothe Hybiskusblumen. Freitreppen führten in die Loggiahallen; die oberste war der Klerisei vorbehalten (schwarzgewandete Gestalten gingen auf und nieder); auch von der unteren war der Blick umfassend und schön. Blaugrün erstreckte sich die Ferne, aus dem Gewirr der gelblichbra'unen Dächer, der Terrassengärten erhob sich kastellartig, von Zinnen bekrönt, der gewaltige romanische Bau.
Leider sind nur Trümmer von dem Kloster der Königinnen, Santa Clara a Velha, geblieben. Sie liegen am jenseitigen Ufer vom Montegofluß, In der üppigen, sanfthügeligen Gegend, die nach Monaten in Spaniens herber Großartigkeit so lieblich erscheinen. Hierher hat einst sich eine arme junge Prinzessin geflüchtet. Donna Iuana, Tochter und Erbin Heinrichs des Vierten von Kastilien, wurde im Volk, seit ihrer Geburt, La Belrranesa genannt; man sah in ihr das Kind des schönen Edelmannes, Beltran von Cueva, der für den Liebhaber der Königin galt. Die Hand Iuanas, der Nebenbuhlerin der großen Isabella, wurde verschachert, ihr Oheim verlobte sich mit ihr, trat für sie ein. Er unterlag; Donna Iuana nahm im Kloster Santa Clara den Schleier, Inez von Castro hatte hundert Iahre früher dort geweilt; der Sage nach brachten ihr die Bachwellen aus der Ponte dos Amares der nahen Quinta dos Lagrimas die Liebesbriefe Dom Pedros, Von hier aus sah sie auf das Königliche Schloß. Dort ist jetzt die Universität, seit vielen Iahrhunderten die von Dichtern besungene Heimath aller portugiesischen Gelehrsamkeit und Kultur. Nachdem die Feinde der schönen Inez sie in den Straßen von Coimbra erstochen hatten, wurde sie hier im Kloster begraben. Kaum hatte Pedro den Thron bestiegen, so ließ er vor seinen Palastfenstern ihre Mörder langsam zu Tode foltern; und vier Iahre später, an einem Frühlingstag, befahl er, das Klostergrab zu öffnen. Die Leiche wurde auf den Thron gesetzt und die Großen des Landes mußten die verwesten Hände küssen, trugen dann auf ihren Schultern Inez von Castro, ihre tote Königin, nach Alcoba?a,
Die Klosterkirchen von Alcoba?a und Batalha sind der Stolz des Landes; gewaltige Gebäude, in grüner Einsamkeit, zwecklos und prächtig. Als ich die Eisenbahn verlassen hatte, fuhr ich lange in die Dunkelheit hinein, rasselte schließlich durch das verschlafene Städtchen Alcoba?a, hielt vor einem Gasthaus, bekam ein sauberes Iimmerchen mit einem harten Bett, Morgens sah ich aus dem Fenster auf Wiesenabhänge, auf weit ausladende Bäume; ganz freundlich deutsch muthete mich die Landschaft an. Auch der Ort, weiße Häuschen, oft ärmlich, doch nicht ohne Haltung, erinnerte an unsere verlassenen kleinen Residenzen, etwa an Schwetzingen oder das mecklenburgische Mirow. Ein Platz mit schattigen Platanen; dahinter erstreckte sich die Abtei, eine der größten, einst auch eine der reichsten der Welt. Das ursprüngliche

Portal ist noch erhalten. Im Uebrigen eine Barockfassade. Hier, wie
in Spanien, ein interessantes Barock, noch lange mit gothischem Geist
durchtränkt, denn nirgends hat die Gothik so festen Fuß gefaßt. Da gab
es Baldachine und Stützen für Heiligengestalten, Krabben an den Glie-
dern, Fiale wurden einfach auf die Terrasse gestellt, daneben gebrochene
Volutengiebel, füßliche Madonnen, geschwollene Engel, wulstige, ge-
drehte Säulen. Durch das uralte, frühgothische Portal betrat ich nun
die Kirche. Sie war geöffnet, doch kein Mensch in dem mächtigen
Raum zu sehen. Eine streng erhabene Schönheit; erinnerten die spa-
nischen Kirchen in ihrem geheimnißvollen Tiefdunkel an Parsifal»
klänge, so erinnerte diese Kirche an Bach. Ein heller Stein, manchmal
in Grüngrau versinkend, auch die steinernen Fußbodenplatten im sel-
ben Ton. Bei aller Schlichtheit, bei aller Ruhe Abwechselung, eine le-
bendige Schaffensfreude in den Konsolen der Rippen, in den Kapitel-
len, den Schlußsteinen, den Blattformen am Sockel. Die Säulen am
Chor umschlingen eigenartig mächtige Blattkränze. Hinter ihnen liegen
die Kapellen, aus ihrem Dunkel leuchten die schwergeschnitzten Barock-
altäre. Der Hochaltar zeigt wieder eine auf der Halbinsel oft vorkom-
mende Sprache des Barocks. Florale Motive, eine wuchtige Umfor-
mung des gothischen Blattwerks. Die Vergoldung ist etwas verwittert,
die Buntheit der naturalistischen, rührenden Statuen etwas entfärbt;
einige Wände zeigen noch verschossenen Himbeerrothen Brokat, im
Schatten liegen blaugelbe Fliesen.
Ich kam in einen verwilderten Terrassengarten, mit zerkrümeln-
den, steinernen Stufen und Balustraden, mit Statuen, einem großen
bemoosten Brunnenbecken, mit Fliesen bekleideten Nischen. Cypresssn
reckten sich empor, Oleander und Rosen blühten. Der Flußarm war
durch die Mauer geleitet, durchfloß den einst gewaltigen Küchenraum,
hinter dem großen Gitter lagen Weinberge, Obstgärten, Bäume und
freundliche Hügel. Nun fand ich eine im Grünen liegende Kapelle; die
Bänke waren von langen Gräsern umgeben, standen im Schatten der
alten Bibliothek. Dann folgte der Kreuzgang des Dom Diniz; ein
Traum! Reine, frühe, lebensvoll erblühende Gothik, eine Fülle der'
entzückendsten architektonischen Motive. An der kühlen Nordseite ein
sechseckiges Brunnenhaus, über einander erheben sich die Bogen; sie
sind noch romanisch empfunden, haben noch die gehaltene Beruhigung
dieses Stils. In ihrem Schatten plätschern die Gewässer, Die steincr»-
nen Bogengänge umschließen einen füß duftenden alten Garten, in
den mit weißen Arabisblüthen eingefaßten Beeten wuchern Nelken,
Mohnblumen und Malven, auch die seltenen, märchenhaften Rosen,
mit dem lockeren, orangegelbrothen Kelch. König Diniz war einer der
bedeutendsten Könige der an bedeutenden Herrschern reichen ersten
Jahrhunderte Portugals. Ein vorsichtiger, gewissenhafter Staatsmann,
der den Ehrennamen des „Re Labrador", des arbeitenden Königs, er-
hielt. Mußte es sein, zog er erfolgreich ins Feld; lieber widmete er
sich im Frieden der öffentlichen Wohlfahrt, Mit Eduard dem Ersten,

Die Zukunft.
Ahnherrn und Vorgänger Eduards des Siebenten, schloß er einen Handelsvertrag. Er gründete landwirtschaftliche Schulen, beschäftigte sich mit landwirthschaftlichen Problemen. Dabei ein leichtgesinnter, verliebter Troubadour; neben seinen Minneliedern dichtete er Pastoraten, die der Literatur seines Landes angehören. Am anderen Tag sah ich in Leiria sein zerfallenes gothischss Bergschloß, die steinernen Sitze vor den Fenstern, mit dem Blick auf das Thal.
Ietzt holte ich mir den Kirchendiener, damit er die Kapellen und Nebenränme aufschließe. Nach der Sakristei führte ein Tmannelportal, lauter Verästelungen und Verknorpelungen; die Posten zertheilten sich unten in Wurzeln, verliefen sich oben in dichtem Laub. Innen ein Retablo mit realistisch bemalten Büsten; in der prächtigen Sala dos Reis, dem Saal der Könige, standen auf halber Höhe die Statuen von vierzehn portugiesischen Herrschern, darunter blaue Kachelbilder, und eherne Kessel aus der Entscheidungschlacht von Aljubarrota. Wenn, man sie berührte, dröhnten sie, wie Mahnrufe aus der heroischen Zeit.
Dann kam, als letzte Steigerung, die königliche Grabkapelle. Sie ist aus der zweiten Hülste des vierzehnten Iahrhunderts, eine vornehme Gothik mit Friesen, schöngeschwungenen Blättern, mit Säulenbündeln. In der Mitte, Alles beherrschend, die Sarkophage von Dom Pedro und seiner Gemahlin, Inez von Castro. Die Denkmale stehen in gerader Linie, die Füße gegen einander gerichtet. So befahl es der König; am Tag des Gerichtes sollte sein erster Blick auf die sich erhebende Geliebte fallen. Da liegen sie Beide, ideale Gestalten, mit ruhigem Lächeln. Er mit der Krone, mit einem wallenden Bart; auch sie trägt die Krone, die man nur der Toten gönnte, und lange Schleier umfließen die Gestalt. Von je sechs knienden, ekstatisch bewegten Engeln werden sie bewacht. Pedros Sarkophag ruht auf Löwen, der seines Weibes auf sonderbaren Thiergestalten (eine hat ein MönchZgcsicht). Sollten es ihre gedemüthigten Widersacher sein? Reizvolle kleine Reliefs schmücken die Wände der Sarkophage. Im reichen Maßwerk sitzen Gruppen in der malerischenZeittracht,MZnner und Frauen; sie unterhalten sich, beschäftigten sich, gestikuliren. Da giebt es romantische Paare, Iünglinge und Edelfrauen. Sie ähneln den französischen Elfenbeinschnitzereien aus der selben Zeit und haben doch einen eigenen Ton. Noch andere Sarkophage stehen in diesem gewölbteil Saal. Manches haben die hier, wie überall in Portugal, roh wüthe-deu Franzosen zertrümmert. Das Allermeiste ist noch wundervoll erhalten, ist unangetastet echt. Die Zeit verlieh den Gräbern, den Säulen, den Steinplatten ein sanft vergehendes Grün, ein tiefes Grau,
Mit einem kleinen Einspänner fuhr ich nach Batalha, dem anderen stolzen Kloster auf der althistorischen Landstraße, der Heerstraße zwischen Lissabon und der einstigen Hauptstadt Coimbra, Diese Straßen zogen ingrimmig die vornehmen Herren mit dem Sarg der Inez. Was im Land zur Bedeutung gelangte, ist im Lauf des Jahrhunderts dieses Weges gezogen. Jetzt still, verlassen und noch nicht durch Autos

und Fahrräder zu neuem Leben erweckt. Manchmal ein schwerer,
knarrender Wagen; an die Zeiten der Völkerwanderung gemahnt er
mit seinen aus einem Klotz gehauenen Rädern. Gut gebaute alte Häu-
ser stehen hier noch aus früherer Zeit, Barock und Rokoko, auch wohl
spätgothische Fenster und Portale. Fast alle Häuser sind mit Stein ge-
faßt,' hübsche Außentreppen, Loggien, Terrassen, steinerne Brunnen
und Kreuze kommen vor. Die Bauernhäuser sind weiß gestrichen,
manchmal mit einer Weinpergola, mit Malven und Rosen. Noch öfter
dürftig, kahl, nur von Misthaufen und staubigem Boden umgeben.
Eine üppig reiche Gegend, aber ein ärmlich gekleidetes Volk. Kinder
knien auf der Landstraße nieder und betteln mit betend sich berühren-
den Händen. Die Männer tragen Zipfelmützen, kurze Iacken, schwarze
Schärpen, die Frauen den runden Bolerohut über einem bunten, flat-
ternden Kopftuch. Die Portugiesen, liebenswürdig und angenehm, sind
keine europäische Rasse; sie sind zu sehr mit dem Blut von Negern,
Semiten, Südamerikanern durchsetzt. Nur selten sah ich den guten spa-
nischen Typus, der hier genau so wie drüben vorherrschen müßte, hät-
ten nicht die Portugiesen, human und sorglos, sich im Lauf der letzten
Iahrhunderte skrupellos mit fremden Rassen vermischt.
Ich kam nach Aljubarrota, wo 1385 König Iohann der Große sich
die Krone im Kampf gegen kastilische Bewerber errang. Damals wa-
ren seine Portugiesen noch eins der kühnsten, kraftvollsten Völker der
Welt. Weiter nördlich, jenseits von den Hügeln, hatte die denkwürdige
Schlacht begonnen; zur ewigen Erinnerung baute Iohann dort die
Abtei Batalha. Sie kam in Sicht; ein gewaltiger gothischer Bau. Einige
halten ihn für den schönsten der Welt; mir mißfällt die Verhüllung der
wichtigen Theile eines Bauwerkes, der Wände, der Dächer. Hier sind die
Schiffe durch eine Fülle von Strebebogen verbunden, die Thürme et-
was zufällig angebracht und das Dach ist durch Maßwerkgalerien mas-
kirt. Schön sind die unteren, älteren Theile; die Portale, die Fenster
mit ihrem edlen Maßwerk wuchtig und streng. Auch hier ein herrlicher
Ton; bald spielen die Quadern in das Goldgelbe, bald in das Graue
hinüber. Als Schmuck eine frische, wenn auch nicht sehr feine Plastik,
so in den Hohlkehlen kleine Heilige in der Zeittracht, und in verschwen-
derischer Fülle zieht sich ein Lilienfries herum. Innen ein gewaltiger,
dreischiffiger Raum; die Baumeister kamen aus England: so wird man
auch an englische Kathedralen erinnert, vielleicht vor Allem durch die
Einfachheit, durch das Fehlen der Bemalung der bunten Altäre. Eine
ruhige, beglückende Vollendung; die Pfeiler erheben sich in schwindeln-
der Höhe, ein Blätterkranz schmückt die Kapitelle, florale Glieder un-
terbrechen die Glieder des Sockels. Auch hier durfte ich ungestört um-
herwandeln, mich an den Freiheiten, an der Größe dieser gothischen
Meister erfreuen. Prunkhaft ist die Stifterkapelle; da liegt Iao der
Große mit Philippa von Lancaster, der Tochter von John of Saunt; fie
ruhen dort in ewiger Iugend, reichen einander im Tod wie im Leben
die Hand. Um sie her sind die fünf Sarkophage ihrer fünf Söhne.

Die Zukunft.
Auf den Adel dieser Gothic folgt in seiner Sünde Maienblüthe
der Emanuelstil. Eine unerschaut reiche Dekoration. So ist denn auch
dieser Kreuzgang der Könige, diese unvollendete Riesenkapelle Liebling
der großen Menge. Da giebt es indische Motive, Bambusrohr. Lotus-
blätter und Blüthen, Kugeln, Taue, überall die Armillarsphäre mit
den Himmelskreisen, König Manuels „gsviss psrlsuts". Wundervoll
die Zeittönung des Gesteins. Das verschwenderische Zuviel wird ge-
dämpft. Sonnenlicht fällt durch das spitzenartige Geschnörkel der ho-
hen Bogen, in den gewölbten Dämmerungen liegen tiefe Schatten, fun-
keln goldbraune Reflexe.
Aehnliche ärchitektomiche Eindrücke giebt die berühmte Belem-!
kirche vor den Thoren von Lissabon. Phantastisch-indische Säulen recken
sich gewaltig empor, verästeln sich im Gewölbe. Fm Halbdunkel tragen
Elephanten den Sarkophag des Königs Emanuel, des fremden neuen
Herrn ihrer Länder. Merkwürdig berührt das Andenken an den in
Afrika gefallenen König Sebastian. Dieser waghalsige Feldherr hat
mit seinem jungen Leben gezahlt. Sein Leichnam wurde von den Ueber»
lebenden erkannt, aber das Volk wollte nicht daran glauben; ihr „Prin-
cipe Encuberto", der versteckte Prinz, werde wiederkommen. Iahrhun-
derte lang hat sich diese Hoffnung erhalten und die Sekte der Sebastia-
nistas ist noch immer nicht tot.
Die hereinfahrenden portugiesischen Schiffe sehen das prächtige
Gebäude; am Portal ist die Statue eines ihrer Helden, des Vasco de
Gäma. Hier übernachtete er, ehe er heraussegelte, um fremde Küsten
zu entdecken. Drei Iahre später, nachdem er unter der schlimmsten
Noth und Gefahr des Kap der Guten Hoffnung umsegelt und Indien
erreicht hatte, landete er mit dem überlebenden Drittel seiner Genossen
an dieser Stelle. Er wurde von Emanuel feierlich empfangen und ihm
zur Ehre wurde dies Prachtkloster errichtet.
Wenig wird das alte Evora besucht; und doch ists besuchenswerth.
Nach den Weinbergen, Zuckerrohr und Getreidefeldern kamen dürftige,
aber nicht reizlose Strecken. Pinienwälder und am Boden Mesembry-
anthemumblüthen. Die waren mir bisher mit der Erinnerung an
wohlgepflegte Rivieragärten verknüpft und vielleicht wegen ihres pe-
dantischen Namens unsympathisch. Hier in der Pinieneinfamkeit wirk-
ten sie entzückend; überall leuchteten ihre großen citronengelben oder
rosarothen Sternkelche hervor.
Evora war schon von Weitem durch seine Kirchthürme erkennbar;
ich frühstückte in dem Gasthaus, einem früheren Palast mit schöner
Säulenhallenloggia, und wanderte dann in der Stadt umher. Einer
weißen Stadt mit gewölbten Laubengängen, vorstehenden Dächern, mit
kunstvoll geschmiedeten Gittern. Die Thüren und Läden waren grün
gestrichen, in einem Grün, das leider bei uns wegen angeblicher Gif-
tigkeit abgekommen ist, aber unvergeßlich schöne blaugrüne Tönung er-
hält. Bewundernd stand ich vor Palästen und Terrassen,, vor Loggien,
spätgothischen verschnörkelten Portalen, vor Fenstern mit graziösen

Kuppelsäulchen. Wein und Rosen umrankten die alten Steine. Hier sielen mattblaue, dichte Plumbagozweige über ein Gartenthor. Ein feudaler Thurm erhob sich steil und störrisch zwischen zahmen weißen Häuschen. Dann folgte eine malerische Außentreppe, mit durchbrochenem Geländer, danach eine Fassade mit Medaillons von Edelknaben und Sdelfräulein. Auf einem beherrschenden Platz, von stattlichen alten Häusern umgeben, stand noch der römische Tempel, lückenlos an drei Seiten die korinthischen Säulen, und hinaus in die üppige, baumbestandene Ebene führte ein mittelalterischer Aquädukt. Unter seinen großen Bogen zog sich die Straße, aus ihr Bauern mit braunzottigen Schaffelljacken und Beinschürzen. Bunte bedeckte Karren, ohne Sitze, aber gepolstert, sah ich; Frauen lagen oder kauerten auf dem Boden. Die Kirchen waren interessant; überraschend ein spätgothxscher Bau; seine schlichten Linien vom Moscheen unverkennbar beeinflußt. Keine architektonische Einzelheit war so anziehend wie der unberührte, uralte Vierungthurm der Kathedrale. Ein Kegelthurm aus schweren Steinplatten und schuppenartigen Kacheln, rings von kleinen Thurmchen umgeben, jedes ein Wiederspiel der machtvollen Mitte. So hebt er sich, einfach und reich, von den Iahrhunderten getönt, über die Zinnen der Evora-Kathedrale. MarievonBunsen.

Li-.

## Einjährige Dienstzeit.

«Dttls der bayerische Landtag, in den Schranken seiner Entscheidnng-WGV Möglichkeit, dem Reichstag, den Einzelregirungen, dem Bundesrath Anregungen zu geben versuchte, erörterte er auch, wie in jedem Jahr, die Frage der einjährigen Dienstzeit. Beantragt wurde: 1. „der Kriegsminister soll in Bayern endlich auf eine bessere körperliche Iugendausbildung dringen und dafür sorgen, daß das Turnen in allen Schulen obligatorischer Gegenstand wird und nach der Schule bis zum Eintritt in die Armee fortgeübt wird"; 2. „daß in jedem Regiment eine Compagnie und in jedem Armeecorps ein Regiment aus nur einjährig Dienenden gebildet wird. Diese Leute werden im zweiten Iahr als .beurlaubt' geführt und machen dann der Reihe nach die vorgeschlagenen Aebungen durch" Anträge wie die vorliegende Turnanregung sind schon öfters eingebracht worden. Die Minister sympathisirten scheinbar mit ihnen; aber die That blieb aus. Deshalb fielen auch die Worte: „Mit Sympathien und Worten kommen wir nicht vorwärts, wir wollen die Ausführung sehen". Natürlich muß der Bundesrath dafür sorgen, daß diese körperliche Aus- und Vorbildung in allen Einzelstaaten erfolge. Antrag 2 wurde für „zur Zeit nicht ausführbar" erklärt; man wollte Wohl kein Präjudiz für Berlin schaffen. Wie stellten sich die Parteien zur Sache? Bauernbündler und

Sozialdemokraten erklärten sich für die einjährige Dienstzeit, eben so
die Iungliberalen; Centrum und die übrigen Liberalen waren getheil-
ter Anficht-. So blieb die nöthige Gesammtwirkung, die imponiren
könnte, aus. Und das Volk? Es schimpft über die Steuern; die Auf-
klärung über den Lohnentgang durch die lange Militärdienstzeit und
die ungesunde Höhe der Militärbudgets macht rapide Fortschritte, aber
noch weiß es nicht, wie es seine Meinung zum Ausdruck bringen soll.
Was aber hofft und fürchtet man von der einjährigen Dienstzeit?
Der wichtigste Einwand kam aus der Befürchtung, die Mobili-
sirung der Armee sei erschwert und die sofortige Bereitschaft gefährdet,
wenn der ausgebildete Iahrgang entlassen, der neuzugegangene noch
nicht genügend ausgebildet ist. Dagegen ist zu sagen, daß ein Krieg
kaum je von heute auf morgen ausbricht; ein politischer, diplomati-
scher Gegensatz muß zuvor fühlbar, der Horizont irgendwie verdüstert
sein. Wenn das Volk von der kritischen Situation im Iahr 1911 auch
nichts erfuhr, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Regirung sie nicht
erkannt hat. Ein Ueberfall ist ausgeschlossen; mit unmobilisirter Ar-
mee einen Krieg beginnen: Das hieße, auf den Enderfolg verzichten.
Dies Beginnen brächte in die wirkliche Gesammtmobilisirung eine
solche Unordnung, daß ein völliger Zusammenbruch, ein Ssbäole, die
unausbleibliche Folge wäre. Die Einberufung von nur 100000 Mann
in irgendeinem Staat bleibt bei den heutigen politischen und kommer-
ziellen Beziehungen, bei den telegraphischen, telephonischen und son-
stigen Verkehrsverhältnissen nicht zwei Stunden der Welt verborgen.
Ein diplomatischer oder gar militärischer Ueberfall gehört also in das
Reich der Unmöglichkeiten. Wenn aber in der Zeit vom Ianuar bis
zum April oder im Iuli die politische Lage sich so gestaltet, daß ein
Krieg droht, was würde dann vor dem Abbruch der diplomatischen Be-
ziehungen geschehen? Der eingezogene und auszubildende Iahrgang
ist noch nicht kriegsfähig oder (im Iuli) auf Ernteurlaub. Dann ruft
man, im ersten Fall, den als „beurlaubt" geführten zweiten Iahrgang
der aktiven Armee ein und nach zwölf bis achtzehn Stunden stehen
W0000 geübte Leute unter den Waffen. Wird die Lage bis zu deren
Eintreffen noch gefährlicher, so ruft man auch den nächsten Fahrgang
zu 400 000 Mann ein und hat in spätestens zwei Tagen 800 000 Mann
unter dem Gewehr. Das geschieht, ohne daß eine wirkliche und eigent-
liche Mobilmachung erfolgt. Sollte bei Beginn des Ernteurlaubs die
politische Lage zweifelhaft oder gefährdet erscheinen, dann unterbleibt
dieser Urlaub bis nach der Klärung der Situation; ist die Beurlau-
bung schon erfolgt, so wird der mit Ernteurlaub entlassene Iahrgang
wieder einberufen und nach zwei Tagen kann er, kann auch der zweite
Iahrgang (zusammen 800000 Mann) zur Verfügung sein. Weder die
Mobilmachung noch die Marschbereitschaft wäre gefährdet. Ein
Kriegsbeginn zwischen November und Ende Februar ist aber kaum
wahrscheinlich; südliche Nationen hüten sich davor noch mehr als die
abgehärteten Nordländer.

Der nächstwichtige Einwand beschäftigt sich mit dem Unteroffi-
ziererersatz. Wenn man aber pro Regiment für spätere Unteroffiziers-
aspiranten einen zwei- bis dreimonatigen Vorkurs für etwa 120 Be-
werber abhält, dann melden sich so viele intelligente und gewandte
Leute, daß die Abtheilungen die Wahl unter den allerbesten haben.
Man darf annehmen, daß die Qualität und Leistungfähigkeit der Un-
teroffizierscorps mindestens sich nicht verschlechtern, vielleicht sich
merklich verbessern werden. (Damit soll den jetzigen Corps nicht ein
Tadel ausgesprochen werden.) Gewährt man dann für ein-, zwei-,
dreijährige Unteroffiziersdienste Prämien von 100, 200, 300 Mark, so
wird man auch einen Stamm länger dieneirder Unteroffiziere erhalten.
Die einjährige Dienstzeit macht allerdings öftere Einberufungen
nöthig, aber dieser Nachtheil wird doch durch den Umstand aufgewogen,
daß die Gesammtdienstzeit 63 Wochen beträgt; nach dem System von
heute sinds 110 bis 115 Wochen.
Der gute Geist, die Kameradschaft und das Zusammengehörigkeit-
gefühl soll leiden und das Erlernte nicht fest genug sitzen. Der „gute
Geist" ist am Besten entwickelt am Ende des ersten Dienstjahres; bald
danach, wenn wenig Neues hinzuzulernen ist und die „Wachtage"
ihren ungünstigen Einfluß geltend machen, nimmt der vielgerühmte
„gute Geist" ab; wenn eine Abtheilung in einem Iahr das Kamerad-
schaft- und Zusammengehörigkeitgefühl nicht zur Blüthe zu bringen
vermag, dann gelingt es ihr im zweiten Iahr erst recht nicht. Und die
konzentrirte Arbeit eines Iahres, ohne jegliche Ablenkung durch
Dienste, die mit der militärischen Ausbildung nichts zu thun haben, ist
einer weniger konzentrirten Arbeit von 1Vs jähriger Dauer vorzuzie-
hen. Die häufigeren Uebungen erhalten die Leute in der Dienstgewöh-
nnng und stärken den militärischen oder kriegerischen Sinn der Nation;
sie bringen ferner die Abtheilungen in den Hauptübungperioden fast
auf Kriegsstärke, was auf die wirklich kriegniäßige Ausbildung und
Gewandtheit von Chargen und Mannschaften von günstigstem Einfluß
ist. Zu diesen Portheilen kommen aber noch weitere dienstliche, finan-
zielle, soziale und wirtschaftliche. Die Dienstzeit von 63 Wochen (ge-
gen 110 bis 115) bringt eine Ersparniß von 152 Millionen und gestat-
tet eine Mehreinstellung und Ausbildung von 100000 Mann. Das
giebt für die zwei aktiven Iahrgänge ein Plus von 200000 Mann;
für fünf Iahre Reserve ein Plus von 450000 Mann bei 10 Prozent
Abzug und für vier Iahre Landwehr ein Plus von 320000. Elf Iahr-
gänge ergeben ein Plus von 970000 Mann. Das ist um so wichtiger,
als Frankreich uns auf diesem Weg nicht folgen kann, da es jetzt schon
unter das Mindestmaß militärischer Tauglichkeitmusterung gegangen
ist. Kriege werden sich rasch entscheiden und Nichtausgebildete werden
kaum noch zur Verwendung kommen. Linen Krieg mit nur einem
Kriegsschauplatz werden wir nicht haben, auch nicht nach einer Front;
man muß also den letzten Mann schon jetzt einstellen und ausbilden.
Sehr interessant war ein Ausbildungprogramm des Abgeord-
neten Ankenbrand, das offenbar von einem Sachkundigen stammt. Da-

nach soll die Einstellung jeweils am dritten Ianuar erfolgen. Für die Einzelausbildung sind 14 Wochen, wie jetzt, bestimmt. Da die Leute viel gewandter, elastischer, kräftiger und ausdauernder hereinkommen, so wird für Haltung, Schrittübungen, selbst für Turnen, Gymnastik, für Griffe sehr wenig Zeit aufzuwenden sein. Die ersparte Zeit wird der Schießausbildung, dem Verhalten im Gefecht und der Gefechtspraktik gewidmet werden. Wir erhalten also in die'en 14 Wochen einen für den Krieg besser und gründlicher durchgebildeten Mann. Will man aber den Mann für den Kriegsfall früher verwendbar, also möglichst bald die Compagnieausbildung erledigt haben, so kann die Einzelausbildung angesichts der besseren Vorbildung in acht Wochen forcirt werden. Für die Zugsausbildung mit besonderer Berücksichtigung des Verhaltens im Gefecht rechnen wir drei Wochen, für die Compagnieausbildung vier Wochen; dazu wird der ganze im letzten Iahr entlassene Iahrgang auf vier Wochen einberufen, wodurch die Compagnie auf fünf Sechstel der Kriegsstärke gebracht wird. Die Bataillonausbildung in Verbindung mit Felddienstübungen umfaßt sieben Wochen; dazu wird auf je 3V» Wochen wieder ein ganzer Iahrgang zu seiner dritten und vierten Uebung einberufen; auch diese Uebung vollzieht sich also fast auf Kriegsstärke. Zur dringlichst nöthigen Erholung für Chargen und Mannschaften und der Ernte wegen ist die ganze Armee vom zwanzigsten Iuli bis zum fünfundzwanzigsten August beurlaubt, mit Ausnahme der Leute von schlechter Führung und der aus nur Garnisonfähigen bestehenden Garnisoncompagnien, die den ganzen Wachdienst, Arbeit-, Küchendienst und Aehnliches zu leisten haben, wodurch die Feldcompagnien von allen die Kriegsausbildung störenden Diensten befreit und entlastet werden.
Die Herbstübungen erstrecken sich auf den ganzen Monat September, wobei das Hauptgewicht auf das Ueben in großen Verbänden zu legen ist. Zu den Herbstübungen wird der volle, zwei Iahre vorher entlassene Iahrgang auf vier Wochen (zweite Uebung) berufen, damit auch die großen Manöver in Kriegsstärke ausgeführt werden.
Vom ersten Oktober bis zum zwanzigsten Dezember, ist genauste Wiederholungarbeit in Einzelausbildung Turnen, Schießen, Felddienste, wobei die Manövererfahrungen ausgenützt werden.
Das Ausbildungjahr umfaßt also 46 Wochen, die erste Uebung, zur Compagnie, 4 Wochen, die zweite Uebung, zu den Manövern, 4 Wochen, die dritte und vierte Uebung, zum Bataillon, je3V,Wochen und die fünfte, die Landwehrübung, 2 Wochen, zusammen 63 Wochen. Die vier ersten Uebungen erfolgen in 4 dem Ausbildungjahr folgenden Iahren, die fünfte im siebenten oder achten Iahr. Nach dem siebenundziranzigsten Lebensjahr hören die Uebungen auf (was wirtschaftlich von großer Bedeutung ist).
Der Herr Minister wurde ersucht, zu erwirken, daß eine bessere körperliche Vorbildung der Iugend gesichert werde. Daß er die Hauptfrage, nach der Länge der Dienstzeit, nur streifte, ist begreiflich; wer wird denn in so kitzlichen Dingen die Initiative ergreifen? Ersuchte

die Lacher dadurch auf seine Seite zu bringen, daß er sagte, die einjährige Dienstzeit bringe nicht 1V0 Millionen Ersparniß, sondern 100 Millionen Mehrausgaben. Auf den Rechnungbeweis darf man gespannt sein. Auffallend ist, daß man vom Generalstab nicht sprach. Man redete immer nur von der Truppe im Kriegsfall; die Truppe: Das sind doch nur die Arme und Beine des Militär-Kriegs-Körpers. Der Kopf ist der Generalstab, die Kriegsleitung, der Feldherr. Und stets hat der Kopf, das Genie, den Krieg entschieden. So wirds bleiben. Der Kriegsleiter ist der wichtigste Faktor. Die Heere sind einander nahezu gleichwerthig; durch die Ginführung der einjährigen Dienstzeit würde aber die deutsche Armee nicht schlechter, sondern besser und stärker an Qualität und Quantität.

„Habet Acht! Nützet die Zeit!" Diesen Gedenkspruch, der am Eingang eine» Friedhofes steht, sollten die Parteien niemals vergessen; sonst könnten sie (die auch die Ernährung des Landes aus eigener Kraft zu sichern haben) die Nation auf einen Friedhof führen.

Ter Verlauf der schweizer Manöver hat wieder bewiesen, daß die einjährige Dienstzeit in Deutschland nicht nur möglich und ausführbar, sondern, aus rein militärischen Gründen, der zweijährigen oder gar einer gemischten Ausbildung von zwei Iahre Dienenden und Ersatzresemisten vorzuziehen ist. Bei den nächsten schweizer Manövern lwird, auch ohne Anwesenheit des Kaisers, im äußerlichen Schliff ein Unterschied zwischen dentschen, auch altpreußischer Garde, und schweizerischen Truppen nicht mehr wahrnehmbar sein. Die Turn-, Schützen-, Feuerwehr-Vereine und die Schulen und höheren Lehranstalten sorgen dafür; schon bei der diesmaligen Inspektion machten einzelne Bataillone einen auch im Paradesinn vortrefflichen, kaum zu überbietenden Eindruck. Was aber den inneren Werth der schweizer Armee betrifft, so war, abgesehen von einzelnen Drillfanatikern, nur eine iStimme des Lobes über die Strammheit und den militärischen Ernst in und außer Dienst, über die Marschfähigkeit, tadellose Marschordnung und Marschdisziplin, die Geländeausnützung und Geländeverbesserung, über die Gefechtsgewandtheit und Gefechtsdisziplin, über den Feuergehorsam und das Feuerverständniß, über das korrekte Verhalten in der Defensive, über den Schneid und die Wucht der Offensive, über die klaren und präzisen Dispositionen der Führer aller Grade, über die genaue Ausführung der Befehle, über das Fehlen jeder Nervosität vom Diivisionär bis zum letzten Soldaten, über die Ausdauer und UnVerdrossenheit bei großen Anstrengungen und Strapazen, erhöht durch konstant schlechtestes Wetter und die Schwierigkeiten des Terrains. Daß dem Deutschen Kaiser die Artillerie in ihrer Thätigkeit besonders gut gefiel, möchten wir „aus Gründen" speziell hervorheben. Die schweizer Manöver werden auf die Entwickelung des deutschen Heeres einwirken; denn sie müssen erkennen lehren, was bei einjähriger Dienstzeit geleistet, erspart und für die Heeresverstärkung und Reichswirthschaft aus dem Ersparten aufgewandt werden kann.

München Major a. D. von Spitzel.

## Lottis Undankbarkeit.

otti, die junge Studentin, war seelenvergnügt gewesen, als die
Ferieneinladung von ihren Verwandten kam, die den Sommer
in Rosenheim verbrachten. Wenn man, als Waise, bei zwei ältlichen
Tanten lebt und den ganzen Winter emsig studirt hat, um zu zeigen,
daß man Kraft und guten Willen besitzt, sich durchzukämpfen, wird
eine unerwartete, angenehme Abwechselung zum wahren Glücksstrahl.
Die unverwöhnte, lebhafte Lotti ließ denn auch ihren Gefühlen freien
Lauf und sang und trällerte unaufhörlich.

Tante Betti schüttelte den Kopf und sprach zu ihrer Schwester
Mali: „Du, daß die Lotti gar so lustig ist, wenn sie von uns fort soll,
gefällt mir nicht."

„Ich gönn' ihr die Freude", entgegnete die nachsichtige Mali.
„Aber freilich: ein Bischen schwerer könnte ihr der Abschied, für so
viele Wochen, schon fallen.
"

„Ia, die moderne Iugend", seufzte Betti. „Ich finde, das Studiren
verhärtet das Frauengemüth."

„Vielleicht hast Du Recht. Und wir wären mit der Lotti doch sogar
nach Hietzing gezogen! Aber wir wollen es uns nicht merken lassen,
daß uns das Kind enttäuscht."

„Nein," sagte Betti; „dazu sind wir zu rücksichtvoll."

„Und weißt Du, Lotti hat wirklich das ganze Iahr wenig Unter»
Haltung; sie ist so fleißig", sagte Mali wieder, begütigend.'

„Aber ich bitte Dich, was haben denn wir?"

„Wir, Betti? Erinnerungen! Und Die müssen wir dem Kinde
pflanzen helfen."

„Das thun wir auch gründlich. Undankbar bleibts doch." Auch
gegen das Alleinreisen war Tante Betti, fand es „im Prinzip nicht
richtig", während Mali meinte, es erhöhe die Selbständigkeit und er»
mögliche Bekanntschaften; und man könne nicht wissen. . .
Ia eben: „man könne nicht wissen", wiederholte Betti. Und das
Alleinreisen der Frauen sei überhaupt immer gefährlich. Bei den äl»
teren für die Männer, bei den jüngeren für sie selber. Und daß es gar
über die Grenze gehe, in ein anderes Land mit fremdem Geld und an-
deren Briefmarken, mache die Sache noch schlimmer.

Lotti ordnete ihre Kleider, wobei es, trotz Zwang und Neigung
zur Einfachheit, zu einigen Kontroversen mit den noch einfacheren
Tanten kam, studirte den Fahrplan und kümmerte sich sonst weder um
Tante Malis elegisches Gesicht noch um Tante Bettis Falten um den
streng geschlossenen Mund, auf denen so deutlich geschrieben stand:
„Ich nehme Rücksicht". Sie war doch überzeugt, daß die Beiden sich
freuten, wenn der Nichte eine kleine Abwechselung winkte.

Die Tanten litten an Eisenbahnfieber. Und gerade der über»
großen Hast wegen wurden sie schwer fertig, um Lotti das Geleit zu

geben, die schon vor dem Thor ihrer wartete, mit anerkennenswerth
wenig Gepäck.
Auf dem Perron geschah etwas von Lotti heimlich Geahntes und
Gefürchtetes. Tante Mali zog aus ihrer großen Markttasche, die sie
mitgenommen hatte, um in Mariahilf gleich Einkäufe zu besorgen,
einige recht umfangreiche Päckchen. Von BettiWollstrümpfe und einen
wollenen Rock, weil Lotti zu wenig warme Sachen eingepackt hatte, von
ihr einen Blumenstrauß in einer Vase, damit die Blumen nicht welken,
verschiedene Hausmittel, Butterbrot, Obst, Kuchen für unterwegs.
Lotti haßte es, so viele Pakete zu haben; und sie mußte doch auch
umsteigen. Ganz zaghaft stotterte sie: „Oh, danke! Aber warum habt
Ihr mir Das nicht lieber früher gegeben?"
„Weil Du es dann vielleicht gar nicht mitgenommen hättest",
erklärte triumphirend Tante Mali. „Und dann: kleine Andenken giebt
man doch gern erst beim Abschied. Hier, die Strümpfe sind sehr gut
eingewickelt und lassen sich leicht ins Netz legen."
„Aber nicht da liegen lassen", dachte die arme Lotti.
„Die Vase kannst Du später auch in die Reisetasche stecken."
„Die ist schon so voll."
„Ich finde, Du machst Einem jede Freundlichkeit furchtbar schwer,
Lotti", ließ sich Tante Betti vernehmen.
„Ich hätte mich, als ich jung war, sehr gefreut," sagte traurig
Tante Mali, „wenn mir Iemand eine Vase gebracht hätte und Pfeffer-
minzen nnd Strümpfe und Kamillentropfen..."
Die gutmüthige Lotti hatte Thränen in den Augen. „Ia, gewiß,"
sagte sie hastig, schon aus Angst, daß Umstehende die Aufzählung all
der sonderbaren Dinge hören könnten, „ich bin Euch auch sehr dank-
bar. Ich wußte nur nicht, wohin damit; und dann: die Zollgrenze."
„Sei doch nicht so unpraktisch, Lotti! Den Rock ziehst Du halt an."
Lotti sah zweifelhaft an ihrer schlanken Gestalt, in dem modern
knappen Kostümrock, hinunter. „Es ist sehr heiß."
„Aber ein junges Mädchen wird doch das Bischen Hitze noch aus-
halten können! Ich würde immer alle meine Unterröcke anziehen,
wenn ich aus Reisen ginge. Es ist so praktisch beim Einpacken."
„Ia, das Studium!" seufzte Tante Betti.
Und dann wurden die beiden Tanten so traurig, als gelte es, sür
Iahre Abschied zu nehmen und nicht für eine Vergnügungfahrt.
„Schreibe nur oft", mahnte Tante Betti. „Aber nur Karten", rief
Tante Mali; „am Schreibtisch sitzen sollst Du nicht."
„Ich finde", begann Tante Betti (die immer Etwas „fand", mit
Ausnahme der Gegenstände, die sie verlegt hatte)... Doch der Schaff-
ner war rücksichtlos genug, den Satz abzuschneiden. „Einsteigen!"
„Ia, ja, Lotti, Kind, rasch! Damencoups. Du bist doch nicht
allein? Das ist so gefährlich."
„Nein. Zwei Babies sind drin/
„Wie schön! Da kannst Du Dich nützlich machen, Lotti."

„Bleibt gesund und habt Dank! Auf Wiedersehen!"
Einige Wochen später saßen die Tanten in Pietzing mit ihren Freunden Mayers gemüthlich beim Tarok, als die Rede auf Lottis Ferienreise kam. „Sie hat mir einen ganz begeisterten, langen Brief geschrieben", erzählte harmlos die junge Nora Meyer.
„So, hat sie?" fragte Tante Mali; ihre Hand, die den Treff-Buben ausspielte, zitterte leise. Und Tante Betti war nicht einmal empört, obwohl die Schwester Tarok anspielen sollte. Sie sagte nichts. Doch um den zusammengekniffenen Mund zogen sich wieder die Fal» ten, in denen geschrieben stand: „Ich nehme Rücksicht".
„Wie findest Du Das?" war ihre erste Frage, als sie vom gastlichen Hause Meyer den Heimweg antraten.
Tante Mali wußte sofort, was sie meinte. „Ia, Das haben wir nicht verdient", sagte sie wehmüthig. „Uns speist Lotti mit Karten ab, für all unsere Liebe, und dem jungen Ding schreibt sie lange Briefe!"
„Ich finde es, von allem Anderen abgesehen, auch so taktlos", sagte Tante Betti; „was sollen sich Meyers nur denken. Wir wissen von unserer Nichte beinahe nichts und dieser Backfisch, die Nora, ist genau unterrichtet."
„Nun ja, weißt Du," meinte die milde Tante Mali, „am Ende gehört auch Iugend zu Iugend. Immerhin hätte Lotti mir schon mehr auf meinen ausführlichen Brief erwidern können, in dem ich mit solchem Bedauern davon sprach, daß schon die Hälfte der Ferienzeit für sie vorüber ist."
„Nun also! Aber wenn ich so Etwas sage, mußt Du immer widersprechen. Und hätte sie für meine so gut gemeinten Warnungen vor dem Vetter Leo nicht auch einige Dankesworte finden können?"
„Ia. Aber wir wollen nicht verurtheilen, Betti,dazu haben wirdas Kind doch viel zu lieb, sondern nur in Güte zu ihrem Herzen sprechen."
„Wie wir es immer gethan haben", sagte Tante Betti und schrieb Lotti, wie sie sich freue, von Nora Meyer gehört zu haben, daß es ihr gut gehe. Sie verlange gewiß keine langen Briefe von ihr. Die müßten von selbst geschrieben werden; aber lieb wäre es ihr doch gewesen, zu hören, ob Lotti ihre Warnung beherzige. Und sie könne nicht umhin..
Und dann kam wieder eine Erörterung über Leo, der sie leider ganz an den leichtsinnigen Baron Wender erinnere. Tante Betti wurde fast durch Ieden an irgendeinen Aristokraten „erinnert". Sie hatte Deren einige gesehen, als sie noch das kleine Modistengeschäft in Mariahilf führte.
„Zwei Drittel Deiner Ferien, liebe Lotti, sind vorüber", schrieb, im anderen Zimmer, Tante Mali und knüpfte noch die Betrachtung daran, daß die zweite Hälfte rascher als die erste zu vergehen Pflege.
Ungeduldig warf Lotti in Rosenheim diese beiden Briefe in eine Lade. Mußte sie denn immer wieder, noch dazu heute, an ihrem Geburtstag, an Das erinnert werden, was sie ohnehin wußte und täglich zu vergessen sich bemühte: daß die Ferien zu Ende gingen? Den

harmlosen Spaß mit Vetter Leo hatten sie ihr auch verdorben durch das Ernstnehmen und Vielreden, nur wegen der dummen, kleinen, scherzhaften Bemerkung, die sie gemacht hatte. Mein Gott, was konnte sie denn den Tanten erzählen? Leider hat auch eine Ansichtkarte für einen vernünftigen Menschen noch zu viel Platz, um nur Grüße und vom Wetter darauf zu schreiben.

Am nächsten Tag traf die Geburtstagsendung der Tanten ein. Natürlich verspätet. Unglücklicher Weise waren Leo und seine Schwester Ella in Lottis Zimmer, als der Briefträger ein formlos gewordenes, durchfeuchtetes, übelduftendes Paket brachte. Er klagte, daß feine Uniform gelitten habe, daß beinahe Strafe zu zahlen gewesen sei, wegen Sachbeschädigung, denn aus dem Paket tropfe Etwas heraus und er sei auch gar nicht verpflichtet, es zu bringen. Nur aus Gefälligkeit... Und so weiter. Lotti verstand, wehen Herzens, diese Winke und opferte dem Gefälligen den Rest ihres Taschengeldes. Auch Zoll war zu zahlen.

„Nimms nicht an, laß es zurückgehen", rieth Ella.

„Das würde die Tanten zu sehr kränken", seufzte Lotti, „ich kanns nicht." Vorsichtig löste sie den Bindfaden.

„Zieh lieber Handschuhe an", meinte Ella, gespannt zusehend.

Unter zu Heu gewordenen Blumen lag das verzollte, mit kleinen Blättchen, Käfern und Erde bestreute Mandelgebäck, eine Spezialität Tante Malis. Lotti bot eins der von einer merkwürdigen Flüssigkeit durchzogenen Stücke dem Süßes liebenden Dackel an. Er nieste heftig, nahm es nicht und verkroch sich unter den Tisch.

„Wegwerfen I" entschied Leo. „Das fängt gut an."

Dann kam eine Schicht Pfirsiche, reife zum Essen und härtere zum Aufheben. Daneben Tomaten, die, den trennenden Papierstreifen nicht achtend, mit ihren Nachbarn zu vertraut geworden waren. Sogar die unreifen Pfirsiche hatten sich vom bösen Beispiel des Verdorbenen anstecken lassen und begannen, faul zu werden. Die Pfirsiche waren sinnreich auf grüne Erbsen gelagert, die, gegen die Voraussicht der Packenden, den Druck nicht vertragen wollten, denn es gährte bedenklich in ihnen. Neben den Erbsen lagen die Dufterreger und Fäulnißerzeuger: überreife Steinpilze. Lotti zweifelte, ob sie ihr Lieblingsessen, nach diesem Geruchseindruck, jemals wieder genießen werde. Sie, die „Unpraktische", hätte gewußt, daß Schwämme das Versenden nicht ertragen.

„Du hast Dich wohl über unsere Kost beklagt?" spottete Leo.

„Nein, solche Delikatessen hätten wir Dir wirklich hier nicht bieten können." Mit spitzen Fingern hielt er einen zermatschten, mit Erbsen gespickten, von Tomaten gefärbten Pfirsich in die Höhe, während er sich mit der anderen Hand zierlich die Nase zuhielt. Ella bekam über das Bild förmliche Lachkrämpfe und schließlich lachte auch Lotti.

„Es war gut gemeint von den Tanten; ich esse all die Sachen gern und sie haben sichs gemerkt."

„Na, weißt Du," sagte Ella energisch, „ich bin nicht so gut-

müthig wie Du. Ich hätte es zurückgeschickt. Voriges Jahr wars auch
was Schreckliches, aber da waren wir wenigstens im Inland."
Als Lotti abends, nach einem vergnügt verbrachten Nachmittag,
in ihr Zimmer ging, rief ihr Leo lachend nach: „Vergiß nicht, Dich für
das famose Geschenk zu bedanken."
Ia, Freude zu äußern, war unmöglich. Also: einige nichts-
sagende Worte; das Böse verschweigen. Da siel ihr Ellas Aeußerung
ein. Wenn Die wirklich Aehnliches bekäme und zurückgehen ließe?
Eine Katastrophe. Die sie, zudem, miterleben mußte, denn an Ellas
Geburtstag war sie schon wieder in Wien. Der selbstbewußten Tante
Betti würde sie die kleine Lektion eigentlich gönnen. Aber Tante
Mali bekam gleich so gekränkte Augen; nein: die Beiden mußten ge-
warnt werden. Mit aller Rücksicht natürlich. Lotti schrieb also, in
humoristischer Form, nach einigen Dankesworten, die Wahrheit.
In der Entfernung, wo man das Verdorbene nicht vor Augen
und Nase hatte, konnte die Schilderung ganz heiter wirken. Aber
Sinn für Humor fehlte den beiden Damen vollständig. Mit grabes-
ernsten Mienen saßen sie beim Frühstück, während Tante Betti den
Brief las. Sie pflegte die einlaufenden Briefe immer zuerst zu lesen.
Wortlos reichte sie ihn der Schwester, die, unter ihrem beobachtenden
Blick, wie gewöhnlich, etwas sassunglos wurde.
„Nun, wie findest Du Das?"
„Es thut mir sehr leid, daß die Sachen..."
„Laß Das, es gehört nicht hierher", unterbrach Tante Betti. Dies-
mal fehlten die Rücksichtfältchen um ihren Mund; sie kannte kerne
Rücksicht mehr. „Nie, nie hätte Lotti uns Das schreiben dürfen!"
„Dn hast wohl Recht. Es ist taktlos. Wo wir es doch so gut ge-
meint haben! Sie ist auch unpraktisch. Meine Mandelkugerln hätten
sich gewiß wieder trocknen lassen und wären dann ganz gut gewesen.
Und aus den Pfirsichen konnte man Kompot oder eine Bowle machen,
wenn schon die schönen Schwämme... Ich hätte sicher noch was mit
ihnen unternommen. Es ist sündhaft, Lebensmittel zu vergeuden. Und
ich fürchte, es verräth Mangel an Herzenstakt, uns Das zu erzählen."
„Ia. Wenn ich schon annehme, daß Du etwa die Festigkeit der
Tomaten überschätzt hast (obgleich ich es noch immer nicht glauben
kann): die Pfirsiche habe ich selbst ausgesucht. Die konnten nicht ver-
derben. Ich finde es rücksichtlos, ja, geradezu roh!"
Bei dem harten Ausdruck zuckte Tante Mali zusammen.
„Vielleicht ists bei uns die Enttäuschung, weil wir uns doch so
sehr gefreut haben über die Freude, die Lotti haben sollte."
„Was hilft das Beschönigen. Es ist viel schlimmer", entschied
Tante Betti. „Das Erlebniß wirft ein trauriges Streiflicht auf Lottis
Charakter. Ich habe mich leider nicht getäuscht. Ich täusche mich
überhaupt nie. Das Kind ist durch und durch undankbar!"
„Ia, diese studirenden Mädchen!"
Wien. Helen eMigerka,

Anzeigen.
Der Zweikampf. Von Kurt Graeser. Heidelberg, bei Otto Vetters,
Ein neues Buch über den Zweikampf; neu in seiner bewußten Tendenz zur Rechtfertigung der Sitte des Zweikampfes und neu in der Art der Behandlung seines Stoffes. Bei der meist dilettantischen Bearbeitung, die diesem Gegenstand bisher zu Theil geworden ist, verdient der Versuch, dem Zweikampfproblem mit dem Rüstzeug eines historisch, juristisch und philosophisch gleichmäßig geschulten Geistes zu Leibe zu gehen, ganz besondere Beachtung. Die Erörterung, die mir für die ganze Konstruktion der Lehre von der größten Bedeutung zu sein scheint, ist die kritische Untersuchung der Begriffe Ehre, Ehrgefühl, Sittlichkeit und ihrer Abgrenzung gegen einander. Das ungeheure und hoffnunglose Chaos, das in den Arbeiten der meisten das Duell behandelnden Autoren herrscht, beginnt, sich vor unfern Augen zu entwirren und in geordnete, logisch substanziirte und von einander scharf getrennte Begriffe aufzulösen. Graeser definirt die Ehre als die uns von Anderen werdende Schätzung, also als ein äußeres Gut, einen Besitz, der wie jeder andere verloren werden kann und den daher der Besitzer so schützen und vertheidigen muß, wie er seinen Werth einschätzt. „Auch der Rechtsschutz, den der Staat der Ehre durch Bestrafung von Ehrverletzung gewährt, ist nur durch die Grundetgenschaft der Ehre als eines objektiven Besitzes zu erklären; denn glücklicher Weise bekümmert sich das Strafgesetz nirgends um bloße Gesinnungen und innere, seelische Vorgänge. Dagegen ist das Ehrgefühl, das Bewußtsein der fremden Schätzung, im Gegensatz zur Ehre selbst ein innerer Vorgang, nämlich eine persönliche Stimmung oder Willensrichtung; es kann daher bei verschiedenen Menschen in sehr abgestufter Weise vorhanden sein oder gänzlich fehlen." Im Anschluß daran wird die Verwechselung der Ehre mit der Tugend gezeigt: „Wenn Iemand erklärt, seine Ehre könne?hm Niemand rauben, so verwechselt er die Ehre mit der Tugend oder Moral. Diese ist allerdings als ein innerer, ewig unverletzbarer Besitz jedem Eingriff von außen entzogen." Dagegen liegt unsere Ehre als eine in fremden Köpfen bestehende Meinung nicht in unserer unmittelbaren Willenssphäre, sondern außer uns und ist daher mannichfachen Gefahren ausgesetzt. „Diese wesentliche Eigenschaft der Ehre kann nicht entschieden genug hervorgehoben werden, weil allein hierauf die Nothwendigkeit beruht, die Ehre zu schützen, sei es durch Beleidigungstrafen oder bei deren Unzulänglichkeit durch die Selbsthilfe des Verletzten." Der wohlfeile Vorwurf der Duellgegner, das Duell sei ein barbarisches Vorrecht der oberen Stände, sei privilegirter Mord und die „Ehre" anderer Menschengemeinschaften, denen das Duell unbekannt ist, sei darum nicht geringer, erweist sich nach Graesers Darlegungen als schief und falsch konstruirt. Da die Ehre in der Schätzung unserer Persönlichkeit durch die Mitwelt besteht, so kommt als Träger dieser Mei-

nung der gesellschaftliche Kreis in Betracht, dem der Betroffene angehört. Die diesem Kreis Angehörigen also sind es, deren Wertschätzung Ehre und deren Verachtung Schande bedeutet. An einem großen und bedeutsamen historischen Material wird gezeigt, wie sich die Sitte des Zweikampfes gerade in Zeiten der härtesten Unterdrückung wie ein elementares Naturgesetz immer wieder durchgesetzt hat. Graescr erörtert auch die Bedenken, die von Moral und Religion dem Zweikampf entgegengehalten werden. Gr citirt den Satz Schopenhauers: „Auf nichts in der Welt hat ein Jeder einen so unbestrittenen Anspruch wie auf seine eigene Person Und sein Leben" und widerlegt die Behauptung der Duellfeinde, an deren Spitze bekanntlich die Kirche steht, daß die „Allgemeinheit" einen Anspruch auf unser Leben habe. „Aus diesem Anspruch würde nicht nur folgen, daß wir unser Leben nicht eigenmächtig preisgeben dürfen, sondern zugleich, daß wir sittlich verpflichtet seien, es möglichst lange zu erhalten, also unseren Körper zu pflegen, gut zu essen und zu trinken, viel zu schlafen, und Ieder, der Dies thue, dürfe das stolze Bewußtsein hegen, hiermit eine sittliche Pflicht gegen die Allgemeinheit zu erfüllen. Die aber legt offenbar gar keinen Werth auf die Erfüllung solcher Pflichten, sondern hindert Keinen, der so pflichtvergessen ist, sein Leben durch Darben zu gefährden oder gar zu verhungern." Nach dem Grundsatz „Volenti non tit minria" erweisen sich die angeblich moralischen Bedenken gegen den Zweikampf, der, wie Treitschke sagte, die ultima r»ti« gegen die Verwilderung der Gesellschaft ist, als haltlos. Nützlich wäre die Beantwortung der schwierigen Frage gewesen, wie sich der Eingriff in die Lebenssphäre der dem getöteten Gegner nahestehenden Menschen und der eigenen Angehörigen rechtfertigen läßt. Auch vermißt man die Beleuchtung der heiklen Frage, auf welche Weise der Ehrenschutz, dessen Nothwendigkeit doch in allen Fällen gleich bleibt, dann zu erlangen ist, wenn die Ehrverletzung nicht von einem Genossen aus der selben Anschauungwelt, sondern von einer Person aus anderem Kreis, in dem, gröbere Ehrbegriffe gelten, oder von einer Frau ausging. Die Ehrverletzung kann in solchen Fällen genau eben so schwer sein. Immerhin können diese kleinen Mängel die Bedeutung des Buches für die Klärung des so ungemein schwierigen Duellproblems nicht im Geringsten beeinträchtigen.

Wartau. Dr. von Boxberge r.

«

Vis schweizer Militärsteuer. Puttkammer S Mühlbrecht, Berlin.

Seit dem Bestehen des Deutschen Reiches hat es nicht an Versuchen gefehlt, eine zufriedenstellende Lösung der Wehrsteuerfrage zu finden. Gegen die Einführung einer solchen Steuer werden von deren Gegnern mit Vorliebe die steuertechnischen Schwierigkeiten ins Feld geführt; die sollen in einem Bundesstaat, dessen Glieder verschiedenartige Steuersysteme haben, eine befriedigende gesetzgeberische Lösung kaum zulassen. Da nun die Schweiz ein Bundesstaat ist, dessen

Anzeigen.

Gliedstaaten durchaus verschiedene Steuersysteme besitzen, ferner die mit dieser Militärsteuer, als einziger Bundessteuer, dort gemachten Ersahrungen bereits über dreißig Iahre zurückreichen, so habe ich mir die Aufgabe gestellt, die Wehrsteuergesetzgebung der schweizerischen Eidgenossenschaft darzustellen und kritisch zu beleuchten.

vr. von Harting.

Skexp uhn Strnnn. Helgolander Roman. Fontane K Co., Berlin.

Im Herbststurm sah ich das Heilige Land zum ersten Mal; donnernd wälzte sich ihm das Meer entgegen und vom Schiff aus deuchte mich die rosa Brandung, die schäumend zum Felsen aufpeitschte, das gewaltigste Schauspiel, das ich je gesehen. „Seit zehn Iahren ist es nun deutsch", sagte der Kapitän; ich aber konnte nicht verstehen, daß dies« Felsenbrocken, wenige Meilen von der deutschen Küste entfernt, jemals nicht deutsch gewesen sein sollte, und studirte, wieder auf Festland, neugierig seine Geschichte. Welche Geschichte! Nur Englands hochmüthige Unterschätzung des deutschen Willens zur Seegeltung konnte schuld sein, daß es sich zu diesem folgereichen Handel, der Abtretung des nordischen Maltas an Deutschland, entschloß; konnte es vergessen lassen, daß deutsche Seemacht im deutschen Meer erst denkbar war, wenn Deutschland in den Besitz dieses Bollwerkes vor unseren größten Strömen gelangte. Dieser hochmüthigen Mißachtung verdanken wir, daß der rothe Felsen, der deutsch ist seit der grausten Vorzeit, wieder zum Mutterland gehört. Denn ob der Däne regirte oder der Engländer, der Schwede oder Gottorp: die Hollunner blieben Friesen, deutsche Inselfriesen. Ich lernte sie kennen, deren Vorfahren Freunde der Wikinger waren und des Störtebekers Zechkumpane; lernte zarte Frauen kennen, deren Großmütter noch von der Zeit zu erzählen wußten, da der Hunger herrschte auf Heiligland und Fab AndrSsen Siemens, aus des großen Werner Familie, finster und wortkarg auf seiner Werft hantirte, in der Erde wühlte nach den Knochen alter Friesenkönige und in bitterer Fehde mit dem englischen Gouverneur lag. Alte Lotsen lernte ich kennen, deren triefende Augen noch aufleuchteten, wenn sie von Schiffen erzählten, die sich in den Fangnetzen der Klippen festfuhren, ersehnte Beute den Insulanern. Von Kameraden sprachen sie, die das Meer sich geholt, von Governor Maxse, von merkwürdigen Dingen, die noch aus der Franzosenzeit stammten, als Heiligland einer Welt Börse war, als von der Insel aus ein Schmuggel betrieben ward, wie die Welt ihn nicht vorher kennen lernte und ihn wohl auch nicht wieder erleben wird. Es hat lange gedauert, bis ich mir die Kraft zutraute, des heiligen Landes wilder Schönheit und der rauhen Eigenart seiner starrköpfigen Bevölkerung gerecht werden zu können. Ob es mir gelang? Der Hollunner frommer Spruch, den sie beim Fischfang und bei Bergefahrten beteten, saß mir dabei im Herzen: „Herr, segne unser Unternehmen!"

Königswusterhausen. Meta Schoepp,

O

Herbstkurse.

AM^enn das Ausland die Tendenz auf unseren Märkten macht, wird
Art und Menge der Einflüsse unwägbar. Die Aktie der Nobel-
gesellschaft zeugt von der leisen Russifizirung der Burgstraße. Und als
neulich die Aktie der Azow-Don-Kommerzbank in unseren Ultimo-
handel zugelassen worden war, wagte auch sie schnell ansehnliche Kurs-
sprünge. Die wirkten besonders drastisch, weil am selben Zag die
Deutsche Reichsanleihe einen neuen Tiefrekord (78,80) aufstellte. Die
Sprünge waren von Petersburg und Paris aus vorbereitet worden.
Dort wußte man, früher als in Berlin, daß die Bank Nobelaktien mit
beträchtlichem Nutzen verkauft habe, uud escomptirte den Gewinn so
schnell wie möglich. Die berliner Spekulation sah den Effekt und kaufte
natürlich sofort mit. Die Börse, die zunächst unter dem Eindruck des
weiteren Einschrumpfens der Reichsanleihe gestanden hatte, erholte
sich rasch an dem belebenden Luftzug, der vom Russenmarkt kam, und
zog dann einzelne Konjunkturmomente (das Steigen der Metallpreise)
in wohlwollende Erwägung. Solche „Tendenzmanöver" könnte man
als zum Börsenapparat gehörig ansehen und ohne Kommentar hin-
nehmen, wenn sie nicht wirtschaftliche Werths hervorbrächten oder
vernichteten. In den Tagen der Herbstsonnenwende entscheidet sich das
Schicksal der Kurse. Der dritte Quartalstermin ist der bedeutsamste
und gefährlichste; denn um diese Zeit werden die Grundlinien der
Iahresbilanz gezogen. Man kann sicher sein, daß eine erhebliche An-
häufung von Verpflichtungen vor der Schwelle des ersten Oktobertages
keine gute Vorbedeutung für den letzten Dezembertag hat. Die Börse
aber ist mit gewichtigen Kursengagements belastet. Da die wirthschaft-
liche Konjunktur noch immer gut aussieht, glaubt der Effektenkäufer,
ins Feuer gehen zu dürfen, und vergißt, daß die Konjunktur noch ver-
änderlicher als die Donna ist und ein Konjunkturpapier deshalb über
Nacht seinen Werth mindern kann. Bergwerke so gut wie Sammer.
Die Spekulation versucht gern, durch Kurssteigerung die Divi-
dende zu erhöhen. Der Börsenpreis eines Papiers wird in die Höhe
getrieben, um den Vorstand zu reichlicher Dividende zu zwingen.
Solche Druckversuche wirken freilich nicht immer. Oft aber können
selbst vorsichtige Verwalter sich dem Einfluß der Kursbewegung nicht
ganz entziehen. Arg getäuscht wurde die Börsenhoffnung in Sachen
Canada-Pacific. Diese Aktie gehört auch zu den Vermittlern fremder
Tendenzen; wer sich in Deutschland für das Papier interessirt und
dessen Schicksal zu dem seines Geldes macht, ist aufs Mitlaufen ange-
wiesen. Bei der Canada-Pacific-Aktie war die Zahl der „Konkurren-
ten" groß und der Kurs, den viele Kräfte schoben, kam schnell auf die
Höhe. Schon 1911 hatte er sich ein Agio von 48 Prozent zugelegt; und
1912 setzte er noch 35 Prozent an. Die Dividende mußte ja wachsen.
Die Rechnung stimmte aber nicht. Die Direktoren der Bahn blieben
bei der alten Dividende von 10 Prozent, die zu einem Börsenpreis von

fast 280 natürlich nicht paßte. Die Enttäuschung war so groß, daß Hals
über Kopf verkauft wurde. Der Kurs verlor einen Äheil seines speku-
lativen Aufschlages und das Publikum seine Begeisterung für die Fa-
voritin. Die wird in Kanada nüchterner eingeschätzt als bei uns. In
Montreal weiß man, daß die Gesellschaft nicht alle Zufallsgewinne aus
den Verkäufen ihrer Ländereien vertheilen will. Da die geschäftlichen
Folgen der Eröffnung des Panamakanals für die Bahn noch nicht zu
übersehen sind und das Betriebskapital vergrößert werden soll (daS
Stammkapital betrögt 180 Millionen Dollars), gebietet die Pflicht
vorsichtige Zurückhaltung. Auch das Recht zum Bezug neuer Aktien,
deren Geburt erst beschlossen und sanktionirt werden muß, hatte die
Phantasie der Spekulanten genährt und ist schließlich hinter den Er-
wartungen zurückgeblieben, weil es sich nicht schnell genug in ficht-
barer Gestalt zeigte. Man überschätzt eben überall gern die Möglich-
leiten der Entwickelung und nur eine kleine Schaar weiß, was im
Schoß der Aktiengesellschaft vorgeht, mit deren Papieren sie „arbeitet".
Sind die Beziehungen zwischen Kurs und Dividende so schwach
begründet wie bei der Canada-Aktie (deren wirklicher Werth von den
falschen Berechnungen der Spekulanten unberührt bleibt), dann ist die
Gefahr der Korrektur stets vorhanden. Wie groß mag die Zahl der Di-
videndenpapiere sein, bei denen die Proportion so falsch gewählt ist?
Bedarf das in Effekten angelegte Geld einer höheren Verzinsung, als
die ist, die ihm die Anlagepapiere bieten, so müßte das Bedürfniß auch
in der Rente des Industriepapieres zum Ausdruck kommen. Prüft
man aber, wie hoch sich eine Aktie verzinst, so findet man nicht selten
einen erheblichen Zwischenraum zu dem Normalsatz von 6 Prozent.
Der Kurs ist im Verhältniß zur Dividende zu hoch, um eine dem We-
sen des Papiers entsprechende Verzinsung zu sichern. Wer die Mög-
lichkeit sieht, seinem Vermögen schnellen Zuwachs zu schaffen und alte
Verluste durch einen guten Coup auszugleichen, Der pfeift natürlich
auf alle Rentabilitätberechnungen. Kann sich aber solche Auffassung
vor den strengen Forderungen der Quartalsliquidation halten? Äm
die Bewegung der Geldsätze hat sich die Börse schon lange nicht mehr
gekümmert. Seit der Gewöhnung an den Durchschnittzinsfuß von
4 Prozent ist man auch vor der Gestaltung der Diskontraten kaltblüti-
ger geworden. Der Reichsbankdiskont von 5 Prozent, der in diesem
Iahr dauerhafter als je zuvor war, hat der Börse nichts von ihrer
Spannkraft genommen; und die Diskonterhöhung in England glitt
nur wie der äußerste Rand eines Schattens an dem Marktleben vor-
über. Trotzdem hat man sich in letzter Zeit mit der Frage beschäftigt,
wie der Reichsbankdiskont im kommenden Herbst und Winter aussehen
wird. Der Präsident hat Ende August zwar von einer „gewissen An-
spannung" gesprochen, eineAenderung des Wechselzinsfuß es ab er noch
nicht in Aussicht gestellt. Ob es für dieses Iahr bei einem Maximum
von 5 Prozent bleiben wird, ist trotzdem fraglich; vielleicht steigt der
Reichsbankdiskont wieder auf die Höhe, auf der er im Winter 1907

stand. Bei einer Bankrate von 5 Prozent gäbe schon eine Aktienverzinsung von 6 Prozent sehr knappen Ertrag; und die Rentabilität vieler Dividendenpapiere ist beträchtlich geringer. Daß Gesellschaften, die mit einem hohen Agio belastet sind, zu dem Mittel einer künstlichen Verwässerung des Kapitals greifen, um den Kurs ins richtige Verhältniß zur Dividende zu bringen, wird ihnen oft verdacht. Der Aktionär, der die Vorth eile solcher Taktik genießt, hat natürlich keinen Grund, sich über den Empfang von Gratisaktien oder billigen Stücken zu beklagen. Der Widerspruch Derer, die nur theoretisch an den „ExtraHonoraren" betheiligt sind, entspringt dem Verdacht, daß zwischen den Faktoren, die das Bezugsrecht festsetzen, und den Mächten, die den Börsenkurs bestimmen, ein Zusammenhang besteht. Der aber ist nur... zu ahnen. Die Kreditinstitute bewahren ihre Geheimnisse und hüten sie um so sorgsamer, je fester die Abhängigkeit der Wirthschaft von ihnen wird. Seit der Reichsbankpräsident zur Vorsicht bei der Kreditgewährung ermahnt hat, haben die Banken sich an die Musterung ihrer Debitoren gemacht. (Die Schwierigkeiten in der Baubranche gehören zu den Folgen der Krediteinschränkungen.) Aus den Semestralsitzungen der Ban» ken wurde fast nur Erfreuliches gemeldet. Ob die Bilanzen liquider geworden sind? Die letztenZwischenausweise konnten nach dieserRichtung kaum Hoffnungen wecken; man muß stets bedenken, daß der Status einer Bank rechnerisch nicht genau festgestellt werden kann. Eine Liquiditätberechnung, die sich nur an die Daten der Bilanz und an ein bestimmtes Schema hält, wird niemals ganz richtig sein. Die Thatsache aber, daß unsere Banken seit Iahr und Tag mit winzigen Auslandguthaben arbeiten und auf die eigenen Mittel angewiesen sind, hat wohl manchen Zweifel an der Finanzkraft der deutschen Kreditinstitute beseitigt. Der einst felsenfeste Glaube an die Hilfe der ausländischen Gelder ist brüchig geworden. Früher galt, vor jeder wichtigen Ultimoregulirung, die erste Sorge dem Gedanken an die fremden Guthaben. Werden sie reichlich genug sein, um den Geldbedarf zu decken? Fetzt hat sich gezeigt, daß es auch ohne solche Hilfe geht. Der Gewinn dieser Erkenntniß ist höher zu schätzen als mancher in Ziffern auszudrückende Nutzen; und er wiegt die Opfer auf, die zur Feststellung des eigenen Kräfteverhältnisses gebracht werden mußten. Vielleicht hat dadurch auch die Zuversicht der Industrie gewonnen, die in ihren Dispositionen (Ausdehnung des Betriebes) nicht allzu ängstlich mehr auf die Mittel ihrer „Finanzfreunde" «chnet. Besonders in der Elektroindustrie ist neues Wachsthum der Geschäfte zu verzeichnen. Die züricher Bank für elektrische Unternehmungen, die große Trustgesellschaft der AEG, hat eine Kapitalserhöhung (von SO auf 75 Millionen Francs) beschlossen; und die AEG selbst braucht 55 Millionen Mark. An der industriellen Konjunktur wird die Börse so bald wohl keine Enttäuschung erleben (die Woge zeigt noch immer keineNeigung, sich aus Liebe zu Gwinner zu überschlagen); nur die Kurse müssen ihre „innere Berechtigung", wenn der Zinsfuß etwa höher wird, noch klarer erweisen. Ladon,

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur! Maximilian Karben in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag S Garleb S, ra, b, ß. in Berlin.

Berlin, den 28. September 1912.

## Chronika.

### Rom-Wittenberg.

MWieder wird imDeutschcn Reich über die Loyolitengefahr laut ^W« gezetert; und wieder ist iu Preußen ein evangelischerPfarrer seinem Amt enthoben worden. Freiherr von Hertling, Ministerpräsident im Königreich Bayern, fordert eine klare Auslegung des Iesuitengesetzes; dem heute, nach vierzig Iahren, noch die sicher begrenzte, alle Bundesstaaten an eine von Zweifeln nicht benagbare Rechtspflicht bindende Deutung fehlt. Deshalb wird er gescholten; als Einer, der Deutschland verrömern, den EwigenBund lockern, Bayern von der Reichsspitze abdrängen wolle. Thorenrede. Ward schon vergessen (oder nur den Lesern der »Ankunft" bekannt), daß ein liberalerReichsrath(Auer)demPrinzregenten Luitpolo.der doch gewiß nicht,ultramontan"ist,unddessenmächtigem Generaladjutanten für die unbequeme Nachfolge des Gra--fenPodewils denProfessor der Philosophie, Kämmerer und Geheimen Rath Dr. Georg Freiherrn von Hertling empfahl? Der war niemals dumm, nie Preußens Feind, immer ein deutscher Patriol; unter seinemVorsitz hat dieCentrumsfraktionfürdieberlinerRegirung so viel gethan.daß ihr zu thun fast nichts mehrübrigblieb. Mitglied der münchenerAkademie der Wissenschaft und Verfasser der »Kleinen Schriften zur Zeitgeschichte und Politik", die auch dem anders Empfindenden mancheAnregung und Lehre bescheren. Daß er sich Dem, was Bismarck »die maßgebende Zukunft"

zu nennen pflegte, anzupassen trachtetest nur natürlich; Klugheit, Pflicht undNeigung treiben ihn in diesen Versuch. PrinzLudwig, der Mann der letzten, ungemein frommen Tochter des Hauses Este, ist strengem Kirchenwesen näher als sein Vater (und findet seinen Aeltesten, Rupprecht, oft gewiß allzu „freisinnig"). Muß man drum, statt sich derThatsache zu freuen, daß die schwankende Gestalt des auch im Willen kränklichen Grafen Podewils, der sich in Wien seelisch stets wohler als in Berlin fühlte, einem energischen und gebildeten Mann Platz gemacht hat, den Baron Hertling verschreien und überall austuten, er und sein Soden seien nur die Exekutoren der im münchener Erzbischofspalast ausgeheckten Iesuitenwünsche? Die Kürung Hertlings, den eine große, festgefügte Mehrheit stützt, war der sichtbarste Sieg, den im Deutschen Reich der Parlamentarismus (die nächste, die unvermeidliche Etape unserer Entwickelung) bis heute erfochten hat; dieses Sieges Nachwirkung wird erweisen, daß auf die Zinne verantwortlicher Macht erhöhte Parteihäupter in Wollen und Handeln vorsichtiger sein müssen und sind, als sie indenTagender(nichtnurvonGladstone erstrebten) pover vitkout responLibilih waren; wird, so dürfen wir hoffen, auch den Wahn ausjäten, ein Heydebrand könne als verantwortlich Regirender an jedem Satz des Programmes kleben, dem er sich als Führer einer Fraktionverlobt hat. Was Frei-Herr vonHertling auf demneuen Sitz gefagt hat (zuthun vermochte ernochnichtsRechtes),warverständig;wederdemWittelsbacherstaat noch dem Reich schädlich. Die Iesuiten? Erwachsene sollten sich nachgerade schämen, den Kindermärchen zu glauben, in denen die Söhne des großen, reinen, im feinsten Seelensinn edlen Ignatius als eine Bande von Schleichern und Trügern, Gaunern und Meuchelmördern gar am hellen Tag spuken. Fürchtet, heute noch, das starke Deutschland sich vor dem Häuflein der Jesuiten? Die könnten ihm, wenn fies selbst wollten, nichts Arges anthun; und wollens auch nicht: weil sie klug (nicht nur schlau) sind und früh gelernt haben, daß des Gecken und anderer Narren Art ist, sich unerreichbare Ziele zu setzen.Sie sind demProtestantismus feind? Jeder gläubige Katholik ists; muß es sein, wenn er sich nicht aus Roms Geistesbezirk scheiden will. »Der Iesuitenorden erstrebt die Verherrlichung Gottes durch die Kirche. Er wird, sobald eine ernst-

hafte Versöhnung erreicht ist, seine ganzeKraft an die wissenschast-
liche Verarbeitung der dringlichsten sozialen Fragen setzen. Er
kommt aus Willensrichtungen und Gefühlsatmosphären, die uns
fremd sind. Im faltigen Gewände der spanischen Priestertracht
ahnt Mancher den Dolch: und er fände da doch nichts als einen
eisernen Bußgürtel auf dem bloßenFleisch. Doch so unmenschlich
der Iesuit gegen sich ist, so menschlich ist er gegen Andere. Das
Ordensideal ist nur für den Berufenen. Die übrige Menschheit
steht unter einem sanfteren Gesetz, das mit der ganzen Schärfe
aristotelischerLogik aus dem Zweck des Menschen und dem Zweck
öer menschlichenGesellschaft abgeleitet ist.DiesesGesetz ist moralin-
frei: frei von unmotivirten.willkürlichen Zuthaten; es ist genau nach
dem Zweckgedankenzugeschnittenund kein Denkender, derseinund
derMehrheitLebensrechtwahrenwill,kanneinwesentlich anderes
Sittengesetz aufstellen. Inihrer Selbstsicherheit finden dieIesuiten
nicht einmal der Mühe werth, die gegen sie gerichteten ungeheuer»
lichenAnklagen zurückzuweisen."Das hat hier Einer gesagt, „der
Jahre lang, ohne sich mit ihnen zu identifiziren, mit den Iesuiten
unter einem Dache gewohnt hat". Als der Trugglaube entstand,
Luthers Enkel könnten rasch, nach tollkühnem Sturmlauf, die
MauernRoms brechen, war der Wunsch, zunächst die Leibgarde
des Papstes, die Kerntruppe des Römerheeres, aus den deutschen
Grenzen zu weisen, immerhin begreiflich. Seit dieserWahn ver-
west, ist das Ausnahmegesetz gegen die Iesuiten, das einsam im
Reich Noch giltige, einDenkmalschmählichen Kleinmuthes. Bis-
marck.der nie vor der Konsequenz seines Handelns bebte, hätte es
längst weggeschafft. „Die therapeutische Behandlung der Katho-
UschenKirche in einem weltlichen Staat ist dadurch erschwert, daß
die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll
erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf
Betheiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirch-
lichenFormen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbei-
ter die eigene Ueberzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer
Herrschaft besteht und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht,
berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen. Auf die
juristischeDetailarbeit derMaigesetze würde ich nie verfallen fein.
Der Mißgriff wurde mir klar an dem Bild ehrlicher, aber unge-

schickte? preußischerGendarmen.diemitSporenund Schleppsäbel
hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren
und Schlafzimmer nachsetzten. Ich war zufrieden, wenn es ge-
lang, dem Polonismus gegenüber die im Kulturkampf gewonne»
nen Beziehungen der Schule zum Staat und die eingetretene Aen-
derung der einschlagenden Verfassungartikel als definitive Er»
rungenschaften festzuhalten. Beide sind in meinen Augen werth-
voller als die Verbote geistlicher Thätigkeit. Ich hielt für angezeigt,
den Frieden anzubahnen, wenn die Schule gedeckt, die Verfassung
von den aufgehobenen Artikeln und derStaat von der Katholischen
Abtheilung frei blieb." Der (noch im Winter tiefsten Mißvergnü-
gens am Wirken der im Dienst Caprivis hurtigen Centrumsfrak-
tion) diese Sätze diktirte, hätte den „angebahnten" Frieden ge-
sichert. Unter keinen Umständen und um keinen Preis die „Herr-
schaft" der Kirche geduldet; alle entbehrlichen Rüststücke aber ab-
gelegt. Was er wollte, hatte er; und die Majestät seines Menschen-
verstandes empfand immer, welche innere Macht dem Katholi-
zismus aus der alten, eulenweisen Gewohnheit seiner Priester
erwuchs, „über das kirchliche Gebiet hinaus" in alle weltlichen
Lebensbezirke einzugreifen. (Die zornige Rüge, daß Roms Prie-
ster sich auch um den Erdenwandel ihrer Heerde, um das staats-
bürgerliche Handeln jedes Oechsleins oder Lämmchens beküm-
mern,kommt aus demNeid.nicht aus verwundetemMoralbewußt-
sein. SchwebtReligion denn, wirklich durchfühlte, hoch über aller
Lebensfunktion im Blauen? Ist dieFrage, welchen Mann Einer
ins Reichshaus, in denLandtag abgeordnet zu sehen wünscht, für
dieInventur seinerSeele etwa unwichtig? Und muß der Pfarrer,
der sein Amt mit heiligem Ernst umarmt, nicht dafür forgen, daß
seinerObhut anvertraute Gotteskinder auch in ihrerBethätigung
politischenRechtes nicht um Fingersbreite von der Pflicht des treu
gläubigen Katholiken weichen?) Bewundert das selbstlos leise
Wirken der Soldaten Iesu oder hasset die Kraft ihres Kampfes
für eine Eurem Gefühlswillen widrige Sache: das Ausnahme-
gesetz schützt Euch nicht vor derFrucht ihrerThat; duckt Euch dem
Blick nur in dieArmsäligkeit ängstlicher Schwächlinge hinab. Ein
Staatsmann.dernicht, wie ein aufs Trockene geworfener Kabeljau
nachMeersalz, in frostiger Einsamkeitnach dem wärmendenAthem

der Volksgunst schnappt, würde das Gesetz aufheben und sprechen:
»IhrSchülerLoyolashabetfortan das selbeRecht wie jederBür-
ger indeutschenStaaten; in die selbe Pflicht Euch zuzwingen, sind
wir, ist das vierzigjährige Reich noch in Unwettern stark genug."
Den Iesuiten ist die Ordensthätigkeit verboten. Was istOr-
densthätigkeit? Vor vier Iahrzehnten hatLudwigsMinisterLutz
danach gefragt; und keine unzweideutigeAntwort erhalten. Ietzt
fragt LuitpoldsMinisterwieder; ihn drum zu schelten,ist kindisch.
Der Bundesrath, in dem Preußens Mehrheit fast allzu fest ge-
sichert ward, kann ja antworten, was ihm beliebt (und was der
ewig entschlußlos ihm vorsitzendeTitularkanzler für »angebracht"
hält). Mit dem Freiherrn von Hertling wird immer, sogar unter
präsidirenderDummheit,zu reden und leidlich auszukommen sein.
Er hat neulich gesagt, daß er bayerische Sonderrechte, die von der
Praxis als nutzlos und lästig erwiesen seien, ruhig aufgebcnwerde.
Auch das nicht nur lächerliche, sondern an manchem dunklenTag
geradezu schädliche Recht, in Dresden und Wien, in Paris und
beiden Hansarepubliken das Königreich derWittelsbacher durch
Sondergesandte vertreten zu lassen ? Auch denNamen» Preußisch-
Süddeutsche Klassenlotterie", der alles Reichsempfinden frech
höhnt undinjedesnichtmit bethmännischerFroschhaut bespannte
Deutschenantlitz die Schamröthe treiben müßte? Auch das Post-
markcnprivileg (das derpreußische Staat längst durch die Weisung
zerhöhlen mußte,imHoheitgebietderHohenzollernjedebayerische
Marke alsgiltigzu behandeln)? Nehmt, Akten stapler, den Baron
beim Wort. Thut, statt stets nur mit Hand und Hintern zu arbei-
ten, vor dem Pult zu hocken und Unterschriften auszuspeien, end-
lich mal Etwas für die innere Einung des Reiches. (Fällt ihnen,
natürlich,nichtein.NurnichtneueVerantwortlichkcitauf sich laden!
Wie der russische Kollege Dolgorucki einst, denken sie: Wirre Un-
ordnung ist das Element, in dem Unsereins am Besten gedeiht.)
Dem Protestantismus droht nicht von denIesuitenLebens-
gefahr. Die trägt er in seinerFlanke. Bereitet er sich, vierhundert
Jahre nach der wittenbergerThat, jetzt schon zum Sterben? Bei-
nahe möchte mans glauben. FallTraub: confer dem Kasus Iatho.
Immer die selbe Geschichte; und wieder wird ringsum gegen „die
Orthodoxie "und den bösen Oberkirchenrath gewettert; der in dic-

fem Fall noch der Totsünde schuldig sein soll, alsBeleidigtcr den
Beleidiger gerichtet zu haben. Konnte er, nach unserer Instanzen-
einfetzung, anders? Wenn ein Soldat brüllt, alle Offiziere seien
Schweinhunde, Prasser, Leuteschinder, kommt er vor einen Ge-
richtshof, in dem Offiziere sitzen. Wenn Einer schreibt, das Reichs-
gericht bestehe aus Mumien und Regirungbütteln, kann, in letzter
Instanz, die Frage nach Schuld und Strafmaß in Leipzig beant-.
wertet werden. Wozu also der Lärm? Der Pfarrer der dort-
munder Reinoldi-Gemeinde ist seinem Amt enthoben worden,
weil er über das Handeln des Oberkirchenrathes öffentlich Nr-
theile gefällt hat, die dem Kirchenregiment mit solchem Amt un-
vereinbar scheinen. Löst man den Kern des darob entstandenen
Grimmes aus der Stachelschale, so findet man die Offentliche
Meinung: Iedem Pfarrer muß dasRecht verbürgtsein, anjedem
Ort, so laut,so grob.wie erwill,auszusvrechen,was ihn richtig dünkt;
über Glauben,Dogma,Symbole,Kirchenverfassungund Behörde;
auch das Recht, von Amtes wegen nurdieihm genehmePflicht zu
erfüllen und jeder ihm unbequemen auszubiegen. Ist bei solcher
Wahrung jedes Willkürrechtes noch eine Kirche möglich? Herr
Or.Fromer, der, als Bibliothekar der berlinerIudengemeinde.Is-
raels Glaubensgewöhnung mit ernster Sachlichkeit kritisirt hatte,
wurde weggejagt und konnte sich in einer Hungerkur kräftigen.
Ein Hansabundesgenosse, der den Vorstand schnöderDemagogie
oder feiger Heuchelei ziehe, flöge hinaus; mindestens eben so schnell
ein Mitglied des Vereins Berliner Presse, das die eiternden,
Wundmale desPreßkörpers entwickelt hätte. Gegensolche„Maß-
regelung" wurde und würde nicht ein armes Wörtchen gesagt.
Nur die Kirche Luthers, die doch als Schutzhaus der im Geist
Aermsten, im Fleisch Schwächsten gedacht ist, soll dulden, daß der
in ihrThätige auf allen Wegen handle und rede, wieihmjustpaßt.
Auch auf derKanzel sorede. Wie ihm dasMützchen sitzt,sei seine
Sache. Pastor Schulze darf sagen: »Iesus istderSohnderIung-
frau Maria, empfangen vom Heiligen Geist." Pastor Müller:
„Iesus ist Mensch; Iosephs, des Zimmermanns, rechter Sohn."
Pastor Wachtel: »Iesus ist GottesKind und selbst darumGott."
Pastor Lerche: »Der apostolische Mythos bindet mich nicht; als
vom Born der Naturwissenschaft Getränkter weiß ich, daß einer

Iungfrau Leib niemals Frucht tragen kann, als modernerThco-
loge, daß Götter nicht im Sinn irdischer Vorstellung leben noch
gar sich nach Menschenart fortpflanzen. Niemals ist, nicht als Gott
noch als Mensch, einIesus überdieErde gewandelt. NurinHerz
und Hirn lebt er; und wird als lebendige, als unsterbliche Gottes-
idee von mirgeehrt." DieseLehren sollen,alle vier und obendrein
noch dreiDutzend, von Rechtes wegen gestattet sein. Die Gemeinde
der Armen und Schwachen, Mühsäligen und Beladenen mag da
und dort das Korn aufpicken, das ihrem Gaumen schmeckt. Mag
nach Müller Wachtel, nach Lerche wieder Schulze hören und aus
denLehrbrocken über demFeuer frommerInbrunst sich einen Glau-
ben skuchen backen. Dann kehrt die von Tasso ersehnte Goldene Zeit
uns zurück, »da auf der freien Erde Menschen sich, wie frohe Heer-
den, im Genuß verbreiten, wojederVogelinderfreienLuftundje-
desThier,durchBergundThälerschweifend,zumMenschensprach:
Erlaubt ist, was gefällt." Dürfte diese Zeit sich aber noch christlich
nennen? Müßte unter derAsche,die kalte Vernunft früh und spät
insHerdloch schüttet, dasFeuer derInbrunst nicht bald verglim-
men? Die Gemeinde, die ein festes Glaubensgeländer, sich in
Dunkelspein dran zu halten, sucht, nicht rasch zerbröckeln, wenn
sie das Holz, das ihr gestern als stützender Stab gegeben ward,
heute splittern sah? Während die Römerkirche schon den schüch-
ternstenWillen zurApostasie mit der strengsten Strafe ahndet, soll
im reformirten Reich jeglicher Hirt seinerHeerde nachWillkürund
Zufallslaune die Glaubensweide erwählen und keines zottigen
Wächters Gebell ihn je stören. Während Roms tausendmal tot-
gesagte Papstkirche ohne heftigen Aufwand ein Volksweihfest von
dem gewaltig fortwirkenden Rhythmos der wiener Eucharistischen
Prozession zu bereitenvermag,soll dasBelhausderProtestanten
eines DisputirklubsHeim werden. Dahin (täuschet nicht selbstEuch
nochlänger)führtdervonOeffentlicherMeinungempfohleneWeg.
Nebermorgen wird das Gemeindemitglied Kurzdarm den Pastor
Wachtel vor den Konsorten zur Rede stellen:»Warum, Hochwür-
den, lehrest Du nicht wie Dein Amtsbruder, der treue Lerche?"
(Im Fall Traub hat sichs nicht um einen Lehrprozeß gehan-
delt, sondern um ein Disziplinarvergehen, dessen derPfarrerals
Artikelschreiber schuldig geworden ist. Das weiß ich. Auch, daß

des Lehrzuchtgesetzes Vater, der allzu nationalliberale Professor
Kahl, nicht irgendein „Dunkelmann" ist und daß die Kirchen-
behörde heute nicht imDienstder„schwärzestenOrthodoxie" steht.
Auf dem tiefsten Grunde des Streitgethürmes bleibt dennoch die
Frage: Darf der Pfarrer thun und reden, wie ihm beliebt? Die
Behörde antwortet: »Nein; nicht, fo lange er als Pfründner im
Kirchenamt sitzt." Sie läßt ihn nicht foltern noch schinden, nimmt
ihm weder das Leben noch ein Ehrenrecht; bittet ihn nur, feine
Thätigkcit draußen, vor derKirchenthür, fortzusetzen. Martyrium?
Beifall und Einkunft sind draußen größer. Die Wirkungmöglich-
keit weitet sich. And den Platz in der Kirche, die ihm so eng und
dumpfig, so verwittert und baufällig scheint wie den Iathos ihre,
müßte derAufrechte freiwillig räumen. Welches Ungeheure wird
diesen Ketzern also vom Kirchenregiment angethan? Und wozu
das langwierig laute Geplärr?)
Unter allen Bureaukraten ist der fürs Konsistorium fleißig
Akten durchschmarutzende der unangenehmste. Die anderen sind
grau von Schreibstubenstaub, werden beim Schoppen oder Trepp-
chen aber schnell frisch. Der Konsistoriale riecht wie eine für den
Winter eingckampherte Wolljacke aus der Küsterkommode und
fühlt sich dem gottseligen Amt verpflichtet, noch im Nachthemd,
dicht vor der stillen Zufluchtstätte leiblich Beladener, sich in ehrbar
steifeWürdenhaltung zu straffen. Auch seinReich ist nicht von dieser
Welt; dieFeinsten weichen dem hehr, jeder Zoll ein»Vorgesetzter",
durchs Iammerthal Schreitenden in weitem Bogen aus und der
Volkseinfalt ist er von vielem Verhaßten das Verhaßteste. Wer
möchte Ketzerschnüfflern nicht gern ans Fell? Riebe ihnen nicht
gern Etwas von der lutherischen Freiheit des Christenmenschen
unter die ewig herumspürende Witternase? Nur war mit schranken-
loser Freiheit nie ein Staat, noch weniger je eine Kirche zu machen.
Der alte Eisenbahndirektor Schrader, der bei der Verstaatlichung
nicht dem Beamtenkörper Preußens einverleibt wurde und nun
längst wohl auch imAufsichtrath derLandeskirche sitzt, behauptet,
in dieser Kirche seien Männer vom Kaliber derIatho undTraub
kaum noch zu finden (was den vielen redlichen, gescheiten und be-
scheidenenPfarrern nicht hold insOhr klingenwird), nenntHerrn
Iatho den «Pfarrer Deutschlands", hebt ihn also auf Martins,

Chronik«.
des Germanenmagisters, Stuhl und hofft, daß ein von den zw z
Pastoralgenies geleiteterProtestantenbundder»Gesammikirchc-
das Heil bringen werde. Mancher vom Vorurtheil minder Be-
gangene meint, nur Pfarrern vom Seelenschlag der Märtyrer von
Köln und Dortmund könne gelingen, die» Gebildeten" in die Kirch e
zurückzulocken. Mag sein; doch:wäredasHaus,indem glitzernde,
oft sogar erwärmende Vorträge über Gott und die Welt gehalten
würden, noch eineKirchc? Was dahin zusammenliefe, noch stark
und imWollen einig genug, um mit der Wucht einer Donnerlegion
denDrangder imVatikanGewaffneten abwehren zu können? „Der
Glaube ist ein häuslich heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar»
und Hilfkassen giebt, woraus man in Tagen der Noth Einzelnen ihr
Bedürfnitz reicht; hier nimmt der Einzelne sich seine Zinsen im
Stillen selbst."Also spricht Goethe; aus weiser Greisenstimmung
«der auch: »Es giebt nur zwei wahre Religionen: die eine, die
das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere,
die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was
dazwischenliegt.istGötzendienst."WünschtIhrdieschönsteForm?
Die gedieh bisher nur in der Kirche; und wer die will, muß ihre
Aebel.wie den Dorn mitderRose.hinnehmen.GenügtEuch form-
loser Pantheismus, dann kommt ihr mit dem Zins aus, den das
häuslich heimliche Kapital trägt, und könnt auf Kirchenstiftung
verzichten. Nur: raffet Euch zum Entschluß! Der Mündige muß
wissen, was er will, und den Muth zum Willensbekenntniß er-
weisen. (Auch in rebus jesuiticis,HerrFridolinBethmann.ImIuli
dem Reichsjustizamt eine der münchener schroff widersprechende
Auslegung des Iesuitengesetzes entzupfen, diesen Spruch aber
geheim halten und im September thun, als schwebe der Deuter-
streit noch unentschieden in den Lüften der Wilhelmstraße: Das
ist die Art kleiner Herzen; also bethmännisch.) Zag scheint dem
Auge, ein schwächlicher Heuchler, wer, ohne Glaubensbedürfniß,
ohne den sachtesten Trieb ins Uebersinnliche, sich in den Rock eines
Gläubigen mummt, der seine geliebte Kirche vom Erzfeind erlösen
und, wie Iesus die Geldkrämer ausZionsTempel jagte, nun mit
der Brunst derVernunstfackel die Orthodoxen wegscheuchen will.
Siebenzig Iahre schon währt inPreußen der Zwist; seit auf
dcmköthenerBahnhosdic „Lichtfrcundc" tagten undVIschofDm-

seke in frommem Grimm sich widerdenPfarrerSintenis aufreckte, der die Anbetung Christi unchristlich gescholten hatte. Die Personen wechseln, von Dräseke bis auf Stoecker, von Wislicenus bis auf Traub; der Streitkern bleibt unverändert. Darf dogmatische Vorschrift das freie evangelische Gewissen fesseln? Einer Behörde Befehl und Verbotumgrenzen.was der Pfarrerzu lehren habe? Wer für Freiheit, auch für rechtswidrige, einer Gemeinschaft schädliche, kämpft, schwatzt leicht die Mehrheit auf seine Seite. Nnd jeder Lehrprozeß ist ein Aergerniß. Ein weiter als je ins Land hinhallendes, seit selbst in den Gläubigen (der fromm liberaleTwesten hats frühbeklagt) mehrSehnsuchtnachGlauben als wirklicher Glaube lebt. Von zehn Menschen, die über den Kirchenhader reden und schreiben,sindneunohne irgendein Glaubcnsbedürfniß; sie aber, denen Toleranz so leicht wird wie Abstinenz Einem, den Alkohol widert, gerade sie bestimmen den Ton, den Tenor des Urtheils. Wenn Ihr, mahnen sie, »Euch nicht in Duldsamkeit gewöhnt und jede Lehre fortan gelten lasset, entläuft Euch die Schaar und vor der Kirchenthür sammeln sichFreieGemeinden." Und wie sähe die Folge läßlicher Duldsamkeit aus? DieFreien Gemeinden (die auch dann, schneller noch und in größerer Zahl dann entstünden) würden das Kirchenschiff sich als Heimstätte fordern und, zwischen zwei Predigten rechtgläubiger Pastoren, dort die Lehre eines mit dünnem Evangelienfirniß bestrichenen Humanismus, Monismus, Sozialismus künden.
Kann ein in tiefster Brust Gläubiger, den Religion morgen noch für dieVölkerzucht nöthig dünkt,diesesZiel innig wünschen? Im August 1843 hat General Thile in einer Denkschrift an Friedrich Wilhelm den Vierten auf solche Frage preußisch-stramm geantwortet: für die Kirche sei es immerhin noch besser, wenn alle von der Glaubensgrundlage Gewichenen aus ihr schieden; tritt selbst die Hälfte der Gemeindemitgliedcr aus, so hält, wie das Beispiel der Altlutheraner bewiesen habe, die andere Hälfte nur um so fester zusammen. Wahn oderWahrheit: niemals kann der Staat, der nicht den Muth hat, das Band, das ihm die Kirche anknüpft, mit scharfer Scheere zu zerschneiden und jedeBekenntnißgemeinschaftihremSchicksalzu überlassen, dieserFrage andere Antwort finden. Was also wird? Vom Eishauch wissenschaftlichen.

Denkens im Brennpunkt des Glaubens gekühlte oder applaus«
süchtige Pfarrer, die, statt sich, nach Iesuitenart, in das Bewußt-
sein zu verschanzen, daß der Einzelne sich und sein wirres Zwei-
feln der von Weiseren erdachten, von Klareren geprüften Idee
und der hartenNothwendigkeiteinerzuMasfenwirkung,Massen»
beglückung tauglichen Lehre unterordnen müsse, ihren werthen
Namen der Weltesche einkerben möchten, etabliren sich als neue
Evangeliendeuter, als Heilande mitbeschränkter Haftung, werden
durchKonsistorialspruch demAmt entsetzt, von der liberalen Presse
mit Lob, von den für die Freiheit erglühenden Gemeindemitglie«
dern mit nahrhafterer Speise gefüttert und gründen, jederum fein
aus Dogmenscheiten aufqualmendes Lagerflämmchen, allerlei
dem „Zeitgeist" lieblich duftende Sekten. Das Ganze mag dann
noch Kirche heißen; ähnelt wohl mehr aber einem Waarenhaus,
aus dem jede Glaubenssorte zu holen ist. »Orthodoxie?Bitte: im
ErstenStock rechtsIWünschen Sie Christenthum ohne persönlichen
Gott, Mutterschaft einer Iungfrau, Auferstehung und Himmel-
fahrt? Ist jaAlles da! Auch die lautere, homunkulisch gezüchtete
Gottesidee in allen Preislagen, allen gangbaren Mustern von
Drews bis Steudel." Nächste Folge: alles sesten, starken, vom
Pfahlwurm nicht durchhöhlbaren Glaubens Bedürftige rückt all-
mählich hinter Roms Wälle. Katholizität wird wieder das Merk»
mal gläubiger (nicht nach Glaubensmöglichkeit nur dürstender)
Menschheit; die imWesentlichen nie duldsam sein darf.Und dieAn-
deren ordnen ihr Verhältniß zu Gott, zum Christus, zu seiner Bot»
schaft,wie ihrWollenszweck just heischt.Beinahe sind wir so weit.

Nogi als Erzieher.

DaMutsuhitos,desKaisersvon Iapan, Erdenrest auf einem
vonOchsen gezogenen Wagen zur letzten Ruhstatt geleitet wurde,
hat General Nogi, der Eroberer der Liautungfeste Port Arthur,
sich mit seiner Frau getötet; demTenno.der für sechs Iahrzehnte
sichtbar gewordenen Gottheit, mit vertropfendem Lebenssaft die
Treupflicht zu besiegeln. «DiegrößteThateinesgroßenMannes;
von so prunklos heroischerGewalt.daßsiejedesMenschengemüth
bis in die dunkelste Tiefe erschüttern muß; ein Muster, das im

Kühlsten den Willen zur Nachcifcrung zu wecken vermag." So
(ungefähr) lasen wirs; zwischen Hymnen, die dem Lizentiaten
Traub huldigten, und Artikeln, die den Eucharistenkongreß höhn-
ten, weil er mit Galakutschen und Scharlachpomp, mitTrompetcn
und Trommeln die Hostie, des AbendmahlssakramentesWeihc-
zeichen, vom Stephanskai aufdenHeldenplatzführte. NogisThat
könnte dieHerzen zu grassem Staunen höchstens im neuen Iapan
stimmen; das alte hat ihresgleichen abertausend gesehen. Das
Menschenmassenopfer am Grab (Hitogaki) hat im Iahr 646 Kaiser
Kotoku verboten. Seit aber, um die Mitte des vierzehnten Iahr-
hunderts, dem letzten Hojo-Herrscher viele Lehnsmänner aus
freiem Willen ins Totenland folgten, hat der Iunshi, die Sitte,
mit dem Lehnsherrn von der Erde zu scheiden, sich inNipponein-
genistet. ErlasseIyeyasus (der sich sogar auf konfuzischeLehre be-
rief) und der stärkstenShoguns haben dieErben derdurchsolchen
Opfertod Umgekommenen mitBesitzeskonfiskation bedroht. Ver-
gebens. Wer, des rechten Glaubens voll, den Shinto (den Weg
der Götter; Budsuto ist der schmalere Pfad des Buddha) hinan-
klimmt, Der Heiß, daß die dem Lehnsherrn, dem Allgewährer,
AUcrhaltcr, schuldige Dienstpflicht nicht mit dessen Leben endet.
Manchem Daimyo sind, mit froh leuchtendem Blick, als ginge
es zur Kirschblüthenfeier, zwanzig Vasallen in die Gruft nach-
geschritten. Und Mutsuhito, der Tenshi, des Himmels Sohn,
sollte einsam ins Reich der Ahnen wandern? Der Altjapaner
war, wie der homerische Hellene, gewiß, daß er nach dem Tod
stärker, zu frommer Heilswirkung gewaltiger sein werde, als er
zuvor war; erst das neue Leben, in der hohen Sphäre des Kami
konnte sein Wesen in Vollendung reifen. Ist es denn Opfer, mit
einem geliebten, angebetetenHerrn, damit ihm, ohneWeggenossen,
nicht fröstele, auf die letzte Reise zu gehen, alle Kräfte insUeber-
nicnschenmaß wachsen zu fühlen und selbst, im Amt des Unsicht-
barenLebenswächters.ehrfürchtigeAnbetung zu erwerben? »So
empfand Altjapan. Doch General Nogi war vomWirbel bis zur
Zehe ein moderner Soldat; hat den Russen mit Kruppkanoncn
und Kleinkalibergewehren die Hölle heiß gemachtund durchs Tele-
phon der Vorhut die Taktik befohlen. Dessen Hirn kann nicht ur-
alter Abergl a ube umnachtet haben." So spiegeln die seichten Tüm-

pel, die von dem Wasserschwall liberaler Erdvernünftelung rückständig geblieben sind, den Menschen und seine Innenwelt. Verstehen die Erzherzoge und Magnaten, die zum wiener Straßenfest der Eucharisteia mitwirkten, sich nicht auf Motoren und Pneumatics, kennen sie nicht die Mechanik des Luftfluges, der Telephonie und Kinematographie, das Radium sammt den Synthesen, dieFarbstoffundZuckerkünstlichnachschufenundjetztKunstgummi verheißen? Dennoch knien sie vor der Hostie und bekunden, auf heller Straße, wie ein Mönch des Mittelalters, furchtlos den Glauben, daß in dem süßenTeig der Heiland verkörpert sei. Auch Päpste habenTelephon undFahrrad benutzt; auch über derPeterskirche waren schonAeroplane zu erblicken. Volvitur orbis; stst crux. Viel fester noch als in unserer Zone ist diese Vorstellung im Erdosten geworden. Die besten Iapaner möchten, in allem Wandel ihres nationalen Lebens, sich die ehrwürdig bewährte Sitte erhalten; sie könnenihre Landsleutenicht hindern, dieAffen unseres Mechanisirungdranges zu sein.ängsten sich aber vordem Tag, der auch ihrem Volk, wie jedem in Europa gealterten, die Lebenswurzel lockert. (Selbst Herbert Spencer hat sie gewarnt, Fremdkörper in ihrer Flanke, gar im Blut ihres Herzens zu dulden.) Allerlei Fragen winken aus Ost. Was geschähe einem Shintopriester, der plötzlich aufheulte, seines Witzes Geklügel habe ihn einzelne Theile der alten Glaubenssatzung mißachten gelehrt und er müsse drum Anderes künden, als die Weisheit und Weisung der Ahnen befahl? Zum Ehrenpfarrer Iapans würde er nicht ernannt. War Nogi, denIhr lauter prieset als die deutschen Generale Roon und Blumenthal und dem Wilhelm den selben Orden umhängte wie dem feigen Stoessel, nicht recht eigentlich »reaktionär" (wie Eure gerümpfte Lippe zu sagen pflegt)? Wars; Mili-' tärjunker obendrein. Dieser Soldat hätte jede »Kulturaufgabe", deren Bewältigung den Kriegergeist des Volkes verlindern, verweichlichen konnte, in den Felsboden seiner Heimathinsel getrampelt. Diesen Geist zu erhalten, noch zu härten, war ihm kein Zuchtmittel zu rauh. Ob der Iapaner viel Geld einnehme und mit der Bildung des Iahrhunderts gesättigt sei, bekümmerte ihn nicht; nur um dieWehrtüchtigkeitwarihmzuthun.Weileines Kriegerstaates Zukunft,wie sein Fahnenwimpel amSchaft,anden alleStandes-

klüfte überdachenden Wipfeln dcrVaterlandliebe hängt undweil
der heißeste, blindeste Patriotismus stets, unter jedemHimmels-
strich, nur als Frucht stämmigen Glaubens erwuchs, wollte Nogi
fromm sein, wie dieVäter waren. Bis an denRand füllte er sein
Seelengefäß mit dem Gefühl, das Lafcadio Hearn »dieReligion
derLoyalität"getauftund als eine höchsterWunderwirkung fähige
Moralkraft gerühmt hat. Da erwider sich selbst das Schwert zückt,
erweist der greise General seine Bereitschaft, die vom Mund be-
lcmnte Lehre bis ans bittere, süße Ende zu leben. Der Sinn seines
Scppuku(so nennt, mit chinesischem Wort, der Vornehme die ihm
anständige Form des Harakiri) ist die feierlichste Mahnung an die
Aeberlebenden: »Wohnetin altem Brauch; nichtverächtlich: edler
nur, wie gut gerathenen Wein, klärt ihn sein Alter. Wähnet nicht,
daß Eure wichtigste Pflicht hieniden sei, Waaren zu stapeln und
gegenMünze auszutauschen, noch höchsterWonneZiel, behaglich
zu schwelgen. Wer sich von Schlangenzungen aus dem ehernen
Vamato-Damashi, der Heldensitte Altjapans, zischeln läßt, ver-
weibt bald und muß sich dann, neben den Neuheitlungerern, deren
Lockruf ihn köderte, dem Starken in Knechts dienst verdingen. Ich
sterbe, dem Tenno nach, um in Euer Hirn das Gedächtniß Eines zu
prägen,der empfand.daßIapanverloren ist.wenn sichs vomAhnen-
kult löst und den Nutzen, des Einzelnen kleinen Vortheil, auf den
Thron tapferer Heroengötter hebt." Durch und durch reaktionär;
wie ein Bleibsel aus verschütteter Bronzezeit steht sein von Rost
grün umsponnenesBildneben dem blanken eines Modernenvonr
Schlag unseres Rießer, der Hermanns Enkeln den Händlergeist
eindrillen will und die Friedenszeit segnet, wenn hinten, weit, in
derTürkei, die Völker aufeinanderschlagen, statt sich zu erinnern,
daß ihres Erdenwandels Bestimmung und Endzweck ist, Kunden
zu fangen, den Güterumsatz zu beschleunigen, Zins zu schnappen
und Geschäfte zu ermöglichen, die mit denUrwortenTerminhandel
und Terrainschiebung, Stellage und Arbitrage bezeichnet werden.
HättetIhrs früher bedacht! Nogis Platz ist nah bei den preu-
ßisch Orthodoxen und den wienerisch frommen »Drahern"; dicht
bei blauen Iunkern und schwarzen Pfaffen. Er konnte drei Auf-
sichträthen vorsitzen: und starb, freiwillig, fürs Vaterland.

Chronika.

d<euckätel.

Nur der borusso-schweizerische Hader vom Iahr 1837 wurde
Vor acht Tagen hier erwähnt; nur das Ende, nicht der Anfang.
Dessen Betrachtung zwingt das Auge wieder in einErlebniß des
Iesuitenordens (K!c et ubique) zurück. Als die Luzerner die von
allen schweizer Protestanten wie Satanas selbst gehaßte Sociews
^esu in ihren Kanton eingeladen hatten, schied sich die Eidgenossen-
schaft in zwei einander feindliche Lager. In dem Kampf, über
dem, als Losungwort, der Ruf nach Erlösung aus dem freien
Geistern aufgezwungenen Knechtsjoch lodert, siegen zunächst die
Wildesten. Der plumpe berner Demagoge Ochsenbein wird, trotz-
dem ihm der Generalstab, als einem gewissenlosen Wühler, den
Hauptmannsrang abgesprochen hat, Bundespräsident. Er will
die Pfaffenbüttel zu Paaren treiben, den Sonderbund der Ka-
tholikenkantone zerfetzen, die Iesuiten als Friedensstörer weg-
jagen. Die Höfe von Paris, Wien, Berlin fürchten, helvetischem
Boden könne ein neuer Iakobinerkonvent, ein im Europa Met-
ternichs und Nikolais gefährlicherer, entbrodeln; und rüsten sich
zu grober Verletzung der vom Wiener Kongreß den Schweizern
zugesicherten Neutralität. Doch ehe Radetzky ins Tessinerland
«inmarschirt,hat der genfer General Dufour die Heerhäuflein der
Katholikenliga geschlagen. Die verröchelt nun schnell und kann im
Sterben die Iesuitenausweisung nicht mehr hindern. Friedrich
Wilhelm derVierte erwacht jäh aus demTraum,derseinem geister-
Mchen Drang einen Kreuzzug der Legitimen gegen die schweizer
Volksverführer vorlog; tröstet sich aber an dem »wahrhaft erbau-
lichen Betragen, der herrlich reinen christlichen Gesinnung des
theuren, geliebten neuenburger Landes." Das war (schon umsei-
nen Fürsten, den Preußenkönig, nicht zu kränken) in dem Bürger-
krieg neutral geblieben. In einer ungeschützten, also leicht zu über-
rennenden Neutralität. Friedrich Wilhelm vermag seinem lan-
desherrlichen Herzen nicht den Entschluß abzuringen, wenigstens
die nach dem Kanton benannten, vom Berlinerspott als „Neu-
^chandeller" verwitzelten Gardeschützen in das gefährdete Für-
stenthum einrücken zu lassen. Noch aber gilt Preußen als Fritzens
und Scharnhorsts Staat, den der Stärkste selbst nicht straflos rei-
zen dürfe, und die verwegensten Eidgenossen ahnen nicht, daß

ein König, dessen Rede so oft über die Erdrinde hinklirrt, je»
der Demüthigung den Nacken beugen werde. Er thuts. Drei
Tage nach Dufours Sieg bei Gislikon läßt Friedrich Wilhelm
durch seinen Gesandten Sydow die strengste Wahrung der ncu-
enburger Neutralität fordern und zur Schlichtung des Bundes-
streites den Appell an die Großmächte empfehlen. Zu spät. Der
König wird von den plötzlich in Uebermuth geschwollenen Sie-
gern ersucht, die majestätische Nase nicht in den Familienwasch-
kessel der Eidgenossenschaft zu stecken; der Kanton, wegen der-
weigerter Heeresfolge, zu Geldstrafe verurtheilt. Friedrich Wil-
helm unterwirft sich; wimmert inBriefen (auf deren Geheimhalt-
ung nur einKindskopf rechnen kann) andieKöniginvonEngland
um Hilfe;tobt wider die berner Regirung,» das Brutnest derRe-
volution"; und regt sich nicht, als, nach dem pariser Februarauf-
stand, Ochsenbeins Adjutant Courvoisier am ersten März 184S
das neuenburger Fürstenschloß besetzt und die vom Sieg trunke-
nen Demokraten den König, dessen Muthlosigkeii sie jetzt kennen»
durch frechenSpruch jeglicherFürstengewalt über Neuenburg ver-
lustig erklären. Das,knirschtnochTreitschke, »war neu, daß einHo-
henzollern sich mitten imFrieden ein schönes Land von meineidigen
Eidgenossen ungestraftraubenließ,daß ersichundseine Kroneeiner
verdienten Verachtung aussetzte,die noch heute indenHohnreden
dersieglosenSicger fortlebt. "Das wurdeEreigniß.als einemPreu-
ßenkönig nicht mehr der Muth zu Waffenwehr zuzutrauen war.
»Erster März 1848»: das Datum steht auf dem Sockel des
Marmordenkmals, das dem Bewohner oder Gast Neuenburgs
die alte Stadt als eine durchs Schwert von preußischer Fremd-
herrschaft befreite, mit blankem Schwert in Helvetiens Mutter-
arme zurückeilende Iungfrau zeigt. Auf dem Platz, der das Denk-
malträgt, drängteinderdrittenSeptemberwochedesIahres1912
die Menge sich mit Stößen an die Kasse eines Kinotheaters, an
dessen Gnadenpforte in Riesenlettern zu lesen war: »Ouillaume II
en Luisse!!" DerFilm führt dcnDeutschenKaiser in heiterem Ge-
plauder mit schweizer Offizieren vor. NndWilhelmträgtRockund
Czako der Gardeschützen, denen, nebst ihrem friedlichen Kriegs-
herrn, in NeuchZtel einst barsch die Thür gewiesen ward.
Wer klagt noch, daß der Bonisse ein unhöflicher Gesell sci?

Der Ingenieur.

Der Ingenieur.

HWeutzutage hat jedes Haus sein Quantum Technik, jeder Ort
seine Fabrik oder Kraftcentrale, jede Familie ihren Inge-
nieur, jede Zeitung ihren tech nischen Aufsatz; Hausfrau« nj und Lite-
raten, Bierwirthe und Lieutenants erlisten den Eintritt in die Ma-
schinenhallen der Großindustrie und schleppen in das Geplauder
ihrer Einfalt, in Küchen, Kneipen, Kasinos und Feuilletons die
technische Bildersprache heim; der Bühnenheros war einst „ge^,
wachsen wie ein Baum" und heute „reckt er sich wie ein Stahlge-
rüst"; einst war j.,das Leben bunt wie eineBlumenwiese- und heute
„pulst es wie die eisernen Glieder der Dampfmaschine". Einst wa-
ren Pappeln, Linden, Eichen „grüne Bäume", heute sind Dreh-
bänke, Webstühle, Gasmotors „Wunderwerke der Technik". Und
eben so flach obenhin gleitet der Sammelname „Ingenieur" über
den reichgegliederten Haufen des technischen Industriepersonals.
Von allen anderen Personengruppen lebt neben der blassen „Oes-
fentlichen Meinung" doch wenigstens in den Köpfen Gelehrter, im
Hirn der Standangehörigen und ihrer Nachbarn ein schärferes
Bild, das von Iahr zu Iahr nach seinem Vorwurf korrigirt wird;
Fabrikarbeiter, Arzt, Kaufmann mit ihren neuzeitlichen Erschei-
nungformen werden heute selbst in flüchtigen Skizzen nicht mehr
allzu grob verzeichnet. Wie aber stehts mit dem Ingenieur?
Ehe ich Dieses schreibe, habe ich Hunderte gefragt, was sie un-
ter einem Ingenieur verstünden. Akademiker (DiPl.-Ing.,Or.-Ing.,
Reg.-Bauführer und -Baumeister) antworteten: „Einen, der we-
nigstens sein Diplomexamen an einer Technischen Hochschule be-
standen hat." Fabrikdirektoren: „Ieden besseren technischen Beam-
ten." Nicht akademisch geschulte technische Beamte: „Wenn es Un-
sereiner von der Pike auf bis zum Werkmeister bringt, dann ist er
in jeder Fingerspitze mehr Ingenieur als die Herren von der Hoch-
schule." Die Zeitung: „Der Monteur X. hatte sich durch den Be-
such einer Abendschule die Ingenieurbildung angeeignet." Herren
im Salon: „Ein Bischen Erfinderthum ist wohl die Hauptsache."
Damen im Salon: „Das Wesentliche hat ja schon Max Eyth ganz
klar gesagt." (Max Eyth hat mit seinen hübschen, gar nicht lehrhast
gemeinten Erzählungen aus einem untypischen Ingenieurleben
leider viele Leser verwirrt: ein Dampfpferderennen unter Pyrami-
den verhält sich zum normalen Ingenieurberuf wie gothischer Zie-
rath zur Lokomotive.) Und Karl Lamprecht, der im Ergänzung-
band 2,1 seiner Deutschen Geschichte das Unerhörte leistet, als Laie
und als Zeitgenosse das Wirthschastleben der Gegenwart, ja, der

Ankunft, auch in seiner technischen Entwickelung dem Fachmann
zu Dank zu analysiren, vermeidet (ich glaube: absichtlich), soziale
Schichten innerhalb der Privatbeamtenschaft scharf zu begrenzen.
An eine gegebene Definition kann ich also des Denkens Faden
nicht knüpfen und folgere aus den zersplitternden Aeußsrungen
der Befragten nur das Eine: Interessenten jeder Richtung achten
den Ingenieurtitel als ein Adelsprädikat in tedmiois, als den
jAusdruck einer gewissen Vollkommenheit der persönlichen techni-
schen Leistungfähigkeit, benutzen aber für deren Bewerthung ver-
schiedene Maßstäbe.
Sombart hat mit einem eleganten Vortrag über das Wesen
der Technik vielen ungelehrten Hörern eine gewisse Selbsterkennt»
niß, vermittelt. Er gab dem Massengedächtniß die beiden knappen
Leitsätze: erstens vom „materialen Prinzip" der modernen Technik
als dem Bestreben, sich von der organisirten Materie (Bauholz,
Brennholz, Zugthier, Menschenhand) zu befreien und die desorga-
nisirte oder anorganische Materie einzuführen (Eisen, Kohle, Ver-
kehrsmaschine, Arbeitautomaten); zweitens vom „formalen Prin-
zip" als dem Ersatz der Empirie durch naturwissenschaftlich begrün-
dete kausale Erforschung des Erzeugungprozesses. Behutsamer, dem
Rahmen seiner Arbeit gemäß, konstatirt Lamprecht mit einer leisen
Nuance das selbe „formale Prinzip", indem auch er die Technik
zwar als Deszendenten der Naturwissenschaften behandelt, daneben
aber immer wieder auf den starken, wenn auch weniger familiären,
eher vormundartigen Einfluß, der Wirtschaft hinweist. Die Am-
wälzung, die Rohstoff und Energiekonsum der Art nach erfuhren,
als selbständiges „materiales Prinzip" aufzufassen und gar als
Emanzipation vom Organischen zu formuliren, unterläßt er wohl-
weislich; so stark Sombarts Gedanke den Fremdling besticht, so
kräftig wird ihn die Wissenschaft zurückweisen: die Mehrzahl der
Umwälzungen in seinem Sinn erfolgte sekundär, wenn nämlich
durch den Bedarf einer neuen Industrie plötzlich etwa ein er-
schreckend großer Konsum beschränkt gebotener Stoffe oder Ener-
giequellen bewirkt wurde (was natürlich Organismen in erste«
Linie, aber nicht ausschließ lich betraf; so wurden, zum Beispiel, na-
türliche Bausteine durch Kunststeine und Eisen abgelöst); oder nach»
dem die Technik Handhaben zur ökonomischen Darstellung eines
Stoffes (elektrolytisch gewonnenes reines Kupfer für die Elektro-
technik) oder zur rationellen Ausnutzung einer Energiequelle
(Wasserturbinen) geboten Hatte; «der weil dieTechnik ganz bewußt
einen Stoff spezifischer Beschaffenheit erheischte (Metall, statt der
Kohlenfäden, für elektrische Glühlampen) oder Nebenprodukte zu

verwerthen trachtete (Gichtgas» statt der Kohlenfeuerung). Demnach ist die Wahl eines Stoffes, einer Antriebsart dem selben „for» malen Prinzip" einbegriffen wie jede andere technische Thätigkeit. Lamprecht streift denn auch diesen ganzen (in sich betrachtet, äußerst interessanten) Ideenkreis als einen von vielen Aesten des selben Stammes; mir scheint durchaus berechtigt, daß er fast gleich stark hervorhebt, wie sich die maschinelle Bewegungform von der Schwingung der natürlichen Vorbilder (Welle, Pendel, thierische Gliedmaßen) zur Rotation umwandelt; oderwie,aus der ursprüng- lich maschinellen Machahmung des einzelnen Handgriffes nicht etwa eine Serienimitation vieler verschiedenen Handgriffe zu entstehen pflegt, sondern ein Kompositum, womöglich gar ein singulare? Pro- zeß von grundsätzlich eigener Anordnung; oder wie sich das an- fangs nur wirtschaftlich bewußte, technisch dagegen unfreiwillig, ja, widerwillig geübte „quantitative Prinzip" der Massenerzeu- gung ohne Qualitätnuance allmählich durchsetzt, indem es zunächst die Technik zum Verzicht auf heterogene Verschönerung zwingt, dann zur bewußt zweckmäßigen Formgebung erzieht, schließlich ein neues Stilgefühl und Schönheitideal der Menschheit erweckt (und. wie ich einfügen möchte, in der nun erblühenden Epoche des „ge- bundenen Unternehmens" weit über die Gebote der maschinellen und händlerischen Zweckmäßigkeit hinaus fruchtbar wird durch den Drang nach „interfabrikalen", ja, internationalen Normalien.

Wenn wir Sombarts und Lamprechts Darstellungen das Mo- ment entnehmen wollen, das mit einiger Wahrscheinlichkeit das Wesen der jTechnikjam Besten charakterisirt, so können wir von allen nach und neben einander entwickelten Erscheinungformen absehen, weil sie nur immer der selben Wurzel Entspringen, der Kombination wirtschaftlicher mit naturwissenschaftlicher Denkart. Nur decken weder Sombarts prägnante Fassung noch Lamprechts Formeln meidende Erzählung den Kern meiner Meinung; denn beide ber- gen Reste jener Gegensätzlichkeit, die der Prähistorie der Technik an- gehören und die sich in Schlagwörtern wie „Theorie und Praxis", „Wirthschaft und Technik" plumper, doch deutlicher ausdrücken.

Die moderne Technik im üblichen Sinn eine angewandte Na- wrwissenschaft nennen, heißt, sie mißverstehen, unter Amständen sogar, sie diskreditiren. Es ist ein alter Knisf mittelalterlich geson- nener „Praktiker", den Gegner als „Theoretiker" zu belächeln, und es ist eine weitverbreitete Schwäche der technische^ .Akademiker, ihre Ueberlegenheit aus der naturwissenschaftlichen Schulung herzu- leiten und sich zum Mindesten insgeheim in der Rolle des „Theo- retikers" recht wohl zu gefallen. Mit der Naturwissenschaft ver»

binden die Technik eigentlich nur gegenständliche Gemeinsamkeiten. Beide bestellen gleichsam den selben Boden, den Fundamentalerkenntnisse wie die von der Erhaltung der Energie und des Stoffes für Iahrhunderte hinaus befruchtet haben; aber während die ideale Naturwissenschaft auf diesem Boden mit steter Kontinuität spiralige Furchen zieht, stößt die ideale Technik in radialen Geraden da und dort hinaus, nach fernen oder nahen Zielen; nur in ^Mußestunden läuft sie vielleicht einer naturwissenschaftlichen Gedankenreihe parallel, in Stunden der Produktivität durchquert sie deren eine ganze Schaar und sättigt sich meist mit reflektorischen, oft auch nur intuitiven Eindrücken an dem Erschauten, bevor sie die eigene Saat ausstreut. Ie nach der Lage ihrer Pflanzstätte nennen wir sie erfinderisch, wenn sie in Brachland vordrang, konstruktiv, wenn sie jim bebauten Gelände blieb. Immer verfährt sie kausal, methodisch, systematisch (Das legitimirt sie als Wissenschaft), immer aber auch teleologisch, subjektiv, pragmatisch (Das stempelt sie mit den Kennzeichen der Empirie); und so kann sie in ihrem ideellen Habitus nie eins dieser beiden Elemente entbehren. Wer je nach einander eine physikalische, eine rein empirische, eine technische Zeitschrift durchblätterte, wird sich der Milieudtfferenzen entsinnen, die sich bis auf Formelbau, Wortgefüge, Abbildungen erstreckten. Die reine Empirie behandelt Konkretes ohne Problemstellung, die Naturwissenschaft problematisirt das Konkrete, die Technik konkretirt das Problem. Dieses, als der eigenthümliche Einschlag in ihrem Wesen, stellt die Technik selbständig jenseits von „Theorie und Praxis". /

Mit der Frage, ob die Konkretirung eines Problems zugleich auch wirtschaftlich sein müsse, gelangen wir in den zweiten Ideenkreis, der heute noch die begriffliche Fassung umnebelt: von Wirthschaft und Technik. Deren Gegensätzlichkeit gilt heute noch als ausgemachte Sache, obgleich zum Mindesten Eins Zweifel erresgen sollte: die Personalunion in den Prototypen des Unternehmerthumes. „Bedürfnisse erkennen und schaffen, ist die Grundlage aller Geschäfte"; und „der Mann, den Du an die Spitze eines Geschäftes stellst, mag sein, was er will, meinetwegen Techniker: be,-währt er sich, jso ist er, Kaufmann". Nach Fahren! der Gutgläubigkeit beginne ich auch an diesen Sätzen des Dr. Walther Rathenau zu zweifeln und finde die freilich billige Antwort der Techniker nicht mehr sonderlich falscher: „Bedürfnisse zu befriedigen verstehen, ist die Grundlage der meisten Geschäfte"; und „der Mann, den DK an die Spitze wenigstens einer produktiven Unternehmung stellst, mag Kaufmann sein: soll er sich bewähren, so muß. er die technische

Direktive geben können". Klingt diese Dissonanz wie das Gezänk feindlicher Stimmen, nicht eher wie die Verstimmung nahezu gleich schwingender Töne? Wie Wettstreit eher denn wie Feindsäligkeit? So findet man auch leicht auf beiden Seiten die Kennzeichen harmonischen Ehrgeizes. Wer war der schiebende, wer der geschobene Theil, wer leistet mehr, wer ist leichter entbehrlich? So fragen Zwei, die das Selbe erstreben und im Grunde einander die gleiche Bedeutung zubilligen. Darum brauchen wir hier nicht nachzuprüfen, ob in statu nasosnäi der Eine den Anderen erzog (ich als Ingenieur und Altpreuße halte in Deutschland den Händler und Juden oft für das primäre Element), ob einmal der technische Direktor Müller, ein anderes Mal der kaufmännische Schulze überragt (bei uns beherrscht oft der jüdische Kaufmann mit britischem minnion sense den Deutschen, der sich zu leicht in technische Spezial» arbeit verliert, also die Technik mit gewisser Beschränktheit be!« treibt; erst jüngst wurden kräftige angelsächsische, amerikanische Einflüsse auch in der deutschen Technik fühlbar). Von persönlichen Und nationalen Mängeln abstrahirte Technik darf im heutigen Entwickelungstadium nicht mehr als ein der Wirthschaft entgegen» oder untergeordnetes Prinzip angesehen werden. Es giebt kaufmännische Wirthschaft und (in Analogie zur Naturwissenschaft gesprochen) sie problematisirt das Konkretum des jeweiligen Marktes; und es giebt technische Wirthschaft und sie konkretirt wiederum das Problem. Heute überdecken die Zwei einander noch auf großen Gebieten; je mehr wir uns aber dem Zustand der gebundenen Anternehmung nähern, desto deutlicher werdem die Grenzen. Wieder citire ich Lamprechts Deutsche Geschichte und ergänze seine spekulative Betrachtung des kommenden Zeitalters (in dem die einzelne, freie Anternehmung sich fesseln werde „an die Aeußerungen fremder Willenskräfte, sei es hier der Kommissionäre, sei es dort der gleichartig produzirenden Genossen") durch den Hinweis auf ein sichtbares Beispiel der Gegenwart: die AEG, deren Organisation (scharf getrennte Fabriken und Verkaufs-G. m. b. tz.) und deren Verhältnis; zur Konkurrenz den Charakter unserer wirtschaftlichen Zukunft merkwürdig früh verwirklichten. Und durchaus folgerichtig sehen wir Anternehmungen wie die AEG, die der Konsument anfangs nur als händlerische Phänomene bestaunen, aber als technisch unerfinderisch, allzu wenig selbständig gesonnen ablehnen mochte, gerade fabrikatorisch neue Bahnen brechen (Anlage und Energiebilanz der Berliner ElektrizitStwerke, Elektrifizirung der Arbeitmaschinen, Verzicht auf unrentablen Amsatz, Normalisirungtendenz, Entlastung der

Massenwerkstatt vom Anormalen, Beschäftigung von spezialisirten
Hilfgewerben, bewußte Förderung des zweckmäßig-schönen Stiles
und Aehnliches); denn Automatisch entfaltet die Technik, je mehr sie!
sich auf ihre eigenen wirthschaftlichen Triebkräfte angewie'en sieht,
desto reicher ihre besonderen wirthschaftlichen Fähigkeiten und er»
gänzt den Handel additiv. Der Handel verspricht, die Technik er-
füllt; der Handel stimulirt, die Technik befriedigt; der Kaufmann
ist Nikolaus, der Ingenieur Ruprecht, der Bescherer.
Der Ingenieur. Nicht Studium, nicht Alter, nicht Stellung,
nicht einmal Zugehörigkeit zur Beamtenhierarchie der Fabriken
können aussagen, ob Iemand Ingenieur sei: nur sein inneres Ver-
hältnis; zur Technik, der Grad der Vollkommenheit seiner techni-
schen Leistung. Man sieht manchen Dipl.-Ing. mit Behagen Zeich-
nungen pausen (im Bureaujargon „Pausanias" spielen) und sieht
Monteure, denen die tägliche Anschauung eine solche Fertigkeit?
kausaler Intuition verlieh, daß, sie wichtige technische Probleme stel-
len und lösen. Man findet technisch geschultes Personal, das zur
Forschung und Gelehrsamkeit, aber nimmer zur Technik taugt, und
dagegen Gelehrte, oft auch von der Industrie völlig isolirte Laien,
die eine Fabrik leiten könnten. Man stößt auf Hintern, wo man
Köpfe erwartet, und auf Plattfüße, wo Hände hingehören. Wenn
man die Summe zieht, ergeben sich zwischen den Komplexem der
„Ingenieure" und der „besseren technischen Beamten" Gegensätze,
die nicht mehr als Ausnahmen von besserer Rsgel zu deuten sind.
Zu predigen, nun solle der Auftrieb des technischen Personals
sich bescheiden auf dem Niveau des Talentes, verzichten auf unver-
diente Prädikate, den Ehrentitel Ingenieur vor Entwerthung be-
wahren, liegt mir fern. Der an die technische Oberschicht oft er«
theilte Rath, sich zu exklusiven Verbänden zu vereinen und für die
Chimaere eines Titels zu kämpfen, will mir im Hinblick auf deutsche
Vereinsgrundsätze nicht einleuchten. Auch der Staat ist nicht im
Stande, einen ideellen Titel zu schützen. Etwas mehr verspricht
schon di? Ausklärung der Gesellschaft, der Appell an denkende
Menschen, sie möchten, wie sie neben staatlichen Prädikaten („Pro-
fessor") schon heute manchmal gewichtige ideelle Titel („Gelehr-
ter") benutzen, wie sie selbst recht vage Bezeichnungen („Kauf-
mann") mit gewisser Vorsicht anwenden, so auch dem „Ingenieur"
durch korrekten Sprachgebrauch die gebührende Geltung sichern.
Aber wahrhaft nützlich für uns selbst und, wie wir glauben,
für die Technik können wir Ingenieurs nur an einer einzigeinStelle
unsere Forderung resoniren lassen: bei den Machthabern unseres
Daseins, bei den großen Anternehmern. Ihnen sollten wir von Zeit
zu Zeit vortragen: „Verehrter Herr, Ihre Organisation stört, so pa-

radox es klingen mag, die natürliche Auslese; so zwei^gemäß, etwa
ihre finanzielle und maschinelle Struktur erscheint, so zweckwidrig
ist ihre personelle. Denn sie ist gegründet erstens auf die irrige
Voraussetzung, daß Psychologie eine weitverbreitete Gabe sei,
zweitens auf die mindestens recht strittige Annahme, daß. die na-
türliche Auslese auch dann noch wirksam sein könne, wenn sie zwi-
schen Personen entsteht, die, bis zum Moment einer Vakanz mit
bestimmten Aufgaben bebürdet, an der natürlichen Entwickelung
und an der Entfaltung eines eigentlichen Wetteifers gehindert,
nun plötzlich in engere MaM für ein neues Amt gerathen. Im
Grunde beruht der Trugschluß, darauf, daß, inseinem äußerst! gebun-
denen Gefüge, das vom Direktor abwärts nur Aemter, nicht Per-
sonen kennt, Beweglichkeit vorausgesetzt wird. Zwei Möglichkeiten
giebt es, das schwierige, aber sicherlich auch wichtige Problem zu
lösen: entweder ordnen Sie die Personalfrage der übrigen Gebun-
denheit völlig ein, vernichten die Fiktion der natürlichen Auslese
und nutzen Ihre Machtvollkommenheit dazu, jedem Mann von
Einfluß, in Ihrem Concern die Tragweite einer zwangläufigen
Auslese einzuschärfen und ihn dadurch wenigstens zur Bewußtheit
seiner Verantwortung zu zwingen. Oder (was gewisse Vortheile
verspricht) lockern Sie die personelle Gebundenheit in bestimmten
Grenzen, verlangen Sie von jedem Mann Ihres engeren Stabeis,
daß. er Kber jeine kleine Truppe junger lKaufleutejund, Techniker ver-
füge, die nach seiner Meinung die Elite des Nachwuchses ist, und
überzeugen Sie sich selbst, falls Sie am psychologischen Talent des
Wählenden Zweifel hegen, durch Stichproben von der Beschaffen-
heit der jungen Leute. Fordern Sie deren planvoll praktische Er-
ziehung und.nennen Sie es einen Mißerfolg des Verantwortlichen,
wenn er nicht jede Vakanz eines wichtigen Postens ohne Risiko
mit eigenen Leuten besetzen kann; mag er, um sicher zu gehen, in
Provisorien die Leistungen vergleichen; das Engagement des „be-
währten Fachmannes", den die Konkurrenz laufen ließ^ sei Aus-
nahme, nicht mehr Regel. Verpönen Sie die Reste vom .Aberglau-
ben der Anciennetät', zu dem schwache Organisatoren auch in der
Privatverwaltung allzu gern ihre Zuflucht nehmen. Ihr Gesammt-
unternehmen läßt sich darstellen als eine Karte klar umrissener
Verantwortlichkeitprovinzen; verhüten Sie, daß man die Provin-
zen, statt sie in Kreise zu theilen, nach Grundsätzen der Schwach-
heit verwaltet und ,äiviäe et iinzzerg/ mit caesaristischen Nuancen
übersetzt. Dann erst sind die Vorbedingungen für eine natürliche
Auslese gegeben. Strenger Rechenarbeit sind die Personalia nicht
zugänglich und wir verstehen, daß, das Selbstvertrauen einer erfolg-
reichen Persönlichkeit mit leisem Lächeln über Fragen hingleitet.

die den personellen Wirkungsgrad der Beamtenschaft betreffen. Aber Ihre Unternehmung soll Sie und Ihresgleichen überdauern. Die Eigenenergie des auslaufenden Schwungrades ist gering gegenüber dem Energiekonsum der leerlaufenden Dampfmaschine; sobald sich das Hauptventil schließt, wird das Vertrauen auf Schwungkräfte nichtig. So lange Ihr Impuls wirkt, können Sie in Erinnerung an Zeiten der Montage und des Anlassens nach einem Seufzer der Erleichterung ausrufen: ‚Seht, die Maschine läuft vonsselbst; <die lebendige Kraft desj Organismus hält! dieRäder in Schwung, einerlei, ob neue Massen und Gewichte, plötzlich angekoppelt, die Bewegung zu hemmen suchen.' Denken Sie Ihren Impuls ausgeschaltet, so müßten Sie verzagen, wenn Sie nicht zugleich ausreichenden Ersatz an Impulsen zu denken vermöchten. Ihre Generation begründete Unternehmungen, unsere erbt Geschäfte. Ihre Generation wagte die Wegrichtung der Erdwirthschaft zu ändern, und wie in jedem schöpferischen Zeitlauf war Führung (behaftet mit ungeheuren Anforderungen an Initiative, Intellekt, Verantwortlichkeit) das Monopol einer kleinen Schaar und Nachfolge (behaftet mit der Nothwendigkeit, sich einzuordnen und anzupassen, aber auch zu dämpfen und zu regeln) das Kos aller Anderen, selbst der Zweitstärksten und Zweitklügsten; schon die dritte Talentstufe wurde ausschließlich nach dem Grade von Routine bewerthet. Autokratie erlischt im letzten Hauch des Autokraten, das Erbe ist keine Unternehmung mehr und eine Erbfolge von Unternehmern in dem selben Geschäft ist ein Unding. Ihr Geschäft wird über Sie hinaus in seiner Wegrichtung nur dann verharren, wenn eine Summe von Talenten zweiten und dritten Grades vereint den Antrieb zu besorgen vermag, wenn es also eine Aristokratie hervorbringt. Solche Umformung des Regimentes, wie sie in hundertfacher Wiederkehr die Geschichte durchsetzt, mag der Zuschauer aus Leidenschaft für das Heroische beklagen: sie ist nothwendig; und die Anschauung lehrt, daß, sie dem Objekt nicht zu schaden braucht, daß, sie ihm meist genützt hat. . . . Verehrter H?rr, was Ihr Wille zu wollen unterließe, würde der Wille des Schicksals vollziehen. Vielleicht aber verfährt der Schöpfer mit seinem eigenen Geschöpf klüger noch als das Schicksal; nicht jede natürliche Evolution vollzog sich stoßfrei und schadlos!. Unserer Denkweise, die ja von Ihnen stammt, gefällt bewußte Organisation viel besser. Schaffen Sie selbst den personellen Bau Ihres Erbes. Sorgen Sie selbst noch für Kaufleute und Ingenieure. Ders räth, hat nicht zu klagen."

Oberschöneweide.

Dipl.-Ing. Wichard von Moellendorff.

Sonnenrotation,
Sonnenrotation.

zMAnd es geschah, daß die Rotation der Sonnenkugel, obgleich sie sich stets in aller Ruhe vollzog, Herrn Iohannes Schlaf aus Weimar zum Problem ward. Und als ihm des Räthsels Lösung nicht gelingen wollte, da verließ ihn die Geduld und er zerhieb, wie einst der jugendliche Alexander, den Gordischen Knoten mit Gewalt. In der „Zukunft" hat er seine astronomischen Thesen (Seite 326 bis 329) angeschlagen. Er will eine Reformation „an Haupt und Gliedern". Die Lehre des Kopernikus ist unhaltbar; nicht die Erde bewegt sich um die Sonne, sondern der Riesenball wälzt sich jährlich einmal um unsere kleine Erde; dafür ist ihm aber auch der eigene Achsenumschwung erspart: die Sonne wendet uns, wie der gute Mond, immer die selbe Seite zu. Doch gemach: so leicht geht es nun doch.nicht, die erhabenen Lehren der Königin aller Wissenschaften zu entkräften. Wir bleiben nach wie vor dabei: die Sonnenflecke entstehen an jeder Stelle des Umfanges der Kugel, ob auf der uns zu- oder abgewandten Seite; freilich sind sie (Das ist Herrn Schlaf wohl nicht aufgefallen) an eine verhältnißmäßig schmale äquatoriale Zone der Sonne gebunden. Auch an den Achsenumschwung der Riesenkugel glauben wir unverbrüchlich. Warum sollte denn gerade sie, die doch alle denkbare Freiheit genießt, ohne Rotation sein? Die rotatorische Bewegung mußten im Lauf der Zeiten nur solche Existenzen aufgeben, die durch ihren sehr nahen Centralkörper gehemmt wurden. Aber von Haus aus rotiren alle Weltkugeln. Das ist ein oberstes Prinzip; und diese ihnen inhärente, philosophisch nicht weiter erklärbare Kreisbewegung darf man bei der Sonne nicht einfach, ohne „zureichenden Grund", leugnen. Wenn Herrn Schlaf die Thatsache gar so auffallend erscheint, daß die höheren heliologischen Breiten langsamer rotiren als die Partien am Aequator, so beweist er damit nur, daß er die klassische Abhandlung von Helmholtz: „Ueber atmosphärische Bewegungen" nicht kennt, in der streng mathematisch bewiesen ist, daß es so sein muß. Auch die Pulsation des Sonnenballs, die nach Schlaf dessen Rotation ausschließen soll, ist Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen; der berühmte Physiker Lord Kelvin hat darüber (in den Mach, and Phys, Papers 18S0, Th. III S. 384 ff.) ausführlich gesprochen. Danach würde die Schwingungdauer der Sonnenkugel zwei Stunden betragen. Selbst wenn Gestaltveränderungen der Sonne von längerer Periode vorkommen sollten, ist nicht einzusehen, warum sie nur die Ostseite treffen sollten. Wir halten uns aber (last, not lsast) an das Gesetz von der universellen Gravitation, wonach die kleineren Massen in schönster Sphärenharmonie ihren Centralkörper umkreisen. Arme Erde, was würde Dir geschehen, wolltest Du der Sonne Reigenspiel um Dich fordern! Ihre riesige Anziehungskraft würde die winzige Erde und alle Planeten allzu wild im Weltraum herumzerren und wir können uns das Chaos, das die Folge dieses Gezerres sein müßte, nicht leichter vor« stellen als einen fachkundigen Mann, der den Antithesen des Herrn Schlaf beizustimmen vermöchte.

Essen.

Dr. C. Schot).

Selbstailzelgen.
Altgermanifcher Balladenfunö.
Einen Schatz von altgermanischen Balladen und Heldenliedern
aus der Zeit vom sechsten bis ins elfte Iahrhundert spielt der Zufall
mir in die Hände. Zufall? Ich gebe das Wort in dem Sinn zu, daß
Einem nichts „zufällt", was nicht irgendwie Bestimmung, gewisser-
maßen innerlich erworbenes Anrecht ist. Also darf ich mich als Prä-
destinirten Besitzer der köstlichen Sache nennen. Seit hundert Iahren
ist die reiche Sammlung verschollen; vor mehreren Iahren erhielt ich
die ersten Fingerzeige, seitdem währt mein unausgesetztes Forschen
und Suchen und neulich, als ich schon die Hoffnung aufgegeben hatte,
ergriff ich in einem ziemlich entlegenen Land dieses ersehnte Gut. Ge-
rade unsere Zeit ist reif und empfänglich, für dieses (Reschenk lange
verschollener Skaldensänge. Nicht so sehr wegen des wissenschaftlichen
oder nationalen Interesses, obwohl uns dieses auf die Erschließung
unserer altgermanischen Vergangenheit besonders hindrängt. Wichti-
ger aber erscheint mir der Gewinn in dichterischer oder künstlerischer
Hinsicht und nicht geringer für die neue, täglich an Macht gewinnende
Geist esrichtung, die auf die Ueberwindung des seelenlosen Materialis-
mus, also des neunzehnten Iahrhunderts, ausgeht. Die Schöpfungen
primitiver Volkskunst und alter Volksdichtung sind uns heute so nah,
weil in ihnen als geistiges Element das undogmatisch religiöse Gefühl
vorwaltet. So ists ganz besonders in den altgermanischen Balladen-
dichtungen, die zeitlich an der Berührungsgrenze zwischen dem germa-
nischen Naturglanben und dem ethisch von Grund aus umbildenden
Christenthum stehen. Wie im uralten Shintoglauben der Japaner, der
durch den Buddhismus eine ähnlicheUmbildung und ethischeVertiefung
erfahren hat, war auch für denaltgermanischenVolksglauben und in der
Weisheit der Seher und Sänger die ganze Welt ein Keisterhaus, auch
das scheinbar Tote war lebendig und griff geheimnißvoll ein; in allen
Dingen ruhte ein Schicksal, das auswirkte und alle Wesen verband, die
Natur hatte geisthafte Züge; und dieses Geisthafte des Naturseins, da-
mals als Ahnung, als dichterisches, künstlerisches, religiöses Symbol
angeschaut, gewinnt im heutigen Schaffen zunächst auf vorgerückter
naturwissenschaftlicher Grundlage festen Bestand. Man denke nur an
das Elektron, an die Theorie der Aetherschwingungen, an die Strah-
lentheorien, an Alles, was man zusammenfassendRadioaktivität nennt.
Nichts ist uns tot, Alles ist Leben, auch das scheinbar Tote und die
ganze Natur ist also beseelt, geisthaft. Das ist der Punkt, wo modernste
Wissenschaft und Welterkenntniß sich mit den tiefsten und ältesten reli-
giösen und dichterischen Ahnungen der Menschheit berühren und wo
uns die ganze innere Schönheit dieser germanischen Dichtung aufgehen
muß. Ein Beispiel mag am Besten zeigen, wie ichs meine. Da ist die
Ballade von Sankt Oluf und von Harald Haardraade, die um die Krone

eines Landes ringen. Der Wettstreit ist friedlich; sie wallen um die Wette segeln, und wer zuerst das ferne Land betritt, soll dort Herrscher sein. Alles vollzieht sich nach einem inneren Gesetz. Sankt Oluf scheint der geborene König, er tauscht sogar sein schnelles Drachenschiff mit Haardraades „trägem Rind", wie Harald sein Fahrzeug nennt. Oluf läßt sich Zeit, er will noch die Messe hören und die Seele speisen, indessen die seidenen Segel mit güldenem Rand seines Drachen den Haardraade schon weit über die blaue Flur hintragen. Nun stößt auch Oluf ab, er sitzt vorn im Schiff und streichelt die Flanken: „Im Namen Iesu, Ochs, fahr zu!" Die Wellen stehen auf und strömen mit und nun beginnt eine wundervolle Geisterfahrt. Sie segeln über Berg und Thal, über das Feld so blau, durch die Kellerwand eines alten Hauses, lassen Alles zurück, Stock und Stein, und kommen noch drei Tage vor Harald an, der sich aus Aerger in einen ungestalten Drachen verwandelt, während aus Olufs Haar ein heller Strahl strömt. Da ist die Legcnde von dem Ritter, dem Löwen und Drachen. Der Ritter hört den Ruf des Leun, der dem Drachen zu unterliegen fürchtet. Auf sein Bitten reitet der Ritter hinzu, befreit den Löwen, kommt aber selbst ins Gedräng. Der Drache nimmt das Roß unter die Lippe und trägt es sammt dem Ritter in seine Höhle, den Iungen zum Fraß, die sich den leckeren Bissen zum Frühstück aufheben wollen. In der Nacht findet der gefangene Ritter in der Höhle das unüberwindliche Sagenschwert, das der Drache geraubt hat, und fängt damit ein großes Schlachten an. Das verströmende Drachenblut steigt ihm in der engen Höhle bis zum Hals, es wird zum See, er glaubt, zu ersticken. In der Noth verwünscht er den Löwen, der ihm solches Ungemach bereitet hat. Doch draußen am Berg hört es der Leu, er tröstet den schimpfenden Ritter und gräbt von außen durch den Felsen einen Weg zu ihm. Der befreite Ritter ist nun ohne Pferd, der dankbare Leu aber läßt ihn aufsitzen und trabt gemüthlich heim: ein lebendiges Wappenbild. Wer erkennt hier nicht eine ganz frühe nordische Form des hürnenen Siegfried? Freilich in einer eigenartigen künstlerischen Fassung, von der ich hier nur im gröbsten Umriß den nackten Thatsachenbestand andeuten kann. Doch das Gesagte dürfte hinreichen, um erkennen zu lassen, daß dieser Schatz durch eine neue Herausgabe gehoben werden muß. Er gehört unserem Volk. Und ich hoffe, bald hier dieses Werkes Erscheinen anzeigen und erweisen zu können, daß es im deutschen Volk ein starkes Interesse gefunden hat.

München. Ioseph August Lux.

Die neue Malerei. E. W. Bonsels K Co. in München.

Um ihren Widerspruch gegen den Impressionismus zu betonen, haben sich die Iüngsten unter den Malern Expressionisten genannt. So ward ein neues Schlagwort geprägt. Sollte aber nicht auch der Impressionist schon ein Expressionist sein? Bringt nicht auch er seine besondere Anschauungweise zum Ausdruck, ist nicht auch für ihn das

persönliche Erlebniß mit allen psychischen Momenten der Gegenstand
des Schaffens? Immerhin hat die Malerei eine bedeutsame Wendung
gemacht; und die Frage entsteht, wie sich die neuste zur impressionisti-
schen Manier verhält. Ich habe versucht, diese Frage zu beantworten,
indem ich die Gesammterscheinung der modernen Malerei als eine in
sich folgerichtige Entwickelung begründete. Die Werke von Van Gogh,
Cezanne, Gauguin, Matisse und Hodler, der Kubismus Picassos und
vas darauf bauende Schaffen der Iüngsten scheinen mir zusammen
eine Stilbildung darzustellen, die den impressionistischen Naturalis-
mus zur Voraussetzung hat und ein Niederschlag des modernen Per-
sönlichkeitstypus ist.
Bonn. Dr. Ludwig Coellen,

Goethe und Ilmenau, Renien«Verlag in Leipzig.

Am achtundzwanzigsten August 1831 hatte Goethe in der Ruhe
der kleinen Bergstadt Ilmenau und doch nicht ohne mancherlei Ehrun»
gen den letzten Geburtstag gefeiert, den ihm ein gütiges Schicksal ge-
währte. Auf den einunddreißigsten August war die Rückkehr nach
Weimar festgesetzt. Am Tag zuvor aber sah er auf weiter Rundfahrt
noch einmal alle die Stätten, die ihm im Verlauf von fünfzig Iahren
so eng ans Herz gewachsen waren.- Auf jede Begleitung hatte er ver-
zichtet; er mochte das Bedürfniß haben, mit seinen Gedanken und den
Gestalten, die sie aus der Vergangenheit emporsteigen ließen, allein zu
sein und die Weihe der Erinnerung durch keine profane Stimme stö-
ren zu lassen. In der Blüthe rüstiger Iugend war er zum ersten Mal
in Ilmenau eingeritten; und schon hatten sich leise die Fäden ange-
sponnen, die ihn immer fester umschlingen und halten sollten. In all
den wilden Kräutern, die das ungebundene Leben der ersten Iahre so
üppig emporschießen ließ, gedieh doch auch manch edlerer Trieb und
über Allem lag, verklärend und verschönend, die schwärmende Neigung
zu Frau von Stein. Der kurzen Zeit sorglosen Genichens folgten lange
Iahre harter Arbeit. Des Dichters Trachten ging danach, dem jungen
Fürsten mehr zu sein als nur ein vertrauter Geselle heiterer Stunden;
und an Ilmenau suchte er dem fürstlichen Freund zu zeigen, wie er die
großen Aufgaben seines Berufs aufzufassen und zu erfüllen habe.
Untreue Beamte hatten die Steuerverhältnisse der kleinen Stadt in
Verwirrung gebracht, ungerechte Anordnungen der Regirung die Be-
wohner in Verzweiflung getrieben. Goethe bestimmte den Fürsten zu
entschiedenem Eingreifen und übernahm selbst die mühsälige Aufgabe,
in Iahre langer Arbeit die verwirrten Verhältnisse zu ordnen und in
die verbitterten Gemüther der Bürger Zufriedenheit und Vertrauen
zurückzuführen. Durch Feuersbrunst, Kriegsnoth und Theuerung war
die Stadt völlig verarmt. Schon hatte Karl August beschlossen, zum
Wohl der Stadt die ehedem so blühenden Bergwerke wieder in Betrieb
zu setzen. Durch Goethe aber wurde das große Werk vorbereitet, durch
ihn eröffnet. Noch mochte er sich des Tages erinnern, da er Hoffnung-

freudigen Herzens draußen vor der Stadt am Neuen Iohannesschacht stand und als Erster mit zierlicher Keilhaue die drei Schläge in den Boden that, der sich so unfruchtbar erweisen sollte. Ungemeine Mühe und Sorge hatte das Werk gekostet, und was er selbst als dramatischer Dichter an der Menschheit verschuldet, indem er die Herzen so oft nach Belieben erfreut und gequält, Das wurde nach eigenem Geständniß hier durch die tragischen Wechselfälle des Bergwerks reichlich an ihm gerochen. Zwanzig, Iahre und länger dauerte der Kampf; und zuletzt war doch alle Mühe umsonst, Geld und Arbeit verloren und für ihn das letzte Band zerrissen, das ihn noch an Ilmenau gefesselt hatte. Denn auch die beiden Menschen, denen er als Freund in Ilmenau Unterkunft und Zuflucht gewährt hatte, der geheimnißvolle Krafft und Her junge Peter im Baumgarten, weilten seit Langem nicht mehr in der kleinen Bergstadt. Der Eine, der, krank an Leib und Seele, sich doch durch zuverlässige Berichte über die Zustände seiner neuen Heimath nützlich gemacht hatte, war längst an fremdem Ort gestorben; der Andere, der vorzeitig dem warmen Nest entflohen war, zog als flügellahmer Vogel mühsam seinen Weg. Und doch mochte sich Goethe dankbar auch des vergeblichen Mühens in Ilmenau erinnern. Denn wenn das Aeußere dabei nicht gefruchtet, so hatte das Innere desto mehr gewonnen und er selbst eine Anschauung der Natur erworben, die er später um keinen Preis missen mochte. Ietzt stand er am Ende des Lebens; nur einmal war er noch, um dem Kriegsgetümmel des Jahres 1813 auszuweichen, in Ilmenau gewesen. Ietzt hatte es ihn in stiller Wallfahrt an die Stätte zurückgezogen, wo er „vor vierzig, fünfzig Iahren manches Erfreuliche und Leidige, so viel Glückliches wie Widerwärtiges" erlebt hatte, und in der Fülle der Erinnerung nahm er Abschied von der Iugend und vom Leben zugleich ... Mein Bestreben ist nun gewesen, ein möglichst vollständiges Bild all der Beziehungen zu geben, die Goethe zu der geliebten Bergstadt am Kickelhahn hatte. An Vorarbeiten fehlte es fast ganz; ich bin deshalb fast überall zu den Quellen zurückgegangen und die Durchforschung der weimarer und ilmenauer Archive hat eine überraschend r.eiche Ausbeute an unveröffentlichten Briefen, Aufsätzen und Berichten Goethes nnd seiner Zeitgenossen ergeben. In den beiden Kapiteln über Goethes Bemühungen um die Neuordnung des ilmenauer Steuerwesens und die Wiederbelebung des Bergbaues wird auch der so oft geäußerte Wunsch nach einer beglaubigten Darstellung der amtlichen Thätigkeit Goethes in zweien seiner interessantesten Theile erfüllt. Ein Anhang enthält die wichtigsten, meist noch unveröffentlichten Aufsätze Goethes über den ilmenauer Bergbau. Die beigegebenen Bilder sollen dazu dienen, die innere Anschauung der Zeit lebendig zu gestalten und insbesondere das Verständniß der Bergwerkstechnik zu erleichtern.

Ilmenau. Dr. Iulius Voigt.

Die Zukunft,
Elektrokapital.
^^?ie AEG wird nach der Kapitalserhöhung 155 Millionen besitzen
und das Titanenterzett (Krupp 180, Gelsenkirchen 180, HAL
150 Millionen) in ein Quartett verwandeln. Daß sie so viel neues Geld
haben kann, wie sie will.dankt dieGefellschaft der oft angefeindeten The-
saurirungpolitik. lieber Mangel an Liquidität war dort nie zu klagen.
Die Bilanz vom dreißigsten Iuni 1911 wies 2,83 Millionen Kasse und
Wechsel und 44,39 Millionen Bankguthaben aus, während die Kredi-
toren (nebst einem 25 Millionen betragenden Guthaben der zum Con-
cern gehörenden Firmen) nicht mehr als59Millionen ausmachten. Aber
vorsichrigeFinanzkunst sorgt, daß zwischen den verfügbarenMitteln und
den Anlagen, auch bei erheblicher Ausdehnung des Betriebes und Ge-
schäftsbereiches, das Verhältnis^ sich nicht verschlechtert. Deshalb wurde
im vorigen Iahr eine 4Vs prozentige Anleihe von 30 Millionen aufge-
nommen und wird nun, durch die Emission von 25 Millionen neuer
Aktien, ein Betrag von mehr als 59 Millionen (auf je 7 alte Aktien
wird ein neues Stück zu 219 Prozent gegeben) flüssig gemacht. In
ziemlich kurzer Zeit werden 89 Millionen Mark dem Geldmarkt für
den Betrieb der AEG entzogen. Deren Umsatz soll wieder beträchtlich
gestiegen sein; aber nicht jede Steigerung des Umsatzes bewirkt, wie
Emil Rathenau gesagt hat, eine Erhöhung der Rentabilität. „Aus jede
Mark Mehrumsatz muß eine Mark Betriebskapital gelegt werden."
Diese geschäftliche Erkenntniß hilft zu richtigem Urtheil über den Ka-
pitalbezirk der AEG, dessen Börsenwerth fast 409 Millionen Mark
(ohne die 89 Millionen Obligationen) beträgt. Eine Riesensumme.
Das Agio ist eine gefährliche Erfindung; aber es ermöglicht den
Gesellschaften, die sich seiner freuen dürfen, die leichte Abwickelung ih-
rer Finanzgeschäfte. Die AEG hats bequemer als der Siemens-
Schuckert-Concern, der seinen Geldbedarf in den letzten Iahren nur
durch die Ausgabe von Obligationen decken konnte. Die Vermehrung
der fundirten Schulden bedeutet für eine Aktiengesellschaft nicht nur
eine Belastung der Verantwortlichkeit, sondern auch eine „Rentabili-
tätverpflichtung/. Die Zinsen auf Schuldverschreibungen müssen unter
allen Umständen aufgebracht werden; die Dividende steht nicht unter
solchem Zwang. Bei Siemens-Schuckert ist eine Ertragsverminderung
nicht zu fürchten. Den Weg der Anleihe empfiehlt die Struktur des
Unternehmens. Im Mittelpunkt stehen die Siemens-Schuckert-Werke,
die in die Form der G. m. b. H. gekleidet und an deren Eigenart ge-
bunden sind. Wäre das Unternehmen Aktiengesellschaft, dann könnte
sie, nach der üblichen Technik, Effektenkapital in Geld umwandeln.
Auch ist bei Siemens die Mehrheit des Aktienkapitals in den Händen
der Familie und längst ist kein Geheimniß mehr, daß die Geschäftskunst
am Askanischen Platz anders verstanden wird als am Friedrich-Karl-
Ufer. Das wird noch sichtbarer werden, da Dr. Berliner, wie mit-
getheilt wird, nächstens ausscheidet. Die Siemens-Schuckert-Werke,

deren Aufträge von Iahr zu Iahr wachsen, müssen durch reichliche Zuführung neuer Betriebsmittel für die Erhaltung des Gleichgewichtes sorgen. 1911 wurde von den beiden Stammhäusern ein luit 6>/s Prozent verzinsliches Darlehen von Ig Millionen gewährt, das sich seitdem auf S0 Millionen erhöht hat. Die Firma Siemens S Halske hat das Darlehen ohne Veränderung ihres eigenen Kapitals aufgebracht (die Aktiensumme von 63 Millionen besteht seit 190Z; und die Anleihen, die im Iuli 1911 noch M/4 Millionen ausmachten, sind seit 190« nicht vermehrt worden), während die Schuckert-Gesellschaft ihr Stammkapital zweimal um je 1g (auf 70 Millionen) erhöhen mußte. Die S-S-W kamen aber mit dem unkündbaren Darlehen nicht aus, sondern nahmen noch, durch Obligationen, eine 4Vsprozentige Anleihe von 30 Millionen auf. Die hat auch nicht lange gereicht; abermals sollen jetzt 30 Millionen an die Börse zugelassen werden. Daß die S-S-W neben ihrem Gesellschaftkapital von 90 und dem Darlehen von 50 eine Schuld von rund 80 Millionen aufgehäuft haben, läßt zwar auf gute geschäftliche Chancen schließen, mahnt aber auch an die Schwierigkeit, die Rentabilität zu wahren. Der Siemens-Schuckert-Concern hat in seinen Aktien, Antheilen und Obligationen einen Nominalwerth von 366 (nach dem Börsenkurs sinds fast S00) Millionen. Die beiden stärksten Gruppen der elektrotechnischen Industrie gebieten also über eine Milliarde; und diese Summe wüchse noch um ein großes Stück, wenn ihr das Kapital der von den Titanen beherrschten Gesellschaften zugerechnet würde. Die zum Bereich der AEG gehörende züricher Elektrobank bringt ihr Aktienkapital von 60 auf 75 Millionen Francs; auch die Elektrizität-Lieferung-Gesellschaft, die 2Z Elektrizitätwerke betreibt und durch Effektenbesitz an zahlreichen anderen Unternehmen beteiligt ist, hat im Mai ihr Stammkapital (von 20 auf 30 Millionen) erhöht. Ihre Schwester, die Aktiengesellschaft „Siemens" (Elektrische Betriebe), hat es in diesem Iahr von 7>/s auf 12 Millionen gebracht. Obwohl beide Gesellschaften „Rahmtöpfe" sind, hat die Geburt junger Aktien den Kurs der alten Stücke nicht gefördert. Gesellschaften, die im Verborgenen blühen, kommen eben nicht leicht in die Käufergunst.

Herr Theodor Berliner aus dem Direktorium der S-S-W ist, vielleicht, um nach dem Scheiden seines Bruders bei Siemens nicht einsam zu sein, in den Vorstand der Bergmann-Elektrizitätwerke eingetreten. Damit hat die neue Aera begonnen, von der die Sanirung Bergmanns erhofft wird. Im Mai 1912 wurde die Erhöhung des Aktienkapitals der Bergmann-Gesellschaft (um 29) auf 52 Millionen beschlossen. Von dieser Summe sind 8Vs Millionen an die S-S-W begeben worden. Herr von Gwinner hat, als Bergmann gewichtet wurde, den Mangel kluger kaufmännischer Disposition sehr scharf getadelt; und er war gewiß kompetent, da die Deutsche Bank seit Iahren im Aufsichtrath der Bergmann-Werke vertreten ist. Der n:ue kaufmännische Direktor, Herr Berliner, ist dem technischen Leiter, Geheimrath Bergmann, koordinirt. Die erste Angelegenheit, die mit seinem Namen

in Verbindung gebracht wurde, betrifft die von Bergmann vor zwei Iahren gegründete „Bergmann-Elektrizität-Unternehmungen Aktiengesellschaft"; ein Finanzirunginstitut, das dem Stammhaus den Erwerb von Ueberlandcentralen, Elektrizitätwerken, Eisenbahnen erleichtern und dem aufstrebenden Concern die nothwendige Garnirung geben sollte. Das Aktienkapital wurde auf 12 Millionen festgesetzt und mit 25 Prozent eingezahlt. Die Bergmann-Werke sollten die Hälfte des Kapitals übernehmen. Das erste Geschäftsjahr schloß mit einer Unterbilanz von 313000 Mark; auch das zweite, das am dreißigsten Iuni ablief, hat einen Verlust ergeben, durch den sich das Defizit erhöhte. Das Programm der Nebengesellschaft muß begrenzt werden (einen Theil der Geschäfte hat das Mutterhaus übernommen), weil das Aktienkapital nur verzinst werden kann, wenn aller Aufwand für nutzlose Expansion vermieden wird. Und der Wettkampf ist hart. Im Bericht der Handelskammer Aachen steht der (den Kampfplatz hell beleuchtende) Satz: „Auf dem Elektrizitätmarkt spielt sich ein verzweifelter Kampf zwischen den Spezialfabriken und selbständigen Installationfirmen hüben und den Großfirmen drüben ab, der schließlich doch zu Gunsten des Großkapitals entschieden werden wird, wenn nicht die Regirung bald energische Maßnahmen zum Schutz der mittleren Betriebe trifft". Der Staat soll helfen. Wie? Das wird nicht verrathen. Vermögenskonfiskation, Boykott, Aussperrung von den Geschäften? Was soll er den Großen, den Leistungfähigsten, anthun? Auch diesen Mächtigen wirds nicht leicht, sich im eroberten Gebiet zu behaupten. Die Deutsch-Ueberseeische Elektrizitätgesellschaft, das dem Aktienkapital nach größte Unternehmen nach der AEG (im Februar wurde, durch Emission von 20 Millionen neuer Aktien, das Stammkapital auf 120 Millionen gebracht, nachdem seit 1909 die Aktiensumme mit erstaunlicher Geschwindigkeit in die Höhe geklettert war), ist durch das Auftreten zweier Rivalen in Buenos Aires zur Gegenwehr genöthigt worden. Eine italo-argentinische Elektrizitätgesellschaft hat eine Konzession gefordert; die Aktiengesellschaft Lacroze detreibt ein eigenes Elektrizitätwerk, von dem eine Elektrische Straßenbahn versorgt wird, und hat das Recht, elektrischen Strom in Stadt und Provinz Buenos Aires für Beleuchtung oder gewerbliche Zwecke abzugeben. Warum die Gesellschaft von dieser Konzession bisher keinen Gebrauch machte, weiß man nicht. Ietzt hat sie sich ihrer erinnert und für die nothwendigen staatlichen Kautelen gesorgt. Ob der Deutsch-Ueberseeischen gelingen wird, durch Unterbieten der Preise im Wettbewerb zu siegen? Die Rücksicht auf die eigene Dividende beschränkt die Möglichkeiten des Preiskampfes und die Größe des Betriebskapitals ist in diesem Fall eher ein retardirendes als ein förderndes Moment. Wer die Risiken des „Großkapitals" unbefangen beurtheilt, kann nicht fordern, daß es mit Sammethandschuhen in den Konkurrenzkampf ziehe. Und wer die Leistung des Elektrokapitals prüft, kann nicht kritiklos die Schauermär vom schädlichen Monopol nachschwatzen.

^ La d o n.

Herausgeber und uerantwortlicher Redakteur: Marimtltan Karden in Berlin. — Perlag der Iulnnst in Berlin. — Druck uon Paß « Garlcb <S, m, b tz. in «erlin,